Digitized by Google

BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Stöckler sc. 1779.

Anzeigen

4° Lc. 3. -1789

Digitized by Google

<36629667880011

<36629667880011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

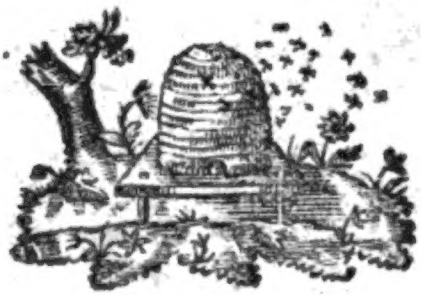
Hannoverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

so

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind.



27ster Jahrgang,

vom Jahre 1789.

Hannover,
gedruckt bei G. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1790.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Erstes Register,

Rubriken, vom Jahre 1789.

Stück.

1. I. Bemerkungen über die Bauart unserer Schornsteine, in Rücksicht auf eine mögliche Feuersgefahr, nebst Vorschlägen, dieser abzuhelfen. Vom Hrn. Hofrath Ebell in Hannover.
II, Anekdoten. Von Hrn. Dörrien.
2. I. Preisschrift, worin die von Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen gegebene Aufgabe: Welches sind die sichersten, und nach der jetzigen Verfassung der deutschen Staaten die leichtesten und wohlfeilsten Mittel, die Heerstraßen wider Räubereien und andere Gewaltthätigkeiten zu sichern. Vom Hrn. Graf Woldemar Friedrich von Schmettau.
II. Entzündete Schornsteine geschwind und sicher zu löschen.
3. Fortsetzung der ersten Abhandlung.
4 Fortsetzung.
5. Fortsetzung.
6. Schluß.
7. Zwanzigjährige Geburt- und Sterbelisten der Stadt Hannover, von 1768 bis 1787, nebst einem Nekrologium vom Jahre 1788 Vom Hrn. Geheimten Canzleisecretair Klockenbring in Hannover.
8. I. Schluß.
II. Etwas über den Gebrauch und Verbrauch der Steinkohlen in England. Von G. F. Wehrs in Hannover.
III. Etwas über des Herrn D. Brückmanns Berechnung der Preise der Diamanten. Von Hrn. Rosenthal zu Northausen.
9. I. Nachricht von der strengen Kälte in Hannover, im December 1788 und Januar 1789. Von Hrn H.
II. Großmuth, ein nothwendiges Stück wahrer Tapferkeit. Aus dem Englischen.

Stück.

10. Von der Heringsfischerei der Holländer und Engländer. Von G. F. Wehrs in Hannover.
11. I. Fortsetzung.
II. Erfindung, das Wasser lange trinkbar zu erhalten. Aus dem braunschweigischen Magazin.
12. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Naturhistorie der Austern.
III. Etwas über die Baumzucht in England. Von G. F. Wehrs in Hannover.
13. I. Die verschiedenen Arten der Pottasche, nebst ihrer Anwendung.
II. Beitrag zur Naturgeschichte des Zukrohrs. Aus dem Englischen von G. F. Wehrs in Hannover.
14 I. Witterung zu Cuxhaven, am Ausfluß der Elbe, 1788. Von Hrn. W. zu C.
II. Zu verhindern, daß die Bretter und Zimmerhölzer an den Schiffen nicht wurmstichicht werden.
III. Anekdote.
15. I. Ueber den Bau der Ranunkeln. Von Hrn. Neuenhahn zu Northausen.
II. Mittel, die Farben der Tücher und Zeuge zu probiren, ob sie ächt sind, oder verschiessen. Aus den mindenschen Anzeigen.
III. Erdäpfelstärke. Aus dem braunschweigischen Magazin.
IV, Anfrage.
16. I. Ursachen der vermehrten oder verminderten Ausdünstung des Menschenkörpers.
II. Die Gefahr der verdorbenen Stubenluft.
III. Ueber das Opium.

Digitized by Google

Erſtes Regiſter.

Stück.

IV. Ueber den amerikaniſchen Leinſaamen.

17. I. Launigte Erzählung der Unglücksfälle eines blöden Mannes. Aus dem Engliſchen.

II. Stand des Fahrenheitiſchen Thermometers zu Völkſen bei Hannover, bei der ſtrengen Kälte im December 1788, und Jannar 1789.

III. Etwas über das Wallnußöl. Vom Hrn. Hausvogt Garven zu Jeinſen.

IV. Nachtrag zu dem Aufſatz: Vom Wallnußöl.

18. I. Von den armen Kranken in Hannover. Vom Hrn. Hofmedicus Hanſen in Hannover.

II. Robert Machin. Aus dem Franzöſiſchen von Hrn. G. A. H. Oelrichs.

III. Ueber Vielfreſſer.

19. I. Ueber die Bibliothek des Vatikans zu Rom. Aus dem Franzöſiſchen von Hrn. G. A. H. Oelrichs.

II. Der zufriedene Bauer. Aus dem Engliſchen.

III. Aufgabe.

20. I. Verbeſſerter Unterricht wegen des inländiſchen Tabacksbaues. Vom Hrn. Ziegleiverwalter F. F. Wundram zu Herrnhauſen.

II. Anekdote.

21. Fortſetzung der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

22. I. Fortſetzung.

II. Anekdote.

23. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

24. I. Extract einer Stadt-Hannoveriſchen Policeiordnung vom Jahre tauſend achthundert neun und achtzig.

II. Beitrag zur Geſchichte des Glas und Steinfreſſers Joſeph Kolnicker. Von Hrn. G.

II. Verzeichniß einiger weſtphäliſchen Provinzialausdrücke, vorzüglich in der Grafſchaft Diepholz. Von Hrn. Müller zu Burlage.

Stück.

III. Verzeichniß einiger abergläubiſchen Gebräuche und Meinungen in Weſtphalen. Von Hrn. Müller zu Burlage.

IV. Nachricht von der auſſerordentlichen Fähigkeit eines Negerſklaven in Maryland, alles gleich im Kopfe auszurechnen. Aus dem Engliſchen von G. F. Wehrs in Hannover.

V. Anfrage.

25. Die Schule zu Roßdorf bei Göttingen. Ein Muſter einer wohl eingerichteten Landſchule. Von Hrn G. F. D. zu P.

26. I. Ueber die Misbräuche bei den Sterbekaſſen. Von Hrn. F. L. Lüders zu Hameln.

II. Nachricht von einem äußerſt ſonderbaren Phänomen in der Botanik. Von G. F. Wehrs in Hannover.

III. Etwas zur Geſchichte der Philoſophie.

27. Ueber die Moden. Aus dem Spaniſchen von Hrn. von Almendingen zu Lauenſtein.

28. I. Wochenſchriften und Poſtwagen. Eine Parabel.

II. Ein bisher nicht bekanter inländiſcher Kaffee.

III. Froſtableiter.

IV. Vom Ohrwurm.

V. Klub; iſt deutſchen Urſprungs.

VI. Anfrage. Von Hrn S. zu R.

29. I. Vom Blatternkaufen unter den Landleuten, nebſt einigen Anmerkungen über das Alter der Kinderpocken. Von G. F. Wehrs in Hannover.

II. Anekdote.

30. I. Lebensbeſchreibung des heiligen Bonifaz. Von Hrn. S.

II. Die Kartoffeln auf eine auſſerordentlich wohlſchmeckende Art zu kochen.

III. Die Vertilgung der Ratten und Maulwürfe betreffend.

31. I. Lobſchrift auf den verſtorbenen Grafen von Büffon. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Hrn. Palm in Hannover.

II. Gaskonade. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Hrn. von A. zu L.

Digitized by Google

Rubriken, vom Jahre 1789.

Stück.

III. Anfrage. Vom Hrn. Geheimten Canzleisecretair Klockenbring in Hannover.

32. I. Schluß der Lobschrift auf den Grafen von Büffon.

II. Versuch einer Beantwortung der Anfrage im 19ten Stück des diesjährigen hannoverischen Magazins. Von Hrn. J. A. A. Meyer in Göttingen.

III. Beantwortung der Anfrage über die Schwade, oder Mannagrütze. Von Hrn. E. F. Gutzeit in Hannover.

33 Anmerkungen über den Beitrag im 104ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre: den Negerhandel betreffend. Von Hrn. E. C. Noltemeyer zu Münder.

34. Die unschuldige Vagabondin.

35. I. Gründliche Nachrichten von dem Zustande der Negersklaven in den holländischen Kolonien in Amerika. Von Hrn. E. C. Noltemeyer zu Münder.

II. Eine bei dem Blutbade in der Stadt Oczakow im December 1788 gemachte Bemerkung. Aus dem Briefe eines russischen Officiers.

36. I. Ueber die Ausrottung der Kinderpocken. Vom Hrn. Garnisonprediger Lindemann in Lüneburg.

II. Anfrage.

37. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Etwas über zwei neue inländische Wollarten. Von G. F. Wehrs in Hannover.

38. I. Thomas Plater.

II. Lehre eines Vaters an seinen Sohn.

III. Eine Salbe, bei sogenannten Frostbeulen zu gebrauchen.

39. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Vorschlag, Kälber mit Heuwasser und Milch zu nähren.

III. Mittel wider den Wurm am Finger. Von W

IV. Beantwortung der im 15ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre befindlichen Anfrage.

Stück,

40 I. Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1789. Von Hrn. W. zu C.

II. Ueber alte Frauen. Aus dem Englischen übersetzt.

III. Sonderbare Beispiele von Wahnsinn. Aus dem Englischen übersetzt.

41. I. Ueber Wiederwuchs des Eichenholzes. Von Hrn. J. J. v. U zu Clausthal.

II. Etwas über den Durst der Hunde, wenn sie angebunden liegen. Von Hrn. J. Köhne zu Achim.

42. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Beschreibung zwoer chinesischen Wasserpflanzen. Von Hrn. Wedekind zu Bentheim.

III. Vorschlag. Von G. F. Wehrs in Hannover.

43. I. Von der Runkelrübe. Von G. F. Wehrs in Hannover.

II. Bemerkung und Antwort über und auf den im 28ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre befindlichen Aufsatz: Klub; ist deutschen Ursprungs. Von Hrn. Quentin in Münden.

III. Nachlese zu dem Verzeichniß einiger Provinzialausdrücke in Westphalen, vorzüglich in der Grafschaft Diepholz. Von Hrn. Müller zu Echem.

IV. Anekdote.

44. I. Empfehlung der Gewitterstangen zum Nutzen des Ackerbaues Vom Hrn. Professor G. A. Kohlreif in St. Petersburg.

II. Anfrage.

45. I. Beitrag über den Grad der Kälte des letzteren Winters hier in Hannover, und besonders über das Eindringen derselben in den Erdboden. Vom Hrn. Hofrath Ebell in Hannover.

II. Etwas über Lumpenmagazine. Von G. F. Wehrs in Hannover.

III. Neue in England bekant gemachte Erfindung, das Leder gahr zu machen. Von G. F. Wehrs in Hannover.

46. I. Familiengespräch. Aus den westphälischen Beiträgen von 1789.

Erſtes Regiſter.

Stück.

II. Anekdote.

47. I. Fortſetzung des im vorigen Stück abgebrochenen Familiengeſprächs.

II. Die Käſemilbe.

48. I. Schluß des im vorhergehenden St. abgebrochenen Familiengeſprächs.

II. Beitrag zur Beantwortung der Anfrage im 36ten Stück dieſes Magazins von dieſem Jahre, den Steinkohlenbrand betreffend. Von Hrn. Alberti in Hannover.

III. Etwas über die Gänſepeſt, nebſt einer Anfrage: um ein etwa dawider bekant ſeyendes Mittel.

IV. Anekdote.

49. I. Von dem hieſigen Gewichte. Von Hrn. A. Pfannenſchmid in Hannover.

II. Schreiben eines Landwirths in Gloceſterſhire an ſeinen Freund: eine nützliche und durch Erfahrung beſtätigte Entdekkung in der Landwirthſchaft betreffend. Aus dem Engliſchen überſetzt.

III. Nachricht, die Arve betreffend. Von Hrn. A. L. Pfannenſchmid in Hannover.

50. I. Nachricht von den Verhandlungen der celliſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft in den beiden Frühjahrsverſammlungen 1789.

II. Von Verbeſſerung der Butter.

III. Mittel wider die Motten.

51. I. Des Herrn von Maupertuis Beſchreibung einer Reiſe in das mitternächtliche Lappland, um ein altes Monument aufzufinden.

II. Beantwortung der im 48ten Stück dieſes Magazins von dieſem Jahre enthaltenen Anfrage: Giebt es ein Mittel gegen die ſogenannte Gänſepeſt? Vom Hrn. Cammerſecretair C. D. Meyer in Hannover.

52. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Brief eines Engländers in Calcutta an ſeinen Vater in London.

III. Anekdote.

Stück.

53. I. Praktiſche Anweiſung zu Ausgrabung und Reinigung der Abzugsflüſſe. Von Hrn. C. L. Schlöpke zu Cadenberg.

II. Von der Dauer des braunen Kohls. Von Hrn. J. Köhne zu Achim.

III. Vom Perlauche. Von Hrn. J. C. Schulz zu Lüneburg.

IV. Anfrage. Von Hrn. Klbg. in H.

54. Loubert der Menſchenfeind. Aus dem Engliſchen überſetzt von Hrn. — t in H.

55. I. Schluß.

II. Von dem Mäuſefaß. Ein Auszug aus einer Wettſchrift: Ueber die Reinlichkeit in den Haushaltungen der Landleute. Von W.

III. Beantwortung der im 65ten Stück dieſes Magazins vom Jahre 1787 gethanen Anfrage: über die Weglaſſung des n am Ende der deutſchen Adjectiven oder Beiwörter. Von Hrn. G. F. C. Börner in Hannover.

IV. Anfragen.

56. I. Ein geheilter kalter Brand am linken Fuß, der ſich einer unrecht behandelten Roſe zugeſellet hatte Von dem Herrn Brunnenarzt Biedermann zu Rehburg.

II. Die Schmeißfliege. Beitrag zur Naturgeſchichte. Von Hrn. H. T. L. Schnorr zu Koppenbrügge.

III. Zur Haushaltungswiſſenſchaft. Von W. in H.

57. I. Das Für; und Gegen, in Rückſicht auf die Gemeinde-Backöfen. Von W. in H.

II. Beitrag zu der Abhandlung im 49ten Stück dieſes Magazins von dieſem Jahre: Von den hieſigen Gewichten. Von Hrn. Süſſerott in Hannover.

III. Honigwein zu machen.

58. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Verzeichniß der Kinder, welche den 29ten Jun. auf dem hannöveriſchen Arbeitshauſe confirmirt worden ſind.

III. Von dem Faſten der Vuter. Vom Hrn. J. Köhne zu Achim.

IV.

Rubriken, vom Jahre 1789.

Stück.

IV. Ueber den ägyptischen Winterrocken. Von Hrn. Milz.

V. Anekdote.

59. I. Der sibirische Erbsenbaum.

II. Etwas zur Entzifferungskunde. Vom Hrn. Doctor Jugler zu Gifhorn.

60. I. Ueber die Formation der Basaltsäulen. Vom Hrn. Professor Arnemann.

II. Ein Versuch mit der Pflege einer Kuh, von ihr zehn Lispfund Butter in einem Jahre zu gewinnen.

III. Einige Nachricht auf die im 82ten Stücke dieses Magazins vom Jahre 1788 befindliche Anfrage. Von Hrn. V. zu W.

IV. Anfrage. Von Hrn. Rlbg. in Hannover.

61. Der Hagefolge. Von Hrn. Grdhft.

62. Einige Nachrichten und Bemerkungen über Japan, Tunkin und Konchinchina.

63. Beantwortung der Anfrage im 55ten Stück dieses Magazins: Wie sind Wetterableiter auf Windmühlen anzulegen? Vom Hrn. Consistorialsecretair Wolff in Hannover.

64. I. Schluß.

II. Nachricht von einer blühenden Aloe. Vom Hrn. Cämmerer Rumann zu Northeim.

65. I. Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1789. Von Hrn. W. zu C.

II. Beschreibung der Fledermaus, besonders der großen auf Madagaskar, und des amerikanischen Vampyrs. Aus dem Englischen übersetzt von Hrn. R. zu B.

III. Ueber das Mutterkorn. Von Hrn. Wedekind zu Bentheim.

66. I. Bruchstück aus einer Reise nach Italien. Von Hrn. Timäus in Hamburg.

II. Ein Kitt, der überall kein Wasser durchläßt.

67. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

Stück.

II. Ueber die deutsche Heterographie. Vom Hrn. G. Gieseke.

III. Anfrage. Von Hrn. K.

68. I. Schluß der zweiten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Etwas zur Beantwortung der Anfrage im 60ten Stück dieses Magazins: die weißen Hüte betreffend. Von G. F. Wehrs in Hannover.

III. Ueber In- und Aufschriften der Briefe. Von Hrn. Müller zu Burlage.

69. I. Auszug aus der Lebensbeschreibung des Hrn. Poivre, Ritters des heil. Geistordens und ehnmaligen Intendanten der Inseln Isle de France und Bourbon.

II. Ueber die sogenannte Gänsepest. Von G. F. Wehrs in Hannover.

III. Anfrage.

70. I. Fortsetzung des Auszugs aus der Lebensbeschreibung des Hrn. Poivre, Ritters des heiligen Geistordens, und ehemaligen Intendanten der Inseln Isle de France und Bourbon.

II. Beantwortung der Anfrage im 55ten Stück dieses Magazins: vom Anbau des Kalmus. Vom Hrn. E. F. Gutzeit in Hannover.

71. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Nachricht wegen des sibirischen Erbsenbaumsaamen. Von W. in H.

72. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

73. I. Etwas über die Stadt Uslar am Solling und die umliegende Gegend.

II. Anekdote.

74. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Ein Beispiel von den schädlichen Folgen einer unrichtig behandelten Krätze. Vom Hrn. Doktor K. W. Roth zu Vegesack.

III. Beschreibung eines Naturspiels, da ordinaire Elstern einige Jahre nach einander jedesmal eine weiße Junge ausbrüteten. Vom Hrn. Amtmann C. L. Niemeyer zu Springe.

Stück.
75. I. Die Baſtille. Aus der Beilage des 99ten Stückes der berliner Haude und Spenerſchen Zeitung.
II. Noch ein Wörtgen über frühe Beerdigungen. Von W. in H.
76. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Beantwortung der im 67ten Stück dieſes Magazins v. d. J. vorgelegten Frage über die widerſprechend ſcheinende Wirkung der letzten Kälte, in kältern und wärmern Gegenden. Vom Hrn. Forſtſchreiber J. W. Illing in Hannover.
III. Anfrage.
77. I. Klage und Bittſchrift einer achtäſſigen Piſtole. Ein Beitrag zur Münzgeſchichte.
II. Etwas von Keilſteinen, den irrig ſogenannten Donnerkeilen. Von Hrn. W. zu E.
78. Beſchreibung eines algieriſchen Schafbocks.
II. Nachricht von den Nachkömmlingen des algieriſchen Schafbocks. Vom Hrn. Amtmann O. C. Niemeyer zu Springe.
III. Erfahrungen über den Zuwachs des Eichenholzes und deſſen Verhältniß, ſowohl unter ſich nach dem Unterſchiede des Alters, als gegen Büchenholz. Von Hrn. W. zu P.
IV. Nachricht von einer beſondern Art Brantewein, der in Schweden gebrannt wird. Von G. F. Wehrs in Hannover.
79. I. Ueber die Schädlichkeit des Taxus bei Thieren. Vom Hrn. Profeſſor A. C. H. in Hannover.
II. Vorſchlag zu einem Taktmeſſer zur Muſik. Von Hrn. Roſenthal zu Nordhauſen.
III. Noch eine Beantwortung der Anfrage im 55ten St. dieſes Magazins v. d. J: Wie ſind Wetterableiter auf Windmühlen anzulegen?
80. I. Ueber den Gebrauch des Eiſes.
II. Nachricht von der im Orient üblichen Gewohnheit des Gliedertreibens.
Stück.
III. Von dem Worte Entſprechen.
81. I. Kurze ſtatiſtiſche Ueberſicht von Frankreich. Von Hrn. Palm in Hannover.
II. Anfrage. Von Hrn. B. in R.
82. Fortſetzung der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
3. I. Schluß.
II. Noch etwas vom muſikaliſchen Zeitmeſſer. Von G. F. Wehrs in Hannover.
III. Schutzrede für das Wort Entſprechen. Von Hrn. von Klg. in H.
IV. Nachricht von einem Birnbaum, welcher in einem Jahre zweimal geblühet hat. Von Hrn. F. zu Wittingen.
V. Berichtigung einer Stelle im Noth- und Hülfsbüchlein.
VI. Anekdote.
84. I. Beſchreibung der Inſel Staffa. Vom Hrn. Profeſſor Arnemann.
II. Nachricht von dem Acazien- oder ſibiriſchen Erbſenbaum, welcher im 59ten Stück dieſes Magazins, von dieſem Jahre empfohlen wird. Von Hrn. J. A. von Becquer zu Eistrup.
III. Von den Blaſen auf dem Waſſer beim Regen.
IV. Anfrage.
85. I. Würkungen der letzten Winterkälte $\frac{1788}{1789}$ auf das Pflanzenreich. Vom Hrn. Hofgärtner Stein zu Detmold.
II. Eine neue Grasart. Von G. F. Wehrs in Hannover.
III. Anekdote.
86. I. Leben des berühmten deutſchen Malers Anton Raphael Mengs. Von Hrn. G. F. W. Bn. in Hannover.
II. Vom Nutzen der Steinkohlenaſche. Aus der caſſelſchen Policei- und Commerzzeitung.
III. Etwas zu der Erfindung das Waſſer lange trinkbar zu erhalten.
87. I. Verzeichniß der Lektionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1789 bis Oſtern 1790 gegeben werden.

Stück.
II. Etwas über die Baſtille und ihren Erbauer. Vom Hrn. Obergerichtsprocurator Münter in Hannover.
III. Zuverläßige und bewährte Mittel gegen das Erfrieren der Kartoffeln.
IV. Anfrage.
88. I. Noch ein Wort über Indöſtrieſchulen. Vom Hrn. Paſtor Dinglinger zu Barenſen.
II. Anekdote.
89. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
90. Schreiben aus Paramaribo, der Hauptſtadt in den holländiſchen amerikaniſchen Kolonien. Von Hrn. J. G. Hölling.
91. I. Schluß des Schreibens aus Paramaribo.
II. Feſt der Ackerweihe in Sina.
III. Noch etwas von der Schwade oder Mannapflanze. Von Hrn. J. Köhne zu Achim.
IV. Einfall eines Spaziergängers.
92. I. Ueber Blitz- und gegen Froſtableiter. Von Hrn. St. zu G.
II. Etwas zur Beantwortung des im 64ten Stück dieſes Magazins enthaltenen Vorſchlages: aus zweilandesprodukten weiße Hüte zu machen. Von Hrn. F. G. Gräven in Hannover.
93. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Beitrag zur Kenntniß deutſcher Sitten und Gebräuche zu Anfange dieſes Jahrhunderts. Von Hrn. J. H. F. S. zu Braunſchweig.
III. Den braunen Kohl vor dem Erfrieren zu bewahren. Von Hrn. J. Köhne zu Achim.
IV. Vom Nutzen der reifen Gurken. Von Hrn. J. Köhne zu Achim.
V. Berichtigung einer Stelle im Roth- und Hülfsbüchlein. Von Hrn. Becker zu Gotha.
VI. Anekdote.
94. I. Wie die Lohaerbereien durch inländiſche Pflanzen, um die Eichen zu ſchonen, und fremde Materialien zu erſparen, fortzuſetzen ſind.
II. Ueber den Nutzen des Kälberkrops. Von Hrn. S.
III. Anekdote.
95. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Noch etwas über den Bau und die Benutzung der Runkelrüben. Von Hrn. E. A. R. in Celle.
96. I. Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1789. Von Hrn. W. zu C.
II. Nordcarolina. Von Hrn. Velthuſen zu Roſtock.
III. Etwas über die inwendigen Klappen in den Schornſteinen. Von Hrn. K.
IV. Anfrage.
97. I. Von der diesjährigen epidemiſchen Ruhr zu Gifhorn, als Beitrag zur Geſchichte der vaterländiſchen Geſundheitsconſtitutionen. Vom Hrn. Doctor und Landphyſicus Jugler.
II. Anekdote.
98. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Etwas über die Wanzen, und ein Mittel dagegen. Von Hrn. J. L. D. G. in Berlin.
99. I. Vom ſibiriſchen Staudenrocken. Von Hrn. H. G. v. K. zu R. im L.
II. Auszug eines Schreibens aus einem benachbarten Lande, Bohnen- und Erbſenzuſatz zu Rockenmehl betreffend. Von Hrn. D. zu W.
III. Klagen und Bittſchrift eines kranken Hengſtfüllen.
IV. Anfrage. Vom Hrn. Geheimten Canzleiſecretair H. A. Klockenbring in Hannover.
100. I. Etwas über die Triebe der Thiere. Vom Hrn. Amtmann G. C. Niemeyer in Springe.
II. Etwas zur Naturgeſchichte und Oekonomie des Schwans.
101. I. Schluß der 2ten Abhandlung des vorhergehenden Stücks.

Stück.
II. Einige Anmerkungen über die eigenen Namen der Menſchen. Vom Hrn. Cantor J. C. Winter in Hannover.
102. I. Schluß der 2ten Abhandlung des 101ten Stücks.
II. Edler Zug im Charakter eines Indianers.
III. Sprachbemerkungen über die Wörter: an und nicht. Von Hrn. Müller zu Echem.
103. I. Zur Beantwortung der Anfragen im 99ten Stück dieſes Magazins, das Branteweinbrennen mit Steinkohlen betreffend. Von Hrn. W. in W.
II. Noch etwas zur Beantwortung der Anfrage im 99ten Stück dieſes Magazins von dieſem Jahre, die Anwendung der Steinkohlen zum Branteweinbrennen betreffend.
III. Etwas über die Steinkohlenfeurung in Schleſien und England. Von G. F. Wehrs in Hannover.
IV. Beitrag zu dem Aufſatze im 99ten Stück dieſes Magazins von dieſem Jahre, den Zuſatz von Bohnen und Erbſen zum Rockenmehle betreffend. Von Hrn. W. zu W.
V. Indüſtrie-Anekdote. Von Hrn. Paſtor Wagemann in Göttingen.
VI. Anfrage.
104. I. Nachtrag zu der im 53ten Stück dieſes Magazins v. J. 1787. gegebenen deutlichen Anweiſung, Seife zu ſieden.
II. Anekdote.

Zweites Regiſter,

nach alphatetiſcher Ordnung.

Vom Jahre 1789.

A.

Abzugsflüſſe, Anweiſung zu Ausgrabung und Reinigung derſelben, 833
Ackerbau, wie er durch Gewitterſtangen zu verbeſſern iſt, 689
Ackerweihe, ein ſineſiſches Feſt, wird beſchrieben, 1447
Almendingen, von, deſſen Abhandlung über die Moden, 417
Aloe, Nachricht von einer, die im Jun. 1789 zu Northeim blühete, 1021

Anekdoten:

1) Von Diogenes und Bion, 15. 2) vom Hauptmann Gregg, 223. 3) von Robert Machin, 279. 4) von einem Negerhändler, 319. 5) der edelmüthige Neger, 351. 6) lächerliche Höflichkeit, 463. 7) von einem jungen Herrn, 687. 8) einem Bauer, 735. 9) von einem jungen Mädchen, 767. 10) der ſchlechte Dichter, 831. 11) Catull und ein Redner, 928. 12) über die Gaſtfreiheit der Araber, 1151. 13) über die Moden der Damen unter Carl VI. 1167. 14) der blinde Stoffer, 1327. 15) vom ſineſiſchen Kaiſer Hamiri, 1359. 16) von einem Maler, 1407. 17) von einem furchtſamen Menſchen, 1503. 18) von einer franzöſiſchen Gerichtsſeſſion, 1551. 19) Indüſtrie-Anekdote, 1640

Anfragen und Aufgaben.

I. Beantwortete:

Wie man die mit Goldfirniß überzogenen Beſchläge putzt? 239. 623. Wie man das Bleiweiß ohne Reiben fähig macht, ſich mit dem Leindl zu verbinden? 304. 503. Wie man die Mannagrütze verfertigt? 384. 509. Ueber den Nutzen der Arve, 447. 781. Ueber die Gemeinde-Backöfen, 493. 892. Iſt das Einheitzen der Zimmer mit Steinkohlen der Ge-

Geſundheit ſchädlich? 576. 759. Giebt es ein Mittel wider die Gänſepeſt? 765. 814. 1097. Beantwortung der Anfrage im 65ten Stück des Magazins von 1787, 875. Wie man an Windmühlen Gewitterableiter anlegt? 879. 993 f. 1263. Ueber den Anbau des Calmus, 880. 1119. Beantwortung der Anfrage im 82ten Stück des Magazins von 1788, 959. Woher es komt, daß der Gebrauch der weißen Hüte im Sommer, für Mannsperſonen, bei uns nicht allgemeiner wird? 959. 1081. 1467. Ueber die Urſache der ungleichen Wirkung der Kälte an einem Orte, 1022. 1214. Ueber die Naturgeſchichte des Schwans, 1343. 1593. Ob es nicht thunlich und rathſam ſeyn mögte, das Diſtilliren des Branteweins mit Steinkohlen zu bewürken? 1583. 1633 f.

II. Unbeantwortete:

Ueber die Worte geſcheut und geſcheid, 703. Woher es gekommen, daß der Terminus a quo und ad quem der allermeiſten Rechnungen auf Trinitatis ſtehet? 847. Wo findet man Nachricht von der an der Leine ſo bekanten Erdweide? 1103. Ueber das Erfrieren der Zwetſchenbäume, 1215. Ueber das Aufſchwellen des Rindviehes, 1265. Wie und auf was Art die Eicheln präparirt werden müſſen, wenn daraus Oel geſchlagen werden ſoll? 1391. Ueber das Sterben der jungen Canarienvögel? 1535. Ueber die Vertreibung der Mehlmieten? 1647

Arbeitshaus vor Hannover, Verzeichniß der auf ſelbigem am 29ten Jan 1789 confirmirten Kinder, 919

Arnemann, Profeſſor, deſſen Abhandlung über die Formation der Baſaltſäulen, 945. Beſchreibung der Inſel Staffa, 1329

Arve, Nachricht davon, 781

Ausdünſtung, Urſachen der vermehrten oder verminderten, des menſchlichen Körpers, 241 f.

Auſtern, Naturgeſchichte derſelben, 169 f.

B.

Backöfen, ſ. Gemeinde-Backöfen.

Baſaltſäulen, über deren Formation, 945

Baſtille, die, Nachricht davon, 1185. Erbauung derſelben, 1385

Bauer, der zufriedene, eine Erzählung, 297

Baumzucht in England, etwas darüber, 112

Beerdigungen, frühe, etwas darüber, 1198

Bibliothek des Vatikans, Nachricht davon, 289 f.

Blaſen auf dem Waſſer, über das Entſtehen derſelben, 1343

Blattern, über das Kaufen derſelben unter den Landleuten, 449. Alter der Kinderblattern, 456 f. Vorſchlag, ſie auszurotten, 561

Blitz- und Froſtableiter, Abhandlung darüber, 1457

Bohnen- und Erbſenzuſatz zu Mehl, etwas darüber, 1575

Bonifaz, der heilige, deſſen Lebensbeſchreibung, 465 f.

Botanik, Nachricht von einem ſonderbaren Phänomen darin, 411 f.

Brand, kalter, Nachricht, wie ſolcher geheilt worden, 881 f.

Brantewein, beſondere Art deſſelben, ſo in Schweden gebrannt wird, 1247

Bretter, zu verhindern, daß ſie nicht wurmſtichigt werden, 221

Briefe, über die Zu- und Aufſchriften derſelben, 1086

Brückmann, D. etwas über deſſen Berechnung des Preiſes der Diamanten, 125

Büffon, Graf von, Lobrede auf ihn, 481

Butter, wie ſie zu verbeſſern, 795. Verſuch mit der Pflege einer Kuh, von ihr 10 Liespfund Butter in einem Jahre zu gewinnen, 951

C.

Callcutta, Nachricht von daher, 830

Curhaven, am Ausfluß der Elbe, Nachricht

richt von der dortigen Witterung vom Oct. bis Dec. 1788, 209. f. vom Jan. bis März 1789, 626. vom April bis Jun. 1025. vom Jul. bis Sept. 1789, 1522

D.

Diamante, etwas über die Berechnung des Preises derselben, 125
Dickwurzeln, oder Runkelrüben, daraus wird ein wohlschmeckender Kaffee verfertiget, 440
Dinglinger, Pastor zu Parensen, dessen Abhandl. über Industrieschulen, 1393. f.
Dörrien, Anekdoten von ihm, 15
Düngung, Nachricht von einer neuen Art derselben in England, 775. f.
Durst der Hunde, die angebunden liegen, 655

E.

Ebell, Hofrath, dessen Abhandlung über die fehlerhafte Bauart unserer Schornsteine, 1. f. Nachricht über den Grad der Kälte des letzten Winters, 705
Eichenholz, über dessen Wiederwuchs, 6141. 2244
Eis, über den Gebrauch desselben, 1265
Elstern, ordinaire, Nachricht von einem Paare, das einige Jahre nach einander jedesmal eine weiße Junge ausbrütete, 1180.
Engländer, Nachricht von deren Heringsfischerei, 129. f.
Entsprechen, etwas über dieses Wort, 1079.
Entzieferungskunde, etwas darüber, 941
Erbsenbaum, der siberische, über dessen Bau und Nutzen, 929. f. 1135
Erbsenzusatz, zu Mehl, etwas darüber, 1575
Erdäpfelstärke, deren Verfertigung, 237. f.

F.

Familiengespräch, 721. f.
Farben der Tücher, wie sie zu probiren, ob sie ächt sind, 235
Federvieh, wie man solches auf eine leichte Art gegen Raubvögel sichert, 896.
Fest der Ackerweihe in Sina, wird beschrieben, 1447
Fledermauß, die amerikanische, Naturgeschichte derselben, 1031. f.
Frankreich, kurze statistische Uebersicht davon, 1281
Frauen, alte, Nachricht darüber, 631. f.
Frostableiter, Nachricht von dem, von Hrn. von Bienenberg erfundenen, 441. f. ob er würklich erfunden ist? 1458
Frostsalbe, 607

G.

Gänsepest, Nachricht darüber, 765. Mittel dawider, 814. 1097
Gaskonade, 493
Gebräuche und Meinungen, abergläubische in Westphalen, 379. f.
Geburts- und Sterbelisten, zwanzigjährige der Stadt Hannover von 1768. 1787, 97. f.
Gemeinde Backöfen, das Für und Gegen in Rücksicht auf selbige, 89
Gewicht, hiesiges, Bemerkungen darüber, 769. f. 910. f.
Gewitterstangen, Empfehlung derselben zum Nutzen des Ackerbaues, 689. wie man sie auf Windmühlen anlegt, 993
Gipseke, Otto, dessen Abhandlung über die deutsche Heterographie, 1063. f.
Gifhorn, Nachricht von der diesjährigen epidemischen Ruhr daselbst, 1537
Gliederreiben im Orient, Nachricht von dieser Gewohnheit, 1277
Goldfirniß, dessen Verfertigung, 623
Grasart, neue, Nachricht davon, 1357
Großmuth, ein nothwendiges Stück wahrer Tapferkeit, 139. f.
Gürzeit, dessen Abhandlung über die Schwade oder Mannapflanze, 510

H.

Hagestolz, der, ein Dialog, 961. f.
Hannover, zwanzigjährige Geburts- und Sterbelisten dieser Stadt von 1768 bis 1787. 97. f.
Hansen, Hofmedikus, dessen Nachricht von den armen Kranken in Hannover, 273. f.

Heer-

Heerstraßen, wie sie wider die Räubereien und Gewaltthätigkeiten zu sichern sind, 17. f.
Hengstfüllen, Klagen und Bittschrift eines kranken, 1577
Heringsfischerei, der Holländer und Engländer, Nachricht davon, 129. f.
Herkulanum, Nachricht davon, 1041
Heterographie, deutsche, etwas darüber, 1063
Hölling, J. G. dessen Briefe aus Paramaribo in Amerika, 1425. f.
Holländer, Nachricht von deren Heringsfischerei, 129. f.
Honigwein, wie man solchen verfertigt, 912
Hüte, weiße, etwas darüber, 1081. 1467
Hunde, etwas über deren Durst, wenn sie angebunden liegen, 655
Hundsgrotte, in Italien, wird beschrieben, 1041

J.

Japan, Tunkin und Konchinchina, Nachrichten und Bemerkungen darüber, 977
Ilefeld, Verzeichniß der Lektionen, welche auf dem dortigen Pädagogio von Michaelis 1789 bis Ostern 1790 gegeben werden, 1377
Industrie-Anekdote, 1646
Industrieschulen, Abhandlung darüber, 1393
Italien, Bruchstück aus einer Reise dahin, 1041
Jugler, Doktor, dessen Beitrag zur Entzifferungskunde, 941, Nachricht von der diesjährigen epidemischen Ruhr zu Eisborn, 1517

K.

Kälber, Vorschlag sie mit Heuwasser und Milch zu nähren, 619
Kälberkrop, ob er dem Vieh schädlich ist? 1503
Kälte, Nachricht von der strengen zu Hannover im December 1788 und Januar 1789. 129. f. zu Völkfen, bei Hannover 267. 705. Wirkungen derselben auf das Pflanzenreich, 1345
Käsemilbe, die, Naturgeschichte derselben, 761
Kaffee, Nachricht von einem inländischen, 439
Kartoffeln, Vorschrift sie auf eine außerordentlich wohlschmeckende Art zu kochen, 479. Mittel gegen das Erfrieren derselben, 1389
Keilsteine, Nachricht davon, 1230
Kinder, Verzeichniß derjenigen, welche am 29ten Jun. auf dem hiesigen Arbeitshause confirmirt worden sind, 919
Kinderpocken, wie sie auszurotten, 561 f. S. a. Blattern.
Kitt, der überall kein Wasser durchläßt, dessen Verfertigung, 1055
Klappen, inwendige in den Schornsteinen, deren Schädlichkeit, 1533
Klockenbring, F. A. Geheimter Canzleisecretair, dessen zwanzigjährige Geburts- und Sterbelisten der Stadt Hannover von 1768 - 1787. 97. f.
Klub, ob dies Wort deutschen Ursprungs ist? 445. 681. f.
Köhne, J. dessen Nachricht über den Durst der Hunde, 655, über die Dauer des braunen Kohls, 841. über das Fasten der Puter, 923
Körper, menschlicher, Ursachen dessen vermehrter oder verminderter Ausdünstung, 241. f.
Kohl, wie man solchen auf eine leichte Art von Raupen befreiet, 893
Kohl, brauner, Dauer desselben, 841
Kohlreif, G. A. dessen Empfehlung der Gewitterfangen zum Nutzen des Ackerbaues, 689
Kolnicker, ein Glas- und Steinfresser, Beitrag zu dessen Geschichte, 371
Konchinchina, Nachrichten und Bemerkungen darüber, 977
Kränze, Beispiel von den schädlichen Folgen einer unrichtig behandelten, 1175
Kranke, arme, in Hannover, Nachricht davon, 223. f.
Kuh, bei einer gewissen Pflege derselben, kan man in einem Jahre 10 Liespfund Butter von ihr gewinnen, 951
Landesverweisung, sollte durch ein Reichsgesetz allgemein verboten werden, 69

Landwirthschaftsgesellschaft, in Celle, Nachricht von deren Verhandlungen in den beiden Frühjahrsversaminlungen, 1789, 785. f.
Lappland, von Maupertuis Reise dahin, 801. 941
Leder, wie man solches mit Heidekraut gahr machen kan, 719. kan mit verschiedenem inländischen Pflanzen gegerbt werden, 1489
Lehre, eines Vaters an seinen Sohn, 605
Leinsaamen, amerikanischer, Versuche damit in England, 255
Lindemann, Garnisonprediger, dessen Vorschlag die Kinderpocken auszurotten, 561. f.
Lohgerbereien, wie solche durch inländische Pflanzen fortzusetzen sind, 1489
Loubert,, der Menschenfeind, eine Geschichte, 849. f.
Lotto, das, dessen Schädlichkeit, 49. f.
Lüder, F. L. dessen Abhandlung über die Misbräuche bei den Sterbekassen, 401. f.

M.

Mäuse, Ratten und Maulwürfe, Mittel sie zu vertilgen, 479
Mäusefraß, Abhandlung darüber, 873
Mann, blödder, Nachricht von dessen Unglücksfällen, 257. f.
Mannapflanze, deren Bau u. Nutzen, 509
Maupertuis, dessen Reise nach Lappland, 801. f.
Mengs, dessen Leben, 1361
Meyer, C. D. Cammersecretair, dessen Mittel wider die Gänsepest, 814.
Moden, die, Abhandlung darüber, 417
Monument, altes in Lappland, wird beschrieben, 801. 941.
Motten, Mittel wider selbige, 799
Mutterkorn, Warnung dafür, 1039

N.

Namen, eigene der Menschen, Anmerkungen darüber, 1606
Negernhandel, Abhandlung darüber, 513. f.
Negersclave, außerordentliche Fähigkeit eines maryländischen, 381
Neuenhahn, dessen Nachricht vom Bau der Ranunkeln, 225.
Niemeyer, Amtmann zu Springe, dessen Nachricht von weißen Elstern, 1179. Beschreibung eines algierischen Schafbocks, 1233
Noltemeyer, dessen Abhandlung über den Negernhandel, 513. f.
Nordcarolina, Nachricht von den dortigen Predigern, 1529
Noth- und Hülfsbüchlein, Berichtigung einer Stelle darin. 1327
Okzakow, Auszug aus einem Schreiben von daher, 559
Ochsen, über das fehlerhafte Anspannen derselben im Lüneburgischen, 1151
Oelrichs, dessen Anekdote von Robert Machin, 279. Nachricht von der Bibliothek des Vatikans, 289. f.
Ohrwurm, Naturgeschichte desselben, 443
Opium, Nachricht davon, 249, wie man es verfertigt, 250, dessen Schädlichkeit, 252

P.

Papier, Vorschlag, dessen Größe betreffend, 669
Paramariboo, Hauptstadt in den holländischen amerikanischen Kolonien, Briefe von daher, 1425. f.
Pausilippo, Reise dahin, 1041.
Perllauch, Abhandlung darüber, 843.
Pfannenschmid, A. L. dessen Bemerkungen über das hiesige Gewicht, 769. f. dessen Nachricht, die Arve betreffend, 781. f.
Phänomen, sonderbares in der Botanik, 411
Philosophie, etwas zur Geschichte derselben, 415
Pistole, Klage- und Bittschrift einer achtäßigen, 1217
Plater, Thomas, dessen Lebenslauf, 593. f.
Poivre, dessen Lebensbeschreibung, 1089
Policeiordnung, Extrakt aus einer Stadt-Hannoverischen vom Jahre 1889, 370. f.
Portici, Reise dahin, 1041
Postwagen, wodurch sie wider Räubereien zu sichern sind, 71. f.
Postwagen und Wochenschriften, eine Parabel, 433

Pottaſche, verſchiedene Arten derſelben, 177. Verfertigung der rohen und danziger Pottaſche, 178. der cendre gravellée, imgleichen der weißen feinen, 179. f. der gemeinen, 181. f.
Provinzialausdrücke, Verzeichniß einiger weſtphäliſchen, 375. 687
Puter, Nachricht über das Faſten derſelben, 923

R.

Räuber, Mittel, deren Gefangennehmung zu beſchleunigen, 83. f.
Räubereien, Mittel, wie die Heerſtraßen dawider zu ſichern ſind, 17. f.
Ranunkeln, von deren Bau, 225, brennende Sonnenhitze iſt ihnen nachtheilig, 228, wie ſie am beſten zu behandeln ſind, 230. f.
Riſſe in den Schornſteinen, wie ſolche zu verhindern ſind, 9. f.
Robert Machin, eine Geſchichte, 279.
Rocken, ſibiriſcher, etwas über deſſen Bau, 1569
Roſenthal, deſſen Anmerkungen über D. Brückmanns Berechnung des Preiſes der Diamante, 125. f.
Roßdorf, bei Göttingen, Nachricht von der dortigen Induſtrieſchule, 385
Roth, Doktor, deſſen Nachricht von den ſchädlichen Folgen einer unrichtig behandelten Krätze, 1175
Ruhr, die jährige epidemiſche zu Gifhorn, Nachricht davon, 1537

S.

Schafbock, algieriſcher, wird beſchrieben, 1233
Schlöpke, E. L. deſſen praktiſche Anweiſung zu Ausgrabung und Reinigung der Abzugsgräſſe, 833. f.
Schmeißfliege, die, ob ſie lebendige Maden zur Welt bringt? 891
Schmettau, Graf von, deſſen Preisſchrift, wie die Heerſtraßen wider Räubereien und andere Gewaltthätigkeiten zu ſichern ſind, 17. f. S. Heerſtraße.
Schornſteine, fehlerhafte Bauart der unſrigen, 1, woher die Spalten in ſelbigen entſtehen, 2, Grad der Gefahr den ſolche mit ſich führen, 3. Mittel gegen das Schwinden der Schornſteine, 9. f. entzündete, werden geſchwind und ſicher mit Schwefel gelöſcht, 32, etwas über die inwendigen eiſernen Klappen derſelben, 1533
Schule, die, zu Rosdorf, Nachricht davon, 385
Schulz, J. E. vom Perllauche, 843
Schwan, Naturgeſchichte und Oekonomie deſſelben, 1593
Schwinden, das, der Schornſteine, Mittel dagegen, 9. f.
Spaziergänger, Einfall eines über das leibnitziſche Monument, 1454
Sprachbemerkungen, 1631
Stärke, von Erdäpfeln, wie ſie verfertigt wird 237. f.
Staffa, eine Inſel, wird beſchrieben, 1329
Staudenrocken, ſibiriſcher, etwas über deſſen Bau, 1569
Stein, Hofgärtner, deſſen Nachricht von der Würkung der letzten Winterkälte $\frac{1788}{1789}$ auf das Pflanzenreich, 1345
Steinkohlen, etwas über deren Gebrauch und Verbrauch in England, 121. f. Vortheile bei dieſer Art Feurung, 759. mit ſelbigen wird vortheilhaft Brantewein diſtillirt, 1631
Steinkohlenaſche, deren Nutzen, 1373
Steinkohlenfeurung in Schleſien und England, 1643
Sterbe- und Geburtslisten der Stadt Hannover, von 1768, 1787, 97. f.
Sterbekaſſen, über die Misbräuche dabei, 401
Stubenluft, verdorbene, Gefahr derſelben, 245. f.
Süſſeroth, deſſen Bemerkungen über das hieſige Gewicht, 910

T.

Taback, deſſen Eigenſchaften, 306 was für Land ihm am zuträglichſten, 309, wie das Land zu beſtellen iſt, 311, Erziehung der virginiſchen Tabacksplanzen, 313, wie der Taback in Holland gebauet wird, 323 wie mit den Auspflanzen der Tabacksplanzen zu verfahren, 327, vom Abbladen und Aufhängen der reifgewordenen Tabacksblätter, 331. Verfahren bei der zweiten Tabacksernte, 333, Veränderung der

der Tabacksbeete, Tabacksbau in Amerika 335, in Indien, 337, über die Einrichtung der Trockenhäuser, 343, vom Schneiden und Sortieren der Tabacksblätter, 345, vom Aufstecken und Aufhängen derselben, 347, vom Räuchern und Trocknen des Tabacks, 349, wie lange der Taback trocknen muß, und was beim Abnehmen desselben zu beobachten ist, 353, vom Binden und Packen der Tabacksblätter, 353, wie die Tabacksfässer eingerichtet seyn müssen, 361. Erziehung des guten virginischen Tabacksaamen, 363, Zubereitung des Tabacks zum Rauchen für den Landmann, 365

Tabacksbau, Unterricht wegen des inländischen, 305

Taktmesser, Vorschlag zu einem zur Musik, 1261. 1323

Taxus, dessen Schädlichkeit bei Thieren wird erwiesen, 1249

Triebe der Thiere, etwas darüber, 1585

Tücher wie deren Farben zu probiren, ob sie ächt sind, 235

Tunkin, Nachrichten und Bemerkungen darüber, 972

U.

Unglücksfälle, eines blöden Mannes, 257

Uslar, am Solling, Nachricht von dieser Stadt, 1153

V.

Vagabondin, die unschuldige, 529. f.

Vampyr, der amerikanische, wird beschrieben, 1031

Vatikan, Nachricht von der Bibliothek daselbst, 289. f.

Vesuv, Reise dahin, 1057

Vielfresser, Nachricht von einigen, 287

Virgils Grab, 1041

W.

Wahnsinn, sonderbare Beispiele davon, 639

Wallnußöl, dessen Verfertigung und großer Nutzen, 269. f.

Wanzen, Mittel dagegen, 1563

Wasser, Mittel solches lange trinkbar zu erhalten, 159. 1375

Wasserkastanie, chinesische, wird beschrieben, 667

Wasserpflanzen, zwei chinesische, Beschreibung derselben, 663

Wasserrose, (Nimphoea) wird beschrieben, 663

Wedekind, dessen Beschreibung zweier chinesischen Wasserpflanzen, 663. Nachricht vom Mutterkorn, 1039

Wehrs, G. F. dessen Nachricht von der Heringsfischerei der Holländer und Engländer, 129. f. Abhandlung von der Baumzucht in England, 172. f. Beitrag zur Naturgeschichte des Zuckerrohrs, 183. Nachricht von der Fähigkeit eines Negersklaven, 384. über das Blatternkaufen, 449. Nachricht von zwei neuen Wollarten, 589. Vorschlag 669. über die Runkelrübe, 673. über Lumpenmagazine, 709. neue Art das Leder gahr zu machen, 719. über die weißen Hüte, 1081. über die Gänsepest, 1097. über den musikalischen Zeitmesser, 1323. Nachricht von einer neuen Grasart, 1357. über die Steinkohlenfeurung in Schlesien und England, 1643

Wiederwuchs des Eichenholzes, 641. f.

Windmühlen, wie Wetterableiter darauf anzulegen sind, 993

Winterrocken, der ägyptische, Nachricht davon, 927

Witterung zu Curhafen, 209. 626. 1025

Wochenschriften und Postwagen, eine Parabel, 433

Wolf, Consistorialsecretair, dessen Abhandlung über die Anlegung der Wetterableiter auf Windmühlen, 993

Wollarten, zwei neue inländische, Nachricht davon, 589

Wundram, Ziegeleiverwalter, dessen verbesserter Unterricht wegen des inländischen Tabacksbaues, 305. f.

Wurm am Finger, Mittel dawider, 623

Wurmstich, wie man solchen an Brettern und Zimmerhölzern verhindert, 221. f.

Z.

Zeuge, wie deren Farben zu probiren, ob sie ächt sind, oder verschießen, 235. f.

Zimmerhölzer, wie man verhindert, daß sie nicht wurmstichigt werden, 221

Zuckerrohr, Naturgeschichte desselben, 183

Hannoverisches Magazin.

1tes Stück.

Freitag, den 2ten Januar 1789.

Bemerkungen über die Bauart unsrer Schornsteine, in Rücksicht auf eine mögliche Feuersgefahr, nebst Vorschlägen, dieser abzuhelfen.

Oefters Erfahrung hat mich belehrt, daß sehr viele Schornsteine genau da Risse und Spalten haben, wo sie zwischen den Balken und den Fußböden der Etagen hindurch gehn. Man lasse nur die Schornsteine durch einen zuverläßigen Schornsteinfegergesellen mit einer Leuchte oder brennendem Lichte besteigen, fast ohne alle Ausnahme wird er da diese von außen wegen des hier befindlichen Holzwerks nicht sichtbare, vielleicht auch inwendig zum Theil mit Ruß überzogene Spalten des Mauerwerks finden.

Woher rührt denn dieser Fehler? In welcher Maaße ist er gefährlich? wie ist ihm abzuhelfen?

Dies sind Fragen, die, dünkt mich, keinem Besitzer oder Bewohner eines Hauses, keinem Baumeister oder Bauherrn, keiner für gute Policei sorgenden Obrigkeit gleichgültig seyn werden.

Ich will in diesen Zeilen versuchen, sie zu beantworten.

Jedes Mauerwerk, welches nur einigermaaßen hoch ist, pflegt bald nach seiner Verfertigung, oftmals auch nachher, sich zu setzen, das ist, es schwindet in seiner Höhe, welches auf 10 Fuß leicht ¼ Zoll und mehr betragen kan. Genauer läßt sich dies Verhältniß solches Verminderns der Höhe nicht angeben, weil das Mehrere oder Mindere von der Güte und Zubereitung des Leimens und Kalks, und von andern lokalen Ursachen abhängt.

Dies Schwinden des Gemauers aber ganz abzustellen, ist ein Bauproblem, welches wohl nie wird aufgelöset werden.

Wären nun unsre Schornsteine so gebauet, daß die ganze Last derselben von unten bis zum Tache hinaus, auf deren untern Grundgemauer ruhete, welches aus andern hier nicht her gehörenden Gründen sehr fehlerhaft seyn würde, so würde dieses Schwinden des Gemäuers dessen Höhe ausser dem Tach um ein oder ein Paar Zoll ver-

mindern, allein auf Feuersgefahr keine Würkung haben, wenigstens diese jetzt erwehnte Spalten an den genannten Orten nicht entstehe. Allein, so trägt bekantlich jedes Gebälk die durch das Stockwerk gehende Schornsteinröhre, bis zum nächsten Balken, und der untere Theil des Schornsteins giebt zwar den obern Theilen Spannung, aber die Last ruhet doch eigentlich auf den Balken, und ist jedes Rohr auf selbige durch über gebundene Steine gesetzt und befestigt.

Wenn also die Höhe des Gemäuers des Schornsteines sich vermindert, so sind nur zwei Fälle möglich, entweder, die Last, die auf den Balken ruhet, drückt diesen genau um so viel herab, als das darunter befindliche Gemäuer geschwunden war, oder es muß das Gemäuer irgendwo eine oder mehrere Spalten erhalten, die so breit sind, als dies Schwinden, in so fern es durch das Nachsinken des Balkens nicht ersetzt wurde, beträgt.

Ersteres ist bei Häusern von guter Zimmerarbeit, wo die Stärke der Balken, und die Ständer der Scheerwände, dieses Nachsinken verhindern würde, besonders bei massiven Häusern, nicht wohl möglich, wenigstens kan es doch nicht wohl durch alle Stockwerke eines hohen Gebäudes mit gleichem Verhältniß geschehen; wenn aber, nachdem der Schornstein im Grundgeschoß sich gesetzt hat, das Gemäuer der ersten Etage nachsinkt, das Gemäuer der zwoten oder dritten aber nicht, so wird dort eine um desto breitere Spalte entstehn. Uebrigens bringt es das große Gewicht des Gemäuers mit sich, daß diese Spalten ohne eine besondre Veranlassung nicht anders als dicht unter dem nächsten Ruhepunkt entstehen, da nun dieser fernere Ruhepunkt allezeit die oberste Fläche der Balken ist, durch welche der Schornstein hingeführt worden, so ist begreiflich, daß diese Risse fast immer gegen diese Balken entstehen müssen.

Die vorhin erwähnte Ursach solcher Spalten liegt also in der Sache selbst, und ist nie ganz zu heben, dies macht es überflüßig, hier noch mehrere zufällige Nebenursachen aufzusuchen, welche sonst in dem zu schwachen Fundament, in dem zu feuchten Leimen, in nicht gehöriger Sorgfalt bei der Arbeit des Maurens, im Sinken oder öfterer Erschütterung des Gebäudes selbst, und in dergleichen mehr, leicht könten gefunden werden.

Erwägt man nun **zweitens den Grad der Gefahr**, welche diese Risse oder Spalten der Schornsteine mit sich führen, so wird Niemand zweifeln, daß solche Oefnungen dieser dem Feuer ausgesetzten Röhren immer sehr bedenklich sind.

Man muß, um nicht zu Fehlschlüssen geleitet zu werden, diese Gefahr zu bestimmen suchen, theils auf den Fall, wenn nur etwas Ruß im Schornstein glimmet, welches bei stark geheitzten Schornsteinen gar oft, selbst unvermerkt, geschieht, theils aber, wenn dieser Ruß sich in Flammen entzündet,

zündet, oder, wie man es gewöhnlich nennt, wenn der Schornstein brennt.

In und um die vorhin beschriebenen Ritzen setzt sich oft brennbarer Ruß, der Luftzug, welcher durch selbige bläst, macht ihn trocken und um desto entzündbarer, und die bei heftiger Heitzung im Schornstein hinauf fliegende Funken können leicht solchen Nesterweise angesetzten Ruß ergreifen, und, ohne Flammen zu schlagen, in selbigen fortglimmen.

Die Luft treibt, aus physikalisch leicht zu erklärenden Gründen, der Regel nach, immer selbst nach dem kalten ungeheitzten Schornstein hin, wie sich davon jeder, der nur die Flamme eines Lichts an die Ritze einer Kaminthür, oder auch an die Thür eines ungeheitzten Windofens, hält, leicht überzeugen kan, dieser Luftzug wird also auch von aussen durch diese Spalten blasen, und verhindern, daß dergleichen Funken nicht hindurch an das Holzwerk fliegen und solches so leicht entzünden, wie denn auch dieser Zugluft der Regel nach verhindert, daß durch diese Spalten der Rauch des Schornsteins sich den Zimmern mittheile; ob aber, wenn diese Spalten an der einen Seite durch das außen an dem Schornstein liegende Holzwerk, und inwendig angesetzten Ruß verschlossen sind, von der andern Seite aber unverschlossen, der Zugluft Gelegenheit geben, auf diesen glimmenden Ruß zu blasen, ob alsdenn das ohne Flamme in dem Ruß fortglimmende Feuer nicht auch das Holzwerk ergreifen mögte? ist gewiß nicht unwahrscheinlich, und mag vielleicht die unerkante Ursach seyn, daß, als wovon ich viele Beispiele anführen könte, das Holzwerk in der Nachbarschaft eines Schornsteins glimmt und endlich bei dem Zutrit äußerer Luft in Flammen ausbricht, ohne daß der Ruß im Schornstein selbst sich entzündet a). Vielleicht ist diese flammenloose Entzündung des Russes, und durch die mehr erwehnten Spalten gewürktes Fortglimmen des Holzes um desto gefährlicher, weil kein heftiger

a) Ich will doch einige Beispiele hier aus Hannover hersetzen, welche dem aufmerksamen Leser dieser Zeilen Anleitung geben werden, aus seiner eigenen Erfahrung sich mehrerer Fälle zu erinnern.

In einem sehr schönen Hause an der Leinstraße, welches besonders sehr starkes Balkenwerk hat, hat es mehrmalen hinter den Lambries in der Nachbarschaft der Schornsteine gebrannt, besonders hatte ein mal, wo ich nicht irre, 1768, das Feuer mehrere Tage hinter dem Holzwerk fortgeglimmt, die Veranlassung war, daß in einem unterhalb diesem Feuer befindlichen Kamin einige Tage vorher die Bolten zum Plätten geglühet waren, der Ruß im Schornstein hatte sich jedoch selbst nicht zu Flammen entzündet.

Mehrere Jahre darauf brannte es hinter einer einen Schornstein umgebenden Verkleidung in einem vorzüglich schönen Hause am Steinwege. Bei der Erdfnung dieser Verkleidung fand sich selbige voller brennender Haberspreu, die von Ratten dort hingetragen war, das Feuer war unfehlbar aus dem Schornstein

Rauch aus dem Schornstein sie andeutet, und sie auch bei ziemlich neuerlich gefegten Schornstein statt haben kan.

Wenn aber die Entzündung des Russes im Schornstein in Flammen ausbricht, oder, wie man es gemeiniglich nennet, wenn der Schornstein brennet, so können niemal die Risse, welche unterhalb der Entzündung im Schornstein sind, dem daran stoßenden Holzwerk Feuer mittheilen, indem alsdenn durch solche unterhalb dem Feuer befindliche Ritzen die Luft so äußerst heftig einzudringen sucht, daß gewiß kein Funken oder Flamme gegen diesen Luftstrom hindurch schlagen kan.

Die Besorgniß, daß bei einem solchen Brande im Schornstein, diese Risse Gelegenheit geben könten, daß der ganze Schornstein aus einander getrieben werde, ist auch mehr anscheinend als gegründet, indem diese horizontalen Risse sich wegen der Last des Gemäuers und der Spannung des Gebäudes nicht weiter aus einander geben können, indem nicht wohl abzusehn ist, wie sie eine Veranlassung zu verticalen Spalten geben würden, und indem beide durch diese Risse von einander getrennte Theile des Rohrs durch das Gebälk für alles Ausweichen fest gehalten werden.

Dem ungeachtet aber bleiben diese Risse dennoch bei einem Brande im Schornstein höchst gefährlich, so bald die Glut des brennenden Rußes neben oder bald unter diesen Rissen sich befindet, und entweder die obere Oefnung des Schornsteins für Rauch und Flammen gleichsam zu enge wird, oder aber, wenn bei den Löschanstalten der Schornstein oben verstopft wird. Dann sucht das Feuer, wenn es nicht sofort gedämpft ist, auch durch die kleinsten Oefnungen zu dringen, und kan dem daran stoßenden Holzwerk um desto gefährlicher werden, da die von der Heftigkeit der Luft durch solche

stein, an welchem ein geheitzter Windofen stand, in diesen verschlossenen Raum gekommen, obgleich der Schornstein selbst nicht gebrannt hatte.

Im Jahr 1772 wurde auf der Osterstraße ein Schornstein verändert, wovon ich beweisen kan, daß er seit seiner Anlage nie in Flammen gebrannt hatte, und dennoch waren die Balken und Schlüssel an diesem Schornstein, da, wo diese Spalten waren, fast ganz zu Kohlen geworden, und ich erinnere mich genau, daß auf dem Zimmer über dieser Beschädigung der Balken, oft über brandigen Geruch geklagt war.

Im Jahr 1780 ließ ich in meinem Hause einen Schornstein verlegen, und fand neben diesen Rissen gleichfalls das Holzwerk zu Kohlen gebrannt, konte aber, aller Erkundigung ungeachtet, nicht erfahren, daß der Ruß in diesem Schornstein jemals zu Flammen ausgebrochen, gebrannt habe.

Der Brand in einem andern der besten Häuser der Leinstraße, etwa 1782, und der letzte Brand auf dem Königl. Schlosse, welcher uns 1784 in Schrecken setzte, hatte, so viel ich entdenken können, auch diese Ursach.

che ſchmale Oefnungen getriebene Flammen, wie das ſo ſehr heftige Strahlenfeuer eines Lothrohrs oder Schmiedegebläſes würken, mithin auch in der Entfernung mehrerer Zolle alles anzünden.

Wenn alſo das Gefahrvolle dieſer Riſſe unverkennbar iſt, ſo wird man es verhoffentlich gerne ſehn, wenn ich die zweckmäßigſten Mittel dagegen anzugeben verſuche b).

Gegen dieſes Schwinden des Gemäuers ſelbſt läßt ſich kein Mittel angeben, es werden alſo die Mittel nur dahin zielen können, dieſe Spalten unſchädlich zu machen, und ihnen das Gefahrvolle zu benehmen. Dies kan nun entweder bei erſterer Anlage des Schornſteins, oder als eine Ausbeſſerung eines bereits angelegten Schornſteins geſchehn. Iſt erſteres, ſo kan die beſorgliche Gefahr durch drei Mittel gehoben werden.

Das erſte Mittel würde ſeyn: Man nehme die für das neu anzulegende Kaminrohr beſtimmte viereckte Oefnung im Gebälk 4¾ Zoll breiter und länger als es auswendig breit und lang werden ſoll.

Zum Beiſpiel: ein Schornſtein oder Kaminrohr, welches zur inwendigen Weite 18 zu 24 Zoll haben, und von gerichteten Steinen ſeyn ſoll, würde mit Leimen und Steinen auswendig 26 zu 32 Zoll haben müſſen, anſtatt nun die Oefnung im Gebälke nur ſo groß vorzurichten, mache man ſie 30¾ Zoll breit und 36¾ Zoll lang.

Man mache alsdenn von den 2 Zoll dicken, faſt einen Fuß ins Gevierte haltenden Platten, welche man in den Backöfen zum Heerd zu gebrauchen pflegt, und welche auch auf hieſiger Stadtziegelei, für 10 Pfennige das Stück, ſehr gut zu haben ſind, ſo gut und eben als möglich, eine rund umher gehende Verkleidung in dieſe Oefnung. Die Steine werden gut genäßt mit Leimen an die Balken gefügt, und damit ſie nicht herabfallen können, durch hinreichend ſtarke Nägel, oder beſonders dazu gemachte ſtarke Stifte befeſtigt.

Dieſe Nägel anbringen zu können, ohne um deswillen die Fugen zwiſchen den Steinen zu breit zu machen, bohrt man entweder in jede dieſer Platten ein Loch, oder wenn es an einem bequemen Inſtrument dazu fehlt, macht man an zwei Seiten der Steine eine oder ein Paar auf einander zutreffende Kerben. Uebrigens müſſen die Nägel vorſichtig eingeſchlagen, und vermittelſt eines aufgeſetzten Stempels verſenkt werden, ſo, daß die Steine keine Riſſe durch dies Einſchla-

b) Ich glaube dieſe Mittel erfunden zu haben, doch ſind ſie ſo leicht und einfach, daß es faſt zu verwundern wäre, wenn noch Niemand darauf gefallen ſeyn ſolte. Solte dies ſeyn, ſo will ich Niemandem die frühere Erfindung ſtreitig machen, und führe dieſes nur an, um keines Plagiats dieſerwegen beſchuldigt zu werden. 1776 habe ich ſchon angefangen, dieſe Mittel anzuwenden.

gen der Nägel bekommen, und die Köpfe dieser Nägel nicht vorstehn, und dem herabsinkenden Rohr Aufenthalt geben. Wenn man nun für den zwischen diesen Steinen und dem Gebalk befindlichen Leimen ¼ Zoll rechnet, so behält die inwendige Oefnung dieses steinernen Rahms genau so viel als die äusere Breite und Tiefe des Rohrs betragen solte, und noch rund um ½ Zoll Spielraum. Dieser Spielraum kan bei dem Hindurchführen des Rohrs mit etwas Leimen ausgestrichen werden, welchem Leimen man, um das Nachsinken dadurch nicht zu hindern, durch etwas beigemischten Sand seine zu bindende Kraft benimt.

Statt dieses Leims kan man auch einen von Kreide gemachten Teich zu Ausfüllung dieses nöthigen Spielraums nehmen, indem Kreide das Durchdringen des Rauchs oder der Funken verhindern, und doch das Herabsinken befördern wird.

Daß man in Ermanglung dieser Platten, diesen den Schornstein umgebenden, mit dem Gebälke fest verbundenen Rahm, auch von doppelt über einander gelegten platten Tachsteinen, allenfalls auch von auf die hohe Kante gerichteten Mauersteinen, von Sollinger Fliesen, Tachschiefern und andere Steinplatten, verfertigen kan, bedarf kaum eines Anführens. Schwerlich aber ist dieses so gut als jene, besonders fest, dauerhaft, und glat geschliffen, gemachte Platten.

Auf diesen Rahm von Steinen ruhn nun, jedoch mit einigen mit Leim gut verstrichenen Spielraum, die auf das Gebälk übergebundene Steine, die das Rohr in dem folgenden Stockwerk tragen.

Wenn also das in und unter solchem Rahm befindliche Rohr schwindet, wenn mithin die vorhin beschriebene Spalten entstehn, so ist doch das Holzwerk gegen alle dadurch besorgliche Entzündung gedeckt, und da der zum Herabsinken nöthige Spielraum nur ½ Zoll beträgt, und mit Kreide oder Sand und Leim verstrichen ist, außer dem aber diese Spalte an den Platten hinab 10 Zoll bis einen Fuß herunterwärts geleitet wird, so kan auch kein Rauch dadurch ins Zimmer dringen.

Ein zweites Mittel würde seyn: Das Holzwerk da, wo das Kaminrohr hindurch geht, mit Eisenblech zu belegen.

Es hat dieses vor dem ersteren jezt vorgeschlagenen Mittel den Vorzug, daß es weniger Raum, und weniger Kunst erfordert, allein auch den sehr wesentlichen Nachtheil, daß die eßigartige Feuchtigkeit, die sich aus dem Rauch absorbirt, und deren Verdikkung der Ruß ist, in wenig Jahren Löcher in das Blech einäzen kan.

Ein drittes weit besseres Mittel hingegen ist, statt der Steine und des Blechs den Schornstein außen an den Orten, wo er durch das Gebälk hingeht, mit einem Rahm von gegossenen eisernen Platten zu versehn. Daß dieser Rahm nicht mit dem herabsinkenden Rohr, sondern mit dem Gebälk,

und mit dem darauf ruhenden obern Rohr in Verbindung stehen müsse, bedarf kaum einer Wiederholung. Die eisernen Platten müssen 11 bis 12 Zoll breit, so lang als der äußere Umfang des Schornsteins es erfordert, an ihren Enden verzahnt, und ¼ bis ½ Zoll dick seyn, außen eine Leiste haben, die in die Balken gefügt wird, und ihr oberer Rand muß um ½ Zoll vorspringen, um in die unteren auf das Gebälk gebundenen Steine des obern Rohrs eingelassen zu werden. Die Oefnung zwischen den Balken ist, wenn solche eiserne Platten gebraucht werden, nur ¾ Zoll breiter und ¼ Zoll tiefer als der Schornstein auswendig ist.

Vielleicht ist dies ohne Zeichnung nicht jedem verständlich, vielleicht könte auch ein oder anderer Bauherr die Schwürigkeiten scheuen, welche er mit dem Gießen lassen dergleichen eiserner Scheenen verbunden zu seyn glaubt. Da ich äußerst wünsche, durch diesen Vorschlag gemeinnützlich zu werden, und dadurch die Ursachen der Feuersbrünste zu vermindern, mithin die Schwürigkeiten bei Ausführung des Vorschlages zu heben, so werde ich, da mir die vortrefliche Bereitwilligkeit der Direction der Königshütte jeden gemeinnützlichen Vorschlag durch ihre gute und promte Arbeit zu erleichtern, aus vielfältiger Erfahrung bekant ist, wann es nur erst verlangt wird, gern veranlassen, daß diese Scheenen oder Rahmstücke von gegossenem Eisen, und von der Maaße des Umfangs der besten Schornsteine, künftig in den gewöhnlichen Eisenfakoreien zu haben sind; und wird ein solcher aus 4 Stücken bestehender nicht zu weiter Rahm, künftig vielleicht nicht mehr als etwa auf 2 Rthlr. zu stehen kommen, mithin diese beträchlich mehrere Sicherheit gegen Feuersgefahr doch gewiß nicht zu theuer erkauft seyn, noch die Baukosten eines Hauses beträchtlich vermehren.

Geht man nun zu den Mitteln, über welche bei einem bereits stehenden vielleicht alten Schornstein statt haben;

So ist das allerleichteste, daß ein sicherer Schornsteinfeger, nach dem er mit dem Licht den Schornstein inwendig untersucht, und solche Spalten gefunden, solche vom Ruß gut säubert, und dann mit Leimen und eingedrückten Scherben wohl verkleibet. Daß der Schorsteinfeger bei dergleichen Arbeit sich das Licht auf dem Kopf befestigt, weiß jeder von dieser Zunft, und daß man eine Arbeit, woran so viel gelegen ist, und die sich vom Bauherrn selbst nicht controlliren läßt; nur besonders ehrlichen und sichern Händen anvertrauen dürfe, daß man ferner einige Beruhigung darin setzen kan, wenn der Schornsteinfeger den Leimen und die Scherben, die er zur Arbeit mit hinauf nimt, im Schornstein läßt, und nicht wieder herab bringt, wird jeder auch ohne mein Anführen wissen.

Ist man aber mit der Versicherung des Arbeiters selbst, daß die Arbeit gut und tüchtig geschehen sey, nicht zufrieden, so ist es auch gar nicht kostbar oder umständlich, wenn man überhalb

halb solcher Spalten, durch Herausnahme einiger Steine den Schornstein öfnen, und nach verbessertem Fehler wieder verschließen läßt, wobei es sich von selbst versteht, daß der Maurer die wieder eingesetzten Steine auch sofort inwenig mit Leimen versehn habe, vielleicht der Schornsteinfeger den Leimen, damit kein Ruß sich daran hange, inwendig eben streichen müße.

Will man auf solche Weise den Schornstein öfnen, so geht es auch ganz wohl an, daß man einen vorhin beschriebenen, in den Schornstein genau passenden Rahm von gegossenen Eisenplatten darin anbringe, welcher, wenn er inwendig ist, am besten unterhalb dem Schaden an dem herabsinkenden Theil befestigt werden muß.

Hat man aber durch einen solchen eisernen Rahm dem künftigen Nachsinken des Schornsteins nicht vorgebauet, sondern nur die Ritzen auszwicken lassen, so wird nöthig seyn, nach ein oder ein Paar Jahren die Schornsteine von neuem mit Licht besteigen zu lassen, um zu erfahren, ob das Gemäuer vielleicht noch nachgesunken, und ob die Arbeit zu wiederholen nöthig sey.

Hannover. G. A. Ebell.

Anekdoten.

(Aus dem Französischen Abregé des Vies des anciens Philosophes &c. par M. O. Fenelon. à Paris 1776.)

Diogenes fand an einem öffentlichen Orte einen Verschwender, welcher nur Oliven aß: Diogenes sagte: wenn du immer auf solche Art zu Mittage gespeiset hätteſt: so würdeſt du jetzt mit keinem so schlechten Souper vorlieb nehmen müssen.

Bion sagte: die Geitzigen sind wegen ihrer Güter besorgt, als wenn sie die ihrigen wären; aber sie fürchten sich eben so sehr, ihre Güter zu benuzzen, als wenn sie Andern gehörten. Zu Einem Geitzigen sagte er: Du besitzest nicht Deine Güter; sondern Deine Güter besitzen Dich.

* * *

Diogenes tadelte gewisse Geitzige, welche eine große Uneigennützigkeit blicken ließen, sogar diejenigen lobten, welche die Reichthümer verachteten, und dennoch auf nichts, als auf die Vermehrung ihres Geldhaufens dächten. Er fand keine Art Menschen lächerlicher, als jene, welche den Göttern opferten, dieselben um Erhaltung ihres Lebens bäten, und nach geendigter Ceremonie solche Gastmähler gäben, die den Tod verursachen könten.

Dörrien.

Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 5ten Januar 1789.

Preisschrift,

worin die, von Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gegebene Aufgabe:

Welches sind die sichersten, und nach der jetzigen Verfassung der deutschen Staaten, die leichtesten und wohlfeilsten Mittel, die Heerstraßen wider Räubereien und andere Gewaltthätigkeiten zu sichern?

beantwortet ist.

Der Verfasser dieser Beantwortung ist der Herr

Woldemar Friederich Graf von Schmettow,

des Churpfälzischen Löwenordens Ritter ꝛc. ꝛc.

Interest reipublicæ cognosci malos.

Wenn ich nicht irre, so ist diese Frage schwerer zu beantworten, als sie es beim ersten Anblick zu seyn scheint. Sie läßt sich aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Ein Liebhaber und Kenner der Geschichte konte sich leicht verleiten lassen, zu reichlich aus dieser Quelle zu schöpfen, obgleich die Räubereien in den Zeiten des Faustrechts, wo die kühnsten und vornehmsten Ritter nach Regeln und Gesetzen raubten, weder auf unsere Sitten, noch auf unsere jetzige Verfassung anwendbar sind.

Ein theoretischer Criminalist konte vielleicht in den Strafgesetzen gegen Räuber, die Sicherheit der Reisenden suchen, ob uns gleich die Erfahrung lehrt, daß gewisse und auch harte Todesstrafen, deren Billigkeit ich hier weder anfechten noch vertheidigen will, den Straßenraub nicht verhindern, weil sonst die Wälder bei Bondi und Orleans, und die Heide zwischen Canterbury und London, ununterbrochen

so sicher seyn müßten, als der Berliner Thiergarten.

Schlüge der deutsche Publicist eine Vereinigung der Stände des Reichs vor, um durch ganz Deutschland eine Reichs-Marechaussee zu halten, die sicheres Geleit gäbe, so ließe sich dagegen einwenden, daß sie eben so unzulänglich seyn würde, um die Landstraßen zu sichern, als es die Reichsarmee ist, um das heilige römische Reich gegen feindliche Anfälle zu schüzzen; des Umstandes nicht zu gedenken, daß manche kleine Stände, die jezt nicht einmal ihre Römermonate entrichten können, eben so gewiß dieser neuen Last unterliegen müßten, als sie abgeneigt seyn würden, ihr Geleitsrecht einem anderen mächtigeren Stande abzutreten. Dennoch würden bei der großen Anzahl verschiedener Staaten im deutschen Reich, allgemeine Reichsgesetze wohl zu Hülfe kommen müssen, wenn die möglichste Sicherheit der Landstraßen erlangt werden solte.

Der Pädagog mögte auch irren, wenn er unbestimmt von dem gewissen Satze ausgehen wolte, daß die Verbrechen aufhören müßten, wenn es keine Verbrecher mehr gäbe, und daß es demnach am sichersten sey, alle Menschen zu guten Bürgern zu bilden. Hier mögte es an der Möglichkeit fehlen, wenn man auch der jetzigen Mode-Pädagogick keinen ihrer angebl[ichen] Vorzüge absprechen wolte. Alle Menschen gut machen? Dawider wird der Philosoph manches, und der praktische Menschenkenner vieles einwenden: Und so bliebe am Ende das Gemälde eines durch Aufklärung ganz umgebildeten Volks, bei dem gar keine Verbrechen mehr statt fänden, nichts mehr als ein politischer Roman, obgleich ich keines weges läugne, daß Schulmeister und Prediger zu dem gewünschten Zwecke das ihrige beitragen können.

Nachdem ich diese vorläufigen Betrachtungen angestellt hatte, verfiel ich darauf, **die verschiedenen Arten des Straßenraubes in europäischen Ländern, die Menschenclassen, aus denen die Räuber gemeiniglich entstehen, und die Wege, auf welchen der Mensch zu diesem Verbrechen verleitet wird,** zu untersuchen; und ich nahm mir vor, **darnach** die Mittel zu bestimmen, **wie mit wenigen Kosten, und ohne der deutschen Staatsverfassung zu nahe zu treten, unsere Heerstraßen gesichert werden könten.**

Zum Morden ist der Nordländer weniger aufgelegt, als der Franzose, der Spanier, der Portugiese und der Italiäner. Den Einfluß des Klima und der Nahrungsmittel auf die Moralität der Menschen darf und kan ich hier nicht erörtern; genug, daß der Satz durch die Erfahrung bewährt ist. Sie lehrt uns, daß die nördliche Hälfte Europens weniger Mörder unter einer gleichen Anzahl Menschen hervor bringt; als die südliche. Der Highway in England tödtet nicht. Seine

Pistole

Pistole ist selten geladen, er begnügt sich mit einigen Guineen. Ich bin zwar so glücklich gewesen, keinen dieser Herrn persönlich kennen zu lernen; die wiederholten Erzählungen von Engländern und Fremden, die beraubt worden waren, hatten mich aber so ganz beruhigt, daß ich allemal eine Guinee und etwas Silbergeld in einer ausdrücklich dazu bestimmten Börse bei mir führte, und ohne alle Besorgniß, ja fast mögte ich sagen, mit einer Art von Neugierde auf den Mann wartete, der sie mir abfordern würde. Der Engländer sagt, es sey thöricht, um einer Kleinigkeit willen sein Leben der entferntesten möglichen Gefahr blos zu stellen, so wie er auch lieber einige Guineen hergiebt, als daß er einen Räuber entleibte. Diese Sitte, verbunden mit der Theurung und dem Luxus in London, mit der ungeheuern Volksmenge in und um dieser Hauptstadt, mit den Fallstrikken, die jungen Leuten von einer zahllosen Menge feiler Dirnen gelegt werden, mit den vielen Mitteln auf allerlei Art sein Geld, ja sein ganzes Vermögen in der Geschwindigkeit zu verlieren oder zu verdoppeln, mit der Bequemlichkeit zu allen Zeiten und für mäßige Bezahlung die besten Reitpferde bekommen zu können; — erzeugt die Menge von Räubern in England, ungeachtet der unerbittlichen Strenge, mit der das Todesurtheil an ihnen vollzogen wird, wenn sie der Justiz in die Hände fallen. Aber keiner von ihnen mordet, und nur sehr selten wird ein Reisender von ihnen ganz ausgeplündert.

In Dännemark hat es verschiedene Banden gegeben, die Einbruch und Diebstal verübten, aber eigentlicher Straßenraub, oder Todschlag auf den Heerstraßen ist da ganz unerhört; und seitdem das ganze Land von Zigeunern gereinigt ist, wird auch seltner gestolen.

In Norwegen reißt in manchen Gegenden, vorzüglich da, wo noch wahre patriarchalische Unschuld der Sitten, und daraus folgende Gastfreiheit herrscht, der Fußgänger sorgenlos durch die größten Wälder, und wenn er sein Bündel nicht bis ins Nachtquartier tragen kan, so legt er es am Wege nieder, und schickt, wenn er im Nachtquartier angekommen ist, Jemanden hin, um es zu holen.

In Polen, wo Armuth und Sklaverei des Bauern, große Wälder, mit vielem Gelde versehene Reisende, und eine große Menge von Betteljuden vermuthen lassen solten, daß es da Straßenräuber geben müsse; sind sie gleichwohl sehr selten, und wenn es auch deren in den unruhigen Zeiten der Conföderation und des Krieges wirklich sehr viele gab, so war das doch nur eine Ausnahme, die bei gegenwärtiger Untersuchung nicht in Anschlag gebracht werden kan.

In Frankreich will es der äusserst wachsamen (wenn auch im ganzen genommen, sehr fehlerhaften) Policei nicht gelingen, dieses große und geschlossene Reich ganz von Räubern zu reini-

gen, welches doch um so mehr zu wünschen wäre, weil die dortigen Räuber die Reisenden gemeiniglich tödten. Gleichwohl ist die Marechaussee, die jede Landstraße des Tages ein und zuweilen zweimal bereiten muß, so wachsam und so tapfer, daß diese Fälle verhältnißmäßig selten sind, und daß eine Räuberbande in der Foret de Bondi, Foret d'Orleans, im Perigord, im Languedoc, im Gevaudan, in den Landes de Bordeaux, das Handwerk nicht lange treiben kan. So bald ein Straßenraub verübt ist, verdoppeln die Cavalliers de la Marechaussee ihre Nachsuchungen, die verschiedenen Brigaden, in welche dieses Corps getheilt ist, correspondiren mit einander, verabreden einen Streifzug, und schliessen die Bande ein. Unter solchen Umständen kan nur der größte Leichtsinn, oder die Furcht vor den Galeeren einen Contrebandier, oder einen sogenannten Escroc, zu diesem Handwerke verleiten. Er muß hoffen, der einzige zu seyn, der das Glück haben wird, dem Rade zu entgehen, auf welchem bisher jeder Räuber in Frankreich sein Leben beschlossen hat, oder er muß gar kein anderes Mittel mehr haben, einer schon verdienten Strafe auf kurze Zeit auszuweichen.

In Spanien war vor 21 Jahren die Sierra Morena mit allen ihren Nebenästen ein ordentlicher Wohnplatz von Räuberkolonien, die in den Klippen und Wäldern mit Frau und Kind wohnten, blos vom Raube lebten, und Jeden tödteten, der ihnen auf den benachbarten Heerstraßen in die Hände fiel. Einige waren beritten, und da sie aller policirten Lebensart entweder entsagt, oder von der Geburt an keine gekannt hatten, so war ihr Anzug, ihre Bildung, ihr ganzes Ansehen auffallend fürchterlich. Sie waren theils Abkömlinge der Mauren, theils Zigeuner, theils Spanier, die der Gerechtigkeit oder der Inquisition aus dem Wege zu gehen Ursache hatten, und sie trieben ihr Handwerk fast ganz ungestört, weil sich in das wüste Gebürge kein Alguasil, und kein Commando Soldaten wagte, welches auch in so rauhen Gegenden, wo nur die Räuber fortzukommen wissen, ein fruchtloses Unternehmen gewesen seyn würde. Von diesen wurde also nur sehr selten einer gefangen oder erschossen, wenn sie auf den nah gelegenen Heerstraßen dem Raube nachgingen.

In den Pirenäen waren damals auch große Banden, wozu sich ein so weitläuftiges Gebürge, das mehrere ganz unbewohnte große Gegenden enthält, vortreflich schickt. Diese Räuber bestanden mehrentheils aus Zigeunern, Deserteurs, Contrebandiers, und entlaufenen Uebelthätern von beiden Nationen, so wohl Spaniern als Franzosen, Biscajinern und Navarresern. Sie wurden zwar zuweilen verfolgt, und diejenigen bestraft, die man ergrif; dennoch mußten sich auf dem Wege, den ich über Pampellonna nach Bajonne reitend zurücklegte, ganze Gesellschaften vereinigen, um sicher zu seyn, und an dem Tage, da ich im

ärgsten

ärgsten Gebürge reißte, wurde wenige Stunden vor mir ein Maulthiertreiber, der Geld (vermuthlich Contrebande) über die Gränze bringen wolte, beraubt. Diese Räuber bettelten am Wege, wenn sie den Reisenden nicht gewachsen waren. Ihre Weiber gingen in die Dörfer, um Lebensmittel zu kaufen, und ob gleich ein Gesetz jeden erwachsenen Zigeuner männlichen Geschlechts in Spanien zum Strang verurtheilt, so ließ man doch die Zigeunerinnen ungehindert herum ziehen und wahrsagen, wobei wohl die meisten darauf bedacht seyn mögten, Kundschaft einzuholen und zu erfahren, ob Reisende im Anzuge wären, oder ob ein Streifzug gegen die Räuber gehalten werden solte.

Vor 20 Jahren waren die Räuberbanden in den Pirenäen und in der Sierra Morena wohl die zahlreichsten in Europa, ein ordentliches Räubervolk in einem policirten Staate. Ob Olavides durch seine vom h. Thurriegel geworbenen deutschen Landstreicher das letzte dieser Gebürge davon gereiniget hat, muß ich unentschieden lassen. Von dem Theile dieser kostbaren Kolonie, den ich im Hinzuge gesehen habe, versprach ich mir sehr wenig, ob gleich die Erwartung des Grafen Aranda und des spanischen Ministeriums sehr hoch gespannt war. Ich glaubte gar damals, daß diese Unternehmung weit eher dazu geschickt wäre, in der Folge die Zahl der Räuber zu vermehren, als das rauhe Gebürge dem Projecte gemäß in ein Elysium zu verwandeln; ob ich gleich gerne gestehe, daß die nie gestörte Natur unter einem so milden Himmelsstriche, an wilden Schönheiten sehr reich war, und daß ich, ein völliger Neuling im Gebiete der Empfindelei, fähig gewesen wäre, mir da ein Elysium zu erträumen.

Das einzelne Böswichter in der Schweitz grausam und zum Raube wie zum Todtschlag geneigt sind, besagt die vortrefliche Reisebeschreibung des Herrn Professor Meiners. Dagegen sind in diesem Lande solche Böswichte selten, und keine vereinigte Räuberbanden. Mir ist es in der Schweitz nicht einmal eingefallen, daß ich etwas zu befürchten hätte.

In Deutschland sind der Herren, ja ich mögte sagen, der Nationen so viele, daß ich hier bei Untersuchung der gewöhnlichsten Art von Straßenraub schon weitläuftiger seyn muß.

Im Hollsteinischen ist seit undenklichen Jahren **gar kein** Straßenraub vorgefallen.

Im Hannöverischen, ungeachtet der vielen Heiden und Wälder, nur sehr wenige, und diese geschahen am öffentlichen Postwagen ohne Todtschlag.

Im Heßischen und in Franken ist der Postwagen öfterer beraubt worden.

In Sachsen geschah es nur in den theuern Jahren 71 und 72.

Im übrigen Deutschland, selbst auf dem Harze, im Thüringer und Böhmer Walde, ist es meines Wissens nie geschehen. Wenigstens habe ich nie davon gehört, ob ich gleich bei

meinen vielen Reisen darnach gefragt habe, und die Gastwirthe geneigter sind, Abendtheuer zu erzählen, als zu verheimlichen. Ueberhaupt ist in ganz Deutschland der mit Extrapost Reisende, der Reuter (wie z. B. die Musterreuter und andere Kaufmannsdiener) und selbst der Fußgänger beinahe ganz sicher. Nicht so der Postwagen. Die Ursache davon fällt in die Augen. Man weiß die Stunde, ja beinahe die Minute, wenn ein Postwagen an jeden gegebenen Ort vorbeifährt Es können also die Räuber die Stelle und die Tageszeit wählen, wo, und wann sie ihren Raub ausführen wollen, überdies haben sie wenig oder gar keinen Widerstand zu befürchten, denn die Passagiers, die mit dem Postwagen reisen, vertheidigen sich entweder gar nicht, oder nur schwach, weil sie für ihr Leben wenig zu besorgen haben, und weil ihnen das Geraubte von den Postämtern ersetzt wird. Daß es aber keine stehende oder bleibende Räuberbanden giebt, beweißt gerade der Umstand, daß nur Postwagen, und keine andere Reisende beraubt werden. Der Anschlag zu einem Raube wird also gemacht, der Raub ausgeführt, und die Bande wieder getrennt. Darum muß sie ihr Augenmerk auf einen gewissen Fang richten. Der wehrlose und mit Geld stets beladene Postwagen ist also mehrentheils eine sichere Beute für jeden, der es unternehmen will, ihn zu berauben. Doch ist der deutsche Räuber gerade darum, weil es keine stehende Banden giebt, weiter kein eigentliches Handwerk daraus macht, nie mit Schießgewehr versehen, sondern nur mit Prügeln oder Mistgabeln bewafnet. Auch tödtet er keinen Reisenden, selbst der hannöverische Postillon, der sich bei dem unweit Göttingen begangenen Raube gewehrt haben soll, wurde zwar sehr mit Schlägen mißhandelt, aber doch nicht getödtet. Mit dem Knüppel in der Hand ist der deutsche Räuber äusserst brutal, er schimpft, er schlägt, aber er läßt dem gebundenen Reisenden ein Leben, das er völlig in seiner Gewalt hat, ein Leben, daß ihm mit der Zeit gefährlich werden kan, weil der Fall möglich ist, daß ein solcher begnadigter Reisender ihm in der Folge zufällig begegnet und ihn erkennt.

Das Abschneiden der Koffers, die hinten auf den Wagen der Reisenden gepackt sind, kan nicht unter die eigentlichen Straßenräubereien gerechnet werden; und dieses kan jeder vorsichtige Reisende verhindern, wenn er den Koffer mit einer eisernen Kette befestiget, und diese mit einem Vorhängeschloß verschließt. Diese Vorsicht rettete mir einst mein Gepäcke, an dem sich in der Nacht zwei Kerl vergreifen wolten, die aber davon liefen, so bald sie bemerkten, daß ich mich nach ihnen umsah, ob ich gleich (den Postillon ausgenommen) ganz allein war. Ein Beweiß, daß es keine Straßenräuber waren, von denen ich eine Gewaltthätigkeit zu besorgen gehabt hätte. Sonst ist mir auf mehr denn tausend Meilen, die ich seit vielen Jahren,

ren, zu allen Jahrszeiten, bei Tag und bei Nacht, oft ganz allein, in Deutschland gereißt bin, nichts begegnet, das nur den Verdacht eines intendirten Raubes bei mir hätte erregen können.

Der Deutsche ist gewiß weder zum Morden noch zum fortdauernden Räuber, in stehenden vereinigten Banden geneigt. Kein einzelner Räuber versucht es, mit der Pistole in der Hand, einem Reisenden sein Geld abzufordern, und doch wären die großen Heiden und Wälder in verschiedenen Provinzen des Reichs, um so viel bequemer, Räuberbanden zu beherbergen, da auch die Gränzen der kleinen Staaten sich so durchkreutzen, daß es einem Reichsstande ohne Beihülfe seiner Nachbarn schwerlich gelingen würde, die Räuber zur Haft zur bringen.

Hessen, Churpfalz, Mainz und Baaden lassen ihre Landstraßen durch dazu ausdrücklich geworbene Husaren bereiten. Diese haben mir mehrmals erzählt, daß sie wohl Wilddiebe, liederliches Gesindel in abgelegenen Kneipschenken, Diebe, die Einbrüche in Häusern verübten, aber nie Straßenräuber aufgehoben hätten. Ja sogar nach dem siebenjährigen und nach dem Baierschen Kriege, wo doch Deserteurs, entlassene Freicorps, verarmte Menschen von allen niedern Ständen, das Stehlen in den Häusern mit desto größerer Dreistigkeit trieben, je nachläßiger in manchen Gegenden die Policei war, und je sorgfältiger kleine Herren, die die Gerichtsbarkeit auszuüben hatten, es vermieden, solche Diebe in ihre Gewalt zu bekommen; hörte man nichts von förmlichen Räuberbanden, und selten von Straßenraub.

Nur im Fuldaischen, wo die Gegend den Räuber vorzüglich begünstigt, und die vielen von Frankfurt nach Leipzig reisenden Kaufleute ihm reiche Ernte versprechen, waren vor etwa funfzehn Jahren die Heerstraßen unsicher; jetzt aber könte man es, ohne tollkühn zu seyn, wagen, ganz allein mit vielem Gelde von Fulda nach Eisenach zu reisen. Diese Sicherheit ist wohl allein der sanften, gerechten Regierung des Fürsten, und der klugen und wachsamen Policei zuzuschreiben, die er, so weit ich es übersehen kan, ohne sonderliche Kosten, eingeführt hat.

In Westphalen, wo es Wälder, Sennen, gemischte Gebiete, verschiedene Religionsverwandte, sehr viele Juden und eine große Menge verarmter Bauern giebt, wo es gewiß nur noch einer harten Regierung, nur eines Drucks bedürfte, um Räuberbanden entstehen zu sehen, ist mir bei wiederholten Reisen kein Beispiel eines Straßenraubs erzählt worden. Es sollen daselbst vormals einige Dörfer im Verdacht gewesen seyn, daß ihre Bewohner den Fuhrleuten und Kärnern auflauerten; jetzt aber hat dieser Verdacht ganz aufgehört, ob man gleich Dörfer antrift, die sich durch das auffallendste Bild des menschlichen Elendes auszeichnen, wie denn sogar im Lippischen abgedeckte und verfallene

Häuser

Häuſer nichts ſeltenes ſind. Der Paterborner Bauer ſteht vorzüglich in dem Ruf von böſer Art zu ſeyn. Ich habe ihn auch unfreundlich, grob und hart befunden, aber Straßenraub iſt meines Wiſſens eine unerhörte Begebenheit in dieſem äuſſerſt wenig policirten Lande. Selbſt der Wald hinter Stadt Horn und dem Eyſternſtein, den viele Leute, einer alten Sage nach, für gefährlich halten, muß es nicht ſeyn, weil Niemand Thatſachen anzuführen weis. Wilddiebe ſind daſelbſt häufig, ſo wie in der Senne und in der ſogenannten Wüſte jenſeits Schötmar, aber keine Räuber. Die Beſorgniß für intolerant erklärt zu werden, würde mich abhalten, dem, was ich hier von Weſtphalen geſagt habe, noch einen wichtigen Umſtand hinzuzufügen, wenn ich nicht glaubte, es der Vollſtändigkeit wegen thun zu müſſen. Die vielen in dieſem Lande zerſtreuten Klöſter würden den Straßenraub vielleicht auf eine mittelbare Weiſe begünſtigen, wenn die Weſtphälinger anderſt Neigung zu dieſem Handwerk hätten, denn der aufgeklärte Katholik wird es ſelbſt nicht leugnen, daß die Bettelmönche einen zu ihnen ſich flüchtenden Räuber verſtecken und ſchützen würden, wenn er unter dem Vorwande der Reue und des Verlangens ſeine Religion abzuſchwören, um ihren Schutz anhielte. Dieſes ſage ich gewis absque animo injuriandi, und ich bin auch weit davon entfernt, jedes Kloſter einer ſolchen Geſinnung zu beſchuldigen. Selbſt die Mönche, die aus Bekehrungsſucht dergleichen zu thun bereit ſeyn mögten, würden bona fide und aus guter Abſicht nach ihrer Ueberzeugung handeln, mithin nur aus Eifer für ihre Kirche, und um das angemaßte jus aſyli zu behaupten — irren.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Entzündete Schornſteine geſchwind und ſicher zu löſchen.

Es ſcheint nicht überflüßig, das im 47ten Stück vom Jahre 1750 in dieſen Wochenblättern, die damals gelehrte Anzeigen genannt wurden, angezeigte Mittel zu geſchwinder und ſicherer Löſchung eines entzündeten Schornſteins in Erinnerung zu bringen:

Das unter dem Schornſtein liegende Feuer wird aus einander genommen, um die in die Höhe ſchlagende Flamme zu mindern. In dieſes Feuer darf kein Waſſer gegoſſen, auch die noch etwa glimmenden Brände nicht mit Waſſer gelöſcht werden. In ein irdenes Geſchirr wird eine gute Quantität glüende Kohlen gelegt, ſolche recht unter den brennenden Schornſtein geſetzt, und eine gute Hand voll geſtoſſener Schwefel oder Schwefelfaden auf die glühenden Kohlen geworfen. So bald der Schwefel in Brand geräth, wird das Feuer im Schornſtein augenblicklich erſtickt. Im 28ten u. 39ten Stück vorhin benannter Blätter vom Jahre 1751 finden ſich Beiſpiele von der Zuverläßigkeit dieſes Mittels. Solte nicht ein jeder ſorgfältiger Hausvater an einem gewiſſen, jedem ſeiner Hausgenoſſen bekannten offenen Orte etwas grob geſtoſſenen Schwefel in Bereitſchaft haben?

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

3tes Stück.

Freitag, den 9ten Januar 1789.

Fortsetzung der Preisschrift: Welches sind die sichersten, und nach der jetzigen Verfassung der deutschen Staaten, die leichtesten und wohlfeilsten Mittel, die Heerstraßen wider Räubereien und andere Gewaltthätigkeiten zu sichern?

Es zeichnet sich nur eine einzige deutsche Provinz durch stehende Räuberbanden aus — nemlich Baiern. Aus eigener Erfahrung kan ich zwar das nicht behaupten, denn ich habe nur ein einiges mal einen Theil dieses Landes durchreiset, und damals (1774) nichts von Räuberbanden gehöret. Aus Herrn Nicolai's Reisebeschreibung ist es aber bekant, wie unsicher sogar der Weg von München nach Salzburg ist. Die scharfen Gesetze, die neuerdings in diesem Lande gemacht worden sind, um dem Strassenraube zu steuern, sind auch ein gewisser Beweis davon, daß er daselbst gemein ist. Ueberdies weiß ich es **ganz gewiß**, daß dem thätigen Officier, der über das in der Pfalz zu Sicherung der Landstraßen bestimmte Husaren- und Jägercorps gesetzt ist, von München aus der Vorwurf gemacht worden ist, daß er saumseliger seyn müßte, als der Chef des in Baiern dazu bestimmten Corps, weil er gar keine, letzterer aber verschiedene Strassenräuber eingefangen hätte, worauf er sich aber damit entschuldigte, es habe sich in der Pfalz **kein Strassenraub zugetragen, die Landstraßen seyen vielmehr ganz sicher**, mithin könne es ihm auch nicht zum Vorwurf gereichen, keinen Räuber eingebracht zu haben.

Ob der Räuber in Baiern grausamer ist, als an andern Orten, ob er nur raubt, oder auch zugleich mordet, dieses kan ich nicht bestimmen. Indessen thut diese Ausnahme von der Regel im Ganzen nichts zur Sache. Es würde eine eigene und vielleicht sehr weitläuftige Abhandlung, von einem der innern Landesverfassung Baierns kundigen Manne dazu erforderlich seyn, um die Mittel anzugeben, wie dieses große Churfürstenthum für jeden Reisenden so

ſicher gemacht werden könte, als Sachſen und Brandenburg. Es ließe ſich freilich, bloß nach den öffentlichen Nachrichten, die wir von Baiern haben, vieles darüber ſagen, ich beſorge aber um ſo weniger, daß mir meine Zurückhaltung zum Fehler angerechnet werde, da eines Theils jene Nachrichten nicht vollſtändig genug ſind, und da andern Theils gegen die Räubereien in Baiern andere Mittel nöthig ſeyn mögten, als im übrigen Deutſchland.

So viel man weiß und vermuthet, ſind die in Deutſchland an verſchiedenen Poſtwagen verübten Räubereien mehrentheils von Landleuten begangen worden, die zuweilen einen Juden zum Anführer, Hehler oder Rathgeber hatten.

Es ließe ſich mit vielen gerichtlichen Akten beweiſen, daß die Diebesbanden, die bisher Diebſtal und Einbruch begangen haben, mehrentheils aus verdorbenen Bauern beſtanden. Sie hatten einige lüderliche Weibsperſonen an der Hand, und vorzüglich Juden kauften ihnen die geſtolenen Sachen ab. Gemeiniglich haben ſolche Räuber eine Zeitlang vorher gebettelt, und auch wohl das Betteln noch nebenbei getrieben, wenn es ihnen entweder an Gelegenheit zum Rauben fehlte, oder wenn ſie unter dem Vorwande des Bettelns eine ſolche abſehen wolten.

Spielleute, die man nicht Muſikanten nennen kan, ohne die ſchlechteſten Stadtpfeifer zu beleidigen, ſind auch in Diebesbanden angetroffen worden, wovon wahrſcheinlich das müßige Herumſchwärmen von Dorf zu Dorf, und die Gelegenheit, das Innere der Häuſer kennen zu lernen, ferner das beſtändige Wohlleben bei Bier und Brantewein, das zu viele, zu öftere Luſtigſeyn, und Theilnehmen an luſtigen Gelagen die Urſache ſeyn mag.

Verabſchiedigte bettelnde Soldaten a) und Ausreiſſer von großen Armeen, die Rekruten von allen Nationen annehmen, findet man ſelten unter den Diebesbanden, und ich glaube, daß, wenn ſich dieſe in den Waffen geübte Leute zu einer Räuberbande vereinigten, der Mord weit gewöhnlicher ſeyn würde, als jetzt. Ja, es iſt zu vermuthen, daß die großen ſtehenden Heere in Deutſchland, die alle andere verhältnißmäßig übertreffen, weit eher dazu dienen, die Menge der Straßenräuber und Mörder zu vermindern, als ſie zu vermehren. Es werden die zum Soldaten nur einigermaaßen tauglichen Vagabonden ſo eifrig geſucht, die Werber ſpühren ihnen ſo emſig nach, daß man bei

a) Es iſt mir wohl bekant, daß ſich die hannöveriſche Armee von allen andern dadurch auszeichnet, daß ſie nur wenige Ausländer annimt, und ihre Inva den gut verſorgt. Sachſen hält auch wenig Ausländer, und die bettelnden Soldaten, die ich geſehen habe, waren weder Hannoveraner noch Sachſen.

beinahe behaupten kan, dem vierzölligten b) geſunden Tangenicht werde nicht Zeit gelaſſen, an den Straßenraub zu denken. Feile Dirnen, geiſtige Getränke, verkappte Anbringer, kurz allerhand Mittel werden von den Werbern angewandt, um ſtarke und geſunde Männer unter das, vielleicht nothwendige Joch der militairiſchen ziemlich deſpotiſchen Diſciplin zu bringen. Frankreich und Deutſchland ſind ſich in der Volksmenge bei weitem nicht ſo ungleich als in der Zahl ihrer Kriegesleute, und wenn auch unter den 500,000 ſtehenden Soldaten, die Deutſchland unter den Waffen hat, viele Ausländer ſind, ſo hat auch Frankreich unter ſeinen höchſtens 300,000 Soldaten, gleichfalls Deutſche, Schweitzer, Italiäner, Irländer und Brabander. In Spanien, Portugal und gerade in dem Theile von Italien, wo die meiſten Räuber ſind, beſtehet nicht das Verhältniß zwiſchen Volks- und Soldatenmenge wie in Deutſchland. Neapel hat ſo viele Lazaroni und ſo viele unbeſchäftigte Menſchen, die das delicioſo farniente für eine große Glückſeligkeit anſehen, und hält dennoch Schweizerregimenter. Die Schweitzer ſelbſt halten zwar keine eigene Heere, die ihre Vagabonden aufnehmen und im Zaum halten könten, dafür aber haben ſie ſo viele Regimenter in fremdem Solde, die nur in der Schweitz werben. Die großen, vielleicht in anderer Rückſicht viel zu großen, Heere, verſchlingen alſo wohl weit mehr Menſchen, die ſonſt Straßenräuber geworden wären, als daß ſie dergleichen hervorbringen ſolten.

Inquiſition exiſtirt bei uns nicht. Es darf alſo keiner, der das vermeinte Verbrechen begangen hat, am Freitage Fleiſch zu eſſen, aus Furcht vor einem langwierigen Gefängniſſe, eine Räuberbande aufſuchen oder errichten. Mancher Heterodoxe nährt ſich ehrlich und gut an der Seite ſeines hyperorthodoxen Nachbars, der in Spanien, Portugal und Parma auf keine andere Art dem Scheiterhaufen oder dem Gefängniſſe entgehen könte, als wenn er ſich zu Räubern geſellte.

Contrebandiers giebt es in gemiſchten Gebieten, die keine Sperrung geſtatten, gar keine, und in Ländern, wo eine Sperrung Statt findet, ſind die Strafgeſetze gegen ſie nicht ſo hart, daß der Contrebandier Urſach hätte, wie in Frankreich und Spanien eine Wahl zwiſchen der gewiſſen Galeerenſtrafe, und dem ungewiſſen oder doch entfernten Rädern anzuſtellen. Nur dann hätte dieſes nach und nach geſchehen

b) Vor 10 Jahren nahmen die Preuſſen keine Rekruten für die Feldregimenter an, die weniger als 5 Schuhe 5½ Zoll maaßen. Jetzt nehmen ſie vierzöllige, und bei den drei neuen Regimentern, wie bei den Garniſonregimentern, ſogar dreizöllige. Auch der Kaiſer nimt jetzt kleinere Leute an, und ich glaube, daß dieſes vieles dazu beitragen wird, Deutſchland von Räubern und Dieben zu reinigen.

hen, und Räuberbanden erzeugen können, wenn das Regie System in Preussen wäre beibehalten worden. Schon erfolgten an der polnischen Gränze die blutigsten Auftritte, um Taback, Kaffee, und andere Waaren mit gewaffneter Hand ins Land zu bringen. Man verheimlichte sie, weil der verstorbene König für das Regie System eingenommen war, und weil das Publikum, das alle Regiebediente haßte, nur noch mehr dadurch würde aufgebracht worden seyn; ich habe mich aber lange genug an der schlesischen Gränze aufgehalten, um mit voller Kenntniß der Sache davon zu sprechen. Doch, ich wende mich wieder von diesem Gegenstand weg, weil diese Schule, die in Spanien und Frankreich Straßenräuber, in England aber Seeräuber erzeugt, in unserm Vaterlande nicht mehr existirt, wofür wir dem jetzigen Könige von Preußen nicht genug danken können.

Verarmte **Bauren** und **Tagelöhner, herumstreifende Musicanten** und **Bettler, Cammerjäger, Taschenspieler** und **Gaukler**, sind nebst dem Anhange lüderlicher Weibsbilder und der **hehlenden Betteljuden**, wohl die Menschenclassen, die in Deutschland Räuber und Diebe hervorbringen. Doch muß der Mensch überhaupt nicht geneigt seyn, das Räuberhandwerk zu ergreifen, so lange nicht gewisse Nebenumstände hinzukommen, denn es verarmen überall Bauern und Tagelöhner, es schwärmen überall lüderliche Vagabonden herum, es giebt in den meisten deutschen Provinzen, unter vielen sich redlich nährendrn Juden einige, die sich zu Hehlern gebrauchen ließen, und doch sind nicht überall Räuber; selbst da nicht, wo von Seiten der Regierung fast gar keine Vorkehrungen zur Sicherheit der Heerstraßen gemacht werden. Die Untersuchung dieser Nebenumstände, die einem Verarmten hier zum Betteln und dort zum Rauben verleiten, scheint mir also sehr wichtig, ja unentbehrlich, um das aufgegebene Problem aufzulösen.

Die Erfahrung lehrt, daß sehr viele Menschen mit ihrem Zustande unzufrieden sind, daß sie gerne mehr haben mögten, als ihnen das Schicksal zutheilte, daß der Trieb zum Wohlleben, Wünsche erzeugt, und daß diese zu allerhand Versuchen verleiten. Die lüsterne Bauerfrau sehnt sich eben so sehr nach der eingebildeten Glückseligkeit, alle Morgen Kaffee zu trinken und die schönste Sonntagsmütze zu haben, als der wohlhabendere Bürger nach einem eleganten Kränzchen, als der Edelmann nach einer Equipage, und als die Dame nach prächtigen Meublen und Staat. Wer ihnen die Erlangung dieser gewünschten Dinge erschwert, den halten sie für ihren Feind. Wir würden unbillig seyn, wenn wir die Bauerfrau darum bestrafen wollten, daß sie sich nach einem Wohlleben, und einem Luxus sehnt, der **verhältnißmäßig** der nemliche ist, nach welchem die Dame seufzt. Der Grönländerin sind Thranſuppe

und einige nichtswürdige Amulete gerade das, was der Marquise das Gefrorne, das geschmackvolle Boudoir und die Producte ihres Parfumeurs.

Nun ist nichts gewisser, als daß das Wohlleben, der Luxus und die erkünstelten sinnlichen Vergnügungen, das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe aufheben. Dies geschieht in allen Ständen verhältnißmäßig. Der Bauer kan seine Steuern nicht bezahlen, wenn sein Geld für Kaffee ausgegeben ist, er muß also eine Kuh verkaufen, wenn zu eben der Zeit der Graf ein Rittergut veräußert, um die Schulden zu tilgen, die durch Gastmahle, Schlittenfahrten, Spiel und Maitressen entstanden sind. In beiden Haushaltungen wird dadurch die Einnahme nur noch mehr vermindert, und die Ausgabe bleibt die nemliche, das Verarmen ist die natürliche Folge.

Verarmt der Bauer in einem Lande, wo er mehrere Mittel vor sich sieht, sich schnell wieder zu helfen, so versucht er diese Mittel alle nach der Reihe und fängt beim unschuldigsten an. Er setzt erst ins Lotto, dann versucht er gewagte Speculationen, er kauft Korn und Vieh auf Credit, um es mit Vortheil wieder zu verkaufen, und hofft so reich zu werden, wie der Kornjude und der Viehhändler. Nun ist er schon aus seiner Laufbahn herausgerückt. Er muß bald darauf bonis cediren und dann betteln. Im Wirthshause versucht es denn wohl noch mancher hoch zu spielen und im Spiel zu betrügen. Dazu hilft ihm der herumstreichende Musicant. Mit diesem fängt er an zu stehlen, und endlich bricht er in die Häuser, wozu ihm das Gesindel behülflich ist, das er auf Jahrmärkten und bei lustigen Gelagen hat kennen lernen.

In dieser Lage fehlt nur noch ein harter Druck von Seiten der Regierung, eine Tirannie, die den gemeinen Mann empört, die das Gefühl bei ihm lebhaft macht, der Regent suche sich auf eine unrechtmäßige Art an ihm zu bereichern, er überschreite die Grenzen seiner Gewalt; — so ist der Straßenräuber fertig. Der gemeine Mann hat seine eigene Logik, und kann er weder notionem claram, noch confusam definiren, kan er keinen Syllogismum zu Stande bringen, so weiß er doch aus Vordersätzen, Folgerungen zu ziehen, die viel scheinbares haben, und es fehlt ihm an dem nöthigen Scharfsinn das Scheinbare, das Wahrscheinliche zu prüfen. Auch mag er es nicht prüfen, wenn seine Leidenschaften dem Scheinbaren das Wort sprechen. Unbillig wäre es, ihm diesen Fehler hoch anzurechnen, da es nicht selten Gelehrte giebt, die den Scheingründen hold sind, wenn sie ihre Lieblingshypothese unterstützen.

Der Spanier, der sein Geld im Lotto verloren und seine Erstlinge und Zehnten den Heiligen oder den Mönchen gegeben hat, fühlt es am Ende, daß er vom Staat und von seinen Lehrern geplündert worden ist, ob er es gleich nicht sagt, und nicht

erklären kan. So fühlt er auch, ohne den Beccaria gelesen zu haben, daß die Strafe des Stranges für ein eingebrachtes Loth c) französischen Schnupftaback, das an der Grenze einen Sols, und in Spanien einen Real de plata gilt, ungerecht und unmenschlich ist, wie die Galeerenstrafe, wenn er ein mit tausend harten Piastern beladenes Maulthier auf Schleifwegen über die Gebürge treibt, und dafür vom Eigenthümer des Geldes, einen Lohn von 10 harten Piastern erhält. Die Noth, in der er sich befindet, verleihet dem Gewinnst der auf Rappe und Piastern zu machen ist, doppelte Reize. Das Misvergnügen mit der Regierung, das innere Gefühl der Ungerechtigkeit ihrer Strafgesetze macht ihn zum Indifferentisten in der Moral. Er kan das **wie** und **warum** nicht angeben, aber Felsenfest ist bei ihm die Ueberzeugung, daß ihn die Regierung hängt, oder auf die Galeeren schickt, weil er ihr ins Handwerk greift. Sie eignet sich das Alleinrecht zu, einige Millionen Menschen zu plündern, und hält jeden, der ihr ins Handwerk pfuschen will, mit Gewalt davon ab. So bald einem Menschen, der auf diesen Punkt steht, bange wird, wegen gemachter Contrebande sein Leben oder seine Freiheit zu verlieren, so schlägt er sich zu einer Räuberbande, und schießt erst die Regiebedienten nieder, die ihn fangen wollen, und dann die Reisenden. Zu beiden wird er fast gezwungen. Mit Sicherheit kann er sich nirgends mehr aufhalten, um sein Brod zu verdienen, und so stoisch ist er nicht, daß er lieber stürbe als raubte.

Unglücksfälle erträgt der gemeine Mann ohne auf den Gedanken zu verfallen, ein Räuber zu werden, so lange nicht eine Tirannie ab Seiten der Regierung hinzukomt. Der durch den Krieg ganz erschöpfte Sachse trug sein Elend mit Geduld, und säete emsig seinen Acker, der schon mehrere Jahre lang war absuragirt worden, in der Hofnung, es würde diesmal nicht geschehen. Aber den Wildfras erträgt er schon so geduldig nicht, als das Absuragiren des Feindes. Das letzte Unglück setzte er in eine Klasse mit dem Wetterschaden und dem Mißwachs, und nimt es wie eine Strafe des Himmels an, weil er mit den Hofintriguen und den Ministerränken ganz unbekant ist,

c) Nach dem Gesetze sollte vor 20 Jahren jeder in Spanien hängen, der nur französischen Schnupftoback in der Dose hatte, und einem Bedienten, der seinen gegen das Verbot sündigenden Herrn angab, war eine große Geldbelohnung verheißen. Gleichwol ist das Gesetz nie vollzogen, sondern die Strafe allemal gemindert worden. Daher auch viele an dem Daseyn des Gesetzes gezweifelt haben. So gar ein Fremder, wenn er nicht zu einer Gesandschaft gehörte, durfte keinen fremden Schnupftoback bei sich führen. Dem ungeachtet war nicht nur in allen Hotels der Gesandten, sondern auch bei spanischen Contrebandiers, Rappe das ℔. zu 3 bis 4 harten Piastern zu haben. Nun frägt sichs, wer Räuber war, der Monopolist oder der Contrebandier?

ist, die so oft einen Krieg veranlassen. Das erste aber ist ein Schade, vor den ihn der Landesherr schützen kan, und der Bauer fühlt es, daß ihm der Landesherr den Schutz schuldig ist.

Der Franzos seufzt unter dem Druck der Auflagen. Im Schweiße seines Angesichts kan er kaum so viel erwerben, als ihm die Employés mit Härte und Grobheit abfordern. Er weiß es, daß das Salz, womit er sein Brod würzt, und das ihm aufgedrungen wird, der Regierung etwa 2 Sols das Pfund kostet, und er muß es mit 13 Sols bezahlen, muß mehr kaufen, als er braucht. In den Städten besprützt ihn die rasselnde Karosse eines Kerls aus seinem Dorfe, der Laquai geworden ist, und sein Glück gemacht hat. Er sieht auf der Place de Gréve zu Paris in einer Stunde sechs bis acht Menschen rädern, die im Verdacht waren, einen Menschen ermordet zu haben, und er hat an dem nemlichen Morgen einer armen Frau im Dorfe ein Stück Brod geschenkt, deren Mann von einem vornehmen Herrn auf der Jagd erschossen wurde, und die der ungestrafte Große im Elende schmachten läßt. Er kan die Ungerechtigkeit von diesem nicht in Pamphlets und in Brochuren deduciren, aber er fühlt sie: Es nagt an seinem Herzen, es erzeugt Mismuth. Er entschließt sich, etwas zu wagen, um seine Umstände zu bessern. Er macht entweder selbst Contrebande, oder er hehlt die Contrebandiers. Bald drohet ihm die Galeere. Er entflieht aus seiner elenden Hütte, in der ihn der Hunger und die Furcht peinigen. Nun folgt Verzweiflung, und er wird Räuber.

Der freie Engländer bezahlt mehr Auflagen, als irgend ein Europäer, weil er mehr hat, und mehr erwirbt. Das thut er ohne zu murren, weil er die Mitglieder des Unterhauses nur wie seine Gevollmächtigte, nicht wie Leute ansieht, die nur zu oft mit seinem Gelde und ihrer Stimme, diesen oder jenen Zweck bei Hofe zu erreichen suchen. Aber er sieht auch alle Tage, ja alle Stunden Menschen, die durch Lotterien, Spielen in den Fonds und Wetten sehr schnell reich werden. Diese sieht er, und die ungleich größere Menge, die dabei verarmt, sieht er nicht. Er versucht die gewagtesten Unternehmungen, und sie mißlingen. Er trinkt Porter und Punsch, er läßt sich von feilen Dirnen seine wenige noch übrige Fassung wegschmeicheln, er sieht zehn Räuber stoisch sterben — kan er da kaltblütig wählen, zwischen der entfernten Möglichkeit gehangen zu werden, und der Gewißheit auf einem Miethpferde in der ersten Stunde seines Spazierrittes einige Guineen ohne Todtschlag und ohne Gefahr zu erobern? Nein! Er erobert wirklich zehn, zwanzig Guineen von den ersten 5 oder 6 Postchaisen die ihm begegnen, und dann verliert er sich unbekant unter dem Schwarm von Menschen, der in dieser übervölkerten

Haupt-

Hauptstadt durcheinander wimmelt. Der Mensch ist und bleibt Highway.

Der Hollsteiner, der Westphälinger, der Sachse, der Hannoveraner wird nicht gedrückt. Weder übertriebene Auflagen, noch Grausamkeiten abseiten der Regierung machen ihn unwillig. Kein großer Gewinnst bei der Contrebande reißt ihn. Also ist der Fall selten, daß er sich lieber dem Stehlen als dem Betteln, und noch seltener der, daß er sich dem Rauben ergiebt.

Geschieht es ja, so ist es seltene Ausnahme, und dann höchstwahrscheinlich nur ein Versuch, den er wagt, um seiner Noth abzuhelfen und dann wieder zu seiner vorigen Lebensart zurück zu kehren; ein Versuch, den die geringste Gegenwehr vereiteln würde, weil er noch nicht in der Lage ist, den Galgen bereits verwürkt zu haben, und ihm anderst nicht entgehen zu können, als dadurch, daß er seine Heimath auf immer mit dem Walde vertauschte. Er ist ganz Neuling in diesem Fache; er hat weder durch häufige und leichtsinnige Hinrichtungen, noch durch häufige von andern verübte Mordthaten, wie der Italiäner und der Spanier, seinen Sinn ans Blutvergiesen gewöhnt; es schaudert ihn, wenn er Mordgeschichten erzählen hört, und so fehlt ihm eine Haupteigenschaft zum Strassenräuber, die nemlich, ein großes Verbrechen mit kalter Entschlossenheit begehen zu können.

Aus diesem Gesichtspunkte sehe ich unsere Räuber in Deutschland an. Sie stehlen nicht so häufig, als in manchen andern Ländern, sie rauben noch seltener auf den Heerstraßen, und das Morden, um zu rauben, gehört unter die unerhörten Begebenheiten.

Wie wenig ich auch darauf halte, durch Raisonnements eine Hypothese zu schaffen, um eine zweifelhafte Thatsache wahr oder unwahr zu machen, so ist man doch in Ermangelung völliger Beweise gezwungen, seine Zuflucht zu jenen zu nehmen; und auf diesem Wege habe ich mich überzeugt, daß die auf den Hannoverschen Heerstraßen verübte Gewaltthätigkeiten, nicht von Hannoveranern, sondern von Fremden sind ausgeführt worden. Nach meiner Menschenkenntniß ist keiner fähig, bei der Regierungsform, und bei den Sitten, die dort herrschen, ein Straßenräuber zu werden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 12ten Januar 1789.

Fortsetzung der Preisschrift: Welches sind die sichersten, und nach der jetzigen Verfassung der deutschen Staaten, die leichtesten und wohlfeilsten Mittel, die Heerstraßen wider Räubereien und andere Gewaltthätigkeiten zu sichern?

Würde sich der Luxus in Deutschland sehr vermehren, und zugleich die dem Luxus auf dem Fuße folgenden Mittel das Glück eines Wagehalses auf das Unglück tausend anderer zu bauen, mit diesen wieder, die davon fast unzertrennlichen Bedrückungen der Regierung; so mögte auch in der Zukunft der Strassenraub gemeiner werden. Das Lotto ist z. B. eine Folge des Luxus, und dieser ist der Grundpfeiler des Lotto's. Darum kan es auch von keinem Landesherrn geduldet werden, der es einsieht, daß diese Landesplage Verbrecher erzeugt, wenn nicht seine Finanzen so gesunken sind, daß er vor der Hand noch wider Willen gezwungen ist, es bestehen zu lassen, bis die bessere Oekonomie ihn nach und nach in den Stand setzt, es auf immer zu zernichten. Gewiß! Kein Mensch wird seiner Geldnoth durch Straßenraub abzuhelfen suchen, der es nicht vorher vergeblich mit dem Lotto versucht hätte. Wer wird nicht lieber der Glücksgöttin huldigen, als Verbrechen begehen? Sind aber auch bei ihr alle Mittel erschöpft, sieht es der Unglückliche ein, daß der Staat, der ihn schützen soll, ihn geplündert hat, dann plündert er auch: Ich glaube also auch nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß der Postwagen unfern Göttingen vielleicht nicht würde beraubt worden seyn, wenn nicht in Cassel ein Lotto gewesen wäre, das ausser allen überall darauf folgenden Uebeln auch noch das, des sogenannten Nummernreitens durch die Hannöverischen Lande erzeugt hat; weil die Wettecomtoirs in Hamburg, nach der Ziehung in Cassel, noch Einsätze annahmen. Dieses Nummernreiten kan meiner Ueberzeugung nach, den Grund zu vielen Unordnungen gelegt haben, und man behauptet, daß noch jetzt heimliche Wettecomtoirs in Hamburg seyn sollen, obgleich der kluge Magistrat dieser blühenden Handelsstadt ein

scharfes Verbot dagegen hat ergehen lassen.

Die Spiele auf den Jahrmärkten, die von dem Abschaum des liederlichen Gesindels gehalten zu werden pflegen, thun im kleinen, was das Lotto, und selbst die Lotterien im Großen thun. Eine erwürfelte silberne Uhr, eine gerathene Terne, ein gewonnenes großes Loos ist die Mutter von tausend Thorheiten, die Quelle von tausend Thränen, der erste Anlaß zu Diebstal und Raub. Zum Diebstal, so lange kein harter Druck der Regierung hinzukomt, zum Straßenraub und Mord, so bald dieser den Unglücklichen empört.

Die vielen Gelage in den Wirthshäusern, bei Kartenspiel und Musik, bei verfälschtem Brantewein und Bier, verstimmen ohnehin schon die friedfertige gutmüthige Seele des Landmanns, indeß die Frau zu Hause mit dem Schicksale über den Mangel an Caffee hadert. Ich misgönne gewiß dem, der das Brod erzeugte, das ich esse, weder Vergnügen noch Lustbarkeiten; ich wünschte nur, daß er selbst und nicht ein Landstreicher, die Geige zum Tanze spielte, daß das Bier wohlfeiler und unverfälschter wäre, daß die Bauersfrau mit Bier oder Milchsuppe frühstückte, weil es der Vornehme thäte, wie sie gewiß nur darum zum Thee und nachher zum Caffee Lust bekam, weil die Frau Pastorin und die Frau Amtmannin ihren Sonntag-Nachmittag nicht feierlich begangen zu haben glaubte, wenn sie nicht ihren eigenen und ihrer Gäste Magen mit diesem beliebten und doch unnatürlichen Getränke überschwemmt hatte.

Härte der Beamten auf dem Lande thut in einzelnen Bezirken eben das, was Härte der Regierung in ganzen Ländern thut. Ich habe oft bemerkt, daß die ganze häusliche Oekonomie, die Sitten, der Wohlstand, ja die äußere Mine der Bauern, in zwei nah gelegenen Dörfern, eben so verschieden waren, als die respective Beamten. Der eine war grob, hart, habsüchtig, und seine Bauern wurden es auch. Der andere war menschenfreundlich, gerecht, genügsam, und die Dörfer, über die er gesetzt war, bezeugten es durch ihren Flor, durch die frohe offene Mine ihrer Bewohner, daß auf demselben Boden, bei denselben Nahrungsmitteln, unter dem nemlichen Himmelsstriche, gute und böse Menschen gebildet werden können. Viele Beamte haben die Gellertsche Fabel, die bestimmt war, ihr Betragen gegen die Bauern zu bestrafen, ganz falsch verstanden, und sie so ausgelegt, als wenn der rohe Bauer anders nicht, als durch die Scheltworte Flegel und Kekel zur Raison zu bringen sey.

Würde dem Verarmen des Bauern vorgebaut, oder dann, wann es durch Unglücksfälle geschähe, statt täuschender Glücksspiele, ein kluges väterliches Mittel angewandt, um ihn zu unterstützen, so würde auch kein Bauer auf den Einfall gerathen, durch Anhaltung des Postwagens sich mit einemmale wieder aufzuhelfen.

Würden weniger Mittel seyn, gestolene Sachen zu verkaufen, so würden auch die Diebstäle seltener werden.

Es

Es folgt hieraus, daß die Oberlandespolicei gewisse Freiheitsorte genau beobachten muß, und daß sie sich an die dürren Worte erschlichener Privilegien nicht zu binden hat, so bald sie mit dem allerersten der Staatsgrundgesetze, Salus populi suprema lex est im Widerspruch sind. So ist z. B. das Dorf Meuslingen unfern Lübeck eine Niederlage von allen in der Gegend herum gestolnen Sachen. Es wird von lauter Juden bewohnt, die zum Theil bieder Handelsmänner seyn mögen, aber gewiß wohnen auch darin eine Menge Hehler, ungestört, unter dem Schutz eines Privilegii, das per indirectum, das mediate, ein Diebsprivilegium geworden ist.

Würden die Vornehmen nicht so allgemein das Beispiel des Luxus geben, wäre nicht mancher Ehren halber gezwungen, diesen oder jenen unnützen Aufwand wider Willen zu machen, so könte und müßte der Abstand im Wohlleben unter den verschiedenen Ständen zum gehörigen Verhältniß zurück gebracht werden, und dann würden weniger Menschen verarmen.

Würde kein herrnloses Gesindel geduldet, als reisende Spielleute, Glückstöpfe Haltende auf den Jahrmärkten, Wurmdoctor, Bärenführer, Olitätenkrämer, Marionettenspieler, Marmottenbuben, Taschenspieler, Steinfresser, Laterna Magica und Leierspieler, Zahnbrecher, Bruchschneider, Cammerjäger (die ohnehin nur Gifte verhandeln) Seiltänzer, und vorzüglich fremde Bettler und Landesverwiesene, so wäre dem Landmann, ja jedem Staatsbürger eine sehr drückende Auflage abgenommen, so würde der erste Schritt zur Verführung verhütet, der fremde Dieb entfernet, und dann ließe sich eine weit genauere Policei einführen, die jetzt unter den vielen ab- und zulaufenden Menschen nicht möglich ist. Frankreich muß alle diese Vagabonden toleriren, ob sie gleich vieles Geld aus dem Lande schleppen, während ihres Aufenthalts aber viele Lebensmittel verzehren, ohne etwas nützliches zu produciren, weil leider das Ausspähen und das Spioniren von der dortigen Politik und Regierungskunst unzertrennlich ist, und weil der, von jenem Gesindel Monseigneur gescholtene Lieutenant-General de Police, keinem erlaubt, sein Gaukelgewerbe zu treiben, als unter der Bedingung, an dem dazu bestimmten Tage seine Bemerkungen bei der Policei ad Protocollum zu dictiren. Wir Deutsche aber könten alle diese Leute füglich entbehren, und jeder Stand des Reichs würde wohl thun, wenn er ihnen den Eintrit in sein Land, ohne Ausnahme verweigerte, die hereingeschlichenen aber, ohne Ausnahme zu öffentlichen Arbeiten zwänge a).

Es ist freilich in Deutschland sehr schwer, den Räubern den Vortheil zu benehmen, daß sie so leicht aus einem

a) Nach einer Braunschw. Lüneb Verordnung vom Monat Junius 1711 sollen sogar die Zigeuner mit Gewalt und Rührung der Glocken verfolgt werden und

nem Gebiete ins andere kommen, mithin der Justiz entgehen können. Ob aber nicht der Geitz manche Stadt- und manche Erb- Lehn- und Gerichtsherren verleitet, Diebe und andere Verbrecher laufen zu lassen, um die Kosten zu sparen, und ob dawider kein Mittel wäre, das ist eine andere Frage. Unstreitig erzeugt es Diebe und Verbrecher, wenn häufige Beispiele vorhanden sind, daß eben der Gerichtsherr, der auf seine Gerichtsbarkeit stolz ist, der sie sorgfältig vertheidigt, um seine Bauern auf asiatisch despotisiren zu können, Räuber und Mörder entspringen läßt, um die Kosten der Inquisition, der Verschickung der Akten und der Hinrichtung, an eine Kuppel Hunde oder an ein englisches Reitpferd zu wenden. Ich bin der Meinung, daß kein Privilegium, kein hergebrachtes Recht bestehen kan noch muß, so bald es dem Naturrecht oder der Saluti publicæ zuwider ist; ich sehe nicht ein, warum ein Landesherr Bedenken tragen solte, solchen Gerichtsherren, die keine Justiz administriren wollen, ihre Gerichtsbarkeit geradezu zu nehmen. Sind doch die ersten Stände des Reichs, die so sehr begünstigten Churfürsten, die sich eines unbedingten privilegii de non appellando erfreuen, wegen Denegation der Justiz verantwortlich, warum solte es denn nicht ein Vasall seyn, der gar keine Justiz administrirt? Es liegt ja auch immer der Contrakt zum Grunde, daß der, der die Gerichtsbarkeit auszuüben hat, auch für die öffentliche Sicherheit sorgen muß. Thut er das nicht, so bricht er ja den Contrakt zuerst. Man strafe also den Gerichtsherrn, wenn seine Nachläßigkeit, oder gar seine vorsätzliche, auf sündliche Sparsamkeit gegründete Verabsäumung, das Allgemeine in Schaden bringt, und man nehme ihm am Ende ein Vorrecht, dessen er sich stillschweigend begiebt, oder unwürdig macht.

Obendrein giebt es noch kleine Landesherren, die den Diebstal, diesen ersten

und vogelfrei seyn, und Jedermann, Einheimischen oder Fremden erlaubt seyn, sie anzugreifen, ihnen ihre Habe abzunehmen, und im Fall sie sich zur Wehre setzen, sie ungestraft zu verletzen oder gar zu entleiben. S. Fredersdorfs Anweisung für Justizbeamte und Unterrichter, 1. Band S. 118. u. 119.

Und nach einer Verordnung vom 17ten Mai 1765 loco citato S. 117. soll auf folgende Leute die genannte Acht gegeben, und diejenigen, die keine glaubhafte Pässe haben, und verdächtig sind, arretirt, die übrigen aber nach Beschaffenheit der Umstände zurückgewiesen werden. Als da sind

„Hausirer, welche mit allerlei Ellen- Galanterie- und kurzen Waaren, „Medicamenten, Glas, Porcellain, irdener und steinerner Waare, Gewürzen, „Oliteten, Liquen-s und allerlei Victualien und andern feilen Dingen, wie „auch unter dem Namen der Blechschmiede, Kessflicker, Scheerenschleifer, „Kannengießer, Korbmacher, Bruchschneider, Operateurs, Spielleute, Berg„knappen, Marionettenspieler, Comödianten, Riemenstecher, Spieler, Seil„tänzer, Taschenspieler, u. a. d.„ umherziehen.

Hierunter mögten nun wohl manche seyn, die man nicht Ursache hätte, zurück zu weisen; indeß beweiset doch diese Verordnung, daß die meisten dieser Leute schon vor langer Zeit für verdächtig gehalten worden sind.

ersten Schritt zum Straßenraub, mit Landesverweisung ahnden. Der Nachbar hat die gegründete Befugniß, das unwidersprechlichste Recht, solche Einwanderungen in sein Land mit Gewalt zu verhindern, aber keiner thut es. Der bestrafte Dieb, dem man erst den Staupenschlag giebt, und dann Urphede schwören läßt, muß freilich **einen Platz** in der Welt haben, er gehet also in das nächste Gebiet. Da fehlt es ihm an Nahrung. Er bettelt. So lange dies Handwerk gut gehet, verlangt ihn nach keinem bessern; er lebt aus der Hand in den Mund, und verzehrt Abends in der Pracherherberge, oder Kneipschenke, was er am Tage zusammen gebettelt hat; aber zwei unglückliche Bettelstage machen ihn wieder zum Diebe. Eine einzige Gelegenheit ist dazu hinreichend. Findet er im Sommer ein offenes Haus, dessen Bewohner auf dem Felde sind, so schleicht er sich hinein, sagt ein Paar mal mit lauter Stimme guten Tag, oder betet recht laut ein Vater unser. Erhält er keine Antwort, hört er kein Geräusch, so gehet er in die Stube und stielt. Das Gestolene verkauft er an Betteljuden. Er begegnet einem seines Gleichen in der Kneipschenke, und nun überlegt er schon mit diesem einen Einbruch. Trift er auf verarmte Bauern, denen alles abgeplackt ist, denen der Jude im Dorfe keinen Kaffee mehr borgt, denen der Amtmann hart und unmenschlich begegnet, die alles im Lotto verloren haben, so wird ein Angrif auf den Postwagen beschlossen. Hiezu hilft noch der fehlerhafte Schulunterricht. Allgemein ist das Vorurtheil, daß gefundene Sachen dem Finder eigenthümlich gehören. An dieses Vorurtheil kettet sich wieder ein anderes, daß reichen Leuten ein mäßiger Verlust nicht schade, und daß es kein eigentlicher Diebstal ist, wenn man die Post beraubt, weil der Landesherr, oder das Postamt, den Schaden ersetzt. Fürsten werden von allen gemeinen Leuten für so unermeßlich reich gehalten, daß sie einen namhaften Verlust gar nicht empfinden, daß sie **nicht wissen** und **nicht aussprechen** können, wie viel sie haben. Daher glauben auch so viele Menschen, es sey keine Sünde, etwas von seinem Ueberflusse zu rauben.

Es würde freilich nicht möglich seyn, den Bauern methodice zu lehren, was res derelicta, res nullius, modus adquirendi, dominium, possessio und quasi possessio ist, so wenig als man ihm eine Vorlesung über die Staatseinnahme und die Chatullgelder des Fürsten lesen kan, aus der er erführe, daß die Staatskasse dem ganzen Staate, und nicht dem Landesherrn gehört, so wenig als man ihn mit dem großen Unvermögen, mit den oft unheilbaren Zerrüttungen der Staatsfinanzen bekant machen kan. — Aber das könte der Schulmeister und der Prediger faßlich erklären, daß gefundene Sachen vor der Hand, noch das Eigenthum dessen, der sie verloren hat, bleiben, und daß jedes Nehmen, es sey von Reichen oder Armen, Rittern oder Knechten, allemal Diebstal ist.

Mittelbar würken auch die übervölkerten Wildbahnen in kleinen Staaten, (und da sind sie am gewöhnlichsten) auf den Straßenraub, weil sie die Armuth des Landmanns befördern, und ihn unwillig gegen die Regierung machen. Es gehört mehr Kenntniß und mehr Scharfsinn dazu, als der Bauer gewöhnlich nicht hat, um da noch einzusehen, daß Raub und Diebstal in jeder Lage Verbrechen sind und bleiben; wenn der geschützte Hirsch, die gehegte Sau, ihm Acker und Garten zerstöhrt hat; wenn er dadurch mit den Seinigen an den Bettelstab gerathen ist; wenn er erfahren hat, daß Pflügen, Eggen, Säen, Jäten und öfteres Nachtwachen auf dem Felde, daß alle diese schwere Arbeit in einigen Stunden von wilden Thieren ist vereitelt worden, die der jagdliebende Landesvater gegen den ihn ernährenden, ihn salarirenden, ihm Schutzgeld bezahlenden Bauer schützt. Doch findet man meines Wissens keine Wilddiebe unter den Diebesbanden, eine Erfahrung, die mich auch überzeugt hat, daß der deutsche Strassenräuber das Handwerk nur zufällig treibt, und daß er bis jetzt noch einen Abscheu vor dem Mord hat. Wer wäre zum Straßenräuber geschickter, und welcher Straßenräuber gefährlicher, als der Wilddieb? Er kennet alle Fußsteige, alle Schlupfwinkel der Wälder, alle Grenzen, und er schiest oft besser und sicherer, als der geübteste Jäger. Er hat in einem Staate seine Abnehmer, und in zwei oder drei andern Staaten holt er das Wildpret. Er muß scharf schießen können, er darf nicht einmal anschiessen, er muß gleich tödten, denn mehr als einen Schuß kan er an einem Tage auf einem Revier nicht wagen, weil auf den ersten Schuß die Forstbediente Nachsuchungen anstellen. Ehe sie ankommen, muß das Stück Wild zerlegt und fortgeschaft seyn. Wolte nun ein solcher Mensch sich dem Strassenraube widmen, wie gefährlich würde er nicht jedem Reisenden werden? Auch darum ist es die Pflicht eines jeden Landesherrn, die erste Veranlassung zur Wilddieberei, die übertriebene Vermehrung des Wildes, zu verhindern, weil nichts dafür bürgt, daß sich nicht in der Folge bei immer zunehmendem Luxus und zunehmender Sittenverderbniß, die Wilddiebe in Räuberbanden vereinigen werden, die alsdann um so viel schwerer auszurotten seyn mögten, da außer den Jägern Niemand den Wilddieben gram ist, sondern sie eher verhehlt als angiebt. In der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts scheint die Jagdliebhaberei abgenommen zu haben, ob es gleich noch Fürsten giebt, die den Hirsch mehr lieben, als ihren Unterthan. Es dürfte nur noch ein solcher Herr Schulden machen, die er nicht bezahlen könte, Monopolien verleihen, die das Land völlig aussögen, Machtsprüche thun, um solche Erpressungen durchzusetzen, Unterthanen ohne Untersuchung in Staatsgefängnisse sperren, Maitressen halten, und um dem Himmel für alle diese Abscheulichkeiten ein Versöhnungsopfer zu bringen, um den Gott der Gerechtigkeit und Liebe zu bestechen, ein verfolgen-

folgender Eiferer für die Reinigkeit der Religion werden, ein Scheinheiliger, der die Religion nur zum Deckmantel seiner Schandthaten gebrauchte, und dann würde es in seinem Lande auch nicht an Straßenräubern fehlen, über die ich aber das Todesurtheil nicht aussprechen mögte. Die Gedult des Menschen hat ihre Grenzen, und wenn die Unterdrückung keine mehr kennet, wenn der fleißigste Arbeiter sein Brod nicht mehr erwerben kan, wenn sein Vermögen, seine Freiheit, und sein Leben von der Willkühr des Obertyrannen und der Untertyrannen abhängt, die er selbst ernährt, dann muß der Mensch lasterhaft werden.

Unter die andern Gewaltthätigkeiten auf den Heerstraßen, die nemlich nicht im Straßenraub bestehen, kan ich mir nur 2 Fälle gedenken, nemlich die Schlägereien unter den Fuhrleuten, und das vorsätzliche Beschädigen der Bäume, die an den Heerstraßen gepflanzt sind. Was das erste betrift, so glaube ich, daß es ewig Streitigkeiten unter den Menschen geben wird, und daß sich diese eben so gewiß bei Fuhrleuten und Bauern mit Schlägen endigen müssen, als bei Fischweibern mit Schimpfworten, bei ungezogenen Schriftstellern mit Anzüglichkeiten, und bei den Mächtigen der Erde mit Kriegen und Eroberungen. Doch liessen sich Gesetze machen, die das Ausweichen der Fuhrleute näher bestimmten, mithin den Anlaß zu solchen Händeln verminderten. Es würde mich von meinem Zweck zu weit entfernen, und mich in ein zu weites Feld führen, wenn ich hier zugleich solcher Gewaltthätigkeiten erwähnen wolte, die zuweilen durch Proceßionen veranlaßt werden. Erst vor einem Jahre büßte dabei ein Deutscher sein Leben auf der Heerstraße ein, und diese merkwürdige Geschichte ist eben so wenig bekant worden, als der noch merkwürdigere Proceß, der darauf folgte, obgleich letzterer von so besonderer Art ist, daß unsere Nachkommen Mühe haben werden, dergleichen von Deutschen im letzten Fünftheil des aufgeklärten Jahrhunderts zu glauben.

Was das zweite betrift, nemlich das Beschädigen der Bäume an den Heerstraßen, so glaube ich nicht, daß der Bauer dazu fähig ist, weil er von Kindheit an gewohnt wird, an dem Wachsthum und Gedeihen nützlicher Vegetabilien einen Gefallen zu haben. Desto eher habe ich die reisenden Bettler im Verdacht, die sich gewissermaassen an den Bäumen mögen rächen wollen, wenn in dem nächstgelegenen Dorfe ihre Ernte schlecht ausgefallen ist. Aus eben dem Grunde mögten auch andere, oben aufgezählte Arten von Vagabonden, aus Muthwillen oder Rache dergleichen Frevel begehen. So lange nun solche Vagabonden geduldet werden, so lange wird man auch eine Gemeinde nicht für die Erhaltung öffentlicher Pflanzungen verantwortlich machen können, obgleich schwerlich ein besseres und gelinderes Mittel seyn mögte, die Gemeinden auf die Bäume an den Landstraßen aufmerksam zu machen, als wenn man ihnen auflegte, so oft ein Baum beschädi-

schädiget würde, einen andern an die Stelle zu setzen.

Alles Vorgesagte wohl erwogen, scheint es mir, daß die Mittel, um die Heerstraßen in Deutschland wider Räubereien zu schützen, füglich in 3 Hauptclassen getheilt werden können.

A. In solche, die die Entstehung der Räuber verhindern.

B. In solche, die den schon vorhandenen Räuber verhindern, sein Vorhaben auszuführen, und

C. in solche, die die Gefangennehmung eines Räubers, der schon einen Raub ausgeführt hat, beschleunigen und erleichtern.

A. Mittel, die Entstehung der Räuber zu verhindern.

I. So viel möglich, das Verarmen des gemeinen Mannes zu verhüten.

a) Das Lotto, und alle Glücksspiele auf den Jahrmärkten abzuschaffen.

b) Die Juden von den Dörfern zu entfernen, wo sie doch keinen Landbau treiben, sondern nur durch allerhand listige Anschläge, vorzüglich durch das Kaffeeverkaufen in ganz kleinen Portionen, den Bauer aussaugen. Es werden zwar immer noch Bauern Kaffee aus den Städten holen, aber jeder sieht ein, daß es der Aermere nicht thun kan, und daß es seltener geschehen wird, so bald er nicht mehr in ganz kleinen Portionen, zu allen Zeiten auf Borg, oder gegen Naturalien, zu haben ist.

c) Kein herumziehendes Gesindel zu dulden, als Spielleute, Zinkenisten, Wurmdoctor, Bärenführer, Olitätenkrämer, Marionettenspieler, Marmottenbuben, Taschenspieler, Steinfresser, Laterna Magica und Leierspieler, Zahnbrecher, Bruchschneider, Cammerjäger, Seiltänzer, Collectanten, die nicht vorher die obrigkeitliche Erlaubniß dazu erhalten haben, Leute, die allerhand Arcana feil bieten b), und vor allen Dingen keine fremde Bettler c), und keine Landesverwiesene. Alle diese Leute plündern den Bauern und Bürger, sie beschädigen oft seine Felder und sein Vieh, ja sie legen Feuer an, wenn man ihnen Obdach und milde Gabe versagt.

b) Hiezu gehören auch Leute, die mit Dingen handeln, die die Schaamhaftigkeit und die Klugheit zu beschreiben verbieten. Dergleichen Dinge kauft freilich der Bauer noch nicht, aber solches Gesindel, das damit handelt, das infamste von allem, taugt doch unter keinerlei Betracht in irgend einem Lande. In Frankfurt am Main handelt ein getaufter Jude mit solchen unnatürlichen und nur für arge Sünder und Sünderinnen brauchbaren Waaren — öffentlich.

c) Wie sich die Policei in Ansehung der Bettler, Collektanten und des herrenlosen Gesindels überhaupt zu verhalten hat, lehrt die vortrefliche Einrichtung, die der Fürst von Fulda desfalls getroffen hat, und auf die ich mich der Kürze halber beziehe, weil sie öffentlich bekant gemacht ist.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Freitag, den 16ten Januar 1789.

Fortsetzung der Preisschrift: Welches sind die sichersten, und nach der jetzigen Verfassung der deutschen Staaten, die leichtesten und wohlfeilsten Mittel, die Heerstraßen wider Räubereien und andere Gewaltthätigkeiten zu sichern?

II. Wenn der gemeine Mann verarmt, für ihn zu sorgen, und auf ihn Acht zu geben.

a) Durch genaue Aufsicht der Beamten und Obrigkeiten, die es der Cammer alle halbe Jahr einberichten müssen, ob sich die Umstände einiger Amtsunterthanen oder Bürger merklich verschlimmert haben, und wodurch es geschehen ist. Dieses würde nur eine Rubrik in der Tabelle ausfüllen, die sich jedes aufmerksame Cammer- oder Regierungs-Collegium von den Unterbedienten einschicken lassen solte, und wozu das Formular gedruckt werden könte. Wie solche Tabellen überhaupt beschaffen seyn solten, gehört nicht hieher, es wird aber jedem Leser selbst beifallen, was ein höheres Collegium für Nachrichten brauchen kan und fordern muß.

b) Durch genaue Aufsicht auf eingeborne Leute, die kein Gewerbe mehr treiben, kein Vermögen haben, nicht betteln, und sich doch eine Zeitlang zu erhalten wissen. Dergleichen giebt es fast in jeder Stadt, und nicht selten auch auf dem Lande. Erst verkaufen und versetzen sie alles, was sie haben, dann borgen sie, so viel sie können. Aller Arbeit entwöhnt, und lüstern nach Bier und Brantewein, beginnen solche verdorbene Profeßionisten, Fuhrleute, Tagelöhner, Knechte ꝛc. allerhand Makeleien, betrügen in der Schenke im Spiele, dann stehlen sie Kleinigkeiten. So bald sie dafür sind gestraft worden, oder befürchten, gestraft zu werden, entfernen sie sich aus dem Orte, und treiben sich in der Nachbarschaft herum, wo sie bekant sind. Noch ist kein rechtlicher Grund vorhanden, einen solchen Menschen seiner Freiheit zu berauben. Am Ende gesellt er sich zu andern Pflastertretern, und wenn er seine Freiheit durch ein Verbrechen verwirkt hat, dann kan man seiner nicht mehr hab-

haft werden. Darum solten die Beamte und Stadtmagistrate, mit den benachbarten Obrigkeiten alle Monat correspondiren, welches auch vermöge einer gedruckten Tabelle geschehen könte, zu deren Ausfüllung eine viertel Stunde hinreichend wäre. Würde der Taugenicht immer von einer Obrigkeit beobachtet, so könte er nicht bis zum Räuber herabsinken. Er würde beim ersten Einbruch oder Feldiebstahl eingezogen werden können.

c) Durch Vorschußkassen, die den gemeinen Mann ohne Wucher unterstützen, so bald ihn ein Unfall betrift. Mancher gute Mann könte durch eine geringe Unterstützung, die er zur rechten Zeit erhielte, beim Wohlstande erhalten werden, der aus Mangel derselben verarmt, und dann vielleicht böse Thaten ausübt.

d) Durch tröstliches Zusprechen des Pfarrers, der es sich zur besondern Pflicht machen müßte, die Hofnung aller verarmenden Pfarrkinder aufzurichten. Es kan seyn, daß tausende über dieses Mittel lachen, aber gewiß wird es neben diesen tausenden auch einige hundert geben, die es fühlen, daß nicht leicht ein Mensch durch Unglücksfälle zu dem Grad der Verzweiflung wird gebracht werden, der Verbrechen erzeugt, so lange es ihm nicht an Trost und Beileid geachteter und geehrter Menschen fehlt.

e) Durch landesherrliche Vorkehrungen, vermöge welcher jede Gemeinde ihre Arme erhalten muß, wozu reichere Gemeinden beitragen müssen, wenn diese oder jene Gemeinde unvermögend seyn solte, es zu thun. Das ist in jedem Lande, und in jedem Betracht **Regentenpflicht**, es ist aber auch zugleich vortheilhaft **für den Armen selbst**, der in seiner Heimath am besten unterhalten werden kan, es ist vortheilhaft **für das ganze Land** in Rücksicht der besseren Policei, es ist vortheilhaft **für jedes Individuum im Staat**, das alsdann genau bestimmen kan, wie viel es zur Erhaltung der Dürftigen beisteuern will, und muß, und es ist endlich auch Reichsgesetz. In der Reformation guter Policei zu Augsburg Anno 1548 aufgerichtet, heißt es Art. XXVI ---- „daß eine jede Stadt oder Commun ihre Armen selbst ernähre und unterhalte, und den Frembden nicht gestatte, an einem jeglichen Ort im Reich zu betteln."

III. Die Moralität des gemeinen Mannes in Schutz zu nehmen, folglich

a) Alle Verführer von ihm zu entfernen, nemlich die Nr. I. lit. c. benannten Vagabonden; von denen er aufs wenigste lüderliche Lieder lernt, und gottlose Reden hört.

b) Den Beamten und Obrigkeiten nicht zu gestatten, daß sie ihm grob und verächtlich begegnen. Dadurch wird das erste angeborne Gefühl von Ehre erstickt und die Gleichgültigkeit gegen schlechte Handlungen erzeugt. Das gewisseste Mittel, einen Menschen zu verächtlichen Streichen fähig zu machen, ist das, ihn zu verachten, und ihm verächtlich zu begegnen.

c) Predigern und Schullehrern aufzugeben, den gemeinen Mann über erlaubten und unerlaubten Gewinn zu belehren, es ihm fühlbar zu machen, daß der ehrlich erworbene Groschen angenehmer, schätzbarer ist, und ruhigern Genuß gewährt, auch besser zu Rathe gehalten wird, als der durch Ränke, oder durch Glücksspiele erworbene Thaler, auch daß nicht jedes gefundene, dem Finder eigenthümlich gehört, theils weil es unwahr ist, theils weil eine gefundene und als Gewinn für den Finder betrachtete Sache den Geschmack an fremdem Eigenthum rege macht.

IV. Die Strafe der Landesverweisung durch ein Reichsgesetz allgemein und ohne Ausnahme zu verbieten. Sie ist zwar Reichsgesetzmäßig und allgemeinen Rechtens, aber grausam gegen die mit verbündeten Nachbarn, dem Zweck der deutschen Staatsverfassung zuwider und mit der Menschenliebe überhaupt im Widerspruch.

Kleine Reichsstände beklagen sich, daß es ihnen an Mitteln fehlt, ihre einheimischen Taugenichte nützlich zu beschäftigen, und daß die benachbarten größeren Stände hohe überspannte Forderungen machen, wenn man sie bittet, Verbrecher gegen Bezahlung in ihre Zuchthäuser aufzunehmen. Hielten aber die mächtigeren Stände genau darauf, daß ihre Beamten und obrigkeitlichen Personen alle Vagabonden, die sich nicht durch Pässe oder gültige Urkunden legitimiren könten, sogleich wieder zurückwiesen, wo sie hergekommen sind, auch jeden Einwohner straften, der Leute, wie sub Nr. I. lit. c. benannt sind, beherbergte; so könten die kleinern Stände ihre einheimischen Taugenichte, die nun nicht mehr durch fremde vermehrt und verführt würden, ehender selbst beschäftigen. Folgten mehrere Stände des Reichs dem Beispiele des Fürsten von Fulda, so müßte die beständige Ebbe und Fluth von Vagabonden in Deutschland aufhören, so bliebe jeder Arme zu Hause. Unter Hunderten, die nur nach langem Betteln in der Fremde Diebe geworden sind, würden nicht zehne in ihrer Heimath gestolen haben, wo sie bekant waren, wo sie leichter entdeckt werden konten, und sie auch ein gewisses Gefühl von Schande behalten hätten, das sie in der Fremde, wo sie Niemand kannte, nicht mehr empfanden. Diese Vorkehrung wäre auch dadurch sehr zu erleichtern, wenn die Stände des Reichs ihre Soldaten dazu gebrauchten, die Gränzen — nicht durch große kostbare Cordons — sondern durch kleine einzelne Posten zu besetzen. Dann würden sie unstreitig nützlichere Dienste leisten, als wenn sie gepudert und geputzt auf einer so genannten Parade erscheinen, wo der Bürger und Bauer in kleinen Gebieten ganz natürlich schließt, das Geld sey weggeworfen, das man ihm für die kleine Kriegscasse des kleinen Staats abpreßt.

V. Die kleinern Gerichtsherrn anzuhalten, daß sie entweder die Gerichtsbarkeit, auf die sie gemeiniglich so

stolz sind, aufgeben, oder auch, daß sie die damit verknüpften incommoda übernehmen, und keine Verbrecher aus sündlicher Sparsamkeit entwischen lassen, die in der Folge Strassenräuber werden können.

B. Mittel, den schon vorhandenen Räuber an Ausführung seines Vorhabens zu hindern.

Hiebei nehme ich vorzüglich auf die öffentlichen Postwagen Rücksicht, weil ich glaube, vorher gezeigt zu haben, daß diese den Ausfällen der Straßenräuber in Deutschland am meisten ausgesetzt sind. Die Reichsgesetze verordnen selbst ein Mittel, um die Sicherheit der Heerstraßen zu befördern. Im Reichsabschiede zu Augsburg Anno 1548 aufgerichtet, heißt es §. 20. -- „ordnen und wollen wir, daß eine jede Obrigkeit im heil. Reich deutscher Nation, in ihren Fürstenthümen, Landen und Gebieten, bei den Ihren Führsehung thun soll, daß die Straßen frei und rein gehalten, darauf auch Niemands gefangen, geschlagen, beraubt, hinweggeschleift, seiner Güter ausgehaben, hinweggeführt, oder anderer Gestalt beschwert werde, ohne Weigerung auf sein Ansuchen ein frei, sicher, genugsam Geleit gegeben, und also männiglich zu Beförderung deß gemeinen Nutzens allenthalben frei, sicher, handeln und wandeln möge" -- u. s. w. Und im ersten Abschied des Reichstags zu Augsburg, Anno 1559 aufgerichtet, heißt es §. 34. „wofern von Churfürsten, Fürsten und Ständen, oder einiger Oberkeit, die sey wer sie wolle jemands Geleyd gegeben, und derjenig darüber auf derselbigen Churfürsten, Fürsten und Ständen oder Oberkeit Geleyd-Straßen thätlich ergriffen, und beschädiget, daß der Stand so solch Geleyd gegeben, nach Gestalt solches Geleyds, dem Beschädigten seines Schadens Erstattung zu thun schuldig seyn soll." Wenn gegen jeden Stand, der sich das Geleit bezahlen läßt, und in dessen Lande einer beschädigt würde, der Reichsfiscal aufträte, und die Schadensersetzung ex officio verlangte, so könte dieses vielleicht ein Beweggrund werden, daß für die Sicherheit der Reisenden überhaupt besser gesorgt würde als bisher, da uns aber die Erfahrung lehrt, daß dergleichen Zwangsmittel unendlichen Schwierigkeiten unterworfen sind, so will ich es auch nur der Vollständigkeit wegen angeführt haben. Dagegen glaube ich, daß das Berauben der Postwagen in Deutschland gewisser verhindert werden könte:

I. wenn jeder Conducteur mit ein Paar Pistolen und einer Flinte bewafnet wäre, und wenn er nie in dem Postwagen selbst, sondern auf dem vordern Sitze (wie in Frankreich) der an manchen Wägen bedeckt ist, oder doch bedeckt werden könte, sitzen müßte. Hält sich der Conducteur im Postwagen selbst auf, so kan er den Postillon, der von Räubern angehalten wird, nicht schützen. Die Räuber sind schon zu sehr im Vortheil, wenn sie den Wa-

gen

gen angehalten und umringt haben, und der aussteigende Conducteur kan durch einen Schlag wehrlos gemacht werden, ehe er sich in den Stand gesetzt hat, sich wehren zu können. Sitzt er aber vorne, und ist er mit Schießgewehr versehen, so kan er diejenigen, die den Wagen anhalten, oder dem Postillon eins versetzen wollen, ehender verwunden oder tödten, ehe sie ihm beikommen können, und es ist 100 an 1 zu wetten, daß Vagabonden, **die im Straßenraub unerfahren sind**, deren Waffen in **Knüppeln und Mistgabeln bestehen**, den Muth nicht haben werden, einen Postwagen anzuhalten, wenn sie vorher wissen, oder nur befürchten, daß einer von ihnen auf der Stelle wird erschossen werden, dessen Leichnam die andern Gehülfen höchst wahrscheinlich entdecken muß. Ja, ich will annehmen, es würde einer nur verwundet, oder er würde, wenn er todt geschossen wäre, von der Bande auf die Seite geschaft, so fehlte doch an einem Orte ein Einwohner, oder es läge einer unter den Händen des Wundarztes, und dadurch würde die Obrigkeit auf die Spur gebracht.

Die Erfahrung lehrt, daß **nur solche Räuber**, die zu diesem Handwerk erzogen sind, die selbst Schießgewehr führen, die zu stehenden Räuberbanden gehören, den Muth haben, einen Raub zu erkämpfen, der ihnen streitig gemacht wird. Sie lehrt, daß der Muth eines jeden Angreifenden sinkt, so bald er Widerstand findet, und daß der Vagabonde, der ein Held ist, so lange es Knüppel gegen Knüppel, Faust gegen Faust geht, allen Muth gegen eine Flinte verliert, die nicht einmal geladen ist. Es läßt sich freilich der Fall annehmen, daß 12 bis 15 entschlossene Kerl einen unter ihnen aufopfern werden, um nachher mit Gewißheit den Meister zu spielen, und wenn das geschähe, dann würde der Conducteur schwerlich der Rache der Räuber entgehen, er würde seine Gegenwehr mit dem Leben bezahlen müssen. Aber keiner von den Räubern würde der erste seyn wollen, keiner würde sich dem ersten Schusse blosstellen, um seinen Gesellen das Vorhaben zu erleichtern. In der Sierra Morena, in den Pirenäen, in einem Theile von Italien mögte freilich das vorgeschlagene Mittel unzureichend seyn; der mit Schießgewehr versehene Mörder würde dem Conducteur zuvorkommen; desfalls aber habe ich oben den Unterschied zwischen unsern und jenen Räubern so weitläuftig gezeigt, und selbst genau erwogen, um mich zu versichern, daß bei uns das einfache Mittel hinlänglich ist, das dort von gar keiner Würkung seyn würde.

Es läßt sich gegen diesen Vorschlag auch noch der Einwurf machen, daß grade die Bewafnung des Conducteurs auch die Räuber veranlassen würde, in Zukunft nicht blos mit dem Prügel in der Hand zu rauben, wie bisher, sondern sich auch Schießgewehr anzuschaffen, und dann noch oben drein zu morden. Der Einwurf hat viel scheinba-

res, aber eben deswegen war ich darauf bedacht, die Entstehung unserer Räuberbanden, ihren Character und ihr Verfahren zu untersuchen, um meinen Gegenstand mehr nach Menschenkenntniß und Erfahrung als nach Möglichkeit und Hypothesen zu behandeln.

Wer nicht Räuber von Profeßion, sondern nur ein zufälliger Räuber ist, der wird nicht leicht Schießgewehr anschaffen, der wird seine Flinte, wenn er schon eine hat, lieber verkaufen, um Geld zu bekommen, als rauben, der wird nicht Muth haben, auf einen Menschen zu schießen, und noch weniger das Geschick, ihn zu treffen. Versteht er auch, einen Hasen zu schießen, so folgt daraus noch lange nicht, daß er einen Menschen treffen wird, den er ermorden will *). Noch weit weniger ist zu vermuthen, daß er sich selbst der Gefahr aussetzen wird, erschossen zu werden, um so weniger, da er und alle seine Spiesgesellen durch einen Schuß verrathen, entdeckt und zur Strafe gezogen werden können.

Aber, wird sich der Conducteur wehren? Wird er nicht lieber den Postwagen plündern lassen, um sein eigenes Leben zu sichern, als schießen, und sich der Gefahr aussetzen, nachher erschlagen zu werden? Wird er den Räuber auch treffen?

Hiebei muß ich erst bemerken, daß es etwas ganz anders ist, ob man schießt, um sich rechtmäßigerweise zu vertheidigen, oder ob man schießt, um Mord und Straßenraub zu begehen; ferner, daß ein Schießgewehr nicht hinreichend seyn würde, um den Conducteur über die Folgen des einen Schusses zu beruhigen, und daß er eine Flinte viel sicherer und ruhiger gebrauchen wird, wenn ihm noch zwei Pistolen übrig bleiben, als wenn er nur die Flinte allein führte; demnächst aber kömt es auf die Wahl der Leute an, die man zu Conducteurs macht.

Sind es Laquaien, die das Nachtwachen nur im Vorzimmer gelernt haben, wenn ihr Herr spielte oder der Liebe pflegte, so mögte sehr wenig von ihrem Muth zu erwarten seyn. Sind es aber gediente Unterofficiere, deren Treue und Rechtschaffenheit erprobt, und bei denen das erste Feuer der Jugend verraucht ist, die gewohnt sind, zu thun, was ihnen befohlen wird, ohne an die Folgen zu denken, die in dem Bewustseyn erzogen sind, „du hast Brod um für das Vaterland zu sterben, wenn es verlangt wird," denen schon bei den Handgriffen, wie bei allen militairischen Diensten, eine gewisse Entschlossenheit zur andern Natur wird; so bin ich fest überzeugt, daß sie

*) Ich würde in den Fehler der Weitschweifigkeit und der Anekdoten-Jägerei verfallen, wenn ich diese Behauptung mit Geschichten, die zum Theil bekant genug sind, belegen wolte. Wie oft hat nicht der künstliche Schütze, seinen 10 Schritt vor ihm stehenden Gegner gefehlt, den er auf eine unerlaubte Art tödten wolte. Wer weiß es nicht, daß man heute zehn mal den Gulden treffen und morgen seinen Feind fehlen kan, wenn das Gewissen noch nicht ganz erstickt ist.

sie den bei Verlust ihres Dienstes und ihrer Ehre ihnen anvertrauten Postwagen, wie jeden andern Posten vertheidigen, und ihn auch ganz gewiß gegen unsere Pfuscher im Räuberhandwerk behaupten werden. Das werden sie um so viel gewisser thun, wenn sie (wie billig) versichert seyn können, daß der Staat für die Nachgelassenen eines jeden bei der Vertheidigung des Postwagens ums Leben gekommenen Conducteurs sorgen wird. Es versteht sich von selbst, daß man den Conducteur wegen eines von ihm erschossenen Räubers keiner langen Untersuchung unterwerfen muß. Seine eidliche Aussage muß vollen Glauben haben, und es muß ihm erlaubt seyn, bei offenbarer Gewaltthätigkeit die gegen den Postwagen verübt wird (selbst wenn es von Passagiers geschiehr) den Thäter wenigstens zu verwunden, wenn es auch noch unentschieden ist, ob die Gewaltthätigkeit einen merklichen Straßenraub zum Zweck hat. Hieraus folgt wieder, daß man in der Wahl der Conducteurs vorsichtig seyn, und den Gewählten genau instruiren muß. Ich glaube, daß diese Vorkehrung, und die Bekantmachung derselben von allen Kanzeln allein hinreichend seyn würde, um die Fälle abzuwenden, wo der Conducteur Ursache hätte, sein Schießgewehr zu gebrauchen. Beiläufig würde auch das, dem Conducteur daraus erwachsende Ansehen die gute Folge haben, daß er manche Passagiers zur Ruhe verweisen könte, die gegen reisende Frauenzimmer und Juden zuweilen alles, was nur grob und ungezogen genannt werden kan, erschöpfen.

II. Wenn auf dem vordersten Sattelpferde auch ein Postillon sitzen müßte. Dieses Mittel scheint einfältig, es wird aber von keinem, der mit Pferden umzugehen versteht, und der die Pferde kennt, dafür erklärt werden. Wenn die vordersten Pferde auf der Linie laufen, so kan sie jeder, der in den Weg trit, anhalten, auch ihnen jeder in den Zügel fallen, und wenn dies geschähe, so könte der Conducteur nicht wohl schiessen, weil der, der die Pferde anhielte, von den Pferden selbst gedeckt seyn würde. Sitzt aber auf dem vordersten Sattelpferde ein Postillon, so treibt er unfehlbar seine Pferde jedem auf den Hals, der es versucht, ihnen in den Weg zu treten oder den Zügel zu ergreifen, und so lange der Wagen im Fahren bleibt, hat er von Räubern, die nicht schießen, nichts zu besorgen, wenn auch deren 30 und mehr wären. Die Furcht, unter das Rad zu kommen, und die Unmöglichkeit, unseren hohen Postwagen im währenden Fahren von hinten beizukommen, wird ihn hinlänglich schützen, so bald das Anhalten der vordersten Pferde durch den zweiten Postillon gehindert ist. Im währenden Fahren würde es auch nicht leicht seyn, einen Postillon vom Pferde herunter zu reissen oder zu schlagen, weil er dem Schlage leicht ausweichen, und sogleich schnell zufahren kan, desto schneller, wenn die vordersten Pferde auch von einem Postillon angetrieben wer-

werden. Nur müßte es zugleich strenge verboten seyn, daß die Postillons nie anders, als vor den Wirthshäusern abstiegen. Jetzt geschieht es allgemein bei der kleinsten Anhöhe, der Postwagen wird dadurch augenscheinlich in Gefahr gesetzt, umgeworfen zu werden; den Passagiers aber die wohlgegründete Furcht eingejagt, daß die Pferde scheu werden und durchgehen. Gemeiniglich sind die Posthalter selbst Schuld an dieser Unordnung, weil sie zu wenige Pferde vor den Postwagen spannen, und folglich die Postillons darauf bedacht seyn müssen, den Pferden die Arbeit zu erleichtern. Bei öffentlichen Anstalten solten wir Deutsche das Beispiel der Engländer, und zum Theil auch der Franzosen nachahmen, die dabei keine Kinderei leiden, die einer kleinen Ersparnis wegen das Publikum nie in Gefahr setzen. Dies ist die einzige Antwort, die ich zu geben weiß, wenn Jemand gegen meinen Vorschlag einwenden will, daß der zweite Postillon und ein oder zwei Pferde mehr vor dem Postwagen, Kosten verursachen. Es ist allerdings wahr, daß man bei jedem Projecte darauf sehen muß, daß die Kosten mit dem Nutzen im Verhältniß stehen, es ist aber auch wahr, daß mit Nichts, nichts ausgerichtet werden kan, und daß es besser ist, das Porto um ein geringes zu erhöhen, als die Passagiers der Gefahr eines Straßenraubes oder eines andern Unfalls blos zu stellen. Es ließe sich auch einwenden, daß die Räuber grade an dem Orte, wo sie den Postwagen zu berauben beschlossen hätten, den Weg aufgraben könten, um jenen zu zwingen, stille zu halten, und daß in diesem Falle das eben vorgeschlagene Mittel nichts helfen würde. Dann aber müßte der Conducteur von seinem Schießgewehre Gebrauch machen. Auch würden andere Reisende gezwungen, an demselbigen Orte sich aufzuhalten, welches den Räubern schon nicht vortheilhaft wäre, und überdies könten sie so schnell, so unerwartet die Postillons nicht überraschen, die einen Angriff von Räubern vermuthen müssen, so bald sie sähen, daß die Landstraße aufgegraben wäre. Vielleicht hätte der eine Postillon Zeit, sein Pferd auszuspannen, und im nächsten Orte Lärm zu machen, welches man durch eine nicht schwer zu erfindende Einrichtung des Geschirrs noch erleichtern könte. Käme die herbeigerufene Hülfe auch zu spät, um das Berauben des Postwagens zu verhüten, so würde doch der Räuber dadurch abgeschreckt, weil er leichter ergriffen, oder ihm der Raub leichter wieder abgejagt werden könte.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Montag, den 19ten Januar 1789.

Schluß der Preisschrift: Welches sind die sichersten, und nach der jetzigen Verfassung der deutschen Staaten, die leichtesten und wohlfeilsten Mittel, die Heerstraßen wider Räubereien und andere Gewaltthätigkeiten zu sichern?

III. Wenn Conducteurs, und auch Passagiers, die den Postwagen vertheidigt hätten, belohnt, und öffentlich gelobt würden. Es giebt sehr viele Menschen, die einen großen Werth darauf setzen, für tapfer gehalten zu werden, die jedes ihnen aufstoßende Abentheuer gern erzählen, und zwar auf eine Art, daß ihr Muth, ihre Klugheit, oder ihre Stärke, in einem vortheilhaften Lichte erscheint. Das ist in der Natur des Menschen gegründet, dessen vornehmste Leidenschaft von je her die Eigenliebe war, und es wohl bleiben wird. Nach meiner Ueberzeugung besteht eine große Klugheit darin, selbst die Schwachheit der Menschen zu benutzen, um auf eine erlaubte Art, einen erlaubten Zweck zu erreichen. Wer die Kunst verstände, alle Leidenschaften der Menschen, nicht zu unterdrücken, sondern zu lenken, der könte mit kleinen Mitteln große Dinge ausrichten.

IV. Wenn die Postlade, um der es den Räubern am meisten zu thun ist, fest geschroben würde, und die Schlüssel zu den Schrauben auf den Posthäusern blieben. Hätte der Conducteur einen Schlüssel bei sich, so könten die Räuber hoffen, ihn zu erobern, fehlte aber der Schlüssel ganz, so würden sie sehr viele Zeit verlieren, ehe sie die Postlade vom Wagen herunter bringen könten, wenn nemlich die Schrauben so eingerichtet wären, daß nicht jeder gemeine Schraubenschlüssel dazu paßte. Ist die Postlade einmal vom Wagen herunter, so ist sie bald zertrümmert, so lange sie aber noch auf dem Wagen fest stehet, kan man nicht so viele Gewalt dagegen gebrauchen, weil die Stellung hinderlich ist.

V. Wenn jedem Postwagen, der eine halbe Stunde länger ausbliebe, als man der Jahrszeit und der Beschaffenheit des Weges nach erwarten könte, ein Postofficiant, oder in Ermanglung dessen ein Postillon zu Pferde, des Nachts mit einer Laterne versehen, entgegen geschickt würde. Dieser müßte so schnell reiten als es thunlich wäre, und seiner vorher schon erhaltenen Instruction gemäß verfahren.

C. Mittel, die Gefangennehmung eines Räubers, der schon einen Raub ausgeführt hat, zu beschleunigen und zu erleichtern.

Je mehr der Räuber bei der Eroberung eines Postwagens zu wagen hat, je länger er sich aufhalten muß, um die Postlade in seine Gewalt zu bekommen, und je geschwinder man ihm die Wege versperrt, auf welchen er zu entfliehen sucht, desto weniger wird er Lust bekommen, das Wagstück zu unternehmen. Giebt es auch Menschen, die einer noch entfernten Strafe spotten, die tollkühn genug sind, jeder Gefahr zu trotzen; so wollen sie doch eine Zeitlang Ersatz dafür haben, und daher muß nichts dem Räuber das Handwerk so sehr verleiden, als wenn er sieht, daß alle Versuche fruchtlos ablaufen, daß der Gewinn ausbleibt, und die Gefahr wächst. Dies letzte wird am sichersten dadurch erzielt, wenn man solche Vorkehrungen macht, daß kein Räuber entwischen kan, nicht sowohl, um ein hartes Todesurtheil an ihm zu vollziehen, (denn das schreckt wenige, und bessert keinen) als um jeden zu überzeugen, der die moralische Fähigkeit hat, einen Straßenraub zu begehen, daß sein Vorhaben höchst wahrscheinlich nicht gelingen, er aber gewiß zur Haft gebracht werden wird. Den gefangenen Räuber strafe jeder Gesetzgeber, so wie es ihm richtige Menschenkenntniß und philosophische Criminalisten an die Hand geben. Wenigstens setze er ihn ganz auffer Stand, in der Zukunft zu schaden. Hier habe ich mich nur mit den Mitteln zu beschäftigen, die die Gefangennehmung des Räubers erleichtern. Zu diesem Behuf schlage ich folgendes vor:

I. Die Reichsgesetze selbst verordnen, daß ein begangener Straßenraub durch ein Signal schnell bekant gemacht werden soll. Mit kleinen Zusätzen und Abänderungen könte das Mittel vielleicht untrüglich werden. Je geschwinder die Nachricht von einem Straßenraube verbreitet wird, desto leichter muß es seyn, den Thäter zu entdecken, weil alsdenn jede Obrigkeit ihre Aufmerksamkeit verdoppeln, alle Pässe besetzen, und alle verdächtige Häuser beobachten kan.

Im Abschied des Reichstages, zu Augsburg Anno 1548 aufgerichtet, wird befohlen, an die Glocken zu schla-

ſchlagen, ſo bald eine Gewaltthätigkeit auf der Heerſtraße iſt ausgeübt worden. Jetzt iſt das Sturmläuten nur bei Feuersbrünſten üblich, mithin könte man ſich nicht wohl an die vorgeſchriebene Art des Signals binden, es iſt aber keinem Zweifel unterworfen, daß die Abſicht des Geſetzgebers war, daß ein Signal gegeben werden ſolte, und dieſe Vorſchrift iſt ſehr klug.

Friederich der Große, der in ſeinen Landen keine Straßenräuber hatte, dem aber viele Soldaten deſertirten, erfand ein Mittel dagegen, das wenigſtens im Frieden ſeiner Abſicht entſprach, und wann es auch einigen gelang durchzukommen, ſo bleibt dennoch das Beiſpiel nicht weniger treffend und anwendbar auf die Räuber, weil es deren weniger giebt, als der unzufriedenen und leichtſinnigen Soldaten, weil jeder Bürger und Bauer weit geneigter ſeyn wird, einen Straßenräuber anzuhalten, als einen Deſerteur, der ſein Mitleid erregt, und weil der letzte ſich leichter verbergen kan, als der erſte, der Spiesgeſellen bei ſich hat, und wenn ihm ſein Streich gelungen iſt, durch die Beute ſelbſt an der Flucht gehindert wird. Es iſt alſo um ſo weniger ein gegründeter Einwurf, daß aller Vorſicht und Mühe ungeachtet dennoch preußiſche Ausreißer die Gränzen erreicht haben, da z. B. in Breslau, wo 3 Feldregimenter, 2 Grenadierbataillons und 1 Cüraßierregiment lagen, im Jahr 1774 von eilf Ausreiſſern nur drei durchgekommen und acht eingebracht worden ſind. Das Signal beſtand in einem Canonenſchuß. Dieſer wurde nach Beſchaffenheit des Windes und Wetters oft nicht weit gehört, er war aber hinlänglich, um den vier dazu im voraus befehligten Officiers zu erkennen zu geben, daß ſie ſogleich aufs Pferd ſteigen, und nach vier verſchiedenen Gegenden ausreiten mußten, nicht um den Deſerteur zu ſuchen oder einzubringen, ſondern nur um in allen Dörfern Lerm zu machen. Die Richter der Dörfer ſandten ſogleich in die ſeitwärts gelegenen Dörfer Boten ab, um auch dieſe zu benachrichtigen, daß ein Soldat entwichen ſey Nun mußten alle Bauern auf ihren Feldern, in den Schleifwegen, auf den Fußſteigen und Päſſen, zweimal 24 Stunden Wache halten. Eine oder zwei Stunden, nachdem die vier Officiers ausgeritten waren, giengen 10 Unterofficiers zu Fuß, nach, auch nicht in der Abſicht, den Deſerteur zu ſuchen, ſondern, um nachzuſehen, ob die Bauern ihre Schuldigkeit thäten. Jeder ſaumſelige Bauer wurde geſtraft, und der, der den Deſerteur einbrachte, wurde belohnt.

Das war gut, wird mancher ſagen, in einer Veſtung, wo Canonen, Officiers und Unterofficiers ſind, wenn aber ein Straßenraub begangen wird, und die Nachricht davon im nächſten

Dorfe erschallt, so kan keine Canone gelöst, kein Officier ausgeschickt, und kein Unterofficier zum Nachsehen beordert werden. Ueber das Signal will ich nicht streiten. Wenn das ganz policeiwidrige Schießen bei Hochzeiten, Kindtaufen, Lustbarkeiten, und an Festtagen, in Dörfern, wo noch oben drein die Häuser mit Stroh gedeckt sind, aufhörte, und die Edelleute ihre Beller oder Katzenköpfe (boites) aus welchen an ihren Geburts- und Namenstägen geschossen wird, auf die Dörfer vertheilten, so könte es doch wohl möglich seyn, die Nachricht, daß ein Straßenraub verübt oder versucht worden ist, wenigstens im ersten Dorfe durch Schießen zu verbreiten. In Ermangelung dieses Mittels ließen sich aber andere erfinden, als z. B. ein Dutzend Hämmer, die an einer kleinen Welle befestiget, schnell an die Glocke schlügen, wenn man die Welle durch einen Strick in Bewegung brächte; dieses Signal würde vom gewöhnlichen Sturmläuten leicht zu unterscheiden seyn.

Den Mangel an Officiers und Unterofficiers könte man durch Bauern ersetzen, die auf das Signal sogleich und ohne Befehl abzuwarten, nach den nächsten Dörfern eilen müßten, um da gleichfalls Lerm zu machen, und so von Dorf zu Dorf, damit die Nachricht von dem Straßenraube geschwinder verbreitet würde, als es den Räubern möglich wäre, aus dem Bezirk zu kommen, der in Allarm gesetzt wäre.

Wo auf dem Lande Cavallerie stünde, da könte und solte sie mit würken, wenn sie zum voraus, ein für allemal beordert wäre, ohne vorhergegangene Requisition der Civilobrigkeit sogleich aufzusitzen, und eines Theils den Lerm so weit als möglich zu verbreiten, andern Theils aber die Pässe zu besetzen, durch Patrouillen das Land zu durchsuchen (fouiller le terrein) verdächtige Personen in Wäldern, Hecken, Feldern ꝛc. aufzuheben, dies einige Tage und Nächte hindurch fortzusetzen, und auch allenfalls 4 bis 6 Meilen schnell zu reiten, um die Räuber von der Gränze abzuschneiden.

Wo keine Soldaten wären, müßten berittene Bauren, die in jedem Dorfe, oder von Meile zu Meile durch frische abgelöst würden, der Gränze, oder solchen Orten zueilen, wo Pässe wären, die leicht geschlossen werden könten; die andern Bauern müßten aber mehrere Tage und Nächte in ihrer Gegend Wache halten, und alles durchsuchen. Fingen sie die Räuber, oder verhinderten sie selbige nur durch Abwerfung kleiner Stege und Brükken an der Flucht, oder verfolgten sie selbige nur bis an ein Dorf oder an eine Stadt, wo man sich ihrer bemächtigen könte, so müßten die Bauern reichlich belohnt werden, verhältniß-

nißmäßig nach den Diensten, die sie geleistet, und nach der Mühe, die sie gehabt hätten. Dieses könte um so füglicher geschehen, da Straßenraub weit seltener ist, als Desertion, und auch mehr an der Einbringung eines Räubers, als der eines Deserteurs, gelegen ist. Auf jeden Fall müßte dem Bauer die Versäumniß seiner häuslichen Geschäfte aus der Criminalcasse oder dem Fisco vergütet werden.

Die Gerichtspersonen könten zuverläßige Leute ausschicken, die weiter nichts zu thun hätten, als nachzusehen, ob alle Päße, Steige, Brükken, von den Bauern bewacht würden. Die nachläßigen Bauern müßten dann gestraft, die Beamten aber durch öffentliches Lob und andere Aufmunterungen belohnt werden, die durch schnelle und pünktliche Befolgung der gegebenen Befehle, zur Einziehung der Räuber beigetragen hätten.

Wenn auch mancher Bauer den Muth nicht hat, Hölzungen zu durchsuchen, wo man Räuber vermuthet, so ist doch schon vieles gewonnen, wenn man letztere zwingt, so lange versteckt zu bleiben, bis das Brod, das sie etwa bei sich haben, verzehrt ist, und der Hunger sie zwingt, nach Lebensmitteln auszugehen. Ich setze voraus, daß man in der ganzen Gegend aufmerksam wäre, in allen Dörfern Wachen ausgestellt hätte, und so lang diese Allarmzeit dauerte, alle Unbekante und einigermaaßen verdächtige Personen zum Richter führte, der sie befragen, und beim mindesten Zweifel gefangen setzen müßte.

Der Conducteur eines Postwagens, die Postillons, selbst die Passagiers, müßten bei Strafe oder bei Verlust des Ersatzes, den man letztern zu leisten schuldig ist, verpflichtet seyn, so viel in ihren Kräften stünde, die Verbreitung der Nachricht von dem begangenen Raube, zu befördern und zu beschleunigen. Dazu würde der vorderste Postillon am ersten im Stande seyn, wenn sein Pferd so angeschirrt wäre, daß er es gleich losmachen, und damit fortreiten könte. Auch der einer ausbleibenden Post entgegen geschickte Reuter könte befehligt seyn, so bald er erführe, daß die Post wäre beraubt worden, nicht zurück, oder seitwärts, sondern grade nach einem bestimmten Ort zu reiten, wo man der Gränze oder anderer Ursachen wegen, die Nachricht am ersten wolte verbreitet wissen; und beiläufig könte er in den Dörfern, die er zu passiren hätte, Lerm machen, ohne vom Pferde zu steigen. Hiebei müßte es nun freilich nicht darauf ankommen, ob er das Pferd zu Schanden ritte, so bald nemlich ein Raub wäre ausgeführt oder versucht worden. Er verdiente vielmehr Belohnung — denn ich wiederhohle es, kein Räuber muß entwischen, wenn man ihm an

der Gränze oder an seinem Zufluchtsort zuvorkomt, wenn er überall erwartet, ihm überall aufgelauert wird, welches ungleich sicherer und wirksamer ist, als wenn ihm einige nacheilen. Diese halten sich unterweges durch Nachfragen und Ausforschen auf, und der Räuber gewinnt einen zu großen Vorsprung.

II. Die sub Nr. II. lit. b. vorgeschlagene Correspondenz der Beamten und Obrigkeiten wird die Wirkung haben, daß in jedem Jurisdictionsbezirk eine Liste von allen verdächtigen Personen vorhanden ist, auf die genauer Acht gegeben werden müßte, so bald ein Straßenraub wäre begangen worden. Es ist beinahe unmöglich, daß nicht kleine Umstände seyn solten, die den aufmerksamen Beamten auf die Spur bringen müßten, so bald der Verdacht nur auf eine geringe Anzahl benannter und beschriebener Menschen fällt, deren Abwesenheit, Gegenwart, Betragen, Bekanntschaft, und Beschäftigung, genau beobachtet wird. Man weiß es, oder man bringt es durch Nachforschung leicht heraus, daß von den verdächtigen Personen, in der Zeit, da der Straßenraub begangen wurde, einige an einem andern Orte waren, mithin wird die Anzahl derer, auf die der Verdacht haften bleibt, immer geringer, und dadurch rückt man der Entdeckung immer näher. Nur müßte es jeder obrigkeitlichen Person erlaubt, ja so gar anbefohlen seyn, so bald ein Straßenraub wäre verübt worden, alle auf der Liste stehenden verdächtigen Personen einzuziehen, die sich in seinem Bezirke befänden, und so gar Fremde, die sich nach solchen Leuten erkundigen.

Niemand verabscheuet Staats- und Religionsinquisition mehr, wie ich, so auch alles beobachten und ausspioniren des Innern der Familien, ich halte aber dafür, daß das vorgeschlagene Mittel nicht einmal den Anschein von jenem despotischen Verfahren hat, denn der bekante Tagdieb, der unnütze Pflastertreter, der durch Müßiggang und Liederlichkeit verarmte, der kleiner Betrügereien oder Diebereien bezüchtigte Einwohner, er sey ein verdorbener Handwerker, oder ein vom Spiel lebender Edelmann, muß von der Obrigkeit beobachtet werden, weil er sich selbst eines Vorzugs unwürdig gemacht hat, der jedem andern gebührt.

III. Das jus asyli müßte weder mit noch ohne Einschränkung, weder halb noch ganz, hinführo mehr Statt finden, es habe es, oder behaupte es zu haben, wer da wolle, ja man müßte ohne Formalitäten, ohne Requisition, jede Obrigkeit, die Richter und Schulzen auf den Dörfern nicht ausgenommen, berechtigen, verdächtige Personen zu suchen, wo sie wolten, und zu fahen, wo

sie könten. Man weiß es aus der Geschichte, auf welche Art manche sich das jus asyli angemaaßet haben, wie und warum manche Orte damit sind privilegirt worden. In unsern aufgeklärten Zeiten kan es aber keinen Fürsten geben, der den Willen hätte, Jemand auf Unkosten des Publikums zu begünstigen, einen neu angelegten Flecken durch solche schädliche Privilegien in Aufnahme zu bringen, oder durch allgemeine nachtheilige Vorrechte, irgend einem Stande oder Hause, eine misverstandene Ehrfurcht zu bezeigen; wäre es möglich, daß ein verblendeter Fürst dieses oder jenes geheiligte Haus, der heiligeren Gerechtigkeit verschlösse und entzöge, so würde er seine Fürstenpflicht verletzen, das Volk beleidigen, und sich an der gesunden Vernunft versündigen. Die Hütte des friedfertigen Landmanns sey dem trotzigsten, übermüthigsten Großen heilig, aber der Tempel, wie der Pallast, das Schloß, wie die Hütte, stehe der Gerechtigkeit offen; sie kan den Altar nicht entheiligen, wenn sie unter demselben einen Verbrecher hervorholt; nur der Spion des Tyrannen, des Heuchlers, des Verfolgers, entheiligt jedes Haus, das er betrit.

IV. Die Erb- Lehn- und Gerichtsherren, die ihre Gerichtsbarkeit zwar nicht wollen fahren lassen, sich aber auch sehr hüten, einen Verbrecher in ihre Gewalt zu bekommen, dem sie den Proceß machen müssen, könte man dadurch aufmuntern, anders zu verfahren, wenn ihnen der Fiscus eine Prämie ertheilte, so oft sie dem Staat einen Dienst leisteten, den sie ihm eigentlich zu leisten schuldig sind. Der Fiscus oder die Criminalcasse würde diese Unkosten auf der andern Seite wieder ersparen, weil der Verbrecher, und folglich der peinlichen Processe überhaupt weniger werden müssen, so bald Jedermann überzeugt ist, daß adeliche Güter keine Freiplätze, und adeliche Gefängnisse keine offene unbewachte Stuben mehr sind.

V. Die Jäger wären zu Einziehung der Räuber sehr brauchbar, weil ihnen alle Wege und Dickigte bekant sind, weil sie die Kunst zu schleichen verstehen, die Fahrten (vestigia) kennen, und unterscheiden können, wie alt sie sind, auch Waffen haben, die sie zu gebrauchen wissen, und überdies die verhärteten Holzdiebe, eine gefährliche Art Menschen, von Person und dem Namen nach kennen. Für einen eingefangenen oder erschossenen Wilddieb giebt man ihnen eine Belohnung. Wäre es nicht rathsamer, ihnen eine weit größere Belohnung für einen eingebrachten Strassenräuber zu geben? Es hienge übrigens nur vom Gutsbesitzer ab, das Vorurtheil zu vernichten, als sey das Einfangen der Wilddiebe eben

so

so verschieden, von dem häschermäßigen Einfangen der Straßenräuber, als das Auswirken eines verendeten Hirsches, von dem Abdecken eines todtgeschossenen Pferdes. Man kan den Jäger dabei lassen, wenn er behauptet, ein natürlichen Todes gestorbenes Stück Wild sey kein Aas, aber ein todtgestochenes Pferd sey es. Gleich viel für den Zweck dieser Abhandlung, wer uns die Häute der Thiere verschaft, die uns so unentbehrlich sind; aber das ist für die Sicherheit der Heerstraßen von Bedeutung, wenn Vorurtheile, eine vorzüglich dazu geschickte Menschenclasse abhalten, Räuber anzugreifen, die der Gesellschaft gefährlicher sind, als alle Wilddiebe. Daher empfehle ich es den Edelleuten, die keiner Bedienung vorstehen, auch unbekümmert um die Landwirthschaft, bloß der Jagd wegen ihre Güter bewohnen, daß sie wie Ritter, die der allgemeinen Sicherheit zu Liebe, jeder Gefahr trotzen müssen, und die nach dem Landfrieden, nicht wie ihre Vorfahren, ihren Muth in schädlichen Fehden, in unnützen Turniren, zeigen können, selbst aufsitzen, und die Straßenräuber verfolgen, so bald das Gerücht davon erschallt. Dann werden ihre vertrauten Jäger kein Bedenken tragen, ihnen zu folgen. Die Schlösser der Edlen hießen lange Raubschlösser, weil vornehme Räuber darin wohnten, — mögen sie in Zukunft den Namen der Friedensschlösser führen, wenn sie von Männern bewohnt werden, die, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, und zum Ersatz der ihnen gezollten Ehrerbietung, für die Erhaltung öffentlicher Sicherheit im Krieg und Frieden ihr Leben wagen, die, anstatt verächtlich auf geringere Stände herab zu blicken, wodurch gegenseitige Geringschätzung erzeugt wird, ihren ganzen Stolz darin setzen, Stützen des Staats, Beschützer der Wehrlosen, und Wohlthäter ihrer Mitmenschen zu seyn.

Hannoverisches Magazin.

7tes Stück.

Freitag, den 23ten Januar 1789.

Zwanzigjährige Geburts- und Sterbelisten der Stadt Hannover; von 1768 bis 1787; nebst einem Nekrologium vom Jahre 1788.

Verschiedene gelehrte und ungelehrte Schriftsteller haben es übel genommen, daß man bisher die Geburts- und Sterbelisten hiesiger Residenzstadt, nebst andern dahin gehörigen Angaben, nicht öffentlich bekant gemacht hat; einige sind sogar in statistischem Unwillen so weit gegangen, daß sie von terra incognita, und von Leuten, welche darin zu leben absichtlich wünschten, geschrieben haben. — Darauf dienet zur Antwort: erstlich, daß, wenn dergleichen Angaben nicht von einer hinlänglichen Anzahl von Jahren geliefert werden, sie wenig Nutzen stiften können; und zweitens, daß man sie solchergestalt nicht herausgeben kan, bis man sie, und zwar zuverläßig, hat. Sonst werden die hier aufgestellten Tabellen zeigen; daß Hannover auch bei diesem Gegenstande, keine Ursache habe, die Publicität zu scheuen.

Die folgende Tabelle Lit. A. ergiebet die Zahlen der Gebohrnen, Getraueten und Gestorbenen in den zehn Jahren, von 1768 bis 1777 inclusive *).

*) Da diese Tabelle, im Ganzen, auf gegenwärtiger Seite, keinen Platz mehr finden konte: so ist sie auf der folgenden aufgestellet.

Lit. A.

Es sind im Jahre	Gebohren			Getrauet	Gestorben		
	Männlich	Weiblich	Summe	Ehepaare	Männlich	Weiblich	Summe
1768	239	262	501	162	237	279	516
1769	270	282	552	149	200	212	412
1770	309	239	548	150	198	243	441
1771	257	274	531	138	218	250	468
1772	243	213	456	133	359	341	700
1773	258	230	488	146	227	226	453
1774	300	267	567	194	184	212	396
1775	282	234	516	143	252	243	495
1776	268	266	534	147	274	237	511
1777	276	264	540	129	196	215	411
Summe	2702	2531	5233	1491	2345	2458	4803

Es ist bei dieser Tabelle nur zu erinnern, daß in den benannten Jahren die **Todtgebohrnen** in den Listen noch nicht besonders angegeben sind; und sich daraus auch nicht zuverläßig ergiebet; ob, oder in wie ferne sie überhaupt angegeben sind. Die Todtgebohrnen haben vorhin bei diesem Geschäfte viele Verwirrung gemacht. Von einigen wurden sie vor diesem, gar nicht einmal unter die Gebohrnen gerechnet, weil sie nicht getäuft werden. Das Natürlichste wäre; da sie doch gebohren werden, und sterben, obgleich nur in umgekehrter Ordnung, sie unter den Gebohrnen zur Einnahme, und unter den Gestorbenen zur Ausgabe zu bringen. Allein, in den Kirchenbüchern werden sie gewöhnlich unter den Gestorbenen nicht wieder aufgeführt; und dieser Umstand würde in den Parochiallisten, die ohnedem nicht leicht zu kurz und deutlich tabellirt werden können, große Irrungen veranlassen; und daher ward dann im Jahre 1778 bestimmt, daß **die Todtgebohrnen nur allein, unter den Gebohrnen, nicht aber unter den Gestorbenen, aufgeführt werden** solten; wie dann auch die neuen Listen von der Zeit an, darnach eingerichtet sind. Daß demnächst, wenn man den reinen Ueberschuß oder Gewinnst der Bevölkerung wissen will, die Todtgebohrnen von der Summe aller Gebohrnen, bei der Revision abgezogen werden, verstehet sich von selbst, und wird denen einer Anführung kaum

zu

zu bedürfen scheinen, welche nicht aus der Erfahrung wissen, wie mannigfaltige Verwirrung, die Unbekantschaft mit dieser an sich so simpeln Operation veranlasset hat.

Die neuern Listen von 1778 bis 1787, sind auch in einigen andern Stücken reichhaltiger *). Den Betrag dieser zehn Jahre ergiebet die folgende Tabelle Lit. B.

Lit. B.

Es sind im Jahre	Gebohren: Eheliche Männlich	Eheliche Weiblich	Uneheliche Männlich	Uneheliche Weiblich	Todtgebohrne Männlich	Todtgebohrne Weiblich	Summe aller Gebohrnen
1778	226	259	19	32	9	10	555
1779	244	247	22	35	12	12	572
1780	249	245	27	28	11	6	566
1781	283	244	17	28	19	10	601
1782	234	227	27	26	18	11	543
1783	266	236	29	52	12	13	588
1784	237	231	28	35	11	12	554
1785	273	215	33	36	15	14	586
1786	273	227	46	32	16	6	600
1787	255	247	46	31	6	5	590
Summe von 10 Jahren	2540	2378	294	315	129	99	5755
	ganze Summe 4918		ganze Summe 609		ganze Summe 228		

*) Wie ihre übrige Einrichtung beschaffen ist; und sie ferner bearbeitet werden, ist anderswo angeführt, und bedarf hier keiner Wiederholung. S. Aufsätze verschiedenen Inhalts B. I. S. 3.

Es sind im Jahre	Gestorben			Confirmirt			Getrauet
	Männlich	Weiblich	Summe	Männlich	Weiblich	Summe	Ehepaare
1778	221	257	478	171	128	299	163
1779	279	328	607	128	109	237	177
1780	220	230	450	137	132	269	169
1781	239	219	458	133	138	271	132
1782	301	369	670	134	171	305	161
1783	207	239	446	137	158	295	144
1784	294	347	641	158	151	309	181
1785	240	244	484	135	153	288	173
1786	225	217	442	164	134	298	176
1787	274	261	535	154	130	284	155
Summe v. 10 Jahre	2500	2711	5211	1451	1404	2855	1631

Wenn die Summen beider Decennien zusammengestellt werden: so entstehet die Vergleichungstabelle Lit. C.

Vergleichungs-Tabelle Lit. C.

	Gebohren.			Getrauet.	Gestorben.			Ueberschuß der Gebohrnen über die Gestorbenen.		
	Männlich	Weiblich	Summe	Ehepaare	Männlich	Weiblich	Summe	Männlich	Weiblich	Summe
Summa der 10 Jahre von $17\frac{68}{77}$.	2702	2531	5233	1491	2345	2458	4803	357	73	430
Summa der 10 Jahre von $17\frac{78}{87}$	2963	279	5755	1631	2500	2711	5211	334	÷ 8	+316
Summa der 20 Jahre.	5665	5323	10988	3122	4845	5169	10014	691	+55	746
Mittelzahl von den 20 Jahren $17\frac{68}{87}$.	283	266	549	156	242	258	500	35	3	zwischen 37 u. 38

Diese

Diese Tabelle ergiebet dann auch die Summen von den 20 Jahren, welche zur Grundlage der Bestimmung der jährlichen Mittelzahl dienet. Bei der Rubrik des Ueberschusses vom zweiten Decennium, kommen nach bloßer Vergleichung der Zahlen der Gebohrnen und Gestorbenen eigentlich: männlich 463, weiblich 81, Summa 544. Weil aber unter den Zahlen der Gebohrnen auch die Todtgebohrnen enthalten sind: so müssen selbige, wie sie in der Tabelle B. sich befinden, abgezogen werden, um den reinen Zuwachs zu bestimmen, und da erwächst dann bei dem weiblichen Geschlecht, im zweiten Decennium, ein minus oder ein negativer Ueberschuß = 18. Die Mittelzahlen eines jeden Decennium ergeben sich, wenn man die letzte Zahl als zehntheilige Brüche wegläßt, sofort aus den Summen selbst. Die Mittelzahl der zwanzig Jahre aber, ist mit Weglassung der Brüche, wofür die nächsten vollen Zahlen genommen sind, der Tabelle beygefüget; und diese kann, da die Anzahl der Jahre hinlänglich ist, und sich sowohl sehr ungesunde als sehr gesunde Jahre darunter befinden, zum Maaßstabe der gegenwärtigen Lebensverhältnisse in hiesiger Stadt zuverläßig angenommen werden.

Was eben bei dem Ueberschuß des letzten Decennium wegen der Todtgebohrnen gesagt worden, gilt auch hier bei den Mittelzahlen des Ueberschusses der zwanzig Jahre; sonst müßte selbiger nach den bloßen Zahlen 549: 500 = 49 seyn; der würkliche Ueberschuß an mehr ins Leben Gekommenen als hinaus Gegangenen, ist aber nur etwas über 37.

Es würde hier zu weitläuftig seyn, alle die Beobachtungen herzusetzen, welche sich aus dieser Tabelle ziehen lassen. Ein jeder Kenner wird sie ohnedem selbst mit mehrerem Vergnügen machen, als sie sich hier vorerzählen lassen. Vorzüglich auffallend ist mir das Verhältniß des Ueberschusses vom männlichen zum weiblichen Geschlechte gewesen.

Ich eile vielmehr eine andere, noch interessantere Tabelle vorzulegen. Es ist oben bereis bemerkt worden; daß die Parochialliſten, seit 1778, reichhaltiger sind, als vorhin. Aus diesen also, hat sich annoch folgende Tabelle abstrahiren lassen *).

*) Da diese Tabelle, im Ganzen, auf gegenwärtiger Seite keinen Platz mehr finden koute: so ist sie auf der folgenden aufgestellet.

Lit. D.

Unter den Gestorbenen sind gewesen

in den Jahren von 1778 bis 1787 inclusive.

A. Nach dem Alter

B. Nach dem Stande

in der ganzen Stadt Hannover.

A. Nach dem Alter.

Im Jahr	Von 0 bis 1 Jahr		Von 1 bis 5 Jahr		Summe der ersten 5 Jahre		Von 5 bis 10 Jahr inclusive		Von 10 bis 15 Jahr inclusive		Summe der ersten 15 Jahre		Von 15 bis 30 Jahr inclusive		Von 30 bis 45 Jahr inclusive		Von 45 bis 60 Jahr inclusive		Von 60 bis 75 Jahr inclusive		Von 75 bis 90 Jahr inclusive		Von 90 bis 100 Jahr und darüb.	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weib.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.
1778	54	42	40	40	94	82	13	13	4	6	111	101	15	13	15	46	26	31	33	30	20	34	1	2
1779	62	60	89	98	151	158	15	13	5	6	171	177	20	18	18	30	33	40	25	42	10	21	2	—
1780	43	42	42	35	85	77	11	12	3	2	99	91	14	19	32	21	23	33	32	51	19	15	1	—
1781	58	35	27	32	85	67	11	14	7	7	103	88	26	22	16	18	34	26	32	42	27	22	1	1
1782	60	58	75	93	135	151	16	12	5	8	156	171	24	24	27	35	35	49	32	63	24	27	2	1
1783	50	27	35	36	85	63	10	13	5	8	100	84	14	12	20	30	23	38	29	39	21	36	—	—
1784	43	42	54	66	97	108	14	17	5	5	116	130	29	24	41	52	51	58	38	49	17	26	3	7
1785	53	38	39	36	92	74	12	11	5	5	109	90	16	27	28	26	33	30	37	42	17	27	1	1
1786	43	39	35	33	78	72	17	8	6	8	101	88	17	20	25	36	31	23	31	28	18	21	2	1
1787	62	37	70	58	132	95	23	19	2	4	157	118	10	14	25	40	35	34	34	38	10	16	2	2
Summe der 10 Jahre	528	420	506	527	1034	947	142	132	47	59	1223	1138	185	193	247	334	324	362	323	424	183	245	15	15
	948		1033		1981		274		106		2361		378		581		686		747		428		30	

B. Nach

B. Nach dem Stande.

Im Jahr	Ehemänner	Ehefrauen	Getrauete Ehen	Geschlossene Ehen	Witwer	Witwen
1778	61	67	128	163	23	58
1779	57	58	115	177	22	64
1780	62	59	121	169	27	52
1781	64	43	107	132	33	57
1782	78	82	160	161	27	79
1783	60	59	119	144	15	70
1784	81	89	170	181	44	78
1785	69	60	129	173	31	68
1786	68	47	115	176	22	50
1787	68	59	127	155	24	49
Summe der zehn Jahre	668	623	1291	1631	268	625

Eine andere Art der Darstellung in Vergleichung mit der Anzahl der lebendig Gebohrnen in diesem Jahrzehendt; wird die Beobachtung über diese Tabelle erleichtern.

Es sind nach der Tabelle B. lebendig geboren 5527.

Dagegen sind nach Tabelle D. gestorben:

Unter Einem, also im ersten Lebensjahre	—	948
In den folgenden vier Lebensjahren	—	1033
Also in den ersten fünf Lebensjahren	—	1981
In den zweiten fünf Jahren nur	—	274
Latus	—	2255
Transport	—	2255
In den dritten nur	—	106
Also in den ersten 15 Lebensjahren	—	2361
Dagegen in den zweiten 15 Lebensjahren nur	—	378
In den dritten ꝛc.	—	581
In den vierten ꝛc.	—	686
In den fünften ꝛc.	—	747
In den sechsten ꝛc.	—	428
Von 90 bis 100 Jahren	—	30
Summa aller Gestorbenen	—	5211

Es stirbt also bei Uns von allen Gebohrnen, noch vor Ende des ersten Lebensjahres circa der sechste Theil, oder von sechs Kindern Eines; vor Ende des fünften Lebensjahres; circa der dritte Theil, oder von dreien, Eins.

Eins. Nach dem fünften und noch weit mehr, nach dem zehnten Jahre, ist die Sterblichkeit in Vergleichung mit den frühern Jahren, wenig zu fürchten. Ich übergehe viele andere Beobachtungen bei der Fortstuffung, die jeder selbst machen wird; nur kann ich nicht unbemerkt lassen, daß die verhältnißmäßig große Anzahl derer, die das 75te bis 90te, auch das 100te Jahr und darüber, erreicht haben, einen fernern angenehmen Beweis von der schon anderswo behaupteten vorzüglich gesunden Lage und Beschaffenheit der Stadt Hannover, ergiebet.

Unter einem Jahre, ist die Sterblichkeit des männlichen Geschlechts weit größer als des weiblichen, wie sie es dann auch vor der Geburt schon ist. Daher entstehet der Verlust des erstern, in der Summe des Zeitraums der ersten 15 Lebensjahre. In allen folgenden gleichen Perioden, ist die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts größer; bis in der allerletzten, wo sie, jedoch vor dasmal zufällig, ganz gleich wird.

Man erschrecke nicht über die große Anzahl der gestorbenen Kinder in den fünf ersten Lebensjahren. Das ist das allgemeine Naturgesetz, das allgemeine Loos der Kinder, nach der Erfahrung von allen Ländern und Städten, die in diesem Stücke bekant sind. Inzwischen kan jeder, der nur Süßmilchs Werk besitzt, die Vergleichung mit andern ähnlichen Städten anstellen, und er wird finden, daß auch in diesem Stücke die Balance vortheilhaft für Hannover stehe.

Unter den Gestorbenen sind gewesen 668 Ehemänner und 623 Ehefrauen, also sind 1291 Ehen getrennet worden. Dagegen aber 1631 neue Ehen, mithin 340 Ehen mehr geschlossen als getrennet worden; welches einen sichern Beweis von der Zunahme der Stadt giebt.

Die große Anzahl der gestorbenen Witwen im Verhältniß gegen die Witwer, wird manchem in mehrerer Rücksicht merkwürdig seyn.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 26ten Januar 1789.

Zwanzigjährige Geburts- und Sterbelisten der Stadt Hannover; von 1768 bis 1787; nebst einem Nekrologium vom Jahre 1788.

(Schluß.)

Zum Schlusse wird hier in der Tabelle E. annoch eine Art von Nekrologium hiesiger Stadt in dem eben abgewichenen Jahre 1788. vorgeleget.

Tab. E.

Tabelle über die Gestorbnen in der Stadt Hannover im Jahre 1788. nach der Jahrszeit, dem Alter und Stande der Verstorbenen.

Jahres-Wochen	Kinder unter 15 Jahren	Unverheirathete von 15 Jahren und Alter männlich	Unverheirathete von 15 Jahren und Alter weiblich	Ehemänner	Ehefrauen	Witwer	Witwen	Ganze Summe der Woche
1ste Woche à 5 Tage —	14	—	1	—	—	—	—	15
2te Woche —	14	1	2	1	1	—	—	19
3te Woche —	19	1	—	2	1	—	1	24
4te Woche —	22	—	1	—	—	—	—	23
5te Woche —	12	—	2	1	—	1	—	16
6te Woche —	13	—	1	1	2	—	1	18
7te Woche —	10	2	—	1	1	—	1	15
8te Woche —	13	1	—	2	—	—	1	17
Latus —	117	5	7	8	5	1	4	147

Jahres-Wochen	Kinder unter 15 Jahren	Unverheyrathete von 15 Jahren und älter männlich	Unverheyrathete von 15 Jahren und älter weiblich	Ehemänner	Ehefrauen	Witwer	Witwen	Ganze Summe der Woche
Transport –	117	5	7	8	5	1	4	147
9te Woche –	9	—	—	2	1	—	2	14
10te Woche –	6	1	1	—	3	1	2	14
11te Woche –	6	—	1	4	1	1	2	15
12te Woche –	5	1	—	2	2	—	1	11
13te Woche –	3	1	—	—	3	—	3	10
14te Woche –	8	1	—	1	2	—	2	14
15te Woche –	3	1	2	1	1	—	1	9
16te Woche –	5	—	1	3	1	1	1	12
17te Woche –	6	—	2	—	—	—	1	9
18te Woche –	2	1	—	1	2	—	—	6
19te Woche –	3	—	1	—	—	—	2	6
20ste Woche –	2	—	—	4	—	1	1	8
21ste Woche –	3	2	2	—	2	1	1	11
22ste Woche –	2	2	1	3	1	—	—	9
23ste Woche –	3	—	—	1	2	1	2	9
24ste Woche –	5	1	1	1	2	2	1	13
25ste Woche –	4	1	—	2	4	1	3	15
26ste Woche –	4	1	1	3	3	—	—	12
27ste Woche –	2	—	—	—	2	—	1	5
28ste Woche –	2	—	1	1	2	—	2	8
29ste Woche –	1	—	—	—	—	—	1	2
30ste Woche –	2	1	1	—	2	—	2	8
31ste Woche –	5	—	2	1	1	—	2	11
32ste Woche –	1	1	—	2	1	—	—	5
33ste Woche –	3	—	—	—	2	—	3	8
34ste Woche –	1	—	1	1	1	—	—	4
Latus —	213	20	25	41	46	10	40	395

Digitized by Google

Jahres-Wochen	Kinder unter 15 Jahren	Unverheyrathete von 15 Jahren und älter männlich	weiblich	Eheymänner	Ehefrauen	Witwer	Witwen	Ganze Summe der Woche
Transport –	213	20	25	41	46	10	40	395
35ste Woche –	1	—	1	3	1	—	3	9
36ste Woche –	2	—	—	1	—	—	—	3
37ste Woche –	3	—	—	1	—	—	1	5
38ste Woche –	6	1	—	2	1	—	2	12
39ste Woche	10	2	2		3	—	1	18
40ste Woche –	9	4	1	1	1	1	4	21
41ste Woche –	3	1	2	—	—	—	2	8
42ste Woche –	6	1	1	1	1	—	1	11
43ste Woche –	8	1	1	1	—	—	5	16
44ste Woche –	5	2	—	1	1	1	—	10
45ste Woche –	1	—	2	1	2	1	1	8
46ste Woche –	3	1	—	—	3	1	1	9
47ste Woche –	5	—	1	—	—	1	—	7
48ste Woche –	3	1	1	1	—	1	3	10
49ste Woche –	2	—	1	1	2	—	1	7
50ste Woche –	2	2	—	1	2	1	2	10
51ste Woche –	3	2	1	6	2	—	4	18
52ste Woche à 4 Tage –	3	2	3	4	3	—	—	15
Summa —	288	40	42	66	68	17	71	592

Diese Tabelle ist aus den wöchentlichen Specialisten, worin alle Gestorbne namentlich, auch nach dem Alter und Stande, auch ferner nach den etwanigen epidemischen Krankheiten aufgeführt werden, gezogen worden. Jene Listen haben erst mit dem vorigen Jahre ihren Anfang genommen. Sie wurden vorerst zum Versuche nur privatim eingeführt, um die Tödtlichkeit der Blattern, welche in den ersten Monaten des Jahres graßirten, und wobei das Gerücht, wie gewöhnlich, die Zahl der daran Gestorbenen ungemein vergrößerte, von Policey-wegen genau zu wissen.

Mit der Ruhr gegen Ende des Sommers verhielt es sich hernach eben so. Beide Angaben werden unten erfolgen.

Da die Mittelzahl unserer Gestorbenen in gewöhnlichen Jahren auf 500 stehet; so folget; daß in jeder Woche im Durchschnitt zwischen 9 und 10 Menschen in hiesiger Stadt sterben. Das Mehrere oder Mindere jener Summe, bestimmt also die größere oder geringere Sterblichkeit jeder Woche; so wie die ganze Summe des Jahres, über oder unter 500; dessen Grad der Sterblichkeit. Es ergiebet sich also am Schlusse der Tabelle, daß das Jahr 1788 in Rücksicht auf die Mortalität keinesweges zu den vortheilhaften gerechnet werden könne; indem es 592 Gestorbne, mithin 92 über die Mittelzahl der Gestorbnen hat; obgleich in diesen Listen die Anzahl der öffentlich bey Tage begrabnen vom Militair-Stande, auch der Gestorbnen aus der katholischen Gemeinde und der Judenschaft, noch nicht mit begriffen ist, welche Anzahl aber in Rücksicht auf die hier bemerkten Verhältnisse, von keiner Erheblichkeit ist. Blattern und Ruhr, und in den letztern Wochen des so außerordentlich kalten Decembers vornemlich Entzündungskrankheiten, sind die alleinigen Ursachen der etwa um ein Sechstheil als gewöhnlich, größern Sterblichkeit des gedachten sonst gesunden Jahres. Die Blattern waren tödtlich, nach folgender Tabelle:

Tab. F.

In der Stadt Hannover sind im Jahr 1788 an den Blattern gestorben:

in der ersten	Woche	—		14
— — 2ten	—	—		14
— — 3ten	—	—		19
— — 4ten	—	—		20
— — 5ten	—	—		10
— — 6ten	—	—		11
— — 7ten	—	—		6
— — 8ten	—	—		9
— — 9ten	—	—		7
— — 10ten	—	—		4
— — 11ten	—	—		4
— — 12ten	—	—		2
— — 13ten	—	—		1
— — 14ten	—	—		1
— — 15ten	—	—		2
— — 16ten	—	—		2
— — 17ten	—	—		1
— — 18ten	—	—		—
— — 19ten	—	—		—
— — 20sten	—	—		1
		Summa	—	128

Die Blattern also, welche bereits in den letztern Monaten des Jahrs 1787 graßirt und viele Kinder weggerafft hatten, hörten auf tödtlich zu seyn, mit der 20ten Jahreswoche, oder gegen die Mitte des Monats Mai; nachdem in diesem Jahre 128 Kinder daran gestorben waren.

Die Ruhr fing bei einem sehr warmen, sonnenreichen und vorzüglich an Obste aller Art fruchtbaren Sommer, laut folgender Tabelle

Tab.

Tab. E.

An der Ruhr sind im Jahre 1788. gestorben:

in der	32sten	Woche	—	1
— —	33sten	—	—	—
— —	34sten	—	—	—
— —	35sten	—	—	—
— —	36sten	—	—	1
— —	37sten	—	—	2
— —	38sten	—	—	—
— —	39sten	—	—	10
— —	40sten	—	—	12
— —	41sten	—	—	3
— —	42sten	—	—	3
— —	43sten	—	—	7
— —	44sten	—	—	2
— —	45sten	—	—	1
		Summa	—	42

im Anfange des Augustmonats an, tödtlich zu werden, und hörte auf es zu seyn, mit Anfange des Novembers, nachdem in allem, 42 Menschen, vom zartesten bis zum spätesten Alter, daran gestorben waren.

Von Einem Jahre sind dergleichen Tabellen von minderer Erheblichkeit. Aber wie sehr instruktiv würde es seyn, wenn wir sie seit hundert, oder nur seit funfzig Jahren zuverläßig hätten! Wahrscheinlich werden wir alle, die wir jetzt Beobachtungen über dergleichen Gegenstände anstellen, vor Ablauf eines solchen Zeitraums, in diesen Registern der *Libitina* schon lange selbst zur Ausgabe gebracht seyn;

Allein, es bleibt doch immer eine angenehme Beschäftigung, einen Baum zu pflanzen, der, wenn er kultivirt wird, der Nachkommenschaft Vergnügen und Nutzen gewähren kan *).

Hannover
im Januar 1789.

F. A. Klockenbring,
Geh. Canzl. Secr.

*) Druckfehler. Im 7ten Stück des Magazins Seite 111. Zeile 10. statt, auch das 100te, lies, auch das 90te.

Etwas über den Gebrauch und Verbrauch der Steinkohlen in England.

(Aus dem Universal Magazine for Oct. 1788. p. 175. übersetzt.)

Viele haben befürchtet, daß sämtliche Steinkohlengruben in England endlich einmal völlig erschöpft werden, und dieses Land gänzlichen Mangel an Steinkohlen leiden würde.

Die Menge der Steinkohlen, die man jährlich ausgräbt, ist in der That sehr ansehnlich; und, weil die Kohlen nicht wieder zuwachsen, so muß freilich einst die Zeit kommen, da sie gänzlich verbraucht sind, und man überall keine Steinkohlen mehr haben wird.

Allein, dieser Zeitpunkt ist noch weit entfernt, und der Steinkohlenmangel so bald nicht zu besorgen, denn in allen Oertern, wo man jetzt Steinkohlen gräbt, können noch Jahrhunderte hindurch neue Steinkohlengruben eröfnet werden, wenn

die alten erschöpft seyn solten, und höchst wahrscheinlich entdeckt man noch in vielen Provinzen Englands, wo man jetzt überall keine Kohlen gräbt, neue Gruben.

Doctor Watson liefert in seinen chemischen Versuchen einige Berechnungen zur Erläuterung dieses Gegenstandes. Nach der Menge der alle Jahre nach London verführt werdenden Steinkohlen, berechnet er, daß jährlich 922,394 Cubikyards Kohlen allein für den londoner Markt aus der Erde gegraben werden. Nimt man nun an, sagt er, daß von dieser Quantität Kohlen, jede einen Zoll groß ist, so nimt die ganze Quantität einen Raum von mehr denn zehn englischen Quadratmeilen ein, und ohne Zweifel rührt von der Consumtion einer so großen Menge Steinkohlen, die beständige Unreinlichkeit der Straßen Londons her, nicht weniger die Unebenheiten des Bodens, sowohl in der Stadt selbst, als auch in der umliegenden Gegend der Stadt.

Man weiß nicht genau, wie lange man schon Steinkohlen in Großbritannien gegraben hat. Wahrscheinlich bestand die erste Feuerung aller Nationen aus Holz. Als man hieran Mangel verspürte, suchte man brennbare Dinge in der Erde, um dadurch diesen Mangel zu ersetzen.

Wir haben Grund zu glauben, daß die Steinkohlengruben zu Newcastle schon zu der Römer Zeit im Gange gewesen sind; denn man fand auf einem Platze in dieser Grafschaft, worauf die Römer eine Stadt erbauet hatten, in einer gewissen Tiefe unter der Erde, nicht nur Steinkohlenasche, sondern auch halb verbrannte Steinkohlen. Ob aber die Britten vor dem Einfall der Römer, die dasigen Steinkohlengruben schon bearbeitet haben, ist eine nicht mit völliger Gewißheit zu beantwortende Frage.

Anderson setzt in seiner Geschichte des Handels die Einführung der newcastler Kohlen in London ins Jahr 1305; und bemerkt, daß sowohl der Adel, als die übrigen Vornehmen vom Bürgerstande, bei dem Könige darum nachgesucht hätten, daß diese Art Feuerung, weil sie der menschlichen Gesundheit äußerst schädlich wäre, gänzlich verboten werden mögte. Ein ähnliches Vorurtheil herrscht noch jetzt unter denen, die kein Steinkohlenfeuer gewohnt sind. Der große Hofmann z. B. sagt: Lungenentzündungen, trockene Engbrüstigkeit und Schwindsucht, entständen vom starken Gebrauch der Steinkohlen, und wären die gewöhnlichen Krankheiten der Einwohner Londons und Lüttichs. Herr Morand hat im Jahre 1769 die vermeintliche Schädlichkeit der Steinkohlen genau untersucht, und nach den Zeugnissen des Collegiums der londoner Aerzte, ingleichen der medicinischen Fakultät zu Paris, der Aerzte zu Lüttich, Lion und anderer Orten, ist das Steinkohlenfeuer der Gesundheit völlig unschädlich. Man

hat bemerkt, daß, wenn man eine Steinkohle destillirt, beinahe ein Drittel ihres Gewichts, und wenn man sie verbrennet, noch mehr denn ein Drittel davon verdünste; das residuum aber, welches in der Retorte bleibt, imgleichen das Steinkohlenöl, welches man durch die Destillation erhält, noch weit mehr beim Verbrennen verfliege.

Herr Watson glaubt, daß es nicht übertrieben sey, wenn man annehme, daß die 922,394 Tonnen Steinkohlen, welche man jährlich verbraucht, in der londoner Atmosphäre 500,000 Tonnen Dünste verbreiteten, und diese Quantität Steinkohlenluft, macht ungefehr ein Viertel der ganzen Luftmasse aus, die Londons Einwohner alle Jahr einathmen.

Ob man nun gleich behaupten könte, daß die Steinkohlendünste nicht ungesünder seyn könten, wie die Dünste von jeder andern Art Feuerung, so kan es doch leicht seyn, daß die überaus große Menge derselben, womit der Dunstkreis über großen Städten geschwängert ist, etwas dazu beitrage, daß sie den Menschen schädlich werden.

Etwas über des Herrn D. Brückmanns Berechnung der Preise der Diamante.

Der Herr Leibmedicus Brückmann sagt, die Grundregel bei Berechnung der Diamante, die auch Herr Jefferies angenommen habe, sey diese: **der Werth der geschnittenen und ungeschnittenen Diamante verhält sich wie das Quadrat ihrer Schwere.** Wenn also ein Stein von x Karat Schwere, und der Preis eines Karats = P, so ist der Werth des Diamanten x^2 P. Diese Formel ist die bekante, man findet sie auch in Jacobsons Wörterbuche und in verschiedenen Almanachen.

Wenn nun ein Diamant A Rthlr. gekostet habe, so ist $x^2 P = A$. Dies giebt folgende Gleichungen $x = V\frac{A}{P}$ und $P = \frac{A}{x^2}$.

Der Herr Leibmedicus B. sagt aber, man fände den Preis eines Steins nach einer Regel, die er die seinige nennet, und die also lautet: **die Anzahl der Gräne eines Raums, mit dem angenommenen Preise eines Grans multipliciret, und die Summe mit dem vierten Theil der Zahl der Gräne der Schwere des Steins nochmals multipliciret, giebt den wahren Werth des Steins.**

Setzet man hier ebenfalls die Anzahl der Gräne eines Steins, weil solche das ganze Gewicht des Steins ist = x den Preis eines Grans = P, so ist $A = P.\ x.\ \frac{x}{4}\ P\ \frac{x^2}{4}$, das ist: der Preis der Edelsteine verhielte sich gegen einander wie der vierte Theil des Quadrats ihres Gewichts.

Der

Der Herr Leibmedicus B. berechnet nach dieser Regel den Werth eines Diamants, setzet den Karat zu 48 Rthlr. an, und seine Schwere 5 Karat, bestimmt den Werth von 1200 Rthlr.; eben diese 1200 Rthlr. bringet derselbe nach der oben gegebenen Regel des Herrn Jefferies heraus, und glaubt hierdurch die Richtigkeit seiner Regel erwiesen zu haben.

Da aber x^2 P nicht $= \frac{x^2}{4}$ P seyn kan, sondern letzteres nur den vierten Theil vom ersteren ist, so muß sich der Herr Leibmedicus irgendwo verrechnet haben, denn nach seiner Regel gerechnet, würde der Diamant nicht 1200 Rthlr. sondern nur 300 Rthlr. werth seyn.

Lasset uns sehen, worin der Irthum steckt. — Der Herr Leibmedicus B. sagt: der Karat kostete 48 Rthlr.; dies beträgt, den Karat zu 4 Gran gerechnet, 12 Rthlr.; er nimt also hier an, daß der Preis der Diamanten im Verhältniß der Gewichte stünde, und giebt doch selbst eine Regel, daß sich der Preis wie der vierte Theil des Quadrats der Gewichte verhielte. Diese Annahme und diese Regel sind aber beide falsch, und die Falschheit des letztern gründet sich auf die Falschheit des erstern.

Wenn man den Preis eines Diamanten bestimmen will, so sind zwei Fälle möglich, entweder man schließt von dem Preise eines größern auf den Preis eines kleinern, oder aus dem Preise eines kleinern auf den Preis eines größern. Wenn also des Hrn. Jefferies Regel richtig ist, wie sie auch der Herr Leibmedicus für richtig erkant hat, und der Preis eines Diamanten von einem Karat Schwere, ist 48 Rthlr, so ist der Preis eines Diamanten, so nur einen Gran wiegt, $(\frac{1}{4})^2 . 48 = \frac{48}{16} = 3$ Rthlr. und nicht 12 Rthlr., wie der Herr Leibmedicus anzunehmen beliebt. Ist es also Wunder, daß die vorige Regel ein richtiges Resultat geliefert, da er den Preis viermal höher angesetzt hat? Oder darf man nicht eben so rückwärts schließen, wie man vorwärts schließt?

Nun entstehet die Frage: wenn ein Gran 3 Rthlr. gilt, was gilt ein Stein von 20 Gran?

$20 \times 20 \times 3 = 400 \times 3 = 1200$ Rthlr.

Die Auflösung der Frage, was ein Stein von 24 Gran gilt, hat zwar ein richtiges Resultat, aber eine falsche Berechnung, denn es wird ebenfalls der Preis eines Karats viermal so groß angenommen; aber, da das Produkt mit 4 wieder dividirt wird, so hebt sich der Irrthum auf.

Northausen. Rosenthal.

Hannoverisches Magazin.

9tes Stück.

Freitag, den 30ten Januar 1789.

Nachricht von der strengen Kälte zu Hannover, im December 1788, und Januar 1789.

Der jetzige Winter ist, wegen seiner strengen und anhaltenden Kälte, so merkwürdig, daß er wohl verdient, in unsern Jahrbüchern aufgezeichnet zu werden. Ich habe seit nunmehro vier und zwanzig Jahren die Witterung täglich beobachtet und aufgeschrieben, die erstern funfzehn Jahre acht Meilen von hier auf dem Lande, am Ufer der Weser, die letztern neun Jahre in hiesiger Stadt, und finde beim Nachlesen meiner Bemerkungen, daß in diesem Zeitraum die Kälte in sechs Monaten so heftig gewesen, daß das Queckſilber im Fahrenheitischen Thermometer unter Null herabgesunken. Im letztverflossenen December machte ich diese Bemerkung zum siebenden, und im jetzigen Monat Januar zum achten mal. Die niedrigsten Grade, welche ich in den eben genannten sechs ersten Zeitpunkten am Fahrenheitischen Thermometer beobachtet habe, waren:

1767	am	8ten	Januar Morgens	17 Grad unter 0.
1768	am	3ten	Januar Morgens	15 Grad unter 0 a).
1776	am	27ten	Januar Morgens	12 Grad unter 0 b).
1777	am	18ten	Februar Morgens	1 Grad unter 0.
1783	am	30ten	Decemb. Abends	4 Grad unter 0.
1784	am	7ten	Januar Morgens	2 Grad unter 0.

Hierbei ist anzumerken, daß nach diesen Beobachtungen die Kälte, das Jahr 1783 ausgenommen, erst im Januar oder Februar eingetreten, dagegen sich der jetzige Winter, so wie der von 1740, sehr früh eingestellet, denn seit dem 24ten November 1788, Abends, da es mit 30 Grad Fahrenh. zu

a) Siehe Hannov. Magaz. v J. 1768. St. 13. S. 205. ff.

b) Die Kälte dieses Monats wird beschrieben in: Observations sur le Froid vigoureux du mois de Janvier MDCCLXXVI. par *J. H. van Swinden* à Amsterdam, 1778. 8. Eine Recension davon stehet in Hrn. Hofraths Beckmann physikal. ökonom. Bibl. X. 113. u. f.

zu frieren anfing, haben wir bis den 14ten Januar d. J. ununterbrochene, und größtentheils heftige, Kälte gehabt, davon nur der 21te, 24te und 25te December Ausnahme machen, wie aus nachstehenden Bemerkungen zu ersehen.

Daß beide Werkzeuge, deren ich mich bei diesen und mehreren Beobachtungen bedient habe, nemlich der Barometer in keinem geheizten Zimmer, und der Thermometer Tag und Nacht in freier Luft und dergestalt gehangen, daß kein Sonnenstrahl solche, besonders den letztern, treffen können, wird kaum nöthig seyn zu erinnern.

Einen so hohen Stand des Barometers, als ich am 4ten Jan. d. J. hier wahrgenommen, da das Quecksilber bis auf 30 Zoll engl. Maaß hinauf gestiegen, habe ich seit dem 17ten Febr. 1771, Abends, da der Thermometer auf 33 Grad über Null stand, und am folgenden 18ten Febr. mit 20 Grad über Null Kälte eintrat, nicht beobachtet. Einen völlig ähnlichen hohen Stand des Barometers, hat der sel. Hr. G. R. Segner im Winter 1740 zu Göttingen bemerket c).

So wie die Kälte der Jahre 1767, 1768 und 1776 größer wie diejenige von 1709 und 1740 gewesen, so übertrift die des jetzigen Winters diejenige der beiden letztern Jahre gleichfalls wieder. Denn 1709 ist die größeste Kälte gerade auf Null, nach Fahrenheit, gewesen, und 1740 zu Göttingen, nach den Bemerkungen des Hrn. G. R. Segner d), 8 Grad unter Null. Da nun nach meinen Beobachtungen die größeste Kälte des diesjährigen Winters am 16ten Decemb. 1788, 12 Grad unter Null war, so ist also die Differenz gegen 1709, 12 Grad, und gegen 1740, 4 Grad. Dennoch ist der Winter von 1740, in Rücksicht der Dauer, noch der merkwürdigste von allen bisherigen, weil die Kälte in den ersten Tagen des Novembers 1739 angefangen, und unter einigen Nachlassungen, bis den 10ten April 1740 angehalten hat e).

1788 Dec.	Stunden.	Barometer. Engl. Zoll	Fuß. Linien	Fahrenh. Thermometer.	Wind.		Wetter.
1	Morgens	29	$3\frac{1}{2}$	25	O.	1.	klar.
	Nachmittags	—	—	$23\frac{1}{2}$	O.	0.	Sonnenschein.
	Abends	—	—	18		0.	klar.
2	Morgens	—	$2\frac{3}{4}$	15	O.	0.	klar.
	Nachmittags	—	2	20	O.	0.	Sonnenschein.

1788

c) Siehe *Joa. Andr. Segner* Diss. Observationes quasdam & conclusiones circa calorem & frigus maxime hiemis MDCCXL. contin. Gœttingæ 1740. 4. pag. 32. §. LVII.

d) Man sehe die angef. Dissertat.

e) Wie in der oben genannten Dissertat. Seite 27. §. XLVI. erzählt wird.

1788 Dec.	Stunden.	Barometer. Engl. Fuß. Zoll	Linien	Fahrenh. Thermometer.	Wind.		Wetter.
2	Abends	—	1½	15		o.	klar.
3	Morgens	—	½	18	O.	o.	trübe.
	Nachmittags	—	—	25	O.	o.	trübe.
	Abends	28	9¼	22		1.	klar.
4	Morgens	—	8½	17	O.	o.	klar.
	Nachmittags	—	—	23	W.	o.	Sonnenschein.
	Abends	—	—	26		o.	trübe.
5	Morgens	—	9¾	29	N. O.	1.	trübe.
	Nachmittags	29	½	32	N. O.	o.	trübe.
	Abends	—	1	33		o.	trübe.
6	Morgens	—	1½	22	O.	o.	klar.
	Nachmittags	—	—	24	O.	o.	Sonnenschein.
	Abends	—	—	16		1.	klar.
7	Morgens	—	1¾	7	O. N. O.	1.	klar.
	Nachmittags	—	2	12	O. N. O.	1.	Sonnenschein.
	Abends	—	—	14		o.	klar.
8	Morgens	—	—	20	O.	o.	trübe.
	Nachmittags	—	—	25	O.	o.	trübe.
	Abends	—	2¼	15		o.	Nebel.
9	Morgens	—	1¾	13	S. S. W.	o.	klar.
	Nachmittags	—	1½	22	S. S. O.	o.	trübe.
	Abends	—	1	22		o.	trübe.
10	Morgens	—	½	29	N. W.	o.	trübe.
	Nachmittags	—	¼	30	N. W.	o.	trübe.
	Abends	—	1¼	25		o.	trübe.
11	Morgens	—	2	22	W. S. W.	o.	trübe.
	Nachmittags	—	1½	31	W.	2.	Schnee.
	Abends	—	1	33		2.	trübe.
12	Morgens	—	2½	29	N.	1.	klar.
	Nachmittags	—	—	27	W. N. W.	o.	Sonnenschein.
	Abends	—	1¾	26		o.	trübe.
13	Morgens	—	2	22	O.	o.	trübe.
	Nachmittags	—	2¼	21	S. O.	o.	trübe.
	Abends	—	2	19		o.	trübe.
14	Morgens	—	1½	13	O.	1.	trübe.
	Nachmittags	—	1	15	O.	1.	Sonnenschein.
	Abends	—	½	11		1.	klar.

1788 Dec.	Stunden.	Barometer. Engl. Zoll	Fuß. Linien	Fahrenh. Thermometer.	Wind.		Wetter.
15	Morgens	—	—	7	O.	1.	trübe.
	Nachmittags	—	—	6	O.	1.	Sonnenschein.
	Abends	—	—	0 5		1.	klar.
16	Morgens	—	¼	0 12	O.	1.	klar.
	Nachmittags	28	9¾	0 5	O.	1.	Sonnenschein.
	Abends	—	9½	0 1		0.	trübe.
17	Morgens	29	1	2	O.	1.	klar.
	Nachmittags	—	2½	9	O.	1.	trübe.
	Abends	—	3¼	6		0.	trübe.
18	Morgens	—	2½	5	O.	0.	klar.
	Nachmittags	—	1¼	16½	S. W.	1.	Schnee.
	Abends	—	1	23		1.	trübe.
19	Morgens	—	¼	23	S. W.	1.	Schnee.
	Nachmittags	—	—	26	S.	1.	Schnee.
	Abends	—	½	23		0.	trübe.
20	Morgens	—	—	25	W.	0.	Schnee.
	Nachmittags	—	¾	28	S. W.	1.	trübe.
	Abends	28	9	32		2.	Schnee.
21	Morgens	—	6½	34	S. W.	2.	Schnee.
	Nachmittags	—	6	37	W.	2.	trübe.
	Abends	—	6¼	34		1.	trübe.
22	Morgens	29	—	28	N.	1.	Schnee.
	Nachmittags	—	1	25	N. N. W.	2.	trübe.
	Abends	—	2	22		0.	wolkig.
23	Morgens	—	4¼	14	N. W.	1.	wolkig.
	Nachmittags	—	4¾	17	N. W.	1.	Sonnenschein.
	Abends	—	3½	15		0.	wolkig.
24	Morgens	28	7	27	W.	3.	Schnee.
	Nachmittags	—	—	34	N. W.	1.	Sonnenschein.
	Abends	—	8½	36		0.	trübe.
25	Morgens	—	7	37	W.	0.	Regen.
	Nachmittags	—	7½	38½	W.	0.	trübe.
	Abends	—	7	36		0.	klar.
26	Morgens	—	7¾	32	N. O.	0.	Schnee.
	Nachmittags	—	8¼	28	N. O.	0.	wolkig.
	Abends	29	1	18		0.	klar.

1788 Dec.	Stunden.	Barometer. Engl. Fuß. Zoll	Linien	Fahrenh. Thermometer.	Wind.		Wetter.
27	Morgens	—	—	11	S. O.	1.	klar.
	Nachmittags	—	$\frac{3}{4}$	18	S.	1.	Sonnenschein.
	Abends	—	$1\frac{1}{2}$	15		1.	klar.
28	Morgens	—	2	8	N. O.	1.	wolkig.
	Nachmittags	—	$2\frac{1}{2}$	$18\frac{1}{2}$	N. O.	1.	trübe.
	Abends	—	$3\frac{1}{2}$	17		0.	klar.
29	Morgens	—	—	11	N.	0.	klar.
	Nachmittags	—	—	14	N.	0.	Sonnenschein.
	Abends	—	$4\frac{1}{2}$	12		0.	trübe.
30	Morgens	—	—	11	W.	0.	trübe.
	Nachmittags	—	—	16	W.	0.	trübe.
	Abends	—	$3\frac{1}{2}$	19		1.	trübe.
31	Morgens	—	3	22	N. W.	1.	Schnee.
	Nachmittags	—	—	23	S.	2.	Schnee.
	Abends	—	$2\frac{1}{2}$	22		0.	trübe.
1789 Jan.							
1	Morgens	29	$\frac{1}{2}$	17	S.	0.	trübe.
	Nachmittags	28	$9\frac{1}{2}$	21	S. W.	0.	wolkig.
	Abends	—	9	23		0.	Schnee.
2	Morgens	29	—	22	N.	0.	trübe.
	Nachmittags	—	2	19	N.	0.	Sonnenschein.
	Abends	—	$4\frac{1}{2}$	6		0.	klar.
3	Morgens	29	6	0 2	N. N. O.	0.	klar.
	Nachmittags	—	7	5	S. O.	0.	Sonnenschein.
	Abends	—	$8\frac{1}{4}$	2		0.	klar.
4	Morgens	—	$8\frac{1}{2}$	8	S.	1.	trübe.
	Nachmittags	—	9	$10\frac{1}{2}$	O.	1.	Sonnenschein.
	Abends	30	—	2		1.	klar.
5	Morgens	—	—	0 2	O.	1.	klar.
	Nachmittags	29	$9\frac{1}{2}$	4	N.	1.	Schnee.
	Abends	—	$7\frac{1}{2}$	9		1.	klar.
6	Morgens	—	—	15	O.	2.	trübe.
	Nachmittags	—	$8\frac{1}{2}$	15	O.	2.	Sonnenschein.
	Abends	—	—	4		2.	trübe.

1789 Jan.	Stunden.	Barometer. Engl. Fuß. Zoll	Linien	Fahrenh. Thermometer.	Wind.		Wetter.
7	Morgens	–	7½	6	O.	1.	klar.
	Nachmittags	—	7	8	O.	1.	Sonnenſchein.
	Abends	—	6	2		1.	klar.
8	Morgens	—	4½	o 4	S. O.	1.	klar.
	Nachmittags	—	3	5	S. O.	1.	Sonnenſchein.
	Abends	—	1	— o —		o.	klar.
9	Morgens	28	9.	— o —	S. S. W.	o.	klar.
	Nachmittags	—	8½	16	S. S. W.	o.	Sonnenſchein.
	Abends	—	7½	24		o.	Schnee.
10	Morgens	—	6	28	W.	1.	trübe.
	Nachmittags	—	—	30	W.	1.	trübe.
	Abends	—	6½	27		o.	trübe.
11	Morgens	—	8½	22	O.	o.	trübe.
	Nachmittags	—	9	25	S. O.	1.	trübe.
	Abends	—	—	22		2.	Schnee.
12	Morgens	—	8½	21	O.	2.	Schnee.
	Nachmittags	—	9	22	N. O.	2.	Schnee.
	Abends	29	2	14		o.	trübe.
13	Morgens	—	—	6	O.	1.	klar.
	Nachmittags	—	—	12	O.	2.	Schnee.
	Abends	28	8¼	18		2.	trübe.
14	Morgens	—	7	32	S.	2.	trübe.
	Nachmittags	—	7¼	37	S. W.	o.	trübe. Thauwet.
	Abends	—	8	36½		o.	trübe.

H.

Großmuth, ein nothwendiges Stück wahrer Tapferkeit.

(S. das 350ſte Stück des engliſchen Zuſchauers.)

Ea animi elatio, quæ cernitur in periculis, ſi juſtitia vacat pugnatque pro ſuis commodis, in vitio eſt. *Cicero.*

Der Hauptmann Sentry war geſtern Abend in unſerm Klub, und las ein Schreiben vor, das eine Nachricht enthielt von einem Gefecht zwiſchen einem franzöſiſchen Kaper unter dem Commando eines gewiſſen Dominique Portiere und einem kleinen engliſchen Fahrzeuge, welches mit Korn beladen war, und deſſen Befehlshaber Goodwin hieß. Der Engländer wehrte ſich mit unglaublicher Tapferkeit und ſchlug die Franzoſen, welche drei oder vier-

viermal enterten, immer zurück. Der Feind wiederholte seinen Angriff jedesmal mit größrer Wuth, und hofte, sich durch Ueberlegenheit seiner Mannschaft endlich der Beute zu bemächtigen, als der Engländer auf einmal anfing zu sinken, und also, um nicht vom Meere verschlungen zu werden, streichen mußte. Allein die Wirkung, die seine außerordentliche Tapferkeit auf den Capitain des Kapers gehabt hatte, war bloß die niedrige Begierde, sich wegen des Verlustes, den er bei seinen verschiedenen Angriffen erlitten hatte, zu rächen. Er rief dem Engländer durch ein Sprachrohr zu, daß er ihn nicht an Bord nehmen, sondern ihn untergehen sehen wolte. Der Engländer bemerkte zu gleicher Zeit eine Unordnung auf dem französischen Schiffe, woraus er richtig schloß, daß die Mannschaft über die Unmenschlichkeit ihres Capitains aufgebracht seyn mußte. In dieser Hofnung stieg er in sein Boot und näherte sich dem Feinde. Die Franzosen nahmen ihn auch trotz ihres Befehlshabers ein, ungeachtet sie aber hierin seinem Befehle zuwider handelten, so behandelten sie ihn doch, als er im Schiffe war, so wie ihr Capitain es verlangte. **Portiere** ließ nemlich seine Leute den **Goodwin** halten und schlug ihn mit einem Knüttel so lange, bis er vor Blutverlust und Wuth in Ohnmacht fiel. Hierauf ließ er ihn in Fesseln legen, und er bekam nichts zu essen, ausser, was einer oder der andre von der Mannschaft, unter Gefahr einer gleichen Behandlung, ihm verstolner Weise zusteckte. Nachdem er ihn solchergestalt einige Tage lang, fast todt vor Gestank, Hunger und Schmerz von seinen Wunden, gefangen gehalten hatte, brachte er ihn nach Calais. Der Gouverneur dieses Orts erfuhr bald alles, was vorgegangen war, entsetzte den **Portiere** mit Schimpf und Schande seines Dienstes, und bewies dem **Goodwin** alle die Menschenfreundlichkeit, die ein Mann von Ehre, der den Vorwurf der Grausamkeit von seinem Könige und Vaterlande abzuwaschen wünscht, einem barbarisch behandelten Feinde beweisen mußte.

Als der Hauptmann diesen Brief gelesen hatte, welcher noch viele andre Umstände enthielt, die diese barbarische Handlung noch schwärzer machen, ließ er sich in eine Art von Kritik über Großmuth und Tapferkeit ein, und behauptete, beide müßten durchaus nicht von einander getrennet werden; und Tapferkeit, ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit und Menschenliebe, sey nichts weiter, als der Grimm eines wilden Thieres. — Eine rechtschaffne und wahrhaftig tapfre Seele, fuhr er fort, wird immer durch Vernunft und ein Gefühl von Ehre und Pflicht geleitet; die **Affektation** einer solchen Tapferkeit aber äussert sich durch ein unverschämtes Gesicht, eine verächtliche Zuversichtlichkeit und eine gewisse Sorglosigkeit, ob man beleidige, oder nicht. Dies zeigt sich sichtbar in allen den kecken jungen Burschen dieser Stadt, die in Gesellschaften so laut und ungezogen sind, daß sie gar nicht auf die Gegenwart weiser und rechtschaffener Männer Rücksicht nehmen, kurz, die von Ehre, Höflichkeit und Wohlstand gar kein Gefühl haben.

Ein schaamloser Kerl drängt das wahre Verdienst, welches sich in Be-

scheidenheit und Großmuth kleidet, auf die Seite, und macht in den Augen kleiner Seelen eine herrliche und bezaubernde Figur; indeß der Mann von wahrer Entschlossenheit und ächtem Muthe übersehen und gering geschätzt, wo nicht gar verachtet wird. Es giebt eine gewisse Schicklichkeit — Anständigkeit in allen Dingen; und mich dünkt, das, was die Herren Gelehrten, im Gegensatz von Schwulst und Bombast, wahr und erhaben nennen, kan ungefehr einen Begriff geben, was ich meine, wenn ich sage, daß **Bescheidenheit** das sichre Kennzeichen einer großen Seele, und **Unverschämtheit** die Affektation derselben ist. Wer mit gründlicher Beurtheilungskraft schreibt und sich nie in die Phantasien eines verbrannten Gehirns verfliegt, der beweist eine wahre Stärke des Genies; auf gleiche Weise hat nur das Betragen dessen, der immer gelassen und gleichmüthig ist, wahre Tapferkeit zum Grunde. Wahrlich, es ist keine so leichte Sache, ein tapfrer Mann zu seyn, als der Gedankenlose Theil der Menschen sich einbildet. Kühn und dreist seyn macht hier nicht alles aus. Der Kaper, von dem wir eben sprachen, hatte Kühnheit genug, seinen Feind anzugreifen, aber nicht Seelengröße genug, eben diese Eigenschaft an seinem Feinde zu bewundern. Seine niederträchtige und kleine Seele war also nur voll von der häßlichen Begierde nach dem Raube, den er verfehlte, und von dem Schaden, den sein eignes Schiff erlitten hatte; und daher behandelte er den rechtschaffenen Mann, der das Seinige vor ihm vertheidigt hatte, nicht anders, als wie er einen Dieb behandelt haben würde, der ihn hätte bestehlen wollen. In beiden irrte er sich, u. hatte nicht Verstand genug, zu bedenken, daß das eine rühmlich, das andre aber strafbar seyn würde. Bosheit, Groll, Haß, Rachsucht, wüthen in den Seelen kleiner Menschen im Gefecht,; aber Begierde nach Ehre, Ruhm, Sieg und Gelegenheit, den Feinden zu verzeihen und sie durch Menschlichkeit zu überwinden glüht in der Brust des Tapfern.

Der Hauptmann endigte diese Dissertation mit einer Probe seiner Büchergelehrsamkeit und that uns zu wissen, daß er einen französischen Schriftsteller über den richtigen Begrif der Tapferkeit gelesen habe. Ich liebe die Kritiker, sagte er, welche zuweilen gute Lebensregeln mit ihren Anmerkungen über Schriftsteller vermischen. Mein Verfasser, setzte er hinzu, nimt in seiner Untersuchung über das epische Gedicht Gelegenheit, von derselben Eigenschaft, nemlich der Tapferkeit, zu reden, wie sie in den beiden verschiedenen Charaktern, des **Turnus** u. des **Aeneas** geschildert worden. Seiner Meinung nach ist die Tapferkeit die größte u. vornehmste Zierde des **Turnus**; **Aeneas** aber hat noch viele andre Eigenschaften, welche jene verdunkeln, besonders seine Frömmigkeit. **Turnus** wird daher von dem Dichter vom Anfange bis ans Ende als großthuend und übermüthig beschrieben, seine Sprache ist stolz und ruhmredig, und er sucht eine Ehre darin, seine Tapferkeit sehen zu lassen; **Aeneas** hingegen spricht wenig, ist langsam zur That, und zeigt nur eine Art von defensiver Tapferkeit. Wenn Gepränge und äußres Betragen den Turnus ein größres Ansehen von Kühnheit geben, als dem Aeneas, so beweißt doch das ganze Verhalten des Aeneas, und sein endliches Glück, daß er eigentlich tapfrer ist, als **Turnus**.

Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 2ten Februar 1789.

Von der Heringsfiſcherei der Holländer und Engländer *).

Dieſe Fiſcherei war ehedem eine der ergiebigſten und am früheſten genutzten Goldgruben Hollands.

Nur kurz daurend, und nicht ſehr beträchtlich war der Nachtheil, welchen die holländiſche Heringsfiſcherei, unter den Streitigkeiten zwiſchen England und Holland im Anfange und in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts erlitt.

Jakob I. verbot im Jahre 1608, vorzüglich um die Holländer zu züchtigen, daß durchaus kein Ausländer auf den engliſchen und ſchottiſchen Küſten künftig mehr fiſchen ſolle.

Ein Vergleich, in welchem die Holländer dem Könige eine jährliche Summe für die Freiheit des Heringsfanges zu zahlen verſprachen, würde die Holländer gleich wieder in den ruhigen Beſitz der Heringsfiſcherei auf den genannten Küſten geſetzt haben, wenn Jakob I. den Vergleich hätte halten wollen. Jakob wiederrief ſolchen, und die Holländer behaupteten nun gewaltthätig, was gütlicher Vergleich ihnen nicht gewährte.

Erſt im Jahre 1636 wurde der Streit über den Heringsfang, der ſich ſo glücklich für Holland geendigt hatte, von England wieder erneuert, eine der erſten Folgen der Verbindung Frank-

*) Dieſer Aufſatz iſt ein Auszug aus folgenden beiden wichtigen erſt kürzlich erſchienenen, gewiß in der wenigſten Leſer Händen ſeyenden Büchern, nemlich: aus der Geſchichte des holländiſchen Handels. Nach Luzacs Hollands Rykdom bearbeitet, vom Herrn Prof. A. F. Lüder. Leipzig 1788. gr 8. Bd. I. und aus Anton Genovefis ökonomiſch-politiſchem Commentarius zu Johann Cary's hiſtoriſch-politiſchen Bemerkungen über Großbritanniens Handel und Gewerbe, wie auch andere dahin gehörige Dinge. Ueberſetzt von C. A. Wichmann. Leipzig 1788. gr 8. Es wird ſolcher den Leſern des Magazins um deſto angenehmer ſeyn, da man theils noch ganz unbekante intereſſante Nachrichten über die Heringsfiſcherei darin antrift, theils aber unrichtige ſchon bekante Nachrichten davon, darin berichtiat findet.

Frankreichs und Englands, und der erkalteten Freundschaft des unglücklichen Königs Karls I.

Karl wiederhohlte nicht nur das Verbot seines Vaters, sondern fügte die Drohung hinzu, er wolte eine Flotte im Meer halten, die alle diejenigen am Heringsfange hindern und zurückschlagen solte, welchen er nicht die Freiheit und Erlaubniß zu demselben gegeben hätte, und Karl erfüllte die Drohung ganz vollständig. Gerade in einer der glücklichsten Epochen der holländischen Heringsfischerei, und nach einem ungestöhrten fast drei Jahrzehnde lang fortdauerdem Besitz derselben werden die auf den Heringsfang ausgefahrne Holländer ganz unerwartet von der englischen Flotte unter der Anführung des Grafen von Northumberland so nachdrücklich angegriffen, daß mehrere Buisen in den Grund geschossen, und die übrigen in englische Häfen zu flüchten gezwungen wurden.

Alle Bemühungen mehrerer Gelehrten und Gesandten, Karln zu bewegen, von seiner Forderung abzustehen, blieben vergebens. Nur mit dreißig tausend Pfund Sterling konten sich die Holländer für jenen Sommer die Freiheit des Fangs erkaufen.

Unter Kromweln brach ein dritter Sturm los. Blacke grif im Jahre 1652 die holländischen Heringsfischer samt der Flotte an, welche jene bedeckte. Tromp eilte zu Hülfe, aber ein Sturm hinderte ihn, sein Vorhaben auszuführen, und nach einem traurigen Verlust, dankten die Holländer dem Himmel, daß sie am Ende die Freiheit erhielten, zehn Meilen weit von den englischen Küsten ihre Fischerei zu treiben.

Doch, so nachtheilig alle diese Stürme für die holländische Heringsfischerei seyn mogten, — eine immer unausbleibliche Folge eines Krieges zwischen Holland und England, wenn Holland seine Buisen nicht nachdrücklich zu schützen und zu vertheidigen im Stande ist, — und so viel Holland auch würklich verlor, so stieg gleichwohl die holländische Heringsfischerei von der Regierung Königs Jakobs I. an bis zu Königs Karls II. Zeiten um ein Drittel. Jeder Verlust, den Holland damals erlitt, war nur vorübergehender Verlust, und der fortdaurende unwiederherstellbare Verfall der holländischen Heringsfischerei fällt erst in die Zeiten, da mehrere Nationen Europens sich nachdrücklich auf diese Fischerei legten, und die Lebensmitel in Holland so gewaltig im Preise stiegen.

Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, da die Holländer entweder nur wenige, oder gar keine Schiffe anderer Nationen neben sich hatten, und ungleich mehr Heringe als gegenwärtig verbraucht wurden, hatten die Holländer, nach van Meterens Versicherung, im Jahre 1601 in drei Tagen 1500 Buisen auf den Heringsfang ausgeschickt, und nach der Behauptung Sir Walter Raleighs, der die genaueste Untersuchung darüber angestellt hatte, wurden im Jahre 1609

an die 3000 holländiſche Fahrzeuge zum Heringsfange auf den engliſchen Küſten gebraucht. Und Doct. Benjamin Worſtley gab 1667 die Anzahl der holländiſchen Buiſen auf 1600 an. Eine in der That unglaubliche, und doch gewiß nicht übertriebene Angabe, wenn man ſie mit den Angaben von allen gegenwärtig auf den Heringsfang von den Europäern geſchickten Schiffen, und mit dem gegenwärtigen Zuſtande der holländiſchen Heringsfiſcherei vergleicht. Nur auf 2000 ſoll ſich gegenwärtig die Anzahl der europäiſchen Fahrzeuge belaufen, die ſich mit dieſem Fiſchfange beſchäftigen, und mehr denn ſiebenfach ſtärker war die Anzahl der holländiſchen Buiſen im Jahre 1601, als ſie 1785 war: und bis zu dieſem traurigen Verfall war die holländiſche Heringsfiſcherei ſchon um die Mitte des zweiten Viertels unſers Jahrhunderts herabgedrückt.

Im Jahre 1736 liefen nur 219 Buiſen aus den holländiſchen Häfen aus, nemlich:

Von Vlaardingē	84	Buiſ. u.	12	Jäg.
Von Enkhuiſen	60	–	8	–
Von Maasſluis	—	19 –	11	–
Von Rotterdam	16	–	—	–
Von Delfshaven	15	–	—	–
Von de Ryp	–	13 –	—	–
Von Schiedam	12	–	—	–
	219	Buiſ. u.	31	Jäg.

Dieſe Anzahl hat ſich ſeitdem noch verringert. Im Jahre 1747 haben die Holländer nur 200 Fahrzeuge zum Heringsfange gebraucht, und noch geringer war dieſe Zahl in einigen ſpätern Jahren.

Im Jahre 1763 giengen auf den Heringsfang:

Von Rotterdam	7	Schiffe	—	Jäg.
Von Schiedam	5	–	—	–
Von Vlaardingen	64	–	—	–
Von Maasſluis	7	–	—	–
Von Delfshaven	7	–	—	–
Von Enkhuiſen	40	–	—	–
Von de Ryp	14	–	—	–
	144	Schiffe	13	Jäg.

Im Jahre 1764.

Von Rotterdam	6	Schiffe	—	Jäg.
Von Schiedam	6	–	—	–
Von Vlaardingen	71	–	—	–
Von Maasſluis	14	–	—	–
Von Delfshaven	9	–	—	–
Von Enkhuiſen	40	–	—	–
Von de Ryp	14	–	—	–
	160	Schiffe	15	Jäg.

Im Jahre 1765.

Von Rotterdam	6	Schiffe	—	Jäg.
Von Schiedam	7	–	—	–
Von Vlaardingen	69	–	—	–
Von Maasſluis	15	–	—	–
Von Delfshaven	9	–	—	–
Von Enkhuiſen	40	–	—	–
Von de Ryp	14	–	—	–
	160	Schiffe	—	Jäg.

Im Jahre 1766.

Von Rotterdam	2	Schiffe	—	Jäg.
Von Schiedam	11	–	—	–
Von Vlaardingen	60	–	—	–
Latus	73	Schiffe	—	Jäg.

Transport –	73	Schiffe	—	Jäg.
Von Maassluis	14	–	—	–
Von Delfshaven	8	–	—	–
Von Enkhuisen	40	–	—	–
Von de Ryp	14	–	—	–
	149	Schiffe	17	Jäg.

Im Jahre 1767.

Von Rotterdam	2	Schiffe	—	Jäg.
Von Schiedam	11	–	—	–
Von Vlaardingen	58	–	—	–
Von Maassluis	14	–	—	–
Von Delfshaven	7	–	—	–
Von Enkhuisen	41	–	—	–
Von de Ryp	16	–	—	–
	149	Schiffe	17	Jäg.

Im Jahre 1768.

Von Rotterdam	2	Schiffe	—	Jäg.
Von Schiedam	10	–	—	–
Von Vlaardingen	61	–	—	–
Von Maassluis	12	–	—	–
Von Delfshaven	7	–	—	–
Von Enkhuisen	41	–	—	–
Von de Ryp	16	–	—	–
	149	Schiffe	17	Jäg.

Im Jahre 1769.

Von Rotterdam	2	Schiffe	—	Jäg.
Von Schiedam	9	–	—	–
Von Vlaardingen	64	–	—	–
Von Maassluis	12	–	—	–
Von Delfshaven	7	–	—	–
Von Enkhuisen	41	–	—	–
Von de Ryp	14	–	—	–
	149	Schiffe	20	Jäg.

Im Jahre 1770.

Von Rotterdam	3	Schiffe	—	Jäg.
Von Schiedam	8	–	—	–
Latus –	11	Schiffe	—	Jäg.

Transport –	11	Schiffe	—	Jäg.
Von Vlaardingen	62	–	—	–
Von Maassluis	41	–	—	–
Von Delfshaven	7	–	—	–
Von Enkhuisen	14	–	—	–
Von de Ryp	14	–	—	–
	149	Schiffe	20	Jäg.

Im Jahre 1771,

Von Rotterdam	5	Schiffe	—	Jäg.
Von Schiedam	7	–	—	–
Von Vlaardingen	64	–	—	–
Von Maassluis	14	–	—	–
Von Delfshaven	17	–	—	–
Von Delft	1	–	—	–
Von Enkhuisen	41	–	—	–
Von de Ryp	14	–	—	–
	163	Schiffe	20	Jäg.

Im Jahre 1772.

Von Rotterdam	7	Schiffe	—	Jäg.
Von Schiedam	7	–	—	–
Von Vlaardingen	68	–	—	–
Von Maassluis	13	–	—	–
Von Delfshaven	7	–	—	–
Von Delft	—	–	—	–
Von Enkhuisen	42	–	—	–
Von de Ryp	13	–	—	–
Von Nordeind	1	–	—	–
	160	Schiffe	23	Jäg.

In dem Jahre 1773 stieg die Anzahl der auf den Heringsfang ausgegangenen Schiffe auf 169, und im Jahre 1770 würde vielleicht kein Schiff ausgelaufen seyn, wenn nicht die Staaten von Holland durch Versprechung einer Prämie von 500 Gulden für jede ausfahrende Buise zum Fange aufgemuntert hätten. Diese Prämie

Prämie blieb in den Jahren 1775 und 1776, und ist seitdem auf 400 Gulden herabgesetzt.

Im Anfange dieses Jahrhunderts gingen die mehrsten Buisen aus dem Hafen von Dort, Rotterdam, Delft, Schiedam, Vlaardingen, Maasfluis und Enkhuisen. Damals war Enkhuisen in dieser Hinsicht die erste Stadt der Provinz Holland, und Rotterdam sandte fast eben so viele Schiffe zum Fange gegen das Ende des Herbstes aus. Jetzt wird die Heringsfischerei zu Vlaardingen und Enkhuisen am stärksten getrieben.

Die Anzahl der ausgelaufenen Buisen von 1774 bis 1779 ist folgende.

Rotterdam schickte im Jahre
1774 — 6 Schiffe aus.
Delfshaven — 7
Schiedam — 2
Vlaardingen — 74
Maasfluis — 18
Enkhuisen — 44
De Ryp — 14
Nord Eynd — 1
166 Schiffe.

Rotterdam schickte im Jahre
1775 — 6 Schiffe aus.
Delfshaven — 7
Schiedam — 2
Vlaardingen — 64
Maasfluis — 17
Enkhuisen — 41
De Ryp — 16
Nord Eynd — 2
155 Schiffe u. 20 Jäger.

Rotterdam schickte im Jahre
1776 — 6 Schiffe aus.
Delfshaven — 6
Schiedam — 2
Vlaardingen — 84
Maasfluis — 21
Enkhuisen — 41
De Ryp — 16
Nord Eynd — 2
Egmond — 1
179 Schiffe.

Rotterdam schickte im Jahre
1777 — 4 Schiffe aus.
Delfshaven — 6
Schiedam — 2
Vlaardingen — 77
Maasfluis — 23
Enkhuisen — 41
De Ryp — 15
Nord Eynd — 2
Egmond — 1
171 Schiffe.

Rotterdam schickte im Jahre
1778 — 4 Schiffe aus.
Delfshaven — 6
Schiedam — 1
Vlaardingen — 71
Maasfluis — 20
Enkhuisen — 41
De Ryp — 15
Nord Eynd — 2
160 Schiffe.

Rotterdam schickte im Jahre
1779 — 4 Schiffe aus.
Delfshafen — 6
Schiedam — 1
Latus — 11 Schiffe.

Transport –	11 Schiffe.
Vlaardingen –	72
Maasſluis —	19
Enkhuiſen —	41
De Ryp —	16
Nord Eynd —	2
Egmond —	1
	162 Schiffe.

Im Jahre 1785 war die Anzahl der auf den Heringsfang ausgelaufenen Schiffe wieder etwas ſtärker. Es gingen 170 Heringsſchiffe und 75 Jäger aus.

Die Größe dieſes Verluſtes für Holland zu berechnen, bedarf man nur einiger Data von dem Gewinn, den die Republik ehemals vom Heringsfange erhielt, und nur einen Blick auf den Heringshandel zu werfen. Die Holländer ſelbſt, gaben in ihrer Vorſtellung, welche ſie Jakob I. überreichten, um ihn zur Zurücknahme des Verbots der Heringsfiſcherei auf den engliſchen Küſten zu bewegen, die Anzahl der Menſchen, welche ſich in Holland vom Heringsfange ernährten, auf ſechzig tauſend an; zwei tauſend ſolten als Matroſen und Schiffer, und vierzig tauſend vom Baue und der Ausrüſtung der Buiſen leben.

Sir Walter Raleigh verſicherte, daß 50,000 Holländer an den 3000 an den engliſchen Küſten fiſchenden Fahrzeugen ſich befänden, daß man die Schiffe, welche die Holländer gebrauchten und ausrüſteten, um die Fiſche ins Ausland zu bringen, auf 9000, und die dazu erforderlichen Menſchen auf 150,000 angeben könne, und daß 20 Buiſen 8000 Menſchen, Weiber und Kinder eingerechnet, ernährten.

Doctor Benjamin Worſtley, den Karl II. nach Holland ſandte, um ſich nach der Fiſcherei der Holländer in der Nordſee zu erkundigen, berichtete bei ſeiner Zurückkunft, daß der geringſte Preis, welcher zu ſeiner Zeit auf den holländiſchen Heringsfang wäre geſetzt worden, ſich auf 3 Millionen Pfund Sterling beliefe, und er erwies, daß der Werth der Heringe und Kabeljaue, welche die Holländer jährlich fiſchten, ſich weit höher beliefe, als der Werth der engliſchen oder franzöſiſchen Produkte und Manufakturen, und mithin eine größere Summe ausmache, als Spanien in Friedenszeiten jährlich aus Amerika erhalte. Ferner, daß die Republik Holland durch die Einkünfte von der Fiſcherei, und ihren Wollenmanufakturen und Leinewand, und durch den oſtindiſchen Handel ein weit größeres Uebergewicht im Handel, als alle Staaten in Europa haben könte, und mithin auch eine darnach eingerichtete Größe an Capital und Menge an Schiffen und Seeleuten zuwege bringen müßte; daß 10,000 Pfund Sterlinge zum Heringsfange angewandt, mehr Menſchen beſchäftigten, als 50,000 Pfund in irgend einem andern Nahrungszweige, und daß jede Buiſe wenigſtens jährlich 10 Seeleute, und folglich 16000 tüchtige

Bots-

Botsleute erziehe. Er schließt endlich mit der Bemerkung, daß die größten Admirale in Holland, und die besten Secofficire Fischer gewesen wären.

Doch am richtigsten mag vielleicht de Witt den Werth der Heringsfischerei für Holland bestimmt haben, und den richtigsten Commentar über de Witt's Angabe, hat unstreitig Krünitz gegeben. De Witt behauptet, daß zu seiner Zeit die Heringsfischerei 450,000 Menschen, sowohl an Fischern als Theilnehmern und Arbeitern, die mit dem Schiffsbaue und aller zu diesem Fange erforderlichen Arbeit beschäftiget waren, Unterhalt gegeben, und dieser Angabe zufolge, hat man behauptet, der holländische Heringsfang habe jährlich mehr als 70 Millionen eingebracht: eine Angabe, die beides richtig und übertrieben ist, je, nachdem man sie erkläret. Sie ist übertrieben, wenn man diese 70 Millionen für reinen Gewinn derer hält, die entweder als Kaufleute, oder als Fischer an dem Fischfange Theil nehmen. Sie mag aber nicht unrichtige Angabe seyn, wenn man, wie Krünitz sagt, den Heringsfang, so wie de Witt that, mit kaufmännischen Augen betrachtet, und als Staatsmann davon urtheilt; wenn man alles berechnet, was der Staat beständig, vermittelst des Heringsfanges, nicht nur durch den Schiffbau und durch die Arbeit der verschiedenen dazu erforderlichen Handwerksleute, durch die Verfertigung aller zu der Fischerei unentbehrlichen Werkzeuge, durch die Verzehrung der Lebensmittel, des Getränks, des Salzes, sondern auch überdies durch die mannigfaltige Arbeit bei der Zurückkunft von dem Heringsfange, durch die Lager- und Commißionsgelder, durch die Absonderung in mancherlei Gattungen, welche die Handlung nach der Zeit für die außer Landes bestimmten Ladungen veranstaltet, durch den Preis, welchen diese Absonderungen ihnen giebt, und durch die Fracht gewinnt.

Man hat behauptet, setzt Krünitz hinzu, daß die Holländer alle Jahr mehr als 300,000 Tonnen Heringe fangen und verkaufen. Wenn man nun auf jede Tonne 200 Gulden rechnet, so beträgt dieses 60 Millionen Gulden, wovon man nur ungefehr 23 für die Kosten zu dem Fischfange und für die Zubereitung der Fische abrechnen muß. Man müßte sogar von der Handlung überhaupt wenig verstehen, wenn man von der Heringsfischerei an irgend einem Orte in der Welt sich einen falschen Begrif machen wolte.

Denn, wenn es mit dieser Sache seine Richtigkeit hätte, so würde daraus folgen, daß diese Gattung von Handlung in einer Zeit von 3 bis 4 Monaten einen Gewinn von beinahe 200 pro Cent einträge, und in kurzer Zeit überhäuft seyn würde; oder es müßte der Staat die Anzahl der Fischerschiffe bestimmen, und allen

len Kaufleuten untersagen, daß sie keines ohne eine besondere Erlaubniß ausrüsten dürften.

Ueberdies darf man den Gewinn von der Fischerei, in Ansehung des Staats, nicht nach dem Verhältniß der Unkosten, die sie erfordert, berechnen. Denn das, was sie kostet, ist für den Staat eben so gut ein Gewinn, als alles dasjenige, was man dabei fängt. Diejenigen Materialien ausgenommen, welche man von den Ausländern nimt; wiewohl man auch, was diesen Artikel betrift, den Gewinn der Kaufleute, die damit Handlung treiben, nicht aus der Acht lassen darf.

Triewald sucht in seiner 1746 verfertigten Abhandlung über die holländische Heringsfischerei zu erweisen, daß die Holländer noch im letzten Kriege gegen Frankreich jährlich ein größeres Capital aus dem Meere gezogen, als alle schwedischen Bergwerke in 12 Jahren liefern könten. In diesem Kriege — so erweiset Triewald seine Behauptung — gaben die Heringsfischer den Generalstaaten als eine freiwillige Gabe, von jeder Last Heringe einen Reichsthaler, um die Kriegsschiffe, welche die Fischerbuisen gegen die Dünkerkischen Kaper beschützten, zu unterhalten. Die Mittelzahl der jährlich gefangenen Lasten stieg auf 250,000. Rechnet man nun jede Last von 10 Tonnen zu 20 Pfund Sterling, so giebt dies die Summe von 5 Millionen Pfund Sterling. Jedes Pfund Sterling zu 36 Thaler Kupfermünze gerechnet, giebt 60 Millionen Thaler Silbermünze. Wenn nun 15 Thaler Silbermünze für ein Schiffpfund Stangeneisen bezahlt werden, so bekömt Holland von seiner Fischerei eben so viel, als wenn Schweden jährlich 4 Millionen Schiffpfund Stangeneisen fabricirte und verkaufte, und das ist ein größeres Capital, als alle schwedische Bergwerke in 12 Jahren geben können. Und hier sind nun noch nicht einmal die Einkünfte gerechnet, welche Holland durch diese Fischerei in Ansehung der Accise, von der unzähligen Menge der Handwerker und Arbeitsleute erhält. — Pestel sagt, daß man gegenwärtig den Gewinn der Heringsfischerei höchstens auf 1 Million Gulden schätzen könne; allein, er erklärt sich hierüber nicht deutlich genug. Auf jedem Heringsschiffe befinden sich, nach Herrn Pestel, gewöhnlich zwölf Menschen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

11tes Stück.

Freitag, den 6ten Februar 1789.

Von der Heringsfiſcherei der Holländer und Engländer.

(Fortſetzung.)

Ueberhaupt ſchätzt man gegenwärtig die Zahl der Menſchen, welche von der Heringsfiſcherei leben, nur auf 20,000, und die Angabe, daß gegenwärtig für 2 Millionen Heringe gefangen werden, iſt nach de Witt's Berechnung noch zu groß. Dann müßten jährlich 250 Schiffe von Holland aus auf den Heringsfang ausgehen, jährlich drei Reiſen thun, und der Preis jeder Laſt Heringe müßte 200 Gulden ſeyn. Aber 250 Schiffe gingen ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr von Holland aus, und der Preis der Laſt Heringe iſt gegenwärtig durch einander gerechnet, nicht höher, als 150 Gulden. Setzt man zu dieſem gegenwärtig würklich ſchwachen Fange noch den Schaden mächtiger Concurrenz der Ausländer, den Nachtheil von geſtiegenem Arbeitslohn, und erhöhetem Preis der Lebensmittel, und der zur Fiſcherei nöthigen Materialien, ſo iſt die Behauptung wohl recht ſehr auffallend, daß nach Abzug der Koſten, der Ausrüſtung und deſſen, was die Rheder ziehen, die Heringsfiſcherei, wenn der Fang nicht äußerſt glücklich iſt, wenig mehr abwirft, und oft gar dabei verloren wird, ſo ſehr vortheilhaft und nützlich dieſe Fiſcherei für den Staat auch immer noch ſeyn mag und würklich iſt.

Allgemeine Abnahme der Heringsconſumtion, und die Bemühungen mehrerer europäiſcher Mächte für Aufnahme der Heringsfiſcherei, haben der holländiſchen Fiſcherei am ſtärkſten geſchadet. Schweden, wohin der Holländer im Anfange des 17ten Jahrhunderts jährlich 10,000 Laſten Heringe ſandte, hat ſeit ungefehr 40 Jahren alles gethan, ſeine Heringsfiſcherei in Aufnahme zu bringen, und der Erfolg hat dieſe Bemühung reichlich belohnt.

Um die Mitte dieſes Jahrhunderts war der auswärtige Vertrieb der ſchwediſchen Heringe nur geringe. Im Jahre 1758 wurden nur 19000 Tonnen, und ſchon im folgenden Jahre 46000 Tonnen ausgeſchifft, und im Jahre 1764 kamen von Gothenburg in Hamburg 20 Schiffe mit Heringen

an, die so groß, fett und gut bereitet waren, als die holländischen.

Im Durchschnitt nimt man an, daß im Jahre 1774 bis 1784 im Zolldistrikt, wo die mehrsten Heringe sich aufhalten, jährlich 130,000 Tonnen sind eingesalzen worden, wovon das Ausland 95000 Tonnen erhielt. Ueberdem werden, ungeachtet des Verbots, 6, 8 bis 10,000 Tonnen frische Heringe ausgeführt.

Im Distrikt von Marstrand wurden jährlich fast 40,000 Tonnen, und im Distrikt von Uddawalla etwa 20,000 Tonnen eingesalzen. In allem erhielt das Ausland, nach der gothaer Handlungszeitung von 1784 Seite 298. etwa 130,000 Tonnen.

Nicht schwächer war verhältnißmäßig der Verlust der Holländer, durch die seit 1770 in Emden blühende Heringsfischereicompagnie, zu deren Unterdrückung von holländischer Seite alles versucht wurde. Nur 6 Buisen sandte diese Compagnie im Jahre 1770, 14 schon im Jahre 1776, 18 im Jahre 1778, 22 im Jahre 1780, 29 im Jahre 1781 aus, und im Jahre 1786 hatte sich die Compagnie schon so weit ausgebreitet, daß man allgemein versicherte, 45 Buisen würden im Sommer desselben Jahrs ausfahren, und daß sie die Hälfte der Staaten des Königs mit Heringen hinlänglich versehen könte.

Nur bei einem mäßigen Fange bringt der Hering, welchen 45 Buisen liefern können, über 200,000 Gulden ein, eine Summe, die vorhin den Holländern zufloß.

Im Jahre 1763 erhielt Königsberg 418 Tonnen, 1764 fünf hundert und zwölf, 1765 sechs hundert und sieben, und im Jahre 1767 sieben hundert und sieben und vierzig Tonnen holländische Heringe, von welchen wieder der größte Theil in das benachbarte Polen und Großherzogthum Litthauen verführt worden ist.

England hat seit der Zertrümmerung der Gesellschaft der britischen Fischerei, sich mit glücklicherm Erfolg als jemals, auf die Heringsfischerei gelegt, und unter allen Städten hat sich Yarmuth am meisten erhoben. Hier allein werden jährlich 40,000 Tonnen eingesalzen, und der größte Theil davon geht nach Portugal, Spanien und Italien, der kleinste aber nach Hamburg. Warum England übrigens die Heringsfischerei nicht so, als Holland nützt, kan man aus dem hamburger Magazin, Bd. 2. S. 509. 510. ersehen.

Auch Frankreich hat seit Savary seine Heringsfischerei mehr als verdoppelt. Nach Savary wurden von den Franzosen für eine Million und 600,000 Livres Heringe gefangen; nach Schedel steigt die Herings- und Makrelenfischerei in Frankreich nicht auf volle 3 Millionen Livres, noch kein Viertel von dem, was das Land gebraucht, und einer der neuesten Schriftsteller behauptet, daß gegenwärtig, obgleich Dieppe und S. Valerey Schiffe auf den Heringsfang aus-

ausschickten, für 3 Millionen und 160,000 Livres Heringe eingesalzen werden.

Auch hat das Verbot der Heringseinfuhr in die benachbarten Gegenden von Brabant, Preussen und Frankreich sehr geschadet.

Die Holländer verführen ihren Hering durch die ganze Welt nach England, Frankreich, Spanien, Italien, Venedig, Deutschland, Schweden, Polen, Rußland, durch das ganze mittelländische Meer nach Afrika. Die größten Versendungen geschehen indeß nach Hamburg und Bremen. Hamburg schickt die meisten holländischen Heringe nach dem nördlichen Deutschland, den österreichischen Erblanden, Polen und Rußland; daher der zwischen Holland und Hamburg im Jahre 1609 errichtete Vertrag, daß kein Heringsjäger zu Hamburg eingelassen werden solle, wenn er nicht durch Certificate, allenfalls auch durch einen Eid erhärten könne, daß die mitgebrachten Heringe nicht vor dem 24ten Junius gefangen wären.

Die jährlichen Versendungen des Herings von den Städten Amsterdam, Rotterdam und Enkhuisen sind sehr ansehnlich, und können auf drei Viertel von allen grobgesalzenen Heringen angeschlagen werden, welche in jenen Städten ankommen, umgepackt und wieder versandt werden.

Ueberdem ist die Heringsconsumtion sehr groß, der feingesalzene Hering aber, wird meistens von Rotterdam, Vlaardingen und Maassluis auf dem Rhein durch ganz Deutschland versandt.

Von Seiten des Staats ist alles, was durch Gesetze und Verordnungen zum Flor der Heringsfischerei gethan werden konte, würklich gethan. Temple zählte im vorigen Jahrhunderte schon über 30 Verordnungen, den Heringsfang betreffend.

Da die Erfahrung lehrte, daß der Hering nicht überall von gleicher Güte ist, und daß selbst die Heringe, welche zwischen den Klippen von Irland, Hitland und Norwegen gefangen werden, zum Einsalzen untauglich sind, so wurde am 12ten Mai 1620 verboten, weder zwischen jenen Klippen zu fischen, noch daselbst gefangene Heringe zu kaufen.

Auch die Zeit des Heringsfanges ist bestimmt. Vor dem 24ten Jun. darf kein Netz ausgeworfen werden, und die Heringsfischerei der Holländer, dauert insgemein 20 bis 26 Wochen, vom 25ten Jun. bis in die Mitte des Januars. Die Netze selbst müssen 1000 bis 1200 Schritte lang seyn.

Um die Zeit des längsten Tages ziehet der Hering aus der See nach der schottischen Küste; später im Herbst sucht er die englischen Küsten, und ziehet sich bis zur Mündung der Themse hin, wo er sich bis zum Ende des Jahrs aufhält, dann kehrt er nach Irland zurück, und gehet Irland vorbei, in die Nordsee, wo er bis zum folgenden Sommer bleibt.

Die Heringsfänger sind verpflichtet, dafür zu sorgen, daß sie sich ein-

ander beim Fange nicht hinderlich ſind, noch die Netze beſchädigen.

Diejenigen, welche nicht fangen können oder wollen, müſſen ſogleich wieder unter Segel gehen. Das Schiffsvolk darf durchaus keinen Hering auf der See verkaufen, ſondern iſt verbunden, denſelben nach Holland oder Seeland zu bringen. Die ledigen Heringstonnen müſſen, ehe ſie zu Schiffe gebracht werden, von Keuermeeſters beſehen und gezeichnet werden. Die Beſchaffenheit der Tonnen und mehrere andere dahin gehörige Dinge und einige Handgriffe beim Einſalzen des Herings, ſind gleichfalls geſetzmäßig beſtimmt.

In Hinſicht auf das Salzen des Herings, iſt ein Unterſchied gemacht. Der Hering, welcher zwiſchen Johannis und Jakobi gefangen wird, muß mit grobem Salz, und ſogar mit ſpaniſchem und portugiſiſchem Salze geſalzen werden, und dann erhält der Hering den Namen der grobgeſalzene Hering. Der zu andern Zeiten gefangene muß mit feinem Salze geſalzen werden, doch bedient man ſich immer bei einem Theile von dieſem auch des groben Salzes.

Der Verfaſſer der Handlung von Holland zählt dreierlei Gattungen von Heringen. Die Heringe mit feinem Salz, die am theuerſten ſind, die Heringe mit grobem Salz, und die ausgenommenen Heringe, welche man um den dritten Theil wohlfeiler verkauft, als die Heringe mit grobem Salze. Dieſe dritte Gattung, ſetzt er hinzu, iſt durch öffentliche Befehle verboten; aber man duldet ſie, weil ſie den Armen zur Nahrung dient.

Verſchiedene Verordnungen ſind auch gegeben, um vorzubeugen, daß das Ausland nicht etwas von den Holländern erhalte, was den Heringsfang derſelben begünſtigen könte. So iſt zu verſchiedenen Zeiten die Ausfuhr von Heringstonnen und andern ähnlichen Erforderniſſen, und der Verkauf der Buiſen verboten, und hart iſt allen denen, welche zu irgend einem Handwerk oder Geſchäft gebraucht ſind, welches auf den Heringsfang Beziehung hat, unterſagt, ihr Handwerk oder Geſchäft außerhalb Landes zu treiben.

Ehemals wurden auch die erſten Heringe auf Schiffe gebracht, welche man Jäger nannte, und die dazu beſonders ausgerüſtet waren. Solche Ausrüſtungen waren jedem erlaubt, auch durfte der Hering an ſolche Schiffe verkauft werden; allein, ſeit vielen Jahren hat ein anderer Gebrauch Statt gefunden. Die Buchhalter und Rheder von den Heringsſchiffen, welche im Maasgebiet und Norderquartier ausgerüſtet werden, bilden eine Geſellſchaft unter einander, deren Direction einigen Committirten oder Commiſſairs aufgetragen wird. Dieſe Commiſſairs miethen die nothwendigen Schiffe, um als Jäger bei der Heringsflotte zu dienen. Ein erfahrner Mann erhält den Befehl über dieſelben, ſie fahren zugleich mit den Buiſen am 15ten Jun. aus, und ſind

mit

mit besondern Befehlen von den Commissairs versehen, in welchen jedem besonders unter andern bestimmt ist, wie viel Heringe er einkaufen darf.

So bald die Jäger in einem holländischen Hafen einlaufen, werden die mitgebrachten Heringe entweder zum Verkauf öffentlich ausgestellt, oder gegen einen bestimmten Preis den Käufern abgeliefert.

Gewöhnlich komt der erste Hering zu Vlaardingen an, und der Preis desselben ist ganz ausschweifend hoch. Am 3ten Jul. 1779 wurde die Tonne des ersten Herings für 1280 Gulden verkauft. Man hat mehrere Verordnungen, diese Jäger betreffend. So ist es zum Beispiel Gesetz, daß die Jäger nicht länger als bis zum 15ten Jul. dienen, von keinen andern, als holländischen Schiffen Heringe kaufen, und die gekauften Heringe nur nach Holland bringen.

Die Schiffe, welche zu Jägern gebraucht werden, sind gewöhnlich kleine Fahrzeuge. Die Ausrüstungskosten derselben betragen zwischen 8 bis 900 Gulden, je, nachdem Mangel an Schiffen Statt findet.

Jede holländische Stadt, welche den Heringshandel treibet, hat einen Aufseher, oder Director, unter dem Namen **Penningmeester der grote Visschery** angestellt. Die sämtlichen Directoren bilden eine Kammer, die bald in dieser, bald in einer andern Stadt sich versammelt, und nebst den Bürgermeistern der Stadt für die Beobachtung der die Heringsfischerei betreffenden Gesetze und Verordnungen wachen.

Wenn der Staat Willens ist, Einrichtungen, die Heringsfischerei betreffend, zu machen, so werden die Directoren um ihre Meinung darüber ersucht. Die regierenden Burgermeister, und die Directoren entscheiden alle Streitigkeiten, welche diese Fischerei betreffen. Acht Tage vor dem Auslaufen der Buisen halten die Directoren eine allgemeine Versammlung, in welcher sie die Matrosen beeidigen, welches auch bei der Zurückkunft der Buisen geschieht. Auch sorgen sie, daß die Buisen, vorzüglich in Kriegszeiten, ein Geleit von Kriegsschiffen erhalten. In Friedenszeiten wird die Flotte stets von zwei Kriegsschiffen begleitet. Diese Schiffe dienen aber nicht blos zur Sicherheit und Deckung der Fischerei, sondern sie müssen auch die Kranken auf den Buisen an Bord nehmen. Für die Besoldung der Directoren hat man eine Abgabe von 30 Stüver auf jede Last Heringe gelegt. Die Heringsfischerei ist übrigens frei von einkommenden und ausgehenden Abgaben. Ausser dem gesalzenen oder Böckelhering, von dem bisher die Rede gewesen ist, und der für den Handel bei weitem der wichtigste ist, wird noch ein anderer Hering gefangen, welchen man frisch, oder mit Salz nur bestreuet und getrocknet, oder endlich auch geräuchert, da man ihn denn Bückling nennt, verbraucht. Besonders hat man sich zu Catwyk an der See, und zu Nordwyk an der

See auf den Fang und Bereitung dieſer Fiſche gelegt. Die große Menge von kleinen Schiffen, welche dort gebraucht werden, und die vielen Räuchereien, welche man daſelbſt angelegt hat, beweiſen dies offenbar. Auch findet man an dieſen Oertern alles, was zur Ausrüſtung der Schiffe, zum Fange der Fiſche und Bereitung derſelben erforderlich iſt.

Man fängt mächtig viel von dieſen Fiſchen in der Südſee. Zu Harderwyk, Enkhuiſen, Amſterdam und an mehrern andern Orten werden auch viele von dieſen Fiſchen geräuchert. Die Bücklinge werden in ſehr anſehnlichen Quantitäten auſſerhalb Landes verſandt.

Der Bücklingsfang wird gleichfalls zu der großen Fiſcherei gerechnet, bezahlt ein gewiſſes Laſtgeld, und genießt dieſelbe Beſchützung wie der Heringsfang. Es fängt dieſer Fang gewöhnlich im September an. Im Jahre 1757 wurden 16,300,000 Stücke nach Catwyk, und 4,550,000 nach Nordwich gebracht.

Seit einiger Zeit hat man auch angefangen, ſich auf den Fang einer Art von Heringen zu legen, welche in den Kolonien verbraucht werden können.

Die Holländer treiben an den Küſten, in ihren Seen und Flüſſen, einen ſtarken Fiſchfang. Sie erhalten durch dieſen Fang eine große Menge von Stockfiſchen, Salm, Schollen, und anderen Fiſchen; aber, ſo beträchtlich dieſe Fiſcherei auch iſt, ſo große Quantitäten das Ausland auch von dieſem Fange erhält, ſo iſt er doch nur unbedeutend im Vergleich mit dem Heringsfange.

Die Küſten von Großbritannien, von Newfoundland und von Neuengland, ſind lauter unerſchöpfliche Fundgruben für die Engländer, die in dieſen verſchiedentlichen Seeſtrichen eine unermeßliche Menge von Stockfiſch, Heringen und Sardellen fiſchen, wovon der größte Theil ſogleich eingeſalzen, und hernach an die Ausländer verkauft wird.

Die Schottländer ſalzen, wie man ſagt, ein Jahr in das andere gerechnet, jährlich über 60,000 Tonnen Heringe ein, ohne noch zu rechnen, was ſie zu ihrer eigenen Conſumtion gebrauchen. In der gedachten Summe iſt indeſſen alles begriffen, was in Oſten und Weſten von Schottland gefangen, und nach auswärtigen Ländern verſandt wird.

Die Heringe ſind bei ihnen von vortreflichem Geſchmack. Auch glaubt man, wenn ſie nur eben ſo viel Sorgfalt, ihre Heringe auszuſondern und zuzurichten, anwendeten, wie die Holländer, ſo würden die ſchottiſchen noch den Vorzug vor den holländiſchen ſogenannten **Maikensheringen** behaupten, welche ſonſt für die beſten unter allen gehalten werden; allein, ſo findet man die Heringe bei den Schotten nur ſelten von guter Art, indem ſie von ihnen faſt immer nachläßig gepreßt und in Tonnen gelegt, ungleich ausgewählt, mit dem ſchlechteſten Salze eingeſalzen, und noch oben

drein

drein eben so unvorsichtig abgestochen als ausgenommen werden.

Nicht minder reichlich ist die Fischerei, die mit eben diesem Fisch an den Küsten von England getrieben wird. Man will nemlich für gewiß behaupten, daß zu Yarmouth und Lowstoff alle Jahre, wenn die Heringsfischer nur gute Messe haben, wie sie es nennen, das heißt, wenn sie reichlichen Fang thun, an die 4000 Lasten (jede Last besteht aus 4000 Pfunden) davon eingesalzen werden. 4000 solcher Lasten geben 40000 Tonnen Heringe, wovon der größte Theil nach Holland, Frankreich, Spanien und Italien verschiffet wird.

Alle die Heringe, die diesseits des Hafens Yarmouth gefangen werden, kommen nach London zu Markte, wo sie denn auch alle verzehrt werden. Es ist dies allerdings eine beträchtliche Quantität. Da aber von dieser Fischerei nichts ausser Landes verschiffet wird, so würde es eine ganz unnöthige Mühe seyn, sich hier in eine umständliche Berechnung der Summe einzulassen. Den größten Theil der Heringe, die zu London verzehrt werden, giebt die Mündung der Themse her.

Die Heringe auf der Küste von England sind die kleinsten unter allen. Dieser Fisch ist überaus trocken, und wenig gesalzen, wird aber übrigens in den Tonnen gut eingelegt, und zugerichtet.

Die Leute, welche für diese Zurichtung zu sorgen haben, werden geschworne Packer (Sworn Packers) genannt, und müssen mit einem glühenden Eisen die Quantität von Heringen, die in den Tonnen enthalten sind, auf das Gebinde brennen.

Im Westen von England, an den Küsten der Grafschaften Dorset und Cornwall, und des Herzogthums Devon, werden Sardellen (Pilchards) gefangen, eine Fischart, die vorzüglich diese Küsten liebt, und die nichts weniger, als rings um die Insel herum anzutreffen ist. Man rechnet, daß die Quantität von Sardellen, die jährlich eingesalzen wird, an die 1000 bis 1200 Lasten betragen soll.

Die Sardellen an den Küsten von England sind zwar größer, als die an den Küsten der Bretagne, sie werden aber nicht so gesucht, weil sie nicht so gut eingesalzen zu werden pflegen, wie diese.

Im Canale von Bristol, in den Gegenden von Biddeford, Barnstaple, und einigen andern Häfen, werden eben so viel Heringe gefangen, als man an den Küsten von Dorset und Devonshire Sardellen fängt.

Ausser den eben erwähnten Küsten, besuchen die Heringe sonst keine Küste von Großbritannien.

Die Kaufleute zu Belfast und Londonderry in Irland nehmen an dieser Fischerei der Engländer beträchtlichen Antheil. Eine bestimmte Nachricht über die Quantität, die sie davon fangen, ist nicht vorhanden. Das einzige, was man bestimmt und gewiß weiß, ist überhaupt, daß der irländische Hering nächst dem holländischen

der beſte, und inſonderheit der, den man zu Dublin und Yarmuth einſalzt, vorzüglich beliebt iſt. Dieſer Hering komt zuweilen, wenn er mit gutem Salz eingelegt iſt, den Maikensheringen an Güte bei; da er hingegen, wenn ihn die Irländer mit ſaurem Salze ſalzen, bei weitem ſchlechter ausfällt.

Auſſer den obgenannten Landſchaften wird auch noch an andern irländiſchen Orten, als zu Waterford, zu Limerik, und zu Gallway, Hering eingeſalzen. Ordentlicher Weiſe ſind die Heringe, die aus Gallway kommen, die größten; übrigens aber werden die Heringe nie in Irland ſo ſorgfältig ausgeleſen, wie ſie die Holländer auszuleſen gewohnt ſind.

Der Herings- und Sardellenfang der Engländer beträgt jährlich nicht weniger als 15,000 Laſten, oder 150,000 Tonnen, ohne daß man hierzu die unermeßliche Menge von dieſen Fiſchen rechnet, welche friſch, oder wie man es zu nennen pflegt, grün, verſpeiſet werden.

Der Schluß folgt künftig.

Erfindung, das Waſſer lange trinkbar zu erhalten *).

Laut der Petersburger Hofzeitung, hat daſelbſt ein Italiäner, Domenico Spedicati, welcher bei der rußiſchen Flotte ſteht, die Entdeckung gemacht, das Trinkwaſſer von allen fremden Theilen ſo zu reinigen, daß es ſich lange unverdorben erhalten kan; welches ſowohl überhaupt, als beſonders auf weiten Seereiſen, von nicht geringem Nutzen ſeyn muß. Das Hauptverfahren beſteht darin: Man ſchöpft im Winter, beſonders in den Monaten December und Januar, Waſſer unter dem Eiſe in ein Becken, oder andres Gefäß, läßt daſſelbe eine Zeitlang in freier Luft ſtehen, damit die in der Oberfläche ſich ſammelnden leichteſten Theilchen deſſelben zu Eiſe werden, die ſchwerſten aber zu Boden ſinken, zieht hernach das Waſſer, vermittelſt einer Sprütze, heraus, und verwahrt es zum nöthigen Gebrauche.

*) Aus dem 4ten Stück des braunſchweigiſchen Magazins von dieſem Jahre.

Hannoverisches Magazin.

12tes Stück.

Montag, den 9ten Februar 1789.

Von der Heringsfiſcherei der Holländer und Engländer.

(Schluß.)

Der Herings- und Sardellenfang iſt es jedoch nicht allein, deſſen ſich die Engländer zu erfreuen haben, ſondern ſie treiben auch noch den ſogenannten Weißfiſchfang; denn mit dieſem allgemeinen Namen (White-Fiſh) belegen ſie die mancherlei Arten von Stockfiſchen, welche ſie in fünferlei verſchiedenen Gegenden fangen.

Sie fangen nemlich dergleichen

1) in der Nordſee, welchen ſie denn auch den Stockfiſch aus der Nordſee (Nordſea-cod) nennen. Alle die Stockfiſche, die da gefangen werden, kommen nach London, oder auch in die Häfen der benachbarten Küſten. Dieſe Stockfiſche dienen hier hauptſächlich zu Verproviantirung der Schiffe, die den Handel von einem benachbarten Orte zum andern treiben. Was hierzu nicht erfordlich iſt, wird von den Einwohnern verzehrt. — Sie fangen dergleichen

2) an der Oſtküſte von Schottland, welche ſie auch deshalb ſchottiſchen Weißfiſch nennen. Dieſe Fiſche werden in den Seen gefiſcht, welche ſich von Heymouth bis Dunbar, und bis zur Mündung des Fluſſes Forth erſtrecken. Es iſt jedoch die Quantität, die in dieſem Revier gefangen wird, eben nicht ſo gar beträchtlich.

An der Küſte von Buchan wird bei einem Orte, Namens Battray, eine Art von vortreflichen kleinen Stockfiſchen gefangen, die jedoch viel Aehnlichkeit mit den ſo genannten Zungen haben. Sie werden eingeſalzen, und an der Sonne auf den Klippen, zuweilen auch wohl beim Kamin oder Ofen gedörret. Die größte Conſumtion derſelben geſchieht an den Küſten, wo ſie gefangen werden, oder in andern benachbarten Oertern. Von dieſen Stockfiſchen wird das Stück für 1 bis 2 Pence verkauft. Ein Engländer aus Yarmouth, der mit eingeſalzenen Fiſchen handelte, kaufte einige mal in dieſer Gegend ganze Partheien dieſer Fiſche von 4,000 Stücken zu obgedachtem Preis auf, die er hernach

nach bis zu 2 Schilling für das Stück weicht verringert. — Sie fangen hier am Stockfisch.

3) an der nordwestlichen Küste von Schottland und bei den westlichen Inseln aber Hebriden, insbesondere an den Bayen der kleinen Inseln Lewis, Harris und Skye. Die Kaufleute sind hier auch die zu landenden Fischer, die Fischer aber ihrer eigenen Gegend dahin auf den Fang, und was beide da fangen, wird hernach an die Spanier verkauft; jedoch der Lauf sich die Quantität davon nicht so hoch, als es sich damit vielleicht bringen ließe, wenn man eine größere Anzahl von Fahrzeugen in diese Fischerei brauchen wollte. — Sie fangen hier den Stockfisch.

4) auf der großen Sandbank bei Newfoundland, und endlich

5) in den nördlichen Küsten von Norwegland. — Sie fangen hier den Stockfisch.

Allein wie den Berichten der Kaufleute darin Glauben beizumessen sey, so geben diese verschiedentlichen Fische nicht mehr weniger als 200,000 Centner Weg; oder Stockfisch, die jährlich eingeschlagen werden.

Der größte Theil von diesen Waaren wird nach Bilbao, nach Oporto, nach Lissabon, nach Cadix, dann auch allen spanischen Häfen aber das nördlichste Meer nach Bayonne, hauptsächlich nach Livorno, auch den amerikanischen Colonien in Amerika, nach den amerikanischen Inseln; nach Madeira, und nach den Inseln an gelinen Meergegend gesandt.

Es wird vielleicht vom Stockfischfang der Engländer. Noch mehr vom Wallfischfischen, welches hauptsächlich zu reden, welche Fischereien und einen Theil des Handels von Großbritannien ausmachen, allein solches gehört nicht zu meinem gegenwärtigen Zweck.

Einige Neue Nachrichten vom Singvögel überhaupt, werden dagegen hier nicht am unrechten Orte stehen.

Heut zu Tage ist der Hering zu einer gemeinschaftlichen Speise für alle vier Theile des Erdbodens geworden. Die Europäer speisen sich das ganze Jahr hindurch Heringe, und ohne diese Fischart beständig einen guten Theil des Proviants auf Kauffahrteyschiffen, sonderlich, als auf Kriegsschiffen aus; auch wird jährlich eine erstaunliche Quantität davon nach allen den Ländern verführet, welche die Europäer handeln, welches eben so viel heißt, als wenn man sagen wolte, mit der ganzen bekannten Welt.

Das Einsalzen ist so leicht als allein, wo diese Fischart, so zu sagen, wimmelt, ferners Bewohnern sich auch niemand finden lasse der Ort, nach den Ostindien sind, und das ganze atlantische Meer, und um Orient, wie Kämpfer in seinen Beschreiben von Japan, und der englische Gesandte Ebersard Isbrand in seiner Reise nach China, schreiben, auch das japanische Meer voll davon ist. Man findet sie hörnlich im Mittelmeer bei Kalabrien, wie Wheler in seiner Beschreibung von Aegypten berichtet, wo er sich nicht wenig verwundert, woher sie,

Digitized by Google

sey, und nicht sie bey den Finsklanern, die unsers Sees im mittelländischen Meere nicht sind. Ausserdem findet man sie häufig in dem Nordlande der ganzen Welt lang. Jens Peter Kolbe in seiner Beschreibung dieses Vorgebirges berichtet, daß aller dasige ungewonne Mast von Heringen wäre: wie auch diese selbst, nebenst, hier von den Wallfischen und den übrigen andern Geschlechtern des Seefisches schädlich einigen fressen werden. Und das deren hiesige viel unermeßliche Anzahl gefangen, daß man schon darauf schlösse, weil man sie sonst mals am Wagen dieser See wahrnehmet zu vielen Tonnen führet, die sie kurz vorher, ehe sie selbst gefangen worden, verschlungen hatten. Selbst der Kürbisfisch, dessen sich diese Gegend hiesiger Heringe, wie auch schon, bewiesse auch deutlichste, was für eine erstaunliche Quantität sie das von verzehren. Denn, wo der Wallfisch die Heringe suche in solcher Menge nur sich findet, und sie zu einem Mahlzeit, nach Proportion der Weite seines Schlundes, für ihn hinreichend sind, da sagt er sie nur sich her, macht auch zweier so zusammen in die Meere laufen und Breiten, und sieht er sie nun auf einem Haufen beisammen, so schlägt mit solchen Gewalt darunter hin, daß sich das Wasser wie ein Wirbel herumdreht, in welchen dann die Heringe bannet, betäubet und so hand werden, worauf er sie alle mit einem male verschlingt.

Olaschowitz vorhin sich, im Anfange seiner Nachrichten von Island, Grönland und des Straße Davis wie ungemein hart, die Anzahl von Heringen, die jährlich gefangen und ausgeführet werden, gegen die Menge Leere, die nach unserer entweder auch wieder dahin zurückkehren, wofern sie dahemmen sind, daraufhe nur eine gegen tive Million. Hieraus läßt sich alle leicht ermessen, was die Menge Heringen Fischen, die in unserer See gefangen und nicht, heimlich unendlich sey müsse.

Man findet nicht selten ganze Stücke der See so voll, daß davon, wie Olaus Magnus in seiner Geschichte der nordischen Völker berichtet, nicht nur die Oberfläche verdecken werden, sondern so gar eine Tiefe, wenn man sie suchen will in die See hägt, warum in die Heringe, wie in die Erde, eindringt, und daß man sich sicher könnte auf sie schlafen legen, gleichwie auf einen Federpuls, wo nicht gar ein Bett. Anderer hat auch deutlichste bewiesen, daß der eigentliche Grundsatz der Heringe, als Seefische, und wo sie sich im Verborgenen so erstaunlich vermehren, nirgends anders sey, als in den unermüdlichen Bäuchen der Tiefen unter dem Nordpole. Denn wer dannenhin nur die unglaublichen Schwärme betrachtet, die aus diesen Gegenden im Jahr hervorkommen, indem sie entweder von den Strudeln jenen, welche ihnen allen zallen nachsetzen, oder von Hunger, den sie entreibt, zu unter Bestrung neue

Meere zu suchen, fortzagt, oder nicht andere, als wie die Bienenschwärme, von den Alten wegen überhäufiger Menge vertrieben, und diese sich genöthiget gesehen, weder auch endlich von der gänzlichen Verfolgung dahin geschieht worden, um den Irländern, Grönländern, Normannen, Schwe-den, Beitern, Holländern und andern nördlichen Völkern, Anlaß zu ihrer diesen Fischfang zu thr vielen, zum unendlichen Reichthum nöthigen Dingen, unsichtbar weiten Mangel zu verschaffen, Unterhalt und Materie zum ei-gendigsten Handel zu verschaffen.

Wie diese Fische, und warum sie sie thun, nachdem sie aus den Abgründen des Eismeers hervorgedrungen sind, wird uns von ihren eigenen Fischern gesa-get, der dieser Sache mit gänzlicher Aufmerksamkeit nachgeforschet, und so viele gesammelt erfahren hat, in sie ein Nachrichten von Island, u. s. w. folgendermaßen beschrieben:

„Gleich um den Anfang der neuen Jahres-Figur, bevoben der Herige in einer Colonne von unermeßlicher Menge und Breite von Ost her auf. Der andere Flügel von diesem theilet sich nach Westen, und klärt gegen den Mary Monat, wo er sich schon in andere kleine Flügel getheilet hat, nach Island zu. Hier sind die Haup-ma-rse, als anderthalben, in diesen ganzen Haufen beisammen; denn sie halten sich wohl wegen der großen Menge, der Seemänschaft, von denen sie verfolgt, und sich an einander ge-drängt wird, als auch wegen der Raubvögel, deren es in Island ein große Menge giebt, und von denen sie nicht nur vom Gestade her, son-dern auch aus der Luft Wasser sieht ge-jagt werden, so einer zu einander, daß die See von ihnen schwimmt und eine ganz andere Farbe bekommt. Absonder-lich alle Meervögeln und Buchsen an der See, wenn die Fische eine gute Zeit gewesen, sind zum Lustigen Raubmahl mit Heringen angefüllt. Ein Theil von ihnen, die sich ebenfalls, wie in einer Colonne, von einander absondern, sondern sich von dem übrigen Haus-en ab, und wenden sich nach der west-lichen Seite der Insel, wo denn eben-falls der Hauptfang ist. Was aus dieser Co-lonne wird, und wo sie hinkommt, läßt sich so genau nicht sagen. Es kan leicht-lich seyn, daß sie die zu den Ufern von Amerika und Newfoundland hin-ziehe, wo ihrer ebenfalls auch nicht we-nige gefangen werden. Der dritte Flügel, dessen Colonnen am dichtesten, und also die meisten Fische sich in sich begreifen, ist der, welcher gerade gegen Ost, und auch dieser theilet sich in zwei Haupt-colonnen, wovon die eine an den Küs-ten von Norwegen, und Schweden sich erstrecket, und sodann in die Ostsee geht, wo sie sich hernach dergestalt ver-breitet, daß die Gestade der Ostsee damit angefüllet werden: die andere hingegen zieht mehr rechter Hand hin, nach den Gegenden der arctischen Zo-ne, wo sie sich einerseits in gegen Hau-se ziehet, sondern der eine um Scot-land und England herumzieht, und an-derseits in Nieder-Norwegen brechet, wel-che hier und da die plötzlichen Ufer des

Canals

Canale von Briſtol und das deutſche Meer durchſtrichen, der andere aber Dänemarken und Norwegen beſuchten.

Alle dieſe Flügel und deren kleine Rotten, ob ſie gleich durch die erſtaunliche Fiſcherey, die wider ſie getrieben wird, und durch die Jagd, welche die groſſen Fiſche, ſo die ſie lockerdienen ſind, gegen ſie anſtellen, immer mehr verringert werden, machen doch noch noch nachher zuſammen im Canal eine ſo zahlreiche Colonne aus, daß man ſtaun glauben ſolte, wie viele ſchon von ihnen fehlen. Diese Colonne klärt ſich dann in drei unterſchiedene Theile, und zwar benannt aus ihr mich, oder wo ſie hinaus, wohl Niemand genau.

Wer zuerſt auftritt, die Zeit des Jahres, da der Heringe wahrzunehmen, und die angemeſſenſte Zeit zum Fange dieſer Fiſche zu bemerken, das waren, wie man glaubt, die Holländer, und zwar um das Jahr 1160. Allein die Kunſt ſie einzuſalzen, und in Tonnen zu legen, war damals noch gar nicht bekannt; daher kam es denn auch, daß man über gar viele zeuge, auf eine Weile, in noch dem Schiffe genug einſalzen, mitgin auch wenig Handel damit treiben konte. Sammoyer.

Erſt um das Jahr 1416. wurde dieſe Kunſt von Wilhelm Beuckelszoon von Beervliet, in der jetzigen Grafſchaft Holland erfunden; und der Nutzen, den die Erfindung den Niederländern verſchaffte, war unermeßlich. Dahe kam es auch, daß man dem Beuckelszoon nicht nur Ehrenſäule errichtete, indem man ſich für verpflichtet hielt, ihn Dankbarkeit zu erweiſen.

Graf Wilhelm Karl v. Achter, ein, als er damals noch Printz Friedrichs erſter, ihrer hohen Würde ſehr nicht unähnlich, das Grabmal eines Mannes, der ſich ſo ſehr um ſein Vaterland verdient gemacht hatte, mit einem Verſuche zu ſtehen.

Es kan nicht fehlen, daß von Seiten so angenehmer Herren, dergleichen Beweis von einer ſo edlen und dankbare Geſinnung gegen das Andenken verſtorbener Anverwandten einmal die Nachfolge thun, die Menſchen zur Tugend zu reizen, und zum Fleiß anzuſpornen, aber dieſe Thränen der Erkenntlichkeit aber wären bei lebendigen noch viel beſſer angewandt: denn ſie würden dann nicht nur zum Sporne, ſondern auch zugleich zur Belohnung der Tugend und nützlicher Künſte gereichen.

G. F. Weber.

Naturhiſtorie der Auſtern.

Die Auſter, dieſer Theil des Erdreichs, wird von jeder Ebbe ſehr weit hervorgetrieben, und vor derinen den Gaumen der Alten bekant. Sie ſollen luſt zum Eſſen erwecken, leicht verdauet werden, und Auſternkenner geben ihnen sogar den Vorzug vor allen übrigen Speiſen, wegen der ſaligen Einſchlurfens dieſer Seethierchen, welche von der, wenn Weiſe die Muſchel war, von der Göttin Venus, Geſchmiſſerfunden ſind. Eine ſonderbare Anekdote für die jenigen Dichter dem Auſternſchmauſe.

Die Auſter iſt eins der Thiere, ſo ihre Stelle niemals verändern, und

alſo, nach der ſyſtemiſchen Diviſion, dem Thier beſtehen muß, und dem es ſo feſtſteht, wo die Schale ein Loch hat eingedrungen, ſtatt an zuwerfen? Daher auf die ganze Betrogung, und die ganze Gemeinſchaft eines Geſchöpfes iſt ein ungleich Schuldigenbaben von Verdienen und Machkommen, wie die Schäfer in dem Stammbaume, da doch ſich die Syſtemmiker nicht zu erdigen vermögen.

Die Lachen im Meer, und weiter lachi ſtehet unter dem Widerſpruch eine ungeheure Anzahl von kleinen Thieren vor, welche ſich an der Luft ſterben im Waſſer aber Schlupfen behalten, und eine feine Schalenſtarre erzeugen. Die hervorgegrabene Lache hängt ſich an den erſten beſten Körper an, an Klippen, Ufer und andere Auſterſchalen, von denen ſie durch Stamm und Wellen losgeriſſen, und als Bäume wurzeln und Seeſtauden, über der Ebbe ſie ſtarke gewachſen werden. Hier wächſt eine jede Auſter auf, auch wenn ſie das Loos trift, ſamilienweiſe, und man trägt ſie an einigen Gegenden auch in Bäumen, die ſich ſelbſt bauen auf die Tiefe auf.

Die Auſtern ſind an der Lachgrie krafftlos und weif; aber im Meer bekommen ſie die vorige Vollkommenheit wieder, und man verſalzen von Zeit zu Zeit, bis in den Mai, den Auſtern; mit der Einſchränkung, daß die Fiſcher die kleinen Auſtern an Bäumen zu werfen gehalten ſind, daß ſie die Brut nicht zerſtöret werde, und ſo tragen dann ein Lach mit guter Gerechtigkeit ins Alter. Man zechnet zwo bis drei Jahre auf ſolche völlige Reife. So ſchützen die Gerichten ſeine Auſterfiſcher in den Canal bei Canalsmündungen, um dieſen Handel zu befördern.

Die kruchtbaren Auſtern, deren Fiſchs weiſchmeckender iſt, erkennt man an einer kleinen ſchwarzen Frucht; einige halten dieſe für die Mannchen, aber an unbewerklichen Unterſchied, an dem man keine andere Bewegung merkt, als daß ſie beweglich in den Schalen auf einen Zeit mit einander ſpat, um ſich zu nähren, faſt zu halen, friſches Waſſer einzuziehen, den Laich auszuleeren, ſchaint man, den Auſtern zu einer gewiſſen Zeit ier in ſeine Felle eingeſtreut zu haben. Würmer und Schlamm kindigte Nahrung; aber in dieſen Verrichtungen, wenn die ſie von den Seeſternen, Waſſerfröſchen und der Schlammſchnecke, welche ſich zuweilen zu Tauſenden darein hineinbringen, erſtickt und getrieben. Die groben Auſtern entſtehen von dem unfruchtbaren Gemenge der an den Auſtern eingeſchloſſenen Auſtergrieben.

Die franzöſiſchen Küſten liefern die Auſtern ohne Geſchäft; aber die Engländer ſuchen ſie bis 12 Klafter tief unter der Meeresfläche; man ſie gar abfiſchet, untersuchen, und ſie nur Hannibalen losgeſchlagen, und bei dieſen Geſchäfte ſtaben ſich dieſelben die Seeſtauden mit ein, welche den Fiſchern Arme und Beine abſtehen.

Die Auſtern, ſo man zu Paris verſpeiſet, werden mit Schaufeln aus den Buchten von Cancalville losgemacht, und daſelbſt in angelegten Auſterbehältern bewahrt. Die franzöſiſche Küſte

Küsten sehr nöthig war, dergleichen Anstalten, und die Flintgewehre die wir in Deutschland von schlechterer Qualität, als sie sind, zu uns bekommen, und was die neuen Feuerschlösser, mit Vorgelegen und Schirmen, vor Vortheile sich vor den Vorigen, in mancherley Jahren sind die Austern ungefund, u. dann werden sie in Paris von der Polizey verboten.

Die Austern gehören zu den ungleichschaligen Seemuscheln; sie sind von zwey groben Schalen, und ungleichen dicken Schale, die knorrig und grob ist, die andere ist flach und hohl. In jedem Frühjahre gesellet sich neues Gewächse, welches Wasserpflanzen. Die eingemachten Austern liegen in Salz, Pfeffer und Lorbeerblättern.

Etwas über die Baumzucht in England.

Unter den mancherley Baumarten, welche den Landereien Großbritanniens zum Schmuck und zur Zierde gereichen, sind die Eiche, die Ulme und die Asche die vornehmsten. Sie lieben sehr gutes Holz, welches eben sowohl zur Errichtung der Häuser, als zum Schiffbau zu gebrauchen ist. Ueberdies geben sie auch vielen Handwerkleuten und Künstlern das Material zu mancherley Arbeiten her, von denen denn ein sehr großer Theil insbesondere Bauverständigen entstammt. Leider aber trägt man in England zu wenig Sorge für die Erhaltung hochstämmiger Bäume, und die Nachkommen der jetzigen Einwohner lassen daher Gefahr, dieserwegen endlich gar keine Waldungen und ansehnliche Bäume zu Bauholze mehr zu haben.

Englands war lange Zeit gleichsam mit Wäldern und Gehölzen bedeckt; jetzt zu Tage aber ist es davon beynahe entblößet.

Die Verordnungen, welche die Erhaltung der Bäume zum Zweck haben, werden durch die Vergünstigungen, die manche Privatleute zu erhalten wissen, und die jenen Verordnungen einen Abbruch thun, unkräftig gemacht.

Der Adel und in der Grafschaft Surrey, der ehedem nicht mehr als 120 englische Meilen lang, und 30 dergleichen Meilen breit war, ist durchgängig so zu Grunde gerichtet, daß er jetzt gar nicht mehr das Ansehen eines Waldes hat, und das Wenige, was davon noch übrig ist, diesen Namen nicht verdient.

Der Wald der Yorkshire in Worcestershire ist völlig zerstöret, und die Ursache dieser Zerstörung der englischen Waldungen ist keine andere, als die Handwerker, die Glashütten und die Salzsiederey.

Was alle den sonst sich darbietenden natürlichen Vortheilen, den jenen noch zuletzt viel Holz entrift. Im Fürstenthum Wales, und zwar in den Grafschaften Carmarthen, Carnarvon und Radnor, findet man alles voller Wälder.

In England giebt es dergleichen ebenfalls noch in den Grafschaften Westmorland, York, Nottingham, Stafford, Warwick und Hereford.

Im

In Hertzogthum Kent findet man eine große Menge von Schlagholtz.

Der berühmte Donnerkeil, in der Grafschaft Oxfordshire, ist merkwürdig mit Eichen von der dritten Art bepflanzet, von denen die Naturforscher sagen, es finde dieselben stärker, und nicht so trocken, wie die in Frankreich.

Nicht geringer, als diese Eichen, sind auch die, so in den westlichen Theil der Schottland wachsen.

Die Wälder in der Grafschaft Dorset, liefern eine große Menge Bäume zum Schiffsbaue. Der sogenannte neue Forst (New-Forest) in Hampshire, hat einen ungemein großen Umfang. Der König Wilhelm der Dritte besitzt sich 2000 Morgen Landes vor, welche er dazu bestimmet, daß sie Bauholz zur königlichen Marine geben sollen. Zu Hazelberry, in Wales, zu Hazlington-Farm in der Grafschaft Cambridge, und zu Hasselmere in Surrey, haben sich ungemein viele Haselstauden; woraus die Kohlen gebrannt gut zu Verfertigung des Schießpulvers zu gebrauchen sind.

Außer den Forsten Dean und Neuen Forst, reichet man auch noch die Wälder von der Windsor, Shotover, Enfield-Chase, Hatfield, Waltheschild, Ashdown, Sheen, Richmond, Epping, Dundret und Thur, die aber großen Theils so gänzlich ausgerottet sind, daß von ihnen, ausgenommen jenen, heut zu Tage weiter nicht viel mehr übrig ist, als der Name.

Der große Umfang der Parke, der Thiergärten, mit denen fast alle Herrschlösser die lange ihrer Schlösser Hannover.

und Landhäuser verschönert haben, verzehrt auch einen Theil den Abgang an Wäldern.

In Schottland machsen jedoch stet hohe Bäume, aber die vorzügliche Fichtenart findet weiter unter den Waldungen dieses Königreichs der Forst des Darnwal, der an dem fleiten Gestaden Pindors in Murray liegt.

Die Alme, die Schotland, Dänemark, und zuweilen auch Frankreich, aber gern auch England hervorbringen lassen, ist in Großbritannien ein einheimischer Baum.

Ueberhaupt aber findet man jetzt in England keinen Almenwald, der ein ganzlich ausgewachsen worden wäre, man wolte denn eine Baumschule, und den Markscheider von Cambridge, und die kleinen Lustwäldern in Somersshire, wie auch noch einen Strauchwald, zwischen Stamford, im Bistthum Durham dahin rechnen.

Man mit Fug und Recht sagen, der Gebrauch, Baumschulen anzulegen, sey aus der Lombardei nach Großbritannien gekommen. Dasjenige Kammer die Ulme, die so schöne Alleen bei Arme gny, bei Calais bei Campe, bei Blois, bei Orleans, Meaux, und bei andern Lustschlössern des Königs und der Grandes von Spanien geben, verschiedentlich aus England her; und die Spanier haben dieselben ihrem Könige Philipp dem Zweiten zu danken, der sie von daher in sein Landesgebiet gen ließ: denn vor seiner Regierung hatte man in Spanien auch nicht einen einzigen Ulmenschößling gesehen.

C. J. Weber.

Hannoverisches Magazin.

13tes Stück.

Freitag, den 13ten Februar 1789.

Die verschiedenen Arten von Pottasche, nebst ihrer Anwendung.

Im gemeinen Leben verstehet man unter der Pottasche die kalischen Salze aus der Asche verbrannter Pflanzen, und diese Salze heissen auch fixe, feuerbeständige Alkalien. Alle Pflanzenasche ist fast eine einzige Gattung; nur die Zubereitungen, Reinigungen und Anwendungen machen unter der Pottasche besondere Arten.

Die Asche von allerlei Laubholze, als Büchen, Eichen, Birken und Ellern, wird in Städten und Dörfern täglich gesammelt, verkauft, und zu vielen Dingen, so gut wie die Pottasche, z. E. zum Seifensieden, angewandt, ob sie gleich nicht Pottasche heißt. Die Asche von Nadelbäumen, als Fichten und Tannen, enthält schon weniger kalisches Salz, und verlohnt keine Kosten der Läuterung; manche verfälschen bessere Asche damit.

Asche von grünem oder getrocknetem Farrenkraute, brennt man oft auf dem Lande, um damit die Glashütten zu versehen; sie giebt ein leichtflüßiges Glas. Das aus dieser Asche gelaugte Kalisalz, ist nicht kaustisch, sondern so gelinde, als das an der Luft entstandene Weinsteinöl.

Rohe Pottasche entstehet aus zweimal gebrannter Büchenasche, damit die Fettigkeit des Holzes verbrannt werde, und man mehr Laugensalz aus der Asche bekomme. In Schonen brennt man sie aus großen Stükken von Büchen; man würde in Oefen mehr ersparen. Das Salz fließt in der Asche zusammen in Klümpe, es muß die Hitze aber nicht so stark seyn, daß sich die Erde mit dem Salze verglase. Und dieses heißt Pottasche brennen. Archangel und andere rußische Häfen, verfahren viele Tonnen Pottasche, fürnemlich nach Holland.

Danziger Pottasche, die man Bleukrone nennt, wird ebenfalls von büchen Stämmen gebrannt, in Polen gemacht. Sie ist nicht ausgelaugt oder geläutert, sondern sie wird nur zerschlagen und im Ofen kalcinirt,

folglich sehr kaustisch gebrannt, und in diesem Zustande verkauft.

In Frankreich macht man die cendre gravellée von Weinstein oder Weinhefen, mit einem Zusatze von Weinranken und allerlei Reisern, die man so lange brennt, bis ein weißes Salz daraus wird, welches bisweilen blaue Flecken hat. Braune Pottasche laugt man aus der Büchenasche mit Wasser aus, um selbige bis zur Trockne einzusieden. Sie ist sehr kaustisch, und wird also nicht leicht in den Verkauf gebracht, weil sie von der Feuchtigkeit der Luft so sehr zerfließt, daß sie bloß in Gläsern mit Kork aufbehalten werden kan, oder sogleich verbraucht werden muß.

Weiße, feine Pottasche, bestehet entweder aus dünnen Eichenspänen, welche man in dickgesottene Lauge von Büchenasche, die noch heiß ist, schüttet, damit sich die Lauge in die Späne gut einziehen möge. Diese getränkte Späne werden getrocknet, und dann im Ofen so lange kalciniret, bis alles weiß wird. Man verkauft sie unter dem Namen der verfeinerten Pottasche. Die andere Art der verfeinerten Pottasche ist kalcinirte, weiße Pottasche, die man aus der braunen macht, welche man im Ofen kalcinirt, bis alle Fettigkeit weggebrannt, und das weiße Salz blaufleckig wird. Diese sogenannte holländische, weiße Pottasche, wird in Deutschland gemacht und raffinirt. Durch dieses Kalciniren wird die Pottasche weiß, und eine Waare von besserem Ansehen, sie läßt sich besser aufbehalten, und ist nun ganz ohne Fettigkeit. Sie giebt eine kalische Lauge, welche doch nicht kaustisch ist. Indessen verfälscht man auch diese Pottasche oft durch andere Salze.

Wenn Salpetersäure oder Scheidewasser mit irgend einer Pottasche gesättigt wird, so schießt ein gewöhnlicher, länglicher, sechseckiger, prismatischer Salpeter, von den Mineralalkalis aber ein Würfelsalpeter an; sie zerfließet aber nicht an der Luft.

Die Sode, la Soude, kömt von Alikante, und wird aus Strandgewächsen gebrannt. Hierzu ist Kali geniculatum, Salicornia, und dergleichen geschickt, wofern sie in stark gesalzenen Wassern wachsen.

Diese Pflanzen ziehen ihr Laugensalz nicht aus der Erde, sondern aus dem Meerwasser, welches sie in sich saugen, und welches nach ihrem Verbrennen als Laugensalz übrig bleibt. Der Vegetationstrieb hat die Säuren des Kochsalzes dergestalt mit der Fettigkeit vereiniget, daß beide im Verbrennen zugleich verflüchtiget werden. Man verbrennt die gebrannte Asche etliche mal mit unverbrannten Meerpflanzen, bis das Salz in grossen Klümpen zusammen schmelzet. In dem Sodensalze zeigt sich auch etwas Vitriolsäure oder Schwefelleber, wovon das Silber anläuft.

Der englische Kalp wird von ausgeworfenen Meergewächsen gebrannt, und ist eine doch unreine Sode. Die

Kochet-

Rochette ist aus der Sode ausgelaugt, und zur Trockne versotten. Man brennt es an den Ufern Italiens. Unter dem Natron versteht man in der Türkei und auf der barbarischen Küste verschiedene Arten Salz. In Aegypten ist es Küchensalz, das aus der Erde ausschwitzt, und welches man zum Einpöckeln gebraucht. Der Borax ist ein Laugensalz.

Die Büchenasche dient, nebst dem Kalke, zur Seifensiederei, wie auch die Asche von getrocknetem und dann erst verbranntem Farrenkraute. Die beste, oder venetianische Seife, entstehet in Frankreich aus cendre gravellée. Büchenasche und Pottasche macht die Büchenlauge bei der Bleiche aus, und einige finden in beiden zugleich ihren Vortheil; so wie beide zum Glasmachen dienen. Die Rochette dient zum feinen Glase, der Kalp zu geringem Glase, der Borax zum Metallöthen, und alle beschriebene Laugensalze zu Flüssen und Schmelzgläsern, so wie in den Färbereien auf Wolle, Baumwolle, Leinewand und Seide. Die Sode und Rochette dienen, mit Blut bereitet, Berlinerblau zu machen.

Aus der Büchenasche, und der Asche von allen harten Hölzern, wird, wie alle Hauswirthschaften wissen, die bekante Lauge gekocht, und aus dieser, wenn man will, Laugensalz oder schwarze Pottasche gesotten. Die schwarze Pottasche kalcinirt oder brennt man, um sie zu reinigen, und für die Färberei, Glashütte, u. s. w. brauchbar zu machen; indem man das braune Salz mit einer dienlichen Hitze so lange brennt, bis alle Holzfettigkeit fortgeschaft ist. Dieses Raffiniren erfordert mehr Geduld als Arbeit. Schon etwas Asche vom Nadelholze unter der Eichen- oder Büchenasche, welches die eigentliche Pottaschenmutter ist, erschweret das Raffiniren, weil das Harzwesen schwer fortzuschaffen ist.

Dieses Weißbrennen geschiehet in einem langen vierseitigen Ofen von Ziegeln; der Boden des Heerdes bestehet aus glatten, wohl gebrannten, gutpassenden Steinen, die bloß mit Thon verbunden werden. Das große Heitzloch hat eine eiserne Thür im Haken; oben ist an derselben ein kleines Loch, von der Größe einer Erbse, um in den Ofen zu sehen. An jeder Seite dieser Thür ist eine Feuerstätte, so lang und hoch, als der Heerd. Zwischen dem Heerde und der Feuerstätte ist eine Scheidemauer, eine Steinbreite hoch, und auf dem Rande frei stehend, um den Heerd groß oder klein zu machen. Das kleine Rauchloch liegt oben, inwendig und mitten am Gewölbe. Zum Ofen gehört ein Kratzeisen, das länger ist als das Gewölbe, in einem Stiele, am Ende zwei Zoll breit und rechtwinklicht, drittehalb Zoll gebogen.

Um die Pottasche zu raffiniren, heitzet man den Ofen, wenn es seyn kan,

kan, mit Tannenholze, weil die Mauern davon eher heiß werden, wenn man jedesmal zehn mäßige Holzscheite verbrennt, und dieses Heitzen zehn Stunden lang fortsetzt.

Auf den Heerd schüttet man die Pottasche mit einem Troge längs hin, und nach zwei Minuten frische nach, bis hundert Pfunde im Ofen sind, damit sich der Heerd nicht werfe, und die Pottaschenklümpe sind nicht größer als Hünereier. Nach dem Eintragen der Pottasche wird bloß Birkenholz gebrannt; vom Nadelholze würde sie unfehlbar schwarz werden. Büchenholz schadet auch nicht.

Wenn die Pottasche ein wenig geschäumet hat, und sie gegen das Feuer glänzend und gleichsam zu Wasser geschmolzen scheint, so mindert man die Hitze. Daher macht man die ersten zwei Stunden lang nur ein gelindes Feuer mit einem Birkenscheite vor jedes Feuerloch. Alle fünf Minuten lockert man die Pottasche mit dem Kratzeisen durch das große Ofenloch auf, so oft man siehet, daß sie fließt, oder klümpet, damit alles gleiche Hitze bekomme, und sich nicht an den Boden anlege.

Das sicherste Merkmal, daß der Ofen gut gehet, ist, wenn die Pottasche nicht zusammen fließt, sondern der Ofen inwendig weißroth glühet. Sie ist raffinirt, wenn an einer heraus genommenen Probe, so man zerschlägt, kaum schwarze Flecken mehr erscheinen. Alsdenn kratzt man die Pottasche in eine eiserne Pfanne. Diese hat an der Luft eine grünblaue Farbe, die aber nach der Erkältung weißlich wird. Noch warm schüttet man sie in wasserdichte Tonnen, die ganz damit angefüllet werden. Das erste mal brennt sie sich in einem neuen Ofen unrein.

Beitrag zur Naturgeschichte des Zuckerrohrs.

(Aus dem Universal Magazine for March 1788. p. 148. f. übersetzt)

Die Naturkündiger sind unter sich noch nicht völlig darüber einig, ob das Zuckerrohr ursprünglich aus Westindien herstamme, oder nicht vielmehr von Ostindien dorthin verpflanzet worden sey.

Der Dominikanermissionair Labat versichert, daß dieses Gewächs sowohl in Amerika als in Indien einheimisch sey; und daß die Spanier und Portugiesen zuerst von den Morgenländern die Kunst erlernet hätten, den Saft daraus zu pressen, solchen zu sieden, und Zucker daraus zu raffiniren.

Andere Schriftsteller hingegen sind der Meinung, daß das Zuckerrohr nicht eher in Amerika bekant geworden, als bis es die Europäer dorthin verpflanzt hätten.

Sein

Sein eigentlicher und urſprünglicher Geburtsort aber ſcheint höchſt wahrſcheinlich eben ſo wohl das feſte Land vom Innern von Aſien, als der Orient und China zu ſeyn, wo es in großer Menge wächſt. Von hieraus verpflanzte man es zuerſt nach Cypern, hiernächſt nach Sicilien, wo man es ums Jahr 1148 vorzüglich ſtark anbauete, und wohin es, wie einige glauben, zuerſt die Saracenen aus Indien gebracht haben ſollen. Von Sicilien aus wurde es von den Portugieſen nach Madera gebracht, und ums Jahr 1420 daſelbſt angebauet.

Von den mittäglichen Küſten Afrikas, oder, wie der amerikaniſche Geſchichtſchreiber Herrara glaubt, von Granada, welches ſein erſtes Zuckerrohr aus Valencia bekommen haben ſoll, wohin es vielleicht durch die Mohren aus Arabien verpflanzt wurde, brachte man es nach den canariſchen Inſeln, von Canarien aber nach Braſilien, woſelbſt indeſſen, wie einige behaupten, das Zuckerrohr ſchon vorher ohne die geringſte Kultur, wild wuchs.

Etwa ums Jahr 1506 wurde zuerſt die Zuckerrohrpflanze von Braſilien und den canariſchen Inſeln nach der Inſel Hispaniola gebracht, und daſelbſt angebauet, wo man auch nach und nach verſchiedene Zuckermühlen errichtete.

Im Jahre 1641 kam es von Braſilien nach Barbados, und von da nach den übrigen engliſchen Inſeln; ſo wie es denn gleichfalls von Braſilien aus in den weſtindiſchen Inſeln der Spanier, in den ſpaniſchen Beſitzungen in Mexico, Peru und Chili, und letztlich in den franzöſiſchen, holländiſchen und däniſchen Colonien bekant wurde.

Das Zuckerrohr (Saccharum) wird in beiden Indien, ſeines Saftes wegen angebauet, welcher uns, nachdem er gekocht worden, den Zucker liefert.

Die Wurzel dieſes Schilfs, iſt von den Wurzeln anderer Schilfarten in nichts unterſchieden. Aus ſelbiger ſchießen vier, fünf oder mehr Schößlinge hervor, je, nachdem die Wurzel alt, oder ſtark iſt. Die Schößlinge werden acht, zehn, auch wohl zwanzig Fuß hoch, wenn ſie in recht fruchtbarem Lande ſtehen. Röhre von mittler Höhe hält man für die beſten. Das Rohr hat verſchiedene Schüſſe, oder Abſätze, deren Länge und Dicke vom Wetter und von der Güte des Bodens abhängt. An jedem Abſatze befinden ſich Blätter, die, ehe ſie ſich ausbreiten, bis zum nächſten Abſatze feſt an den Stamm anſchließen.

Der erſte Schuß, welcher nach Beſchaffenheit der Witterung und des Bodens im dritten, vierten oder fünften Monat hervor komt, wird nie hoch, ſondern bleibt immer nahe über der Erde; aus dieſem ſchießt der zweite Schuß hervor, aus dem zweiten der dritte u. ſ. w. und ſo wie beinahe in jeder Woche ein neuer Schuß und ein neues Blatt hervorkomt, ſo vertrocknet auch beinahe in jeder Woche wieder ein Schuß, und ſein Blatt fällt ab.

Ein Rohr von zwei und dreißig Schüssen, welches reif zum Abschneiden ist, hat vom fünften bis zum acht und zwanzigsten Schuß alle seine Blätter verloren. Die nächst folgenden fünf Schüsse haben zwar ihre Blätter noch, allein sie sind welk, beinahe schon vertrocknet, und wollen gleichfalls schon abfallen.

In einem sieben bis neun Fuß langen Rohr, welches in gutem feuchtem fruchtbarem Lande gewachsen ist, sind zwischen vierzig und funfzig brauchbare Schüsse, oder Absätze. Der erste Schuß zeigt sich immer am Ende des dritten Monats, bei anhaltendem Regenwetter auch wohl vierzehn Tage früher über der Erde, und bereits am Ende des dreizehnten Monats findet man in solchem Boden schon viele vertrocknete und verrottete Zuckerrohre. In gutem gut gelegenem trocknem und für mehrere Jahre bestelltem und gedüngtem Lande, haben vier und einen halben Fuß lange Röhre, acht und dreißig bis vierzig Schüsse, der erste Schuß komt gegen den vierten, auch wohl schon in der Mitten des dritten Monats zum Vorschein, und viele in solchem Boden gewachsene Zuckerröhre sind schon im vierzehnten oder funfzehnten Monat verfault oder vertrocknet befunden worden.

In gutem, mehrst trocknem, nicht gedüngtem, aber sonst gut umgegrabenem und verarbeitetem Lande, werden die Röhre drei bis vier Fuß hoch, haben dreißig bis vier und dreißig Schüsse; der erste Schuß zeigt sich am Ende des vierten, oder in der Mitte des fünften Monats, und nach funfzehn Monaten stehen die Pflanzen noch, sind aber schon trocken und einige darunter haben sich etwas verändert. In beständig ganz trocknem Erdreiche erhält man Zuckerrohr von beinahe zwei Fuß Höhe, welches vier und zwanzig bis acht und zwanzig Absätze hat, von denen der erste am Ende des fünften Monats aus der Erde komt, und nach funfzehn Monaten sind diese Röhre vertrocknet.

Ein niedrig liegender und dabei leichter Boden ist der beste fürs Zuckerrohr; und die regnigte Jahrszeit die bequemste zu dessen Pflanzung. Je geschwinder man es nach gefallenem Regen pflanzet, desto mehr Zeit hat es, stark und derbe zu werden, ehe das trockne Wetter einfällt.

Wenn das Land zur Pflanzung des Zuckerohrs gut und geschickt ist, sagt Miller, und man es in gehöriger Entfernung von einander pflanzet, das Land gehörig in acht nimt und schonet, es nicht mit andern Gewächsen bepflanzet, auch solches nicht, ohne es von Zeit zu Zeit zu kultiviren, liegen und verwildern läßt, so braucht man in zwanzig Jahren von neuem kein Zuckerrohr wieder darauf zu pflanzen, und man hat doch die ganze Zeit hindurch immer eine reiche Ernte.

Gewöhnlich pflegt man indessen doch alle sechs oder sieben Jahre sein Land mit neuem Zuckerrohr zu bestellen; und ist das Land sehr mager und sonst von keiner vorzüglich guten Beschaffenheit, auch wohl alle zwei oder drei Jahre.

Das

Das Zuckerrohr über wird auf folgende Art fortgepflanzt: Man schneidet Stücken einer Schuhe von sechzehn Zoll lang, nach Verhältniß der Nähe der Aeuße, deren ab, und pflanzt gemeiniglich einen vom Rohr, nicht unter die Aeuße.

Müller behauptet zwar, daß es besser sey, wenn man die Stücken nicht oben, sondern unten vom Rohr abschnitte, weil selbige weniger saftreich und reifer wären, und ob solche gleich keine so hohe Stämme trieben, wie die obern Stücke, doch selbe mit weniger unreif, und vollkommener wäre, auch eine viel größere Quantität Zuckersaft darin enthalten sey, welches man durch Versuche Kochen erhielte, dahingegen zur Gewinnung des Salzes und zum Saft der gemeinen dicken Zuckerpflanzen ein viel längeres, und stärkeres Kochen nöthig sey. — allein, Gazaud, ein neuerer Schriftsteller, der selbst verschiedene Zuckerpflanzungen hatte, behauptet gegen Müller, daß die obern Stücke des Stammes, welche man gemeiniglich das Haupt zu nennen pflegt, die allerbesten zum Pflanzen sind, und eben so, gleich, nachdem man sie abgeschnitten hat, zu pflanzen.

Die Pflanzung geschieht auf folgende Art: Man ziehet auf dem Lande in gerader Linie fortlaufende Gruben, beiläufig von Fuß von einander entfernte Furchen. In den Furchen werden zwei Fuß lange Rohrstücken gemacht, deren jede von der andern durch einen kleinen Erdhügel oder Rain abgesondert werden. In jede dieser Abtheilungen legt man vier, höchstens sechs oder acht Stück Zuckerrohrstücke. Ob solche nun einch oder zwei alle angehen, so ist doch Müller der Meinung, daß man weit besser thue, wenn man in jede Abtheilung nur ein oder höchstens zwei Schuhstücke lege, und, wenn diese aufgingen, das schwächste von diesen Stammstücken, so bald es hervor gekeimet wäre, gleich wieder herausreiße, weil man auf diese Weise mehreres und besseres Zuckerrohr erhalte, als wenn man alle Stücken ohne Unterscheid stehen lasse. Gazaud hält es hingegen für besser, daß man alle Stücken, so viel deren in einer Furche gepflanzt worden, stehen lasse, damit alle Pflanzen in gleicher Weise von einander in gleichen Räumen. Man solle ferner alle Furchen in einer Linie von etwa sechzehn bis siebenzehn Fuß durch Wege durchschneiden, so, daß man das ganze Land in kleine Abtheilungen der Felder theile. Dieses würde den Vortheil haben, daß nicht nur die Pflanzen weit besser auf die Pflanzen wüchsen, sondern man ihnen auch zur Zeit der Ernte, ohne sie zu zertreten, oder sonst zu beschädigen, viel leichter beikommen könne.

Die gemeinschädliche Pflanzungsart ebehe aber ist folgende: Der Meyer macht mit seiner Hacke eine Furche, ein anderer Meyer legt die zu pflanz

pflanzenden Röhre in die Furche, welche alsdenn gleich mit der Hacke wieder zugemacht werden. Weit besser und viel geschwinder könten die Furchen mit dem Pfluge gezogen werden, wodurch sie nicht allein viel gerader werden, sondern auch das Erdreich tiefer und besser aufgerissen werden würde, welches denn gewiß sehr viel zum bessern und geschwindern Wachsthum der Pflanzen beitrüge.

Sind die Stämme sieben bis zehn Fuß hoch, dabei nach Verhältniß ihrer Höhe auch hinlänglich dick, ist die äußere Haut weich anzufühlen, trokken und zerbröckelt sie leicht, wenn man daran faßt, haben die Stämme selbst eine ziemliche Schwere, sieht ihre Haut grau weißlich, oder bräunlich aus, schmeckt ihr Saft süß, und ist solcher zähe und klebricht anzufühlen, so hält man sie für vollkommen reif.

Herr Gazand bemerket, daß das Verwelken und Abfallen eines Blatts das einzige und sicherste Kennzeichen der völligen Reife des Schusses oder Absatzes sey, an welchem das Blatt gesessen, auch daß, wenn man von zwei verschiedenen Rohrstämmen an einem Tage die acht letzten Schüsse abschneidet, beide abgeschnittene Stücke von gleicher Reife befunden würden, wenn auch schon der eine Stamm bereits funfzehn, der andere aber nur erst zehn Monate alt wäre.

Gewöhnlich schneidet man das Zukkerrohr, wenn es zwölf oder funfzehn Monate alt ist, doch richtet sich die Erntezeit desselben allemal mit nach dem Boden und nach der Witterung. Rohr, welches gegen das Ende der dürren Jahrszeit, bevor die Regenzeit einfällt, geschnitten wird, liefert weit bessern Zucker, als dasjenige, welches man in der Regenzeit schneidet, welches einen äußerst wässerichen Saft hat, der mehr Feuerung zum Kochen erfordert, und auch viel länger kochen muß, wie der Saft des erstern.

In Pflanzungen, worin man nur wenig Neger hat, bindet man sich an keine gewisse Pflanzezeit, sondern pflanzt den Zucker zu jeder Jahrszeit, wenn just der Pflanzer die beste Zeit dazu hat, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob diese Zeit auch eben die vortheilhafteste für den Zucker selbst ist.

Solche Pflanzer hingegen, die keinen Mangel an Negersklaven zur Verrichtung der Plantagenarbeiten haben, bepflanzen im October, November und December den vierten, oder auch wohl den fünften Theil ihres Landes mit Zukkerrohr. Sie legen die Rohrstücke in recht tiefe Furchen, damit die Wurzel desto mehr Nahrung habe, und pflanzen sie weit aus einander, damit sie recht lustig stehen, und die Sonne besser darauf würken kan. Sie schneiden das Rohr im Februar, März, April und Mai, weil der Zucker alsdenn von mehrerer Güte ist, wenn er in diesen vier Monaten eingeerntet worden. Etwa nur drei Viertel der ganzen Pflanzung werden beerntet, das übrige ist mit jungen Pflanzen besetzt, die das folgende Jahr geschnitten werden, oder es wird zu neuen Pflanzen aufbewahrt.

Hannoverisches Magazin.

14tes Stück.

Montag, den 16ten Februar 1789.

Witterung zu Curhaven am Ausfluß der Elbe 1788.

Im Monat October.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	1.	6.	5.	3.	13.	0.	0.	3.
Mittage.	7.	10.	2.	0.	11.	1.	0.	0.
Abende.	7.	5.	5.	0.	13.	1.	0.	0.
Mitternächte.	6.	6.	8.	1.	10.	0.	0.	0.
Ganze Tage.	5¼.	6¾.	5.	1.	11¾	½.	0.	4.

Den 22ten und 25ten Nordlicht. 3 Nächte Thau gefallen. 1 Tag Gewitter.

Mittlere Wärme { Morg. v. Sonn. Aufg. 45,94 / Mittags im Schatten 45,00 } Gr. Fahrnh. { gr. d. 4. u. 6ten 64 Gr. / kl. d. 14ten 33 Gr. }

Mittlere Barometerhöhe des Mittags 29, 892 Zoll engl. { größte d. 9ten 30, 58 Zoll. / kleinste d. 17ten 29, 36 Zoll. }

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 40, 1 Grad. { größte d. 3ten 68 Gr. / kleinste d. 15ten 14 Gr. }

Mittlere Ausdünstung unter Dach 0,0147 Zoll. { größte d. 4ten 0,029 Zoll. / kl. d. 12. u. 26ten 0,005 Zoll. }

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 1, 61 Zoll.

Gesamter Niederschlag 1, 99 Zoll Regenwasser.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 13, 5 Fuß in 1 Secunde. { größte d. 18ten 32 Fuß WNW. / kleinste d. 12ten 0, 0 Fuß. }

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	1½.	1½.	6½.	9½.	7.	2½.	½.	2.	0.
Mittage.	½.	3½.	7.	10.	7½.	1.	0.	½.	1.
Abende.	2.	2½.	7.	11½.	6.	2.	0.	0.	0.
Mitternächte.	2½.	4.	9½.	8.	3½.	2½.	0.	1.	0.
Ganze Tage.	1⅝.	2⅞.	7½.	9¾.	6.	2.	⅛.	⅛.	¼.

Mittlere Höhe der Meersfluthen 10,84 Fuß.
größte d. 7ten 15,75 Fuß. Wind NW. stürmisch.
kleinste d. 10ten 7,65 Fuß. Wind NNW Geschw. 7 Fuß.

Im Monat November.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	2.	7.	7.	2.	5.	1.	2.	4.
Mittage.	8.	5.	5.	1.	6.	4.	1.	0.
Abende.	7.	6.	8.	1.	7.	0.	1.	0.
Mitternächte.	10.	5.	9.	0.	3.	1.	2.	0.
Ganze Tage.	6¾.	5¾.	7¼.	1.	5¼.	1½.	1½.	1.

1 Tag Gewitter. 1 Abend Nordlicht.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 35, 9 / Mittags im Schatten 42, 9 } Gr. Fahrnh.

größte den 4ten 55 Grad.
kleinste den 28ten 25 Grad.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags 29, 974 Zoll engl. { größte d. 25ten 30, 39 Zoll. / kleinste d. 13ten 29, 53 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 47, 4 Grad. { größte d. 12ten 72 Grad. / kleinste d. 8ten 24 Grad.

Mittlere Ausdünstung unter Dach 0, 106 Zoll. { größte d. 2ten und 5ten 0,015 Zoll. / kleinste d. 25ten bis 30ten 0 gefroren.

Die Ausdünstung in freier Luft, ist wegen des Frostes nicht wahrgenommen.

Gesamter Niederschlag 2, 09 Zoll Hagel und Regenwasser.
0, 09 Zoll Schneewasser.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 18 Fuß in 1 Secunde. { größte d. 17ten 29 Fuß NW. / kleinste d. 6ten, 20ten u. 22ten 0,0 Fuß

Der

Der Wind iſt geweſen;

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	3.	5.	5½.	4.	½.	3½.	5.	2.	1.
Mittage.	1.	4.	6.	3.	4½.	1.	4½.	5.	1.
Abende.	1.	2½.	5½.	6.	2½.	½.	6.	4.	2.
Mitternächte.	5.	4.	5.	3½.	3½.	1½.	5.	1½.	1.
Ganze Tage.	2⅛.	3⅞.	5½.	4⅛.	2¼.	1⅝.	5⅛.	3⅛.	1¼.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen 10, 07 Fuß.

größte den 17ten 14, 85 Fuß. Wind NW. Geſchwindigk. 29 Fuß.
kleinſte den 29ten 7, 00 Fuß. Wind O. Geſchwindigk. 28 Fuß.

Im Monat December.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.
Morgen.	5.	15.	6.	3.	0.	1.	2.
Mittage.	8.	9.	4.	1.	0.	1.	8.
Abende.	8.	10.	8.	0.	0.	0.	5.
Mitternächte.	13.	3.	13.	0.	1.	0.	1.
Ganze Tage.	8½.	9¼.	7¼.	¼.	¼.	½.	4.

1 Tag Gewitter. 4 Abende Nordlicht.

Mittlere Wärme { Morg. v. Sonn. Aufg. 18, 7 / Mittags im Schatten 23, 8 } Gr. Fahrnh. { gr. d. 24ten 36 Gr. / kl. d. 16ten 4 Gr. }

Mittlere Höhe des Barometers des Mittags 29, 793 Zoll engl. { größte d. 23ten 30, 21 Zoll. / kleinſte d. 21ten 29, 16 Zoll. }

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 39, 1 Grad. { größte d. 24ten 62 Grad. / kleinſte d. 16ten 28 Grad. }

Mittlere Ausdünſtung unter Dach 0,0101 Zoll.

Die Ausdünſtung in freier Luft, iſt wegen des Froſtes nicht wahrgenommen.

Geſamter Niederſchlag 0,25 Zoll Regenwaſſer.
0,94 Zoll Schneewaſſer.

Mittlere Geſchwindigkeit des Windes 12, 7 Fuß in 1 Secunde.

größte den 24ten 25 Fuß N.
kleinſte den 7ten, 8ten und 30ten 0,0 Fuß.

Der Wind iſt geweſen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	½.	3½.	3½.	3½.	6½.	4.	5½.	3.	1.
Mittage.	1½.	3½.	2½.	1.	6.	7.	2½.	4.	3.
Abende.	0.	4.	4.	2.	4½.	5½.	7.	4.	0.
Mitternächte.	½.	3.	2½.	1.	6.	7.	6.	5.	0.
Ganze Tage.	⅛.	3½.	3⅛.	1⅞.	5¾.	5⅞.	5¼.	4.	1.

Mittlere Höhe der Meersfluthen 9,66 Fuß.

größte d. 24ten 13,7 Fuß. Wind N. Geſchwindigkeit 25 Fuß.

kleinſte d. 14ten 7,5 Fuß. Wind ONO. Geſchwindigkeit 19 Fuß.

* * *

Die größte Kälte iſt geweſen:

Zu Cuxhaven den 16ten des Morgens 28 Grad Fahrenh. unter dem natürlichen Eispunkt.

Zu Hamburg den 16ten des Morgens 45 Grad Fahrenh. unter dem natürlichen Eispunkt. (Hamb. Adresblatt Nr. 100.)

Zu Bremen den 16ten des Morgens 46½ Grad Fahrenh. unter dem natürlichen Eispunkt. (Hamb. Correſpondent Nr. 204.)

Zu Hannover den 16ten des Morgens 52 Grad Fahrenh. unter dem natürlichen Eispunkt. (Hamb. Correſpondent Nr. 208.)

Demnach iſt die Kälte zu Hamburg, Bremen und Hannover 17, 18½ und 24 Grad Fahrenh. größer als zu Cuxhaven geweſen. — 1783. den 13ten Decemb. hat man zu Hamburg und Bremen die größte Kälte 40 Grad Fahrenh. unter dem natürlichen Eispunkt befunden; wann ſie zu Harlem 21 Grad, oder 19 Grad weniger, iſt beobachtet worden. Man ſieht wohl, daß ſo große Unterſchiede nicht von Verſchiedenheit der Thermometer, die in freier Luft hängen, ſondern von der Nachbarſchaft des Meers herrühren müſſen; welches im Sommer die Hitze und im Winter die Kälte der Luft mäßiget. — 1789. den 3ten und 4ten Jan. des Morgens iſt hier die Kälte größer als im December, und 37½ Grad unter dem natürlichen Eispunkt geweſen; in Hamburg iſt ſie zu gleicher Zeit 38¼ Grad beobachtet (Adresblatt Nr. 2.); auch ſind dermalen die Ausflüße der Elbe und Weſer, ſo weit das Geſicht reichte, mit Eiſe bedeckt geweſen.

* * *

Aus einer Geſellſchaft von 3593 Menſchen allerlei Alters und Standes, Theils Geeſt- größten Theils Marſcheinwohner, ſind im vergangenen Jahre verſtorben 98; geboren

108.

108. Außer dieſen ſind 5 Todtgeborne. Sie hat gegenwärtig, 1789, Imo Jan., 602 Ehen; 52 Witwer, 177 Witwen, insgeſamt 3602 Mitglieder. Das mittlere jährliche Verhältniß der Geſtorbenen zu den Gebornen iſt wie 137 zu 123. Es iſt alſo ſehr wahr, was der Hr. Paſt. Jäger in einem intereſſanten Aufſatze über die Volksmenge des Herzogthums Bremen und Verden (Churbraunſchw. Annalen 2ter Jahrg. 3tes St.) bemerkt, daß im Lande Hadeln und Amte Ritzebüttel die Geburten von den Sterbefällen übertroffen werden; nur das letztverfloſſene Jahr macht hievon eine Ausnahme. Es ſey mir vergönnet, hierüber und über die Volksmenge im Bremiſchen noch folgendes anzumerken.

1) Wenn an einem Orte mehrere ſterben als geboren werden, ſo iſt entweder die Sterblichkeit daſelbſt größer, oder ein guter Nahrungsſtand ziehet Fremde dahin, welche zum Theil die Zahl der Sterbenden vermehren; oft iſt beides zuſammen; nemlich, wo die Menſchen vorzüglich Nahrung finden, da beſchleunigen ſie ihren Wachsthum und ſterben früher. Allenthalben, wo begüterte Familien ſind, die vieles Dienſtvolk unterhalten, wie in großen Städten und einigen Marſchländern, pflegt die Zahl der Geſtorbenen größer, als die der Gebornen zu ſeyn, und es mag ſolches für ein vortheilhaftes Zeichen des Nahrungsſtandes, wie mich dünkt, wohl gehalten werden.

2) Wo mehrere geboren werden, als ſterben, da ſiehet es um den Eheſtand wohl aus; aber man kan weder für den Nahrungsſtand noch für die Volksmenge aus der Anzahl der Gebornen etwas Zuverläßiges ſchließen. Vielleicht wandern viele aus, und ſterben an einem Orte, wo ſie nicht geboren waren. Aus dem Herzogthum Bremen und Verden gehen die unverheiratheten Mädchen häufig nach Bremen und Hamburg, die erwachſenen Jünglinge zur See oder nach London.

3) Aus der mittleren Zahl der jährlich Sterbenden mag mit vieler Wahrſcheinlichkeit auf die Zahl der wirklich Lebenden wohl geſchloſſen werden; und man bekömt dieſe, wenn man jene mit der **mittleren Lebensdauer des Menſchen** multiplicirt. Hierüber können uns nun die Sterblichkeitstafeln Licht geben.

Nach der Süßmilchiſchen Tafel iſt dieſe Dauer 28, 9 Jahr (von 28 $\frac{1}{16}$ Menſchen ſtirbt jährlich 1,)

nach der Northamtaner*)	25,1	Jahr,
nach der ſchwediſchen	35,0	–
nach der halliſchen	33,9	–
nach der londoner	19,7	–
nach der holländiſchen	34,9	–
nach der churmärkſchen	29,9	–
zu Ritzebüttel	26,3	–

*) Man findet dieſe und mehr andere vortrefliche Tafeln in des Hrn. Prof. Tetens Berechnung der Leibrenten und Anwartſchaften. Leipzig 1785.

Nehmen wir aus den drei ersten vorzüglichen Sterblichkeitstafeln das Mittel, $29\frac{2}{3}$, und multipliciren damit 4919, die Zahl der jährlich Sterbenden, so bekommen wir die Volksmenge des Herzogthums Bremen und Verden, als 145930. Darunter sind, wenn wir nach Süßmilch rechnen,

von 0	bis	5 Jahren	21110
5	– 10	—	13774
10	– 15	—	13038
15	– 20	—	12537
20	– 25	—	11960
25	– 30	—	11316
30	– 35	—	10578
35	– 40	—	9749
40	– 45	—	8869
45	– 50	—	7939
50	– 55	—	6858
55	– 60	—	5728
60	– 65	—	4568
65	– 70	—	3316
70	– 75	—	2150
75	– 80	—	1236
80	– 85	—	608
85	– 90	—	521
90	– 95	—	75
95	–100	—	0
		Summa –	145930 Menschē.

Wenn demnach Herr Past. Jäger 178842, Herr Hofrath Schlözer, und Hr. Consistorialrath Watermeier 165000, 180000, 161000 rechnen, so scheint es mir, daß diese Angaben viel zu groß sind.

4) Unsere mittlere Lebensdauer (d. i. diejenige Lebenszeit, die uns zu Theil würde, wenn das gesamte Leben einer Gesellschaft gleichförmig vertheilt wäre, und alle Mitglieder gleich lange lebten) ist 25 bis 30 Jahr; wie sehr weicht die nicht ab von der **natürlichen Lebensdauer**, die wir auf 70 bis 80 Jahre rechnen können! Für den ersten Anblick solte man fast vermuthen, daß unsere Lebensart, die den größten Theil der Menschen so vorzeitig ins Grab führet, höchst sträflich, den Naturgesetzen, der Vernunft und Religion zuwider seyn müsse; betrachten wir aber die Sterblichkeitstafeln mit anhaltender Aufmerksamkeit, so finden wir, daß die größte Mortalität in die ersten Monate und Jahre der Kindheit falle, wo Natur und Religion das Leben nicht uns selbst, sondern unsern Müttern, Ammen, Geburtshelferinnen und Aerzten anvertrauet haben. – Wenn von 1000 lebendig gebornen Kindern innerhalb 3 Jahren, schon 400 absterben (m. s. die angeführten Sterblichkeitstafeln) so muß man wohl bekennen, daß die Kunst, Kinder zu erziehen, in bedauernswürdiger Unvollkommenheit liege.

C. W.

Zu

Zu verhindern, daß die Bretter und Zimmerhölzer an den Schiffen nicht wurmſtichicht werden.

Herr D. Stephan Hales endigt ſeine Beſchreibung der von ihm erfundenen nützlichen Maſchine, womit aus den Schiffen, Gefängniſſen, Kornböden ꝛc. die ungeſunde Luft gepumpet, und friſche wieder hinein gebracht wird, mit einer Ermahnung, die Mittel ausfindig zu machen, daß die Bretter und Zimmerhölzer an den Schiffen nicht wurmſtichicht werden.

Er wünſcht, daß man demjenigen, der dieſes ſo außerordentlich nützliche Mittel erfindet, eine Belohnung verſpräche.

Es iſt gar keinem Zweifel ausgeſetzt, daß man nicht Zimmerholz finden ſolte, welches die Würmer nicht durchnagen können; doch, die größte Schwierigkeit iſt bisher geweſen, wie man verhindere, daß es nicht über die Bordage gehe.

Herr D. Hales muthmaßet, daß man vielleicht zu ſeinem Zwecke gelangen würde, wenn man Oel mit Grünſpan vermiſchte; damit müßte man die fichtenen Bretter auf beiden Seiten überſtreichen, ſo würden ſie dadurch weit feſter, dauerten länger, und würden zur Erhaltung der Bordage weit dienlicher ſeyn.

Im 81ten Stück dieſes Magazins von 1780, Seite 1295. und 1296, wird in einem Schreiben, die Seewürmer betreffend, die den Schiffen Schaden thun, eine Miſchung von Terpentin, Talg, ſpaniſchem Braun und Aloe wider den Wurmſtich an den Brettern der Schiffe, als ein ſicheres Mittel angeführt. Zu zwei Fuß Holz ins Gevierte, ſoll man eine Unze Aloe zu der Miſchung thun. Allein, ſo probat auch dieſes Mittel immer ſeyn mag, ſo erhält es doch, wie in dieſem Schreiben bemerkt wird, das Holzwerk nicht länger wie acht Monat im Waſſer. Ich will daher die Verfertigung einer Theerung herſetzen, die Waſſer hält, und die der Ueberſetzer des Herrn Hales, Herr **Demours**, der Welt mitgetheilt hat. Er hat ſie von einem Kaufmann und Kaper aus Marſeille erhalten, der ihn zugleich verſichert, daß er ſich derſelben bei ſeinen eigenen Schiffen mit gutem Erfolge bedient habe. Hier iſt ſie:

Man läßt hundert Pfund des beſten Schiffstheers auf einem Kohlenfeuer langſam und gleich zergehen; iſt er gut zergangen, ſo thut man dreißig Pfund fein geſtoßenes Schießpulver hinzu, und läßt beides ſo lange kochen, bis alle dreißig Pfund verzehret ſind. Wenn die Materie kocht, muß man ſie mit einem Schaumlöffel eben ſo handhaben, als den Zucker. Da der Theer ſeiner Natur nach ſehr aufzuſchwellen pflegt, ſo muß der Keſſel weit größer ſeyn, als zu den dazu gebrauchenden Materialien nöthig zu ſeyn ſcheint.

Wenn

Wenn er dieſer Vorſicht ungeachtet, noch zu ſtark aufläuft, ſo kan man ein Stück Talg hinein werfen, und dadurch die Gluth verringern.

Iſt der Theer auf dieſe Art mit dem Schießpulver zubereitet, ſo verwahret man ihn in Fäſſern, die man an einen ſehr trockenen Ort ſtellet.

Will man ihn brauchen, ſo muß man von neuem hundert Pfund von dieſer Maſſe zergehen laſſen; wenn ſie ganz flüßig iſt, thut man nach und nach fünf und dreißig Pfund im Mörſer wohl zerſtoßenen Ziegel- oder Marmorgrus dazu, welches vorher gut heiß gemacht iſt, damit es gar keine Feuchtigkeit mehr an ſich hat. Damit man nun dieſe beiden Materien recht gut mit einander vermiſcht, muß man ſie beſtändig mit einem Stock umrühren.

Bei dieſer zweiten Kochung kan man anſtatt der Kohlen Holz brennen.

Will man nun ein Schiff damit überziehen, ſo muß man dafür ſorgen, daß das Holz ganz trocken, und die Materie heiß iſt.

Iſt das Schiff neu, ſo kan man die Maſſe ohne weitere Vorſicht gebrauchen; iſt es aber alt, ſo muß man erſt die alte Theerung abmachen. Zu dem Ende muß der Obertheil des Bords gebrannt, und hernach abgekratzt und geſäubert werden, ſo, daß keine Kohle darauf bleibt. Das Ziegelmehl macht dieſe Materie hart, und verſteinert ſie gleichſam, daß die Würmer nicht hindurch kommen können. Dieſe Maſſe iſt ſo leicht, und koſtet ſo wenig, daß man ohne Schaden einen Verſuch damit machen kan.

Anekdote.

Hauptmann Gregg wurde von einer Streifpartei engliſcher Wilden durch einen Flintenſchuß bleſſirt, und hernach ſkalpirt, das heißt, ihm die Kopfhaut abgezogen. Sie hielten ihn für todt, und ließen ihn auf dem Schnee liegen. Sein treuer Hund leckte ihm den Kopf, lief ins Fort Schuyler zurück, in deſſen Nachbarſchaft der Scharmützel vorgefallen war, und bezeigte ſich gegen den vertrauteſten Freund ſeines Herrn ſo ängſtlich und unruhig, daß dieſer in Begleitung einiger Soldaten, dem Thiere folgte. Der Hund führte ſie zu ſeinem Herrn, den ſie ohnmächtig fanden, und ins Fort zurück trugen. Er wurde glücklich von ſeinen Wunden geheilt, und lebt noch zu New-York.

Hannoverisches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 20ten Februar 1789.

Ueber den Bau der Ranunkeln.

Bereits vor zwei Jahren hatte ich nachfolgenden Aufsatz entworfen, und für das hannoverische Magazin bestimmt. Ich erfuhr aber durch einen Leser desselben, daß sich bereits ein sehr schöner Aufsatz über den Bau der Ranunkeln in diesen Blättern befände, und ließ also den meinigen liegen. Vor einigen Tagen fand ich bei Durchblätterung des mir communicirten Jahrganges dieses Magazins vom Jahre 1782 im 68ten Stück, eine Abhandlung vom Herrn Faktor Küster zu Osterwieck, mit der Ueberschrift: Entdeckungen im Blumenreich über die Ranunkeln. Diese enthält die Beschreibung vorzüglicher Sorten, welche der Herr Faktor aus Saamen gezogen, aber nichts vom Bau oder der Wartung derselben überhaupt. Es beziehet sich derselbe dieserhalb aber auf eine im 33ten Stück des 1779ten Jahrs im Magazin bekant gemachte Anweisung, und diese habe ich nicht gelesen. Es sey nun, daß des Herrn Faktors Grundsätze beim Bau der Ranunkeln mit den meinigen übereinstimmen, wodurch also unsere beiderseitigen Aufsätze sich ähnlich werden müßten; so kan es doch seyn, daß ich, da ich aus eigener Erfahrung schreibe, ein oder das andere Neue sage, das der Herr Faktor nicht gesagt hat, und oft darf dem Blumisten eine anscheinende Kleinigkeit nicht unbedeutend seyn. Hier ist mein Aufsatz:

Die häufigen Klagen vieler Gartenfreunde, daß ihre Ranunkelnflo-ren ihnen so selten ein Genüge leisten, haben bloß ihren Grund in einer den Ranunkeln nicht angemessenen Behandlung. Einige legen sie im Herbst, andere im Frühjahr; in beiden Fällen wollen sie auf eine ganz verschiedene Art behandelt seyn. Wer eine frühzeitige Flor verlangt, und Sorge genug trägt, die im Herbst gelegten Ranunkeln für übermäßiger Feuchtigkeit und strengem Frost zu schützen, der wird freilich diese Weise erwählen; allein, bei der Gefahr, die Ranunkeln oft, bei aller Vorsicht, wo nicht ganz, doch wohl zum Theil, oder doch wenigstens die Flor, zu ver-

lieren; und für alle im Winter gehabte Sorge und Mühe, das Unangenehme zu genießen, seine frühzeitige Flor, bei im Frühjahr einfallender kalten Witterung im Muff und Pelz zu betrachten; nein, lieber mag ich meine Ranunkeln vier Wochen später blühen sehen, und um deswillen ziehe ich das Legen derselben im Frühjahr, dem Legen im Herbst, weit vor. Die Blumisten pflegen ihre Ranunkeln im Frühjahr immer so frühzeitig zu legen, als sich nur die Erde bearbeiten läßt, und allerdings ist diese Weise gut. Die Sonne ist zu dieser Zeit noch nicht so hoch, die Feuchtigkeit der Erde erhält sich länger, und eben das verlangt die Ranunkel. Es gehet daher ganz natürlich zu, wenn in diesem Fall, nemlich bei dem sehr frühzeitigen Legen, die Flor geräth. So bald aber ein lange anhaltender Winter nur erst spät im Frühjahr erlaubt, die Ranunkeln zu legen, alsdenn ist das einzige Mittel nur übrig, eine vollkommene Flor zu erhalten, die durch die Sonne der Erde entzogene Feuchtigkeit, durch oftes Begießen zu ersezzen, und eben darin versehen es die meisten Blumisten. Im 1785ten Jahre verließ der Frost in hiesiger Gegend nur erst in der Hälfte des Aprils die Erde. Einige der hiesigen Blumisten, die sich nunmehro keine Flor versprachen, legten ihre Ranunkeln gar nicht; andere aber, und die mehrsten, legten die ihrigen; erhielten aber, wegen vernachläßigten Gießens, von einigen hunderten kaum fünf, welche blüheten. Ich legte meine Ranunkeln mit diesen Freunden zu gleicher Zeit, den 19ten April, und da ich es ihnen nie an Feuchtigkeit fehlen ließ, so hatte ich das Vergnügen, meine Ranunkeln in den ersten Tagen des Julius, zur Verwunderung aller hiesigen Blumisten, in ganz vollkommener Flor zu sehen.

Durch zehnjährige Versuche habe ich daher die sichere Erfahrung gemacht, daß brennende Sonne der Ranunkel durchaus nachtheilig, und daß entweder durch ein sehr frühzeitiges Legen, oder beim spätern Legen, durch ein feuchtes, schattiges Beet, und durch häufiges Begießen, nur bloß und allein eine vollkommene Flor zuwege gebracht werden kan. Man besorge nicht, daß die Wurzeln faulen mögten, besonders wenn die Erde, wie sie seyn muß, sandig ist; sie werden sicher gut blühen, und kein Stück ausbleiben. Das einzige muß ich nur erinnern, das häufige Gießen nur alsdann zu besorgen, wenn das Kraut hervorgekommen ist, vor dieser Zeit haben sie weniger Feuchtigkeit nöthig.

In dem nemlichen 1785ten Jahre, den 24ten Jun., um Johannis, also mitten im Sommer, machte ich den Versuch, und legte in ein gar nicht feucht gelegenes, sondern ganz der Sonne ausgestelltes Beet, 200 Stück Ranunkeln. Meine Absicht war, meine Erfahrung bestätiget zu sehen, daß Ranunkeln viel Feuchtigkeit, wenig,

nur

nur keine brennende Sonne verlangen, und im Betracht deſſen zu jeder Zeit gelegt werden können. Ich hatte ſie vorher 24 Stunden eingeweicht, und da zu jetziger Jahrszeit die Sonne ſehr heiß ſchien, ſo bedeckte ich das Beet mit Brettern, und gab ihnen nur in der erſten Zeit zuweilen ganz freie Sonne; in der Folge aber, ſo wie das Kraut den 5ten Jul. hervorkam, erhielten ſie gar keine Sonne mehr. Zu gleicher Zeit, und um meinen Verſuch zu vervollkommen, legte ich dicht an obgedachte 200 Stück Ranunkeln, noch 100 Stück, die ich aber gar nicht bedeckte, ſondern ganz der Sonne bloß ſtellte, außerdem aber ſie im Begießen mit jenen zugleich abwartete. Dieſe letztern trieben ihr Kraut erſt den 19ten Jul. hervor, alſo 14 Tage nach jenen. Den 13ten Aug. fand ich unter den bedeckten Ranunkeln die erſte Blumenknoſpe, und den 2ten Sept. fingen ſie an zu blühen. Die unbedeckten brachten einige Tage darauf wohl ebenfalls einige wenige Blumen, aber ſehr unvollkommen; da hingegen von jenen die meiſten zur Flor kamen, und zwar mit aller ihrer Frühjahrsſchönheit. Den 30ten Sept., am Michaelistage, hatte ich das Vergnügen, noch 48 Stück dieſer Blumen abzuſchneiden, und ich glaube immer, daß meine damit gemachten Geſchenke an Blumenfreunde, zu dieſer Jahrszeit nicht die gemeinſten waren. Dieſer Verſuch war alſo gelungen, und er entſprach völlig den Grundſätzen, die ich bei dem Bau der Ranunkeln hege. Gedachte 300 Stück Ranunkeln hätte ich nun der Regel zufolge, nach vollendeter Flor und abgetrocknetem Kraut, wieder aufnehmen müſſen; allein ich trieb meinen Verſuch weiter, ich ließ ſie liegen, und bedeckte ſie im Winter gar nicht. Im Frühjahr des folgenden 1786ten Jahrs, bei offener Witterung, ſah ich nach ihnen, und fand einen großen Theil vom Froſt herausgetrieben, frei auf dem Lande liegen. Sie waren dem Anſehen nach geſund: weshalb ich ſie denn auch ſorgfältig wieder in die Erde drückte, die aber freilich von der Winternäſſe noch ſehr ſchmierig war. Ich erwartete nun nach Abſchied genommenem Froſt, daß ſie Kraut treiben würden; allein es erſchien nichts, nicht eine einzige kam zum Vorſchein, und beim Nachſuchen fand ich ſie alle verfault. Mein zweiter Verſuch koſtete mir alſo 300 Stück Ranunkeln.

Meine Weiſe indeſſen, die Ranunkeln zu ihrer gehörigen Zeit zu behandeln, iſt dieſe: So früh als es nur möglich iſt, das heißt, ſo bald als ſich nur die Erde im Frühjahr bearbeiten läßt, und wäre es der Januar, laſſe ich das ihnen beſtimmte Beet graben, nicht im Bogen harken, ſondern gerade wie einen Tiſch. Ich machte anfänglich andern Blumiſten dieſen Fehler nach; allein ich fand, daß beim Begießen das Waſſer von der Anhöhe immer nach beiden Seitenlehnen floß, und daß immer von den in der Höhe liegenden Ranunkeln weni-

ger zur Flor kamen, weil diese weniger Feuchtigkeit behielten, als jene in der Tiefe. Seitdem muß mein Beet horizontal geharkt werden, und meine Ranunkeln kommen sämtlich zur Flor, denn sie erhalten gleiche Feuchtigkeit. Mit meinen Ranunkelnbeeten wechsele ich außerdem immer ab, und da ich in meinem Garten vier lange Beete zu Hyacinthen, zu Tulpen, zu verschiedenen Zwiebelgewächsen und zu Ranunkeln gewidmet habe, mit diesen jährlich umwechsele, so komt jede Gattung nur alle vier Jahr wieder an ihren ersten Ort, und das trägt allerdings viel zu einer guten Ranunkelnflor bei. Außerdem aber künstle ich nicht mit meiner Erde; diese bestehet aus gewöhnlicher guten Gartenerde, die aber alle drei Jahr durch frischen Mist, den ich in den Grund graben lasse, jährlich verbessert wird. Ohne mich nun an die in mehrern Gartenbüchern vorgeschriebene Zeit von drei bis vier Tagen, damit sich das frisch gegrabene Beet setze, zu binden, lege ich meine Ranunkeln sogleich den folgenden Tag; den Abend zuvor aber lege ich sie in eine Schüssel mit Wasser. Folgenden Tages gieße ich das Wasser ab, breite sie aus einander, damit die äusere und gröbste Nässe sich verliert, in welcher Zeit ich denn mit der Schnur die Linien auf dem Beet bezeichne, und mit einem stumpf abgeschnittenen runden Stocke die Löcher in die Erde drücke, worin die Ranunkeln zu liegen kommen sollen. In den ersten Jahren, da meine vier zu Zwiebelwerk bestimmten Beete noch nicht sandig genug waren, warf ich erst in jedes Loch etwas Sand, setzte die Ranunkel darauf, bedeckte sie wieder mit etwas Sand, so, daß sie ganz in selbigen eingefüttert waren, und machte das Loch mit Erde voll. Jetzt aber, da diese Beete durch zehnjährige dergleichen Behandlung stark mit Sand vermischt sind, gebe ich mir nicht mehr die Mühe damit. Ich lege sie also sogleich in die für sie bestimmten anderthalb bis zwei Zoll tief gemachten Löcher, nach Verhältniß ihrer Größe, und zwar sehr enge, nur zwei Zoll von einander. Ueber diesen engen Raum wundere man sich nicht, denn die Erfahrung lehrt, daß nie alle Ranunkeln zugleich blühen, manche, entweder weil sie nicht tragbar ist, oder durch einen andern Zufall; aber auf diese Weise, da die Wurzeln so enge liegen, wird man in der Flor nicht leicht eine Lücke gewahr werden, sondern das ganze Beet gedrungen voll Blumen stehen. Mit der Hand mache ich nun das belegte Beet glatt und eben, und begieße es nicht eher, als bis das Kraut hervorkomt, das heißt, wenn diese Arbeit ganz früh im Frühjahre geschehen ist; sind aber die Ranunkeln erst im späten Frühjahre gelegt worden, im April, dann gieße ich, so bald die Erde trocken zu werden scheint. In beiden Fällen gieße ich aber, so wie das Kraut sich sehen läßt, bei trockener Witterung täglich zweimal; die Oberfläche der Erde darf nie trocken werden: und so erwarte

ich

ich meine Flor. In der Blühezeit bedecke ich sie so, daß sie nur Morgensonne, aber gar keinen Regen erhalten; dagegen ich sie denn aber zuweilen zwischen ihren Reihen begieſſe, auf welche Weise ich sie wenigstens 14 Tage länger in der Flor erhalte. So bald sie abgeblühet haben, (ich muß nun auch meine folgende Behandlung erzählen), nehme ich die Decke ab. Das Kraut, bei voller Sonne, trocknet geschwind; noch ehe es sich aber ganz verliert, nehme ich die Wurzeln auf. Hier entledige ich sie nur von dem größten Theil der ihnen anhängenden Erde. Sind sie sämtlich aufgenommen, so nehme ich Stück vor Stück vor, reisse das trockene Kraut, einen Theil der Wurzelfasern und die übrige Erde ab. Da sie aber dadurch noch nicht rein sind, so werfe ich sie in Wasser, darin ich sie oft wegen Abhaltung zwei Tage ohne den geringsten Nachtheil habe liegen lassen müssen. In dem Wasser quellen sie von neuem auf, lassen sich mit leichter Mühe theilen, denn auch die kleinste Brut nehme ich ihnen ab, und entledige sie nun vollends aller zwischen ihren Klauen noch befindlichen Erde, so wie auch aller übrigen Wurzelfasern. Nun sind die Ranunkeln zwar getheilt, ausgeputzt, aber für mich noch nicht rein genug. Ich werfe sie daher abermals in Wasser, schwenke sie um, gieſſe das Wasser ab, gieße wieder frisches darauf, schwenke sie nochmals um, und das so oft, als das Wasser trübe bleibt; alsdenn sind aber auch die Ranunkeln wie gewaschen. Nun breite ich sie an einem luftigen, schattigen Orte aus, und wenn sie so trocken, daß sie ganz zusammengeschrumpft sind, denn verwahre ich sie in Tüten und in einem kalten Zimmer, bis zum künftigen Gebrauch. Aber hier ist Vorsicht nöthig, daß man sie nicht feucht einpacke. Vor zwei Jahren solte der Tisch, darauf ich meine Ranunkeln zum Abtrocknen ausgebreitet hatte, zu einem andern Gebrauch gewidmet werden. Sie hatten schon einige Zeit gelegen, und schienen völlig trocken zu seyn; ich packte sie daher ein. Das Frühjahr darauf, als ich sie wieder legen wolte, fand ich einen groſsen Theil darunter über und über mit Schimmel überzogen; auſser dem aber waren sie hart und trocken wie die übrigen, und das gab mir Hofnung, daß der Schimmel vielleicht die innern Theile der Wurzeln nicht würde angegriffen haben. Ich quellte sie nach meiner Gewohnheit ein, aber hier zeigte sich der Schade: alle beschlagene Wurzeln fand ich des andern Morgens im Wasser oben auf schwimmen, und so weich wie Brei; die gesunden aber lagen alle, wie gewöhnlich, im Wasser zu Boden.

Dieses ist meine Weise, die Ranunkeln zu behandeln. Es sey fern, daß ich sie für die beste anpreisen solte, und noch weniger fällt es mir ein, erfahrene Blumisten hierdurch zu belehren; nur das muß ich hinzufügen, daß, da ich bei diesem Verfahren noch immer einen meinen Wün-

schen entsprechenden Erfolg gesehen habe, ich selbst wohl nicht leicht ein anderes Verfahren wählen mögte. Hierzu komt die große Vermehrung meiner Ranunkeln, welche wohl nicht so ergiebig seyn würde, wofern meine Behandlung ihnen nicht angemessen wäre. Im Jahre 1782 erhielt ich für 1008 Stück Ranunkeln 2256 Stück zurück; im Jahre 1783 für 1000 Stück 2455; im Jahre 1784 für 1255 Stück 2328; und im Jahre 1785 für 1158 Stück 2673, ohne zu rechnen, was beim Aufnehmen in der Erde liegen geblieben war.

Noch einen Versuch muß ich erzählen, der meinen Satz bestätigen wird, daß Ranunkeln viel Feuchtigkeit und keine brennende Sonne verlangen. Ich legte 1782 den 10ten April 33 Stück Ranunkeln in eilf große Nelkentöpfe, in jeden drei. Ich hatte sie nicht eingequellt. Da ich zu der Zeit die Natur der Ranunkel noch nicht kante, so stellte ich die Töpfe an eine Wand in die volle Mittagssonne, und begoß sie nur nach Nothdurft. Den 23ten April trieben sie ihr Kraut hervor, und bis zum 18ten Jun. brachten acht Stück Blumenknospen. Von nun an aber hörte auf einmal ihr Wachsthum auf. Ihr häufig erschienenes Kraut wurde gelb und vertrocknete, natürlich von zu großer Sonnenwärme. Dennoch aber wurde dieser übel gelungene Versuch reichlich bezahlt, denn da ich den 22ten Jul. die völlig abgetrockneten Wurzeln aus den Töpfen nahm, erhielt ich für 33 Stück 133 zurück. Das Verhältniß des Gewinns war also hier größer als bei jenen im Lande.

Nordhausen.

Neuenhahn der jüngere,
Kaufmann.

Mittel, die Farben der Tücher und Zeuge zu probiren, ob sie ächt sind, oder verschießen *).

Alle Farben nebst ihren Schattirungen müssen nicht nur ein frisches lebhaftes Ansehen, sondern auch die erforderliche Festigkeit und Dauer haben. Zuweilen fällt eine Farbe sehr schön ins Gesicht, aber sie verlieret sich bald, und man erfährt mit Verdruß, daß sie nicht ächt gewesen ist. Dies zu prüfen, hat man zweierlei Mittel, natürliche und künstliche. Die natürliche Farbenprobe bestehet darin, daß man das gefärbte Zeug der Luft, dem Regen und den Sonnenstrahlen aussetzet. Hält die Farbe zwölf Tage darin aus, ohne sich zu verändern, so ist sie ächt; wird aber durch dieses natürliche Mittel während dieser Zeit eine merkliche Veränderung

*) Aus dem 3ten Stück der mindenschen Anzeigen von diesem Jahre.

derung darauf verursachet, so ist sie für unächt zu halten. Weil aber diese Art etwas beschwerlich, so hat man die künstliche Farbenprobe erfunden; wo man ein gewisses Stückchen gefärbtes Zeug in gewissen scharfen Ingredienzien kochen läßt, welche eben die Wirkung auf die falschen Farben äußern, als die Luft oder die Sonne. Es können aber nicht alle Farben auf einerlei Weise geprüfet werden. Man theilet daher die Farben in drei Klassen, und bestimmt für jede eine besondere Art von künstlicher Farbenprobe. Die erste Klasse von Farben wird nemlich mit Alaun, die zweite mit Seife, und die dritte mit Weinstein probirt.

Die Probe mit Alaun macht man folgendermaaßen: Man thut einen Ort Wasser in einen irdenen Topf nebst einem halben Loth Alaun, läßt dies kochen, und thut denn das Probestück von der gefärbten Waare dazu, von wollenem Garn nimt man etwa ein Quentchen zur Probe, von Tuch ein viereckes Stückchen, etwa zwei Finger breit. Dies muß ungefehr noch fünf Minuten mitkochen, und wird denn in reinem Wasser ausgewaschen. Die Farben, die auf diese Art probirt werden, sind: Carmoisin, Scharlach, Leibfarbe, Violet, Ponceau, Pfirsichblüt, die verschiednen Gattungen von blau, und andere mit diesen verwandte Farben.

Zur Probe mit Seife läßt man etwa zwei Quentchen geschabte Seife in einem Ort Wasser kochen, thut denn das Stückchen von der gefärbten Waare, die man probiren will, dazu, und läßt es ebenfalls fünf Minuten mit aufwallen. Hierzu gehören alle Arten von Gelb, alle Arten von Grün, Zimmtbraun und ähnliche Farben.

Die Probe mit dem Weinstein wird auf eben die Weise angestellet; nur muß der Weinstein vorher klar gestossen werden, damit er eher zergehe. Hierdurch werden alle Farben probirt, die ins Falbe fallen.

Erdäpfelstärke *).

Der Erdapfel ist ein Gewächs, das aus Mehl und zarten Fibern besteht. Will man nun dieses Mehl erlangen, so reibt man jedes Stück auf einem Reibeisen, oder noch besser, weil ersteres sehr mühsam ist und viel Zeit erfordert, zumal, wenn man es ins Große treiben will; man stößt oder quetscht die Erdäpfel in einem Mörser, gießt Wasser darauf, und läßt solches einige Tage stehen; denn je länger das Wasser auf denselben steht, desto besser löset es das Mehl auf. Hat es nun einige Tage also gestanden,

*) Aus dem 5ten Stück des braunschweigischen Magazins von diesem Jahre.

den, so rühret man den ganzen Brei durch einander, und gießt es in ein löcheriges Gefäß, oder in einen Durchschlag, so läuft das Mehl mit dem Wasser zugleich hindurch, und das Gröbere von den Fibern bleibt zurück. Man muß aber nicht meinen, daß nunmehr auf dem übriggebliebenen Satze das Mehl heraus sey. Keinesweges; sondern man fährt ferner mit Wasseraufgießen fort, und verfährt eben so, wie bereits gemeldet worden. Findet man nun gar kein Mehl mehr in dem durchgelaufenen Wasser; so kan der übrig gebliebene grobe Rest dennoch zum Futter für die Schweine mit großem Nutzen gebraucht werden. Diese Thiere werden nicht allein sehr fett davon, sondern sie bekommen auch ein sehr schmackhaftes Fleisch.

Nun hat man wirklich dasjenige erlanget, woraus die Stärke gemacht wird, oder es ist in der That schon Stärke. Denn wenn man dieses aus dem Mehl zugleich durchgelaufene Wasser sich setzen läßt, so zeigt sich das schönste Mehl auf dem Boden des Gefäßes, das Wasser aber selbst sieht schwarz und ganz grau aus. Dieses gießt man wieder ab, und frisches darauf, rührt es wohl durcheinander, und läßt es abermals einige Zeit stehen, daß es sich setzen kan. Und hiermit wird so lange fortgefahren, bis sich durch das öftere Abspülen ein schön weißes Mehl zeigt, das selbst aber krystallenklar aussieht. Dann ist man fertig, und darf es nur an der Sonne oder in der Stube trocknen. Doch halte ich die erste Art der Trocknung für viel besser und der Stärke vortheilhafter, als die letzte.

Noch ist zu bemerken, daß hier nur die großen Erd- oder Jakobsäpfel, nicht aber die sogenannten Erdbirnen zu verstehen sind, und daß, bei häufigerm Gebrauche derselben zu obgedachtem Endzwecke, des kostbaren Weizens, wovon eine große Menge in Stärke und Puder verwandelt wird, zum Behuf anderer und nöthigerer Bedürfnisse der Menschen, weit mehr geschonet werden könte.

Anfrage.

Wer ein Mittel weiß, die englischen mit sogenanntem Goldfirniß überzogenen Kommoden- und Schrankbeschläge, so zu putzen, daß sie ihren vorigen Glanz wieder erhalten, und der Firniß dadurch nicht abgeschabt wird, wird recht sehr gebeten, es in diesen Blättern bekant zu machen.

Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 23ten Februar 1789.

Ursachen der vermehrten oder verminderten Ausdünstung des Menschenkörpers.

Martin wog seinen Körper, der 150 Pfund schwer war, alle Monate des Jahrs durch, jede Nacht eine Stunde, und täglich eine Stunde für die gehabte Ausdünstung, und er zog davon die Tabellen aus, die in den Abhandlungen der schwedischen Akademie stehen. Hier findet man die geringste Ausdünstung für die Nacht im Januar 12 Unzen, für den Tag 27 Unzen; die stärkste war im August für den Tag 19 Unzen, für die Nacht 42 Unzen. Was diese Zahlen mehrt oder mindert, wird als eine mehrende oder mindernde Ursache der menschlichen Ausdünstung angesehen.

Die Ausdünstung wird vermehrt, durch die Bewegung zu allen Jahrszeiten, doch in der kalten weniger als in der warmen. Er ging 2000 Schritt im Aprilschnee beim Nordwinde, und dadurch verlor er 9 Unzen. Im Julius büßte er, eben so weit gehend, 18 Unzen ein; der Sommer macht also die Ausdünstung gegen den Winter gedoppelt. Im Lasttragen, wobei die Arme ermüden, verlor er in einer Stunde kaum 1 Unze, ob er gleich schwitzte, aber in der Ruhe darauf 2 Unzen; also hüte man sich vor Erkältungen, wenn man vom Gehen nach Hause komt. Arbeit bei ledigem Magen macht große Ausdünstung, z. E. 2 Pfund durch Rudern in 2 Stunden.

Das **Tabackrauchen** vermehrt die Ausdünstung. Er rauchte Vormittags im März 8 Pfeifen. Nach der ersten Pfeife ward er, den Speichel abgerechnet, um 1¼ Unzen, nach der andern 2, und nach allen achten 12¾ Unzen leichter, ausser 8 Unzen Speichel. Nachmittags um 5 Uhr desselben Tages verlor er durch 2 Pfeifen 5 Unzen. Vom Speichel verlor er in einem Sommertage 8 Unzen, im Wintertage über 16, und daher raucht man im Sommer weniger als im Winter, da der Rauch erwärmt, wenn man vor Frost zittert. Im August machte die erste Pfeife den Körper um 2½ Unzen leichter, und Nachmittags, 2 Pfeifen hinter einander geraucht, um 7 Unzen leichter und zugleich träge.

Die **Ofenwärme.** Nach einem zitternden Froſte ſetzte er ſich neben einen Ofen von 20 Graden, und verlor in 2 Stunden 14¾ Unzen Ausdünſtung.

Weich geſottene **Eier**, 6 bis 8 Unzen des Abends im Sommer genoſſen, verurſachten 1 Stunde nach dem Eſſen 8 Unzen Ausdünſtung, und in derſelben Nacht 16 Unzen oder 1 Pfund.

Teufelsdreck im Junius in einer Stunde 5 Unzen Ausdünſtung. Ein Skrupel davon machte in der erſten Stunde einen Verluſt von 2 Unzen, die zweite eben ſo viel, die dritte 5 Unzen, die vierte 3 Unzen.

Viele Geſpräche in einer Stunde 4 Unzen, daher plaudern die Frauensperſonen ſo gern, weil es geſund iſt, zu plaudern.

Schneller Zorn trieb die Ausdünſtung in wenigen Minuten bis auf 4 Unzen.

Opium kühlt erſt nach der Anzeige des Thermometers; nachgehends verſtärken 12 Tropfen von der Thebaiſchen Tinktur die Ausdünſtung für die erſte Stunde auf 6 Unzen, die zweite war Betäubung, faſt ohne Ausdünſtung, in der dritten verdünſteten 3 Unzen.

Kornbrantewein, 2 Unzen des Morgens getrunken, verdünſtet in der erſten Stunde mit 2 Unzen, in der zweiten mit 5 Unzen, in der dritten mit 4 Unzen.

Wein, ſäuerlicher, die Stunde 1 Unze, und ſeine Wirkung war in 2 Stunden vorbei; ſüßer Wein, 5 Unzen Vormittags getrunken, verloren in der erſten Stunde 4, in der zweiten eben ſo viel, in der dritten 3 Unzen.

Flüchtigſalz. Hirſchhorntropfen mit Bernſtein zu 60 Tropfen, verloren in der erſten Stunde 1¼ Unze, in den drei folgenden, jede 3 Unzen.

Zehn Gran **Kampfer** im Julius verloren den Tag über bis 49 Unzen, im Februar in der Kälte den Tag über bis 52 Unzen.

Nach den **Ausleerungen** durch den Stuhl und Urin wird oft die Ausdünſtung ſtärker, wenn man ſäuerliche, ſüße, oder ſalzige Ausleerungsmittel nimt, die Luft heiter und trocken iſt, und die Ausleerung ſchnell geſchieht. Nach bittern und ſcharfen Sachen, als Aloe in feuchter Witterung, und bei langſamer Ausleerung vermindert ſich die Ausdünſtung. Ein Skrupel Ipekakuanha brachte Vormittags keine Ausdünſtung, Nachmittags 15 Unzen. Zwei Skrupel Jalappa im Mai gaben auf den Tag 39 Unzen.

Frohes und aufgeräumtes Weſen befördert die Ausdünſtung bis 48 Unzen auf den Tag. Von der Muſik ſtieg ſie von 2 bis 6 Unzen die Stunde. Angſt, Schrecken und Muthloſigkeit hemmt ſie ſchnell.

Nächtliche Schlafloſigkeit dünſtet in 3 Stunden 16 Unzen aus.

Sonnenhitze. Das Rudern des Nachmittags, kauen des Ingwers, und die Hitze des Auguſts, brachten den Tag über das höchſte Maaß von 6 Pfunden 2 Unzen hervor. Eine Wärme über 24 Grad macht Schweiß, und

und so lange dieselbe anhält, wird die Ausdünstung gehindert.

Morgens, wenn man das Bette verläßt, dünstet man in der ersten Stunde bei heitrer trockner Kälte viel und mehr aus, als in heitern Sommertagen: im Julius 5 Unzen, im Januar 6 Unzen. Feuchte, neblichte Luft und Thauwetter machen wenig Ausdünstung.

Vier oder fünf Stunden nach dem **Mittagsessen** wächst die Ausdünstung von 3 bis 5 Unzen die Stunde. Wie bald nach dem Essen, und bei welchen Speisen, ist noch Aufgabe.

Warmes Getränke. Vierzehn Unzen warmes Theewasser im kalten Zimmer getrunken, erleichtern in der ersten Stunde um 2, in der zweiten um 4 Unzen. Kaffee, warme Brühen wirken ebenfalls auf die Ausdünstung.

In **Badstuben** und **Dampfbädern** wird innerhalb 3 Stunden so viel ausgedünstet als in 24 Stunden der Frühlingswärme; in der ersten Stunde 9 Unzen; in lauem Wasser die erste Stunde 5 Unzen, in der zweiten 3, in der dritten eben so, in der vierten kaum 1 Unze.

Hautreitze. Schmerz von starkem Froste in 20 Grad unter Null; er verlor bei der Rückkehr ins Zimmer 11 Unzen. Was thun Blasenpflaster, Nesselbrennen, Behandlung der Salze, u. s. w.? Nun folgen:

Die **vermindernden** Ursachen der Ausdünstungen. Lange **Ruhe**, die das Gemüth nicht aufheitert; hingegen befördert Ruhe nach Bewegung dieselbe.

Ein **Trunk kalten Wassers** und **Opium** gleich nach dem Einnehmen. So bald man in der **Kälte** zu zittern anfängt, steht die Ausdünstung stille.

Nebel und trübe Luft hemmen sie, weniger bei gehenden als ruhigen Personen. Der **Schweiß** hemmt sie, vor dem Schweiße aber wird der Körper geschwinde um 4 oder 5 Unzen leichter.

Die Gefahr der verdorbenen Stubenluft.

Nach den Versuchen des **Priestley** und **White** verdirbt ein gesunder Mensch während einer Minute, durch das Ein- und Ausathmen, einige Quarte Luft, und dadurch kan man leicht den kubischen Inhalt derjenigen Stubenluft berechnen, darin man etliche Stunden, und der Gelehrte und Künstler oft ganze Tage oder gar Wochen leben muß.

Dank sey es also den Fensterritzen und Schlüssellöchern im Winter, daß diese Luft, welche schon in einer Stunde bloß durch den Athem zweier Personen, ohne an ihre Ausdünstungen, den Tabackerauch, die Dünste der Bücher, der geölten Instrumente, und tausenderlei andrer Dinge zu gedenken, verderbt wird, Zufluß erhält. Man verschließe die Fenster und Thü-

ren, durch Doppelfenſter und wollne Decken, oder Doppelthüren mit einer diätetiſchen Gewiſſenhaftigkeit, um allen Zutrit der friſchen Luft, welche doch mit jedem Athemzuge unſer kochendes oder elektriſches Blut, in der Verſtärkungsflaſche der Lunge abzukühlen und der Athmosphäre das entwickelte Phlogiſton wieder zu geben beſtimmt iſt, abzuſchneiden. Selbſt die geräumigen und hohen Zimmer unſrer Vorfahren hat die Oekonomie abgeſchaft, um ein Paar Kloben Holz zu erſparen, oder mehr Miethe zu ziehen, und wir machen ſie von Tage zu Tage immer niedriger, um Menſchenkefige zu bauen, und den körperlichen Inhalt einer ganzen darin eingeſperrten Familie geometriſch zu berechnen. Beſonders verlangt der Stolz des Luxus, daß das Schlafzimmer hübſch eng, warm und wohl, und der Alkoven ein Meiſenkäſtchen, das Bette aber mit ſchönen Vorhängen dicht verzogen, und der Körper in einigen Centnern von ſchwellenden Gänſedunen verſenkt werde, um die phlogiſtiſchen Bettdünſte ſo gar zu verhindern, damit ſie ſich nicht mit der Stubenluft vereinigen, und dem Athem im Schlafe entwandt werden mögen. Ich übergehe die bretternen Fenſterläden, die feſten Fenſterrouleaus, die Bettwärmer von Metall u. ſ. w. Mitten in dieſen Wolken von Ausdünſtungen und dem Dampfbade des Aeolsballes haucht der horizontal ſchlafende ſeine eigenen Theile, wie in einer animaliſchen Ebbe und Fluth, wechſelweiſe aus und wieder ein, und die Betthitze betäubt, anſtatt die Lunge abzukühlen, den Kopf, welcher ſchon durch ſeine Lage den Blutkreis erleichtert, mit Träumen von ihrer eigenen Ausbrütung. So ſchlürft, wie die Mode ſpricht, der Geſunde und Kranke mit langſamen Zügen, ſeine Ausleerungen ruhig in ſich, ein Gift, das um deſto ſchrecklichere Folgen hat, je vertrauter wir mit demſelben umgehen. Aber nur Faulfieber, Blattern u. d. gl. anſteckende Krankheiten machen den Kranken, die Wärter, Freunde und Aerzte auf dieſen Punkt aufmerkſam.

Ein mechaniſcher Beweis davon iſt der, daß in einem Zimmer, wo viele Perſonen und oft auch Hunde, Katzen und Vögel beiſammen wohnen, deutlich bemerkt werden kan, daß die Lichter, ſo wie ſich die Luft immer mehr phlogiſtiſirt, zuſehends dunkler brennen.

Die Perſonen von ſchwacher Bruſt empfinden eine Aengſtlichkeit oder ein Uebelbefinden, welches aufhört, wenn ſie an die friſche Luft kommen.

Noch mehr, als der Athem und die Ausdünſtung aus jedem der Gliedmaßen, verdirbt die Flamme des Lichts, das Räuchern, der Tabacksrauch, der Wohlgeruch von Blumen und andern Dingen, die Stubenluft. Ein brennendes Wachslicht brennt unter einer gläſernen Glocke bis zum Selbſtverlöſchen immer matter. Man wende dieſes auf eine Verſammlung von vielen tauſend Menſchen, in einer Oper, einem Schauſpiele, oder in einer Kirche, mitten unter

einigen

einigen tausend Lampen und Lichtern an, da die obern Logen die größte Gefahr ausstehen, weil alle phlogistische Dämpfe in die Höhe steigen. Man rechne, daß alle Einwohner einer grossen Hauptstadt, wie Berlin ist, jeden Abend im Herbste und Winter, wenigstens sechs Monate lang, jeder bei seinem Geschäfte, blos ein brennendes Licht einathmet, ehe er zu Bette geht, ohne diesen Fettruß anders als in seinem Schlafort auszuhauchen, denn die wenigsten haben einen Ventilator an ihrem Fenster, und man bedenke dabei die heißen Stuben, womit sich auch der Arme etwas zu Gute thut, man zähle die Orhöfte Branntewein, und die Centner von Rauchtaback, die das Phlogiston bis ins Unendliche vermehren, da schon strenge Arbeiten, Tänze u. s. w. die Ausdünstung beflügeln; wie klein muß da die Wohlthat des Schlafes, und wie schrecklich die Vergiftung für den Athem werden!

Doch weht der Zauberton der Mode alle Gründe der Vernunft zu Boden, und wenn uns die Natur das große Weltlicht auslöscht, damit wir die Arbeit auf die Seite legen sollen; wenn sie den Vorhang der Augenlieder über unsre Seele herabfallen läßt, und uns ins Bette winkt; so fordert der Luxus, d. i. der Beruf zum Brodverdienen, Licht, er durchwacht Nächte, und opfert auch den Aermsten der Ehre, und den Reichen seiner Laune auf. Und der durch den Schlaf nie gestärkte Priester der Mode steht als eine Leiche von seinem Lager auf. Bei vielen ist es Mode, des Tages zu schlafen, und die meiste Arbeit in die Nacht zu verlegen, zu schwelgen, und die Natur zu bestürmen, wenn die Thiere und Pflanzen schlafen, und weder Atmosphäre noch Pflanzen mehr eine reine dephlogistisirte Luft uns zuathmen, die sie am Tage ausspenden. Mode, o bekehre doch unsre Nachteulen!

Ueber das Opium.

In klein Asien ist Annasia, und in Persien Ispahan der vornehmste Geburtsort des Opium, welches man aus dem schlafmachenden Mohne mit weißem oder schwarzem Saamen macht. Man ist gewohnt, kurz vor dem Aufblühen der Blumenknospe die Blumenblätter abzupflücken, um den Einflus des Saftes in den Kopf dadurch zu verstärken. Wenn die Sonne aufgegangen, macht man in die Saamenkapsel viele Einschnitte, aus denen, wie bei unserm kleinen Gartenmohne, weiße Milch fließt, die am fünften Tage hart und braun wird. Der Gärtner sammlet diesen schwarzbraunen Saft am sechsten Tage in einem hölzernen Gefäße, welches er in heisses Wasser stellt, damit der Saft zusammen fließe, um daraus kleine Kugeln zu formen.

Andre lassen die Blume aufblühen,

und dann schneiden sie dieselbe mit dem Mohnkopf vom Stengel ab. Einige zerstoßen die Köpfe, aus denen sie bereits das Opium gezogen, um sie zu kochen und den Saft auszupressen, welchen sie bis zu der Dicke eines Mußes einkochen lassen. Mit diesem Extracte verfälscht man das ächte Opium. Das ächte erkennt man daran, daß es nicht sehr hart ist, es wird in der Hand ganz weich, hat eine braungelbe Farbe, und macht, mit Speichel gerieben, einen grünweißlichen Schaum von durchdringendem ekelhaftem Geruche. Das verfälschte ist dagegen hart, braunschwarz, und macht mit dem Speichel einen dunkelbraunen, wenig riechenden Schaum. Der bittre Geschmack ist in beiden einerlei. Gemeiniglich wird das um Damaskus gewonnene verfälscht nach Europa gebracht; das ächte gebrauchen gemeiniglich die Morgenländer selbst.

Die Opiumbrüder scheinen eine eigene Zunft unter sich auszumachen; sie initiiren die Aufgenommenen, und der Altmeister übergiebt dem Lehrlinge zum Noviciatssiegel einige Gran dieses Einschläferungssafts in Wein oder Brantewein; doch beides trinken ja die Türken und Perser nicht. Der Eingeweihete verfällt hierauf in Schlaf, aus welchem man ihn mit Gewalt weckt, und man giebt ihm kaltes Wasser zu trinken, welches er mit Ekel von sich erbricht, ohne von seiner Betäubung zurück zu kommen. Hierauf reicht man ihm eine Schale warmen Weins mit Muskatennuß, und in der Folge eine doppelte Dose von Opium, indem er sich seiner unbewußt ist und immer schlafen will. Doch man verhindert ihn daran, und man reicht ihm von Zeit zu Zeit größere Dosen.

Zwischen dem achten und zehnten Tage der Einweihung, empfindet der Candidat die erste Würkung seines Gelübdes, nemlich einen wonnetrunknen Zustand der Ruhe und Zufriedenheit.

Allein, diese Aussöhnung mit allen moralischen Leiden verschwindet in 24 Stunden, denn in dieser Zeit verlieren sich die Kräfte der Betäubung, und die Scenen des mit dem Bewußtseyn wieder auflebenden Uebelbefindens zwingen ihn, eine neue Dose zu nehmen. Aus dieser entsteht ein stiller angenehmer Rausch von etwa 12 Minuten, welcher sich zu der lebhaften Vorstellung desjenigen Ideals aufheitert, welches sich der Novice zu empfinden gewünscht hatte. Hier ist die Desorganisirung reeller als ein Magnetismus, welcher seine Charlatanerie noch weiter treiben würde, wenn er unbemerkt Opium als Pulver verstäuben, oder damit räuchern wolte, aber sich auch selbst zugleich damit vergiften würde. Wenn sich die Seele des Candidaten auf Zorn zu stimmen wünscht, so bricht sogleich diese Leidenschaft in Raserei aus. Der Wille ist keiner Vorstellungen mehr fähig, und die Vernunft scheint durch den Saft aufgelöset zu seyn. Will der Wille sich dem sanften Wonnegefühle ganz überlassen, so

lächelt

lächelt er die Anwesenden mit der Scene seines Glücks schwärmerisch an, er deklamirt davon malerisch, aber das höchste Kolorit verfliegt allmählig wie ein Pastellgemälde, die Farben werden immer wässriger, so wie der Rausch verfliegt, und nun schleicht er muthlos zu seinen Geschäften zurück.

Diese scharfe Spannung und periodische Nachlassung des Nervensystems hinterläßt im Gehirne eine allmählige Gleichgültigkeit gegen Wollust und Leiden, eine sich selbst bewußte Unempfindlichkeit, die bloß von dem Wunsche noch geschaukelt wird, das gestrige Wonnegefühl durch mehr Opium wieder zu erwecken. Der Instinkt ruft ihn wieder dazu, und er kehrt davon immer stumpfer, und als ein leichenhaftes entnervtes Scheusal zurück, dem endlich die Wassersucht ein langsames Ende macht.

In dem kläglichen Zustande, in welchen der fortgesetzte Gebrauch des Opiums seine Liebhaber versetzt, pflegen diese ihre endliche Zuflucht zum Sublimate des Queckſilbers zu nehmen, oder sie laben sich am Essige, oder den grüngetrockneten Hanfblättern, welche sie als Taback rauchen; doch das Uebel wird dadurch noch ärger. Einige, welche durch Uebung schon zur Fertigkeit gelangt sind, 20 Gran Opium ohne Nachtheil zu frühstücken, beugen der habituellen Progession dadurch vor, daß sie eine Unze Saffran in süßem Weine etwas kochen lassen, ausdrücken, und den Auszug bis zur Honigdicke abrauchen lassen, um eine Unze zerschnittenes Opium darunter zu mischen, und eine Unze grauen Ambra dazu zu schaben. Die Masse wird in heissem Wasser abgedünstet, in 2 Hälften getheilt, und jede muß auf einen Monat hinreichen, und den Beischlaf unterhalten, welchen das Opium anfangs begünstigte, und nachher zerrüttete.

Bei hysterischen Frauenspersonen würken einige Grane Opium viel Gutes, sie verlieren die weiblichen Krämpfe und die Aergernisse; aber das periodische Magenaufstoßen macht sie endlich dem Manne unerträglich.

Das Beispiel von einem Perser zeiget die Art, wie dieser morgenländische Mohnsaft tödtet. Er fürchtete die nahe Entdeckung einer wichtigen Betrügerei und die gewisse Todesstrafe, verschluckte 3 Loth Opium, stellte ein Gastmal an, bekam einen schmerzhaften Blasenkrampf, wobei der Urin grünlich, und in wenigen Tropfen abging. Es stellte sich ein heftiges Aufstoßen des Magens ein, mit dem sich Rausch und Schlaf verband, der Puls war langsam und weich, und man fand ihn am folgenden Tage in Zukkungen, schäumend mit geschlossenen Augen, die sich endlich roth überzogen und trübe waren; der Puls war weicher und schleichend, der Mund geiferte, und der Tod erhielt seine Gelenke bis an den dritten Tag, da man ihn begrub, biegsam. Man grub ihn, als seine Betrügerei mit dem Selbstmorde ruchtbar ward, wieder aus,

und

und es ging der Bart und alle Haare, die man angrif, auf der Stelle aus. Das ausgetretene Blut hatte die Leinewand sehr hochroth gefärbt, und die Glieder waren ganz gelenkig, aber man bemerkte keinen Leichengeruch. Kein Hund wolte den in den Fluß geworfenen Körper kosten, und selbst die Raben und Geyer begnügten sich bloß an den Schenkeln, die sie ganz abnagten. Nur die Verwesung schien das Recht zu haben, die bürgerliche Missethat mit ihrem Pettschaft, zur Warnung für die Zuschauer, besiegeln zu dürfen.

---

* * * * * *

Kenner der britischen Landwirthschaft, haben wahrscheinlich einige Notiz von dem glücklichen Erfolge genommen, welchen die mit amerikanischen Leinsaamen in verschiedenen Gegenden Englands gemachten Versuche gehabt haben. Mein Dienstverhältniß im Amte Lauenstein, für welches der Flachsbau sehr wichtig ist, veranlaßte mich, im Februar vorigen Jahrs von einem Freunde in Philadelphia von dem besten amerikanischen Leinsaamen so viel zu verschreiben, als nöthig schien, ähnliche Versuche daselbst anzustellen. So eben erhalte ich Nachricht, daß mit dem in der Mitte des Novembers von Amerika abgegangenen Schiffe, Amsterdam Packet, Captain William Campbel, eine Tonne von gedachtem Leinsaamen zu Amsterdam für mich angekommen ist. Ich lasse solche dem auf der Schmiedestraße wohnenden Hrn. Faktor Lempe in Hannover zusenden, der die Güte haben wird, den inländischen Oekonomen, welche zu Versuchen mit diesem Leinsaamen Lust haben mögten, das dazu Erforderliche zu verabfolgen. Nach der mir zugesandten Rechnung, welche ich dem Hrn. Faktor Lempe zustelle, hält die Tonne $7\frac{1}{4}$ Buschel Saamen, und kostet auf der Stelle zu Philadelphia 17 Mark 11 Schill. hamb. Banco, oder 8 Rthlr. 18 mgr. 6 pf. in Golde. Wie viel die Fracht bis Amsterdam und von da bis Hannover beträgt, weiß ich noch nicht. Hr. Lempe wird deren Belauf demnächst anzeigen. Von dem Saamen habe ich einen Buschel für das Land Hadeln und einen für das Amt Lauenstein bestimmt. Den Rest von $5\frac{1}{4}$ Buscheln biete ich inländischen Oekonomen zu gefälligen Versuchen an.

Im Betracht der Kultur schreibt mir mein Correspondent, daß man in Amerika den Saamen ungefehr in der Mitte des Aprils in leichtes wohlgedüngtes Land säet, den Flachs vom Unkraut rein hält, und ihn nicht früher aufziehet, bis er völlig reif und ganz gelb ist.

Otterndorf,
im Februar 1789.

J. G. Niemann,
Gerichtsdirektor.

Hannoverisches Magazin.

17tes Stück.

Freitag, den 27ten Februar 1789.

Launigte Erzählung der Unglücksfälle eines blöden Mannes.

(Universal Magazine for Aug. 1788.)

Mein Herr.

Ich leide an einer gewissen Art von Uebel, welches mich, wie ich fürchte, zuletzt noch gänzlich aus derjenigen Gesellschaft verbannen wird, in der ich so gerne erscheinen mögte; aber ich will Ihnen eine kurze Schilderung meines Herkommens und meiner gegenwärtigen Lage machen, um Sie in den Stand zu setzen, über mein Misgeschick urtheilen zu können.

Mein Vater war ein Pächter von geringem Vermögen, und besaß keine andere Kenntnisse, als die er sich in einer Armenschule erworben hatte; aber da ich nach dem Tode meiner Mutter sein einziges Kind war, so beschloß er, mir denjenigen Vortheil zu gewähren, der ihn nach seiner Einbildung würde glücklich gemacht haben, nemlich — eine gelehrte Erziehung. Ich wurde auf eine lateinische Landschule geschickt, und von da auf die Universität, in der Absicht, mich zum geistlichen Stande vorzubereiten. Da ich hier nur geringen Zuschuß von meinem Vater erhielt, und von Natur ein schüchternes und blödes Wesen besaß, so fehlte es mir an Gelegenheit, jene angeborne Rohigkeit abzuschleifen, welche die traurige Ursache meines ganzen Unglücks ist, und die, wie ich anfange zu fürchten, nimmer kan verbessert werden. Sie müssen wissen, daß ich von Statur lang und dünne, von einer zarten Gesichtsfarbe und hellen blonden Haaren bin, dabei aber so empfänglich für die Schaam, daß bei der geringsten Veranlassung mein Blut mit aller Gewalt in die Wangen stürzet, und ich einer vollkommen aufgeblühten Rose gleiche. Das Bewußtseyn dieses unglücklichen Fehlers machte, daß ich allen Umgang flohe, und flößte mir eine Neigung für das Universitätsleben ein, vorzüglich als ich überlegte, daß die pöbelhaften Sitten in dem Hause meines Vaters nicht sehr geschickt seyn würden, meine Außenseite zu verfeinern. Es war daher bei mir ausgemacht, auf der Universität zu bleiben, und Schüler anzunehmen, als plötzlich zwei unerwartete

Ereigniſſe, nemlich der Tod meines Vaters und die Ankunft eines Oheims aus Indien die Lage meiner Angelegenheiten ſehr veränderten.

Von dieſem Oheim hatte mein Vater ſehr ſelten Erwähnung gethan, und man glaubte allgemein, daß er längſt todt wäre, als er mit einmal in England anlangte, allein nur eine Woche zu ſpät, um ſeinem Bruder die Augen zuzudrücken. Ich ſchäme mich, dasjenige zu geſtehen, was meiner Meinung nach oft der Fall bei denjenigen iſt, die eine beſſere Erziehung als ihre Aeltern genoſſen haben, daß nemlich meines Vaters Unwiſſenheit und platte Sprache mir Schaamröthe verurſachte, wenn ich daran dachte, daß ich ſein Sohn wäre, und bei ſeinem Tode war ich nicht untröſtlich über den Verluſt desjenigen, den ich nicht ohne Verwirrung für meinen Vater erkante. Mein Oheim wurde auch nur wenig gerührt, denn er war 30 Jahr von ſeinem Bruder entfernt geweſen, und in dieſer Zeit hatte er ſich ein Vermögen erworben, wovon er zu pralen pflegte, daß es einen Nabob glücklich machen könte: kurz, er hatte die ungeheure Summe von 30,000 Pfund Sterling mit herüber gebracht, und auf dieſe bauete er die Hofnung einer nimmer endenden Glückſeligkeit.

Allein, während daß er ſich mit dieſen Entwürfen der Größe und des Vergnügens beſchäftigte, wurde er durch eine kurze Krankheit aus dieſen Träumen der Freude weggeriſſen, es mogte nun entweder die Veränderung des Klimas auf ihn würken, oder eine andere mir unbekante Urſache ſeinen Tod befördern; genug, er ſtarb und hinterließ mich als den Erben ſeiner ganzen Nachlaſſenſchaft. Und nun, mein Herr, ſehen Sie mich in meinem fünf und zwanzigſten Jahre vollgepfropft von Latein, Griechiſch und Mathematik, aber ſo tölpiſch und unerfahren in allen Künſten der vornehmern Welt, daß jeder, der mich ſiehet, auf mich zeiget, als auf den gelehrten und reichen Bauern.

Ich habe neulich ein Landgut gekauft, welches in einer Gegend liegt, wo es gar nicht an ſogenannter feinen Geſellſchaft fehlet, und wenn Sie dabei an meine Herkunft und groben Manieren denken, ſo werden Sie ſich vielleicht wundern, wie ſehr mein Umgang von den benachbarten Familien geſucht wird, vorzüglich von ſolchen, wo es viele unverheirathete Töchter giebt. Von dieſen Herren habe ich verſchiedene freundſchaftliche Beſuche erhalten, wobei ſie mich auf das dringendſte zu ſich einluden, und ob ich gleich wünſchte, die angebotene Freundſchaft anzunehmen, ſo habe ich mich doch zu wiederholten malen unter dem Vorwande entſchuldigt, daß ich noch nicht völlig eingerichtet wäre; die Wahrheit aber iſt, daß ich verſchiedentlich in der vollen Abſicht ausrit, oder ging, ihre Beſuche zu erwiedern, allein, ſo wie ich mich dem Thorwege nahete, entfiel mir aller Muth ſo ſehr, daß ich umkehrte, und beſchloß, es morgen noch einmal wieder zu verſuchen.

Indeſ-

Indeſſen entſchloß ich mich zuletzt, meine Schüchternheit zu beſiegen, und vor drei Tagen nahm ich die Einladung zum Mittagsmal auf heute bei einem Manne an, deſſen offenes und freies Weſen bei mir keinen Zweifel übrig ließ, daß ich ihm von Herzen willkommen ſeyn würde. Herr Thomas Friendly, der ungefehr eine Stunde weit von mir wohnet, iſt ein Edelmann, deſſen Gut nahe an das meinige grenzet, und ihm ungefehr 2000 Pfund einbringt. Er hat zwei Söhne und fünf Töchter, die erwachſen ſind, und ſich noch alle unverſorgt nebſt einer Vaters Schweſter zu Friendly Hall aufhalten. Da ich wußte, daß mein Gang und Stellung unanſtändig waren, ſo hatte ich ſeit einiger Zeit Privatunterricht bei einem Profeſſor genommen, der erwachſenen Mannsperſonen tanzen lehret, und ob ich gleich anfangs unerwartete Schwierigkeiten in der Kunſt, die er lehrte, fand, ſo war mir doch dabei meine Kenntniß der Mathematik von außerordentlichem Nutzen, indem dieſe mir das Gleichgewicht meines Körpers, und das gehörige Verhältniß des Schwerpunkts zu den fünf Stellungen zeigte. Ich hatte nun die Kunſt ohne Stolpern zu gehen begriffen und gelernt, einen Bückling zu machen: kühnlich wagte ich es daher, der Einladung des Barons zu einem Familienmale zu gehorſamen, in der gewiſſen Hofnung, daß meine neu erworbenen Geſchicklichkeiten mich in den Stand ſetzen würden, den Damen mit ziemlicher Unerſchrockenheit unter die Augen zu treten. Aber ach! wie täuſchend iſt alle Hofnung der Theorie, wenn ſie nicht durch eine zu Fertigkeit gewordene Praxis unterſtüzt wird. Als ich mich dem Hauſe näherte, ſo erweckte das Schlagen einer Tiſchglokke in mir die Beſorgniß, ich mögte das Mittagsmal durch meinen Mangel an Pünktlichkeit aufgehalten haben. Noch voll von dieſer Idee, wurde ich blutroth, als mein Namen zu wiederholten malen von verſchiedenen Livereibedienten angemeldet wurde, welche mich in das Studierzimmer hinein führten, ohne daß ich eigentlich wußte, wen oder was ich ſahe. Bei meinem erſten Eintrit in das Zimmer, bot ich allen meinen Muth auf, und machte der Lady Friendly meinen neu gelernten Bückling; indem ich aber meinen Fuß in die dritte Poſition zurückbrachte, trat ich unglücklicher Weiſe auf den podagriſchen Zähe des armen Herrn Thomas, welcher mir auf dem Fuße nachgefolget war, um mir zum Nomenclator bei der Familie zu dienen. Die Verwirrung, worin mich dieſes ſetzte, kan man ſich kaum vorſtellen, denn Niemand, als wer zum Orden der Blöden (welcher nicht ſehr zahlreich ſeyn ſoll) gehöret, kan von meinem Misgeſchick urtheilen. Die Höflichkeit des Barons verminderte allmählig meine Bekümmerniß, und ich war erſtaunt zu ſehen, wie weit eine feine Lebensart ihn in den Stand ſetzte, ſeine Gefühle zu unterdrücken, und nach einem ſo ſchmerzhaften Vor-

falle eine vollkommene Heiterkeit anzunehmen.

Die Munterkeit der Dame und die vertrauliche Geschwätzigkeit der jungen Frauenzimmer, bewog mich, allmählig meine Zurückhaltung und Schüchternheit abzulegen, bis ich es zuletzt gar wagte, mich in die Unterhaltung zu mischen, und selbst neue Gegenstände auf die Bahn zu bringen. Da die Bibliothek reichlich mit Büchern von zierlichem Einband versehen war, so glaubte ich, Herr Thomas Friendly wäre ein Mann von Gelehrsamkeit, und wagte es, meine Meinung über verschiedene Ausgaben der griechischen Classiker zu sagen, welcher der Baron allezeit seinen Beifall gab. Auf diesen Gegenstand wurde ich durch eine Ausgabe des Xenophons in 16 Bänden geleitet, welche meine Neugierde äusserst rege machte, indem ich noch nie von dergleichen gehört hatte, und ich stand auf zu untersuchen, was es etwa seyn mögte. Herr Friendly sahe, was ich vorhatte, und in der Absicht, wie ich glaube, mir eine Verwirrung zu ersparen, stand er auch auf, um das Buch herab zu langen. Dies machte mich nur noch eifriger, ihm zuvor zu kommen, und ich legte eilfertig Hand an den ersten Theil, um ihn mit Gewalt herunter zu nehmen. Aber siehe da! anstatt der Bücher kam ein Brett, das durch Leder und Vergoldung 16 Bände vorstellte, polternd herunter, und traf unglücklicher Weise auf ein Wedgwoodsches Dintefaß, das auf einem Tische darunter stand. Vergeblich versicherte mich Hr. Friendly, es wäre nichts daran verlohren; ich sahe die Dinte strohmweise von einem ausgelegten Tische auf den türkischen Teppich herunter fließen, und ohne zu wissen, was ich that, suchte ich diesen Strom mit meinem kammertuchenen Schnupftuche zu hemmen. Wie die Verwirrung am höchsten gestiegen war, wurde uns angezeigt, daß die Malzeit angerichtet sey, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß die Glocke, welche mir erst die Furcht verursacht hatte, bloß die Halbestunden-Tischglocke war.

Indem wir durch die Halle und eine Reihe von Zimmern nach dem Speisesaal gingen, hatte ich Zeit, meine zerstreueten Sinne wieder zu sammeln, und ich wurde ersucht, bei Tische meinen Platz zwischen der Lady Friendly und der ältesten Tochter zu nehmen. Seit dem Falle des hölzernen Xenophons hatte mein Gesicht wie ein Feuerbrand geglühet, und ich war eben im Begrif, mich wieder zu erholen, und eine natürliche Kühle wieder zu empfinden, als ein unerwartetes Ereigniß alle meine Hitze und Röthe wieder entzündete. Da ich meinen Suppenteller zu nahe auf den Rand des Tisches gesetzt hatte, und mich eben gegen die Miß Dinah bückte, welche mir wegen des Musters meiner gestickten Weste ein Compliment gemacht hatte, so schüttete ich die ganze brüheheisse Suppe in meinen Schooß. Trotz der unmittelbaren Hülfe der Servietten, um die Oberfläche meiner Kleidung abzu-

abzuwischen, waren meine schwarzen seidnen Beinkleider nicht fest genug, um mich vor den schmerzhaften Würkungen dieser plötzlichen Erwärmung zu retten, und einige Minuten lang schien es, als wenn meine Lenden und Hüften in einem kochenden Kessel gebrühet würden. Allein, ich besann mich bald, wie sehr Herr Friendly seinen Schmerz besiegt hatte, als ich ihn auf den Zähen trat, ertrug in der Stille standhaft meine Leiden und saß mit meinem beinahe abgekochten Untertheile zwischen dem verbissenen Gelächter der Damen und Bedienten.

Ich übergehe die verschiedenen Versehen, welche ich während des ersten Ganges machte, das Unglück, welches ich bei der Zerlegung eines Geflügels, oder bei der Hinreichung verschiedener Schüsseln, die mir nahe standen, anrichtete, wie ich eine Sauciere hinwarf und ein Salzfaß umstürzte, lieber eile ich zu dem zweiten Gange, wo ein neuer Unstern mich gänzlich überwältigte.

Ich hatte eben ein Stück Pudding auf der Gabel, als ich von Miß Louise gebeten wurde, mich wegen einer Taube zu bemühen, die neben mir stand. In der Eilfertigkeit schleuderte ich, ohne zu wissen, was ich that, den Bissen, heiß wie eine brennende Kohle, in meinen Mund. Nun war es mir unmöglich, meine Todesangst zu verbergen, meine Augen traten aus ihren Höhlungen hervor. Ich mußte doch zuletzt, trotz meiner Schaam und Entschlossenheit, die Ursache meiner Quaal auf den Teller fallen lassen. Herr Thomas und die Damen bemitleideten mich wegen meines Unfalls, und jeder rieth ein verschiedenes Gegenmittel, der eine empfahl Oel, der andere Wasser, aber alle kamen darin überein, daß Wein am besten wäre, um das Feuer zu löschen, und es wurde mir ein Glas Sherry von dem Schenktisch gebracht, welches ich mit Begierde verschlang. Aber ach! wie soll ich die Folgen davon beschreiben? Entweder der Kellermeister irrete sich aus Versehen, oder er hatte den Vorsatz, mich rasend zu machen; er gab mir den stärksten Brantewein, mit welchem ich meinen Mund füllte, der schon ganz verbrannt und voller Blasen war. Ich war völlig unbekant mit hitzigen Getränken, meine Zunge, Gaum und Kehle so rauh wie Rin fleisch, was war für mich zu thun? Schlucken konte ich unmöglich und während, daß ich mir mit der Hand den Mund zuhielt, sprudelte der verzweifelte Liqueur aus meiner Nase und zwischen die Finger durch gleich einem Springbrunnen über alle Gerichte, und ein laut ausbrechendes Gelächter erscholl von allen Seiten. Vergebens gab Herr Thomas Friendly den Bedienten einen Verweiß, vergebens schalt die Lady ihre Töchter, denn das Maaß meiner Beschämung und ihrer Belustigung war noch nicht voll. Um mir in dem unerträglichen Zustande der Transpiration, welche dieser Zufall verursachte, Linderung zu verschaffen, wischte ich, ohne zu

wissen, was ich that, mein Gesicht mit dem heillosen Schnupftuch ab, das noch von den Folgen des Falles des Xenophons naß war, und bedeckte alle meine Gesichtszüge nach jeder Richtung mit Strichen von Dinte. Diesen Streich konte selbst der Baron nicht aushalten, nun stimmte er nebst seiner Gemahlin in das allgemeine Gelächter mit ein. Ich sprang indessen verzweiflungsvoll vom Tische auf, flog aus der Thür und lief nach Hause mit einer Angst von Verwirrung und Schaam, welche das beissendste Gefühl von Verbrechen nicht hätte erwecken können.

Ohne also je von dem Pfade moralischer Rechtschaffenheit abgewichen zu seyn, leide ich jetzt die Quaalen eines verdammten Geistes. Meine untere Hälfte ist beinahe verbrannt, mein Mund und Zunge geröstet, und ich trage das Zeichen Cains an meiner Stirn. Doch, dies sind nur geringfügige Betrachtungen gegen die ewig dauernde Schaam, die ich fühlen muß, so oft dieses Abentheuers wird erwehnet werden. Aber vielleicht werden meine Nachbaren durch Ihre Vorsprache eines blöden Mannes schonen, wenn sie erfahren, wie sehr ich mein Elend empfinde, und da ich eben höre, daß mein Kräutenkissen fertig, so hoffe ich, Sie werden die Eilfertigkeit entschuldigen, mit welcher ich mich unterschreibe

Ihren u. s. w.

Mongrell Morell.

Stand des Fahrenheitischen Thermometers zu Völksen bei Hannover, bei der strengen Kälte im December 1788. und Januar 1789.

Im 9ten Stück des Magazins sind bereits die hier in Hannover bei der strengen Kälte dieses Winters gemachten Beobachtungen mitgetheilt. Gegenwärtige Bemerkungen hat man zu Völksen nach einem guten Fahrenheitischen Thermometer angestellt, welches der Einsender von dem seligen Herrn Professor Hollmann bekommen, der auch die Scala eigenhändig geschrieben hat. Sie weichen von jenen Beobachtungen etwas ab, allein dem ohnerachtet sind sie zuverläßig und richtig; denn in Städten ist bekanntlich die Kälte wegen des Dampfs und Rauchs allemal milder wie auf dem Lande. So war zum Exempel die größeste Kälte des diesjährigen Winters am 16ten December 1788 des Morgens in Hannover, 12 Grad unter Null, in Völksen dagegen 19 Grad unter Null. — Doch man überläßt es den Lesern, nach jener und nach folgender Tabelle, die Verschiedenheit der Kälte hier in der Stadt und in einem zwei Meilen von hier in der Nähe des Deistergebürges belegenem Orte, in den beiden letzt verflossenen Monaten December und Januar, selbst zu vergleichen, welches gewiß nicht uninteressant ist.

1788

Stand des Thermometers.	über 0	unter 0
1788 den 14ten Decemb.		
Abends um 9 Uhr —	—	4
den 15ten Morgens um 7 Uhr	—	4
Abends —	—	12
den 16ten Morgens —	—	19
Abends —	—	12
den 17ten Morgens —	—	10
Abends —	—	1
den 18ten Morgens —	—	4
Abends —	12	—
Vom 19ten bis 23ten war es bald etwas gelinder, bald kälter.		
den 23ten Morgens —	4	—
Abends —	—	4
den 24ten Morgens gelinde und Schnee.		
den 25ten u. 26ten Thau und Regen. Abends gelinder Frost.		
den 27ten Morgens —	—	4
den 28ten Morgens —	—	4
den 29ten Morgens —	—	0
den 30ten Morgens —	—	0
den 31ten Morgens war Schnee	14	—

Stand des Thermometers.	über 0	unter 0
1789 den 1ten Jan. Morgens	17	—
den 2ten Morgens —	14	—
den 3ten Morgens —	—	16
die Kälte war also in 24 Stunden 30 Grad stärker geworden.		
den 3ten Abends —	—	12
den 4ten Morgens —	—	0
Abends —	—	8
den 5ten Morgens —	—	12
Abends —	12	—
den 6ten Morgens —	12	—
den 7ten Morgens —	—	3
Abends —	—	4
den 8ten Morgens —	—	16
Abends —	—	8
den 9ten Morgens —	—	6
Nachmittags um 4 Uhr —	24	—
In 8 Stunden war also die Kälte 30 Grad gelinder geworden.		
Der Ostwind hatte sich nach Süden gekehrt.		
den 10ten Morgens —	28	—
den 13ten Morgens —	2	—
den 14ten Morgens Regen —	36	—
den 15ten Morgens Regen —	36	—

Etwas über das Wallnußöl.

Ich ließ im Januar dieses Jahr 54 Pfund Wallnußkerne, die nach Himtenmaaß ungefehr 2½ Himten ausmachten, in einer Roßölmühle schlagen, und erhielt 38 Pfund Oel daraus, welches sehr fett zu seyn scheint, lieblich von Geschmack ist, und auch gut bekomt. In wärmern Gegenden glaube ich jedoch, muß das Wallnußöl nicht nur süßer, sondern auch stärker seyn wie bei uns. Im Brennen hat dieses Oel vor dem Baumöl den Vorzug.

zug, das es ein helleres Licht, wie dieses giebt. Ich habe mich von jeher viel mit Wallnußbäumen abgegeben, weil mein verstorbener Pacht- und Hausherr, der Cammerrath Reinecke zu Straußfurt ein grosser Liebhaber dieser Bäume war, und dem zu gefallen, machte ich auch einige meiner Bemerkungen darüber schon vorlängst von Zeit zu Zeit in diesem Magazin bekant. — Hier führe ich noch folgende Erfahrung an. Der Blitz schlug in zwei unserer größten Wallnußbäume, und beide vertrockneten davon. In der Hofnung, daß der Stamm vielleicht noch gesund seyn könne, und der Strahl blos die Zweige getroffen habe, ließ ich solche dicht am Stamme abhauen. Die Bäume wurden wieder grün und gesund, und tragen jetzt mehr Nüße als sie jemals vorhin getragen haben.

Jeinsen. Garven, Hausvogt.

* * * * * * * *

Nachtrag zu vorstehendem Aufsatz.

Herr von Philippi, königl. preussischer Rath, ruft den Landwirthen zu: **„Pflanzet Wallnußbäume aller Orten, wo ihr ein leeres Plätzchen findet; ihr wisset, was für fürtrefliche Arbeiten daraus verfertiget werden."** Vielleicht würde aber der Ertrag von dem aus Wallnüssen gepreßten Oele noch weit mehr Vortheil gewähren. Es ist sehr wohlschmeckend, und kan füglich auch sogar das Gardseeöl ersetzen, wenn man bei dem Pressen mit Sorgfalt zu Werke geht. Es hat Jemand einige Tage nach einander Salat, mit solchem Oele angemacht, gegessen, und er versichert, daß es jenem gar nichts nachgegeben habe, ob es gleich schon 2 Jahr alt gewesen.

Die Nüsse geben allemal feines Oel, wenn sie an einem schattigten, trocknen und luftigen Orte aufbewahrt werden. Beim ausmachen werden die, welche schadhaft sind, abgesondert, und nur die guten kalt gepreßt; denn ohne diese Vorsicht geben auch die Oliven nur schlechtes Oel. Die Nüsse haben noch den Vortheil, daß man mit ihnen wegen des Pressens nicht zu eilen hat; allein mit den Oliven muß dies bald nach ihrer Einsammlung geschehen.

Freilich ist der Preis des Nußöls etwas hoch. Allein, wenn man in einem ganzen Lande den Rath des Herrn von Philippi mit Ernst befolgen wolte, so würde man nach einigen Jahren auch so viel Vorrath von dieser Frucht erhalten, als nicht nur zu einer reichlichen Ausbeute von Oel, sondern auch zu anderm Gebrauche des Landvolks hinlänglich ist.

Hannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 2ten März 1789.

Von den armen Kranken zu Hannover.

Das Publikum erhält in den hiesigen Anzeigen jährlich ein allgemeines Verzeichniß der sämtlichen armen Kranken der hiesigen Alt- und Neustadt. Manchem wird damit gedient seyn, auch ein specielles Register dieser Kranken zu lesen, welches auch in mehrerer Rücksicht vielleicht nicht ohne Nutzen seyn kan. Aus denen mir gütigst communicirten, und aus meinen eigenen Listen habe ich das folgende, nach den verschiedenen Krankheiten eingerichtete, Verzeichniß der armen Kranken der beiden Jahre 1787 und 1788 ausgezogen, welches ich hier bekant zu machen mich um so mehr bewogen finde, da ich dazu ausdrücklich aufgefordert worden.

Daß die armen Kranken der Altstadt von vier Aerzten, und die der Neustadt von mir allein besorget werden ist bekant, und ich habe auch schon an einem andern Orte *) davon, und von den Kranken der beiden Jahre 1785 und 1786 Nachricht gegeben, mithin würde es überflüßig seyn, hier etwas darüber zu sagen.

Dieses sey mir nur erlaubt, anzuführen, daß in den letztern vier Jahren, nemlich von 1785 bis 1788 in allen in der Alt- und Neustadt Hannover 2045 arme Kranke gewesen sind, mithin im Durchschnitt die jährliche Anzahl 511 beträgt. Von jener ganzen Summe sind 166 gestorben, als:

1785	von 525	—	48
1786	von 566	—	39
1787	von 474	—	39
1788	von 480	—	40
	2045	—	166

Folglich verhalten sich die Genesene zu den Verstorbnen im ersten Jahre wie 10 zu 1, im zweiten wie 14 zu 1, im dritten und vierten wie 12 zu 1, oder es starb im ersten Jahre von 10 Kranken einer, im zweiten von 14 einer, im dritten und vierten von 12 einer. Erwäget man dagegen die vielen Hindernisse, welche den glücklichen Aus-

*) Siehe Hrn. G. R. Baldingers N. Magazin für Aerzte. IX. 4. 323. ff.

Ausgang der Kuren bei solchen Kranken gar sehr erschweren, z. B. kleine, schmutzige Wohnungen, Mangel an Pflege, Wartung, Folgsamkeit u. s. w. so ist, wie mich dünkt, die Mortalität bei einer so großen Verschiedenheit von Kranken aus den niedrigsten Volksklassen nicht beträchtlich.

Aus nachstehendem Verzeichnisse ist ersichtlich, welche Krankheiten in den beiden letzten Jahren geherrscht haben. Die Blatternepidemie fing an im Monat October 1787, und endigte sich im Mai 1788. Die Ruhr zeigte sich zuerst im August des letzt abgewichenen Jahres, und hörte auf im Anfang des Decembers. In dem letzten so kalten December grassirten vorzüglich Entzündungsfieber, von welchen aber auch das Jahr 1787 nicht frei war.

Es waren krank:	1787	davon sind gestorben	1788	davon sind gestorben
An Lähmung	1	—		—
– Epilepsie und Convulsionen	3	1	2	1
– Schwindel	6	—	2	—
– Kopfschmerz	2	—	1	—
– Halsschaden	5	—	6	—
– Entzündungsfieber, Brustkrankheiten	21	3	34	3
– Steckfluß	1	1	—	—
– Husten aller Art	19	—	17	—
– Blutspeien	4	1	2	—
– Engbrüstigkeit und Schwindsucht	26	8	34	10
– Colikschmerzen	4	—	15	—
– Diarrhoe	11	—	14	—
– Verstopfung	2	—	—	—
– der Ruhr	1	—	39	6
– der Gelbsucht	1	—	—	—
– der Wassersucht	19	3	18	8
– Würmer	12	—	20	—
– Gallenfieber	9	—	10	—
– Faulfieber	3	1	4	2
– Schleimfieber	14	—	7	—
– Unverdaulichkeit	49	—	33	—
– Hämorrhoiden	1	—	1	—
– Gicht, Podagra, Rheumatismus	22	—	30	—
– der Lustseuche	2	—	2	—
– der Gonorrhoe	1	—	—	—
Larus	239	18	291	30

Es waren krank:	1787	davon sind gestorben	1788	davon sind gestorben
Transport —	239	18	291	30
An der Krätze, Grind, Ausschlag —	70	1	37	—
– äusserlichen Schäden —	26	1	10	—
– Augenentzündung — —	—	—	10	—
– Wechselfieber — —	4	—	3	—
– hitzigen Fieber — —	6	2	—	—
– Catarrhalfieber — —	28	1	40	—
– Nervenfieber — —	2	—	2	—
– Hysterie — —	4	—	3	—
– Krämpfen — —	4	—	5	—
– Magenkrampf — —	1	—	5	—
– Fehlern der Urinwege —	4	—	—	—
– der Rose — —	3	—	3	—
– St. Antons-Feuer, Zoster —	1	—	—	—
– Scharlachfieber — —	5	—	4	—
– Nesselfieber — —	1	—	1	—
– Essera — —	1	—	—	—
– Windblattern — —	2	—	1	—
– Blattern — —	39	8	21	5
– Auszehrung, Dörrsucht —	7	4	2	—
– Schwämmchen, (Aphthae) —	1	—	—	—
– Scropheln, Scirrhus —	4	1	7	1
– Zähnen — —	3	—	5	—
– der englischen Krankheit, (Rhachitis)	1	—	—	—
– Kindbettfieber — —	2	—	2	—
– Umschlag, (Abortus) —	1	—	1	—
– Bleichsucht, weißen Fluß —	2	—	5	—
– Unordnung der Monatszeit —	8	—	12	—
– Blutflüssen — —	—	—	2	—
– unglücklichen Fall — —	—	—	4	1
– Entkräftung von Alter —	5	3	4	3
Summa —	474	39	480	40

Hannover.

G. L. Hansen, Dr.
Hofmedicus.

Robert Machin.

(Anekdote, die sich auf die Endeckung der Insel Madera bezieht; übersetzt aus einem portugiesischen Werke, betitelt: Historischer Bericht von der Entdeckung der Insel Madera.)

(L'Esprit des Journeaux.)

Unter der Regierung Eduards III. Königs von England, verliebte sich ein junger Mensch, Namens Robert Machin, in ein junges reiches Frauenzimmer von Stande. Er wurde von ihr geliebt. Weil der Vater und die Mutter des Frauenzimmers eine ungleiche Heirath fürchteten, brachten sie es bei dem Könige dahin, daß er den jungen Menschen wegsetzen ließ, bis sie ihre Tochter mit einem reichen Edelmann verheirathet hätten, welcher seine junge Gemahlin gleich nach der Hochzeit, nach seinem Landgute in der Gegend von Bristol, führte. Nach der Verheirathung des Frauenzimmers erhielt Robert Machin leicht seine Freilassung; aber von Rache und derjenigen Liebe beseelt, welche er noch immer für seine Geliebte hegte, beschloß er, alles dasjenige ins Werk zu setzen, was zugleich seine Leidenschaft befriedigen, und ihn wegen der von seinen Feinden ihm zugefügten Beleidigung rächen könte. Er bewog daher einige seiner Freunde und Verwandten, ihm in seinem Vorhaben beizustehen, und führte sie zu dem Ende nach Bristol. Gleich nach seiner Ankunft fand er Mittel, einen seiner Freunde in das Haus der Neuvermählten, unter dem Namen eines Stallknechts zu bringen. Dieser ermangelte nicht, die Dame von den Anschlägen ihres Geliebten und den Maasregeln zu unterrichten, welche sie nehmen müßte, um jene zu bewerkstelligen. Die Dame, welche war gezwungen worden, ihre Hand einem Manne zu geben, den sie nicht liebte, trug kein Bedenken, den Anschlägen Machins beizupflichten. Dieser, nachdem er ein Schiff gemiethet hatte, um nach Frankreich überzusegeln, machte alles fertig, was zur Reise nöthig war. Um allen Argwohn zu vermeiden, nahm die Dame alle Morgen einen Spazierritt vor. Am festgesetzten Tage ritt sie, wie gewöhnlich, mit ihrem Stallknechte aus; dieser führte sie ans Ufer, wo sie sich in eine Chaluppe begab, die sie an Bord des Schiffes brachte, welches ihrer wartete. Meister vom Gegenstande seiner Liebe, lichtete Machin alsbald die Anker, um allem Nachsetzen zu entgehen. Der Wind war sehr heftig. Man verlor bald den Haven aus dem Gesichte, und am folgenden Tage befand sich das Schiff mitten auf dem Ocean, wo man nichts als Himmel und Wasser sah. Keiner von der Besatzung verstand die Schiffarth. In dieser traurigen Lage war das Schiff ohne Steuermann, ein Spiel der Wellen. Man entdeckte endlich

Land

Land. Das Erſtaunen der Beſatzung beim Anblick einer Menge fremder Vögel, die ſich auf die Maſtbäume ſetzten, ohne die geringſte Furcht zu zeigen, war groß. Man ſetzte alsbald eine Chaluppe aus, und einige der Matroſen gingen hin, um die Küſte zu unterſuchen. Wie ſie zurück gekommen waren, machten ſie eine Beſchreibung von der Schönheit und Fruchtbarkeit des Orts, welchen ſie unbewohnt gefunden hatten. Machin landete alsbald mit ſeinen Freunden und ſeiner Geliebten. Sie ſahen ein Land, in welchem Berge und Thäler auf die angenehmſte Weiſe unter einander gemiſcht waren; jene waren mit tauſend ſchönen Bäumen bedeckt, welche ſie nicht kanten; durch dieſe ſchlängelten ſich klare Bäche; in dem Augenblick bot ſich ihren Augen eine große Menge wilder Thiere dar, ohne ihnen das geringſte Uebel zu thun. Dieſer Umſtand bewog ſie, tiefer in das Land einzudringen. Sie kamen bald in eine ſchöne Ebene, von Lorbeerbäumen umkränzt, und von einem kleinen Bache durchrieſelt, welcher am Fuße eines benachbarten Berges entſprang, und auf einem Bette von Grand ſanft dahin floß. Bei dieſem Bache war eine kleine Anhöhe, auf welcher ein ſchöner Baum ſtand, deſſen ausgedehnte Zweige den Wanderer unter ihrem Schatten auszuruhen einladeten. Die Reiſenden zögerten nicht, ſich hier Hütten von Baumzweigen zu bauen. Sie brachten an dieſem Orte ihre Zeit ſehr angenehm zu, machten alle Tage neue Entdekkungen, und bewunderten die ſonderbaren Gewächſe des Landes. Aber, ihr Glück war von kurzer Dauer. Am vierten Tage nach ihrer Ankunft riß ein wüthender Sturm ihr Schiff vom Anker los, und warf es an die mohriſche Küſte, wo es ſcheiterte und die ganze Beſatzung von den Mohren zu Gefangenen gemacht wurde.

Wie Machin und ſeine Freunde am folgenden Tage das Schiff nicht ſahen, glaubten ſie, daß es während des Sturms untergegangen ſey. Dieſes neue Unglück brachte ſie alle in Verzweiflung, und machte einen ſolchen Eindruck auf die Dame, daß ſie nicht lange dieſes Unglück überleben konte. Sie ſtarb nach dreien Tagen.

Machin war untröſtbar über den Verluſt ſeiner Geliebten. Nach fünf Tagen des heftigſten Schmerzes verſchied er, und bat ſeine Freunde, ſeinen Leichnam in das Grab ſeiner Geliebten zu legen, welche dieſem ſeinen letzten Willen nachkamen. Sie legten die beiden Leichname in ein, am Fuße eines Altars, welchen ſie unter dem ſchönen vorher erwähnten Baum errichtet hatten, bereitetes Grab. Sie ſetzten darauf ein großes hölzernes Kreuz auf das Grab, und daneben eine Inſchrift, die Robert Machin ſelbſt zwei Tage vor ſeinem Tode verfertigt hatte; er gab darin eine kurze Nachricht von ſeinem ganzen Abentheuer, und endigte damit, die Chriſten, (wenn ſich je welche dort niederlaſſen würden) zu bitten, dem

Heilande an dem Orte, wo er begraben sey, eine Kirche zu errichten.

Robert Machins Freunde, ihres Führers beraubt, setzten sich in die Chaluppe, um darin nach England zu segeln. Aber, da sie nicht wußten, welchen Lauf sie halten müßten, landeten sie an eben demselben Orte, wo das Schiff gescheitert war, und untergingen mit ihren Gefährten ein gleiches Schicksal, mit denen sie auch eingekerkert wurden. Die Gefängnisse von Marocco waren damals mit christlichen Sklaven von allen Nationen angefüllt; unter diesen befand sich auch Johann Morales, aus Sevilla gebürtig. Dieser Mann, welcher während vieler Jahre Steuermann gewesen war, hörte mit vielem Vergnügen die Abentheuer der englischen Gefangenen, welche ihm die Lage und Natur der Länder, welche sie entdeckt hatten, beschrieben.

Einige Zeit vorher war Don Sanctius, ein Sohn Ferdinands, Königs von Arragonien, gestorben, und hatte in seinem Testament eine Summe vermacht, um die in Marocco sich befindenden gefangenen castilianischen Christen loszukaufen. Zu dem Ende machte ein spanisches Schiff eine Reise dahin, und kaufte unter andern Gefangenen auch Johann Morales los. Das Schiff wurde auf seiner Rückkehr von einer portugiesischen Flotte weggenommen, die von dem Infanten ausgerüstet war, um Entdeckungen auf den afrikanischen Küsten zu machen, und von Johann Gonsalvus Zarco commandirt wurde, welcher wenige Jahre vorher Porto Santo zufälliger Weise entdeckt hatte, indem er auf diese Insel, in einer Reise, welche er unternommen hatte, um die benachbarten Küsten von Bajador zu untersuchen, geworfen worden. Dem Gonsalvus war bei der Untersuchung seiner Reise der elende Zustand des spanischen Schiffes besonders auffallend, und erlaubte demselben, seinen Weg fortzusetzen: er behielt den einzigen Johann Morales zurück, der für einen geschickten und erfahrnen Steuermann bekant war; er sah ihn als ein Geschenk an, welches dem Infanten viel Vergnügen machen würde, der damals nur auf Entdeckungen sann. Morales, nachdem er den Bewegungsgrund, warum man ihn zurück behalten, vernommen hatte, bot sich freiwillig an, dem Infanten zu dienen, und fügte hinzu, er zweifle nicht, daß er den Erwartungen des Prinzen entsprechen würde: er gab darauf dem Gonsalvus eine kurze Nachricht von der Insel, die neulich von den Engländern entdeckt war, und gründete seinen Bericht auf das Ansehen der Geschichte der beiden Liebenden.

Gonsalvus unterrichtete, nach seiner Zurückkunft, den Infanten von dieser glücklichen Entdeckung; bald darauf reisete er mit einer kleinen Flotte ab, um die Wahrheit desjenigen, was Morales behauptet hatte, zu beweisen. Auf seiner Reise lief Gonsalvus in Porto Santo ein, wo er

von

von den Portugiesen, die er daselbst seit zwei Jahren gelassen hatte, erfuhr, daß man auf dem südöstlichen Theile der Insel beständig dicke und undurchsehbare Finsternisse sich über das Meer ausbreiten sähe, welche sich bis in die Wolken erhöben; daß sie niemals abnähmen, daß aber oft innerhalb derselben ein großes Geräusch entstünde, welches man zu Porto Santo höre. Sie fügten hinzu, man sehe es aus Mangel der nöthigen Instrumente, für unmöglich an, daher wieder zurück zu kommen; aus Unwissenheit nannten einige diesen entfernten Ort, einen Abgrund oder grundlosen Schlund; andere hielten dafür, es sey der Eingang der Hölle, der Meinung einiger furchtsamen Theologen gemäß, welche behaupteten, daß es die alte Insel Cipango sey, wo sie glaubten, daß die alten spanischen und portugiesischen Christen das unterdrückende Joch der Mohren und Saracenen abgeschüttelt hätten. Dieser Meinung zufolge, hielten sie es für ein Verbrechen, dieses Geheimniß zu ergründen.

Gonsalvus sah von einem Berge zu Porto Santo diese furchtbare Erscheinung, von welcher Johann Morales beim ersten Anblick urtheilte, daß es ein gewisses Merkmal des Landes sey, welches sie suchten. Aber seine Gründe konten die Furcht, welche sich aller, den Gonsalvus ausgenommen, der überzeugt war, daß diese Finsterniß natürlich sey, bemächtigt hatte, nicht vertreiben. Morales unterstützte des Gonsalvus Meinung, indem er bemerkte, daß, da die Erde beständig von hohen und dikken Bäumen beschattet werde, sie viele feuchte Dünste ausdünsten müsse, welche sich in der Atmosphäre ausbreiteten, und die wahre Ursache dieser Finsternisse wären, welche beim ersten Anblick so viel Schrecken einflößten. Diese Gründe bewogen den Gonsalvus, die Anker zu lichten, und nach dem mit Finsternissen bedeckten Ort hinzusegeln, ohne irgend einem des Schiffvolks sein Vorhaben mitzutheilen. So wie man sich der Wolke näherte, schien sie furchtbarer; und Gonsalvus konte nicht ohne viele Mühe seine Steuermänner überreden, weiter vorzurücken. Aber, wie man sich dem östlichen Theile der Insel näherte, sah man, daß die Wolke abnähme, und man entdeckte bald Land. Eine kleine Erdzunge entdeckte sich ihnen zuerst, welche Gonsalvus Cap des h. Laurentius nannte. Nachdem sie über dieses Cap hinausgefahren waren, ging Morales in einer Chaluppe hin, die Küste zu untersuchen, und kam bald an eine Bucht, die der Beschreibung, welche ihm die Engländer davon gemacht hatten, völlig entsprach; er landete daselbst, und fand das Grabmal, und die andern vorher erwähnten Denkmäler. Er kehrte zum Gonsalvus zurück, den er von seiner Entdeckung benachrichtigte. Man landete darauf,

auf, und nahm von der Insel im Namen des Königs Johannes und des Infanten Don Heinrichs Besitz, und errichtete einen Altar bei demjenigen der beiden englischen Liebhaber.

O. A. H. Oelrichs.

---

* * * * * *

Im 95ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre sind einige Merkwürdigkeiten aus dem Leben des zu Ilfeld im Jahre 1771 verstorbenen Viel- und Steinfressers Joseph Kolnickers, aus des jetzigen Herrn Hofraths und Professor Vogels zu Rostock Inauguraldissertation de Polyphago & Lithophago &c. übersetzt geliefert. Folgende Vielfresser, die im l'Esprit des Journaux von 1788. Tom. 12. p. 388. angemerkt werden, mögen Kolnicker zur Seite stehen.

Furetiere sagt: er habe einen Menschen ganz allein einen großen Kalbsbraten, einen Capaun und zwei Waldschnepfen mit vielem Brod verzehren gesehen. —

Die Tänzerin Aglais, welche zwei Jahrhunderte vor August lebte, aß zu ihrem Abendbrodte zehn Pfund Fleisch, zwölf Brodte und trank sechs Pinten Wein dazu.

Clio, ein anderes griechisches Frauenzimmer, forderte jeden zum Vieleſſen heraus, und trug immer den Sieg davon.

Theodoret erzählt, daß eine gewisse syrische Dame täglich dreißig junge Hühner verzehret, und doch noch nicht satt davon geworden.

Phegon fraß in Gegenwart des Kaisers Aurelian, ein ganzes wildes Schwein, einen Hammel, ein kleines Schwein, nebst hundert Brodten, und trank nach Verhältniß dazu.

Der Kaiser Claudius Albinus verzehrte eines Tages zum Frühstück 500 Feigen, 100 Pfirschen, 10 Melonen, 100 Feigendrosseln, 40 Austern und viele Weintrauben.

Der Athelet Milon von Crotona aß einst einen ganzen Ochsen, den er vorher lange Zeit auf seinen Schultern umher getragen hatte.

Der Kaiser Maximian wurde von seinem vielen Essen so dick, daß ihm die Armketten seiner Gemahlin, nur wie Ringe auf seine Finger paßten. Wie viel er gewogen, ist nicht bekant, vermuthlich aber mehr, wie der westphälische Bauer Butterbrod, der sich noch kürzlich seiner Schwere wegen, für Geld sehen ließ.

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

19tes Stück.

Freitag, den 6ten März 1789.

Ueber die Bibliothek des Vatikans zu Rom.

(l'Esprit des Journeaux.)

Pabst Nicolaus V. war der erste, welcher die Bibliothek des Vatikans zu sammeln anfing; sie bestand gleich Anfangs aus 6000 sehr seltenen und kostbaren Büchern. Einige wollen behaupten, Sixtus V. habe den Grund dazu gelegt; dieses kan Anlaß geben zu muthmaßen, daß die Bibliothek des Pabstes Nicolaus an einem andern Platze gewesen. Es ist jedoch wahr, daß die Bücher dieser Bibliothek unter der Regierung Calixtus III., welcher dem Pabste Nicolaus nachfolgte, zerstreuet worden. Aber sie wurde von Sixtus IV., Clemens VII., Leo X. und Martin V. wieder hergestellet. Bei der Plünderung Roms, vor der Regierung Sixtus V., wurde sie fast gänzlich von der Armee Karls V., commandirt von dem Connetable von Bourbon und Philibert, Prinzen von Oranien, zerstöhret. Pabst Sixtus V., ein Beschützer der Wissenschaften und selbst ein Gelehrter, nicht damit zufrieden, dieser Bibliothek ihren vorigen Glanz wieder zu geben, bereicherte sie mit einer großen Anzahl von Büchern und vortreflichen Manuscripten. Nicolaus V. hatte sie nicht im Vatikan aufgehoben, sondern sie wurde von Sixtus IV. nach diesem Orte gebracht, und darauf von Clemens IV. mit dem heiligen Stuhle nach Avignon verlegt; unter der Regierung Martins V. wurde sie wiederum nach dem Vatikan gebracht, wo sie gegenwärtig ist.

Man weiß überhaupt, daß diese Bibliothek, einen Theil ihres Reichthums, der Bibliothek des Churfürsten von der Pfalz zu verdanken hat, davon die Ueberbleibsel nach Rom geschickt wurden, um die Bibliothek des Vatikans zu vermehren, nachdem der Graf Tilly im Jahre 1622 Heidelberg erobert hatte. Einige behaupten, (und ihre Meinung scheint gegründet zu seyn) der damalige Pabst Paulus V. habe nur einen sehr kleinen Theil der pfälzischen Bibliothek erhalten, und daß selbst dieser Theil nicht von Wichtigkeit gewesen, indem die besten Werke von verschiedenen Personen, insbeson-

dere aber vom Herzoge von Baiern, davon getragen worden.

Die Bibliothek des Vatikans (welche Baronius mit einem Netze vergleicht, in welchem sich gute und schlechte Fische sammeln) ist in drei Theile getheilt; der erste ist zum öffentlichen Gebrauche bestimmt, und Jedermann hat die Freiheit, sie an gewissen festgesetzten Tagen, während einer Zeit von 2 Stunden, um Rath zu fragen. Der zweite wird verborgener gehalten, und der dritte kan nur von einigen privilegirten Personen gesehen werden, und man kan ihn gewissermaaßen das Heiligthum der vatikanischen Bibliothek nennen. Sixtus V. hat sie mit einer so großen Anzahl von Büchern bereichert, daß man sie als sein Werk ansehen kan. Er ließ sie inwendig und auswendig von den geschicktesten Malern seiner Zeit anmalen. Alle Wissenschaften und Tugenden sind auswendig unter emblematischen Figuren vorgestellet. Inwendig sind erstlich alle Thaten des Lebens Sixtus V.; zweitens, alle Kirchenversammlungen, von der ersten zu Nicäa an bis auf diejenige zu Trient, unter welchen sehr niedliche Inschriften sind, welche in wenig Worten die Namen der Kaiser und Päbste, unter welchen jede Versammlung ist gehalten worden, und eine kurze Nachricht von ihren Decreten und Verrichtungen enthalten; drittens, alle berühmten Bibliotheken der Welt, unter gemalten Büchern vorgestellt, und unter jeder ist eine Inschrift, welche die Zeit ihrer Errichtung anzeigt; viertens befinden sich dort 8 Säulen mit den Gemälden aller derjenigen, welche sich durch ihre Wissenschaften, ihre Talente, und ihre sinnreichen Erfindungen hervorgethan haben.

Adam ist auf der ersten Säule mit dieser Inschrift vorgestellet: ADAM DIVINITUS EDOCTUS, PRIMUS SCIENTIARUM ET LITTERARUM INVENTOR.

Seth ist auf der zweiten Säule mit seinen Kindern vorgestellet: FILII SETH COLUMNIS DUABUS RERUM CAELESTIUM DISCIPLINAM INSCRIPSERUNT.

Abraham ist mit dieser Inschrift vorgestellet: ABRAHAMUS SYRIAS ET CHALDAICAS LITTERAS INVENIT.

Man siehet daselbst Mosen mit dieser Inschrift: MOSES ANTIQUAS LITTERAS HEBRAICAS INVENIT.

Und nach ihm den Priester Esdras mit diesen Worten: ESDRAS NOVAS HEBRAEORUM LITTERAS INVENIT.

Auf der dritten Säule sind 4 Bilder; das erste ist die Vorstellung des Mercurius Trismegistus mit dieser Inschrift: MERCURIUS TRISMEGISTUS THEOLOGUS AEGYPTUS SACRAS LITTERAS CONSCRIPSIT.

Das zweite stellt den ägyptischen Herkules mit dieser Inschrift vor: HERCULES AEGYPTUS PHRYGIAS LITTERAS CONSRIPSIT.

Das

Das dritte ist das Bild Memnons mit dieser Inschrift: MEMNON PHORONEO AEQUALIS LITTERAS AEGYPTIAS INVENIT.

Und viertens das Bild der Isis, Königin von Aegypten, mit dieser Inschrift: ISIS REGINA AEGYPTIARUM LITTERARUM INVENTRIX.

Auf der vierten Säule sind folgende Bilder:

1) Das Bild des Phönix mit dieser Inschrift: PHOENIX LITTERAS PHOENICIBUS TRADIDIT.

2) Das Bild des Cadmus, seines Bruders, mit dieser Inschrift: CADMUS FRATER PHOENICIS LITTERAS SEXDECIM IN GRAECIAM INTULIT. (Welche Buchstaben unter ihm abgebildet sind.)

3) Das Bild des Linus aus Theben mit der Inschrift: LINUS THEBANUS GRAECARUM LITTERARUM INVENTOR.

4) Das Bild des Cecrops, Königs von Athen, mit dieser Inschrift: CECROPS, PRIMUS ATHENIENSIUM REX, GRAECARUM LITTERARUM AUCTOR.

(Man erzählt, Palamedes habe nachmals vier andere Buchstaben, und Simonides noch vier andere erfunden, welches in allem 24 Buchstaben, die Zahl des griechischen Alphabets, ausmacht. Aber Plinius will uns überreden, Aristoteles habe in einigen seiner Schriften erklärt, die alten Griechen hätten nur 18 Buchstaben gehabt, denen Epicharmus noch zwei hinzugefügt habe.)

Auf der fünften Säule sind die Gemälde des Pythagoras, Epicharmus, Simonides und Palamedes mit Inschriften, die sich auf ihre Erfindungen und Wissenschaften beziehen.

Nicostrata ist auf der sechsten Säule mit diesen Worten vorgestellt: NICOSTRATA CARMENTA LITTERARUM LATINARUM INVENTRIX. Man siehet dabei die Buchstaben: A, B, C, D, E, G, I, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, U.

Ihr Sohn, Evander, folgt mit dieser Inschrift: EVANDER, CARMENTAE FILIUS, ABORIGINES LITTERAS DOCUIT.

Dann folgt Demarathus mit diesen Worten: HETRURARUM LITTERARUM AUTHOR.

Kaiser Claudius folgt mit dieser Inschrift: CLAUDIUS IMPERATOR TRES NOVAS LITTERAS ADINVENIT.

Ueber ihm ist ein F mit diesen Worten: RELIQUAE DUAE OBLITERATAE SUNT. (Jedoch Cicero, der vor dem Claudius lebte, erwähnt dieses Buchstabens; daher zweifle ich sehr, daß man den Claudius für den Erfinder desselben ansehen könne.)

Auf der siebenden Säule ist das Gemälde des h. Johann Chrysostomus, mit dieser Inschrift: LITTERARUM ARMENICARUM INVENTOR.

Ferner das Gemälde des h. Hieronymus, mit der Inschrift: LIT-

TERARUM ILLYRICARUM INVENTOR.

Und das Gemälde des **Ulphias**, Biſchofs der Gothen, mit der Inſchrift: GOTHORUM LITTERARUM INVENTOR.

Auf der achten Säule iſt das Bild **Jeſu Chriſti**, mit der Inſchrift: JESUS CHRISTUS CAELESTIS DOCTRINAE AUTOR.

Dann das Bild des Pabſtes mit den Worten: CHRISTI VICARIUS.

Endlich das Bild des Kaiſers mit der Inſchrift: ECCLESIAE DEFENSOR.

Dieſe Bibliothek enthält eine groſſe Anzahl ſeltener und alter Werke; unter andern zwei Manuſcripte des **Virgils**, die älter als tauſend Jahre ſind; ſie ſind auf Pergament geſchrieben, ſo wie auch ein Manuſcript des **Terenz**. Es befindet ſich auch daſelbſt eine ſehr alte Bibel; die Epigrammen des **Petrarchs**, welche er mit eigener Hand geſchrieben; die Werke des Thomas d'Aquin ins Griechiſche überſetzt von **Demetrius Cydonius** aus Theſſalonika; ein Manuſcript der Fabeln von **Lockmann**. Auch findet man in dieſer Bibliothek die beiden erſten Manuſcripte des **Tacitus**.

Außer der ungeheuren Menge vortreflicher Bücher, welche die Bibliothek des Vatikans zieren, enthält dieſe noch mehr als 10000 Manuſcripte, davon **Angelus de Rocca** einen Catalogum herausgegeben hat. Es ſind auch daſelbſt zwei Tiſche von ſchönem Marmor, mit zween Inſchriften mit goldenen Buchſtaben zu ſehen. Auf dem einen iſt ein allgemeines Verbot, irgend ein Buch der Bibliothek zu entwenden, oder zu zereiſſen, bei Strafe des Banns, den der Pabſt nur allein aufheben kan. Auf dem andern iſt das Hauptſächlichſte desjenigen bemerkt; was **Sixtus** V. für dieſe berühmte Bibliothek gethan hat.

Einige wollen, **Clemens** VIII. habe ſie ſehr bereichert, ſowohl mit gedruckten Büchern, als auch mit Manuſcripten, wobei er ſich der Hülfe des **Fabrius Urſinus** bedient; **Paul** habe ſie mit den Manuſcripten des Cardinals **Alteni** und einem Theile der pfälziſchen Bibliothek vermehrt; und **Urbanus** III. habe viele griechiſche Bücher aus dem griechiſchen Gymnaſio zu Rom in die Bibliothek des Vatikans bringen laſſen, über welche er die Aufſicht dem **Leo Allatius** anvertrauet.

O. A. H. Oelrichs.

Der

Der zufriedene Bauer.

Eine auf Wahrheit gegründete Erzählung.

(Aus dem Engliſchen.)

Adraſt, ein tief gelehrter Mann von ausgebreiteter Beleſenheit und philoſophiſchem Geiſt, wählte zu ſeinem Wohnſitz das Land, um die Freude des Nachdenkens ungeſtörter zu genießen. Nicht bloß gelehrt und reich, ſondern auch bieder, war er in der Nachbarſchaft gleich berühmt wegen ſeiner Weisheit und ſeines Edelmuths. Sein kleinſter Pächter hatte eine ſtarke Familie, die ſich bloß von dieſer Pachtung nährte, und war dabei bei weitem der fröhlichſte, und am beſten eingerichtet. Nettigkeit zeichnete ſeine kleine Kathe vor allen andern aus; Mäßigkeit und Einfalt waren die Schutzgeiſter ſeiner glücklichen Familie. Jede Lage, und jede Jahrszeit vom Anfang des Frühlings bis zum Ende des Winters gewährte durch die glückliche Anordnung ſeiner Einrichtung neue Quellen des Vergnügens, machte ihn fähig, jeden Vorfall zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Bei Widerwärtigkeiten ergeben, im Glück dankbar, war er ſchon Pächter eben dieſes kleinen Weſens, als Adraſts Vater das Gut antrat, von welchem es ein Theil war. Nie hatte er die Bezahlung der Pacht verzögert, nie Hader im Kirchſpiel gehabt. Der fröhliche Gedanke an die Verſorgung ſeiner Nachkommen erleichterte und verſüßte ihm die Arbeit. Seine immerwährende Geſchäftigkeit lohnte ihn mit Geſundheit, verſtattete ihm keine Muſſe zu grillenhaften Gedanken an eingebildete Mängel, und ſchützte ihn dabei gegen alle ungeſtüme, kränkende und laſterhafte Leidenſchaften. Manche erkaltete Freundſchaft hatte er wieder erwärmt; manchen kleinen läppiſchen Hader geſchlichtet; manchen Familienzwiſt beigelegt; und manche kleine Einrichtung zum Beſten der Armuth, während er Kirchenvorſteher war, durchgeſetzt. Nie hatte er eine Regung von Neid bei dem Anblick größerer Reichthümer gefühlt.

Dieſe beſcheidenen aber ächten Vorzüge hatten ihm großen Ruf in der ganzen Gegend erworben; einſtimmig nannte man ihn den **zufriedenen Bauer**, und er war in Wahrheit

Mit jährlich hundert Thalern reich!

Adraſten hatte man von ihm erzählt; um zu ſehen, wie wahr ſein Ruf ihn ſchildere, ging er ihn zu beſuchen. Zwar lebte Adraſt auf dem Lande, allein bei ſeinen abſtrakten philoſophiſchen und ſitzenden Beſchäftigungen hatte er nur wenig Bekanntſchaft, ſelbſt unter ſeinen eignen Pächtern; mit ihren Pachtangelegenheiten waren dieſe an ſeinen Hausverwalter verwieſen.

Ein Mann von der Art des **zufriedenen Bauern** war aber doch ein

wichtiger Gegenstand, seine philosophische Neugierde zu erregen; er setzte deswegen einen Nachmittag oder Abend zu dieser Unterhaltung aus. Adrast kam etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang bei dem Pächter an, als eben die Dämmerung alle Dinge in bescheidenes Grau einfärbig gekleidet hatte. Der Pächter, sein Name war **Matthias Besserland**, saß vor der Thür seiner kleinen Hütte, und rauchte, von seinen Kindern umgeben, seine Pfeife; seine Gattin bereitete, über das Feuer gebückt, ein anständiges gesundes Abendmahl, der Pächter kannte seinen Gutsherrn, stand vor ihm, seinem Obern, auf, und bot ihm den besten Sitz seiner freundlichen Hütte.

„Hier gnädiger Herr finden Sie mich" sagte der Pächter, „auf einer kleinen aber glücklichen Stelle. Alle die lange Zeit habe ich hier auf Ihrem Grunde gesessen; Michaeli ist meine Pacht aus, wenn Sie es aber gut finden, sie zu erneuern, so endige ich mit Freuden mein Leben in Ihrem Dienst. Wenn Ihro Gnaden mich leiden mögen, ich habe Sie herzlich lieb. Ihre Gefälle sind auf die Stunde bereit; Ich habe nicht mehr Grund mich über meinen Gutsherrn zu beschweren, als mein Gutsherr über seinen Pächter, und so" — Adrast unterbrach ihn, forderte den Pachtbrief, Feder und Dinte, um ihn auf der Stelle zu erneuern. „Feder und Dinte, Herr, brauche ich nicht" sagte der Pächter „und darum habe ich nie dergleichen im Hause; Ich schreibe nie, kan auch nicht lesen, daher sind diese Dinge mir unnütz. Wenn aber Ihro Gnaden schreiben wollen, so kan ich leicht zum Kramer senden, Papier und Dinte zu holen, und einer meiner Jungens läuft leicht auf die Gänseweide eine Feder zu suchen; Sind sie eilig, so kan Thomas auch eine dem alten Gänserich abborgen, der, wie ich sahe, eben zu Neste wackelte." Es kömt jetzt nicht darauf an, erwiederte Adrast, ich kan ein andermal unterschreiben. Aber ernstlich! wißt ihr nichts von Büchern? Ich habe euch wahrlich für einen Gelehrten gehalten, und geglaubt, ihr verwendetet alle eure Feierstunden zum Studieren, dadurch glaubte ich, hättet ihr eure ökonomischen Kenntnisse gesammelt, und Beispiele der Geschichte, oder Ueberlieferungen der Vorzeit hätten euch Fleiß und gute Kinderzucht gelehrt.

"Nein! wahrlich nicht Herr! nicht ich" sagte der Pächter, „ich bin ein sehr ungelehrter Mensch, Wissenschaft aus der Schule habe ich gar nicht. Mein Vater konte es nicht aufbringen, mich dazu erziehen zu lassen; seitdem hatte ich weder Zeit noch Gelegenheit. Natur, und der Gebrauch meiner Augen lehrten mich einzig. War ich im Stande, drei Stiege Jahre im Wohlstand zu erleben, so verdanke ich es diesen allein. Würklich, um ganz bei der Wahrheit zu bleiben, warfen mir meine Geschäfte als Pächter tausend unterrichtende Gegenstände

de in den Weg. Mein Hof ist voll Gelegenheit zu Unterricht. Am Ende des schmalen Stücks Gartenland habe ich einen kleinen Immenzaun voller kleiner fleißigen Thierchen, die mir sagen, wie schändlich es seyn würde, das Leben einer Drone zu verleben. Mein Grundsatz in diesem Stück ist: Niemand muß Honig essen, der nicht eintragen kan. Er machte mich unermüdet, mein Mahl zu verdienen, ehe ich mich niedersetzte, es zu genieſſen. Auch die kleinen Thierchen, die den Maulwurfshaufen bewohnen, lehren mich das. Ist es möglich, die armen Dingerchen für die Zeit der Noth so emsig arbeiten zu sehen, ohne die Lehre zu fassen: daß man ein mäſſiges für seine Familie zurücklegen müsse. Auf mein Grabscheid habe ich mich gelehnt, Herr! ihre Arbeiten zu betrachten, denn ging ich wieder an meine Arbeit, ihrem Tadel auszuweichen, daß fremde Arbeit mich mehr beschäftige als meine eigne. Ich habe einen alten Hofhund, Ihro Gnaden — Hier Ehrlich! Ehrlich wo bist du? — Ja, Herr, dies alte Thier hat bei Tage meine Kleider, und bei Nacht meine Hütte bewacht, bis es keinen Zahn mehr im Munde hat, und thut für mich was ich für Thomas Trautmann thäte, den ich lieb habe, sint ich ein Häufchen fausthoch war; er that mir einmal ein Freundschaftsstück, wie ich sehr verlegen darum war, und so lange ich athme, will ich es ihm gedenken. Wer nicht dankbar ist, Herr, hat keine menschliche Natur in sich; ein unnatürlicher Mensch ist besser tod als lebendig; und ein Mensch, der seinem Nachbar keinen Gefallen thun kan, hat hier gar nichts zu thun. Wir sind alle geboren, um etwas zu thun, und wer Jemandem einen Gefallen thut, verdient dafür in Ehren gehalten zu werden. Meine Pflicht als Ehemann lehren mich die Tauben, die um meinen Taubenschlag girren und liebkosen; diese gute alte Frau ist mir sechs und vierzig Jahr gesetzmäßig angetraut, und ich kan nicht begreifen, was die grossen Leute treiben; ich finde so viel Freude an meiner Beständigkeit, als ich, des bin ich sicher, durch Unbestand nie genieſſen würde. Das freundliche Lächeln einer guten Frau ist reicher Lohn! Die Liebe zu diesen Kleinen, die ich ihnen als Vater schuldig bin, lehrt mich jedes lebendige Wesen. Der Zaunkönig, der in meinen Hecken nistet, die Sau, die vor meinen Augen wirft, und die Stute, die auf der Weide fohlt, lehren mich, meine Kinder lieben, und für die Erhaltung meiner Nachkommen sorgen. So habe ich Weisheit und Dankbarkeit, Liebe und Treue, von den Thieren meines Feldes, und den Vögeln des Himmels gelernt."

Hier schwieg der gute Mann, und befahl seiner ältesten Tochter, von seinem besten Erntebier zu zapfen. Adrast erstaunt über die Reinigkeit seiner Sitten, die Geradheit seines Verstandes, und das treffende seiner Bemerkungen sagte: Pächter, ihr

habt

habt mich betrübt und erfreuet. Ich kam in der Absicht, euch Hülfe anzubieten, und ihr laßt mir keine Gelegenheit, euch zu helfen. Ich habe nichts, das ihr nicht auch besässet, etwas Geld ausgenommen, aber ihr seyd so innig zufrieden, daß jeder Zusatz vielleicht die Ordnung eurer Einrichtung stören würde. Ihr seyd ein glücklicher Landmann, ein natürlicher Weiser, ohne allen Gebrauch großer wissenschaftlicher Folianten, und ohne die Bemühungen des sitzenden Lebens. Aber gebt mir euren Pachtbrief, ich will ihn mitnehmen, zerreissen und —

„Wie, gnädiger Herr!" sagte der arme bestürzte Pächter, „meinen Pachtbrief zerreissen, statt ihn zu erneuern? hat meine Freimüthigkeit oder mein Glück Sie beleidigt? Ja lieber **Besserland**, sagte **Adrast**, ich will den Pachtbrief zerreissen, weil ihr ihn von nun an nicht mehr brauchen könnt, der kleine Fleck Landes, den ihr so lange durch euren Fleiß gebessert habt, soll euer Eigenthum und euer Erbtheil seyn. In Zukunft betrachtet mich nicht als euren Gutsherrn, sondern als euren Freund; so oft die Geschäfte eures Hauswesens es euch verstatten, lehrt mich Weisheit und Verstand, die allen Schullwitz übertreffen, durch die Gesellschaft des **zufriedenen Bauers**.

Der Pächter wolte niederfallen auf seine Knie! **Adrast** hielt ihn; steht auf Freund **Besserland**, sagte er, aller Dank liegt auf meiner Seite, ihr habt mich verpflichtet. Gegen ein Paar Stück Ackers, die ich nicht brauchte, habt ihr mich unvergeßliche Lehren und Grundsätze gelehrt, rein wie dreimal geläutertes Gold aus Ophir.

Von diesem Augenblick, waren **Adrast** und der Landmann innige Freunde. O! Ihr Gutsherrn und Pachter: **geht hin und thut desgleichen.**

Aufgabe.

Es ist einem jeden, der Häuser anmalen läßt, bekannt, daß das Bleiweiß, welches die Basis der groben Farben, mithin ein Hauptstück derselben ist, beschwerlich zu reiben und zu zermalmen sey, mithin durch den Aufwand der Zeit kostbar werde. Hat man wohl nicht ein anderes Mittel, das gedachte Bleiweiß geschwinder, als durch das bisherige Reiben, fähig zu machen, um sich mit dem Leinöl zu verbinden, und solte es nicht etwa durch Therebintin oder Weingeist zu einem Muse aufgelöset, und auf die Art mit dem Oel verbunden werden können?

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 9ten März 1789.

Verbesserter Unterricht wegen des inländischen Tabacksbaues.

Vom K. Ziegeleiverwalter Herrn Fr. Friedrich Wundram zu Herrenhausen.

Vorbericht.

Nachdem ich vorhin auf hohe Verordnung Königl. und Churfl. Landesregierung schon seit vielen Jahren in dem hiesigen Tabacksbau gearbeitet, und zur Einführung des inländischen Tabacksbaues für die Unterthanen in den Churfürstl. Br. Lüneb. Landen Tabackspflanzen und Saamen ziehen und unentgeltlich vertheilen, auch über den Tabacksbau den erforderlichen Unterricht ertheilen müssen; so hat Königl. und Churfl. Commerzcollegium zur fernern Einführung und Verbesserung des inländischen Tabacksbaues mir auf's neue aufgetragen, in Zukunft gleichfalls für die Unterthanen hinwiederum Tabackspflanzen und Saamen zu ziehen und beides unentgeltlich zu vertheilen, auch auf Verlangen darüber den erforderlichen Unterricht zu geben, als zu welchem Ende gegenwärtiger, auf Erfahrung sich gründender und **verbesserter Unterricht** hiedurch bekant gemacht wird.

Einleitung.

Von den Eigenschaften des Tabacks, was für Land für ihn das zuträglichste, wie das Land zu bestellen, und der Taback selbst anzubauen ist.

Was den Taback selbst betrift, so wurde derselbe im sechzehnten Jahrhunderte durch die Portugiesen und Spanier, und nachher durch die Engländer und Franzosen, aus den von ihnen eroberten amerikanischen Inseln und Ländern nach Europa gebracht. Man kannte und brauchte ihn damals nur bloß als ein heilsames und in der Medicin nützliches Mittel wider viele Krankheiten; allein, dieser Gebrauch blieb nicht lange in diesen

Grenzen, denn man erfuhr gar bald, daß sich die Amerikaner dieses Krauts nicht nur in ihren Krankheiten bedienten, sondern es auch sogar an ihren Festtagen, bei ihren Lustbarkeiten und Tänzen kaueten, den Saft davon verschluckten, und als klein geriebenes Pulver in die Nase schnupften, auch die getrockneten Blätter desselben, nachdem sie solche nur zusammen gerollt, oder zerschnitten, und in thönerne Röhren gestopft hatten, anzündeten, und den Rauch davon in den Mund zogen. Die Matrosen und Schiffssoldaten waren hierunter die ersten Nachfolger, welche das Rauchen und Schnupfen des Tabacks ganz nach ihrem Geschmack fanden, und da sie wahrscheinlich auch einigen Nutzen davon verspührten; so ließen sie es sich vorzüglich angelegen seyn, den Gebrauch desselben in ihrem Vaterlande einzuführen. Auch diese Leute fanden hierunter viele Nachahmer, und das Rauchen und Schnupfen des Tabacks wurde eine Mode, welche sich nicht bloß in Europa, sondern in den beiden andern Welttheilen, so wohl unter Vornehmen als Geringen, geschwind ausbreitete, und so allgemein wurde, daß der Taback gegenwärtig zu den unentbehrlichen Lebensmitteln der Menschen gerechnet wird. Weil nun bei der ausserordentlichen starken Consumtion desselben große Summen Geldes aus den Ländern gingen, so war wohl nichts natürlicher, als auf Mittel bedacht zu seyn, und solche zu ergreifen, um dem dem Lande daraus erwachsenden Schaden vorzubeugen. Man fing deswegen an, den Taback selbst aus Saamen, und zwar vorerst für den geringen Mann anzubauen, um einen Theil des sonst dafür außer Landes gegangenen Geldes im Lande zu behalten. Die Holländer waren unstreitig mit die ersten, welche den Tabacksbau einführten, und sie wußten durch mancherlei Verbesserungen im Beitzen und Brühen der Tabacksblätter, und durch Vermischung der iheigen mit den amerikanischen, den Handel mit dieser Waare so sehr auszubreiten, daß sie Millionen damit erwarben, und sich also die größten Vortheile dadurch verschaften.

Die beträchtlichsten Tabackspflanzungen befinden sich gegenwärtig in Brasilien, auf Borneo, in Virginien, Maryland, Mexico, Havana, auf Kuba, in Luisianna, auf St. Domingo, auf den sämtlichen Antillen, Curassao u. s. w.; in Italien, Spanien, Frankreich, England, Rußland, in den Niederlanden, Deutschland, Polen, Ungarn, in der Pfalz, im Preußischen, Hessen und Hanauischen, Nürnbergischen, Braunschweigischen, im Hannöverischen, Anhaltischen und im Mecklenburgischen, und die letztern in Deutschland haben es mit dem Tabacksbau zum Theil schon so weit gebracht, daß sie nicht nur im Lande, sondern auch auswärts, und selbst nach Holland, ansehnliche Absätze davon gemacht haben, die daselbst verarbeitet werden. Der damit verknüpfte Nutzen ist unleugbar, und

und ist daher dieses Produkt in vielen Ländern schon eine einträgliche Einnahme des Landesherrn geworden. Wenn ich eine Frucht oder Gewächs kenne, welches dem Land- und Ackermann, wenn es glückt, vorzüglich einen guten Gewinn verschaft, so ist es gewiß der Tabackbau. Es ist aus der Erfahrung bekannt, daß der dürftige Lehmbergische Morgen, welcher 120 Thlr. Pacht gibt, 6, 8, 10 und mehr Thlr. reine Leinwat zinset, Tabak gestiefert hat, und man kan also sicher im Durchschnitt rechnen, daß man bei einer mäßigen Tabackernte, nach Abzug der Unkosten, wenigstens 3 mehr, wie bei einer guten Kornernte gewinnet. Ueberdem wird durch den Tabackbau der Korndau im geringsten nicht gewindert, indem man den meisten Oertern der Tabak nur auf den Brachfeldern gebauet wird, und dann hat nicht Ursache zu klagen, daß der Tabacksacker jemand dichts schlechter Kornfrüchte trägt, vielmehr wird derselbe durch den Tabacksbau sehr verbessert und vom Unkraut gereiniget. Der Tabak kömt immer vor der Winterreinigat mit dem Felde, und nachdem er eingeerntet ist, wird das Ackerland gut und tief gepflüget, und auch Weihnachtszeit besselben mit Mocken oder Weiden bestat. Die Tabacksstämme werden zum Theil ganz, zum Theil auch in Stücken zerschnitten und sorgfältig untergepflüget, und geben durch ihre Fäulnis dem Lande die mehrste Nahrung. In den Gegenden, wo man schon häufig Tabak bauet, wird mit dem Brachfelde folgende Einrichtung gemacht: Man bepflanzt das gedüngte Brachfeld mit Tabak. Hierauf folgt mit ein wig Rocken oder Weitzen, nach Beschaffenheit des Landes, besser, und nach dieser Erndte werden auf dem Rocken und Weitzenstaude auch wohl Stoppelrüben gezogen, und das folgende Frühjahr wird wiederum Gerste oder Hafer in den Acker gesäet, und diese Erndte aber wird der Acker wieder ein Brachacker. Man wird also hieraus hinlänglich ersehen, daß der Tabacksbau dem Akerbau überall befördernd ist, und daß er der vortheilhaftesste Bau ist. Aber unentschieden ist die Frage: welches Land ist brauchbar zum Tabacksbau? Antwort: eigentlich kan jedes Erdreich eine natürliche Fähigkeit hat, ist auch zum Tabacksbau brauchbar, und der Acker, der bei bestelle Lage hat; sei gedüget, oder gedrabet, und auf alle Art und Weise mit Fleis bearbeitet und sorgfältigst ist, liefert den besten Tabak und eine reiche Erndte. In Ansehung der Güte aber findet sich gemeiniglich ein großer Unterschied, wan der Tabak an einem Ort ein schlechtes Ansehen als an einen andern Orte haben, und doch der letzte an Güte besser sein wie der erste.

Der erste Tabak wurde, wie bekant ist, in Amerika gebauet, und da wie sich das Rauchen und Schnupfen des Tabacks weiter ausbreitet, so hat sich auch der Tabacksbau immer weiter ausgebreitet. Man will jetzo eben

Ausnahme behaupten, daß der amerikanische Taback den Vorzug in Ansehung der Güte, des Geschmacks und Geruchs vor dem hiesigen hat; allein ich habe hiesigen Taback gesehen, welcher auf einem gut gedüngten und bearbeiteten Acker gezogen war, der so wohl in Ansehung der Größe des Blatts, als auch des Geschmacks und Geruchs den amerikanischen fast übertraf; es kan also dieser Vorzug nicht durchgängig behauptet werden, sondern es folget daraus, daß wir durch eine gute Bearbeitung und Düngung des Ackers, und Behandlung des Tabacks, denselben so veredeln können, daß er dem amerikanischen Taback zum Theil an Güte gleich komt, ja ihn wohl gar übertrift, und ich habe Ursache zu glauben, daß, wenn ein jeder Tabacksbauer sich Mühe giebt, seinen Tabacksbau mit Fleiß zu bearbeiten und zu verbessern, um mit dem amerikanischen Tabackshandel Preis zu halten, alsdenn die Einführung des amerikanischen Tabacks von selbst sehr abnehmen wird. Solte nun der Land- oder Ackermann, der den Nutzen des Tabacksbaues erkennet, und seine Nachbaren sich damit bereichern siehet, solte der nicht, sage ich, dadurch gereitzet werden, sich einen gleichen Vortheil zu verschaffen, solte der länger mit ruhigem Gemüthe sein Brachfeld den ganzen Sommer über bloß ansehen und ungenutzt lassen, ohne etwas davon zu ernten? Ich zweifle fast daran, und daß um so mehr, da ich überzeugt bin, daß viele aus Mangel des Unterrichts und Kenntniß vom Tabacksbau solchen bisher unterlassen haben.

Daß der Rauch- und Schnupftaback, wie schon gesagt ist, jetzt nächst dem täglichen Brodt fast eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse des Soldaten und gemeinen Mannes ist, wird einem jeden sattsam bekannt seyn. So lange dieses Produkt von den amerikanischen Pflanzern in großer Menge und um leidlichen Preis nach Deutschland geführt worden, haben wenige Provinzen es für vortheilhaft gehalten, solches selbst zu bauen; seit dem sich aber dort kriegerische Vorfälle äusserten, und der ausländische Taback ungemein theuer wurde, kamen viele Hauswirthe und Häuslinge in den Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Landen auf die Gedanken; Ob der den Fremden zugeflossene Gewinn, der im Ganzen genommen, schon sehr beträchtlich ist, nicht im Lande bleiben könte? Vielen fehlte es zwar zu Erreichung dieses Zwecks nicht an Gelegenheit, allein es mangelte ihnen an Kenntniß, Pflanzen von der besten Gattung zu ziehen, und den Tabacksbau so weit zu vollenden, bis solcher zum eigenen Gebrauch, und zur Versilberung an die Fabrikanten, tauglich wird.

Königl. und Churfürstl. Landesregierung verfügte dieserwegen schon im Jahre 1777, daß von dem großblätterigten virginischen Tabackssaamen zu Herrenhausen von mir auf herr-

schaft-

schaftliche Kosten Tabackspflanzen gezogen wurden, die ich unter die Landesunterthanen, welche zum eigenen Anbau dieses Produkts Neigung bezeigten, umsonst austheilen mußte. Ich habe mich diesem Befehl und Geschäfte desto eifriger gewidmet, weil ich überzeuget bin, daß der geringe Landmann und Häusling in wenig Jahren dahin belehrt werden kan, den Taback eben so leicht zu bauen, wie die ihm vormals fremd gewesenen Kartoffeln, wodurch auch künftig eine ansehnliche Geldsumme im Lande bleiben wird. Obiges vorausgesetzt, bin ich nicht allein darauf bedacht gewesen, nach dem Leitfaden der Erfahrung auf eine dem gemeinen Manne einleuchtende Art schriftlich zu bemerken, was bei dem Tabacksbau im Kleinen und Großen zu beobachten sey, sondern ich bin auch von vielen Landesunterthanen schriftlich und mündlich dazu aufgefordert und ersucht worden, diejenigen Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich bisher sowohl bei der Erziehung der Tabackspflanzen, als auch bei der Behandlung und Zubereitung des erzielten Tabacks geäußert haben, zu heben und ihnen Unterricht zu ertheilen, wie sie sich nicht allein die Tabacksflanzen mit Ueberhebung der größten Theils zu kostbar fallenden Anschaffung der Mistbettekasten und Fenster, mit leichter Mühe selber ziehen, verpflanzen und behandeln, sondern auch von dem erzielten Taback nach Gefallen Gebrauch machen können. Und da ich durch viele angestellte Versuche die dazu erforderlichen zweckmäßigen Mittel ausfindig gemacht habe; so darf ich auch hoffen, daß die Herrn Beamte und Prediger, wie auch überhaupt alle obrigkeitliche und Privatpersonen in den kleinen Städten, Flecken und auf dem platten Lande aus patriotischer Gesinnung das ihnen zu Händen kommende hannöverische Magazin in solchen Punkten, wo es zum gemeinen Besten Belehrungen enthält, ihren Unterthanen und Eingepfarrten bekannt machen werden, und daher habe ich mich auch hierin dieses Mittels bedient.

Erstes Hauptstück.

Von Erziehung der virginischen Tabackspflanzen.

Erste Art.

Diejenigen Tabacksbauer, welchen es bisher an den erforderlichen Mistbettekasten und Fenstern gefehlet hat, und denen es beschwerlich fällt, sich dergleichen anzuschaffen, können auf folgende Art ihren Zweck erreichen: So bald man im Frühjahr wegen des Frostes in die Erde kommen kan, suche man sich einen Ort im Garten am Hause, oder Kampe aus, der von der Morgen- und Mittagssonne beschienen wird, wo man das Pflanzmistbette anlegen will. Wider den Nord- und Ostwind muß ein solches Mistbette durch Hecken, Scheerwände, oder Be-

friedigung von alten Brettern oder Buſchwerk geſchützet ſeyn. Man laſſe auf dieſem Platze eine 4 Fuß breite und 2 Fuß tiefe länglichte Grube, nach Anzahl der benöthigten Tabacks-pflanzen, ausgraben, fülle ſelbige mit friſchem Pferdemiſt, 1 Fuß hoch an, laſſe den Miſt darin mit den Füßen feſte treten, und bedecke die Grube alsdenn inwendig an den Seiten herum mit Brettern, etwa 2½ Fuß hoch, welche jedoch gegen die Sonne niedriger, und alſo abſchüßig gelegt werden müſſen. Daß die Bretter, welche ungefehr 1¾ Fuß am oberſten Ende hervorſtehen, nicht ausweichen, ſolches kan man durch dahinter geſchlagene kleine Pfähle verhüten. Auf den Pferdemiſt komt noch ½ bis ¾ Fuß hoch, friſcher Kuh- oder Schafmiſt, oder in Ermangelung deſſen, noch ſo viel Pferdemiſt, welcher gleichfalls feſte angetreten wird. Hiernächſt nimt man von der beſten, nicht gar zu ſchweren, noch zu klumperigen Gartenerde, reiniget ſolche von Steinen, und allen Unkrautswurzeln, beſchüttet das Miſtbette damit ¾ Fuß hoch, drückt ſelbige mit der flachen Hand oder einem kleinen Brett feſt nieder, und macht ſie alsdenn mit einer kleinen Harke nach der abſchüßigen Lage wieder ein wenig eben. Dieſes nunmehro fertige Miſtbette, wird darauf mit Stroh- oder Schilfmatten zugedeckt. Hat aber ein Tabacksbauer alte abgenutzte Stuben- oder Kammerfenſter liegen, oder kan er ſonſt ohne groſſe Koſten dazu gelangen, ſo wähle er ſtatt der Matten die Fenſter, weil dieſe vor jenen doch immer den Vorzug behalten, und man dadurch früher und ſicherer die erforderlichen Tabackspflanzen erhält. Bei noch eintretenden Nachtfröſten iſt es gut, wenn zu mehrerer Sicherheit, wenigſtens des Nachts, die Fenſter noch mit Matten belegt werden. Der Tabacksſaame muß ſo früh als möglich, und zwar, wenn es die Witterung erlaubt, im Anfange des Märzmonats ausgeſäet werden, um die Tabackspflanzen frühzeitig genug zu erhalten.

Unter den verſchiedenen Arten von Tabacksſaamen, hat man bisher zu Herrenhauſen den Saamen von der groſsblätterichten virginiſchen Tabacks-pflanze vorzüglich gewählt und ausgeſäet, weil dieſe, als der ergiebigſte, und vom beſten Geſchmack und Geruch, befunden iſt. Dieſer Tabacks-ſaame muß einen Tag und eine Nacht in laulicht warmem Waſſer eingeweicht, alsdenn heraus genommen, in ein Stück Linnen oder einen Beutel gebunden, an einen warmen Ort gelegt und feucht erhalten werden. Letzteres kan dadurch am leichteſten geſchehen, daß man den in Leinewand oder einen Beutel gebundenen Saamen des Abends und Morgens durch laulicht warmes Waſſer ziehet. Fängt der Tabacksſaame an zu keimen, ſo vermiſcht man ihn mit etwas trockener Erde, oder Aſche, und ſäet ihn alsdenn, jedoch nicht zu dicke, auf das Miſtbette. Damit er aber nicht durch das bisher üblich geweſene Harken

und Fegen mit dem Beſen zu tief unter die Erde komme und verderbe, ſo habe ich den hier ausgeſäeten Saamen jedesmal mit der nemlichen vorher gemeldeten Gartenerde 1 Zoll hoch beſtreuet, nachher die Erde mit einem leichten Brett ein wenig zugeklopfet, und ihn dadurch recht gut zum Auflaufen gebracht. Man deckt hierauf das auf die Weiſe beſäete Miſtbette entweder mit Fenſtern oder Matten zu, und läßt es 8 Tage unaufgedeckt liegen, jedoch muß zuweilen die Erde fleißig unterſucht werden, ob ſelbige auch nicht zu warm, oder zu trocken geworden, welches dem Tabacksſaamen ſchädlich iſt. Findet ſich das erſtere, ſo müſſen die Fenſter oder Matten gelüftet, und an der einen Seite einige Finger breit aufgeſtützet, oder nach Befinden wohl gar abgenommen werden. Iſt aber die Erde auf dem Miſtbette zu trocken geworden, ſo beſprengt man ſie in Ermangelung einer feinen Brauſe, vorſichtig mit einem in laulicht warmes Waſſer getauchten Beſen. Wenn der Saame ſchon aufgelaufen und herangewachſen iſt, ſo muß man ihn etwas ſtärker beſprengen, aber doch auch nicht zu viel. Daß das Miſtbette vom Unkraut fleiſſig gereinigt werden muß, verſtehet ſich von ſelbſt. Sind die Tabackspflanzen zum Verpflanzen hinlänglich groß und tauglich, (bei einer guten Wartung und Behandlung müſſen ſie es ſchon im Anfange, oder höchſtens in der Mitte des Maimonats ſeyn) und die Witterung iſt ſo beſchaffen, daß man wahrſcheinlich keine Nachtfröſte mehr zu befürchten hat, ſo verpflanze man ſie, denn bei einer frühzeitigen Verpflanzung gewinnet man immer.

Zweite Art.

Nach dieſer zweiten Art würde man ſich die benöthigten Tabackspflanzen mit leichter Mühe und ohne erhebliche Ausgaben verſchaffen können, wenn an jedem Orte eine Geſellſchaft Tabacksbauer zuſammen träte, und die Miſtbetten, worauf ſie die benöthigten Pflanzen erziehen wolte, auf gemeinſchaftliche Koſten anlegte. Würden ſolche auch alsdenn mit neuen oder alten Fenſtern verſehen, ſo blieben doch die Koſten auf eines jeden Antheil ſehr geringe. Diejenigen hingegen, die den Tabacksbau nur im Kleinen treiben, damit erſt Verſuche anſtellen, und ſich nur auf Auspflanzung 20, 30, 40, 50 bis 100 Schock Pflanzen einſchränken wollen, oder deren Abſicht gar dahin gehet, jährlich nicht mehr Taback zu bauen, wie ſie zu ihrem eigenen Gebrauch nöthig haben, können mit noch geringerer Mühe und wenigern Koſten, wie in der nachfolgenden dritten Art angezeigt iſt, zu ihrem Zweck gelangen.

Dritte Art.

Man ſchlage von alten Brettern einen länglichen Kaſten zuſammen, oder nehme durchgeſägte Tonnen, fülle ſelbige bloß mit guter gedüngter Erde an, ſäe den Tabacksſaamen auf die vorhin beſchriebene Art hinein, ſetze die-

dieſen Kaſten oder Tonne des Tages bei Sonnenſchein und gutem Wetter an die Luft, bringe ihn des Nachts wieder ins Haus an einen warmen Ort, und verfahre mit der Wart- und Behandlung des ausgeſäeten Tabacksſaamen in allem ſo, wie vorhin gemeldet iſt, ſo wird man ſich die benöthigten Pflanzen gleichfalls frühzeitig genug verſchaffen können.

Vorläufig muß ich noch aus eigener Erfahrung den angehenden Tabacksbauern anrathen, ihre erſten Verſuche im Kleinen anzufangen, weil man alsdenn alles weit genauer und beſſer einrichten, pflegen und betreiben kan. Es iſt daher weit vortheilhafter, wenn man einen halben oder ganzen Morgen gehörig düngt und zubereitet, und mit den Tabackspflanzen beſetzt, als wenn man 3, 4 oder 5 Morgen damit bepflanzet, und es an dem gehörigen Dünger und der nöthigen Wartung fehlen läßt. Wenn der Verſuch im Kleinen misglückt, ſo iſt der Schade nicht ſo groß, und man kan durch wiederholte Verſuche im Kleinen am beſten die Erdarten kennen lernen, worin der Anbau dieſer Pflanze am ſicherſten und beſten glückt, denn ſelbige liebt vorzüglich den weichſten, tiefgehenden, möglichſt gelockerten, abgewäſſerten und warmen Boden.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Anekdote.

Ein Mann aus Nantuket trieb den Negernhandel ſchon ſeit vielen Jahren, und rühmte ſich deſſen eines Tages gegen ſeinen Nachbar, einen Quaker. Einige Zeit darauf verlor derſelbe Mann ſein Kind, und Niemand wußte, wo es hingekommen ſey. „Vielleicht ſagt der Quaker, hat es irgend ein Schiffskapitain entführt, um es in der Fremde zu verkaufen.“ — Wäre das möglich? fragte der unglückliche in Thränen ſchwimmende Vater. — Eben ſo möglich, wie es dir möglich war, von der Küſte von Guinea alle die armen Schwarzen zu entführen, die du in die Zuckerinſeln verkauft haſt. — So ſtark war der Eindruck, den dieſe Betrachtung auf den Negernhändler machte, daß er von dem Augenblick an dieſem ſchändlichen Handel entſagte. — Wenige Tage darauf wurde das Kind wieder gefunden, und es ſchien nur verſchwunden zu ſeyn, um ſeinem Vater dieſe auffallende Lehre zu geben.

Erratum. Im 18ten Stück d. Mag. S. 276. in der 2ten Col. Zeile 7. muß Novembers ſtatt Decembers geleſen werden.

Hannoverisches Magazin.

21tes Stück.

Freitag, den 13ten März 1789.

Verbeſſerter Unterricht wegen des inländiſchen Tabacksbaues.

(Fortſetzung.)

Zweites Hauptſtück.

Von der Zubereitung des Acker- und Gartenlandes zum Tabacksbau.

Daß man den Tabacksbau in hieſigen Ländern und Gegenden beinahe eben ſo weit zur Vollkommenheit (in ſo ferne es nemlich das hieſige Klima und der Boden gegen jene erlaubet) und Veredelung bringen kan, als worin ſich der Tabacksbau in Holland, Amerika und Indien befindet, ſolches iſt gar keinem Zweifel mehr unterworfen, wenn man ſich der erforderlichen Mittel dazu bedienet, das Acker- und Gartenland dazu gehörig einrichtet, es ſtark dünget, und überhaupt von der alten Gewohnheit und Vorurtheil zurückgehet, und alſo dem Beiſpiel jener Völker, in der Behandlung des Tabacksbaues und Veredlung des Tabacks, folget. Zu dem Tabacksbau wählet man vorzüglich ſolches Acker- und Gartenland, welches nicht thonartig, kaltgründig, wäſſericht und quelligt iſt, weil der auf ſolchen Aekkern und Gartenlande gezogene Taback kein gutes Wachsthum, Geſchmack und Geruch hat, und alſo immer eine ſchlechte Waare für die Fabriken bleibt.

Bisher hat man in hieſigen Gegenden, und beſonders im Göttingiſchen, zum Tabacksbau vorzüglich die Brachfelder gewählt, und nachher auf dieſen Feldern Rocken und Weitzen, nach der Beſchaffenheit des Landes, gebauet, worauf die reichſten Kornernten erfolget ſind, und zwar aus folgenden Urſachen: weil das Land zum Tabacksbau ſtärker, wie gewöhnlich, gedünget wird, das öftere Behacken der Tabackspflanzen das Ackerland von Queken und anderem Unkraut reiniget und locker macht, und weil die Stämme und Wurzeln dieſer Pflanze, wenn ſelbige in Stücken zerhauen, oder auch nur ganz gelaſſen, und nach der Tabacksernte grün untergepflüget werden, der Rocken- und Weitzenſaat wieder neuen Dün-

ger geben. Weil dieſes Brachland nur alle 3 Jahr einmal Taback trägt, ſo dünget man gewöhnlich nur den calenbergiſchen Morgen von 120 Quadratruthen, mit 6 bis 8 Fuder altem gailen Stalldünger; denn, wenn es ſtärker gedünget würde, ſo würden die darauf folgende Kornſaaten zu gail wachſen, bei naſſer Witterung nur Lagerkorn geben, und in der Ernte abſchlagen. Mit dieſem Dünger wird das Land im Herbſt befahren, tief untergepflüget oder gegraben, und geegget. Im Frühjahr, und zwar im Ausgange des März- oder Anfange des Aprilmonats, pflegt man das Land auch mit einem doppelten Hördenſchlag zu belegen, es gut zu pflügen, oder zu graben, und zu eggen, und alſo zum Auspflanzen der Tabackspflanzen vorzubereiten.

Der Anbau des Tabacks geſchiehet alſo:

I. Auf Lande, welches beſtändig dazu genutzet werden ſoll. Dieſes läuft nach dem Beiſpiel der holländiſchen Plantagenanlagen, in langen Stücken gegen Süden fort, gegen Norden iſt es durch Tabacks-Trockenhäuſer, und gegen Oſten und Weſten mit lebendigen Hecken, oder auch einer Wand von Hopfenricken, Bohnen- und Erbſenſtiefeln, gegen den kalten und ſonſt dem Taback leicht ſchadenden Wind geſchützet, auch ſtark mit Stallmiſt von Schafen gedünget.

II. Wie in Amerika, auf einem Boden, worauf vorher Holz ſtand, das man abbrannte, und dadurch das Land mit Aſche düngte, oder auch nach daſiger Einrichtung, auf Aeckern, die beſtändig überſtrömt werden können.

III. So, daß man die Tabackspflanzen in gemachte Erdhaufen ſetzt, welches in den indianiſchen Plantagen geſchiehet.

IV. Auch alle 3 Jahre abwechſelnd im Brachfelde mit altem gailen Stallmiſt und Hördenlager gedünget, worauf nach der Tabacksernte die Rocken- und Weitzenausſaat erfolget. Dieſe Gewohnheit, in offenem Felde zu pflanzen, iſt beſonders im Göttingiſchen mit eingeführt.

V. In großen Gärten, worin ſich keine Obſtbäume befinden. In ſelbigen wird ein Jahr um das andere mit groſſem Nutzen weißer Kohl und Taback gebauet, wenn nur das Land vorher ſtark genug gedünget und gehörig bearbeitet iſt.

Drittes Hauptſtück.

Wie der Tabacksbau vorzüglich in Holland, und auch zum Theil ſchon in hieſigen Ländern, betrieben wird.

Erſte Art.

Das Land, welches beſtändig, wie in Holland, und auch zum Theil ſchon in hieſigen Ländern geſchiehet, mit Taback bepflanzet werden ſoll, muß ſtark mit altem kurzen Stall- oder Schaf-

Schafmist gedünget werden. Wenn ein Tabackspflanzer eine neue Plantage, entweder im Garten oder offenem Felde, anlegen will, so wähle er vorzüglich solche Aecker, die wenigstens einige Fuß tief reiches und melirtes Bodenland haben, und gegen Süden der Sonnenwärme offen liegen, gegen Norden, Osten und Westen aber, so viel möglich gegen Kälte und Winde, auf vorbeschriebene Art, geschützt sind.

Dieses Land wird im vorhergehenden Herbst entweder tief gegraben oder gepflüget, u. geegget, oder geharket. Es werden darin erhabene Beete gemacht, welche 5 bis 6 Fuß breit seyn können, und jedesmal von Mitternacht gegen Mittag dergestalt in die Länge laufen, daß die Plantage gegen Mittag offen, gegen Osten, Norden und Westen aber so viel wie möglich, befriediget ist. Wenn diese erhabene Beete zum erstenmal zubereitet werden sollen, so schaffet man im Herbst 24 bis 30 Fuder guten, so viel möglich kurzen und verfaulten Stalldünger, oder Schafmist, auf einen calenbergischen Morgen von 120 Quadratruthen an. Dieser Dünger wird 1 Fuß breit und $\frac{3}{4}$ Fuß hoch in der Mitte jedes Beets, der Länge nach, hinaus gelegt. Die andern Arbeiter folgen, und graben von den beiden niedrigen Seiten des Beetes einen Spaden tief die Erde aus, und bedecken den Mist damit. Der Frost im Winter greift diese erhabenen Beete an, löset die Erde in ihre feinsten Theile auf, wozu der untergelegte aufs neue in Gährung gehende Dünger ebenfalls das Seinige beiträgt. Man hat bei dieser Behandlung schwere Leim- und Thonerde in einem Winter sehr mürbe, und der Gartenerde fast gleich gemacht, und können solche stark gedüngte Aecker, wenn die Tabacksstämme im Herbst entzwei gehackt, oder auch nur ganz untergegraben, oder gepflüget werden, einige Jahre den besten Taback tragen, ohne ferner gedüngt zu werden. Diese erhabene Beete, worauf im ersten Frühjahre, wegen des im Herbst untergebrachten Düngers, viel Unkraut zu wachsen pflegt, werden flach um- und das aufgegangene Unkraut untergehackt, damit es den Dünger vermehre. Ueberhaupt werden die Beete im Frühjahre etwas flacher geharket, als selbige im Herbst gemacht sind. In den Tiefen zwischen jedem Beete werden im freien Felde zu Ende des Märzmonats Kartoffeln, in eingeschlossenen Gartenländereien aber, im October Winterkohl, etwa 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß aus einander, gepflanzt.

Die Kartoffeln, welche auf den Tabacksfeldern die dritte Reihe in dem niedrigen Zwischeraum einnehmen, werden in klein gegrabene Löcher gelegt, und im Anfange nur mit wenig Erde bedeckt. Von den erhöheten Beeten fällt bei der Bearbeitung im Frühjahre so viel fette Erde ab, daß die Kartoffeln mehr bedeckt werden, und gute Nahrung erhalten; selbige werden hernach von der in der Tiefe umher liegenden Erde behäuft. Wenn

ſie nun ausgeblühet haben, als welches geſchiehet, ehe der auf dem erhabenen Beete gepflanzte Taback in die Höhe ſteigt, ſo wird das Kartoffelnkraut niedergetreten, damit man zur Bearbeitung des Tabacks dieſe Zwiſchenräume durchgehen, und den Taback behacken und geitzen könne. Das Niedertreten des Kartoffelkrauts hindert dem gedeihlichen Wachsthum nicht. Man hat auf einem Morgen im erſten Jahre von der dritten Reihe an die 90 Himten ſehr großer Kartoffeln geerntet, und kan dieſer Ertrag in der Folge noch wohl höher gebracht werden.

Im Anfange des Märzmonats werden die erhöheten Beete, nachdem ſie vorhin etwas flacher geharket worden, mit 2 Reihen Taback ſolchergeſtalt bepflanzt, daß 3 Pflanzen in beiden Reihen einen Triangel formiren, wie folgende Zeichnung ergiebet,

ſie müſſen aber 2 Fuß aus einander geſetzt werden.

Viertes Hauptſtück.

Wie mit dem Auspflanzen der Tabackspflanzen zu verfahren iſt, und wie ſie weiter bearbeitet werden müſſen.

Den Tabacksbauern, welche bisher noch nach der alten Gewohnheit ihre Tabackspflanzen ſehr nahe an einander und alſo dicht ausgepflanzet, und auf einen calenbergiſchen Morgen von 120 Quadratruthen wohl einige 20000 Stück Tabackspflanzen geſetzt haben, in der Hofnung, dadurch eine reiche Tabacksernte zu erhalten, kan man aus der Erfahrung ſagen, daß ihre Meinung ganz ungegründet iſt, und daß ſie nach dieſer angezeigten Art Tabackspflanzung, wozu ſie nur ungefehr 6 bis 7000 Stück Tabackspflanzen nöthig haben, bei guter Wart- und Behandlung eine weit reichere Tabacksernte erwarten können, wie bei jener ſehr engen und dichten Tabackspflanzung.

Zum Verpflanzen der Tabackspflanzen wählt man gerne eine Zeit, da der Himmel trübe wird, und man einen Regen entgegen ſiehet, wenn dieſer aber aus- und zurückbleibt, ſo müſſen die ausgeſetzten Tabackspflanzen mit weichem Waſſer begoſſen werden. Die ausgepflanzten Tabackspflanzen wurzeln in dieſen erhöheten Beeten ſehr bald. Wenn ihre Blätter einen Finger lang gewachſen ſind, ſo wird die Pflanze mit der Hand bekrümmet, und die Erde umher ein wenig aufgerührt. 14 Tage oder 3 Wochen nachher wird der Taback folgendergeſtalt mit einer leichten Kohlhacke behacket: man macht

1) in der Mitte des erhabenen Beetes zwiſchen den beiden Tabacksreihen eine Rille, und ziehet die lockere Erde

von

von beiden Seiten an den Tabackspflanzen, in dieser Rille sammlet sich hernach die nöthige Feuchtigkeit zu Befeuchtung der Pflanzen; man hebt die zarten Blätter der Pflanzen mit der linken Hand in die Höhe, hakket mit der rechten Hand die Erde so hoch wie möglich an, und verhütet dadurch, daß keine Erde das Herzblatt der Pflanzen beschüttet.

2) Das Unkraut, was nachher noch aufgeschlagen ist, wird gleichfalls mit der Hacke weggeschaft, und dann die nächste Kartoffelnreihe gereinigt. Wenn nun die Tabackspflanzen die Höhe von 2 bis 2½ Fuß erreicht haben, so wird die Krone von den Stämmen, welche keinen Saamen treiben sollen, ausgebrochen, und jeder Pflanze werden 10 bis 12 Blätter zur ersten Ernte gelassen.

3) Der Geiz, oder die kleinen Nebenausschüsse bei den großen Blättern, auch die folgenden Ausschüsse in der Krone müssen alle 8 Tage abgerissen werden, bis die erste Ernte zur völligen Reife gelanget ist. Die Holländer nennen diese Pflanzenausschüsse Diebe, weil sie den Blättern der ersten Ernte die Nahrung entziehen.

Alle im Stamme aufsteigende Säfte dienen daher den daran gelassenen Blättern zum gedeihlichen Wachsthum und möglichster Ausbreitung. Je dicker das Blatt wird, desto besser und schwerer ist der Taback; und es ist demnächst im Gewicht des trocknen Tobacks einerlei, ob 10, 15 oder 20 Blätter an einem Stamm gelassen und genährt sind. Wenn die jungen Tabackspflanzen gleich im Anfange des Maimonats in die Beete versetzt werden, und die Witterung zum Wachsthum der Pflanzen zuträglich gewesen ist, so gelangen die Blätter der ersten Ernte im Ausgange des August- oder Anfange des Septembermonats zur Reife, welches man daran erkennen kan, wenn die untersten Blätter anfangen sich gelblich zu färben, und überhaupt schlaf am Stamm werden und sich zur Erde neigen.

Fünftes Hauptstück.

Von dem Abbladen der reif gewordenen Tabacksblätter, und Aufhängen derselben in den Scheuren, oder auf den Böden.

Es wird nunmehr zum Abbladen der ersten Tabacksernte, welche in drei Theile getheilet wird, geschritten; man nimt daher, weil die untern Blätter zuerst reifen, erst unten am Stamme 3 bis 4 Blätter ab, welche unter der Benennung von Sandblättern bekant sind, weil sie von den aufsteigenden Dünsten der Erde an Güte gegen die Obern verlieren. Diese Blätter werden von den übrigen ganz abgesondert, besonders bearbeitet, aufgehangen und getrocknet. Beim zweiten Abbrechen nimt man die folgenden 4 bis 5 Blätter, welches die größten, reifsten und besten am Stamme sind. Man muß sich beim Abbladen in Acht

nehmen, daß die großen Blätter, welche in ſchwerem Boden drei Fuß lang und halb ſo breit wachſen, nicht zerbrochen werden. Das Abbladen geſchiehet an einem heitern Tage. Die Blätter werden einige Stunden nachher unter ein luftiges Obdach gebracht; hier werden ſie 3, 4 bis 5 Tage in einen Haufen ſchichtweiſe auf einander gelegt, und dadurch die erſte Fermentation veranlaßt. Durch das Brennen in dieſen Haufen, worauf jedoch ſehr genau geachtet, und die größere Hitze, welche eine Fäulung veranlaſſet, verhütet werden muß, erhalten die Blätter die erſte Anlage zu einer hellgelben Farbe.

Man ſtellt hiernächſt ſo viel Knaben, als nöthig, zur Arbeit an. Die großen Blätter, welche ſehr dicke Rippen haben, werden auf Bretter gelegt, das dicke Ende der Rippe auf eine halbe Elle lang mit einem Meſſer geſpalten. (NB. Das Blatt wird hier ſo hingelegt, daß die platte Seite oben kömt und durchgeſchnitten werden kan.) Dieſe ſolchergeſtalt durch die Rippen am dicken Ende, die bis auf 2 Zoll am Ende, zum Aufhangen unaufgeſchnitten bleiben, geſpaltene Blätter, werden ſodann auf tannene Ricke, oder auch ſogenannte Schechte von andern Holzarten, vermittelſt der gemachten Oefnung geſchoben, und dieſe Ricke oder Schechte in einem luftigen Trockenhauſe, oder brauchbaren Scheuren und Boden ſchichtweiſe übereinander ſolchergeſtalt aufgehangen, daß die Luft von allen Seiten Durchzug behält. Mit den am Stamme befindlichen übrigen Blättern wird auf dieſelbige Art verfahren.

Sechſtes Hauptſtück.

Von der Nothwendigkeit und dem Nutzen des Spaltens der Tabacksblätter.

Das Spalten der Rippen der groſſen Blätter von der erſten Ernte iſt durchaus nothwendig, es verhütet die Fäulung des Tabacks, und würden die Blätter in einem Jahre nicht austrocknen; wenn man ſelbige auf die gewöhnliche Art auf Schnüre ziehen und zum Trocknen aufhängen wolte. Ferner verbluten ſich durch das Aufſpalten der Rippen die ſcharfen, einen unangenehmen Geſchmack und Geruch veranlaſſenden irdiſchen Theile. Die Blätter, die von den Rippen ferner keinen Zufluß erhalten, trocknen geſchwinde, und werden zum Gebrauch in der Fabrik früher brauchbar. Ueber das erhält man ganze Fäſſer aus Holland und Indien, davon die ſtarken Rippen der Blätter, wie es der Augenſchein öfters ergeben, auf eine ähnliche Art geſpalten und getrocknet ſind. In andern Fäſſern, die dadurch einen höhern Werth erhalten, ſind die Rippen ſchon gänzlich heraus geriſſen, wie dann in der Fabrik die Rippen von allen feinen Sorten Taback von den Blättern abgeſondert und zurück gelegt werden.

Sie-

Siebentes Hauptſtück.

Wie bei der zweiten Tabacksernte verfahren werden muß.

Hiernächſt entſtehen aus dem abgebladeten Tabacksſtamme oben in der Krone 2 bis 3 neue Sproſſen, welche im September- und Octobermonat Blätter zur zweiten Ernte treiben; und da es ihnen an hinreichender und überflüßiger Nahrung aus dem ſtarken Hauptſtamme, welcher Wurzeln von 1½ Fuß lang und Fingers dick zu treiben pflegt, nicht fehlt, ſo können dieſe Blätter der zweiten Ernte, wie man aus der Erfahrung weiß, im Octobermonat ziemlich ſtarke Nachtfröſte aushalten, ohne davon Schaden zu nehmen.

In Indien macht man drei Ernten im Jahre von einem Stamme. Da aber die letzten Ernten lange die Güte der erſten nicht erreichen; ſo müſſen dieſe von jenen ganz abgeſondert und beſonders bearbeitet und aufgehangen werden.

Man hat die Blätter der zweiten Ernte, die man hier nicht allemal völlig am Stamme zur Reife bringen kan, auf Raſen ſchichtweiſe ausbreiten laſſen. In dieſer Lage reiften ſie ziemlich nach, erhielten eine braune Farbe, wurden bei trocknem Wetter auf Ricke oder Schnüre gezogen, und zum Trocknen unter einem Obdach aufgehangen.

Zur Nachricht muß hier noch angeführt werden, daß in Gärten und eingeſchloſſenen Gartenländereien die Kartoffeln in den Zwiſchenräumen der Tabacksbeete nicht gerathen, weil der Taback den ganzen Zwiſchenraum ſchon im Monat Julius überdeckt. Man kan in dieſe Zwiſchenräume im Herbſt weißen und braunen Kohl pflanzen, welcher im folgenden Sommer weggeſchaft werden muß, wenn die Tabackspflanzen auf den Beeten in die Höhe ſteigen und die Blätter ſich ſtark ausbreiten.

Das Pflanzen des Kohls geſchieht im Herbſt, nachdem die zweite Ernte abgebrochen, die Beete verwechſelt, und die großen Stämme in den vorigjährigen Zwiſchenräumen (nachdem ſelbige vorher Spaden tief umgegraben worden) eingeackert ſind. Die erhöhete Beete werden ſolchergeſtalt alle Herbſte dadurch ſeitwärts hin und hergeworfen, und erhalten jedes Jahr eine neue Lage; im Felde hat man dieſe Veränderung ſchon mit dem Pfluge verrichtet.

Achtes Hauptſtück.

Von dem Aufgraben der Kartoffeln und Tabacksſtämme, auch Veränderung der Tabacksbeete.

Wenn die Kartoffeln aufgegraben, und der Zwiſchenraum in der Tiefe dadurch gelockert iſt, ſo werden die abgebladeten Stämme ausgezogen und der Länge nach in die niedrigſten Zwiſchenräume in 2 Reihen gelegt, der Pflug wird darauf etwas tief geſtellt, und die Erde von beiden Seiten der erhabenen Beete in die Tiefe gepflügt, die Stämme bedeckt, mithin ein neues Beet für die folgende Ernte im Herbſt wieder zubereitet. Dieſes Beet kan auch im Frühjahr durch ein wiederholtes Auf- oder Zuſammenpflügen, vorkommenden Umſtänden nach, noch mehr in der Mitte erhöhet werden.

Daß der Fleiß und die Achtſamkeit des Tabackspflanzers, unter dem gedeihlichen Wachsthum unter allen Himmelsſtrichen etwas vorzüglich gutes liefern könne, erſieht man aus den Nachrichten von indianiſchen Plantagen, welche anfänglich ſelbſt auf den Antillen, woher doch unter andern der gute Portoricotaback komt, ſo ſchlechten Taback gezogen haben, daß er nicht hat verkauft werden können. Hat nun dieſes Verſehen ſich in den wärmern Erdgegenden zugetragen; ſo laſſen wir es uns im Norden billig zur Warnung, nicht aber zum Abſchrecken von fernern Bemühungen dienen.

Neuntes Hauptſtück.

Wie in Amerika der Tabacksbau getrieben wird.

Zweite Art.

In Amerika wird, weil es jenen Völkern an Dünger zu ihren Tabacksfeldern mangelt, das Unterholz ab- und zu Aſche gebrannt, darauf die Aſche untergeackert, und alſo der Boden 10 bis 20 Jahre nach einander ohne weitere Düngung mit Taback bepflanzet, demnächſt aber werden dieſe Plantagen auf beſtändig in Kornfelder verwandelt. Andere nicht ſo beträchtliche Plantagen an den Revieren werden dort jährlich durch fette Ueberſtrömung gedünget. Uebrigens beobachten die Amerikaner faſt durchgängig bei ihrem Tabacksbau diejenige Behandlung, die bei den Holländern eingeführt iſt, und die ich in dem Vorhergehenden hinlänglich beſchrieben habe.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 16ten März 1789.

Verbesserter Unterricht wegen des inländischen Tabacksbaues.

(Fortsetzung.)

Zehntes Hauptstück.

Auf was für Art die Indianer ihren Tabacksbau treiben.

Dritte Art.

Die Methode, den Taback in gemachte Erdhaufen zu pflanzen, haben wir von den Indianern gelernt. Wenn in Indien, und vorzüglich auf den Antillen, im Herbst die Aecker zum Tabacksbau gehörig vorbereitet sind, so zieht man eine Gartenschnur quer oder der Länge nach über den Acker. An diese Linie steckt der Indianer in einer Entfernung von 3 Fuß (hier aber nimt man nur 1½ Fuß) hölzerne Stäbe von 2 Fuß in die Erde. Hiernächst mißt man Seitwärts in Indien wieder 3 Fuß (hier aber 2½ Fuß) ab, und dehnt die Gartenlinie von neuem zwischen diesen beiden äuersten Punkten aus, worauf die hölzerne Stäbe wieder in obiger Entfernung solchergestalt in die Linie ausgesteckt werden, daß 3 Stäbe einen Trinangel, wie folgende Abbildung zeiget, formiren.

Wenn zwei Reihen Stäbe ausgesteckt sind, so werden in der ersten Reihe Arbeiter angestellt, welche mit einer Kohlhacke um jeden Stab einen Erdhaufen von 1½ Fuß hoch machen, Mist und Erde unter einander hacken, und jenen, so viel möglich, bedecken. Das Unkraut, die Wurzeln und Quecken werden ausgelesen, und die Erde im Haufen, so viel möglich, gelockert. Hernach werden die Stäbe zum weitern Gebrauch in den folgenden Reihen ausgezogen, und wird mit der Hand oben in dem Haufen eine Höhlung gemacht, worin sich die Winterfeuchtigkeit sammeln, und die Erde noch mehr befeuchten kan, und also der Frost einen solchen erhöheten Erdhaufen in seine feinsten Theile auflöst und möglichst locker macht.

Eilftes Hauptſtück.

Was bei und nach dem Auspflanzen der Tabacksſtanzen, auf indianiſche Art, weiter zu beobachten iſt.

Mit dem Anfange des Maimonats, wenn die Tabacksſtanzen ſo weit herangewachſen ſind, daß ſie ausgepflanzt werden können, wird das aus dem Dünger aufgewachſene Unkraut von den gemachten Haufen weggenommen, und die Höhlung in der Spitze des Tabackshügels mit der Hand erweitert, daß ſie die Geſtalt wie eine halbe Hohlkugel erhält, zugleich wird die junge Tabacksſtanze in die Mitte dieſes kleinen Erdbeckens in ein Loch geſetzt, welches man in den lockern Haufen mit einem Finger machen kan, und nach dieſer Pflanzung ſchützt ſie nunmehr der aufſtehende Rand dieſer Höhlung vor dem kalten Frühjahrswinde, und wie man auch aus der Erfahrung weiß, vor ziemlich ſtarken Nachtfröſten, wenn ſonſt die Plantage gegen Oſten, Norden und Weſten etwas eingeſchloſſen iſt. Da nun die Erde oben im Haufen nach und nach wieder zuſammen fällt, und dadurch die halbe Hohlkugel behäuft; ſo kan auch die junge Tabacksſtanze aus dieſer kleinen Vertiefung herauswachſen, und ſich alſo ungemein ſtark und geſchwind ausbreiten, weil die Sonnenſtrahlen die Erdhaufen von allen Seiten durchdringend erwärmen, die Wurzeln der Pflanzen lockere Erde im Haufen finden und ſich alſo leicht darin verbreiten können. Dieſe Art des Tabacksbaues iſt draußen im Felde, wo man das Land nicht beſtändig mit Taback bepflanzen will, am brauchbarſten. Das Land wird dadurch viel beſſer gereiniget und gelockert, als wenn man um Oſtern in flach gepflügtes Land friſchen Dünger unterackert. Die indianiſche Art, die Haufen im Herbſt zu machen, erfordert vielleicht weniger beſchwerliche Arbeit, als das Behacken der Tabacksſtanzen im Sommer, wenn der Boden beinahe felſenhart getrocknet iſt.

Zwölftes Hauptſtück.

Wie man bei dem indianiſchen Tabacksbau mit dem dritten Theil Tabacksſtanzen, gegen die alte Gewohnheit, ausreichen kan, auch die Arbeit dadurch ſehr vermindert wird.

Die Arbeit des Pflanzers, Geitzers ꝛc. wird durch die indianiſchen Tabackshügel ſehr verringert, denn es wird nach dieſer Art kaum der dritte Theil Pflanzen, und alſo ungefehr 5 bis 6000 Stück auf einen kalendergiſchen Morgen von 120 Quadratruthen gegen die bisherige gewöhnliche Anzahl Tabacksſtanzen ausgeſtanzet. Es wird alſo, wie natürlich, die

die Arbeit nicht nur dadurch erleichtert, sondern auch die Tabackspflanzen dergestalt zur Reife und Vollkommenheit gebracht, daß der Ertrag der wenigen Tabackspflanzen dennoch einen merklichen Vorzug an Güte und Gewicht vor jenen erhält. Bei dem Tabackspflanzenbau muß man diejenige Regel gelten lassen, die beim Gartenbau, und zwar beim Weißenkohlpflanzen schon längst bekant ist, daß es nemlich nicht möglich seyn würde, große und vollständige weiße Kohlköpfe zu ziehen, wenn man die Kohlpflanzen vor und nach Johannis in feste zugebundene sehr klumpigte Erde, die vorhin kaum $\frac{1}{3}$tel Fuß gelokkert worden, solchergestalt auspflanzen wolte, daß jede Pflanze nur einen Fuß weit von der andern entfernt wäre.

Die Bearbeitung und Düngung des Landes im Herbst, welches jedoch mit wenigerm Nutzen auch noch vor Ostern geschehen kan, wenn das Land alt gail ist, oder kurzer verfaulter Dünger angeschaft werden kan, hat auch sonst noch den Vortheil, daß die im Frühjahr ausgesetzten Tabackspflanzen besser anwurzeln, und in der mürben Erde geschwinder fortwachsen; dagegen diejenigen, welche auf frischen Dünger gepflanzt sind, an der Wurzel leicht verbrennen, und oft auf einige Wochen im Wachsthum zurückgesetzt werden. Nicht einmal zu gedenken, wie viel das Land durch die Zubereitung der indianischen Tabackshügel in Zukunft für die folgende Kornernte, gegen die bisherige Kultur, gewinnet.

Ob nun gleichwohl der Tabacksbau auf indianische Art empfehlungswürdig ist, und also vor der bisher in Deutschland gewöhnlichen Bauart, wo nemlich die Tabackspflanzen vorzüglich auch so enge und dichte gesetzt werden, den Vorzug behält; so ist doch die vorhin beschriebene Behandlung des Tabacksbaues auf holländische und amerikanische Art, als wovon sich auch schon viele Nachahmer in hiesigen Gegenden finden, in verschiedenem Betracht von mehrerem Nutzen, weil man die jährlich abgeblatteten starken Tabacksstämme mit den Wurzeln bequem unterackern, und als einen vortreflichen Dünger zur folgenden Ernte dergestalt nutzen kan, daß die Tabacksernten im zweiten, dritten und folgenden Jahren fast immer besser gerathen.

Die weitere Behandlung dieses Tabacksbaues geschieht gleichfalls auf die angezeigte holländische und amerikanische Art.

Dreizehntes Hauptſtück.

Wie an vielen Orten hieſiger Gegend, und beſonders auch im Göttingiſchen, der Taback auf Brachfeldern gebauet wird.

Vierte Art.

Es werden an vielen Orten hieſiger Gegend, und auch beſonders im Göttingiſchen, zum Tabacksbau die Brachfelder, und zwar alle drei Jahr, abwechſelnd genommen, wenn ſolche vorher im Herbſt tief gepflüget oder gegraben und geegget ſind, der kalenbergiſche Morgen von 120 Quadratruthen mit 6 bis 8 Fuder altem gailen Stalldünger gedünget, und dieſer untergepflüget oder gegraben, der Acker das Frühjahr mit einem doppelten Hürdenſchlag belegt, und wieder gut gepflüget oder gegraben und geegget iſt. Auf einem ſolchen Acker wird zuerſt Taback, nachher Rocken oder Weitzen, nach Beſchaffenheit des Landes auch wohl Stoppelrocken, oder Gerſte und Haber gebauet, und nach dieſer Ernte wird der Acker wieder ein Brachacker. Mit dem Tabacksbau auf dieſen Brachfeldern wird eben ſo verfahren, wie vorhin auf die holländiſche Art gezeigt iſt.

Vierzehntes Hauptſtück.

Es kan auch Taback und weißer Kohl in großen Gärten abwechſelnd gebauet werden.

Fünfte Art.

Mit vielem Nutzen wird auch in großen Gärten, worin ſich keine Obſtbäume befinden, wenn ſolche vorher tief gegraben und ſtark gedünget ſind, ein Jahr um das andere Taback und weißer Kohl gebauet. Der Taback, welchen man in ſolchen Gärten bauet, wird auf die nemliche Art bearbeitet, wie vorhin gezeigt worden.

Funfzehntes Hauptſtück.

Von der Einrichtung der Tabackstrockenhäuſer, Scheuren und Böden.

Wenn die Trockenhäuſer, Scheuren und Böden, wo man Taback trocknen will, nicht vortheilhaft eingerichtet ſind, ſo kan der Taback, bei dem es vornemlich auf eine gute Trocknung ankömt, gar leicht im Trocknen ganz verdorben werden: denn wenn er dichte an einander hänget, und nicht genugſam von der Luft beſtrichen werden kan; ſo iſt es ſehr leicht, daß er wie ein Gewächs, deſſen Beſtandtheile aus Oel und Salz beſtehen, zumal in einer feuchten Jahrszeit, wo er trocknen muß, mit Schimmel beſchlägt, und hernach ſehr leicht in die Fäulung übergeht, welches den Ta-

Taback zum Verkauf unansehnlich, und zur Fabrikatur ganz untüchtig macht.

Wenn man neue Trockenhäuser, Scheuren oder Böden zum Tabacktrocknen anlegen will, so ist es sehr vortheilhaft und nöthig, daß solche rund herum, wenn es angebracht werden kan, mit Laden oder Klappen, welche auf- und zugemacht werden können, versehen werden, damit man den ganzen Tabacksvorrath von der Seite, wo der Wind herkomt, auf einmal lüften kan. Es dürfen aber diese Klappen niemals zugleich aufgemacht werden, außer bei einer Windstille, sonst aber bei einem Windzuge nur diejenige Seite, wo der Wind herkomt; hingegen muß die Gegenseite geschlossen bleiben. Die Ursache, warum? ist leicht einzusehen; denn erstlich ist die Heftigkeit des Windes, so durch den Zug noch vergrössert wird, dem Taback, der ohnehin nicht viel Körper hat, in vielem Betracht höchst nachtheilig, hiernächst könte der Wind noch viele Blätter durch die Oefnungen jagen, und also ein großer Verlust entstehen. Um also dieses zu verhüten, ist dabei Vorsicht zu gebrauchen nöthig.

Die Trockenhäuser, Scheuren, oder dazu eingerichtete Böden, werden gemeiniglich, vorzüglich die Scheuren, auswendig ganz von Brettern und Klappen gemacht, außer, daß sie ein Fundament oder Untermaurung, von 2 Fuß hoch, haben. Hiernächst macht gemeiniglich die Höhe dieser Scheure, von der Grundmauer bis unter das Dach, 11 bis 12 Fuß aus, und werden immer der Breite nach, 2 Dielen zu einer Klappe oder Lade, genommen. Jede Giebelseite ist gleichfalls mit Oefnungen oder Klappen, versehen. Inwendig sind in den Scheuren tannene Ständer und Balken angebracht, fachweise 10 Fuß weit eingerichtet, und sodann von oben bis herunter mit Latten versehen, worauf man die Ricke oder Schechte mit dem Taback in die Queere legt, woselbst sie so lange liegen bleiben, bis der Taback trocken ist.

Sechzehntes Hauptstück.

Vom Schneiden und Sortiren der Tabacksblätter.

Wenn der Taback in die Scheure gebracht ist, so begeben sich alle diejenigen Personen, welche zu dieser Arbeit tüchtig sind, dahin; ein jeder setzt sich, mit einem Bündel Tabacksblättern auf seinem Schooße, und schneidet oder sticht mit einem kleinen Messer ein Loch in die mittelste Rippe, dicht am Ende. Unter dieser Arbeit nimt er wahr, ob die Blätter alle ganz und unbeschädigt sind; ein jeder macht daher 2 Sorten, nemlich vollkommnen guten und Ausschußtaback, welche alsdenn auch auf zwei besondere Plätze in die Scheure, in 2 große viereckigte Beete gestellt werden, und zwar

mit der Spitze in die Höhe, damit sie schwitzen und gelb werden. Nach ein Paar Tagen wird der Taback oben an die Ricke, oder Schechte, gesteckt, und zum Trocknen aufgehängt.

Siebenzehntes Hauptstück.

Von dem Aufstecken an die Ricke oder Schechte, und Aufhängen des Tabacks.

Seitdem Deutschland Taback gepflanzet, hat man sich zum Trocknen und Aufhängen des Tabacks eines starken Zwirns oder Bindfadens bedienet, woran man die Tabacksblätter, vermittelst einer großen Nadel, anschnürte. Diese Methode war ehedem auch in Holland gebräuchlich. Da man aber den Tabacksbau vergrösserte, fand man auch nöthig, daß eine Abänderung mit der Art, selbigen aufzuhängen, getroffen werde, weil die Fäden in den trockenen Tabacksblättern für die Bearbeitung in den Fabriken eine besonders mühsame mit Kosten verknüpfte Arbeit verursachen, und doch nicht ganz sauber können herausgebracht werden, welches in dem fabricirten Taback, wenn von diesen Fäden etwas mit eingeschnitten ist, die schlechteste Würkung thut; denn nur einige kleine Fäserchen dieser Fäden verursachen in der Pfeife den unleidlichsten Geruch, welcher sodann nicht dem übeln Gebrauch des Anschnürens an Fäden, sondern dem Taback oder gar dem Fabrikanten selbst, zur Last gelegt wird. Um nun diesem Uebel vorzubeugen, haben die Holländer, nach dem Beispiel der Amerikaner, ihren Taback schon seit 150 Jahren nicht mehr angeschnüret, sondern, wie jene, an hölzerne Rikke oder Schechte, ungefehr 5 Fuß lang, angesteckt. Frägt man nach der Beschaffenheit dieser Ricke, so ist weiter nichts dabei zu bemerken, als daß sie an dem einen Ende, wo man den Taback ansteckt, spitzig seyn müssen; es ist übrigens auch gleichgültig, von welchem Holze sie sind, genug, wenn sie nur die gehörige Länge haben, glatt und nicht zu dick sind, wie ein jeder Tabackspflanzer selbst erkennen wird. Wie viele Vorzüge diese Ricke oder Schechte zu dieser Arbeit haben, wird jedermann leicht bemerken können, und wenn solche einmal gemacht und angeschaft sind, so können sie viele Jahre gebraucht werden, wobei dann auch die Fäden ganz ersparet werden. Nachdem nun der Taback geschnitten ist, und 2, 3 oder 4 Tage geschwitzet hat, während welcher Zeit er nachgesehen und umgestellt wird, daß die Luft dazwischen kömt, und er gelbbraun geworden, so wird er nunmehr dicht an einander an die Ricke oder Schechte gesteckt, so, daß nicht mehr Platz übrig ist, als daß sie auf den Latten Lager haben. So bald eine Rick oder Schecht voll ist,

iſt, wird es, nachdem es erſt geſchüttelt worden, und die Blätter in Ordnung gebracht ſind, auf die dazu eingerichteten Latten gelegt, wie vorhin ſchon erwähnet worden. Man fängt der Ordnung gemäß oben in der Farſt an, aufzuhängen, und zwar erſtlich, mit den Sand- und Erdblättern, hernach mit dem Ausſchuß, und endlich mit dem guten Taback, welcher eigentlich das mehrſte Geld einbringen muß, und daher die mehrſte Sorgfalt verdienet.

Das Anſtecken, ſo wie auch das Anſchnüren, kan von Kindern beſorgt werden; der Hauswirth muß ſich aber die Direktion über dieſe Arbeit ſelbſt anmaßen und wohl acht geben, das jedes Sortiment des Tabacks beiſammen bleibe, und ja nicht das eine unter das andere gerathe. Vornemlich muß das Aufhängen des Tabacks wohl beſorgt werden, und man dahin ſehen, daß die Ruthen nicht zu dicht an einander liegen, weil ſonſt die Fettigkeit des Tabacks ſehr leicht Schimmel verurſachet. Iſt er aber einmal ein wenig abgetrocknet, ſo kan man die Ricke oder Schechte näher zuſammen rücken.

Achtzehntes Hauptſtück.

Vom Räuchern und Trocknen des Tabacks.

Nach dem Aufhängen des Tabacks iſt es nöthig, ein Feuer in der Scheure anzuzünden, welches vielen Rauch verurſachet, und zwar von einer ſolchen Holzart, die einen wohlriechenden Rauch giebt, wie z. E. das Wacholderbeernholz, ſo in den mehrſten deutſchen Waldungen zu finden iſt. Es verſtehet ſich aber von ſelbſt, daß man bei dem Rauchmachen alle Klappen und Thüren zumachen muß, damit der Rauch nicht verloren gehe, und ſich zwiſchen dem Taback recht verziehen könne. Dieſes Räuchern macht auf die noch friſchen Blätter die allererſprieslichſte Würkung, weil er fürs erſte ein Bewahrungsmittel vor Schimmel und die darauf folgende Fäulung iſt; zweitens durch die zuſammenziehende Kraft des Rauchs die offenen Pori oder Schweißlöcher, gleichſam zugezogen werden, wodurch er viel geſchwinder trocknet; und was drittens ein ſolcher guter Rauch, wenn er zu dieſer Zeit angebracht wird, noch für gute Würkung auf die Qualität des Tabacks thut, werden aufmerkſame Fabrikanten und Naturkenner am beſten beurtheilen können, maßen er die Crudität und den wilden Tabacksgeiſt gleichſam tödtet oder zerſtöhrt, und daher das beſte Bewahrungsmittel gegen die Entzündung des Tabacks iſt, gegen welche oftmals die kühlendſten Alkalien nichts auszurichten vermögend ſind, wodurch der unerfahrne Fabrikant in die größte Verlegenheit geſetzt wird, und oftmals den Taback dem Verderben nicht entreiſſen kan. Aus dieſem Grunde iſt es ſchlechterdings

dings nöthig, daß aller Taback einmal im Anfange, gleich nach dem Aufhängen, und nachmals, wenn er erſt 14 Tage gehangen hat, geräuchert werde. Mehr als zweimal darf man aber nicht räuchern, weil man erfahren, daß, wenn der virginiſche und holländiſche Taback zu ſtark geräuchert iſt, man dieſen Geruch in der Fabrikatur weder mit Sauce, noch Beitze, wieder davon bringen kan.

Was nun das Trocknen des Tabacks betrift, ſo iſt ſchon vorhin angezeiget, wie man in Anſehung der Luft und Winde, mit Oefnung der Klappen und Thüren verfahren muß. Während der Zeit, und vornemlich im Anfange, muß er täglich nachgeſehen werden, daß, wenn Blätter herunter fallen, ſolche wieder angeſteckt werden; man muß auch den ganzen Vorrath von unten an, bis oben hinaus, fleißig nachſehen, und die Ricke oder Schechte ein wenig von ihrem Lager rücken, damit die Blätter nicht an einander kleben, und dadurch ſchimmlich werden können. So bald man aber verſpüret, daß er anfängt welk zu werden, und nicht mehr ſo müſtig und grün ausſiehet, ſo kan man ihn ganz ruhig hängen und trocknen laſſen, ohne, daß man ihn täglich zu ſchütteln braucht, wenn man nur immer die Witterung in acht nimt, und nach derſelben die Klappen öfnet und zumacht.

Der Schluß folgt künftig.

Anekdote.

Die Frau eines Landmanns in der Gegend von Briſtol, 5 Stunden von Philadelphia, verlor ihren Mann, von dem ſie 6 Kinder hatte. Er hatte bloß einen einzigen Neger, den Gefährten ſeiner erſten Arbeiten, dem er, ehe er ſtarb, die Freiheit gab. So groß war die Erkenntlichkeit dieſes edelmüthigen Afrikaners, daß er ſich feierlichſt, als freier Mann, anheiſchig machte, dieſer Frau und ihren Kindern fort zu dienen, ohne irgend eine andere Belohnung zu fordern, oder anzunehmen, als daß er Kleidung und Unterhalt mit dieſer Familie theilte. Nach dem Tode dieſes Negers ließ ſeine alte Herrſchaft ihm auf ſeinen Grabſtein folgende Inſchrift ſetzen: Hier liegt Johann, geboren zu Trenton in Neu-Yerſey, den 17ten Mai 1703, geſtorben den 29ten Oct. 1770. Er war bis in ſein 32ſtes Jahr ein guter Sklave, und wurde nach ſeiner Freilaſſung, durch ſeine Kenntniß, ſeinen Fleiß und ſeine Dankbarkeit, die Stütze meines Witwenſtandes, und der Jugend meiner Kinder.

Hannoverisches Magazin.

23tes Stück.

Freitag, den 20ten März 1789.

Verbeſſerter Unterricht wegen des inländiſchen Tabacksbaues.

(Schluß.)

Neunzehntes Hauptſtück.

Wie lange der Taback trocknen muß, und was beim Abnehmen deſſelben zu beobachten iſt.

Es läßt ſich keine gewiſſe Zeit beſtimmen, wie lange der Taback hängen und trocknen muß, weil dieſes bloß von der Witterung abhängt, die im Herbſt oftmals ſehr abwechſelnd iſt. Bei ſchöner Witterung wird er in 4 bis 5 Wochen vollkommen trocken, bei abwechſelnder Luft aber, auch wohl erſt in 6 bis 8 Wochen, welches jedoch die längſte Zeit iſt, denn um Allerheiligen darf in Holland kein Taback mehr an den Ricken oder Schechten ſeyn, weil die Witterung alsdenn feucht wird, und nichts mehr trocknet; daher man auch im Sprichwort ſagt: gegen Allerheiligen muß man den Taback verwahren. Wie ſehr muß man ſich alſo wundern, wenn man im Monat Februar und März den größten Theil der deutſchen Tabacksernte noch in den Scheuren und auf den Böden, ja ſogar noch an den Häuſern aufgehangen ſiehet, und daß um ſo viel mehr, weil der bisherige deutſche Taback den Froſt (wegen ſeines ſchwachen Körpers, wo ihm, ſo zu reden, die Seele aus dem Leibe frieret) gar nicht vertragen kan, denn der Taback muß nicht ausgedörret, wie man bisher gewohnt geweſen, ſondern nur getrocknet werden, und welches Blatt ſolte nicht in einer Zeit von 4 bis 6 Wochen trocknen können, wenn anders die Einrichtung beſagter maßen beſolget wird? Aber freilich, wenn man den Taback auf Böden und Speicher und allerhand Winkel herum ſteckt, wo oftmals gar keine Dachlöcher ſind, und dergleichen Plätze eher dazu dienen, den Taback feucht zu halten als trocken zu machen, da muß er freilich wohl ein ganzes Jahr hängen, und doch kaum trocken werden. Die eigentlichen Zeichen von der Zeitigung der Tabacksblätter zeigen ſich am allerſicherſten an den Rip-

pen, wenn dieſe nicht mehr dick, ſondern zuſammengeſchrumpft ſind, von Farbe eben wie das Blatt, braun oder gelb geworden, und im Biegen ein wenig knacken, ſo kan man ihn ohne allen Anſtand ſicher abnehmen. Man beobachtet bei dem Abnehmen die nemliche Ordnung, wie beim Aufhängen geſchehen iſt, und fängt nemlich bei dem Sand- und Erdgut an, ſodann nimt man den ganzen Ausſchuß, und endlich den beſten Taback ab. Jede Sorte wird auf einen beſondern Hauſen gelegt, und zwar ſo, daß die Spizzen immer einwärts zu liegen kommen, die Köpfe aber immer auswärts, ſo, daß ſie von der Luft beſtrichen werden können, von welchem Hauſen man hernach Büſchel oder Gebinde macht, wie folgendermaßen wird angezeiget werdē.

Zwanzigſtes Hauptſtück.

Vom Packen der Tabacksblätter in Büſchel, oder Gebinde, wozu kein Stroh darf genommen werden.

Obgleich dieſe Arbeit geringe zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ſie doch, in Betracht des Schadens, den ſie bei Unterlaſſung, und des Vortheils, welchen ſie bei Vollführung für die Handlung dieſes Artikels verurſacht, wichtig. Niemand wird es verneinen können, daß es nicht ein Hauptumſtand, und eine gute Qualität einer Waare ſey, womit großer Handel getrieben wird, wenn ſie ihrer Art und Natur gemäß, gegen das Verderben auch hinlänglich zubereitet wird, daß ſie bequem eingepackt und gut transportirt werden kan. Zugleich iſt es ſattſam bekant, daß der deutſche Taback bisher äuſſerſt nachläßig eingepackt worden, daß, wenn er trocken war, man ihn vorher in eine Anzahl Bandelire wickelte, den allerſchlechteſten mit Stiel und Stengel, auf eine verſtellte Weiſe, erſt inwendig hinein packte, hernach einige Bandelire von größerm Wuchs nahm, dieſelben auswendig herum legte, und auf ſolche Art ein Gebund von 4 bis 6, auch mehrern Pfunden formirte, um dieſes zu befeſtigen, ein Strohſeil ſtatt eines Seils von Tabacksblättern nahm. Wie ſchlecht ſich daher der deutſche Taback in einer ſo ſchlechten Form von Packung (denn man ſchließt gemeiniglich vom äußerlichen auf das innere) in andern Gegenden, wo man ihn gebrauchen kan, gleich bei dem erſten Anblick empfiehlt, ſolches wird einem jeden hinlänglich einleuchtend ſeyn. Da es nun unumgänglich nothwendig iſt, dieſen Anſtoß in Zukunft aus dem Wege zu räumen, und darunter die alte Gewohnheit abzuſchaffen, den Taback in ſolche verächtliche und unbequeme Gebunde zu packen; ſo wird die angezeigte Art vom Sortiren, Trocknen und hernach auf Haufen zu legen, die letzte Arbeit ſolchergeſtalt erleichtern, daß man von unſerm Taback ebenfalls anſehnliche und für die Käufer angenehme Büſchel machen kan. Es ſetzen ſich nemlich diejenigen Perſonen rund um denjenigen Haufen Taback, den

man büscheln will, herum, und ein jeder nimt 12 bis 18 Blätter, nachdem sie stark sind, (denn der gute Taback ist stärker und dicker wie das Halbgut die Sand- und Erdblätter) in die linke Hand dicht am Ende der Stiele, macht sie mit der Fläche der rechten Hand erst gleich, so dann nimt man ein langes Tabacksblatt vom Ausschuß, und windet es dreimal recht fest um die Stiele oder Köpfe der Blätter, drehet die beiden Enden des Bindeblattes ein Paar mal um, und steckt es zwischen die Blätter hinein, daß das Gebinde fest bleibt, welches dann einen förmlichen Büschel, wie beim virginischen und holländischen Taback gebräuchlich ist, ausmacht, so man hernach auf verschiedene Art einpacken, verkaufen, versenden, und in der Verarbeitung eben so bequem damit verfahren kan, wie mit jenem. Wenn nun der Taback ganz fertig ist; so vergleiche man in der Folge denjenigen, der nach diesem Unterricht pünktlich behandelt ist, gegen jenen, welcher nach der alten Methode gepflanzet und verarbeitet worden, und beurtheile alsdenn, ob diese Behandlung, und der nach meinen Unterricht gezogene Taback nicht vor jenem den Vorzug verdiene, und um 30, 40 bis 50 pro Cent besser aussehe und versilbert werden könne, als der Taback, welchen man bisher in Deutschland nach der alten Gewohnheit gezogen und verarbeitet hat, ob man dagegen diesen Taback nicht allen Käufern vorlegen darf, und in Zukunft auf eine zu liefernde gute untadelhafte Waare stolz seyn kan. Es ist nicht genug, daß dem äußerlichen Ansehen nach alle drei Sortimente von Taback schön aussehen, und also nichts hauptsächliches zu verbessern übrig geblieben wäre, sondern man muß auch noch vorzüglich für die innere Qualität, als die Hauptsache der Tabackspflanzung, sorgen: denn wenn das äußerliche Ansehen noch so schön ist, und der Taback die Feuerprobe in der Pfeife nicht ausstehen kan, das heißt, einen guten Geruch von sich giebt, so haben wir mit aller unserer Mühe unsern Taback kaum halb verbessert. Ich muß daher nun noch von der Verbesserung der innern Güte des Tabacks etwas ausführlich handeln.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Vom Legen und Einpacken des Tabacks in Fässer, als eine Behandlung, die die innere Güte des Tabacks am besten befördert.

So bald alle drei Sorten Taback, nemlich bestes Gut, Ausschuß und halbes Gut in Büschel gebunden sind, so werden sie nunmehr an einen Platz gebracht, wo sie bis zum Verkauf liegen bleiben.

Die besten Bewahrungsplätze, wo man den Taback in Deutschland bisher aufzubewahren pflegte, waren die Keller, weil er an diesen feuchten Orten nichts an seinem Gewichte verlor. Wie nachtheilig aber dergleichen Be-

hältniſſe mit verſchloſſener Luft für den Taback ſind, kan ſich jeder leicht vorſtellen, denn wenn der Keller noch ſo trocken iſt, ſo iſt die eingeſchloſſene Luft immer feucht, und macht den Taback mehr oder weniger ſtockig und mulſtrig, welches ihn nicht nur ſchlecht macht, ſondern nach und nach gänzlich verdirbt. Man muß daher den Taback niemals in Keller, ſondern auf Böden oder Speicher bringen, wo der Fußboden mit Dielen belegt iſt, weil ſteinerne Fußböden auch Feuchtigkeiten an ſich ziehen. Wenn der Taback auf große Haufen gelegt wird, ſo müſſen die Stiele immer auswendig und die Spitzen inwendig gelegt werden, damit erſtere, welche die Feuchtigkeit am längſten halten, immer von der friſchen Luft beſtrichen werden, und dadurch immer mehr Zeitigung erhalten können.

Da nun der Taback einen anſehnlichen Platz erfordert, wenn er in Büſcheln liegen bleiben ſoll, und vielen Inconvenienzien ausgeſetzt iſt, wenn er ſo da liegt, ſo wohl wegen des Staubes, als auch des Anſtoſſens u. d. gl.; ſo wäre wohl kein beſſeres Mittel, denſelben vor allen Zufällen zu ſchützen, als daß man ihn gleich nach dem Winter im März, wie die Amerikaner thun, in Fäſſer von 7 bis 10 Centner einpackte, weil er ſich in Fäſſern nicht allein am beſten äußerlich conſervirt, ſondern auch ſeine innere Qualität und Haupttugend ſehr verbeſſert. Der jetzt noch im Gange ſeyende junge virginiſche Taback hat blos deswegen ſo viele Crudität, daß er ſich nur wenig von dem guten deutſchen Taback unterſcheidet, weil er nicht lange genug im Faſſe geweſen iſt, denn es hat mit dem raſchen Tabacksgeiſt, wenn er in einer großen Quantität in einem kleinen Raum eines Faſſes compackt und feſt auf einander gepackt wird, die nemliche Beſchaffenheit, wie mit dem jungen Wein; eben wie ſich dieſer mit den Jahren verbeſſert, ſo verbeſſert ſich jener mit dem Alter auch. Uneingepackten Taback macht das Alter nicht gut, denn der raſche Geiſt kan alsdenn die ganze Maſſe der Blätter nicht durcharbeiten, und ſeine beſten Theile, das flüchtige Salz und feine Oel von den gröbern Partikeln nicht befreien, ohne welche Befreiung er niemals einen feinen Geruch bekommen kan, ſondern immer nach groben Oel ſtinket. Wer alſo ſeinen Taback zu mehrerer Vollkommenheit bringen will, der packe ihn zu ſeiner Zeit in die dazu beſonders gemachten Fäſſer, etwa 5 Fuß hoch und 2½ Fuß weit, worin man einen ganzen Vorrath von 10 Centnern packen kan, hübſch ein, und warte alsdenn die Gelegenheit zum Verkauf ab. Damit man aber auch weiß, wie das Einpacken verrichtet wird, und wie die Fäſſer beſchaffen ſeyn müſſen, ſo will ich ſolches im folgenden Hauptſtück deutlich zu machen ſuchen.

Zwei

Zwei und zwanzigstes Hauptstück.

Wie die Tabacksfässer eingerichtet seyn müssen, und wie der Taback eingepackt werden muß.

Alle Fässer, worin man den Taback einpacken will, müssen, wie schon gesagt ist, 5 Fuß hoch, und durchgängig von oben bis unten, wie auch in der Mitte, $2\frac{1}{2}$ Fuß weit seyn. Die Ursache hiervon wird man bald einsehen. Die Fässer brauchen nicht, wie andere Fässer, Wasser dichte zu seyn, sondern es ist genug, wenn die Stäbe so an einander schließen, daß man nicht mit dem Finger dazwischen kommen kan. Sie brauchen auch nicht mehr als 9 Reife oder Bänder, nemlich 3 unten, 3 in der Mitte und 3 oben zu haben. Der Boden, wie auch der Deckel, werden mit einem besondern Reif oder Bande versehen; der unterste von diesen Reifen muß vor allen Dingen gut mit starken Nägeln versehen seyn, weil das Faß bei jedesmaliger Oefnung, wenn man Proben heraus nehmen will, umgestürzt, und von dem Taback in die Höhe und abgezogen wird, welches nothwendig geschehen muß, und doch nicht geschehen könte, wenn das Faß oben und unten enger wäre wie in der Mitte. Es ereignet sich auch bei dem Abnehmen, daß alle Reife oder Bänder abfallen, ausgenommen der letzte, weil er mit vielen Nägeln versehen ist. Man stürzt nach genommenen Proben das Faß wieder darüber, schnürt es mit einem Strick zusammen daß es hält, und überschlägt es mit dem Taback über ein Stück Holz, daß es wieder auf den Boden zu stehen komt, alsdenn werden die Reifen und der Deckel auf eine leichte Art wieder befestiget. Wenn also der Taback in die Fässer gepackt werden soll, so begiebt sich ein Mann in das Faß, und läßt sich von Jemand die Büschel zureichen; er fängt mit dem besten Gut an, legt die Büschel in die Ründung des Fasses immer schichtweise und egal, die Blätter immer einwärts und die Köpfe auswärts um den Rand herum. Wenn das Faß 1 Fuß hoch gepackt ist, so legt man einen dreizölligten, von Eichenholze expres dazu verfertigten schieren Deckel auf den Taback, worauf alsdenn der Packer trit und springt, bis sich der Taback genugsam zusammen gedruckt hat, alsdenn verfährt man wieder wie zuvor. Wenn das beste Gut eingepackt ist, fängt man beim Ausschuß an, und endigt mit dem halben Gute: man schlägt sodann das Faß zu, und kan es nun auf solche Art transportiren wohin man will.

Wer eine Presse hat, kan das Einpacken noch besser unter selbiger bewerkstelligen. Die Weinpressen können dabei die besten Dienste verrichten, und wo diese fehlen, würde es einer ganzen Gemeine wenige Kosten veranlassen, um sich solche zu diesem Behuf gemeinschaftlich anzuschaffen. Auch würde es so wohl für die Käufer als Verkäufer des Tabacks von Nutzen seyn, wenn

an jedem Orte von Obrigkeits wegen die Fäſſer gebrannt, und alſo dadurch die Güte des Tabacks und Orts erkant würde.

Drei und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Erziehung des guten virginiſchen Tabacksſaamen.

Weil auf die Güte des Tabacksſaamen alles ankömt, ſo iſt es um ſo viel nöthiger, daß darauf der gröſte Fleiß verwendet werde. Man ſucht von den beſten Tabacksſtämmen, welche die gröſten und dickſten Blätter haben, ſo viel aus, wie man nöthig hat. Dieſe Stämme werden nicht geköpft, ſondern man läßt ſie frei aufwachſen, bis ſich die Krone zum Saamen ſetzt, und ſiehet ſorgfältig darnach, daß ſie überall von Ausſchößlingen befreiet bleiben. Ein ſolcher Stamm behält alle Blätter, und trägt einige 20 Stück; das Geitzen und frühzeitige Abbrechen der Nebenkrone iſt hier vorzüglich nothwendig, denn nur der Saame von der einzigen mittlern und erſten Krone iſt brauchbar, und könt am erſten zur Reife.

Weil es ſich aber auch öfters, beſonders im freien Felde und an kalten Oertern zuträgt, daß bei frühzeitig eintretendem Froſtwetter, der Tabacksſaame noch nicht völlig zur Reife gelanget iſt; ſo gehet man am ſicherſten, wenn man diejenigen Tabacksſtanzen oder Stämme, wovon man Tabacksſaamen aufnehmen will, entweder im Garten an einen warmen Ort pflanzet, wo man ſie allenfalls gegen den Froſt ſchützen, und wenn's nöthig iſt, bedecken kan, oder man pflanzet ſie auch wohl in Kaſten oder Blumentöpfe, um ſie auf Erfordern in die Häuſer ſetzen zu können. Auf ſolche Art kan man den Tabacksſaamen am ſicherſten zur Reife bringen, und da dieſe Tabacksſtämme, wenn ſie feucht erhalten werden, das folgende Frühjahr unten am Stamme bei Zeiten wiederum ausſchlagen und anfangen neue Stengel zu treiben, wenn man ſie allmälig an die freie Luft gewöhnet, und bei warmem Wetter unter freiem Himmel ſtehen läßt, ſo pflegen ſolche ſchon im Mai zu blühen, und geben frühzeitig ſehr vielen reifen Tabacksſaamen.

In den folgenden Jahren komt dieſer auf dieſe Art erzeugte Tabacksſaame, wie der andere, vorzüglich zur Reife, weil er ſich ſchon nach der hieſigen Gegend geartet hat. Solte man jedoch an einem oder andern Orte wahrnehmen, daß ſich der gute Tabacksſaame mit der Zeit, wegen des Erdreichs, ausartet, ſo iſt kein anderes Mittel übrig, als daß man wieder guten Tabacksſaamen von andern Oertern kommen läßt.

Wenn der Tabacksſaame völlig reif iſt, welches man an der Farbe der braunen Körner erkennen kan, ſchneidet man die Büſchel mit den Saamenköpfen

köpfen ab, und hängt sie auf einen Boden, wo sie dem Mäusefraß nicht ausgesetzt sind, zum Austrocknen, reibt den Saamen, wenn er trocken ist, aus, macht ihn rein, und hebt ihn bis zur künftigen Aussaat auf.

Vier und zwanzigstes Hauptstück.

Ich habe bisher gesucht, den Liebhabern des Tabacksbaues auf verschiedene Art zu zeigen, wie der Tabacksbau auch besonders in Holland, Amerika und Indien getrieben wird, um dadurch einem jeden Gelegenheit zu geben, nach der Lage seiner Plantagen, der Beschaffenheit des Erdreichs, Gärten- und Feldlandes, wie auch des Viehstapels, und also in Ansehung des benöthigten und anzuschaffenden Düngers, seine Maaßregeln nehmen zu können, und vorerst im Kleinen Versuche anzustellen, um alsdenn in der Folge am besten zu beurtheilen, welche Art und Betrieb des Tabacksbaues seiner Lage und Umständen nach am vortheilhaftesten für ihn ist. So viel kan indessen mit Gewißheit behauptet werden, daß der Betrieb des Tabacksbaues nach der Methode der Holländer und Amerikaner auch von den mehrsten hiesigen Tabacksbauern am einträglichen ist befunden worden.

Da ich nun auch von vielen kleinen Hauswirthen, Häuslingen und Tagelöhnern, so wohl in kleinen Städten und Flecken, als auch auf dem platten Lande, welche nicht darnach eingerichtet sind, daß sie Taback zum Verkauf bauen können, dennoch gern so vielen Taback bauen wollen, als sie zum Rauchen und Gebrauch für ihr Vieh, und also zu ihrem eigenen Bedürfniß gebrauchen, so wohl vorhin, wie auch wiederum aufs neue ersucht bin, ihnen Anweisung und Unterricht zu geben, wie sie sich ihren gezogenen Taback zum Rauchen auf die kürzeste Art selbst zubereiten können, und dieses ein Geschäft ist, welches vorzüglich den Tabacksfabrikanten oblieget; so habe ich mich doch auf besondern Befehl, und zur fernern Einführung des inländischen Tabacksbaues, auch dieser Anweisung nicht entziehen, sondern darüber einen kurzen Unterricht ertheilen sollen.

Fünf und zwanzigstes Hauptstück.

Von der Zubereitung des erzielten Tabacks zum Rauchen für den Landmann und Tagelöhner.

Da sich der Taback, wenn er in Tonnen oder Kasten fest eingepackt ist, von Jahren zu Jahren, wie der Wein, wenn er alt wird, sehr veredelt und verbessert; so werden diejenigen, welche ihren gezogenen Taback zum Rauchen selbst zubereiten wollen, wohl thun, wenn sie denselben einige Jahre

alt

alt werden laſſen, ehe ſie ſolchen zubereiten und zum Rauchen davon Gebrauch machen.

Die bisher zu Herrenhauſen gezogene und unentgeltlich vertheilte großblätterichte virginiſche Tabacksplanze hat von Natur einen guten Geſchmack und Geruch. Diejenigen, welche daher etwas ſtarken Taback zum Rauchen lieben, können ſich ſolchen nach der erſten Art meines Unterrichts brauchbar machen. Man nehme zu dieſer Abſicht eine Parthie von denjenigen Tabacksblättern, welche 1 bis 2 Jahr alt ſind, und feſt zuſammen gepreßt gelegen haben, aus dem Kaſten oder Tonne, laſſe die Rippen darin ſitzen, lege Blatt auf Blatt, und rolle die Blätter ſo feſt als möglich auf einander. Iſt die Rolle etwa 2 Zoll dick, ſo ſchneide man ſie mit einem ſcharfen Meſſer in feine Scheiben, und reibe ſolche mit den Händen tüchtig durch einander. Hiernächſt giebt man dieſen geſchnittenen Taback in einen kleinen meſſingenen Keſſel, ſetzt ihn damit auf ein Kohlfeuer, und röſtet ihn ſolchergeſtalt, daß er tüchtig ſchwitzet. Zugleich muß er bei dem Röſten auch fleißig im Keſſel umgerührt werden, daß er nicht verbrennet. Nachdem nun der Taback auf ſolche Art im Keſſel eine kurze Zeit geheitzet worden, tüchtig geſchwitzt hat, und alſo die wilden alkaliſchen Theile davon abgetrieben ſind, wird derſelbe auf einen Tiſch oder Tuch gelegt, daß er ſich abkühle, nachher wird er tüchtig in der Hand gerieben, daß er krauß wird, und denn in einen ſteinernen Topf oder ſonſtiges Behältniß, bis zum Verbrauch, gegeben. Diejenigen Perſonen hingegen, welche lieber etwas gelinden Taback zum Rauchen lieben, können nach meiner zweiten Art die Rippen aus den Tabacksblättern nehmen, und alsdenn mit der Zubereitung, wie bei der erſten Art gezeigt iſt, verfahren, ſo werden ſie jederzeit einen guten brauchbaren Rauchtaback erhalten. Da nun übrigens beſohlener maaßen dieſes Frühjahr mit Ziehung und unentgeltlicher Vertheilung der Tabacksplanzen unter die Landesunterthanen, zur fernern Einführung des Tabacksbaues, zu Herrenhauſen von mir hinwiederum der Anfang gemacht wird; ſo wird ſolches nur vorläufig angezeigt, mit der Verſicherung, daß, ſo bald die Tabacksplanzen ſo weit heran gewachſen ſind, daß ſie verpflanzt werden können, ſolches, wie gewöhnlich, durch die hannöveriſchen Anzeigen bekant gemacht werden ſoll.

Hannoverisches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 23ten März 1789.

Extract einer Stadt-Hannoverschen Policei-Ordnung vom Jahre tausend Acht hundert neun und achtzig.

§. 13. Auch muß fleißig dahin gesehen werden; daß, nachdem die Gassenlaternen, welche die lieben Vorfahren eingeführt haben, nunmehro als unnütz; gänzlich abgestellet worden; die große Leuchte auf jedem der vier Stadthürme, auch auf dem Thurm der Gartenkirche und der Vorstadt Linden, solchergestalt in Ordnung erhalten werden, daß zu Abends und Nachts, Jedermann auf den Strassen in dem ganzen District, zu allen Stunden mit Bleistift geschriebene Schrift lesen könne, welches um so mehr geschehen kan, da die bisherige Pacht der Thurmleuchten aufgehoben, und die Anlieferung des Braunsteins von Ilefeld, nebst der Verfertigung der dephlogistisirten Luft aus selbigem, und des erforderlichen Phosphors zur Furnirung jener Leuchten, in Administration gegeben worden.

§. 17. Nachdem auch der Genuß des Kaffeegetränks, welcher, wie die Akten ergeben, in vorigen Zeiten so sehr im Schwange gewesen, sich schon vor geraumer Zeit gänzlich verloren, und statt der Kaffeehäuser der Vorfahren, nunmehro zu gesellschaftlichem Umgange, Lusthäuser eingerichtet und privilegirt sind, um sich der verschiedenen Luftarten, vornemlich der dephlogistisirten oder ätherischen Lebensluft, nach Belieben zu bedienen; so hat die Policeicommission vornemlich darauf fleißig achten zu lassen; daß die Luftarten auf das beste bereitet, nicht verfälscht, oder auch wohl die eine für die andere gegeben; die Röhren und Gefäße zum Einathmen der beliebigen Quantität Luft reinlich gehalten, und die in den Stuben anzuschlagende Taxen nicht überschritten werden. —

Beitrag zur Geschichte des Glas- und Steinfressers Joseph Kolnicker.

(Aus den Actis jure consultorum. Wittenberg 1736. Th. 7. Nr. 7.)

M. D. Kläger, klaget wider C. A. Beklagten, bei dem Rathe zu W. zwischen Zerbst und Halle im Jahre 1736, daß Beklagter eine Schalwand statt gepflanzter lebendigen Hecke um seinen des Klägers Garten setzen müsse. Beklagter macht dagegen Einwendungen, und beruft sich zum Beweise seiner Einwendungen auf den Zeugen Joseph Kolnicker. Diesem Kolnicker setzt des Klägers Advokat die Einrede entgegen, er sey ein Vielfraß, und deswegen untüchtig zum Zeugen; zum Beweise desselben übergiebt er Beweisartikel, läßt vier Zeugen darüber eidlich abhören, deren beschworne Aussagen folgendermaaßen lauten:

Art. 49. **Wahr, daß ermeldeter Joseph Kolnicker bisher ein sehr liederliches Leben geführt.**

Interr. ad Art. 49. **Worin das liederliche beskanden?**

Test. 4. Zeuge könne nicht sagen, daß der Trunk an und für sich selbst liederlich seyn solte, weil er nicht stets im Luder gelegen hätte, manchmal hätte er thönerne Krüge und Teller zerbissen, auch etwas davon hinunter geschlucket, und darauf getrunken, welches er zum Spaß gethan hätte.

Art. 50. **Wahr, daß er in steter Trunkenheit lebt, und einen Vielfraß agirt?**

Resp. Test. 1. Ach nein, sonst hätte er sich lange zu tode gesoffen, Zeuge habe wohl einmal gesehen, daß er bei Stempeln Glas gefressen, es sey aber schon lang.

Test. 2. Daß er stets trunken sey, könne man nicht sagen, daß er aber einmal acht Schock Pflaumen samt den Kernen, und das andere mal vier Metzen Kirschen mit den Kernen, auch vielmal thönern oder irden Gefäß und Gläser mit großem Appetit gegessen, imgleichen mit den Zähnen Feuersteine zerknacket und klein gekauet, weiter bei dem Schmidt Gänsen aus einem neu beschlagenen Wagenrade, da die Schmiedeknechte nicht guten Montag machen, und mit ihm trinken wollen, in Zeugen Gegenwart alle Schinn- oder Radnägel mit den Zähnen herausgezogen, und die Schinen in die Stube unterm Arm gebracht, auch als der Schmidt den Knechten andere Arbeit gegeben, und sie noch nicht mitzechen lassen wollen, an einem viersachen Strick den großen Ambos vom Klotz hinweg in die Stube getragen, welchen zwei Knechte nicht wieder hinaus tragen können, sey wahr; so hätte er auch einmal vier Kerl zugleich von Pratau herein in die Claußstraße in seines Vaters Haus getragen, und auf jedem Arm einen, einen auf dem Puckel, und einen mit den Zähnen angefaßt gehabt, wie nicht weniger einen

Dudel-

Dudelsack mit samt den Hörnern in Zeugen Gegenwart gefressen, und darauf den Schafknecht, mit dem er sich deshalber in eine Wette um einen Speciesthaler, den Zeuge bis zu Ausgang solcher Mahlzeit halten müssen, eingelassen gehabt, mit Aufsperren des Mauls gleichfalls zu fressen aus Spaß gedrohet, worüber der Schafknecht, dem der Dudelsack gehöret, dermassen erschrocken, daß er vor Angst durch das Fenster gesprungen, und als Kolnicker ihn verfolget und etliche funfzig Schritt ihm nachgelaufen, auch der Schafknecht zurücksehend ihn erblikket, vor ihm aus der Rothemargke bis nach Pollensdorf gelaufen, allwo er sich drei Tage versteckt: in der Traube habe er sich einmal mit drei Hunden gebissen, zwei davon verjagt, einen aber mit den Zähnen ertappet, und ihn also im Maul haltend, lang um sich herum geschüttelt, das übrige, da er Gläser und Krüge gefressen; lebendige Mäuse und Vögel hinunter geschlucket, daß man sie im Magen schreien hören; bei Seifensieder Kühn einmal einen Kachelofen aufzufressen gedrohet, auch an der einen Ecke schon einen Anfang gemacht, und ein rechtes Maul voll heraus gebissen, bis ihn die Köchin weggejagt, wäre auch nicht zu läugnen, das andere hingegen wären Kleinigkeiten, so kaum in einem Tage erzählt und aufgeschrieben werden könten; einen Schlössergesellen habe er einmal von Zerbst vor 16 gr. hieher zu tragen accordirt, welcher seinen schweren Ranzen auf den Puckel nehmen müssen, und also habe darnach Kolnicker den Schlössergesellen auf die Achseln genommen, und ihn also 2 Meilen fortgetragen, weil aber Kolnicker den Gesellen unterweges oft in die Höhe gehüppet und zurecht gesetzt, und durch solche heftige Bewegung auch der Ranzen in die Höhe geworfen, und dadurch der Schlosser heftig auf den Rücken geschlagen worden, hätte dieser das Pferd nicht länger haben wollen, sondern wäre abgestiegen, u. habe Kolnicker die 16 gr. gelassen, den er doch zuvor bitten müssen, daß er ihn herunter gelassen.

Test. 3. Das sey bei Zeugens Zeit nicht geschehen, einmal habe ihn Zeuge wohl in einen Feuerstein beißen sehen, daß man die Zähne daran sehen können, desgleichen habe er von einem irdenen Teller die Scherben gekauet, doch könne Zeuge nicht sagen, ob er sie hinunter geschluckt.

Test. 4. Nein, das könne Zeuge nicht sagen, stark könne Kolnicker wohl essen, und spräche, er wüßte nicht, wie es käme, seine Mutter müßte ihn verwahrloset haben, er könne aber auch stark arbeiten, und so viel thun als sonst zwei.

Ar.. 51. **Wahr, daß derselbe insonderheit Hunde, Katzen und ander lebendig Vieh, desgleichen töpfern Geschirr, Paßgläser, Eisen, Blei, Zinn, Messing und andere dergleichen Dinge würklich in sich frißt?**

Resp. Test. 1. Zeuge habe weiter nichts als Glas gesehen, doch habe er gehöret, daß Kolnicker einen Eierkuchen samt dem Tiegel aufgefressen, von lebendigem Vieh wisse Zeuge nichts, doch habe sich Kolnicker wohl mit Hunden gebissen.

Test. 2. Hunde und Ratzen habe ihn Zeuge nicht fressen sehen, stehe aber in den Gedanken, daß ers wohl thun solte, wenn eine Wette darauf stünde, das übrige sey alles wahr, bei dem sel. Speiser Barnutz habe er einen blechernen Schreibzeug mit Federmesser, Federn, Dinte und Streusand in Zeugens Gegenwart mit vortreflichem Appetit gefressen.

Test. 4. Thönern Zeug habe ihn Zeuge wohl essen sehen, sonst aber nichts, mit den Hunden aber habe sich Kolnicker wohl herum gebissen, welches Zeuge einmal gesehen, da Kolnicker den Hunden Bratwürste vorgehalten, und wenn sie solche nehmen wollen, mit den Zähnen nach ihnen geschnappet, da denn die Hunde, ob es schon Fleischerhunde gewesen, aus einander gefahren und davon gelaufen, Feuersteine hätte er auch entzwei gebissen, und ein Stück von Zengens Ofen-Ecke herausgebissen.

Art. 53. **Was Zeugen sonst mehr von dieses Kolnickers Aufführung und Lebenswandel bekant, auch was er ausser obigen noch mehr übernatürlicher Weise gefressen und verschlungen?**

Rdsp. Test. 4. Ausserdem was Zeuge angegeben, habe er sonst nichts gesehen, eine Hand voll Raupen habe Kolnicker auch gefressen, und ein Glas Brantewein darauf getrunken, desgleichen als Tappert einen schönen großen Vogel geschossen gehabt, und solchen ausstopfen wollen, habe ihm Kolnicker den Kopf abgebissen, und diesen samt den Federn gefressen, welches in Zeugens Hause geschehen sey, doch habe es Kolnicker nicht nüchtern gethan, sondern sich allemal besoffen gehabt.

Dem ungeachtet ist dieser Joseph Kolnicker wegen seiner blossen Vielfresserei von Gerichtswegen damals nicht für untüchtig zum Zeugen erklärt worden.

G.

Verzeichniß einiger westphälischen Provinzialausdrücke, vorzüglich in der Grafschaft Diepholz.

So sehr das westphälische Plattdeutsch von der niedersächsischen Sprache abgehet: so sehr beträchtlich ist gleichwohl noch der Unterschied zwischen den in Westphalen gangbaren Mundarten; wo fast jedes einzelne Dorf seine eigene hat.

Hier ist ein allgemeines Verzeichniß:

A wird in gewissen Wörtern, z. B. malen, laken, staken, haken, maken

maken — etwas rücklings, daß ich ſo rede, ausgeſprochen, welches im Leben ſehr auffallend iſt, im Schreiben aber ſich nicht ausdrücken läßt.

Aehn für Ente.

alltemits, bisweilen.

anthand, bisweilen.

B.

Baks, Backhaus, Speicher.

Bate, to bate, d. i. zu gute oder noch zu hoffen haben.

Beſwicken, ohnmächtig werden.

D.

Dag, dör' n'Dag, d. i. über die Straße in der Nachbarſchaft.

Dalle, munter, wird von Hunden geſagt.

Doch, für allerdings, freilich.

Donne, nahe.

Drocke, eilig, wegen vieler Geſchäfte.

Durk, eine Art Bettſchrank in der Stubenwand, wo man von innen und auſſen hineinkommen kan.

E.

Entergöſe, Gänſe, die zwei Jahr alt ſind.

elendiglich, heftig, ſtark. Ein maleriſcher Ausdruck von einer zu heftigen Begierde, wodurch der Menſch wirklich elend iſt, ſo lange ſie unbefriedigt bleibt.

F.

faken, oft.

fehig (fähig) reif, beſtimmt zum Tode.

G.

Geerkamer, Beichtſtuhl, Sakriſtei.

Gorte, Grütze.

H.

heft für hat, urſprünglich holländiſch.

Holſken. Schuhe, gleich einem Troge, aus Holz geſchnitten, worin der Fuß, wie in einem kleinen Troge ſteckt.

hüppen für hinken.

J.

Junge bedeutet jede unverheirathete erwachſene Mannsperſon.

K.

kaſten, taufen.

Kluhs, Kapelle, Filialkirche.

L.

Lüning, Sperling.

Lüſten, 1) Begierde wornach haben, 2) ſchmecken. Daher die Redensart luſt ehs, d. i. ſchmeck einmal.

M.

merr, aber, holländ. maar.

Möhrner. Mörder.

O.

of, ob.

of – of, entweder, – oder.

oll, alles, alle.

oß, als.

Opſt o aben. Eine Stube, worunter ein Keller iſt, und wohin man auf Stuffen gehet.

P.

pielk, mürriſch, verdrüßlich.

R.

rühklos, verwegen, dreiſt.

S.

ſch, dieſer Buchſtab wird getrennt, und wie ſk, obwohl ſehr weich ausgeſprochen, z. B. S – chinken.

Saterdag, Sonnabend.
swiet, heftig, sehr, stark.

V.

vull, reichlich, viel.
verzagt, gut verstanden, Freund seyn oder Bescheid wissen.
verjaget, sehr krank, besonders von der Gesichtsblässe, als Folge der Krankheit.

W.

Wigt, Mädchen.
wörken, weben, z. B. Linnen.
Wanstag, Mittewochen.

Z.

Zappen, Suppe.

Burlage. Müller.

Verzeichniß einiger abergläubigen Gebräuche und Meinungen in Westphalen *).

I.

Bei Aufrichtung eines neuen Hauses, (Husbörung) pflegt der Zimmermann eine Rede vom Giebel herab zu halten; bei welcher Gelegenheit er allerlei Wünsche thut, und die Gesundheiten der Anwesenden trinket. Hierauf wirft er das Glas rückwärts über den Kopf. Fällt es entzwei, so ist dies ein gutes Zeichen. Bleibt es aber ganz, Trotz der Höhe, so weissagen die Zuschauer daraus dem Besitzer des Hauses Unglück.

II.

Wachs von den Altarlichtern soll allerlei Wunden heilen. Man bereitet daraus eine Salbe und verbindet den Schaden damit.

III.

Eben so soll das von den Nachtmalgefässen abgeschabte Gold wider die sogenannten Kinderschäurchen helfen.

IV.

Wenn eine Magd zugehet, d. h. wenn sie in Dienst trit, so wird sie auf folgende Art eingeführt. Die Hausfrau ziehet sie dreimal, Trotz allem Sträuben, um den Kesselhaken. Dieses halten die Hausleute für ein sicheres Mittel, das Gesinde treu zu machen.

V.

Mit dem sogenannten Schlüsseldrehen hat es folgende Bewandniß: Es ist nemlich im Kleinen eben das, was ehemals die Feuer- und Wasserprobe war, nemlich Probirmittel, ob diese oder jene verdächtige Alte eine Hexe sey. — Um dieses nun heraus zu bringen, setzen zwei sich einander gegen über, und streiten für und wider den Satz, daß diese oder jene Person eine Hexe sey. — Zuvor aber wird das 53te Kapitel Jesaiä

*) S. Westphäl. Magaz. XI. Heft, wo man mehrere andere Beispiele findet.

saiä aufgeschlagen, ein Schlüssel hereingelegt, und dann das Buch zugebunden, so, daß das letztere an dem Schlüssel hängt. Dann nehmen die Streitenden den Schlüssel zwischen die Finger und lassen ihm nebst seinem Gewichte die freie Bewegung. Nach welcher Seite der Schlüssel sich nun drehet, je nachdem wird der Streit entschieden, ob N. N. eine Hexe sey, oder nicht!!!

Burlage. Müller.

Nachricht von der außerordentlichen Fähigkeit eines Negersklaven in Maryland, alles gleich im Kopfe auszurechnen.

Mitgetheilt vom Doctor Rusch zu Philadelphia, in einem Schreiben an einen Freund in Manchester.

(British Mercury Jan. 1789. p. 14.)

Philadelphia, den 15ten Sept. 1788.

„Ich arbeite jetzt für die philosophische Gesellschaft der Wissenschaften die Geschichte von einem Negersklaven in Maryland, und seinem ganz außerordentlichen Gedächtniß aus. Vorläufig theile ich Ihnen hier nur folgende Anekdote von der Geisteskraft dieses Menschen mit. Einige Herren vom Stande aus Philadelphia, schickten, wie sie durch Maryland reiseten, zu ihm, um sich persönlich von der Wahrheit aller Geschichten, welche sie von ihm erzählen gehört, durch eine Unterredung mit ihm, zu überzeugen. Einer von ihnen fragte den Neger: wie viel Sekunden ein Mann, der 70 Jahr, so und so viel Monate, Wochen und Tage alt geworden, gelebt habe? In anderthalb Minuten war die Antwort da. Der Gentleman rechnete die gegebene Summe der Sekunden auf dem Papiere nach; erwiederte dem Sklaven, daß er sich verrechnet habe, und seine Summe viel zu groß sey. — Halt, nicht zu voreilig, antwortete der Neger. Sie haben nicht an die Schaltjahre gedacht. Da nun der Gentleman noch die in den Schaltjahren enthaltenen Sekunden zu seiner Summe addirte, kamen beide Summen ganz genau mit einander überein. — Dieser Sklave ist ein gebornet Afrikaner, und er kan weder lesen noch schreiben. Zur Unterhaltung für andere, multiplicirt er neun Zahlen mit neun mit der größesten Leichtigkeit. Solte die Bekantmachung dieser Thatsachen, ehe noch die Geschichte des Sklaven selbst erscheint, auch nur etwas dazu beitragen können, günstigere und billigere Meinungen gegen unsere afrikanischen Brüder zu erwecken, um den Sklavenhan-

venhandel abzuschaffen, so machen Sie sich dadurch schon jetzt um diese unglückliche Menschenklasse in ihrer gegenwärtigen Lage verdient. Der Eigenthümer des Sklaven ist Herr Coxe, und der Sklave heißt Thomas Fuller."

Hannover. G. F. Wehrs.

Anfrage.

Es ist bekant, daß aus dem Saamen des Schwingels oder Schwaden (Himmelsthau, Festuca fluitans, Gramen esculentum,) eine Grütze gemacht werde, welche unter dem Namen Mannagrütze, verkauft wird. Diese Grütze wird von vielen Menschen gerne gegessen, und das Gras selbst, giebt ein gutes Heu, sonderlich für Pferde. Einige wollen bemerket haben, daß diejenige Mannagrütze, welche jetzt verkauft wird, manchesmal verfälscht, und wie man glaubt, mit Buchweizen vermischt sey. Solte es nun nicht rathsam seyn, diese Grütze selbst zu bauen? Es ist kein Zweifel, daß dies Gras nicht an den meisten Gegenden an nassen Oertern wachsen solte. In den hannoverischen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1758 findet man eine Nachricht, wie der Saame zu säen und einzusammeln. Es ist aber nicht angeführet, auf welche Art und Weise die Grütze daraus verfertiget werde. Es ist daselbst gemeldet, daß ein Vorrath Saamen an das Intell. Comtoir geschickt worden. Wie man nun daher vermuthet, daß in hiesigen Landen Versuche mit Aussäung dieses Grases gemacht worden, und also auch vielleicht an einem oder anderm Orte im Lande Saamen davon zu haben sey; so wünscht man zu erfahren, an welchem Orte man solchen erhalten könne, und wie mit Verfertigung der Grütze verfahren werde.

Aus des Herrn Hofraths Beckmann physikalischen Bibliothek ersehe ich, daß im Dannenbergischen dergleichen Grütze gemacht werde; auch führet derselbe im 5ten Bande an, daß ihm die Aussaat im Großen nicht gerathen wollen, wobei er eine umständliche Nachricht wünscht, wie dieser Schwaden in Böhmen, Schlesien und Polen gebauet werde.

Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Freitag, den 27ten März 1789.

Die Schule zu Roßdorf bei Göttingen.

Ein Muster einer wohleingerichteten Landschule.

P. Dec. 4. 1788. *).

Wenn wir, wertheſter Freund, ehe die gegenwärtige Entfernung uns trennte, in unſern oftmaligen Unterredungen über Aufklärung und Bildung der untern Stände und insbeſondere des Landvolks, immer darin überein kamen, daß in dieſer Rückſicht wenig von den vielen ſeit einiger Zeit erſchienenen Volksſchriften a), aber viel von einer beſſern praktiſchen Erziehung und Bildung der Jugend zu hoffen ſey: ſo pflegten wir uns wohl ein Ideal, einer unſerer Vorſtellung nach, vollkommenen, Landſchule zu entwerfen. Unſere gewöhnlichen Landſchulen, ſagten Sie einſt, ſind meiſtens dürftige Unterrichts- aber nicht Bildungsanſtalten, und das letztere ſolten ſie doch vor allen Dingen ſeyn, weil von den Aeltern des Bauerſtandes in den wenigſten Fällen zu erwarten iſt, daß ſie zur eigentlichen Erziehung ihrer Kinder viel beitragen könten. Die neuern Vorſchläge bekanter einſichtsvoller Männer b): zur Erreichung dieſes Zwecks, mit den Lehrſchulen Werkſchulen zu verbinden, um durch vermehrte Induſtrie den ſchlummernden Verſtand zu

*) Es hat ſich der Abdruck dieſes vorlängſt eingeſandten Briefes, gewiſſer Umſtände wegen, länger als man dachte, verzögert. Der Einſender wünſcht dadurch die Aufmerkſamkeit des Publikums auf einen Gegenſtand überhaupt und auf ein Inſtitut insbeſondere, rege zu machen, die beide einen ſo gerechten Anſpruch auf dieſelbe machen.

a) Weil das Volk überhaupt wenig und zum Theil gar nichts von jenen Schriften lieſt, auch manches ſogenannte Volksbuch, wenn es ſolches läſe, nicht verſtehen würde, weil der anmaßliche Volkston, der wahre Volkston gar nicht iſt. Viele der Herren, die fürs Volk ſchreiben, kennen daſſelbe leider nur ſo weit, als es ſich aus dem Fenſter des Studierzimmers kennen lernen läßt. — Das bekante Noth- und Hülfsbüchlein macht indeſſen hierin, des gemeinnützigen Inhalts, der den Bedürfniſſen des Landvolks ſo angemeſſenen inneren und äuſeren Einrichtung, der ungeſuchten wahren Simplicität im Vortrage und des wohlfeilen Preiſes wegen, eine glückliche Ausnahme.

b) S. Ueber die Bildung der Jugend zur Induſtrie. Göttingen 1785. vom Hrn. Abt Sextro.

zu wecken und das Herz zu veredeln; schienen uns dieser großen Absicht vollkommen angemessen zu seyn, welches auch bald durch die in Göttingen errichtete und rühmlichst bekante große Industrieschule c), unter der Direktion des um das Armenwesen und die Beförderung der Industrie daselbst so sehr verdienten, unermüdeten Hrn. P. Wagemann, bestätigt ward. In der Folge schrieb ich Ihnen, daß man auch auf dem Lande, in der Nähe von Göttingen, an einigen Orten Versuche der Art gemacht habe d). Die Nachrichten, die ich von Zeit zu Zeit von der ähnlichen neuen Einrichtung und Beschaffenheit der Schule zu Roßdorf, Gerichts Leineberg, erhielt, machten insbesondere in mir den Wunsch rege, sie näher kennen zu lernen. Endlich erhielt ich in Gesellschaft unsers lieben Freundes des P. W. zu L., von dem Sie wissen, daß er im Fach der Schulanstalten geprüfter Kenner ist, Gelegenheit, diese Schule zu besuchen. Es geschah dies Vormittags am 28ten Novemb. durch die Güte des um das Roßdorfer Industrieinstitut vorzüglich verdienten Hrn. Gerichtschulzen Compe, der uns selbst dahin führte. Und nun denken Sie sich unsre beiderseitige Freude, als wir jenes Ideal einer vortreflichen Landschule, hier realisirt fanden. Ich glaube Ihnen einen Freundschaftsdienst zu erweisen, wenn ich durch eine kurze Beschreibung dessen, was wir mit bewundernder Freude daselbst sahen und hörten, Sie an unserm Vergnügen auch in der Entfernung einigen Antheil nehmen lasse. Doch werde ich Ihnen nur schwach den Eindruck schildern können, den dieses schöne Institut auf uns in der Wirklichkeit machte. Mögte meine Beschreibung Sie und mehrere Männer von Einsichten und einem größern Wirkungskreise bewegen, dasselbe Ihrer nähern Aufmerksamkeit zu würdigen.

Bei unsrer Ankunft wurden wir in die geräumige, hohe, helle und luftige Werkstube geführet. Wir fanden darin einige dreißig Kinder von 6 bis etwa 9 Jahr, unter Aufsicht der Ehefrau des Cantors Fromme, als des dasigen Schullehrers, beschäftigt. Die älteren knütteten schon linnene und wollene Strümpfe, die jüngern Strumpfbänder, einige spannen Wolle, andere näheten, und die kleinsten standen um die gute Frau herum, die ihnen Anweisung in den ersten Handgriffen gab. Es war uns gleich die Munterkeit, Lebhaftigkeit, Reinlichkeit und der ordentliche Anzug der Kinder auffallend. Wir bemerk-

c) Beiläufig sey es hier bemerkt, daß Göttingen das Verdienst hat, daß die erste Idee von Industrieschulen darin gefaßt, öffentlich bekant gemacht und 1784 ausgeführt ist. Nachmals sind Nachahmungen derselben in der Gegend von Göttingen entstanden, und es werden deren hoffentlich in der Nähe und Ferne bald mehrere entstehen. Die Industrieschulen unterscheiden sich von den schon länger bestehenden ähnlichen Anstalten in Werkhäusern in so ferne, daß diese, eigentliche Armenanstalten, jene hingegen Anstalten sind, die von der Armenpflege ganz getrennt und bestimmt sind, durch allgemeine Vermehrung der Betriebsamkeit in den untern Ständen, die Abnahme der Armuth zu befördern. So bestehet in Göttingen, abgesondert von der Industrieschule, das Werkhaus für sich.

d) Außer in Roßdorf, noch in Wake, Ballenhausen, Reckershausen u. a. O. Ferner werden zu Ochsenfelde, auch zu Kloster Marienstein nächstens ähnliche Einrichtungen getroffen werden, wie solches ebenfalls schon im Hessischen zu Wilhelmshausen geschehen ist, und weiter in benachbarten Orten geschehen wird.

Digitized by Google

bemerkten zwar wohl mehrere Kinder in schlechter und geflickter, aber keines in zerrissener Kleidung. Alle waren dabei so emsig bei ihrer Arbeit, sie schien ihnen so viel Vergnügen zu machen, daß wir den kleinen Geschöpfen eine Weile mit Lust zusahen, und schon ein gutes Vorurtheil für die übrigen Einrichtungen faßten.

Wir begaben uns nun in die Lehrstube, ein ebenfalls großes und helles Zimmer, worin etwa hundert erwachsenere Kinder versammelt waren, welche der Cantor Fromme unterrichtete. Wir ersuchten ihn, darin fortzufahren. Die Kinder lasen eben die Geschichte vom verlorenen Sohn. O hätten Sie dem Lesen zugehöret! Sie kennen den leider nicht seltenen unausstehlichen Leierton, oder das Schreien der Kinder beim Lesen, in so vielen Landschulen, mancher Stadtschulen nicht zu gedenken; Sie kennen das öftere Anstossen, das unrichtige Absetzen, den oft gänzlichen Mangel des Ausdrucks eigener Empfindung dessen, was gelesen wird. Hier bemerkten wir von dem allen, bei den meisten Kindern, die wir lesen hörten, wenig oder nichts. Es lasen viele von den Erwachsenen und auch einige Jüngere, mehrere recht schön, alle gut, alle in einem angenehmen Ton und mit richtigem Ausdruck. Gesetzt, ein Kind fehlte auch einmal hierin, so war ein Wink des Lehrers hinreichend, die gewünschte Verbesserung zu bewirken. Z. B. Eines verfehlte den trotzigen Ton des Sohnes, der darüber murrete, daß der Vater seinen rückkehrenden Bruder so freudig aufnahm. Darauf wurde es nur aufmerksam gemacht, und es traf ihn. — Ein anderes las die Antwort des Vaters nicht mit gehöriger Stimme. Der Lehrer erinnerte es an die Sanftmuth und Freundlichkeit, mit der der Vater seinen unzufriedenen Sohn zurecht weiset und beschämt, und nun drückte das Kind sich schon richtiger aus. — Uns von diesen Kindern vorlesen zu lassen, gewährte uns wahres Vergnügen.

Der Lehrer stellte darauf ein Religionsexamen mit den Kindern an. Er entwikkelte zuerst den Begrif von Religion, und ging davon zur Lehre von Gott über, und mit welcher inniger Zufriedenheit hörten wir, beiden, dem Lehrer wie den Schülern, zu. Jenem wegen der Faßlichkeit seiner Fragen, wegen der Geschicklichkeit in Erläuterung derselben, wenn es nöthig war, wegen der glücklichen Auswahl des Wichtigsten, wegen der leichten Uebergänge von einem Gegenstande zum andern, wegen der praktischen Behandlung derselben, wegen der Würde und des Anstandes, womit er dies Geschäft verrichtete. Diesen, wegen ihrer Dreistigkeit, Richtigkeit und Festigkeit im Antworten. Ich entsinne mich kaum eine falsch beantwortete Frage gehört zu haben. Die nöthigen Beweisstellen aus der Schrift wußten die Kinder alle am rechten Ort anzuführen, und auch genau und richtig zu bemerken, wo sie stünden; und daß sie den Inhalt der Sprüche, die sie hersagten, verstanden, erhellte daraus, daß sie allemal die Haupt- oder eigentlich beweisenden Worte ohne Mühe aushoben. — Wir baten darauf den Lehrer, einen Versuch mit einigen Fragen nach dem Catechismus zu machen. Die Wahl fiel auf die Lehre von Christo. Es ging damit eben so schön. Nun wünschten wir vorzüglich noch eine moralische Materie in der Kürze behandeln zu hören, und ich schlug dazu das 4te Gebot vor. Hierin leisteten uns Lehrer und Schüler ein vorzügliches Genüge. Ich kan der Versuchung nicht widerstehen, einige Fragen, so wie sie in ihrer Verbindung gethan, und die Antworten, so wie sie gegeben wurden, und wie ich sie mir, da mir noch alles im frischen Gedächtniß war, notirte, herzusezzen, um Ihnen in einem Beispiele zu zeigen, wie vortreflich und den Umständen angemessen, die Methode des Lehrers ist, und um Ihnen die Fertigkeit der Kinder im Antworten anschaulich zu machen. Bemerken Sie besonders die Simplicität

plicität beides in den Fragen und den Antworten.

Der Lehrer hatte vorher vom Erkenntniß Gottes gehandelt, er fing daher so an: Ist es genug, lieben Kinder, zu erkennen, zu glauben, daß ein Gott ist und was er ist?

Schüler: Nein, wir müssen auch seinen Willen erkennen und thun.

L. Wo hat uns denn Gott seinen Willen am deutlichsten bekant gemacht?

Sch. In der heil. Schrift.

L. Wie nennen wir den Theil der heil. Schrift, worin der Wille Gottes enthalten ist?

Sch. Das Gesetz.

L. Ist euch wohl ein kurzer Inbegrif desselben bekant?

Sch. Ja, die zehn Gebote.

L. Die hat ja Gott den Juden gegeben, verbinden die auch uns Christen?

Sch. Sie stimmen mit den Vorschriften Christi genau überein.

L. Die zehn Gebote waren auf zwei Tafeln geschrieben, oder in zwei Abschnitte getheilt, welches ist das erste des zweiten Abschnitts?

Sch. Das vierte Gebot.

L. Wie lautet dasselbe?

Sch. (Sagte es her.)

L. Was wird uns nun darin geboten?

Sch. Daß Kinder ihre Aeltern lieben und ehren sollen.

L. Manche Kinder aber haben ihre Aeltern verloren, wie können und müssen die das vierte Gebot halten?

Sch. Sie müssen die als ihre Aeltern lieben und ehren, die deren Stelle vertreten.

L. Ist es also nun den Kindern freigestellet, ob sie ihre Aeltern, oder die an deren Statt sind, lieben und ehren wollen, oder nicht?

Sch. Nein, sie müssen es thun.

L. Wie willst du das wohl aus den Worten des vierten Gebots beweisen?

Sch. Es heißt: Du solt deinen Vater und deine Mutter ehren.

L. Allerdings, du solt es thun. Wer befiehlt das?

Sch. Gott der Herr.

L. Dem wir Gehorsam schuldig sind. Aber fordert es auch schon die Billigkeit von Kindern, daß sie ihre Aeltern lieben und ehren?

Sch. Ja.

L. Warum?

Sch. Weil sie uns so viel Gutes erweisen.

L. Freilich. So will Gott uns auch nicht bloß durch Zwang zur Beobachtung dieses Gebots leiten; sondern wie macht es ein guter Vater, wenn er seine Kinder zu etwas Gutem bewegen will?

Sch. Er verspricht ihnen etwas.

L. Hat denn Gott den Kindern auch etwas versprochen, wenn sie ihre Aeltern willig lieben und ehren?

Sch. Ja, er spricht: Auf daß dirs wohl gehe, und du lange lebest auf Erden.

L. Wie also soll das Kind nach Gottes Zusage leben, so lange Gott dessen Leben erhält, wenn es seine Aeltern ehret?

Sch. Es soll glücklich leben. U. s. w.

Urtheilen Sie, mein Freund, nach diesem Beispiele, ob ich im Vorhergehenden zum Lobe von Lehrer und Schülern zu viel gesagt habe, und vergessen Sie dabei nicht zu erwägen, daß dieses Examen auf unsern Vorschlag, und also ohne alle vorhergegangene besondere Vorbereitung angestellt ward.

Nie bin ich mit einer so innigen Rührung in einer Schule gewesen. Freudenthränen standen uns in den Augen. Unser Freund W. kam mit mir darin überein, daß wir bisher nicht geglaubt hätten, daß Ein Mann es möglich machen könne, eine so große Anzahl Bauernkinder in solchen Jahren, so weit zu bringen. Denken Sie Sich dazu den Anblick einer blühenden Jugend, die allgemeine Aufmerksamkeit und Stille, die sichtbare Liebe und Achtung der Kinder gegen ihren braven Lehrer, die Reinlichkeit und Ordnung im Anzuge und ganzem Aeußern, die Sittsamkeit und

zu-

zugleich Lebhaftigkeit dieses Kinderhaufens — und was war natürlicher, als der Gedanke: O mögten wir überall solche Lehrer, solche Anstalten haben! Was für gute Menschen werden hier gezogen! Was für brauchbare Knechte und Mägde, was für rechtliche künftige Hausherren und Frauen! Auf was für eine Nachkommenschaft darf man sich hier nicht Rechnung machen! — Setzen Sie, daß Lehrern und Schülern noch ein besserer Leitfaden zum Religionsunterricht in die Hände gegeben würde, als der alte, zu seiner Zeit vortrefliche, aber jetzt mancher Verbesserung bedürftige Landescatechismus ist; setzen Sie, daß ihnen ein damit verbundener kurzer Unterricht in sonstigen gemeinnützigen Kentnissen, aus der Naturgeschichte und Lehre, Oekonomie, Erdbeschreibung, allgemeinen Geschichte, besonders aber aus der Landesgeschichte und Verfassung, von allen nur das Wichtigste, und allenfalls ein etwas ausführlicheres Lehrbuch, für die Schulhalter, gegeben würde: was würde dann nicht erst, und mit wenigerer Mühe geleistet werden können e)!

Wir besahen auch die Schreibbücher, und freueten uns über mehrere recht wakkere und geläufige Hände. Wir lasen darin in die Feder dictirte passende Briefe und andere Aufsätze, die zum Theil mit wenigen Fehlern niedergeschrieben waren. Auch im Rechnen machen die Kinder gute Progressen, und hierin, so wie im Schreiben, werden nicht nur die Knaben, sondern auch die Mädgen, sämtlich geübt, so, daß also über der Werkschule nichts versäumt wird.

Es wurden darauf die in der Arbeitsstube sich befindenden jüngeren Kinder herein gerufen, an deren Stelle die ältern traten. Jene mußten nach der im Seminario eingeführten Methode buchstabiren. Auch das ging vortreflich, und Sie hätten nur die lächelnden Mienen der kleinen muntern Schaar sehen sollen, mit denen sie dieses Geschäft verrichteten, nachdem sie die Zeit in der Werkstube nützlich zugebracht hatten, die ihnen in der Lehrstube ohne Beschäftigung tödtende Langeweile verursacht haben würde. Verschiedene von ihnen lasen schon recht gut.

Wir begaben uns dann auch wieder in das Arbeitszimmer. Sie können Sich leicht vorstellen, mein Werthester, welch ein angenehmer Anblick es uns war, gegen hundert Kinder ärmerer und bemittelterer Aeltern, Knaben und Mädchen, mit Wolle, Baumwolle und Hedespinnen, mit nähen und knütten beschäftigt zu sehen. Der sichtbare Eifer, mit dem sie arbeiteten, war ein deutlicher Beweis, daß sie es mit Lust thaten, und daß sie diese Arbeitsstunden als Erholungsstunden betrachteten. Wir bemerkten mehrere Kinder, die es in Geschicklichkeit in Handarbeiten mancherlei Art schon weit gebracht hatten. — Endlich kehrten sämtliche Kinder in die

e) Ich muß hier noch anführen, daß ich bei einem abermaligen Besuch, den ich in dieser Schule ablegte, mit wahrem Vergnügen bemerkte, daß der Cantor Fromme es nicht versäumt, auch von jenen Gegenständen den Kindern Einiges beizubringen, um ihre Gedanken über ihren engen Gesichtskreis zu erheben. Ich fand in den Schreibbüchern einige kurze recht faßliche Aufsätze aus der Naturgeschichte und Sternkunde. An der Tafel sah ich das bei dieser Veranlassung mit Kreide gezeichnete copernicanische Weltsystem. Die an der Wand angehefteten Karten, nemlich das Planiglobium und die von Europa, dienten dem Lehrer, einen allgemeinen Begrif von der Erdkunde zu geben. Er versicherte, daß er dazu keine besondere Stunden widme, sondern bei hie und da entstehender Veranlassung, oder zur Erholung etwas davon vortrage, und rühmte zugleich von vielen unter den Kindern, daß sie diesen Unterricht gar wohl begriffen und behielten. Die Fröbingsche Bürgerschule leistet ihm hiebei zu seinem Gebrauch gute Dienste.

Schulstube zurück, und der Vormittagsunterricht wurde, wie gewöhnlich, mit Gesang und Gebet beschlossen. Beide waren zweckmäßig gewählt, und was jenen betrift, so wurde er melodisch und andächtig geführt. Wir wurden durch keine das Ohr beleidigende Schreistimme betäubt, sondern alle, auch die Knaben, sangen im gemäßigten Ton, so wie das Gebet nicht Geplapper, sondern Sprache des Herzens war. Und mit Ruhe und Ordnung begaben sich die Kinder hinweg, von denen endlich zwei zurück blieben, um erst in beiden Stuben aufzuräumen und zu reinigen.

Habe ich nicht recht, mein Lieber, wenn ich behaupte, daß diese Schuleinrichtung nicht eine bloße Unterrichts, sondern eine wahre Bildungsanstalt, den Bedürfnissen des Landvolks angemessen, ist? Auser dem gewöhnlichen Schulunterricht erhalten die Kinder darin Anleitung zum Fleiß, zur Betriebsamkeit, zur Ordnung, Reinlichkeit, Häuslichkeit und zu einem anständigen Betragen. Alles Ermahnen zu diesen Tugenden, was ist es gegen eine solche Uebung darinnen, von Jugend auf? Dem leidigen Müssigsitzen, welches die bisher gewöhnliche Schulverfassung, ihrer Beschaffenheit nach, nicht gänzlich verhindern kan, weil es unmöglich ist, Kinder von so verschiedenem Alter in steter Beschäftigung, in einem und eben demselben Zimmer, zu erhalten, wird hier grade zu entgegen gearbeitet. Und wie Industrie schon den jungen Menschen bildet, ist hier auffallend sichtbar. Wir bemerkten hier keinen von der unter der Dorfjugend sonst nicht ungewöhnlichen, ins unermeßliche Nichts hinstarrenden Blicken, nicht die plumpe Unbehülflichkeit oder jene verlegne Schüchternheit, welche andre Kinder auf dem Lande oft sehr auszeichnet, aber auch kein dumdreistes Wesen, und doch auch nichts städtisches im Betragen; sondern wir fanden wohl erzogne Bauernkinder.

Was für gesegnete Würkungen hätte man sich nicht, nach Maaßgabe der hier im Kleinen sichtbaren, im Großen zu versprechen, wenn dergleichen Institute im ganzen Lande eingeführt würden. An wie vielen Orten wäre dies nicht ohne große Weitläuftigkeiten und Kosten möglich zu machen, wenn Superintendenten, Beamte und Prediger sich dazu vereinigten, letztere insbesondere mit uneigennützigem Eifer Einrichtung und Aufsicht zu übernehmen bereit wären, und die höhere Landescollegia dazu ferner gnädigst die Hand böten f)!

Wenn Sie nähere Nachricht von der Roßdorfschen Industrieschule zu erhalten wünschen, und ich zweifle nicht, daß Ihnen diese willkommen seyn wird, so lesen Sie das 2te Stück des in Göttingen herauskommenden, sehr nützlichen Wagemannschen Magazins für Industrie und Armenpflege. Sie werden darin eine actenmäßige Darstellung der Entstehung und des Fortganges dieses Instituts, und was in dieser Rücksicht von Seiten der Kirchencommission geschehn ist, eine Kostenberechnung g) und Nachricht

f) Es gereicht der hohen Königl. Landesregierung, so wie auch dem Königl. Consistorio zum unsterblichen Ruhme, daß diese hohen Collegia die Industrie-Institute Ihres gnädigsten Beifalls würdigen, und solche in Ihre Protection nehmen. Ohne dieses würde es seit den fünf Jahren von ihrer ersten Entstehung an, so weit damit noch nicht gediehen seyn. Es sind bisher dazu, auf gethane Vorschläge, aus schicklichen Cassen, die nöthigen Kosten mit wahrer landesväterlichen Fürsorge huldreichst verwilliget, so, daß von Jahren zu Jahren mehrere Institute der Art, in hiesigen Gegenden errichtet werden konten. Welch eine reizende Aussicht eröfnet sich nicht hiedurch dem Patrioten, dem Menschenfreund, in Absicht der künftigen reiferen Verbreitung derselben!

g) Niemand, der sonst wohl auf Errichtung einer Industrieschule an seinem Orte dächte,

richt von der jetzigen Beschaffenheit desselben, letztere aus der Feder des Cantors Fromme finden. Um indessen Ihre Neugier vorläufig in etwas zu befriedigen, bemerke ich folgendes:

Es besiehet dasselbe jetzt seit zwei Jahren, und ist in der kurzen Zeit zu einem merklichen Grade der Vollkommenheit gediehen. Das Salarium für die Lehrerin, die Ausgabe für Stubenmiethe, Feurung und Anschaffung nöthiger Geräthschaften wird mit Bewilligung des Königl. Consistoriums vom Kirchenärario gestanden. Weitern Aufwand macht das Institut nicht erforderlich. Was verarbeitet werden soll, bringen die Kinder theils mit, theils wird es ihnen gereicht, und sie erhalten dafür das verdiente Arbeitslohn. Letzteres geschieht insbesondre mit Baumwolle, mit Hede die von Kämmen, und mit Kammwolle, die für die Grätzelsche Fabrik versponnen wird. Man sieht es besonders gern, wenn die Kinder Materialien zum Nähen und Knütten selbst mitbringen. Was sie hieraus produciren, behalten sie. Der ganze Gewinnst von der Arbeit komt also den Kindern und ihren Aeltern zu Gute. Manches Kind verdient sich auf die Art nicht nur sein Schulgeld, sondern erübriget sich noch etwas. Die Kinder drängen sich daher zur Arbeit, und nach eingezogener Nachricht, ist die Vermehrung der Industrie, jetzt schon unter diesem jungen Anwuchse, auch außerhalb der Werkstube, augenscheinlich. Und welche Freude auch für die bemitteltern Aeltern, wenn ihre Kinder selbst verfertigte Strümpfe, Handschuh und dergleichen, aus der Schule mit zu Hause bringen, oder ihre Kleidungsstücke selbst nähen und ausbessern. Weil es daher ihr eigener Vortheil ist, so erkennen sie bald die Wohlthat einer solcher Anstalt. In Roßdorf hat die Bauerschaft nicht nur durch eine der Kirchencommission übergebene Schrift ihre Freude und Dankbarkeit darüber bezeuget, sondern auch in diesem Jahre noch einen kostbaren Anbau an das Schulhaus, zu einer neuen Arbeitsstube, völlig übernommen und schön ausgeführt.

Wir hatten Gelegenheit, den Cantor Fromme, diesen in seinem Fach und auch wegen seines sonstigen moralischen Charakters und seiner Bescheidenheit schätzbaren Mann, da wir mit ihm bei dem Herrn Gerichtschulzen Compe zu Mittag aßen, und den Nachmittag mit ihm daselbst zubrachten, näher kennen zu lernen, und uns mit ihm über den uns so angenehmen Gegenstand weiter zu unterreden. Wird es Sie auch ermüden, wenn ich noch einiges, was mir der Bemerkung werth scheint, hersetze? Ich denke es nicht.

Der Einwurf, den man gegen die Verbindung von Arbeits- und Lehrschulen gemacht, daß nemlich durch Abbrechung einiger Lehrstunden diese zu eingeschränkt würden, und es schwer halten werde, in der kürzeren Zeit die Kinder zu der Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen, so wie zu dem nöthigen Religionserkentniß zu bringen, wird durch die Roßdorfer verbundene Schule und deren Beschaffenheit, gänzlich niedergeschlagen. Ich bin fest überzeugt, daß man nicht leicht eine Landschule

dächte, lasse sich durch den etwas beträchtlichern Kostenaufwand von überhaupt 60 Rthlr., für die zu Roßdorf, abschrecken. Die dasige Schule ist, wie aus der obigen ungefehren Angabe erhellet, sehr stark besetzt, und die Kirche sehr reich. An kleineren Orten und bei weniger vorhandenen Mitteln, kan man, nach Maaßgabe der Umstände, mit der Hälfte, mit einem Drittheil, bei ganz schwachen Schulen wohl mit noch wenigerm ausreichen. – Es aber etwa neu anzusetzenden Schullehrern zur Pflicht machen zu wollen, für sich und ihre Ehefrauen die Direction und den Unterricht bei neu zu errichtenden Industrieschulen, unentgeltlich zu übernehmen, wäre unbillig, weil dadurch die Schuldienste, wegen des Verlusts der Zeit, die sonst zu eigner Arbeit genutzt werden könte, verschlimmert werden.

schule finden wird, worin es die Kinder in jenen Stücken weiter gebracht hätten, als in dieser. Es komt nur darauf an, daß der Schullehrer mit den erforderlichen Fähigkeiten und Kentnissen, auch Treue und Eifer im Unterricht verbindet. Und wo es hieran fehlt, da wird durch die Menge der Stunden dieser Mangel wahrlich nicht ersetzt werden. Auch ist leicht einzusehen, daß die Abwechselung die Kinder in Aufmerksamkeit erhält, und daß die, mit denen jetzt hauptsächlich etwas vorgenommen wird, nicht wie sonst durch das Geräusch der unbeschäftigten Classe, die jetzt abwesend ist, gestört werden. Um ein nachläßiges Kind anzustrengen, darf es nur für den Tag von der Arbeitsstube ausgeschlossen werden, wie wird nun alles acht geben, um sich der Strafe nicht auszusetzen, denn die Erfahrung lehret, daß wenn ein solches Institut erst im Gange ist, die Kinder von einem ganz ungemeinen Triebe zur Arbeit, in und außer der Schule, belebt werden, zum Beweise, daß Thätigkeit mit der Natur des Menschen aufs innigste verwebt ist. Auch der Lehrer wird weniger ermüdet, wenn er es mehrentheils nur mit einer, oder mit zwei Classen, zu thun hat, Herr Fromme versicherte uns, daß ihm dies seit Errichtung der Industrieschule eine sehr große Erleichterung sey, und daß er seitdem schon deswegen die Jugend habe weiter bringen können. Nun könne er auch den Sommer hindurch weit mehr ausrichten, denn die Kinder kämen, die Erntezeit ausgenommen, auch während des Sommerhalbenjahrs, fleißig und ordentlich. Es gäbe überhaupt in seiner Schule jetzt gar keine eigentliche Absenten. Die Kinder bäten nur im höchsten Nothfalle um Urlaub, denn auch die ärmern könten während der Schulstunden nicht mehr zu Hause verdienen, als in der Schule. Stock und Ruthe wären aus seiner Schule ganz verbannet, die Kinder hätten an Sittlichkeit seit einigen Jahren augenscheinlich zugenommen; ein kleiner Verweis reiche gewöhnlich, wenn ein Kind fehlte, hin, es ganz niederzuschlagen. Aber man sah auch wohl, daß der Mann das rechte Temperament zwischen Liebe und Ernst getroffen, und sich überhaupt nach erhaltener ersten Anleitung im Seminario zu Hannover, dessen er sich mit vorzüglicher Dankbarkeit erinnerte, während der zwanzig Jahre, seit welchen er den Schuldienst in Roßdorf versieht, durch eigenes Nachdenken und Benutzung der gemachten Erfahrungen, zu einem musterhaften Schulmanne gebildet habe. Es wäre zu wünschen, daß unter einem so erfahrnen Manne und in einem so schönen Institut, sich angehende und ihrer Beförderung nahe Schulleute, nach vorher erhaltenem Unterricht auf dem Seminario, in der practischen Anwendung desselben, auf dem Lande selbst, üben und die Beschaffenheit und Behandlung der Landindustrieschule näher kennen zu lernen suchen mögten.

Sie sind, mein Bester, ein Freund des Landmanns, und welcher ächter Patriot wird das nicht seyn? Auf ihm beruhet der Reichthum, die Stärke und Stütze des Staats. Die Verbesserung des Wohlstandes und der Sitten des Landmanns hat unmittelbaren Einfluß auf das Wohl des ganzen Landes; vorausgesetzt, daß man nicht den Zweck hat, den Bauern bis zum Städter hinauf zu kultiviren und ihm seine eigenthümliche und ihm nothwendige Ländlichkeit abzuschleifen. Ich bin daher überzeugt, daß Sie meinen weitläuftigen Brief, seines Inhalts wegen, nicht ohne Vergnügen werden gelesen haben. Denn wovon können wir, neben einem gründlichen Religionsunterricht, Beförderung der Wohlhabenheit und Sittlichkeit unter dem Volk sicherer erwarten, als von Vermehrung der Industrie, die nicht besser als durch dergleichen Schulen erreicht werden kan. Daher werden Sie denn auch in meinen herzlichen Wunsch mit einstimmen: Daß die Roßdorfer Schulanstalt beständig in Segen blühen, und die fernere Entstehung vieler ihr ähnlicher Schwester-Institute, in unserm Lande und auswärts veranlassen möge.

Ich bin u. s. w.

G. S. D.

Hannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 30ten März 1789.

Ueber die Misbräuche bei den Sterbekassen *).

In den nächst verflossenen zehn Jahren haben die Sterbekassen in Niedersachsen sich mehr und mehr gehäufet, und die Aufmerksamkeit des Publikums verdoppelt.

Von sachkundigen Männern ist Vortheil und Nachtheil dieser Institute mehrmalen abgewogen, und, nach der Meinung der mehrsten geben sie dem Ehemanne, dem die Mittel zur Versorgung der Seinigen in seinem Leben fehlen, Gelegenheit, ein Capital ohne Unbequemlichkeit zu sammeln, und die ersten, die drückendsten Sorgen nach seinem Tode von seiner Witwe oder seinen Kindern abzuwenden.

Misbräuchen sind diese Institute gleich andern Dingen in der Welt unterworfen, sie werden aber dem ungeachtet für das gemeine Wesen vortheilhafte Einrichtungen bleiben.

Die Größe und Menge dieser Misbräuche macht aber eine öffentliche Rüge nothwendig, um die Aufmerksamkeit des Publikums dahin zu leiten, die aus den Misbräuchen entstehenden Folgen den Mitgliedern der Sterbekassen bemerklich zu machen, und auf Mittel zu deren Abstellung Bedacht zu nehmen.

Die vorzüglichen Fehler bei den jetzt vorhandenen Todtenkassen bestehen in folgenden:

1) **Die Mühe der Administratoren wird nach der Menge der Todesfälle, und nicht durch einen festgestellten Gehalt belohnet.**

Erhält der Administrator von jedem Sterbefall seinen Antheil, so sind seine Vortheile um so größer, je mehr Todesfälle eintreten; wird hingegen seine Arbeit durch einen festgesetzten Gehalt vergütet, so hat er für stets gleiche Belohnung, bei häufigen Todesfällen mehr Arbeit, als wenn wenige Interessenten sterben.

Solte

*) Da der Herr Verfasser sich genannt hat; so kan eine unpartheiische Bekantmachung dieses Aufsatzes, bei den vielen ohnehin so bedenklichen Sterbekassen, kein Bedenken haben. A. d. H.

Solte daher vielleicht ein Verwalter sich nicht reitzen lassen, die ihm obliegende strenge Erkundigung nach der Gesundheit der aufzunehmenden Personen etwas zu vermindern, und wo nicht offenbar schwachen, doch wenigstens Personen den Eintrit in das Institut zu verstatten, deren Gesundheitszustand zweifelhaft und ungewiß ist? da häufige Sterbefälle ihm ansehnliche Vortheile gewähren.

Solte hingegen der, auf festen Gehalt gesetzte Administrator bei der Aufnahme neuer Mitglieder nicht mehr Aufmerksamkeit anwenden, und manchen Kränklichen abweisen, damit das Institut nicht nur länger Bestand, sondern er auch bei wenigern Sterbefällen weniger Arbeit habe?

Die Erfahrung scheinet diesen, dem schlichten Menschenverstande klar einleuchtenden Satz zu bestätigen, und die Vergleichung einiger Sterbekassen, nach ihrer verschiedenen Einrichtung, wird solches aufs vollständigste aufklären.

Zu diesem Zwecke wähle ich die cellischen und hämelnschen Sterbekassen, nicht weil die ersteren durch häufige Sterbefälle sich vorzüglich ausgezeichnet, denn die bassumer Kassen kommen ihnen fast gleich, sondern weil deren Plane, und die Nachrichten davon mir zur Hand liegen.

Den unterm 15ten Dec. 1788 in in dem hamburger Correspondenten bekant gemachten Todesfällen zufolge, sind von den Mitgliedern der Sterbethalergenossenschaft in Celle verstorben:

a) Im Hauptinstitut 20 Personen, von jeder hat der Verwalter 25 Rthlr. für seine Bemühung, folglich überhaupt 500 Rthlr. erhalten.

b) In der Prämienkasse 59 Personen. Sind für jede Person im Durchschnitt 450 Rthlr. bezahlt, so haben die Interessenten 26,550 Rthlr. aufgebracht, davon hat der Verwalter für seine Mühe fünf von Hundert, folglich 1327 Rthlr. 18 gr. abgezogen.

Er hat also für die einjährige Verwaltung einer Sterbekasse, ohne die Gelder für die Receptionsscheine, im 1788ten Jahre 1827½ Rthlr. genossen, eine zu große Summe für eine Bemühung, die ein jeder Schreiber und Rechnungsverständiger als Nebenarbeit verrichtet.

Von der Sterbekassengesellschaft in Celle, die den 1ten Mai 1788 eröfnet worden, sind bis den 28ten Dec. 1788, also in 8 Monaten an verstorbenen Aktien ausgeschrieben:

a) In der Kasse A. 81 Aktien, von jeder hat der Direkteur 20 Rthlr., folglich 1620 Rthlr. erhalten.

b) In der Kasse B. 83 Aktien, von jeder 13¼ Rthlr., betragen 1099¾ Rthlr.

c) In der Prämienkasse 47 Aktien; wegen Mangel des Plans kan ich die Belohnung nicht bestimmen, will sie aber, in Vergleichung mit dem obigen, nur sehr geringe zu 10 Rthlr., folglich zu 470 Rthlr. in Anschlag bringen.

Der Direkteur hat daher für acht monatliche Verwaltung des Instituts

3189 Rthlr. 27 gr. empfangen, würde in einem Jahre 4784 Rthlr. 22 gr. 4 pf., und mit Hinzurechnung der Gebühren für die Receptionsscheine, samt dem Agio des Cassengeldes gegen Gold, von 278 Rthlr., die ungeheure und vielleicht noch zu gering angeschlagene Summe von 5062 Rthl. 22 gr. 4 pf. betragen, und zwar in dem Jahre der Errichtung des Instituts, wo der Regel nach wenigere Todesfälle, als in der Folge, vorfallen müssen.

Ist der Tod dem Direkteur günstig, so kan er sehr leicht seine Besoldung jährlich bis auf 6000 Rthlr. vermehren.

Dem Administrator der hämelnschen Todtenkasse wird seine Bemühung durch ein jährliches Salarium von 72 Rthlrn vergütet.

Auffallend ist diese Disproportion in Vergleichung der cellischen Administratoren, aber eben so auffallend ist die Disproportion der vorgefallenen Sterbefälle zum Besten der Interessenten, deren Vergleichung unten vorkommen wird.

Der zweite Misbrauch bestehet in der Freiheit, auf fremde Personen in die Kasse einsetzen zu dürfen, eine Erlaubniß, die dem vernünftigen Zwecke des Instituts gerade entgegen ist.

Die Moralität dieses habsüchtigen Verfahrens hier aus einander zu sezzen, würde keine Schwierigkeiten haben, aber schwerlich würden diejenigen sich dadurch bekehren lassen, die den Tod vieler ihrer Nebenmenschen mit Sehnsucht erwarten, und ihr Absterben mit Vergnügen erfahren.

Für diejenigen Mitglieder aber, die die Sterbekasse nach ihrem wahren Zwecke als Spartöpfe betrachten, wäre es überflüßige Arbeit.

Um die Nachsätze zu sparen, und den Sterbethaler von den eingekauften Personen bald zu ziehen, wählet der Aktienhändler kranke und schwächliche Personen, von denen er ein langes Leben zu befürchten keine Ursache hat.

Mancher braucht verschiedene Mittel, um Gesundheitsscheine auf solche Personen von einem Arzte zu erschleichen, oder auch wohl für gute Bezahlung zu erkaufen, stellet oft gesunde Personen, unter dem falschen Nameu kranker Menschen dem Arzte vor, der auf Treu und Glauben dem ihn unbekanten Fremden einen Gesundheitsschein ertheilet, lässet Schwindsüchtige, Krebsartige, u. d. g. auf eine Stunde die Rolle gesunder Personen vor dem Arzte spielen, und worin sonst alle die ungerechten Mittel bestehen mögen, Gesundheitsscheine zu erschleichen, kränkliche Personen in fremde Sterbekassen zu bringen, und dadurch seinen Nebenmenschen, der auf Treue und Glauben an einer Todtenkasse, zu Versorgung der Seinigen Antheil genommen hat, zu vervortheilen.

Hat ein Aktienhändler in der Person des Eingekauften sich wohl einmal geirret, oder gelanget dieser zu

einer beſſeren Geſundheit, oder lebet zu lange, oder jenem fallen die Beiträge zu den Sterbefällen zu ſchwer, iſt nicht zu beſorgen, daß er auf Mittel denken werde, den gehofften Gewinn zu beſchleunigen?

Wenigſtens wolte man ſich vor etwa 2 Jahren, in einer großen Stadt, bei dem Abſterben eines, auf mehrere 1000 Rthlr. in verſchiedenen Todtenkaſſen Eingekauften, ſo was von Vergiftung ins Ohr flüſtern.

An keinem Orte in den hannoverſchen Landen wird dieſes Unweſen ſo ſehr als in Einbeck, und außer Landes als in Bremen getrieben, und viele Perſonen haben durch dieſe Schleichwege beträchtliche Capitalien von 20,000 Rthlr. – 30,000 Rthlr. von dem Vermögen ihrer Nebenmenſchen, ja oft von dem ſauren Schweiß und Blut des Geringern an ſich gezogen.

In Bremen haben verſchiedene 50,000 – 80,000, ja 130,000 Rthlr. aus verſchiedenen Sterbekaſſen nach dem Tode ihrer Eingekauften zu erwarten, und durch die Auswahl der Kränklichen und das Ausſtreichen der Geneſenen iſt eine ſolche Hofnung nicht zu weit entfernet.

Die bremer Aktienhändler verkaufen die Hofnung des Todes ihrer Nebenmenſchen ungefehr ſo, als die afrikaniſchen Sklavenhändler ihre Sklaven in Weſtindien abſetzen, nur mit dem Unterſchiede, daß die Preiſe der erſteren mit den Preiſen der letzteren in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehen.

Ueber alle Vorſtellung iſt der Unfug, der vorzüglich in den haſſumer und celliſchen Kaſſen getrieben werden ſoll.

Die einzige Urſache der ſo häufigen, mit der Mortalität in keinem Verhältniſſe ſtehenden Sterbefälle in den jüngſt, außer Bremen errichteten Todtenkaſſen, iſt in dieſem Misbrauche zu ſuchen.

Die Adminiſtratoren der älteren außer Bremen befindlichen Todtenkaſſen, die aufrichtig genug ſind, Namen und Wohnort der Verſtorbenen anzuzeigen, haben darüber den Beweis geführet, und die aus den Todtenkaſſen verſtorbene Bremer machen zwei Drittel, wenigſtens die Hälfte aller Todten aus, wie die öffentlichen Blätter ergeben.

In der hamelnſchen Todtenkaſſe iſt ſeit dem 29ten Septemb. 1784 einem Bremer der Eingang in dies Inſtitut ſo wenig verſtattet, als es ſeit dieſer Zeit erlaubt iſt, auf einen fremden Kopf eine Aktie zu nehmen.

Daher ſind aber auch aus ſolcher Kaſſe in 5 Jahren vom 1ten Decemb. 1783 bis dahin 1788, von 360 bis 370 Perſonen, die 550 bis 560 Aktien beſitzen, nur 38 Perſonen mit 55 Aktien verſtorben, ungeachtet hierunter von 13 anfangs mit 22 Aktien darin geſchlichenen Bremern, 6 Perſonen mit 8 Aktien ſich befinden.

Dieſes beträgt auf jedes Jahr nur 7¾ Perſonen und 11 Aktien.

Keine von allen Todtenkaſſen komt ihr in der geringen Anzahl der Verſtor-

storbenen gleich; dahingegen aus der cellischen Sterbekassengesellschaft in 8 Monaten von resp. 350 und 339 Personen oder Aktien 8. und 83 Aktien verstorben sind.

Den Beweis des Vorgetragenen zu vollenden, rücke ich folgende, gewiß nicht hinreichend bekant gewordene Anzeige, an die Administratoren aller Todtenkassen, aus den bremer wöchentlichen Nachrichten vom 10ten Nov. 1788 Nr. 46. ein:

„Da man vernommen, daß einige fremde Personen, eine arme kranke Witwe, Namens Anne Otten, in Scharnbeck, welche seit Ostern an einer fast unheilbaren Krankheit, nemlich an einem Knochenkrebs im Rückgrade, bettlägerig gewesen, um Johannis in verschiedene Sterbekassen gekauft haben sollen; so hat man den Sterbekassenrechnungsführern und Interessenten solches hiemit anzeigen wollen."

Der dritte Misbrauch bestehet in **der Aufnahme zu alter Leute.**

Diejenigen Todtenkassen, wobei die wenigsten Mängel herrschen, haben das höchste Alter auf 60 Jahre, andere haben es auf 65 Jahre, andere sogar auf 70 Jahre bestimmt, woher häufige Sterbefälle, zur Beschwerde der Mitglieder, nothwendig entstehen.

Den Mangel eines Probejahrs bemerke ich als den vierten Fehler, der bei den mehrsten Instituten obwaltet.

Einige Kassen haben gar keine Probezeit, andere nur ein halbes Jahr.

Wie leicht wird aber bei einer so kurzen Probezeit, dem Schwachen, vorzüglich aber dem Aktienhändler, der Eingang in ein solches Institut verstattet?

Eben so nachtheilig fürs Publikum, als die angezeigten Fehler, ist **die Existenz zu vieler Institute,** deren überhäufte Menge allen Kassen gefährlich werden muß.

Die annoch wenigen brauchbaren Rekruten, die ihren Erben eine Summe versichern, nicht aber den Aktienhändler bereichern wollen, entziehet eine Kasse der andern.

Bei den gerügten Misbräuchen, und der daher bei vielen Kassen entsprungenen, ganz unverhältnißmäßigen Sterblichkeit, fallen vielen Interessenten die Beiträge zu schwer, und sie werden aus dieser Ursache zum Austritt gezwungen. Unmöglich kan also der Zeitpunkt weit entfernt seyn, daß das eine oder andere, in Speculationskassen ausgeartete Institut, umstürzen, und die Hofnung der redlichen Theilnehmer täuschen muß.

Durch den Bruch der einen Kasse, wird das Zutrauen des Publikums zu dergleichen Kassen überhaupt geschwächt, und die etwa noch vorhandene Rekruten müssen von dem Eintrit in eine andere, noch so solide eingerichtete Kasse, abgeschreckt werden.

Ein Rekrutenmangel ist alsdann die nothwendige Folge, und auf diese

Art ziehet der Sturz einer Speculationskasse den Fall der andern nach sich; und diese reissen, wo nicht alle, doch manche derjenigen Todtenkassen mit sich nieder, die aus allen Kräften dem Unwesen entgegen gearbeitet haben.

Mögten doch diese so sehr überhand genommenen Misbräuche den Regierungen der niedersächsischen Provinzen zur Wissenschaft kommen; mögten sie sich der Sache mit Nachdruck annehmen; mögten sie die Arbeit der Administratoren durch fire Salaria reichlich belohnen, den Aktienhandel strenge verbieten, das Einkaufen fremder Personen nachdrücklich untersagen; den zu alten Personen den Eintrit in die Sterbekassen verwehren; das Probejahr bei allen Instituten einführen; der Errichtung mehrerer Sterbekassen durch Befehle vorbeugen; kurz, dem Unwesen steuren, und diese mit dem Vortheile des gemeinen Wesen schon zu genau verpflichteten, und an sich nützlichen Institute, auf vernünftige Grundsätze zurückführen, so würde die jetzt schwankende Hofnung vieler rechtschaffenen Unterthanen befestiget, den Ihrigen nach ihrem Tode ein sicheres Capital zu hinterlassen.

Hameln. F. L. Lüders.

Nachricht von einem äußerst sonderbaren Phänomen in der Botanik.

Nach Anleitung des Supplements zum londoner Universalmagazin vom December 1788 Seite 360, nahm Herr Haggeren, Lehrer der Naturgeschichte in Schweden, bei gewissen Blumen folgendes äußerst sonderbare Phänomen wahr.

Er sahe eines Abends von einer Ringel- oder Goldblume (Calendula Officinalis) eine kleine Lichtflamme emporsteigen, die wechselsweise bald wieder verschwand, und gleich darauf wieder von neuem aus der Blume hervorschoß.

Ueber diese ganz ungewöhnliche Erscheinung in Erstaunen und Verwunderung gesetzt, beschloß er, die Sache so genau wie nur immer möglich, zu untersuchen, und, um sicher zu seyn, daß ihn sein Gesicht nicht betröge, mußte sich ein anderer, mit dem er die Abrede nahm, daß er ihm, so bald er das Licht sähe, gleich ein gewisses Zeichen geben solte, dicht neben ihn stellen. —

Beide sahen gleich darauf in eben und demselben Augenblick die Flamme wieder von der Blume in die Höhe steigen. —

Auf Ringelblumen von Orange- oder Feuerfarbe, erschien sie jedoch allemal weit heller, lebhafter und größer, wie auf den blaßgelben Blumen.

Auf

Auf einer und derselben Blume zeigte sich das Licht oft zwei bis dreimal schnell hinter einander, denn aber erst wieder nach Verlauf von einigen Minuten.

Leuchteten mehrere Ringelblumen auf dem nemlichen Platze zu gleicher Zeit, so konte man ihr Licht noch in einer ziemlich weiten Entfernung von ihnen sehen.

Man bemerkte dieses Phänomen in den Monaten Julius und August, gleich nach, oder auch bei Sonnenuntergange, wenn die Atmosphäre rein und heiter war, und es dauerte solches etwa eine halbe Stunde. — Hatte es den Tag gereguet, oder war die Luft sonst trübe und mit Dünsten geschwängert, so sahe man keine Flammen auf den Blumen.

Nachfolgende Blumen geben in folgender Ordnung mehr oder weniger lebhafte Flammen von sich:

1) Die schon erwähnte Ringelblume (Calendula Officinalis).

2) Die indianische Kresse (Tropæolum majus).

3) Die Orangenlilie (Lilium bulbiferum).

4) Die indianische Nelke (Tagetes patula & erecta).

Zuweilen bemerkt man auch auf der Sonnenblume (Helianthus annuus) dergleichen Flamme. Jedoch aber scheint überhaupt zur Hervorbringung dieses Lichts die hochgelbe oder Feuerfarbe schlechterdings nothwendig zu seyn, denn auf Blumen von jeder andern Farbe bemerkt man es nie.

Herr Haggeren glaubte anfänglich, daß vielleicht gewisse kleine Insekten, oder phosphorische Würmer die Ursache davon seyn könten; allein, ungeachtet er die Blumen aufs genauste und sorgfältigste mit einem guten Microscop untersuchte, fand er doch weder Insekten noch phosphorische Würmer darauf.

Aus der Schnelligkeit, mit welcher das Flämmchen hervorschießt, und aus andern Umständen, läßt sich schließen, daß dieses Phänomen seinen Grund in etwas Elektrischem habe.

Es ist bekant, daß, wenn die Staubfäden (Stamina) einer Blume angefüllt sind, die Staubbeutel (Antheræ) welche oben an der Spitze der Staubfäden sitzen, vermöge ihrer Elasticität, bersten und aufspringen; womit man nun noch ein gewisses elektrisches Wesen verbinden könte; um sich die Sache desto erklärbarer zu machen. Allein, Herr Haggeren fand, nachdem er die Flamme auf der Orangenlilie, deren Antheren bekantlich von den Blumenblättern (Petalis) ziemlich weit entfernt stehen, genau beobachtet hatte, daß das Licht allein von den Blumenblättern herkäme, und daraus schließt er, dieses elektrische Feuer werde von dem Staubbeutel verursachet, welcher, indem er aufspringt, an die Blumenblätter (Petala) fliegt.

Doch,

Doch, die Ursache hiervon mag seyn was sie immer wolle, die Erscheinung ist und bleibt allemal äußerst sonderbar.

Hannover. G. F. Wehrs.

Etwas zur Geschichte der Philosophie.

Cartesius schrieb bekantlich oft heftig wider die Aristotelische Philosophie, und suchte selbige zu verdrängen, worüber denn mancherlei Streitigkeiten unter den Gelehrten entstanden, von denen ein jeglicher seinen Führer mit den bündigsten Gründen zu vertheidigen suchte, die der andere mit noch stärkern Argumenten zu widerlegen glaubte. Ein lustiger Kopf, der diesem Gezänke lange zugesehen und bemerkt hatte, daß am Ende der Gewinnst davon nicht gar groß sey, zog zwei ansehnliche englische Doggen auf, von welchen er den einen Aristoteles, den andern Cartesius nannte. Jedem hatte er einen Bologneser zum Schüler beigegeben, und beide Partheien immer gegen einander angehetzt. Kaum ward Aristoteles den Cartesius gewahr, so suchte er ihn anzufallen und wieß ihm die Zahne, und eben so verträglich war Cartesius gegen den Aristoteles. Wenn sich der Eigenthümer ein Vergnügen machen wolte, so rief er seine philosophischen Zänker; jeder stellte sich an den ihm schon bekanten Platz; Aristoteles zur Rechten: Cartesius zur Linken, und neben einen jeden trat sein Schüler. Der Besitzer ermahnte dann den Aristoteles, sich mit dem Cartesius zu vertragen; aber dieser gab mit Bellen und Zahn weisen zu verstehen, daß er von keinem Vergleiche hören wolle. Die Ermahnungen an den Cartesius waren eben so vergeblich. Wir wollen versuchen, sagte dann ihr Herr, ob ihr, wenn ihr einander verständiget, eins werden könnet. Er ließ sie näher an einander, und indem sie ganz gelassen gegen einander bellten, schien es, als ob sie sich unterredeten und einander ihre Meinung deutlich machten. Bald aber fingen sie wieder heftiger an, bis einer den andern mit den Zahnen faßte, wobei sie sich zerfleischt haben würden, wenn der Eigenthümer sie nicht aus einander gebracht hätte. Dieser gute Mann glaubte in einer solchen Hetze ein lebhaftes Bild philosophischer Zänkerei zu finden. Am Ende war die Frage immer die: welche Philosophie mag die rechte seyn? Von der Beantwortung hat man nie etwas Zuverläßiges gehört.

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Freitag, den 3ten April 1789.

Ueber die Moden.

(Aus dem Spanischen *)

Zu allen Zeiten war die Mode modisch; ich will sagen, die Welt war zu allen Zeiten zur Annahme neuer Sitten und Gebräuche geneigt. Schon die Natur scheint das zum Gesetz gemacht zu haben. Alles Alte erregt Ueberdrus. Die Zeit zerstört alles; wem sie Leben und Daseyn läßt, raubt sie Anmuth und Reiz. Hierin gleicht selbst die leblose Schöpfung

*) Diese Abhandlung ist aus einem außer Spanien wohl völlig unbekanten spanischen Werk übersetzt, welches im Original ungefehr den Titel führt: „Allgemeiner kritischer Schauplatz der Volksirrthümer." (Theatro critico universal, ò discursos para el desengaño de errores communes) Der Verfasser desselben Benito Feyjoo, war ein gelehrter Benediktiner aus Oviedo, der Hauptstadt des Fürstenthums Asturien. Es wurde zuerst in Madrid 1727 gedruckt. Ob meine Landesleute mit Recht oder Unrecht die spanische Litteratur verachten und vernachläßigen, mögen meine Leser aus der Probe, die ich ihnen hier vorlege, beurtheilen. Schon Cronegk und Lessing haben den Deutschen, — freilich beide aus sehr verschiedenen Rücksichten, — die Kultur dieser vortreflichen, schon seit Jahrhunderten ausgebildeten, reichen, prächtigen Sprache anempfohlen. Man hätte es freilich auf das Wort eines Lessings glauben können, daß in dieser Sprache sehr viel geistvolles und interessantes, über alle jene sittliche und intellektuelle Gegenstände, gedacht und gesagt worden, bei welchen der hierarchische Druk nicht direkt oder indirekt, die Schwungkraft des Geistes lähmte. Dennoch bietet bis jetzt, das große Feld der spanischen Litteratur, den gierigen Händen der Uebersetzer, eine reiche und ungesammelte Ernte dar. Die gütige oder ungütige Aufnahme, die das Publikum diesem Probeversuch wird wiederfahren lassen, soll es entscheiden, ob ich mich einmal an die Uebersetzung des ganzen Werks des Feyjoo wage, welches nach meinem Gefühl unter aller Rücksicht aufgeklärteren Ländern und Zeitperioden Ehre machen würde. — Wird man sich übrigens nicht wundern, daß dasjenige, was vom Zustand der Moden im Jahre 1727 in und von Madrid gesagt wurde, im Ganzen so genau die Zeichnung der Modeverfassung in Deutschland im Jahre 1789 ist?

A. d. Uebers.

Schöpfung der weiblichen Schönheit. Schönheit ist immer aus Frühlingsalter der Dinge angefesselt. Kaum sind sie aus den Grenzen dieses Alters herausgetreten, so ist auch schon aller Zauberreiz verblüht. Wenigstens komt es unsern Sinnen so vor, wenn auch würklich in den Gegenständen keine reelle Veränderung vorgegangen ist.

Einige wähnen, die Abwechslungen der Mode wären durch die stufenweise Verfeinerung des Geschmacks, oder durch die steigende Delikatesse des erfinderischen Genustriebes veranlaßt. Eine sichtbare Täuschung! Die neue Mode gefällt nicht weil sie besser, sondern weil sie neu ist. Ich sagte noch zu viel. Sie gefällt nicht weil sie neu ist, sondern weil man sie für neu hält. Und gewöhnlich hält man sie mit Unrecht dafür. Die heutigen Kleidermoden, die wir neu nennen, sind gewöhnlich sehr alt. Die sogenannten Medallisten — eine von der Mode ebenfalls erschaffene Gattung von Alterthumsforschern — haben auf den Denkmünzen römischer Kaiserinnen, den nemlichen Anzug, den nemlichen Kopfputz gefunden, die die Frauenzimmer unserer Zeiten wie ganz neue Modeerfindungen tragen. Die für eine Modeerfindung dieser letzten Tage gehaltene **Fontangen** findet man mit sehr deutlichen Zügen in alten Dichtern bezeichnet, wie im Juvenal Sat. 6.

Tot premit ordinibus, tot adhuc compagibus altum
Aedificat caput.

Und im Statius, Silv. 2.

— — — Celsæ procul aspice frontis honores
Suggestumque comæ.

Platos Traum vom großen Kreisjahr ist in Ansehung der Moden Würklichkeit geworden. Dieser Philosoph träumte eine allgemeine Wiedergeburt u. Wiederherstellung aller Dinge, wenn nach dem Umlauf einer großen Reihe von Jahren die Himmelskörper wieder in die nemliche Stelle rücken würden; denn — wähnte er — würden die nemlichen Menschen, die nemlichen Thiere und Pflanzen wiedergeboren werden; das Schicksal würde die nemlichen Begebenheiten reproduciren. Hätte er sein System auf die Moden eingeschränkt: so wäre es nicht Traum sondern Prophezeiung gewesen. Heute wird aufs neue der nemliche Gebrauch geboren, der vor zwanzig Jahrhunderten starb. Unsere Vorältern sahen ihn greis und hinfällig, unsere Zeitgenossen sehen ihn in den Wiegenwindeln. Damals wurde er von Ekel und Ueberdrus begraben; jetzt wird er von Laune und Grille wieder auferweckt.

Mode herrschte freilich in allen Zeiten. Aber sie herrschte in den vergangnen Jahrhunderten auf einem ganz andern Fuß, wie im Unsrigen. Ehedem stand sie unter der Gerichtsbarkeit des Geschmacks; jetzt steht der Geschmack unter der ihrigen. Ehedem legte man eine Kleidungsmode ab, weil man ihrer müde war, oder weil

man

man die Neuerschienene für bequemer, oder geschmackvoller, oder besser kleidend hielt. Aber jetzt bedarf's nur eines Winks der Mode, so wird auch der uns geschmackvoller, bequemer dünkende Anzug weggeworfen. Ehemals nahm man auf's bessere, war's auch nur ein eingebildet besseres, Rücksicht; oder wenigstens gefiel ein neuer Gebrauch, weil er neu war, und wurde angenommen, weil er gefiel. Jetzt wird das Neue, auch wenn es mißfällt, angenommen, blos, weil es neu ist. Die Wandelbarkeit des Geschmacks ist übel; aber noch schlimmer eine Wandelbarkeit, bei welcher nicht einmal der Geschmack interessirt ist.

Folglich hat man aus der Mode einen gebieterischen Tirannen gemacht, aber auch einen lästigen Tirannen, der jeden Tag neue Gesetze auferlegt, jeden Tag einen neuen Zoll einfordert. Jeder neue Gebrauch, den er einführt, ist eine Auflage auf unser Vermögen. Kaum hat man vier Tage einen Anzug getragen, so befiehlt uns die Mode, ihn auszuziehen. Sie macht ihn uns unnütz; und, ohne daß wir ihn gebraucht haben, nennt sie ihn abgenutzt und alt. — Niemals wurde das Schwungrad der Mode so rasch herumgetrieben, und brachte so häufige Erscheinungen empor. Vormals harrte die neue Erfindung darauf, daß man der alten überdrüßig werden, und die Reize ihrer Einrichtungen goutiren würde. Man überließ sich den Freuden der Neuheit oder des Geschmacks, und übersah die Kosten. Jetzt ist alles umgekehrt. Die Kosten haben sich unendlich vervielfältigt, ohne daß Geschmack und Vergnügen ein Wort dabei zu reden haben.

Der berühmte Medallist der königl. französischen Akademie der Inschriften, Henrion, fand durch Vergleichung und Aneinanderreihung der Medaillen, daß in unsern Zeiten in weniger als vierzig Jahren alle Gattungen des Kopfpuzzes sich reproducirt haben, die im Alterthum die auf einander folgende Erfindungen vieler Jahrhunderte waren. Soll man darum die Alten für ärmer an Erfindungskraft halten als unsere Zeitgenossen? Oder ist jene Entdeckung wohl etwas anders als ein Beleg des Unsinnes der letztern?

Frankreich ist das primum mobile der Moden. Von Frankreich ist es Paris; in Paris ein Franzos oder eine Französin, die sie zuerst im Umlauf bringen. Eine seltsame Erfindung — und gewiß eine Erfindung von weiterm Würkungskreise, als diejenige, welche man dem Archimedes nachrühmt — durch welche ein Partikulier die ganze moralische Hemisphäre in Bewegung setzt. Die Franzosen, in deren Organisation — nach dem Geständniß eines ihrer eigenen Schriftsteller — Leichtsinn als ein fünftes Element eingemischt wurde a), flössen durch ihre Erfindung allen andern Na-

a) Nach Voraussetzung der scholastischen Philosophie, daß der Mensch aus den vier Elementen gebildet sey. A. d. Uebers.

tionen ihre Flatterhaftigkeit ein. Sie haben dadurch eine neue Art von Universalmonarchie errichtet. Sie wünschen sich selbst zu dieser Eroberung Glück. Man lese was darüber der bescheidene Carl von St. Denis — der keinem meiner Leser unter dem bekantern Namen St. Evremont unbekant seyn kan — sagt.

„Es giebt kein Land — sagt dieser Schriftsteller — wo die gesunde Vernunft weniger zu Hause ist, als in Frankreich. Hier ist gewöhnlich alles Phantasie, alles Grille; aber es ist eine so schöne Phantasie, es sind so edle, so liebenswürdige Launen, daß der Ausländer, beschämt über seine gesunde Menschenvernunft, als über einen zu materiellen Vorzug, sich durch Nachahmung unserer Moden davon zu befreien sucht. Dafür entsagt er reelleren Vorzügen, um eine Mine; um Sitten zu affektiren, die er beinah nicht sich zuzueignen vermag. Jene ewige Verwechslung der Möbeln und Kleidungen, die man uns vorwirft, und dennoch nachahmt, ist mithin, ohne daß man darauf denkt, eine der meisterhaftesten Erfindungen unserer Politik. Denn außer den großen Summen, die wir durch dieses Mittel an uns ziehen, gewährt es uns auch noch einen nicht scheinbaren, aber desto solidern Vortheil, den Vortheil, daß an allen Höfen Europa's Franzosen zerstreut sind, die das Aeußere aller Nationen nach unserm Modell bilden, die unserer Superiorität Festigkeit geben, die uns die Augen unterwerfen, wenn auch das unwillige Herz sich gegen unsere Gesetze sträubet, die die Sinne zum Uebertrit unter unsere Herrschaft verleiten, wenn auch die Vernunft sich auf die Seite der Freiheit neigt."

Das heißt sehr schonend von dem Uebel gesprochen, das uns Frankreich durch seine Moden zufügt. Es thut nichts geringeres, als unsere gesunde Vernunft durch seinen Unsinn blind machen, durch seine Erfindungen ungeheure Reichthümer von uns an sich ziehen, gebieterisch über unsere Unterwürfigkeit triumphiren, uns zu Sklaven seiner Grillen machen, und uns am Ende als Thoren belachen, die, statt ihm nachzuahmen, weiter nichts als ungeschickt nachäffen können.

Ist es wahr, daß die französischen Moden mit dem Character des Schönen und Edlen gestempelt sind, so werde ich das doch wenigstens nie auf das Wort eines leidenschaftlichen französischen Schriftstellers glauben. Die Reifröcke kommen aus Frankreich. Und im unpolirtesten Theil der Gebürge von **Leon**, genannt tierra de los arguellos, tragen seit undenklicher Zeit, jene Bergbewohnerinnen, die uns mehr Raubthieren als Weibern ähnlich scheinen, diese Tracht. Ich glaube nicht, daß ihre Vorältern, die sie einführten, einen so sehr ausgebildeten Geschmack hatten. Wäre eine Bewohnerin jener Gegenden in Madrid aufgetreten, eh' diese Mode aus Frankreich zu uns kam: so wäre sie das Gelächter des ganzen Volks geworden;

den; aber die Tracht kömt aus Frankreich, und das iſt genug für die Beſtimmung ihres Werths. Ein jeder urtheile nach ſeinem Gefühl; ich geſtehe, daß jede neue Mode mein Geſicht beleidigt, nur die ſeltenen Fälle ausgenommen, wenn ſie Ausgaben vermindert, oder den Wohlſtand vermehrt.

Frauenzimmer, die ſo ſehr durch Puz ſchöner zu ſcheinen ſuchen, ſcheinen gewöhnlich durch die häufigen Annahmen der Moden häßlicher. Das Neue gefällt freilich, aber nicht in den erſten Tagen. Auch für den flatterhafteſten Geſchmack muß erſt einige Zeit verſtreichen, eh' dem Auge das Abentheurliche einer neuen Mode familiär wird. Neue Gerichte verurſachen anfangs eine üble Digeſtion, und eben das wiederfährt den übrigen Sinnen in Anſehung ihrer relativiſchen Gegenſtände. So ſehr uns auch das Ausländiſche gefallen mag, ſo iſt es doch gewiß dann, wenn es uns zu gefallen anfängt, ſchon einheimiſch geworden. Immer muß in unſerm Umgang mit dem Ausländiſchen ein kleiner Zeitraum verfloſſen ſeyn, eh' es ihm glückt, unſern Geſchmack zu beſtechen. In einem Augenblick laſſen ſich aus der Seele die angenehmen Eindrücke, die ſie einmal angenommen hat, nicht wieder auswiſchen; und bis ſie verwiſcht ſind, ſind ihr alle entgegengeſetzte Eindrücke unangenehm.

Und daher kömt es, daß alle, oder faſt alle Moden anfangs übel zu kleiden ſcheinen. Daher verlieren die Töchter der Mode fürs Auge immer einen Theil ihrer natürlichen Reize. Hat die Zeit dem Geſchmack irgend eine Mode erträglich gemacht, ſo wird ſie gleich durch eine neue, dem Geſchmack anfangs eben ſo anſtößige Mode verdrängt. Folglich ſind der Intervallen ſehr wenige, in welchen das ſchöne Geſchlecht im wahren Zauberreiz des Puzes ſchimmert, oder beſſer geſagt, wo der Puz ihren natürlichen Zauberreiz nicht verdirbt.

In jenen Zeiten – ſtell' ich mir vor – da die Damen anfingen, das Haar mit Puder zu beſtreuen, hatten ſie alle für's Geſicht das Anſehen greiſer Matronen. Mir iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß irgend eine Alte von Autorität dieſe Mode erfand, um ihre Jahre zu verſtecken; denn erſchienen alle greis, ſo konte man nicht mehr den natürlichen Reif der Haare vom künſtlichen unterſcheiden. Der Einfall glich ziemlich der Erfindung des Fuchſes im Aeſop. Als dieſer bei einer gewiſſen unglücklichen Unternehmung den Schwanz verloren hatte, überredete er alle ſeine Mitfüchſe, ihre Schwänze ebenfalls zu verſtümmeln, weil es ſo – wie er ſie glauben machte – bequemer und ſchöner ſey. Wörtlich wiederfährt denjenigen, die der Mine der Jugend entſagen, um ihrem Haar die Kennzeichen des Alters zu geben, dasjenige, was Properz ſeiner Cinthia ſagt:

Naturæque decus, mercato perdere cultu. Was ſoll ich von ſo viel andern unter mancher Rückſicht läſtigen Moden ſagen? Wie die bepuderte Dame greis erſcheint, ſo machen ſich viele durch das Brennen u. Zerren der Haare würklich kahl. Ich habe manchen ſchönen Arm in ſo harte Kerker eingefeſſelt geſe-

hen, daß alle Communication zwiſchen Kopf und Händen geſperrt, die Schultern aus ihrer natürlichen Lage herausgequetſcht, und die Taille in die ſchmerzlichſte Tortur eingepreßt war. Und warum das – weil von Paris in Madrid die Zeitung einlief, das ſey ſo Mode.

Man lacht, wenn man im Plutarch lieſt, daß die Höflinge Alexanders aus Affektation den Kopf über die linke Schulter hängen lieſſen, weil ihr Fürſt auf dieſe Art gebildet war, oder im Diodor von Sicilien, daß die Höflinge des äthiopiſchen Königs ſich verunſtalteten um die Verunſtaltungen ihres ſchwarzen Monarchen nachzuahmen; daß ſie ſich ſogar hinkend, einäugig und einhändig machten, wenn ihr König hinkend, einäugig oder einhändig war. Wenigſtens war doch da ein Intereſſe, war doch das eine Ehrfurchtsäuſſerung, um ſich der Gnade des Fürſten zu empfehlen. Und wenn man in unſern Tagen Höflinge ſieht, welche die Schmeichelei ſo weit treiben, daß ſie Gewiſſen und Redlichkeit aufopfern, warum ſoll man ſich über das Opfer einer Hand, eines Auges, oder eines Fuſſes wundern. Aber durch Nachahmung der herrſchenden Mode machen ſich die guten Damen zu Märtirern, ohne daß ihnen das irgend Jemand zur Hofhuldigung anrechnet.

Noch würde die Tirannei der Mode erträglich ſeyn, wenn ſie ſich auf den Bezirk der Gegenſtände einſchränkte, die zum äußern Putz gehören. Aber ſchon ſeit langen Zeiten iſt dieſe eroberungsſüchtige Dame weit über dieſe Grenzen hinüber geſtreift. Jetzt ſtreckt ſie ihren Zepter über alle Provinzen der Sitten und Gebräuche aus. Es iſt Mode, auf dieſe oder jene Art zu gehen, den Körper in dieſer oder jener Stellung zu halten, ſo oder ſo zu eſſen, laut oder ſachte zu reden, ſich dieſer oder jener Wörter und Phraſen zu bedienen, die Chokolade kalt oder warm zu trinken, ſich über dieſen oder jenen Gegenſtand zu unterhalten. Sogar ſich dieſem oder jenem wiſſenſchaftlichen Fach zu widmen, iſt zu einem Gegenſtande der Mode geworden.

Der Abbe de la Mothe ſagt in ſeinem Journal vom 8ten März 1686, daß um jene Zeit das Studium der Mathematik unter den franzöſiſchen Damen zur Liebhaberei geworden, und unzählich viele Verehrerinnen gefunden habe. Die Mode, in den Zuſammenkünften der ſchönen Welt von Gegenſtänden der Galanterie zu ſprechen, war auf eine Zeitlang vorübergegangen. Man hörte kein ſüſſes zärtliches Wort mehr; man hörte keine andere Wörter wiedertönen, als Probleme, Theoreme, Winkel, Rhomboiden, Trapezien und ſo weiter. Der arme geputzte Stutzer, der ſich voll Vertrauen auf drei bis vier neu erfundene zärtliche Einfälle, die ſeinem Witz unendliche Anſtrengungen gekoſtet haben mogten, in eine Geſellſchaft von feinen Damen hinein wagte, fand ſich beſchämt, verſtummte, und verſtand kein Wort von dem was geredet wurde. Ein alter kahlköpfigter milzſüchtiger Mathematiker war dem ſchönen Geſchlecht willkommener, erhielt mehr Gehör, als der feinſte liebenswürdigſte junge Hofmann.

Man

Man ſchlug einer jener geometriſchen Schönen eine ſehr vortheilhafte Heirath vor, aber ſie machte es ihrem Liebhaber zum unwiederruflichen Geſetz, daß er lernen müſſe Teleskope zu machen. Eine andere brach mit einem ſehr liebenswürdigen Cavalier, blos, weil er bei einem verabredeten Rendezvous ihr nichts neues über die Quadratur des Zirkels geſagt hatte. Die beharrliche Anhänglichkeit der Damen an dies abſtrakte Studium ging weit. Eine derſelben hatte ſich mit einem Manne verheirathet, der ihm nicht eben ſo zugeneigt war. Sie mußte für ihre zu wenige Vorſicht büßen. Der Mann ſuchte ſie vergeblich von der Aſtronomanie zu heilen. Am wenigſten konte er es vertragen, daß ſeine gelehrte Hälfte jede Nacht mit dem Teleskop, in Geſellſchaft von Mathematikern, den geſtirnten Himmel unterſuchte. Nach mancher fruchtloſen Vorſtellung, und daraus entſtandenem ehelichen Zwiſt, faßte er endlich den Entſchluß, ſich auf ewig von ihr zu trennen. Andere Männer hätten vielleicht weiter nichts verlangt, als daß ihre Weiber blos mit den Sternen umgehen mögten. Ich weiß nicht, ob dieſe Mode noch in Frankreich fortdauert. Aber gewiß iſt es, daß ſie ſich niemals in Spanien eingedrungen hat. Beide Geſchlechter in unſerm Vaterlande, kennen, und wollen keine andere Geometerie kennen lernen, als die Geometrie des Schneiders, um das Maaß eines Kleides richtig zu nehmen.

Die gröſte Tirannei der Mode iſt diejenige, die ſie im Gebiet der Natur ausübt, die doch unter jeder Rückſicht von ihrer Herrſchaft frei ſeyn ſolte. Die Farbe des Geſichts, das Ebenmaaß der Züge, die Bildung des Gliederbaues, hat eben ſo ſehr die Unbeſtändigkeit des Geſchmacks erfahren, als unſer Anzug. Jemand ſprach in einer großen Geſellſchaft mit Affekt von den großen ſchwarzen Augen einer gewiſſen Dame. Eine benachbarte Dame, die ihn hörte, und wahrſcheinlich blaue Augen haben mogte, hielt ſich durch das Lob der ſchwarzen für beleidigt, und ſagte ſehr preziös: on n'uſe pas aujourd' huy de yeux noirs b). Es gab eine Zeit, wo volle fleiſchigte Waden unter den Mannsperſonen nach der Mode waren, nachher kamen die magern abgezehrten Waden auf, und ſo ging der Geſchmack von der Waſſerſucht zur Schwindſucht über. Man ſagt mir, daß vor mehreren Jahren blaſſe Frauenzimmer nach der Mode geweſen wären, und daß einige, um nicht gegen die Mode zu ſündigen, durch wiederholte Aderläſſe ſich ihrer natürlichen Farbe beraubt hätten. Glücklich, wenn ſie durch den Verluſt ſo vieles Bluts, die innere moraliſche Gangrene, Modemanie genannt, hätten heilen können, an welcher ſie ſiechten. Vielleicht war auch die fromme Abſicht unter dieſer Sitte verſteckt, den Männern durch ihre blaſſe Farbe ein nützliches Bild, eine beſtändige Erinnerung des Todes vor die Augen zu bringe.

Wer

b) Im Spaniſchen Yà no ſe uſan ojos negros. Ich überſetze es ins Franzöſiſche, weil ich im Deutſchen nichts gleich bedeutendes fand, um das Lächerliche des uſer in Beziehung auf die Augen auszudrücken.

Wer ſollte glauben, daß es ein Jahrhundert, oder vielmehr Jahrhunderte gab, wo **zuſammengewachſene Augenbraunen** als das non plus ultra weiblicher Schönheit beſungen wurden? Und doch iſt das Thatſache. Es erhellt aus **Anakreon** (der ſein Mädchen wegen dieſes Vorzugs beſang), aus dem **Theokrit**, **Petron** und andern Alten. **Ovid** bezeugt, daß zu ſeiner Zeit die römiſchen Damen den Zwiſchenraum zwiſchen den Augenbraunen bemalt hätten, damit man ſie für zuſammengewachſen halten mögte: Arte ſupercilii confinia nuda repletis. So viel Geſchmack fanden damals die Männer an dieſem Umſtand.

Mögte doch der Grund des Nutzens die einzige Regel der Mode ſeyn! Nie werde ich, partheiiſch für die Sitten und Gebräuche vergangener Jahrhunderte eingenommen, über jede Neuerung klagen; nie ſcheint mir Präſcription, das Alte und Hergebrachte geheiligt zu haben. Ueberall iſt der Mittelweg der Centralpunkt der Vernunft. Man ſündigt vielleicht eben ſo ſehr, wenn man alle Erſcheinungen der Mode verabſcheut, als wenn man alle annimt und befolgt. Was ſich freilich durch Neuheit, und blos durch Neuheit empfiehlt, iſt darum nicht des Beifalls des Weiſen werth. Aber ſollen wir uns immer mit Schmerz die alten ſpaniſchen Mouſtaſchen ins Gedächtniß zurück rufen, als wenn wir durch Ablegung derſelben drei oder vier Provinzen verloren hätten? Was hat mit Religion, Ehre und Vaterland ein Schönfleck am Auge für Zuſammenhang, woran ſich einige Greiſe unſerer Zeit nicht ohne Seufzen erinnern können, als wenn unſer ganzes Glück von jener Verunſtaltung abgehangen hätte.

Aber ich werde ſie verdammen, und ewig verdammen müſſen, die nunmehr auch unter den Männern Caſtiliens einreißende Sorge für Putz und Toilette; eine Sorge, die bis jetzt nur auf die Liſte weiblicher Schwächen geſetzt wurde. Man ſagt mir, daß unſere Höflinge jetzt ebenfalls ihre Friſeurs halten, und eben ſo viele Stunden dazu brauchen ſollen, um ihre Haare in Ordnung zubringen, als Frauenzimmer. O Schande! O Nichtswürdigkeit! O Erniedrigung! Unglückliche Spanier! Wir verlieren auf alle Art, bei unſerm auswärtigen Handel, aber nirgends mehr, als beim Umtauſch der Sitten. Wir nehmen alle üblen Sitten der Ausländer an, und legen die guten ab. Alle ihre moraliſche Krankheiten ſind für uns anſteckend. O mögte doch irgend eine moraliſche Polizei dieſe Conterbande von der Greuze des Reichs wegtreiben c)?

Lauenſtein. **v. Almendingen.**

c) So ſprach ſchon im Jahre 1727 ein Mann im finſtern Iberien das Verdammungsurtheil über die Deutſchen vom vorletzten überfeinen und überhellen Jahrzehend des zu Ende gehenden Jahrhunderts. Leid iſt mirs für meine Zeitgenoſſen, daß eine aus dem Schoos der Finſterniß und Barbarei hervortönende Stimme ihnen Wahrheit predigen muß. Von daher ſolten ſie doch wahrhaftig keiner Fackel mehr bedürfen. A. d. Ueberſ.

Hannoverisches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 6ten April 1789.

Wochenschriften und Postwagen.

Eine Parabel.

Es hat schon vor vielen Jahren in diesen Blättern gestanden: —

„Die wöchentlichen und übrigen bestimmt periodischen Schriften, sind gleich den ordinairen Postfuhren; sie müssen zu festgesetzten Zeiten abgehen und ankommen. Zuweilen führen sie trefliche Köpfe, zuweilen Narren, zuweilen Beide, und fade Passagiers dazu; zuweilen gar nichts."

Das hatte ein Mann in Amerika gelesen, und war dadurch auf den Entschluß gekommen, ein Postfuhrwerk anzulegen *), das nichts anders als trefliche Originalköpfe, vorzügliche Männer, Erfinder und Genies, fahren solte! Zugleich solte darauf gesehen werden, daß diese Herren, vornemlich in Rücksicht auf die Sprache, alle mögliche Gewandheit, Reinigkeit und Grazie hätten, um die Conversation unterwegens desto angenehmer zu machen, und die Leute auf den entferntern Stationen von diesem Posthause, bei Gelegenheit aufzuklären und zu verfeinern. Auch solte ihre Reisecquipage äuserst elegant seyn.

Die Sache ward bekant gemacht. Man erhielt auch, der Neuigkeit wegen, anfangs einige Passagiers, die selbst in der Hauptstadt Philadelphia, dieses Postwagens würdig gehalten wurden.

So gut man sie aber auch bediente, sie unentgeltlich fuhr, ja sie von Station zu Station noch dazu reichlich bewirthete; so wurden die Herren doch bald in solchem Grade intraitabel, daß fast kein Auskommen mit ihnen war. Bald wolten sie ganz allein in dem Postwagen sitzen; bald vorauf reiten; bald in dem Hintersitze lauern; bald selbst dem Postmeister incognito, reisen; bald solte der Postillion nur dann blasen, wenn Einer führe; bald nicht, wenn der Andere

*) Es verstehet sich, daß dieses in Europa nicht thunlich gewesen wäre. A. d. H.

dere reiſete; bald wolten ſie verbotene Waaren oder Wehr und Waffen, als z. E. Windbüchſen und vergiftete Dolche mit ſich führen; bald Leute anwerben, u. ſ. w. ſo, daß der Poſtmeiſter tauſend Verdruß von ihnen hatte.

Das ſchlimmſte war, daß dieſe in Philadelphia für vortreflich geachtete Herren, gewöhnlich, wenn ſie einige Stationen von der Hauptſtadt entfernt waren, in den kleinern Städten und auf dem Lande, von andern braven mit ſchlichtem guten Menſchenverſtande begabten, und deshalb um ſo reſpektableren Mitbürgern des Staats, ſelten oder gar nicht verſtanden, auch zuweilen ganz misverſtanden wurden, welches ſo weit ging, daß mancher guter Pächter ſich weigerte, dieſem genievollen Poſtfuhrwerk weitern Vorſpann zu geben.

Das machte nun den braven alten Unternehmer dieſes Poſtweſens, der es ſehr gut meinte, und mehr den allgemeinen, als ſeinen eigenen Vortheil bei Anlegung des Inſtituts zur Abſicht gehabt hatte, unwillig, und er wolte das ganze Fuhrwerk liegen laſſen.

Ein Freund aber rieth ihm, das nicht zu thun, ſondern nur ſeinen großen Plan etwas herab zu ſtellen.

Der Vorſchlag fand Beifall. Man nahm zwar obbemerkte Paſſagiers noch ganz gerne auf, und behandelte ſie auf der Reiſe wie zuvor; allein, es ward auch zugleich geſtattet, daß jeder verſtändige, und vornemlich jeder erfahrungsvolle Mann, ſich des Poſtfuhrwerks eben ſo gut, als jene, bedienen könne, und es nicht mehr ſo genau darauf ankommen ſolle; ob ſeine Reiſeequipage elegant und ſeine Converſation brilliant ſey oder nicht, wenn er nur nicht gar zu zottig ausſehe, und daß, wenn er auch einmal fremde Waare mit ſich führe, man es ſo genau nicht nehmen wolle; vorausgeſetzt, daß ſie nicht offenbar diebiſcher Weiſe entwandt ſey, oder gar zu viel Ballaſt habe, wenn ſie nur gemeinnützlich ſey, oder veranlaſſe; daß andere etwas Gemeinnützliches daraus machen könten. Den Poeten aber, den Religions- und allen Sorten von Zänkern, den Staatsklüglern, Geheimnißkrämern, Pedanten, Zweideutigkeitsſagern, und dergleichen wizzigen Köpfen, ward aus erheblichen Urſachen, der Sitz auf dem Poſtwagen gänzlich verſagt.

Nun fanden ſich die Paſſagiers in guter Anzahl ein, und der Poſtwagen hielt ſeinen guten Zug. Aber, was geſchah weiter?

Die Herren und Damen in der Hauptſtadt, waren, wie gewöhnlich, neugierig, und beſuchten alſo die Poſtſtube fleißig, um die Paſſagiers zu ſehen und neue Bekantſchaften zu machen. Sie hatten aber bereits ſehr viele und rühmliche Bekantſchaften, vornemlich mit ſolchen Reiſenden, die man elegante Paſſagiers zu nennen pflegte, ſo, daß ſie natürlicher Weiſe nur ſelten eine neue und angenehme Bekantſchaft machen konten; und

dann-

dann nahmen sie es auch zuweilen mit der Reiseequipage etwas gar zu genau. Wenn die Frisur nicht recht geordnet, oder der Rock staubig war, welches man doch auf den ordinairen Postreisen nicht allemal vermeiden kan; so fanden sie schon vieles an dem Passagier überhaupt auszusetzen, so ein guter schöner Junge er sonst auch seyn mogte. Hergegen ward mancher sehr gut aufgenommen, dessen Aeuseres nur brilliant oder elegant war, wenn er selbst auch im Grunde nicht viel werth seyn mogte. Es konte also in der Hauptstadt natürlicher Weise nur selten kommen, daß man einen in Absicht auf das Aeusere und Innere vollkommen guten und noch nicht bekanten Passagier antraf, zumal, da man sich um die übrigen Passagiers, welche nützliche und emsige Leute waren, aber eben nicht allemal elegante Reisepelze trugen, weniger bekümmerte, sich weniger mit ihnen abgab, und ihre Sprache weniger verstand; obgleich sich einige unter diesen Reisenden befanden, welche, nachdem sie in dem Boudoir der Poststube rasirt, frisirt und entstäubt waren, eine ungemein liebenswürdige und interessante Gestalt gewannen.

Wenn der Postwagen abgefahren war; so veränderte sich gewöhnlich das Interesse, welches man auf dem Lande für die Reisenden nahm, von Station zu Station, so wie man sich von der Hauptstadt entfernte. Man hatte da weniger Bekantschaften; folglich fand man desto mehr neue, in der Stationspoststube. Man kannte ächte Edelsteine weniger als in der Hauptstadt; folglich ward mancher Passagier für sehr elegant gehalten, wenn er gleich einen nur mit böhmischen Steinen besetzten Knopf am Hute trug, worüber die feinen Leute in der Stadt die Nase gerümpft hatten. Gewöhnlich aber fanden alle elegante Passagiers überhaupt, auf den Stationen weniger Zuneigung, als in der Stadt. Die andern Reisenden aber wurden meistens sehr gut aufgenommen. Einer theilte den Leuten auf den Stationen guten freundschaftlichen Rath mit; der andere unterrichtete sie von nützlichen Sachen, in der Land- Stadt- und Hauswirthschaft; der dritte erzählte eine lehrreiche ihnen unbekante Geschichte; auch, bei bösem Wetter und Regen, um die gute Laune zu erhalten, — wohl eine Schnurre u. s. w.

Kurz, man gewann in den Provinzen, nachdem das bloße Geniefuhrwerk abgeschaft war, den Postwagen wieder so lieb, daß es an Vorspann nicht mangelte; und der alte Postmeister sagte:

Du hast recht gehabt, Freund, es muß sich auf meinem Postfuhrwerk alles vertragen, was ehrlich, gut, nützlich, und schön ist.

Gleichwohl war es auch damit noch nicht gut. Jeder, der sich gemeldet hatte, um sich dieses Postfuhrwerks zu bedienen, glaubte, wo nicht Einer von denen, für die der Post-

wagen zuerst allein eingerichtet war, zu seyn, dennoch schön, nützlich, gut, oder wenigstens ehrlich zu seyn; und oft glaubten die, welche keines von allem waren, es mit der lebhaftesten Ueberzeugung. Da gab es nun wieder Händel und Lerm. Der alte Postmeister konte und wolte sein Fuhrwerk nicht überladen. Zudem wünschten die meisten, am ersten aufgenommen zu seyn. Der Postmeister hielt sich also an das alte Sprüchwort: „Wer erst komt, mahlt erst," ausser, wenn der Passagier sehr erhebliche Ursachen hatte, seine Reise zu beschleunigen, und jene Ursachen gegründet befunden wurden. Die übrigen mußten freilich wenige oder viele Posttage warten; und über letzteres verlor dann mancher die Reiselust gänzlich, er entging den Gefahren oder Unbequemlichkeiten der Reise, und erhielt seinen Einschreibezettel zurück.

Hannover, im März 1789.

Ein bisher nicht bekanter inländischer Kaffee.

Die Runkelrübe, welche einige wenige bisher nur als ein gutes Futter für Kühe gezogen, giebt einen wohlschmeckenden, und wie die Erfahrung mich gelehret, sehr gesunden Kaffee. Wer von gelben und Cichorienwurzeln Kaffee zu machen versteht, kan ihn auch von dieser Rübe machen; es wird damit gerade so verfahren. Nur muß man sie in kleine Stücke schneiden, weil sie im Brennen völlig so groß wieder werden. Sind sie aber zu groß, so können sie auf der Kaffeemühle nicht gemahlen werden; es sey denn, daß man sie vorher im Mörser zerstoßet. Auch muß man sich beim Dörren in Acht nehmen. Bringt man diese in kleine Stücke geschnittene Rübe, gleich in große Hitze, so verlieret sie den Saft und so ihre ganze Kraft. Anfangs muß sie langsam gedörret werden. Hat man einen gedörreten Vorrath, so muß man denselben an einem trockenen Orte aufbewahren, sonst bleibt er nicht trocken. Wer einen gemahlenen Vorrath von diesem Kaffee haben will, muß ihn in einem Topfe vor aller Ausdünstung bewahren; weil er sonst von seiner Kraft außerordentlich verlieret. Frisch gebraucht ist er wohl am kräftigsten.

In eine Kaffeekanne von zwölf Tassen, in welche drei Loth rechter Kaffee gethan wurden, werden nun in meinem Hause drei Quentchen von dem Rüben- und ein Loth von rechtem Kaffee gethan, und das Getränk ist vollkommen so kräftig, als das von drei Loth reinem Kaffee. Ich glaube aber, daß auch hiebei dem Geschmacke nicht vorzuschreiben sey; sondern, daß ein jeder die Mischung so manchmal verändern müsse, bis er einen

einen Kaffee nach ſeinem Geſchmack erhält. Dies aber weiß ich, daß er ſich, ſo wie ich ihn gebrauche, als inländiſcher am Geſchmacke nicht verräth; wohl gar als guter amerikaniſcher Kaffee ſich ſehr empfiehlet. Auch läßt er ſich, ohne den geringſten Zuſatz von wahrem Kaffee, trinken; und ich zweifele nicht, daß er dieſen bald unnöthig machen werde.

Der Saame zu dieſer Rübe iſt bei den Kaufleuten das Loth für 4 pf. zu haben; wird ungefehr in der Mitte des Aprils, wie der rothe Rübenſaamen in Reihen gelegt. Iſt die Wurzel ſo dick wie ein Pfeifenſtiel, ſo kan ſie verpflanzet werden. Dies muß aber in ein wohl gegeieltes, und hat man's, ſchweres Erdreich geſchehen. Im Auguſt kan die Rübe ſchon 6 bis 8 Pfund ſchwer ſeyn, wenn man ihr die Blätter nicht abgepflückt hat. Es iſt nicht nöthig, dieſer Rübe ein beſonderes Stück im Garten zu geben; ſie kan an die Seiten der Stükke gepflanzet werden, und wird da gut wachſen, wenn ſie nur mit Geile verſehen wird. Wird der weiße Kohl eine gute Elle von einander gepflanzet, ſo kan immer eine Rübe dazwiſchen gepflanzet werden. Das Pflanzen muß aber mit einem Stocke geſchehen, damit ſie gerade in die Erde kommen. Schon im Julius kan man mit dem Dörren an der Sonne den Anfang machen. Dieſer Kaffee hat keine andere Empfehlung nöthig, als dieſe, daß er verſucht werde; dann empfiehlet er ſich ſelbſt, und ſetzet Wurzeln und Cichorien außer Gebrauch, ſowohl wegen ſeines beſſern Geſchmacks, als auch wegen der Größe der Rübe. Die, welche an den innern Theilen des Leibes leiden, mögte ich gern auf dieſen Kaffee aufmerkſam machen. Ich glaube, ſie ſpüren bei dem Gebrauch eine fürtrefliche Wirkung.

Froſtableiter.

Der Gubernialrath u. Kreishauptmann, Ritter von Bienenberg, in Böhmen, hat **Froſtableiter** erfunden, wodurch die Blüthen der Bäume, wenn Nachtfröſte einfallen, völlig geſichert werden. Er hat davon die folgende Beſchreibung mitgetheilt: Dieſe Froſtableiter ſind Stroh- oder Hanfſeile; ſie werden um den Stamm des Baums geſchlagen, und mit ihren Enden in ein mit Brunnenwaſſer gefülltes Geſchirr eingeſenkt, doch ſo, daß ſie nicht über dem Waſſer ſchwimmen; ſondern in daſſelbe eintauchen, welches mittelſt eines am Ende angebundenen Steins geſchehen kan. Dieſe Ableitung kan von mehreren neben einander ſtehenden, oder an Gitterwerk feſtgemachten Bäumen, in ein einziges Gefäß geſchehen, jedoch unter der Vorſicht, daß die Geſchirre frei und nicht etwa von den Aeſten des Baums bedeckt ſtehen, damit der Froſt ohne Hinderniß nach

dem Ableiter in das Geschirr wirke, und so von dem Wasser angezogen werde. Diese Vorsorge ist vorzüglich für das Frühobst und jene Bäume nöthig, deren Blüthe im Frühjahr mit den Blättern zugleich oder auch allein treibt, und im Monat März und April dem Erfrieren ausgesetzt sind. Herr von Bienenberg hat desfalls Proben gemacht; vorzüglich haben im Jahre 1787 seine Aprikosen an Trilagen zeitig im Monat März zu blühen angefangen, denen er sogleich die Ableiter anhing. Es fielen 6 bis 8 starke Nachtfröste ein; dem ungeachtet blühten sie fort, setzten Obst an, und er genoß die Freude, auf dieser Gartenseite von 7 Bäumen 16 Schock schöne und wohl ausgereifte Aprikosen abzulösen, wo doch zu gleicher Zeit in andern Gärten alle Aprikosenblüthe erfroren war. Um sich von der Wirkung des Ableiters gründlich zu überzeugen, setzte er andere mit Wasser gefüllte Gefäße hin und her und in der Gegend der Ableiter frei im Garten, besah täglich früh derselben Eisdecke, welche nach Verhältniß, daß das Eis in diesen freien Gefäßen nach der Dicke eines Strohhalms angesetzt war, dieses in den mit Ableitern versehenen Kannen immer die Dicke eines Fingers enthielt, wodurch sich also der zusammengezogene Frost gegen den zerstreueten auszeichnete.

Vom Ohrwurm.

Der Ohrwurm ist ein Insekt mit halben Flügeldecken, länglicht, sehr geschwind im Laufen. Er hat am Kopfe 2 kleine Hörner; lange fadenförmige Fühlhörner, am Ende des Hinterleibes zwo Zangen. Der Körper ist platt, glänzend, bräunlich oder schwärzlich. Er vermehrt sich stark. Insgemein trift man ihn auf den Kohlblättern, in hohlen Bäumen, in den Stielen der Pflanzen, vorzüglich in den Stielen der wilden Pastinaken, der Angelika und aller Gartenkräuter, auch in den Löchern der Mauern, im Mist und in der Erde an. Er schlupft ganz geschwind in die Ohren. Daher der Name. Er kneipt und beißt in die Stellen, wo er sich anhängt, und verursacht den lebhaftesten Schmerz.

Bomare sagt in seinem Dictionaire der Naturgeschichte: einer von seinen Brüdern habe ihm einmal in seiner Kindheit einen Ohrwurm ins Ohr laufen lassen, wovon er vier Tage wie dumm gewesen; das Uebel aber habe sich mit einem leichten Kopfschmerz geendiget. Um sich zu rächen, spielte Bomare seinem Bruder einen gleichen Streich, der aber übler ablief. Es kamen Zeitpunkte, da er vor Angst den Kopf in eine Tonne mit Wasser steckte; dann blutete er aus der Nase, und glaubte einen Regenbogen zu sehen. Beide fürchteten sich sehr, daß er daran sterben würde, und es verging kein Augenblick, da er sich nicht mit einem Instrument im Ohr kratzte,

te, wodurch denn wahrscheinlich das Uebel immer ärger wurde. Man behauptet: das beste Mittel sey, wenn man einen im Ohre habe, Schwefelbalsam mit Terpentin gemischt, einzutröpfeln, oder den Rauch von Gummi ammoniac einziehen zu lassen.

Der Ohrwurm ist auch den Blumen und Früchten schädlich, und wegen der Schwanzzangen sehr kenntlich. Er zerfrißt die jungen Triebe, die Blätter und zarten Pflanzenstiele. Er bohrt sich in halb offene Früchte, auch in die, welche eine zarte Haut haben. Er fällt aber leicht von den Bäumen, wenn man sie schüttelt. Einen allein stehenden Baum zu verwahren, darf man nur um den Stamm Wolle, oder fasrichte Artischocken legen. In den Spalierbäumen hängt man hohle Knochen oder Hörner, oder Ochsen- Schaf- oder Schweineklauen; auch kleine ausgehöhlte Flieder- oder Rohrstäbe auf. Die Keller- und Ohrwürmer kriechen bei Tage hinein, und man steckt hernach das ganze Ding ins Wasser.

Klub; ist deutschen Ursprungs.

Das altdeutsche Wort **Klip** bedeutet eine **Zusammenkunft. Gemeinschaft**, und doch zugleich Absonderung des Allgemeinen; so haben wir noch in unserer Sprache **Klipmühlen**, (wahrscheinlich **Gemeinheits**-Mühlen) und **Klipkrüge**, welche letztere nur diejenigen heißen, die von der Heerstraße abgelegen, mitten in Dörfern sind, also wohl für die Dorfschaft, nicht aber für jeden Vorbeireisenden sind. **Klipkramer**, werden großen ins Allgemeine handelnden Kaufleuten entgegen gesetzt. Die nahe Verwandtschaft der Wörter — **Klip** und **Klub** ist auffallend. Solte nicht das Wort, so wie die Sache, von unsern Vorfahren nach England gebracht seyn? woher wir es nun anders modificirt, als ein modiges Wort wieder bekommen und angenommen haben?

Anfrage.

Der Herr Professor Meiners erzählt in seinen Briefen über die Schweiz im 11ten Theil im ersten Briefe auf der 35ten Seite von einer Art kleiner Tannennüsse, Arvennüsse genannt, daß deren ausgepreßter Saft, oder Milch, eine so überaus heilsame Arznei für erschöpfte, auszehrende, oder an der Lunge leidende Personen sey, daß meines Erachtens es wünschen wäre, wenn diese Arznei gemeinnütziger gemacht werden könte. Die Worte des Herrn Hofraths und Professors Meiners sind folgende:

An den Füßen der Eiger — eines Berges in der Schweiz — wächst

die

die so genannte Arve, eine Art von Tannen, die sich am häufigsten an den Schneebergen, seltner auch in den Klüften und an den Abhängen des Jura, besonders im Münsterthal, findet. Die Frucht der Arve – Pinus Cembra – ist in Ansehung der Figur den Tannenzapfen sehr ähnlich, unterscheidet sich aber auf eine vortheilhafte Art durch die Heilkräfte der kleinen Nüsse, die sie enthält. Der Saft dieser Arvennüsse ist eine von den kräftigsten Arzeneien für erschöpfte, auszehrende, oder an der Lunge leidende Personen. Ich kenne in Bern eine angesehene Familie, aus welcher wenigstens drei bis vier Personen ihr Leben der Milch der Arvennüsse zu verdanken haben. Man nimt etwa hundert und zwanzig Nüsse, preßt den Saft heraus, der ungefehr eine kleine Tasse füllt, und trinkt diesen lieblichen Saft Morgens frühe nüchtern. Selten soll man diese Kur einige Wochen fortsetzen, ohne ihre heilsamen Wirkungen zu spüren, wenn anders einem zerrütteten Körper noch aufgeholfen werden kan. Das Beste bei dieser Kur ist dieses, daß man während derselben sich gar keine beschwerliche Enthaltungen auflegen, und alles das genießen kan und darf, was gesunden Menschen nicht untersagt ist. Das Pfund dieser Nüsse gilt im Grinder Walde nur wenige Batzen, wenn die Witterung der Frucht nur einigermaaßen günstig ist. – So weit Meiners davon. Ich habe unterschiedliche geschickte und erfahrne Aerzte nach dieser Frucht gefraget, welche solche nicht zu kennen gestanden, und ich vermuthe daraus, daß diese Nüsse, wenigstens in unserer Gegend, in Betracht ihrer Heilsamkeit, noch nicht bekant sind. Solten solche von dem gerühmten Nutzen seyn, wie sehr wäre denn für manchen schwind- und lungensüchtigen Menschen zu wünschen, daß diese Arznei in hiesiger Gegend gleichfalls zu haben wäre? Vielleicht daß sich solche noch wirksamer wie das so berühmte isländische Mooß bewiese. Vielleicht wäre solche auch noch leichter und wohlfeiler zu haben. Ja vielleicht finden diese Tannennüsse sich auch wohl an mehrern Orten, wo Tannen- und dergleichen Nadelholz in Menge wächst, z. E. am Harze ꝛc. Vielleicht, da es doch eine Art Tannenfrucht ist, daß der in den Tannenzapfen befindliche Saamen, wo nicht ganz völlig, doch einiger maaßen gleichkommenden Nuzzen hat. Es käme auf Versuche an. Doch überlasse ich dieses Einsichtsvollern gerne zur Beurtheilung. Jam voluisse sat est.

M. S.

Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Freitag, den 10ten April 1789.

Vom Blatternkaufen unter den Landleuten, nebst einigen Anmerkungen über das Alter der Kinderpocken.

Die Inokulation der Pocken unter den Landleuten ist schon sehr alt, und unter dem Namen vom Blatternkaufen in Amerika, in den polnisch-preussischen Provinzen, in Schweden, auch in vielen Orten Deutschlands im Gebrauch.

Diese ganz ungekünstelte Mittheilungsmethode der Pocken geschiehet nach Herrn M. Spitzners a) Bericht auf dem platten Lande auf folgende Art: Wenn man siehet, daß in einem Hause gutartige Blattern sind, so bringen andere ihre Kinder, die sie noch nicht gehabt haben, dahin, um den bald wieder hergestellten Kindern etliche Blattern für 3 oder 6 Pfenninge abzukaufen. Der Kauf geschiehet aber erst, wenn die Blattern so weit vertrocknet sind, daß füglich etliche mit der Wurzel abgenommen werden können. Das kranke Kind giebt dem gesunden einige solcher abgenommenen Blattern für seinen Dreier, und letzteres nimt sie mit nach Hause. Einige lassen selbige die Kinder nur in der Hand nach Hause tragen, und hernach damit machen, was sie wollen. Andere nehmen die gekauften Blattern, und reiben damit so lange den Arm des Kindes im Gelenke des Ellenbogens, bis ein etwas rother Streif davon entstehet, oder binden sie auch mit einem linnenen Bande darauf. — In Schweden leidet, nach des schwedischen Arztes David Schulz b) Versicherung, dieser Blatternkauf folgende geringe Abänderung. Der Käufer bekomt sein Stück Geld, wofür er sich Blattern gekauft hat, nachdem es vom Pockeneiter angesteckt worden, vom Verkäufer wieder zurück. Das Geld

a) S. das 26te und 27te Stück des neuen berliner Intelligenzblatts von diesem Jahre.

b) Man sehe dessen im hamburger Magazin im 26ten Bande Seite 79. f. übersetzte Abhandlung von Einpfropfung der Pocken; imgleichen die Ephem. Nat. Curios. de anno 1671. Observ. 165 u. de a. 1677. Observ. 15.; nicht weniger Werlhofs Schrift von den Pocken.

Geld wird sodann dem zu inokulirenden Kinde am Fuße fest gebunden, oder man giebt es ihm in die Hand, und es bekomt gemeiniglich gute Blattern darnach.

Ist das Kind nun auf vorbeschriebene ungekünstelte Art inokulirt, so behält man es in der Stube, da sich denn die Blattern bald äußern.

Daß der Aberglaube beim Blatternkauf auch mit ins Spiel komme, kan man leicht denken, denn bei welcher Handlung des gemeinen Mannes ist der wohl gänzlich verbannt?

So soll z. E. das Kind, welches die Blattern gekauft hat, nach einiger Sage, der Anzahl nach immer weniger Blattern bekommen, wie das Kind hatte, von welchem es die Blattern kaufte; es soll kein Kind von gekauften Blattern sterben, sondern allemal glücklich davon kommen, wenn nur nicht zu zeitig gekauft, sondern bis zur Entscheidung der Krankheit gewartet wird. Beim Kauf selbst herrscht ferner das Abergläubische, daß das kranke Kind dem gesunden die Blattern in die Hand zählen muß, weil es alsdann auch nicht mehr Blattern der Anzahl nach bekommen soll, als dieses gezählt hat, und wer weiß, was sonst noch dabei für abergläubische Gebräuche und Einbildungen eingemischt werden, die man aber bei der Nachfrage verschweigt. Denn, nichts wird vom gemeinen Manne geheimer gehalten, als sein Aberglaube. Gerade sind es aber oft diese Dinge, die ihn, ohne weitere Ueberlegung, dahin bringen, wenn er nur von andern hört, daß es durch die Erfahrung entschieden sey, dergleichen vorzunehmen.

An manchen Orten ist zwar jetzt der Bauer von den großen Vortheilen der Blatterninokulation schon überzeugt, und er läßt seine Kinder entweder inokuliren, oder verrichtet dieses Geschäft, unter Aufsicht seines Predigers oder eines geschickten Landchirurgus, auch wohl selbst mittelst einer Nähenadel, mit einem in Blatterngift getränkten Faden, u. s. w. Es giebt aber auch noch Landleute, die sich schwerlich bewegen lassen würden, ihren Kindern die Blattern durch eine leichte Incision beibringen zu lassen, und wenn es auch der geschickteste Arzt, ohne alle Bezahlung, mit der größten Sorgfalt verrichten wolte. Sie würden hartnäckigen Widerspruch bei allen Vorstellungen beweisen, daß auf solche Art die Schädlichkeit der Blattern größtentheils verhütet werden könne; ja, bei dem allen zuletzt doch wohl für ihre Kinder insgeheim Blattern kaufen, um sie damit für dem Schädlichen dieser Krankheit besser zu schützen.

Die hier beschriebene Art, wie der Bauer seinen Kindern die Blattern inokulirt, ist ganz ungekünstelt, und ein Beweis, daß so viele Umstände gar nicht nöthig sind, wie gewöhnlich dabei vorgenommen werden.

Der Bauer hat bei dem Blatternkaufen hauptsächlich diese Bewegungsgründe: daß einmal diese Krankheit ein

ein unvermeidliches Uebel sey, daß er sich's gefallen lassen müsse, wie es Gott mit ihnen schicke, und vornemlich, wenn er die Blattern zu einer solchen Zeit kaufen könne, da er am besten Zeit habe, diese Krankheit bei seinen Kindern abzuwarten. Und diese Zeit ist besonders im Winter. Daher auch im Winter die Blattern weit eher und häufiger gekauft werden, als im Sommer; ein Umstand, der dieses Verfahren weit weniger gefährlich macht. Denn, obgleich der Bauer darüber nicht nachdenkt, und es mehrentheils nur deswegen im Winter thut, weil er jetzt am besten bei seinen Kindern bleiben und sie abwarten kan, und dieserwegen auf alle mögliche Art zu verhüten sucht, daß seine Kinder von der Blatternepidemie nicht im Sommer angesteckt werden, in welcher Jahrszeit sie gewöhnlich auszubrechen pflegt, so trägt doch die reine und kühle Winterluft hauptsächlich dazu mit bei, daß Kinder die gekauften Blattern gemeiniglich gut überstehen c). Nimt man nun noch dazu, daß man bei dem kranken Kinde den entscheidenden Zeitpunkt abwartet, ob es auch gutartige Blattern sind, daß man die Zeit dazu wählt, da man keine Feldarbeiten hat, und daher die kranken Kinder gehörig abwarten kan, so trift man auch hier, ob wohl zum Theil nur zufälliger Weise, alle die Hauptumstände an, die zur künstlichen glücklichen Blatterninokulation erfordert werden. Daß aber bei allen diesen günstigen Umständen alle und jede Kinder, denen auf solche Art die Blattern beigebracht werden, am Leben bleiben, oder ohne allen Schaden davon kommen solten, läßt sich eben so wenig behaupten, als man von der künstlichen Inokulation behaupten kan, daß keines daran gestorben sey, oder ein Gebrechen davon an seinem Leibe bekommen habe. Indessen siehet man doch daraus, daß oft eine Sache, von der man in Schriften als einer neuen ganz unschätzbaren Entdeckung das größte Geschrei macht, schon lange Zeit, auf eine ganz einfache Art, bei Leuten in Uebung gewesen ist, die man ganz für unfähig hält, solche große Naturgeheimnisse einzusehen. Wer weiß, ob der erste Erfinder der Blatterninokulation nicht ebenfalls durch ein altes Mütterchen vom Lande auf die Gedanken gebracht wurde, dieses der Welt als eine große Kunst unter einer besondern Einkleidung anzupreisen.

So alt der angeführte Gebrauch vom Pockenkaufen auch schon ist, so wenig ist er bis jetzt den mehrsten ältern und neuern Aerzten bekant gewesen. D. Abraham Vater, der doch sonst auf alle gemeine Erfahrungen sehr aufmerksam war, merkt in seiner akademischen Schrift: methodus nova transplantandi variolas per insitionem, das Blatterbelzen, welche er zu Wittenberg im Jahre 1720 mit

c) J. Fried. Hildebrandts Bemerkungen und Beobachtungen über die Pocken, in der Epidemie des Jahrs 1787. Braunschweig 1787. S. 215.

zwei Respondenten aus Torgau und Schmiedeberg, Ulrici und Stolle, herausgegeben, nichts davon an. Wäre seinen beiden Respondenten die Sache bekant geworden, so hätten sie ihn vielleicht darauf gebracht. Indessen steht in der Disputation nichts von dieser ländlichen Praxis.

Herr M. Spitzner erfuhr zuerst dieses Jahr etwas von diesem schon so lange unter den Landleuten seiner Gegend im Gebrauch gewesenen Blatternkauf, und er vermuthet nicht ohne Grund, daß die Sache bislang deswegen so wenig bekant geworden sey, weil die Blatternkrankheit fast niemals im Winter, sondern mehrentheils im Sommer ausbricht, das Blatternkaufen aber gemeiniglich nur im Winter geschiehet.

Herr Doctor Williams und Herr Weight erwähnen einer beinahe ähnlichen Blatterninokulation, die in Wallis mit gutem Erfolge geschiehet. Man reibt daselbst entweder Pockeneiter auf verschiedene Stellen des Arms ein, oder man verwundet vorher diese Theile mit einer Stecknadel, oder dadurch, daß man die Haut mit dem Rücken eines Messers schabt. — Herr Schulz bemerkt, daß die ersten Pokkenimpfer nur einer natürlichen Methode nachgeahmt haben, die lange im Orient unter den gemeinen Leuten obgewaltet hat. Das sagt die Geschichte der Inokulation, wie sie aus türkisch-asiatischen, ägyptischen Ländern nach Europa gekommen ist, und in Amerika wird diese Operation noch jetzt auf die nemliche Art durch Einreiben der reifern Pockenmaterie in die Haut desjenigen bewerkstelliget, dem man sie mittheilen will.

Was das Alter der Blattern überhaupt anbetrift, so behauptet **Freind** d), die Araber hätten sie unter dem **Oman**, und also um 640, nach Aegypten gebracht. Nach Arabien aber kamen sie nach der Sage arabischer Schriftsteller, und vorzüglich des Epitimators des historischen Buchs **Masuds** e), die **güldene Wiese** genannt, durch die Aethiopier, und zwar in eben dem Jahre, in welchem Muhammed geboren wurde, d. i. im Jahre Christi 572. Durch die Kreuzfahrer breitete sich diese Seuche in Europa aus; sodann kam sie auch nach Amerika und in das nordliche Asien. Herr Hofrath Schlözer f) bringt eine Stelle des **Marius**, Bischofs von Avanches (Aventicum) bei g), wo bereits im Jahre 568 der Name Variolæ gebraucht wird; allein, diese Stelle betrift einen Ausschlag, der mit einer bösartigen Ruhr vergesellschaftet ist, und kan also unmöglich auf unsere Kinderblattern passen, obgleich

d) In epist. de Purgantibus.

e) *Herbelot.* Biblioth. orient. p 564. Er lebte im 336ten Jahre der Flucht Muhammeds (947).

f) Unschädlichkeit der Pocken in Rußland; in der Vorrede.

g) Die Stelle steht in dessen Chronico ad a. 455 - 581. beim **du Chesne**, T. 1. p. 216. und in **Bouquets** script. rer. franc. T. 2. p. 13.

gleich das Wort variola würklich in der Stelle vorkomt. Denn, wie schickt sich die Dysenterie dazu?

Rhazes, so wie auch neuere Gelehrte, glaubten, die Pocken in Galens Schriften zu finden. Herr von Murr hat die ganze Controvers in seinen Anmerkungen zu Heren Hofrath Lessings Laokoon S. 14 u. f. kurz und deutlich vorgetragen. Herr Hofrath Gruner ist auf der Seite derer, welche die Kinderblattern von den Arabern herleiten h).

Vielleicht können einige Stellen des 2ten, 3ten, 4ten und 6ten Buchs von Galens Commentarien über Hippokrates zweites Buch Epidemicorum zur Entscheidung des Alters der Pocken dienen. Sie sind zwar im Griechischen verloren gegangen, aber es findet sich eine arabische Uebersetzung davon unter den Handschriften des Escurials; und aus den Uebersetzungen der Araber können noch viele griechische Aerzte ergänzt werden i).

Der verstorbene Herr Professor Nagel muthmaßte einst, daß vielleicht die Pockenkrankheit in der babylonischen Gemara vorkomme k). Diese Muthmaßung ist aber aus dem Grunde unter-

sucht,

h) Variolarum antiquitates ab Arab. fontis repetendæ. Jenæ 1773. 4.

i) So versprach z. B. Bartholin Diss. 3. de legendis libris, p. 75. das XI. bis XV. Buch der διατακτικῶν ἐγχειρήσεων Galens aus der arabischen Handschrift herauszugeben, die Golius besaß.

k) Judas der Heilige, ein Sohn Simeons des Dritten, schrieb das mündliche bürgerliche und canonische Gesetz der Juden zusammen, und diese Traditionen heißen die Mischna. Kaum war die Mischna zu Stande gekommen, so machte ein anderer einige neue Traditionen bekant, welche von den in der Mischna befindlichen Aufsätzen unterschieden waren, und unter dem Namen Extravagantes in eine besondere Sammlung gebracht, und in die Mischna eingerückt wurden. Man bemerkte an der Mischna folgende große Fehler. Einmal war die Sammlung überaus unordentlich, Judas der Heilige hatte blos die Meinungen verschiedener Lehrer angeführt, ohne sie zu nennen, und ohne sein Gutachten zu eröfnen, welche Meinung man am sichersten annehmen könne, und zweitens war sie gar zu kurz gerathen, und nur eine geringe Anzahl der wichtigsten und schwersten Fälle, welche unter den Juden zu entstehen pflegen, darin entschieden, wodurch denn die ganze Mischna beinahe ganz unbrauchbar wurde.

Um diese Fehler zu verbessern, übernahm ein Lehrer, Namens Johanan, nach der Meinung einiger Juden 200 Jahre, nach anderer Meinung aber 150 Jahre nach der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, mit Zuziehung einiger andern, eine neue Arbeit, und schrieb eine Erklärung über die Mischna. Diese Erläuterung wird der Talmud von Jerusalem, oder die Gemara Hierosolymitana genannt. Das Werk selbst kam nicht eher, wie zu den Zeiten Diocletians zu Stande, denn es wird in demselben von diesem Kaiser geredet. P. Ugolino hat gezeigt, daß einige fremde und ungewöhnliche Wörter darin angetroffen werden, als Borgheni, welches eine Burg oder ein Dorf bedeutet, und

ſucht, von jüdiſchen Gelehrten mit Nein beantwortet, und Herr Nagel hat ſeine Muthmaßung wieder zurück genommen.

Die Stelle im Talmud ſteht in der babyloniſchen Gemara, Auoda ſara, fol. 28. in fine col. 1. und lautet nach Herrn Nagels Ueberſetzung ſo:

Raf *Saphra* dicit: iſtas puſtulas eſſe nuntium angeli mortis: (Quodnam vero eſt earum remedium? ruta cum melle, aut apium, cum vino auſtero;) quando ſcilicet puſtulæ ejus ſpeciei proveniunt, & adjungitur (deinde) alba albæ, ac (tandem) nigra nigræ.

Herr von Murr bat Herrn Profeſſor Nagel, in der Miſchna nachzuſehen, ob darin das Wort ענבתא (Traubenblatter) vorkomme, und Herr Nagel antwortete ihm, daß er ſolches nicht darin fände; im talmudiſchen Lexicon auch ſteht das Wort gleichfalls nicht angeführt, auch hat Maimonides nichts in ſeinem Traktat: Auoda ſara; Maimonides nimt nur die legalen Sätze zuſammen: aber dergleichen digreſſiones Gemaricas übergeht er völlig.

Edzard hat S. 55. f. folgende Ueberſetzung *Raf Saphra* monet, puſtulas illas, quæ baccam uvæ referunt, eſſe nuntium Angeli mortis (i. e. ſignum

ſeinen Urſprung von den Wenden und Gothen hat; woraus er ſchließt, daß die Vollendung des Werks erſt ins fünfte Jahrhundert zu ſetzen ſey.

Man bemerkte bei dieſer Gemara (Erfüllung) den Fehler, daß in derſelben die Meinungen eines jeden Lehrers nur angeführt worden, auch ſie überdem in einer unreinen und barbariſchen mit vielen fremden Wörtern vermengten Sprache, die damals in Judäa gebräuchlich war, geſchrieben ſey. Deswegen faßten die Gemariſten, oder die Amorajam, den Entſchluß, eine neue Erklärung über die Miſchna auszufertigen, und Rabbi Aſe, Lehrer auf der Akademie zu Sora, nahe bei Babylon, übernahm dieſe Arbeit. Dieſe letzte Erklärung heißt die babyloniſche Gemara, oder der babyloniſche Talmud, Gemara Babylonica Der babyloniſche Talmud wird wegen ſeiner Deutlichkeit von den Juden weit höher gehalten, als der Talmud von Jeruſalem. Die Miſchna iſt der Text, und begreift die jüdiſchen Traditionen. In der Gemara aber trift man die Erklärung derſelben an, beide Stücke werden unter dem Namen Talmud begriffen, welches Wort ſo viel als Lehre bedeutet.

Die Miſchna hat 6 Abtheilungen, welche die 6 Ordnungen heiſſen. Jede Ordnung oder Abtheilung iſt wieder in gewiſſe Traktate oder Bücher getheilt. Die erſte Ordnung enthält eilf, die zweite zwölf, die dritte ſieben, die vierte zehn, die fünfte eilf, und die ſechſte zwölf Bücher.

Die Vollendung der babyloniſchen Gemara wird von den meiſten Juden u. Chriſten in das Jahr 500 nach Chriſti Geburt geſetzt. Raf Saphra aber gehört noch in das dritte Säculum hinauf. Denn er ging mit dem Rabbi Gamaliele dem dritten um; dieſer aber war ein Sohn Rabbi Jehuda des Heiligen, der im J. Chriſti 120 geboren ward. Schöttgen hat längſt eine gute Chronologie der Rabbinen gewünſcht. Allein, wer hat Zeit? Wer macht ſie? Wer druckt ſie?

num lethale, atque Sabbatum propter illas licite violari, utut & ipsæ non sint in cavitate corporis.) Quodnam vero est contra illas remedium? Resp. Ruta cum melle, aut apium cum vino Tilæo (austro). Interea autem (dum species istæ medicinales conquiruntur) afferantur ejusdem ordinis cum pustulis, (h. e. pro magnis magnæ, pro parvis parvæ) eæque inducantur illis, (sive volvantur super illas;) albis pustulis inducantur albæ, & nigris nigræ.

Herr **Matthäi** in Nürnberg, ein starker Talmudist, ist der Meinung, daß in dieser Stelle unter Traubenblattern unmöglich die ordentlichen Pocken verstanden werden können, besonders, wenn man des Raschi oder Rabbi Salomon Jarchi Erklärung dieser Stelle der Gemara zu Hülfe nimt. Eben dieser Meinung ist auch Herr Archidiakonus Rabe in Anspach, der folgende genauere Uebersetzung dieser Glosse giebt.

Raf Saphra sagt: **Jnaphta** (ein Geschwür einer Traubenbeere ähnlich, in der Landsprache **Malant**) **ist ein Vorbote des Todesengels** (daß man in Gefahr ist zu sterben). **Was ist das Gegenmittel? Raute mit** Honig (das Kraut, welches in der Landessprache Ruta heißt, mit Honig zerstoßen) **oder Carpsa** (in der Landsprache apium, Eppich) **mit sehr starkem Wein**: (welcher so stark ist, daß er die Schläuche zerfrißt.) Unterdessen (daß man nach diesen Speciebus, sie zu holen, geht) **nehme man** (eine Traubenbeere) **von einem Weinstock von derselben Art,** (oder Form, nachdem das Geschwür groß oder klein ist) **und walze sie darauf herum. Jst das Geschwür weiß, nehme man weiße, ist es schwarz, nehme man schwarze Traubenbeeren.**

Das Wort **Malant**, womit Raschi, der in Frankreich schrieb, dieses Geschwür in der Landessprache benennt, ist altfranzösisch, und stimmt mit Malandria überein. Malandre heißt noch jetzt in Frankreich die Mauke, eine Pferdekrankheit, oder Geschwür am Hinterbuge der Pferde. Malandria heißt ein böser Hals, und beim Vegetius Krankheit und Husten der Pferde. Die Raute heißt hier Tigna, sonst heißt sie im Talmud Pigma oder Pigna, welches das griechische πήγανον, ruta, wäre, und so solte vielleicht auch hier stehen.

Dieses wäre also die Untersuchung der Stelle von der Blatternhistorie im Talmud, einer Stelle, welche in die Geschichte der Krankheiten und der Arzneikunde Einfluß hat. Was für eine Sache böse und tödtliche Traubenblattern sind, mögen andere untersuchen — — genug, daß es keine Pocken oder Kinderblattern waren, zu deren Heilung frische Weintrauben das unschicklichste Mittel sind. —

Da einmal von Blattern die Rede ist, so muß doch schließlich auch noch etwas von einer neuen gerühmten Entdeckung erwähnt werden, die in öf-

fent-

sentlichen Blättern einem alten jüdischen Arzte in Polen zugeschrieben wird, und wodurch die Blattern gänzlich sollen verhütet werden können. Man soll nemlich den Kindern bei der Geburt die Nabelschnur sorgfältig reinigen und mit Salz auswaschen. Beobachtet man dieses, so bekommen sie nie die Blattern. Eine alte Bademutter that solches mit der größten Sorgfalt bei Herrn M. Spitzners allen acht Kindern. Sie haben aber nachher alle die Blattern, ob wohl keines unter großer Gefahr, bekommen und überstanden. — Gewiß ist eine solche Behandlung neu geborner Kinder von großem Nutzen, wenigstens die häufigen Entzündungen in dem Nabel, woran doch auch noch manches Kind sterben muß, und den von zurück gebliebenen Unreinigkeiten entstehenden üblen Geruch zu verhüten. Man solte aber doch solchen nöthigen Dingen nicht so zuversichtlich weit größern Nutzen zuschreiben, als sie würklich haben. Denn es geschiehet hernach leicht, daß man eine solche nützliche Sache unterläßt, und nicht für nöthig hält, weil sie nicht gerade den großen Nutzen beweist, den man sich davon versprach. Herr M. Spitzners alte Wehemutter reinigte jedem Kinde bei der Geburt den Nabel, und wusch ihn mit Salz aus, ob sie gleich wußte, daß die Blattern dadurch nicht verhütet würden. Sie that es, weil es ausserdem nöthig und nützlich war. Man nimt in unsern Tagen, bei allem Seufzen der Kreatur, fast den Grundsatz an, als ob alles menschliche Elend von der Erde entfernt werden kan, und es nur auf uns ankömt, die rechten Hülfsmittel aufzusuchen und zu finden. Man glaubt, dieses gehöre mit zur Aufklärung, und auf der andern Seite sind doch diese Aufklärer wieder so leichtgläubig, daß sie jede alte Sage, die einigen Schein hat, ergreifen, und als ein neu entdecktes, erst für unsere aufgeklärte Zeiten aufbehaltenes Hülfsmittel annehmen.

Hannover. G. F. Wehrs.

Anekdote.

Ein in allen Stücken zuvorkommend höflicher Mann, begegnete seinem Arzt, und gerieth darüber in die äußerste Verlegenheit. Man fragte ihn um die Ursache. Ach! war die Antwort: — Ich bin beschämt, mich vor ihm sehen zu lassen, ich bin so lange nicht krank gewesen!

Hannoverisches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 13ten April 1789.

Lebensbeschreibung des heil. Bonifaz.

Bonifaz, der vor seiner Erhebung zur bischöflichen Würde den Namen **Winifried** führte, war von Geburt ein Engländer, und nicht, wie einige behaupten wollen, ein Schottländer. Die Gelehrten haben sich noch nicht in Ansehung seines Geburtsortes vergleichen können. Wir wollen dem Sagittarius folgen, der sich für **Kridiadunum**, oder das heutige **Kirton**, in der Grafschaft Lincolnshire erkläret a). In dem Jahre 684 oder 689 wurde er daselbst von Aeltern aus einem vornehmen adelichen Geschlechte geboren. Man wurde bei Zeiten in ihm eine nicht geringe Fähigkeit zu den Wissenschaften und eine außerordentliche Begierde zur Lesung und Betrachtung der heil. Schrift gewahr. Dieses ermunterte seine Aeltern, auf die möglichste Aufklärung seines Verstandes bedacht zu seyn. Ihr vorzüglicher Wunsch ging dahin, daß sich der junge **Winifried** allen denen Uebungen und Wissenschaften widmen mögte, dazu ihn sein vornehmer Stand aufzufordern schien, um einst eine glänzende Rolle in der Welt zu spielen. Allein, die Neigungen des Jünglings widersetzten sich diesen Wünschen; sie erklärten sich für den geistlichen Stand oder das Kloster. Die zärtliche Liebe seines Vaters versuchte alles, um solche Neigungen zu ersticken. Bald suchte er ihn durch Liebe, durch Zärtlichkeit, durch Belohnungen, bald aber auch durch Drohungen und Zwang auf andere Gedanken zu bringen. Vergeblich. Der junge **Winifried** siegte als ein Held über alle diese Versuchungen. Eine schwere Krankheit des Vaters, das bewegliche Zureden seiner Freunde in diesen rührenden Umständen, machte endlich, daß er aufhörte, sich den Wünschen seines geliebten Sohnes ferner zu widersetzen. Hätte er es voraussehen können, daß sein Sohn, als ein Mönch, nicht nur in der Welt dereinst eine so glänzende Rolle spielen, sondern, daß er auch noch nach

a) Sagittarii Antiq. Gentil. & Christ. Thur. L. 3. c. 1. §. 2.

seinem Tode unter den Heiligen der ersten Größe einen ansehnlichen Rang behaupten würde, so würde er sich vielleicht niemals seiner eifrigen Begierde zum Mönchsstande entgegengesetzt haben.

Dieses sind Nachrichten, welche uns die Verfasser seiner Lebensbeschreibung, ein **Wilibald** und **Othlo**, von der Jugend des **Bonifaz** ertheilen. Es kan seyn, daß die Vorsehung schon damals diese unüberwindliche Neigung zu dem geistlichen Stande in das Herz des **Winifrieds** gelegt, da sie ihn als ein bequemes Werkzeug ansah, große Absichten durch ihn auszuführen. Es kan aber auch seyn, daß man alles dieses größtentheils nur in der Absicht hinzugethan, um seinen Helden schöner, bewunderungswürdiger, über das Gemeine der Menschen erhaben bilden, um ihn vergöttern zu können. Dem sey wie ihm wolle, wir sehen unsern **Winifried** schon im 12ten oder 13ten Jahre seines Alters als einen Mönch in dem Kloster **Exceſter**. Das Kloster **Nüticell** schien ihm in der Folge bequemer, seine Wissensbegierde zu sättigen. Er wechselte demnach jenes mit diesem. Viele Jahre hielt er sich in demselben auf, um, wie seine Lebensbeschreiber melden, den Durst nach den Wissenschaften, so viel es in der damaligen Zeit möglich war, zu stillen.

Da er diesen Zweck erreicht, ließ ihn sein geschäftiger Geist auf ein anderes Vorhaben denken, und vielleicht sagte ihm sein eigenes Herz, daß es Gott mit einem trägen und müßigen Aufenthalt in einem Kloster, so gar sehr eben nicht könne gedient seyn. Er sahe, daß noch viele benachbarte Völker mit den schrecklichen Hüllen des heidnischen Aberglaubens umgeben waren. Sein redliches und mit warmen Empfindungen der Religion belebtes Herz ließ ihn die Errettung und Bekehrung dieser Völker wünschen. Es kan seyn, daß dieser Gedanke noch lebendiger in seiner Seele wurde, da die Vorstellung hinzu kam, daß seine Vorväter aus deutschem Blute entsprossen. Dadurch wurde die Begierde in ihm rege, sich als einen dankbaren Sohn Deutschlandes zu erweisen, und alles mögliche zu versuchen, jene Finsternisse des Heidenthums aus demselben zu verjagen, damit es noch gutentheils umschattet war. Er machte Anstalten, dieses rühmwürdige Vorhaben auszuführen. Nun sehen wir ihn als einen eifrigen Apostel der Deutschen auftreten. Laßt uns ihm auf seiner großen und wichtigen Laufbahn folgen.

In Frießland machte er zuerst den Anfang seiner gesegneten Bemühungen in dem Jahre 716. **Willibrord**, der sich bereits zu eben dem Endzwecke daselbst aufhielt, empfing ihn überaus wohl. Seine ersten Unternehmungen scheinen so gar glücklich eben nicht gewesen zu seyn. Denn ob er schon vor dem damaligen König **Radbodus** vorgelassen wurde; ob er diesen gleich durch die rührendsten Vor-

Vorstellungen von den fernern Verfolgungen gegen die Christen abzuziehen suchte: so scheinen doch alle diese Unternehmungen nicht mit dem erwünschten Erfolge begleitet worden zu seyn, den er von ihnen erwartete. Denn schon im folgenden Jahre kehrte er nach England wieder zurück.

Wiobert, der Abt desjenigen Klosters, darin er sich aufgehalten hatte, war während seiner Abwesenheit gestorben. Die Mönche wählten ihn an dessen Stelle. Allein, die Begierde, die Religion der Christen in Deutschland auszubreiten, war zu stark in ihm, so, daß sie ihn hinderte, diese Würde anzunehmen. Er reisete vielmehr nach Rom, und würkte sich die Erlaubniß aus, die christliche Religion, den damaligen Satzungen dieser Kirche gemäß, lehren zu dürfen. Er wurde allda recht wohl aufgenommen. Der Pabst beehrte ihn mit einer vorzüglichen Achtung, Liebe und Freundschaft. Er sah in dem Eifer und der blinden Ergebenheit dieses Mannes gegen den päbstlichen Stuhl, was er in der Folge auszurichten vermögend seyn würde, um das Ansehen und die uneingeschränkte Gewalt desselben in Deutschland auszubreiten, und dem Pabste ein unzähliges Heer der eifrigsten Verehrer aufzurichten. Er ertheilte ihm demnach den ansehnlichen Titel und Rang eines Legaten; er versah ihn mit Empfehlungsschreiben an die Fürsten, und was noch mehr war, denn alles dieses ist, mit den kostbarsten Reliquien. Mit Ehre, mit Ansehen, mit der vorzüglichsten Gnade des Pabstes, und auch mit heiligen Reliquien beladen, trat dann **Bonifaz** seinen Rückweg durch die Lombardei nach Baiern und Thüringen an. Bei dieser Gelegenheit kam er zuerst in die heutigen Staaten von Hessen, wo er in der Folge so wichtige Veränderungen machte. Für jetzt war sein Aufenthalt nur kurz in denselben. Der Tod des **Ratbodus**, dieses berüchtigten Feindes der Christen, schien ihn wieder nach Frießland zu fordern. Er glaubte, daß dadurch die meisten Hindernisse aus dem Wege geräumet seyn, die sich anfänglich seinen Absichten entgegen gesetzt hatten. Er beredete sich, darin einen neuen Wink der Vorsehung gewahr zu werden, an der Bekehrung der Friesen zu arbeiten. Er arbeitete auch mit dem größten Fleiß und einem unermüdeten Eifer, diesen grossen Endzweck zu erreichen. Dieses bewegte den **Willibrord**, ihn zum Bischof zu erwählen; aber er wolte diese Würde aus keinen andern, als aus des Pabstes Händen und mit dessen Einwilligung empfangen. Er schlug sie demnach nur aus heiliger Demuth aus, wie seine Lebensbeschreiber zu sagen nicht vergessen; allein, gewiß um weit wichtigere und ansehnlichere Belohnungen von Rom zu erhalten.

Von Frießland begab er sich nach Oberhessen. Seine Bemühungen wurden allda mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Doch, dies war nicht

vermögend genug, den geschäftigen und eifrigen Bonifaz gar zu lange in Hessen aufzuhalten. Er glaubte dem Interesse des Pabstes getreuer seyn zu müssen, als der gründlichen Bekehrung eines Volkes, das ihn so willig aufnahm. Dem römischen Bischofe hatte er sich durch die ehrwürdigste Akte der Religion, — durch den Eid, — auf das heiligste verpflichtet, den Nachfolgern Peters den genauesten Gehorsam in allen Dingen zu leisten, nur auf die Vermehrung und Erhaltung ihres Ansehens bedacht zu seyn, bei den Satzungen der römischen Kirche auf das treueste und gewissenhafteste zu halten, diese allenthalben auszubreiten, und in allen von ihm zu stiftenden Kirchen einzuführen, allen Bischöfen und Lehrern der Religion, die anders in diesem Punkte denken würden, sich auf das ernstlichste zu widersetzen, alle Gemeinschaft mit ihnen aufzuheben, und ihnen selbst die heiligste aber auch furchtbarste Fehde anzukündigen. Dieses merkwürdige Stück ist bis auf unsere Zeiten gekommen b). Man siehet daraus, welche Gewalt Vorurtheile und ein blinder Eifer über das Herz eines Mannes erhalten können, der außerdem mit einem nicht unrühmlichen Eifer, die Ehre der Gottheit zu befördern, angefüllet seyn mogte. Diese so feierliche Verbindungen belebten ihn mit dem stärksten Enthusiasmus; sie hatten einen Einfluß in alle seine übrigen Handlungen; sie entfernten ihn immer mehr von der Einfalt und Reinigkeit des Evangelii; sie raubten ihm nach und nach die Religion selbst, und ließen ihm nichts übrig, als einen blinden Gehorsam gegen die Satzungen einer Kirche und ihrer heiligen Väter, die doch damals schon so verderbt war. Er suchte solche in allen deutschen Kirchen einzuführen, und alles dem römischen Stuhle zu unterwerfen. Man dachte nicht aller Orten so, wie der begeisterte Mönch. Man glaubte wichtige Ursachen zu haben, die Satzungen der römischen Kirche nicht mit gleich willigem Gehorsam und Demuth annehmen zu dürfen. So dachte man auch damals in Thüringen, und dies zog unsern Bonifaz vermuthlich dahin. Schon vor seiner Ankunft waren christliche Gemeinden da gesammelt worden. Die Stifter derselben predigten das Evangelium nach dem Inhalte der Offenbarung. Sie wußten nichts von den Satzungen der römischen Kirche, nichts von dem Eheverbot der Geistlichen, nichts von den Opfermessen, von der Anrufung der Heiligen, von dem Unterschiede der Speisen, und andern nichtigen Ceremonien. Bonifaz war besser unterrichtet. Er hatte die päbstlichen Decretalen mit von Rom nach Deutschland gebracht. Sie waren das große Muster

b) Othlo in vita S. Bonifacii. L. I. c. 19. Sagittarii Antiqu. Gentil. & Christ. Thur. pag. 61.

Mörder, der den von allen Menschen geliebten Mann, den Vater des Vaterlandes, den Gerechten, den Frommen, den Heiligen, den Weisen, den Bescheidenen, den Sanftmüthigen, den Demüthigen, den Gottesfürchtigen, den Wahrhaftigen, den Treuen, den Gastfreien, den Freigebigen, den Barmherzigen, den Mitleidigen, den Gütigen, den Milden, den Gnädigen, den Geduldigen, den Langmüthigen, den Verzeihenden, den Vergebenden, den Versöhnlichen, den Friedfertigen, den Friedliebenden, den Friedstiftenden, den Friedbringenden, den Friedbewahrenden, den Friedbefördernden, den Friedsuchenden, den Friedbegehrenden, den Friedbewirkenden, den Friedbefestigenden, den Friedbegründenden, den Friedbefestigenden, den Friedbegründenden, den Friedbefestigenden, den Friedbegründ

gen. Er wurde von den damaligen fränkischen Königen, **Carolomann** und **Pipin**, zum Erzbischof von **Mainz** erklärt. Pabst **Zacharias** bestätigte diese Wahl. — Die Art und Weise, wie er zu dieser erhabenen Würde gelanget, ist so gar erbaulich eben nicht, und macht die Heiligkeit dieses Mannes ein wenig verdächtig. Erst warf er sich zum Ankläger seines Vorgängers, des Bischofs **Gewinlieb** auf. Er konte dies mit desto gewisserer Hofnung eines erwünschten Erfolgs thun, da er die Richter schon zum voraus auf seiner Seite hatte. Er beschuldigte ihn, seine Hände mit unschuldigem Blute befleckt zu haben, und daß er ihn selbst mit Vögeln beitzen und mit Hunden jagen gesehen habe. Beschuldigungen, die sich wo nicht völlig, doch in den damaligen Zeiten gewissermaaßen rechtfertigen lassen. Der Vater des **Gewinlieb** wurde nebst andern Feldhauptleuten vom **Pipin** und **Carl Martel** gegen die Sachsen und Thüringer geschickt. Er erwarb sich den Ruhm eines tapfern und weidlichen Mannes, eines versuchten Kriegers. Offenbarer Beweis, daß es in den damaligen Zeiten nicht für unanständig gehalten wurde, nebst den Kriegen des Herrn, auch zugleich diejenigen des Staats zu führen.

Der Sohn that weiter nichts, als der Gewohnheit der damaligen Zeiten und den Fußstapfen seines Vaters zu folgen; denn damals hatten selbst die Bischöfe noch rechtmäßige Weiber, und erst **Bonifaz** war so grausam, die Befolgung dieses heiligen und ehrwürdigen Gesetzes der Natur den Geistlichen zu untersagen.

Der Bischof Gewinlieb wurde von **Carolomann** zum Heereszuge gegen die Sachsen aufgeboten. Er folgte dem Befehle seines Regenten. Er erschien im Felde und hielt es für Pflicht, den Tod seines Vaters zu rächen. Er stellte dem Mörder desselben, einem sächsischen Fürsten, in dem Angesichte beider Armeen, Schlingen, und war so glücklich, über ihn unter ihren Augen zu siegen. Verdiente er nicht innige Entschuldigung? That er nicht das, was ihm die Pflicht gegen seinen Regenten auflegte? Konte man ihm wohl zur Last legen, seine Hände mit unschuldigem Blute besudelt zu haben? Das Beitzen mit Vögeln und das Jagen mit Hunden, wie vieles ließe sich darauf nicht antworten? Wie viele der hohen römischen Klerisei müßten auch noch in unsern Tagen Pfründen, Abteien, bischöfliche Stühle verlassen, wenn dies für ein so großes Verbrechen solte gehalten werden? Doch, der arme **Gewinlieb** mußte weichen, weil der heil. Bonifaz Lust hatte, seinen bischöflichen Stuhl zu besteigen. Vermuthlich blieb unser nunmeheriger Erzbischof eine geraume Zeit u seinem erzbischöflichen Sitze. Da sah er sich als Erzbischof, als Vicar des Pabstes in Gallien und Germanien

mit

von Hirn, und Hanno von Hirn
und Hanno
Hanno und Hanno
Hanno und Hanno
Hanno

Herz, und machte ihn aus einem Apostel der Religion des Evangelii zu einem Apostel des Pabstes. Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir den heil. Bonifaz betrachten, wenn wir etwas zu seiner Rechtfertigung sagen wollen.

S.

Die Kartoffeln auf eine außerordentlich wohlschmeckende Art zu kochen.

Das Journal de Paris 1788. Nov. Nr. 322. giebt hierüber folgende Vorschrift, die bekanter zu werden verdient.

Man setzt einen Kessel oder Kasserolle, mit einem genau verschliessenden Deckel versehen, aufs Feuer. In dieses Gefäß thut man Wasser, setzt darauf ein Sieb, oder einen sonstigen Boden von Korb (Clayon) etwa drei bis vier Daumen hoch vom Boden des Kessels, hinein und legt die Kartoffeln darauf.

Die Dünste des kochenden Wassers machen sie gahr, und dies Verfahren erfordert weniger heisses Wasser, weniger Holz, und die Kartoffeln werden in kurzer Zeit weit schmackhafter, wie auf die gewöhnliche Art.

Die Vertilgung der Ratten, Mäuse und Maulwürfe betreffend.

Neulich ist die schriftliche Anfrage beim Intell. Comtoir eingelaufen, ob nicht ein bewährtes Mittel zur Vertilgung der Ratten, Mäuse und Maulwürfe bekant sey? und um dessen Bekantmachung im hannoverischen Magazin gebeten worden. Es sind schon mehrmalen dergleichen Mittel in diesen Blättern angezeigt, und man begnügt sich, dem unbekanten Herrn Anfrager die Stücke herzusetzen, worin er diese Mittel finden kan. Mittel zur Vertilgung der Ratten stehen in den hannoverischen nützlichen Sammlungen von 1755, im 59ten u. 102ten Stück, von 1756, im 14ten Stück, in den hannoverischen Beiträgen von 1762, im 28ten Stück, im hannoverischen Magazin von 1769, im 68ten Stück, von 1777, im 44ten Stück, und von 1782, im 26ten Stück. Wie man die Mäuse vertilgen kan, lehren die hannov. nützlichen Sammlungen von 1756, im 102ten Stück, und die Vertilgungsmittel der Maulwürfe stehen in den hannov. gelehrten Anzeigen von 1751, im 33ten Stück, in den hannoverischen nützl. Sammlungen von 1756, im 43ten Stück, von 1758, im 69ten Stück, im hannov. Magazin von 1767 im 32ten Stück und von 1781 im 30ten Stück. Außerdem finden sich in jedem guten Landhaushaltsbuche Mittel dagegen.

N.

Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Freitag, den 17ten April 1789.

Lobschrift auf den verstorbenen Grafen von Büffon,

vorgelesen in der Versammlung der Akademie der Wissenschaften zu Paris *).

(Aus dem Journal de Paris.)

Die Lobschrift auf den Herrn von Büffon, welche bei der Wiederversammlung der Akademie der Wissenschaften durch den Hrn. **Marquis von Condorcet** vorgelesen ward, zog sehr viele Personen herbei, und die Gegenwart des Herrn **Grafen von Oels** (des Prinzen Heinrichs von Preußen K. H.) hatte die Folge, daß die Versammlung noch zahlreicher und glänzender ward. Der berühmte Secretair der Akademie hat alles das geleistet, was man von seinen hervorstechenden Talenten und von der Größe des Gegenstandes seiner Vorlesung erwarten konte. Gelehrte und Ungelehrte konten ihm ihren Beifall nicht versagen.

Wir wollen jetzt aus dieser Lobschrift diejenigen Züge herausheben, welche uns eigentlich diejenigen zu seyn scheinen, die am meisten den Ton und den Geist, und zu gleicher Zeit das Genie und die Werke des unsterblichen Mannes, welcher der Gegenstand derselben ist, charakterisiren.

Georg Ludwig le Clerc, Graf von Büffon, ward den 7ten Sept. 1707 zu **Montbard** geboren. Sein Vater war **Benjamin le Clerc von Büffon**, Parlamentsrath von **Bourgogne**, und seine Mutter eine gebor. **Mlle Marlin.**

Alles schien ihn zu der obrigkeitlichen Würde zu rufen, wo seine Geburt ihm einen Platz bestimmte und wo er wirklich große Aussichten hatte. Diese wurden aber für die Wissenschaften aufgeopfert, und diese edle Resignation ist nicht das einzige Beispiel, welches die Akademie aufzuweisen hat.

Das, was das Beispiel des Herrn von Büffon noch merkwürdiger macht, ist der Umstand, daß er damals nicht für Eine Wissenschaft insbesondere eingenommen, nicht durch jenen mächtigen

*) S. das 55te Stück dieser Blätter vom vorigen Jahre.

gen Reiz hingezogen ward, welcher den Geist gleichsam zwingt, sich mit dem Einen Gegenstande zu beschäftigen, und dem Willen nicht das Vermögen läßt, sich davon zu entfernen. Sondern alles, was seinen Ideen einen neuen Schwung gab, oder seine Einsichten überhaupt vermehrte, hatte für ihn etwas sehr Anziehendes. Es dauerte indessen nicht gar lange, als er sich einzig den mathematischen Wissenschaften, welche zumal seit Newton, als der Grund und Schlüssel zu den Naturkenntnissen betrachtet wurden, widmen zu wollen schien. Sie waren gewissermaaßen unter uns zu einer Modewissenschaft geworden; ein Vorzug, den sie zum Theil dem Umstande zu verdanken hatten, daß Herr von Maupertuis, der damals allen Leuten von Welt als Gelehrter am bekantesten war, ein Mathematiker war. Aber wenn Herr von Büffon sich einige Zeit mit mathematischen Untersuchungen beschäftigte, so geschah dies mehr, um sich selbst zu studiren, seine Kräfte zu versuchen, und den wahren Gegenstand seines Genies kennen zu lernen. Bald aber erfuhr er, daß die Natur ihn zu andern Arbeiten rief, und er versuchte eine neue Laufbahn, welcher noch jetzt der Geschmack des Publikums vor allen andern seinen Beifall giebt, und als die beste für ihn ansieht, die er wählen konte.

Im Jahre 1739 ward Herr von Büffon zum Intendanten des königlichen Gartens ernannt. Die Beschäftigungen und Pflichten, die mit dieser Stelle verbunden sind, fixirten auf immer seinen Geschmack, der bis dahin zwischen den verschiedenen Wissenschaften getheilt war; jedoch, ohne auf eine Verzicht zu thun, erlaubte er sich ihr Studium vielmehr noch in so fern, als sie mit der Naturgeschichte in Verbindung standen.

Bei der Pflicht, die einzelnen Zweige dieser so weitläuftigen Wissenschaft zu studiren, die unermeßlichen Kompilationen, in welchen man die Beobachtungen aller Länder und Jahrhunderte gesammelt hatte, durchzusehen, zeigte ihm seine lebhafte Einbildungskraft bald das Bedürfniß, dasjenige zu zeichnen, was andere bloß beschrieben hatten. Sein Kopf, geübt, sich allenthalben Verbindungen der Sachen, Zusammenhang zu bilden, bemerkte bald die Nothwendigkeit, dasjenige zusammen zu reihen, in Ordnung und Verbindung zu stellen, wo die Beobachter ihm nur zerstreuete Brocken, und diese ohne Verbindung lieferten.

Er wagte es also, den Vorsatz zu fassen, alle diese Beobachtungen zusammen zu stellen, und daraus Hauptresultate zu ziehen, welche die Theorie der Natur darstellen könte, wovon die gemachten Beobachtungen nichts anders als Geschichte sind; er unternahm es, derjenigen Geschichte, welche die Thiere schildert, Interesse und Leben zu geben, indem er eine philosophische Uebersicht von ihren Sitten und Gewohnheiten mit Beschrei-

ſchreibungen verband, welche mit allen den Farben geſchmückt waren, mit welchen die Kunſt zu beſchreiben ſie nur ausmalen konte; er unternahm es endlich, für den Philoſophen, für alle Menſchen, welche ihren Geiſt durch Nachdenken geübt haben, eine Wiſſenſchaft hervorzurufen, welche bis dahin nur für den Naturverſtändigen exiſtirte.

Zehn ſchöne Jahre wurden dem Zwecke gewidmet, Materialien zu ſammeln und zuzubereiten, ſie in Zuſammenhang und Verbindung zu bringen, ſich ſelbſt in der Kenntniß der Beobachtungen und Reſultate zu vervollkommnen, ſich in der Kunſt, ſie zu ſchildern, zu beſchreiben, zu üben; und bei Erreichung dieſes großen Zwecks fing er an, durch den erſten Band ſeiner **Naturgeſchichte** Europa in Erſtaunen zu ſetzen.

Als Herr von Büffon ſeine **Theorie von der Erde** heraus gab, waren unſre Kenntniſſe nur unbedeutende Bruchſtücke derjenigen, in deren Beſitz wir uns jetzt ſehen, und welche noch den heutigen Tag ſo unvollkommen ſind. Man könte es indeſſen doch immer als einen kühnen Einfall betrachten, wenn man von der Zeit an gleich eine Hauptheorie vom Erdboden feſtſetzen wolte, da dieſes Unternehmen noch ſelbſt heutiges Tages kühn und verwegen genennt werden müßte. Aber Herr von Büffon war zu ſehr Kenner des menſchlichen Herzens, als daß er nicht hätte bemerken ſollen, daß eine Wiſſenſchaft, welche nur bloß einzelne Data lieferte, oder nur in der Form bloßer Muthmaßungen Hauptreſultate aufſtellte, den Geiſt gewöhnlicher Menſchen, die viel zu ſchwach ſind, das Gewicht des Zweifels zu ertragen, wenig intereßiren müſſe. Er wußte es, daß **Deſcartes** nur durch die **Kühnheit** ſeiner Syſteme ſeine Zeitgenoſſen zur Philoſophie hingezogen; daß er die Menſchen bei ihrer Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit nicht anders — wenn ich mich ſo ausdrücken ſoll — unter das Joch des Anſehens gezwungen hatte, als, indem er ſich ihrer Einbildungskraft bemächtigte, ihrer Trägheit ſchonte, und ſie nun in der Folge frei von ihren Feſſeln, nach neuen Einſichten begierig, ſelbſt ſich geneigt finden ließen, die eigentliche, wahre Laufbahn zu betreten. Er hatte es endlich in der Geſchichte der Wiſſenſchaften beſtätigt gefunden, daß die Epoche der großen Fortſchritte derſelben beinahe jedesmal die der berühmten Syſteme war, weil, indem dieſe Syſteme auf einmal die Thätigkeit ihrer Gegner und ihrer Vertheidiger gleich rege machen, alle Gegenſtände derſelben alsdann einer Unterſuchung, Abwägung der Gründe und Gegengründe ꝛc. unterworfen werden, in welcher der Geiſt der einen Parthei, welcher es immer ſo ſchwer wird, ſich von den Behauptungen der Gegenparthei zu überzeugen, gleichſam in die Nothwenigkeit geſetzt wird, die Gegenſtände der Unterſuchungen zu vervielfältigen.

Die Einwürfe einiger Kunstrichter, neuere Beobachtungen, von Alters her bekante Thatsachen, die ihm aber entschlüpft waren, bewogen den Hrn. von Büffon, einige Behauptungen in seiner Theorie von der Erde fahren zu lassen.

Aber in den **Betrachtungen der Natur**, einem Werke, welches dazu bestimmt war, von seinen neuen Entdeckungen und Beobachtungen Rechenschaft zu geben, seine Grundsätze und Behauptungen, wo es ihm nöthig schien, zu mildern oder zu vertheidigen, scheint er nach dem Verhältniß des Verlusts, den sein System erlitten hatte, seinen Eifer zu verdoppeln, es mit desto mehr Nachdruck zu vertheidigen, eben da man wähnte, er sey dahin gebracht, es fahren zu lassen. In diesem herrlichen Werke scheint er durch die Größe und Erhabenheit seiner Ideen, durch die Pracht seiner Schreibart, und durch das Gewicht seines Namens das Ansehen der vereinigten Gelehrten und selbst das Ansehen der Thatsachen und angestellten Untersuchungen abzuwägen, ihm den Ausschlag zu geben.

Auf die Theorie der Erde folgte **die Geschichte des Menschen.** Die Beobachtungen eines **Hallers** und **Spalanzani** über die Liqueurs und Infusionen schienen in ihren Grundsätzen das System von dem organischen Theilchen, auf welches er seine Theorie von der Organisation des Menschen gegründet hat, beinahe zu zernichten. Aber wenn Herr von Büffon — entfernt von den Fesseln dieses Systems — nur als Zeichner, Historiker und Philosoph auftrit, mit welch einem unaussprechlichen Interesse sieht man, indem man das Weltall nach seinem Abriß durchläuft, den Menschen, der ursprünglich derselbe ist, allmählich verändert durch den beständigen Einfluß des Klima's, der Sonne, der Gewohnheiten und der Vorurtheile, sieht ihn seine Farbe und seine Gesichtsbildung, wie seinen Geschmack und seine Meinungen, verändern, sieht ihn zunehmen, oder verlieren an Stärke, Gewandtheit und Schönheit, wie am Verstande, an Empfindlichkeit und an Tugenden! Mit welch einem innigen Vergnügen verfolgt man in seinem Werke die Geschichte der Veredlung des Menschen und selbst die seiner Verschlimmerung! Man studiret da die Gesetze dieser beständigen Verbindung zwischen den physischen Veränderungen der Sinneswerkzeuge oder der Organe, und denen, welche im Verstande oder in den Leidenschaften ihre Würkung äußern; man lernt den Mechanismus unsrer Sinne kennen, seine Verbindungen mit unsern Empfindungen oder Begriffen, die Irthümer, welchen sie uns bloß stellen; die Art, vermöge welcher wir sehen, fühlen und begreifen lernen; und auf welche Weise das Kind, dessen schwache und ungewisse Augen mit Mühe einen verworrnen Haufen von Farben gewahr werden, durch Uebung und Nachdenken dahin komt, mit Einem Blick den großen

Raum

Raum eines weitläuftigen Horizonts zu umfassen und sich bis zu dem Vermögen, zu der Festigkeit erhebt, daß es sich Bilder und Vorstellungen schaffen und sie zusammen reihen kan. Mit welcher Begierde endlich lieset man die einzelnen Untersuchungen, welche die allerlebhafteste unsrer Vergnügungen, die süsseste unsrer Empfindungen betreffen: jene Geheimnisse der Natur und der Schaamhaftigkeit, denen die Majestät des Styls, und der, seinen Reflexionen eigne, Ernst eine Zierde und eine Art von philosophischer Würde geben, welche selbst dem Weisen erlaubt, mit seinen Blicken dabei zu verweilen und sie zu betrachten, ohne zu erröthen.

Vielleicht ist das Talent, andern seinen Enthusiasmus einzuflößen, nicht weniger nothwendig, als das, Entdeckungen zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts zu machen; vielleicht ist es nicht weniger selten, erfordert nicht weniger jene großen Geistesfähigkeiten, welche uns zur Bewunderung hinreißen. Dieses Talent legen wir jenen berühmten Rednern bei, welche das Alterthum uns aufstellt, und deren Würkung, die ihre Reden hatten, kaum einen Tag dauerte: können wirs denn wohl denen abschlagen, deren Werke oder Schriften auf die zerstreuete Menge von Menschen wiederholten und dauerhafteren Einfluß hatten? Wir schreiben es dem zu, der durch seine Beredtsamkeit, indem er die Herzen eines versammelten Volk in seiner Gewalt hat, über sie so ganz gebieten kan, in ihm eine großmüthige, oder heilsame Entschliessung hervorbringt: kan mans demjenigen verweigern, dessen Werke die Neigungen der Menschen verändert, sie zu einem nützlichen Studio hingeleitet und eine Revolution bewürkt haben, welche in der Geschichte der Wissenschaften Epoche machen kan?

Wenn also der Ruhm das liebe Interesse zum Maaßstabe nehmen muß, so lange die Menschen nicht bloß den Rathschlägen ihrer Vernunft folgen, so lange es noch nicht genug ist, ihnen die Wahrheiten enthüllt und aufgedeckt vorzulegen, sondern diesen Wahrheiten den Weg gleichsam mit Gewalt zu bahnen und den Menschen das Verlangen einzuflößen suchen muß, neue Wahrheiten aufzusuchen, so werden beredte Männer, denen das Talent zu Theil ward, die Wahrheit zu finden, oder das Genie zu Entdeckungen aufzumuntern, verdienen, den Erfindern an die Seite gestellt zu werden, weil ohne sie diese letztern nie da gewesen, oder doch unnütz und ungewürdigt geblieben seyn würden.

Wenn gleich eine übel verstandene Nachahmung des Herrn von Büffon in die naturhistorischen Werke den Geschmack an weitschweifigen Systemen und leeren Deklamationen eingeführt haben solte, so würde dieser Nachtheil doch ohne Bedeutung seyn in Vergleichung alles dessen, was die Naturgeschichte seinen Arbeiten verdankt.

Man würde auch ungerecht handeln, wenn man dem Hrn. von Büf-

son jene weitschweifigen Ideen, verborgen unter hochtrabenden Ausdrükken, jene unzusammenhängenden Bilder und Vorstellungen, jenen aufgeblasenen Pomp des Styls, welche so viele neuere Produkte entstellen, zuschreiben wolte; so wie man Unrecht thun würde, wenn man **Rousseau** für jene falsche Empfindsamkeit, jene Gewohnheit, bei kaltem Blute in Feuer und Flamme zu gerathen, alle Meinungen anderer verwerflich zu finden, endlich jene Wuth eines verhaßten und unnöthigen Egoismus, welche auf gewisse Weise zur Mode und beinahe zum Verdienst geworden sind, wenn man, sag ich, den guten Jean Jacques für alle diese Thorheiten verantwortlich finden, sie auf seine Rechnung schreiben wolte. Diese Verirrungen, welche in dem Geschmack einer Nation oft so gänge und gäbe sind, weichen leicht der Herrschaft vernünftiger Ueberlegungen und dem Einflusse des Beispiels; der vergrößerte, gespannte Enthusiasmus, nach welchem man berühmte Personen bis auf ihre Fehler bewundert, giebt zwar jenen, leider gleich fertigen, Nachahmungen ein augenblichs Gewicht, aber in der Länge hat doch nur das Bestand, was wirklich schön und vortreflich ist; und wie **Korneille** und **Bossuet** dazu beitrugen der Eine, unsrer Sprache mehr Nachdruck, der andre, ihr mehr Erhabenheit und Kühnheit zu geben, so wird man es dem Hrn. von **Büffon** zuschreiben können, wenn sie mehr Pracht und Glanz erhielt, so wie **Rousseau** ihrem Ausdruck mehr Stolz und Leidenschaft gab.

Die Schreibart des Hrn. von Büffon hat nicht immer denselben Grad von Vollkommenheit, aber in allen den Stellen, wo es ihm darum zu thun war, der gehoften Würkung nicht zu verfehlen, hat er diejenige Korrektheit, die Reinheit, ohne welche man es in einer Sprache, die erst einmal gebildet ist, nicht zu einem dauerhaften, bleibenden Ruhm bringen kan. Wenn er sich einigemal Nachläßigkeiten des Styls erlaubte, so geschah es einzig in den bloß scientifischen Untersuchungen, wo die Fehler, welche er stehen ließ, den Schönheiten seiner Schreibart keinesweges geschadet, vielmehr dazu beigetragen haben, die prächtigen Schilderungen, welche sie begleiten, desto mehr zu bemerken und schärfer zu fühlen. Nur durch ein lang anhaltendes rastloses Bestreben gab er seinem Styl den Grad von Vollkommenheit, den der Leser bewundert, und er hörte nie auf, daran zu feilen, bis er ihm in jedem seiner Werke die möglichst große Leichtigkeit gegeben hatte.

Wenige Menschen waren wohl so geschäftig, so fleißig, wenige waren dieses so ununterbrochen und regelmäßig, als Herr von Büffon. Er schien über seine Ideen mehr zu gebieten, als daß er sich durch sie hätte sollen einschränken lassen. Von seiner Geburt an im Besitz einer ausserordentlich gesunden und starken Leibeskonstitution; dem Grundsatze getreu:

alle

alle seine Fähigkeiten und Kräfte zu gebrauchen, so sehr anzustrengen, bis ihm die Ermüdung sagte, daß er anfinge, sie zu misbrauchen, war sein Geist allzeit gleich bereitwillig, das vorgesetzte Tagewerk auch ganz zu vollenden. Am liebsten arbeitete er auf seinem Landsitze; er hatte hier sein Kabinet am äußersten Ende eines weitläuftigen Gartens auf dem Gipfel eines Berges angelegt. Hier brachte er den ganzen Vormittag zu, indem er bald in seiner einsamen Wohnung, dem, der Stille und Eingezogenheit gewidmeten, Kabinette, schrieb, bald in den Alleen des Gartens, wohin der Eintrit alsdenn schlechterdings verweigert ward, sich dem Nachdenken überließ und mit Untersuchungen beschäftigte. Abgesondert von der menschlichen Gesellschaft, und in den nöthigen Augenblicken der Erholung und Zerstreuung nach einer langen, anhaltend getriebenen Arbeit, hatte er um sich herum allein die Natur, deren herrliches Schauspiel ihn, indem es seine Organe neue belebte, auf eine sanfte Art zu seinen Ideen wieder zurückführte, deren Gang durch Ermüdung unterbrochen worden war.

Der Schluß folgt künftig.

Gaskonnade *).

Der Prinz von Condi bat lachend einem witzigen Gaskongner um einige Gaskonnaden. — „Nein, gnädiger Herr!" — erwiederte er — „ich würde jetzt für tausend Thaler keine machen." — Der Prinz lachte über diese, und forderte noch eine. — „Reizen Sie mich nicht zu sehr, gnädiger Herr — sagte der schlaue Höfling — sonst mach' ich eine, vor der Sie zittern werden."

Nie sagte man wohl dem großen nie zitternden Condi eine naivere Schmeichelei.

Lskn. v. A — —

*) Aus der Feuille sans titre.

Anfrage.

Daß auf den meisten Dörfern in einigen Provinzen hiesiger Lande fast jeder Besitzer eines beträchtlichen Bauerhofes seinen besondern Backofen hat, und sich selbst sein Brod backt, hat folgende Nachtheile:

1) Der an sich schon große Holzmangel in einigen Gegenden, wird merklich dadurch vermehrt; denn mancher Landmann, der seinen eigenen Backofen hat, backt öfters nur von wenigen Himten, und dieserwegen muß

er

er jedesmal, um seinem Backofen die gehörige Hitze zu geben, eben so viel Holz verbrennen, als womit die Feurung zum Brodbacken für mehrere Landleute in einem gemeinschaftlichen Backofen bestritten werden könte; nicht zu gedenken, daß ein Backofen, der etwa alle um die andere Woche geheitzt wird, auch weit mehr Feurung erfordert, als ein Backofen den man täglich heitzt.

2) Die wenigsten Landleute verstehen das Backen recht. Entweder ist der Backofen zu heiß oder zu kalt, oder das Säuren und Kneten des Teigs ist nicht gehörig verrichtet; wodurch den ungahres der menschlichen Gesundheit schädliches Brod entsteht.

3) Die Feuersgefahr wird durch die vielen Backöfen, wenn sie nicht sehr sorgfältig angelegt sind, auf dem platten Lande sehr vermehrt; und es ist bekant, daß schon die größten Feuersbrünste durch Backöfen entstanden sind.

4) Versäumt der Landmann bei jedesmaligem Backen in seinem eigenen Backofen zuweilen einen ganzen Tag, wofür etwas in Anschlag zu bringen seyn dürfte.

Dieser, und noch verschiedener anderer hier nicht einst berührter Nachtheile halber, ist auch bereits seit vielen Jahren in verschiedenen Ländern die Verfügung getroffen, daß die vielen und unnützen Backöfen auf dem platten Lande abgeschaft worden, und nur ein oder zwei gemeinschaftliche Backöfen bewilliget sind; und es wäre daher vielleicht zu wünschen, daß auch hin und wieder in hiesigen Landen die einzelnen Backöfen auf den Dörfern abgeschaft, und dagegen in jedem Dorfe ein allgemeines Backhaus angelegt und mit einem des Backwesens kundigen Bäcker besetzt werden möge, damit dadurch neben der Holzersparung auch der Zweck erreicht werde, dem Landmanne besser ausgebackenes und mithin gesunderes Brod zu verschaffen, hiernächst auch die Feuersgefahr für die Dorfschaften zu vermindern.

Da aber auf der andern Seite mit der Einführung solcher allgemeinen Backhäuser verschiedene Schwierigkeiten, zumal in Distrikten, wo die Dörfer klein sind, oder die Höfe gar zerstreut liegen, verknüpft sind, und ausserdem in Betracht des innern Haushalts der Landleute gar erhebliche Bedenklichkeiten dagegen eintreten mögten: so wünscht man, in diesen Blättern, die Meinung einiger mit der Oekonomie des Landmannes vorzüglich bekanter Männer, nicht aber der Stadtbäcker, kürzlich zu vernehmen;

Ob und in wie fern und unter welchen Bedingungen und Einrichtungen, und in welchen Gegenden, es rathsam seyn mögte; solche Gemeindebackösen auch in hiesigen Landen einzuführen, wie sie in einigen benachbarten Provinzen bereits eingeführt sind?

Man macht hiebei bemerklich, daß sich bereits einige Reflexionen über diesen Gegenstand in diesem Magazin vom Jahre 1768. S. 511 finden.

Hannover. Klockenbring.

Hannoverisches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 20ten April 1789.

Lobschrift auf den verstorbenen Grafen von Büffon.

(Schluß.)

Der Graf von Büffon trat in einem Jahrhundert auf, da der menschliche Geist seiner Fesseln müde und überdrüßig war, sie alle erweiterte und nachließ, und einige von ihnen zugleich zerbrach; in welchem alle Meinungen sind geprüft worden, alle Irrthümer zu Boden geworfen worden *), alle alten Gewohnheiten und Sitten der Untersuchung unterworfen gewesen sind; in welchem Jedermann ein unerwartetes Interesse für die Freiheit gewonnen hat; und hier schien es, als wenn Herr von Büffon an dieser allgemeinen Bewegung keinen Antheil hätte. Dieses Stillschweigen kan an einem Philosophen sonderbar scheinen, dessen Schriften es hinlänglich beweisen, daß er den Menschen in allen Verhältnissen und Rücksichten betrachtet hatte, und zeigt zu gleicher Zeit eine Art männlicher und fester Denkungsart, die weit entfernt ist von jenem Hange zum Zweifeln, von jener Ungewißheit, welche zur Gleichgültigkeit führet.

Aber, vielleicht hat er dafür gehalten, daß das beste Mittel, die Irrthümer in der Metaphysik und Moral zu zernichten, darin bestände, die Beobachtungswahrheiten in den naturhistorischen Wissenschaften zu vervielfältigen; statt den unwissenden und eigensinnigen Menschen geradezu anzugreifen, müßte man ihm lieber das Verlangen nach eigener Belehrung einflößen. Seiner Meinung nach war es weit zweckmäßiger, die folgenden Generationen gegen den Irrthum zu wafnen, indem man ihre Seelen gewöhnte, sich mit Wahrheiten, selbst den minder wichtigen und anscheinend gleichgültigen, zu beschäftigen, als die bereits eingewurzelten und

*) Das mögte nun wohl, so lange Menschen Menschen bleiben, in keinem Jahrhunderte zu erwarten seyn. Diese Behauptung des Herrn Marquis bedarf daher einer großen Einschränkung.

Anm. d. Uebers.

und mit der Eigenliebe so genau verbundenen Vorurtheile, und das Interesse und die Leidenschaften derjenigen, welche sie in Schutz genommen haben, geradezu anzugreifen. Die Natur gab jedem Menschen sein Talent, und die Weisheit solte nun seine Schritte leiten. Der Eine ward mit der Fähigkeit versehen, die Meinungen der Menschen zu widerlegen, sie anzugreifen; der Andere, ihre Seelen zu unterrichten; der Eine, sie zu bessern und wieder auf die rechte Bahn zu bringen; der Andere, um sie zu unterjochen und mit sich fortzuziehen.

Wenige Gelehrte, wenige Schriftsteller haben einen so ungetheilten Beifall und Ruhm erhalten, als Herr von Büffon, und er genoß das Glück, diesen Ruhm und Beifall fortdaurend wachsen zu sehen, und zwar nach dem Maaße, daß ihm, da er an den übrigen Freuden des Lebens immer weniger Reiz fand, die Vergnügungen der Eigenliebe nothwendiger wurden.

Die auswärtigen Fürsten und Prinzen, welche Frankreich besuchten, beeiferten sich, dem Herrn von Büffon ihre Achtung zu beweisen. Die Kaiserin von Rußland überhäufte ihn mit Beweisen ihrer Bewunderung, die am fähigsten waren, ihn zu rühren, indem sie ihm alles das zuschickte, was in ihren weitläuftigen Staaten am meisten seine Neugierde rege machen konte, und indem sie durch eine scharfsichtige Auswahl vorzüglich jene besondern Produkte für ihn bestimmte und übersandte, welche zu seinen geäußerten Meinungen und Behauptungen als Belege dienen konten. Zuletzt hatte er noch die Ehre, in seiner Einsamkeit zu Montbard den Held aufzunehmen, in welchem Europa das Genie eines Friedrichs bewundert, und die Menschenfreundlichkeit des Weisen schätzt; welcher heute seinen Schmerz mit dem unsrigen vereinigt, und durch den Glanz seines Ruhms die einfachen Ehrenbezeugungen der Akademie verschönert und erhöhet. (Wir haben oben erwähnt, daß der Herr Graf von Oels bei der Vorlesung der Lobschrift zugegen war).

In Gesellschaften ertrug Herr von Büffon ohne Mühe auch Leute von mittelmäßigen Verstandeseigenschaften, oder vielmehr, mit seinen eigenen Ideen beschäftigt, bemerkte er sie nicht, und zog überhaupt diejenigen Personen vor, welche ihn zerstreuen konten, ohne ihm zu widersprechen, und ohne ihm die ermüdende Sorge zu machen, ihren Einwürfen zuvorzukommen, oder darauf zu antworten. Einfach in seinem Privatleben, hier ohne große Anstrengung den Ton des Gutmüthigen und Aufgeräumten beobachtend, obgleich der Pracht und alle dem, was den Anschein von Glanz und Größe hatte, günstig, hatte er jene edle Feinheit, jene äussern Achtungsbezeugungen für jeden Rang und Stand beibehalten, welche in seiner Jugend der allgemeine Ton der Gesellschaft waren, und wor-

an

an wir vielleicht aus zu großer Liebe für Freiheit und Gleichheit, wenigstens in den äußeren Manieren, zu viel verbessert haben; denn oft befreiet uns der konventionelle Höflichkeitston von der Verstellung, und die äußere Ehrerbietigkeit ist nicht selten ein Bollwerk, welches man mit Vortheil einer gefährlichen Vertraulichkeit entgegen setzt.

Herr von Büffon hatte sich im Jahre 1752 mit Mlle von St-Belin vermählt, deren Geburt, äussere Annehmlichkeiten und treffliche Eigenschaften des Herzens in seinen Augen den Mangel an Glücksgütern ersetzten. Er selbst verlor freilich in seinem Alter einen Theil der persönlichen Vorzüge, die ihm in seinen Jugendjahren eigen waren, aber es blieb ihm doch noch späterhin eine sehr vortheilhafte Leibesgestalt, ein ehrwürdiges Ansehen, eine imposante Figur und eine Physiognomie, welche in einem hohen Grade sanft und majestätisch war. Der Enthusiasmus, mit welchem Frau von Büffon die Talente ihres Gemahls betrachtete, machte in ihren Augen die Ungleichheit des Alters verschwinden; und in dieser Periode des Lebens, wo die Glückseligkeit sich darauf einzuschränken scheint, durch Freundschaft und die mit unangenehmen Gefühlen untermischten Rückerinnerungen einen weit glücklichern Zustand, der uns entging, zu ersetzen, hatte er das Glück, eine zärtliche, beständige, ungetheilte und reine Zuneigung einzuflößen: denn nie vereinigte sich eine tiefere Bewunderung mit einer lebhaftern, mehr gefühlten Zärtlichkeit. Diese Gesinnungen zeigten sich im Blick, in den Manieren, in den mündlichen Unterhaltungen der Frau von Büffon, sie füllten ihr Herz und Leben aus, und zeigten sich in jeder ihrer Aeußerungen. — Jedes neue Werk ihres Gemahls, jeder neue Zuwachs seines Ruhms, war für das edle Weib eine unerschöpfliche Quelle von Freuden, die um so süsser waren, und um so tiefer gefühlt wurden, da sie von ihr selbst nicht erwiedert werden konten, bei ihr stets dieselben blieben, von aller Mischung des Stolzes frei waren, als daß sie es sich hätte einfallen lassen können, die Achtung und den Ruhm des Herrn von Büffon mit ihm zu theilen. Glücklich durch das einzige Vergnügen, den zu lieben, den zu bewundern, den sie als ihren Gemahl liebte und als großen Geist bewunderte, war ihre schöne Seele fest verwahret gegen jede persönliche Eitelkeit, wie gegen jede fremde Liebe. Herr von Büffon erhielt von ihr nur einen Sohn, den Herrn Grafen von Büffon, Seconde-Major des Regiments von Agoumois, welcher in einer andern Laufbahn mit Ehre einen Namen führet, der in der Gelehrsamkeit, den Wissenschaften und der Philosophie auf immer seinen Ruhm behaupten wird.

Lange entging Herr von Büffon den nachtheiligen Einflüssen des Alters; er behielt auf gleiche Weise so-

wohl die ganze Lebhaftigkeit der Sinne, als auch die des Geistes. Es schien, als wenn sich das Alter für ihn mit Gewalt bis über die gewöhnlichen Grenzen hinaus verlängerte. Zuletzt stöhrte und beschleunigte eine schmerzhafte Krankheit das Ende einer so ehrenvollen, herrlichen Laufbahn. Er setzte ihr die Geduld entgegen, hatte den Muth, sich in dieser Krankheit durch ein anhaltendes Studiren zu zerstreuen, aber nie konte er sich entschließen, sich durch eine, freilich gefährliche, Operation davon zu befreien.

Beinahe bis auf die letzten Augenblicke seines schönen Lebens, behielt er das Vermögen, sich mit vollem Bewußtseyn, mit voller Theilnehmung seiner Seele, mit seinen Werken und den Obliegenheiten seines Amts zu beschäftigen; er behielt bis dahin die vollkommene Freiheit seines Geistes, die ganze Stärke seiner Vernunft, und mit dem Ende dieser letzten Augenblicke war der große Mann nicht mehr, dessen Talente und Arbeiten Europa seit vierzig Jahren beschäftigten, die seines Namens Ruhm unsterblich machen werden.

G. F. Palm.

Versuch einer Beantwortung der Anfrage im 19ten Stück des diesjährigen hannoverischen Magazins.

So lange bis ein praktischer Kenner der Oelmalerei diese Anfrage gehörig beantwortet, dürften folgende Anmerkungen darüber, dem Fragenden wohl nicht ganz unangenehm seyn.

Man wolte wissen: ob man Bleiweiß nicht durch ein anderes Mittel, als durch Reiben, mit dem Leinöl mischbar machen, oder es durch Terpentin oder Weingeist bis zur Consistenz eines Muses auflösen, und so damit verbinden könne?

Ich glaube durch folgende Sätze diese Frage zum Theil beantwortet zu haben.

1) Man weiß aus der Chymie, daß die Oele und andere fette Materien, welche überhaupt auf die metallischen Substanzen würken, insbesondere auf das Blei und vorzüglich auf seine verschiedenen Kalche, eine merkliche Würkung äußern. Bei einer mäßigen Wärme löset sich durch Kochen das Bleiweiß darin auf. Auf diese bekante Würkung gründet sich auch der Gebrauch des mit Lein- oder andern Oelen flüssig gemachten Bleiweißes in der Malerei a), das bekantlich nur ein mehr oder weniger mit Kreide oder einer andern weißen Kalcherde versetzter metallischer Kalch ist

a) Macquers chym. Wörterb. übers. von Leonhardi Th. 1. S. 329.

ist b). Nur muß man folgende Cautelen hierbei bemerken.

A. Muß das Bleiweiß nicht in Masse mit den Oelen übergossen und so dem Feuer ausgesetzt werden, weil dann nicht alle Theile von der Wärme auf gleiche Art angegriffen werden und sich auflösen lassen können. Die Masse wird in diesem Falle wenigstens länger und in stärkerem Feuer gekocht werden müssen, und dann doch noch wohl zusammenhängen; dies siehet man wenigstens, wenn man auf dem kalten Wege die Auflösung ohne Feuer versucht, wo sie sich völlig gleich bleibt. Denn das Schlüpfrige und der weiße Bodensatz, den man auf diesem Wege bemerkt, haben ihren Ursprung wohl nur der beigemischten Kalcherde zu danken. Man muß also das Blei zerreiben, und zwar braucht dies nur gröblich zu geschehen.

Von diesem Satze ging der Anfragende aus

B. Sind nicht alle flüßige Materien, ich mögte wohl sagen, die wenigsten, mit den Oelen mischbar. Wäre dies, so könte mit leichter Mühe das beschwerliche und der Gesundheit der Arbeiter so schädliche c) Reiben des Bleiweißes ersparet werden. Die gelindeste Pflanzensäure, schon der unreine Biereſſig, ist im Stande, das Bleiweiß aufzulösen. Mineralische Säuren decomponiren es zwar völlig, aber können in der Malerei, ihres ätzenden Wesens wegen, nicht angewandt werden.

2) Die beiden vorgeschlagenen Mittel führen beide nicht zu dem Zweck, welchen der Anfragende dadurch zu erreichen hofte. Terpentin, der sonst eine so ätzende Kraft zeigt, greift das Bleiweiß kaum an d). Weingeist verhielt sich eben so. Auf die gröblich zerriebene Masse würkte der Weingeist etwas mehr als der Terpentin, er lösete sie in ein zusammenhängendes Mus auf; der Terpentin lösete in eben der Zeit weniger vom Bleiweiß und dies unvollkommener, als der Weingeist, auf. Im Feuer erhärtete in beiden die Masse sichtlich. Da aber diese Versuche nur in offenen Gefäßen vorgenommen wurden, so mögte wahrscheinlich in verschlossenen Gefäßen bei anhaltendem Feuer ein anderes Resultat sich zeigen. An der Luft dunstete Terpentin sowohl, als Weingeist, da ich sie einige Tage über Bleiweiß stehen ließ, bald ab, und hatten die Masse nur etwas schlüpfrig gemacht, ohne eine merkliche Decom-

b) Wieglebs Handb. d. Chym. Th. 2. S. 493. Macquer a. a. O. S. 340.

c) Wer kennt nicht die fürchterliche Bleikolik, (Colica pictorum, colique de Poitou) oder auch die sogenannte Hüttenkatze, und beider Ursprung. S. Macquer a. a. O. S. 349.

d) Ich verstehe dies vom Terpentingeiſt; mit dem Oel habe ich keine Versuche angestellt.

position derselben veranlaßt zu haben. In verschlossenen Gefäßen bei anhaltendem Feuer, würde wahrscheinlich das Bleiweiß, gröblich pulverisirt, mehr oder minder aufgelöset werden. Man könte den Terpentin, wegen seiner Analogie, am leichtesten mit den Oelen mischen. Der Weingeist würde schwerlich hierzu geschickt seyn.

3) Gesetzt, man erhielte nun auch seinen Zweck, das pulverisirte Bleiweiß in verschlossenen Gefäßen zu der Consistenz eines Muses aufzulösen, hätte man dadurch etwas gewonnen? Ich glaube kühn dies verneinen zu können.

A. Ist pulverisirtes Bleiweiß ja schon in Leinöl allein auflösbar.

B. Man käme also mit mehreren Kosten durch Terpentin und Weingeist nur dahin, wo man schon war. Vielleicht ist Weingeist hernach noch Ursache, daß das Bleiweiß sich nicht einmal gehörig mit dem Leinöl mischt.

C. Das beste einzige vollkommene Auflösungsmittel des Bleiweißes ist Essig; aber, wie soll man den mit dem Leinöl hernach mischen? Vielleicht dadurch, daß man ihn, wenn das Bleiweiß völlig aufgelöset wäre, abdunsten ließe?

D. Solten aber diese mit Blei geschwängerten Dämpfe nicht eben die, oder doch eine ähnliche Würkung auf die dabei angestellten Arbeiter haben, wie die beim Zerreiben des Bleiweisses in der Luft zerstreueten feinen Theilchen desselben?

4) Da man also weiß, daß das Zerreiben des Bleiweißes für die dabei angestellten Arbeiter so schädliche Folgen hat, und so mühsam als kostbar ist; da die damit gemischten Farben leicht gelb, schwarz und häßlich werden, weil sich das Blei so gerne mit dem von ihm getrennten Phlogiston wieder verbindet e): solte man da nicht auf ein schickliches Substitut fürs Bleiweiß denken? Wenn man Zinn und Spießglas wie Blei behandelt, so erhält man schöne weiße Farben. Lassen sich die nicht so leicht von den Malern, als Bleiweiß behandeln, oder sind sie zu kostbar? Vielleicht wohl beides. Aber, solten die Männer der Nation, welche doch mit ihrer erstaunlichen Gelehrsamkeit so manches der Welt ganz unnütze Spielwerk erdenken, und sich darüber mit ihren Mitbrüdern streiten, als wenn ihr Ruf und ihr Ansehen davon abhinge? — — solten die nicht im Staude seyn, eine nützliche Farbe zu erfinden? — — Freilich bahnt dies nicht den Weg zur Unsterblichkeit, aber es ist doch ein Verdienst um ihre Mitmenschen.

Göttingen. J. A. A. Meyer.

e) Macquer a. a. O. S. 327. und Pörners Note auf eben der Seite.

Beant-

Beantwortung der Anfrage über die Schwade oder Mannagrütze.

(Siehe das 24te Stück.)

Mein Herr!

Ihre Anfrage über die Schwade, oder Mannapflanze, hat mir kein geringes Vergnügen verursacht. Diese Graspflanze begleitet uns von Asien bis zum kalten Norden, und ich zweifle, daß sie zur reinen Kultur gebracht werden könne.

Was mir von diesem Gewächs bekant ist, bin ich so frei, Ihnen hier mitzutheilen. Die Mannapflanze wurzelt ein, und macht nachher immer ihre Fortpflanzung; ihr Wachsthum ist schnell und sie wächst über die andern Pflanzen empor. In fettem Boden wird sie über 4 Fuß hoch. Ein wohlhabender und erfahrner Landwirth im Königreich Preussen, wo sich die Schwade in den mehrsten Wiesen mit dem Grase fortpflanzt, machte zweimal damit vergebliche Versuche, sie zur reinen Kultur und einzigen Ernte zu bringen. Er ließ eine Wiese, über 3 Morgen groß, nahe am Pregelstrom, worauf schon Haber geerntet war, mit Schwadensaamen besäen. Der Anwuchs versprach eine reiche Ernte, sowohl in Ansehung des Saamen, als des feinen Strohes, welches eine gute Futterung für Pferde und Hornvieh ist, besonders, wenn es mit der Schneidelade zu Hekkerling geschnitten wird. Der Versuch mislang. Die Schwade wuchs auf diesem Boden so geschwind, wie Leinsaat, und sie wurde über 5 Fuß hoch; allein, ein nicht sehr starker einige Stunden anhaltender Regen drückte sie völlig zu Boden, weil sie keine andere Grasarten zur Stütze neben sich hatte. Das folgende Jahr wurde ein zweiter Versuch mit einigen kleinen Veränderungen gemacht; allein, auch dieser gerieth nicht. Der dritte Versuch geschah auf folgende Art. Man ritzte die Wiese mit der Egge nur etwas auf, und warf den Schwadensaamen auf solchen Stellen darauf aus, wo vorher keine Schwade gestanden hatte. Das war die ganze Procedur, und man erntete Schwade und Heu.

Die Schwadenernte geschiehet kurz vorher, ehe das Gras gemähet wird, wie ich weiter unten zeige, mit einem Siebe; die Halme bleiben unter dem Heu. Die Schwadenpflanze muß, wie ich schon erwähnet habe, nothwendig andere Gräser neben sich haben, wenn sie fortkommen soll. Sie wächst auf jeder Wiese, wenn solche nur nicht zu niedrig liegt, u. nicht sumpfig ist. Hinter Dannenberg sahe ich sie auch in den Wiesen bei den Elbdämmen.

In Preussen steht sie in den mehrsten Wiesen; am Pregell, an der Alle und Deime, immer in der Nähe solcher Flüsse, welche hohe Ufer haben. In Polen an der Weichsel und andern Flüssen u. s. w. Ihr Saame wird in diesen Ländern mehrentheils

von

von armen Leuten eingesammelt, die denn öfters eine Tracht Schläge davon tragen, wenn sie vom Eigenthümer der Wiese dabei ertappt werden, weil sie selbigem das Gras verschlemmen und niedertreten.

Das Einsammeln selbst geschiehet auf folgende Art. Im Julius vor der großen Heuernte geht man mit Tagesanbruch, wenn es die Nacht vorher stark gethauet hat, mit einem Siebe in der Hand, in die Wiesen, wo die Schwade steht, und streift damit oben an den Schwadenhalmen während dem Gehen mit langsamen Schritten, als wenn man säet, mit ausgestrecktem Arm her, da alsdenn der Saame, der sich vom Thau gelöset hat, leicht ab und in das Sieb fällt. Der Einsammler hat einen Beutel bei sich, worin er aus dem Siebe den Vorrath schüttet; der Saame wird hierauf auf einem Laken unter dem Dache getrocknet.

Das Reinigen desselben ist etwas mühsam; denn auf Grützmühlen kan er nicht gereinigt werden, weil darauf die Körnchen, die ganz bleiben müssen, zerquetscht werden würden. Man bereitet ihn in einer Handstampfe zu. Diese ist ein dicker Block, 3 Fuß hoch, der oben ein Loch, im Durchschnitt über 1 Fuß weit hat, welches unten kegelförmig zuläuft. In dieses Loch wird allemal eine gute halbe Metze Schwade, die vorher mit laulichem Wasser ein wenig angefeuchtet worden, gegeben, und dann mit einem hölzernen Stämpfel so lange gestampfet, bis sich die Hülse davon abgelöset hat. Hierauf wird sie mit den Händen durchgerieben, ganz dünne aus einander gebracht, damit sie bald trockne, und alsdann durch Sichten von der Spreu gereinigt und abgesondert.

Die armen Leute, welche sich mit dem Mannasammeln abgeben, bringen die reine Schwade zum Verkauf in die kleinen Städte, und bekommen für einen Stop oder Quartier 9 Pfenninge; ein schöner Vortheil in Ländern, wo Geldmangel ist!

Die Königsberger und Danziger Kaufleute treiben damit auswärtigen Handel. Selten kauft man unverfälschte Schwade. Gewöhnlich ist sie mit Gries verfälscht.

Es giebt zweierlei Arten Manna, eine weiße, und eine gelbe, die, wenn sie rein gemacht ist, das Ansehen des Honigwachses hat und die beste ist. Auf dem Halm sind beide Arten Schwade schwer von einander zu unterscheiden. Der Herr Botanikus Ehrhart könte uns darüber am besten belehren.

Die rechte Schwade oder Mannagrütze ist würklich eine herrliche Speise, und man kan mit 2 Eßlöffeln voll und 3 Quartier Wasser mit Milch eine gute sämige Suppe machen. In Königsberg war ein berühmter Arzt, der seinen podagrischen Patienten nichts als Mannagrütze, mit Milch gekocht, zu essen erlaubte, und sie befanden sich gut dabei.

Hannover. E. F. Gutzeit.

Hannoverisches Magazin.

33tes Stück.

Freitag, den 24ten April 1789.

Anmerkungen über den Beitrag im 104ten St. dieses Magazins vom vorigen Jahre, den Negerhandel betreffend *).

Daß die Europäer auf Isle de France und Bourbon ihre entronnenen Neger in den Wäldern wie das Wild erlegen, geschieht zuweilen, aber nur aus höchst dringenden Ursachen. Nur solche Neger sucht man auf diese Art aus dem Wege zu schaffen, die durch Vergiftungen und mehrere andere Verbrechen längst den Tod verdient haben, der Strafe aber entronnen sind. Um das Maaß ihrer Boßheiten voll zu machen, pflegen diese Böſewichte des Nachts die Gebäude ihrer Herren anzufallen, selbige zu plündern, ihre Herrn zu ermorden, und hierauf die sämtlichen Gebäude in Brand zu stecken.

Gegen solche Räuber würde man hier zu Lande, wenn selbige ihre Zuflucht in den Wäldern suchten, vielleicht auf eben die Art verfahren.

Es ist ungegründet, daß alle Sklavenhändler oder Schiffscapitaine, den Müttern die Kinder von den Brüsten reißen und selbige über Bord schleudern. Ich weiß mich wenigstens keines so grausamen Beispiels zu erinnern, vielmehr weiß ich seit vielen Jahren, daß alle Sklavenschiffe, die in Surinam ankamen, verschiedene Negerinnen mit säugenden Kindern am Bord hatten.

Auch kan der Capitain die Sklavenkinder besser nutzen, denn für eine Negerin mit ihrem säugenden Kinde werden in Surinam 50 holländische Gulden mehr bezahlt, als für eine ledige Negerin, weil man das Kind

in

*) Der unten genannte Herr Verfasser dieser Anmerkungen ist zweimal in Westindien gewesen. Er hielt sich über sechzehn Jahre daselbst in den holländischen Kolonien, und zwar die mehrste Zeit in verschiedenen Plantagen auf, bei denen er wie Plantagendirecteur angesetzt war. Seit einigen Jahren ist er angesessener Bürger in der Stadt Münder.

in einigen Jahren schon zu geringen Hausarbeiten brauchen kan.

Ich wüste also nicht, aus welchem Grunde der Schiffscapitain eine wehrlose Mutter ihres Kindes berauben solte? da ihm dieses keine Kosten verursacht, indem es keine andere Nahrung als aus den Brüsten seiner Mutter nöthig hat. Wenn nun auch gleich diese etwas mehr Freiheit wie die übrigen Sklaven auf dem Schiffe bekomt, so wird sie solche gewiß nicht zur Meuterei gegen die Schiffsleute misbrauchen, sondern blos zum Besten ihres Kindes nutzen.

Daß der Mulatte es sich zum Geschäfte macht, im Lande herum zu reisen, um Negerinnen zu schwängern, und zur gesetzten Zeit die Kinder als Sklaven zu verhandeln, bestätigt sich zwar durch einige Beispiele, jedoch sind diese nur selten, der größte Hause, sowohl Neger als Mulatten, verabscheuen, aus natürlicher Liebe zu ihren Kindern, dergleichen Handel.

Der Schiffscapitain sowohl, als die übrigen Sklavenhändler, untersuchen den Sklaven, der ihnen zum Kauf angestellt wird, vorher aufs genaueste. Diese Vorsicht ist aber äusserst nothwendig, denn manche Sklaven haben allerhand Gebrechen an sich, besonders eine gewisse Seuche, die man äußerlich nicht anders, als durch braune Flecken am ganzen Leibe wahrnehmen kan.

Diese Krankheit ist unheilbar, ansteckend, und unter dem Namen Boassi bekant.

Uebrigens sieht der Käufer nur darauf, daß er gesunde und starke Sklaven erhandelt, bekümmert sich aber nicht darum, ob dem Neger einige Zähne fehlen oder nicht.

Palmöl wird nicht zum Salben der Neger gebraucht, um ihnen dadurch mehr Ansehen zu geben, sondern nur, wenn sie sich verwundet oder verrenkt haben, werden die verletzten Theile damit bestrichen.

Der Glanz, den die Neger haben, ist ihnen natürlich, und bloß ihrer glatten Haut, und ihrem steten Schwitzen, wegen des heißen Klima, zuzuschreiben.

Die erhandelte Neger werden freilich zwar zwischen dem Verdeck des Schiffs eingelagert, allein es wird doch mit ihnen so übel nicht verfahren, wie man glaubt; oben auf dem Verdeck des Schiffs sind genugsame Luftlöcher angebracht, und es fehlt ihnen so wenig an frischer Luft, als am Licht, überdies wird täglich eine gewisse Anzahl Sklaven aufs Verdeck gelassen, welche durch andere wieder abgelößt werden, und auf die Art können sie sich genugsam erholen. Ich weiß, daß in eben einem solchen Behältniß eine gleiche Anzahl Soldaten, nach Ost- oder Westindien bestimmt, einquartirt worden, die also weiter keine Vorzüge vor den Sklaven in Ansehung der Bequemlichkeit hatten, als daß sie frei umher gehen konten, bei Sturmwetter mußten sie sich's indessen ebenfalls gefallen lassen, daß sie sämtlich zuweilen 3 oder mehrmal 24 Stunden

den in ihrem Behältniß zugemacht wurden.

Nicht alle Sklaven auf den Schiffen werden kreuzweise geschlossen, sondern man schließt nur die, welche durch ihre äußerlichen Geberden nichts gutes von sich ahnden lassen. Die ruhigen, und hauptsächlich die Weiber und Kinder, bleiben ungeschlossen. Auch wäre solches völlig überflüßig, denn sind sie alle im Schiffsraum, und läßt man ihnen keine Messer oder andere tödtliche Instrumente, so ist nicht leicht etwas von ihnen zu befürchten, weil sie mit Gewalt nicht aus ihrem Behältniß losbrechen können, sondern nach Gutfinden der Schiffsleute herausgelassen werden.

An Wasser und übrigen Lebensmitteln fehlt es den Sklaven nicht, und es ist ungegründet, daß man sie aufs grausamste geisselt, und auf alle mögliche Art mißhandelt, denn dies wäre den Absichten des Sklavenhandels auf alle Art zuwider, welche darin bestehen, die erhandelten Sklaven mit Vortheil wieder zu verkaufen, nicht aber dieselben unterwegens durch dergleichen Mishandlungen aufzureiben, wodurch man nur sich selbst am mehrsten schaden würde.

So lange die Sklaven auf den Schiffen sind, werden sie freilich zwar nicht anders als Gefangene behandelt, und sie erhalten ihre Freiheit nicht eher wieder, als bis das Schiff an den Ort seiner Bestimmung kömt, aber alsdenn sind sie auch von derglei-

chen Einkerkerung frei, ob sie gleich wie Leibeigene dienen müssen.

Alle Europäer überhaupt, die sich in Afrika mit dem Sklavenhandel beschäftigen, bedürfen mit jedem Jahre für ihre amerikanischen Besitzungen keine 100,000 Neger, und noch viel weniger also wird jährlich eine solche Anzahl blos nach den englischen Kolonien transportirt; denn rechnet man nur auf jedes Schiff im Durchschnitt 250 Sklaven, so müssen die Engländer blos zu diesem Handel jährlich 400 Schiffe unterhalten, und dies ist eben so unwahrscheinlich, als daß ein Drittel der Neger unterwegens stirbt, welches ein Schaden wäre, den man auf mehr als eine Million Thaler rechnen könte.

Und wie sonderbar wäre es, wenn die Schiffsleute durch muthwillige Mishandlungen ihrer Sklaven sich diesen Schaden mehrentheils selbst bewirkten, und ein Drittel derselben aufrieben, da eigentlich im Durchschnitt kaum der zwanzigste Theil bei einer guten Behandlung unterwegens sterben würde, oder eigentlich stirbt!

Wolte man also behaupten, daß solches auf Kosten des Assecuradeurs geschehe, und dieser den Schaden der verunglückten Neger wieder zu ersetzen hätte, so ist dies ebenfalls nicht wahrscheinlich, denn die Assecuranz geht auf das ganze Schiff mit seiner Ladung. Verunglückt dieses, so muß der Assecuradeur den ganzen Schaden ersetzen, keinesweges aber den Werth eines jeden Sklaven, der durch muth-

willige und vorsetzliche Mishandlungen der Schiffsleute hingeopfert wird, oder sonst umgekommen ist.

Daß der Capitain aus Mangel an Lebensmitteln seine Sklaven über Bord wirft, und auch Gift in ihre Speisen mischen läßt, wird nur durch wenige Beispiele dargethan werden können, denn ein jeder Capitain ist schuldig und verbunden, sein Schiff auf eine genugsame und hinlängliche Art mit Wasser und Lebensmitteln zu versorgen, damit, wenn die Reise auch weit über die gesetzte Zeit dauert, er dennoch keinen Mangel an solchen Bedürfnissen leidet. Sein eigner Vortheil befiehlt ihm diese Fürsorge, um seine Sklaven dadurch zu erhalten. Und da die Reise von der Küste von Guinea nach den südamerikanischen Kolonien in acht bis zehn Wochen geschieht, so sind die Kosten der erforderlichen Lebensmittel zu einer solchen Reise auch von keiner Erheblichkeit.

Die eingekauften Neger, welche in die holländischen Kolonien in Amerika kommen, werden gewaschen, und ihre Köpfe wegen Ungeziefer kahl abgeschoren, ein dazu bestellter Wundarzt muß diese Neger auf den Schiffen untersuchen, ob sie böse Seuchen, oder andere Fehler haben. Dies geschieht in der Absicht, damit der Käufer nicht betrogen werde, und eine solche Seuche sich nicht unter den Einwohnern verbreiten möge. Die Untersuchung wird also wohl keinen befremden, weil es eine Sache, die ebenfalls hier in Europa bei dem Militairdienst gebräuchlich, und also für nothwendig anzusehen ist.

Beim Verkauf der Neger in Amerika pflegt kein vorsetzlicher Betrug zu geschehen, sondern die Verkäufer und Käufer wissen sich hierunter zu vergleichen.

Die Arbeiten der Neger auf den Antillen sind mir nicht genau bekant. In Surinam sind solche so eingerichtet, wie bei den hiesigen Tagelöhnern. Sie haben des Morgens eine Stunde zum Frühstück, und des Mittags zwei Stunden zum Essen. Ihre Lebensmittel bestehen in verschiedenen Sorten von dortigen Wurzeln, Gemüsen und Früchten, und dabei erhalten sie zu gewissen Zeiten von ihren Herrn ein jeder seine Portion gesalzen Fleisch, oder Fische, erlegen dabei auch manches Stück Wild, welches sie ohnehin verzehren, mit einem Worte, die Neger haben in Ansehung ihrer Leibesnahrung vor vielen Tausend hiesigen geringen Einwohnern verschiedene Vorzüge.

Alle erwachsene Neger verheirathen sich gerne, und dieses wird ihnen von ihren Herren um desto lieber bewilliget, weil es ein Hauptvortheil des Pflanzers ist. Denn die Negerkinder, wenn sie heran gewachsen, ersetzen die Stelle ihrer Aeltern wieder, wenn diese Alters wegen nicht mehr arbeiten können, oder versterben. Die holländischen, und vielleicht auch andere Pflanzer, versagen diesen jungen Kindern also keine Speise, weil ihr Vortheil darunter leiden würde, und überdem die Le-

Lebensmittel auf den Plantagen im Ueberfluß erzeugt werden. Die Negerinnen, welche niederkommen, werden ebenfalls versorgt, und ihnen das Nöthige gereicht, um sich und ihre Kinder zu verpflegen. Die Landesgesetze verbieten es auch den Herren, Negerfamilien zu trennen, und entweder den Mann von seiner Frau, oder diese von ihrem Manne, durch Verkauf zu scheiden, auch die Kinder solcher Aeltern dürfen nicht allein verkauft werden.

Bei 50 und nicht bei 10 Sklaven wird ein schwarzer Aufseher gehalten. Dieser ist aber nicht berechtiget, nach seinem Gefallen die Neger zu prügeln, sondern nur selbige an ihre Arbeit zu weisen, welche jeden Abend vorher von dem Direkteur angeordnet wird. Dergleichen schwarze Aufseher sind eigentlich so viel, als auf hiesigen Aemtern oder Landgütern die Ackerwögte. Sie stehen unter einem oder zwei weissen Aufsehern, die Negeroffiçiers genannt werden, und auch diese dürfen keinen Neger strafen, sondern müssen es dem Direkteur anzeigen.

Ueberhaupt wird denjenigen Negern, welche sich gut betragen, und ihre Arbeiten verrichten, nie ein böses Wort gesagt, noch weniger werden sie mit Schlägen gemishandelt.

Ein schwarzer Aufseher hat in Ansehung des Werths wenige Vorzüge vor andern Negern, und muß sich's gefallen lassen, daß er zuweilen abgesetzt, und ein anderer wieder an seine Stelle gesetzt wird.

Daß man seine Dauer kaum auf 15 Jahre annehmen kan, läßt sich nicht schließen, sondern er kan das nemliche Alter erreichen, was ihm sonst das gewöhnliche Ziel der Natur bestimmt.

Kleidung und Nahrung eines gemeinen Negers sind nicht schlecht. Es wäre zu wünschen, daß es keine weit elendere Menschen in der Welt gäbe, wie die Negersklaven.

Ich werde in diesem Magazin in einer besondern Abhandlung von dem Zustande der Negersklaven in den holländischen Kolonien, auch von der Kleidung und Nahrung derselben weitläuftiger handeln.

Ein holländisches Schiff ladet so viele Sklaven, als es die Bequemlichkeit des Schiffsraums gestattet.

Die Ausrüstung der Schiffe, und die Besoldung der Schiffsbediente, wie auch überhaupt die Berechnung der Kosten, mit dem Einkauf der Neger, will ich übergehen, weil es nicht zum Hauptzweck meiner Anmerkungen gehört.

Es ist kein gar unerhörter Fall, daß auf der Ueberfahrt kein einziger Neger stirbt. Ich weiß, daß es geschehen, und es kan darin seinen Grund haben, weil die holländischen Schiffer ihre Sklaven wie Menschen, und nicht wie Vieh behandeln.

Daß bei dem Sklavenhandel auf den Negerküsten ein so geringer Ueberschuß seyn solte, läßt sich nicht behaupten, im Gegentheil versicherten

mich einige Capitains, mit denen ich Umgang hatte, daß, wenn ihre Reise gut ausfiele, sie nach Abzug aller Kosten einen Ueberschuß von 25 bis 30,000 Gulden hätten. Der ganze Gewinn beruhet also nicht bloß darauf, daß die Schiffe auf ihrer Rückreise mit Zucker und andern Waaren der Kolonien vortheilhaft befrachtet werden, denn sonst brauchten sie sich nicht 10 Monate mit dem Sklavenhandel zu versäumen, da sie in dieser Zeit beinahe zweimal nach Amerika fahren können, um ihre Schiffe allda mit Waaren zu befrachten.

Wenn es ferner in jenem Aufsatz heißt: „eben so gering und eingebildet ist der Vortheil, den die amerikanischen Kolonien von diesen Unglücklichen haben können," so widerspricht sich diese Meinung von selbst, so bald man bedenkt, daß die zahllose Menge Produkte, welche die Plantagen jährlich liefern, und deren Werth nur in den holländischen Kolonien jährlich auf 8 Millionen Gulden gerechnet wird, durch keine andere, als die Hände der Neger verarbeitet werden können, weil die Europäer wegen des heissen Klima nicht vermögend sind, dergleichen Arbeiten zu verrichten. Ich will zum Grunde meines Beweises nur folgende Revenüe einer Zukkerplantage, welche ich mit Länderei, Gebäuden und 220 Sklaven, incl. Weiber und Kinder, auf 350,000 Gulden anschlage, anführen. Eine solche Plantage verfertigt jährlich 500 Fäßer Zucker, jedes Faß zu 200 Gulden, beträgt 100,000 Gulden; für Rum und Sierop rechne ich 8000 Gulden, macht die Summe von 108,000 Gulden Revenüe, davon abgerechnet 8 pro Cent für obiges Capital, macht 28,000 Gulden; für die Unterhaltungskosten der sämtlichen Gebäude, Bediente und Sklaven 12,000 Gulden. Zum Ueberfluß will ich auch für den Ankauf 12 Stück neuer Neger 6000 Gulden rechnen, alsdenn bliebe dem Pflanzer doch noch ein Ueberschuß von 62,000 Gulden.

Dies wäre also wohl kein geringer und eingebildeter Vortheil zu nennen.

Es läßt sich hieraus leicht schließen, was nun alle Plantagen aufbringen können.

Kaffee- Cacao- und Baumwollenplantagen stehen in eben dem Verhältniß, nur mit dem Unterschiede, daß selbige mit jedem Jahre sich keine vortheilhafte Ernte zu versprechen haben, und dadurch der Ueberschuß unbestimmt bleibt.

Die Berechnung für die Antillen zu dem Ankauf der Neger, und wiederum die Zinsen von dem Kaufgelde, sind zwar angeführt; allein, der Vortheil, den der Pflanzer dagegen durch die Arbeiten seiner erkauften Neger erhält, sind vergessen, und nicht in Anschlag gebracht.

Daß die Neger in der äußersten Verzweiflung in Amerika ankommen, ist mir gar nicht bewußt; hingegen weiß ich, daß sie, wenn sie von den Schiffen zum Verkauf in die Stadt gebracht werden, mit ihren Führern jauch-

jauchzend und springend alle Straßen durchgezogen. Sie sind auch nicht geschlossen, sondern gehen ganz frei. Dieser Umzug wird mit den Negern mit jedem Tage so lange wiederholet, bis sie alle verkauft sind. Wenn neue angekaufte Neger auf den Plantagen ankommen, so werden selbige die erste Zeit mit keinen Arbeiten beschwert, sondern es wird mit ihnen auf die leidlichste Art verfahren, damit sie sich nach und nach gewöhnen, und sie werden den übrigen Plantagennegern zugesellet. Daß sie elende Kost bekommen, mit Schlägen gemishandelt, und in kurzer Zeit aufgerieben werden, ist ganz ungegründet.

Nur solche Neger pflegen sich zu erhenken, oder sonst ihr Leben zu verkürzen, welche in den Negerländern bereits wegen vieler Verbrechen zur Strafe von ihren Negerkönigen als Sklaven verkauft worden sind. So bald diese Taugenichte auf den Plantagen durch ihre bösen Triebe von neuem verleitet werden, sich durch allerhand Ränke und Bosheiten die verdiente Strafe zuzuziehen, so suchen sie dieser dadurch zu entgehen, daß sie sich auf eine oder die andere Art das Leben rauben.

Es sind überhaupt nur wenige, die sich des Selbstmordes schuldig machen. Die mehrsten sind mit ihrem Zustande äußerst zufrieden, und würden solchen gewiß gegen ihren vorigen niemals vertauschen, denn nunmehr können sie in Friede und Ruhe leben.

Die Neger erhalten durch ihre Weiber von den Europäern keine gefährliche Krankheiten, hingegen sind mir einige traurige Beispiele bekant, daß verschiedene Europäer von den Negerinnen böse Seuchen erhalten haben; und daß nur wenige Neger alt werden sollen, davon kan ich gleichfalls das Gegentheil behaupten. In den holländischen Kolonien sieht man auf allen Plantagen viele alte Neger, von 60 bis 70 Jahren, die ihre Kindeskinder um sich haben. Ein Beweis, wie menschlich mit diesen Leuten umgegangen wird.

Es ist ferner eine unrichtige Berechnung, wenn man annimt, daß die Dauer eines Negers im Durchschnitt nur 8 oder 10 Jahre ausmache, folglich das alte Kaufgeld alsdenn für verloren ansieht, dieses wieder zu dem neuen schlägt, und behauptet, daß der jährliche Unterhalt eines Negers dadurch verdoppelt werde. Ich kan aus der Erfahrung versichern, daß jeder neu angekaufte Neger, wenn er gut einschlägt, in den ersten 2 Jahren durch seine Arbeiten seinem Herrn das Kaufgeld nebst Zinsen wieder verdient, und der Pflanzer in den folgenden Jahren den Nutzen eines solchen Negers als baaren Ueberschuß ansehen kan. Folglich kan das alte Kaufgeld nicht als verloren angesehen werden, sondern der Neger hat, wenn er auch nur 10 Jahr lebt, solches bereits dreifach seinem Herrn durch seine Arbeiten wieder ersetzt.

Der jährliche Unterhalt eines jeden Negers beträgt in den holländischen amerikanischen Kolonien ungefehr 30 Gulden, die übrigen Lebensbedürfnisse

niſſe der Sklaven können, da ſie eigentlich auf den Plantagen gebauet und erzeugt werden, eigentlich nicht mit in Anſchlag kommen.

Daß keine Kolonie Sklaven halten kan, ohne Marons oder entlaufene Neger zu haben, hat ſeine Richtigkeit, und daß unter vielen hundert Negern verſchiedene Böſewichte ſich befinden, iſt eben ſo wahr. Dies ſind eigentlich ſolche, die abgeſagte Feinde aller Pflicht und Ordnung ſind, bloß ihren böſen Trieben folgen, ſich vieler Verbrechen ſchuldig gemacht haben, und, um der verdienten Strafe auszuweichen, ſich in den Wäldern niederlaſſen, und als Marons, oder vielmehr gefährliche Räuber, Plantagen anfallen und Schaden verurſachen. Oefters werden dieſe Marons von den übrigen Plantagennegern gefangen genommen und der Juſtiz überliefert. Die Koſten einer ſolchen Gegenwehr, können deswegen nicht auf den Unterhalt eines jeden Sklaven geſchlagen, und ſolcher dadurch wie erhöhet angenommen werden, weil ſie von einem gewiſſen Impoſt, von allen einkommenden und ausgehenden Waaren größtentheils beſtritten werden.

Der Schaden, der von den Negern aus Unwiſſenheit oder Bosheit an den Geräthſchaften geſchiehet, iſt von gar keiner Bedeutung. Die Geräthe eines jeden Negers, die er bei ſeiner Arbeit gebraucht, koſten kaum 4 Gulden. Der Nachtheil, den man von widerſpenſtigen und muthloſen Arbeitern haben ſoll, iſt gleichfalls ſehr unbedeutend, denn von 10 Negern ſchlagen gewiß 8 gut ein, wenn es keine Loango ſind. Dieſes alles zuſammen gerechnet, können ſich die Koſten jährlich von einem Neger unmöglich auf 420 Livres oder 210 holländiſche Gulden belaufen.

Die Preiſe der Neger in den holländiſchen Kolonien ſind verſchieden. Ein guter geſunder und ſtarker Neger koſtet 500 Gulden, und Negerinnen, nachdem ſie Anſehen haben, 450 Gulden, auch wohl darüber.

Diejenigen, welche Handwerke lernen, ſind eigentlich junge Neger, die in Amerika geboren und erzogen ſind, und Criolen heiſſen; dieſe haben mehr Fähigkeit als ſolche, die von Amerika herüber gebracht werden. Die Preiſe der Handwerksneger ſind verſchieden, und werden bald höher bald geringer bezahlet, je nachdem der Neger ſein Handwerk gut verſteht.

Es giebt in Afrika verſchiedene Negerclaſſen. Sie unterſcheiden ſich durch verſchiedene Namen, die ich, weil ſie ganz unerheblich ſind, mit Stillſchweigen übergehe, und nur anmerke, daß die Cormantin-Neger den Vorzug vor allen andern haben. Sie ſind treu, fleißig und gehorſam, dagegen aber auch ſehr ſchwermüthig; der kleinſte widrige Umſtand bringt ſie oft dahin, daß ſie ſich erhenken, und daher muß man ſehr leidlich mit ihnen umgehen.

Loango-Neger ſind dagegen Erzböſewichte und Faullenzer. Sie werden deshalb wenig mehr herüber gebracht, und der Preis derſelben iſt ſehr geringe.

Münder. E. C. Voltemeyer.

Hannoverisches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 27ten April 1789.

Die unschuldige Vagabondin,

Folgende Geschichte ist völlig wahr; ohne Zusatz, Verminderung, oder einige Verschönerung. Sie wird manchem in mehrerem Betrachte interessant seyn, und wahrscheinlich am interessantesten, in ihrer natürlichen aktenmäßigen Gestalt, zumal, da das Protocoll sehr gut gefaßt ist. Bei den Namen hat man, aus Ursachen, nur die Anfangsbuchstaben behalten.

In der gerichtlichen gedruckten Notification vom Jahre 1789 ward ihr Aeuseres folgender maaßen angegeben: „eine Vagabondin, angeblich 16 bis 18 Jahr alt; mittelmäßiger Statur; schieren weißen Angesichts; hellbrauner Haare und Augen; mit einem grau gestreiften beiderwandnen Rock, geflicktem blauen Kamisol, mit Bändern zugebundnen Mannsschuhen bekleidet, auf dem Kopfe einen weißen Strohhut, und auf dem Rücken eine Tragekipe mit alten Kleidungsstücken und Viktualien tragend."

Nun die Geschichte. —

Actum Amt M*** den 15ten Febr. 1789.

Der Schulze aus O*** M*** ließ eben eine Vagabondin mit der Anzeige an hiesiges Amt liefern, daß er selbige eben im Dorfe angehalten, weil sie daselbst Brod, Mehl, Eier und dergleichen gebettelt, ihm aber weder einen Paß vorzeigen können, noch auch von ihrer Herkunft und eigentlichem Aufenthalt etwas angeben wollen, auch anfangs gesagt: daß ihr Vater in die Stadt gegangen, dieses aber bald wiederkufen, und versichert habe, daß sie weder Vater noch Vaterland hätte; sondern in der ganzen Welt zu Hause wäre.

Die Arrestantin gestund zuvörderst das angezeigte Betteln, und daß sie dem sie befragenden Schulzen anfangs gesagt, daß ihr Vater in der Stadt wäre, weil sie geglaubt, daß derselbe sie sodann eher los und zu dem angeblichen Vater gehen lassen werde.

Auf Befragen, wer sie sey, und wo sie herkomme, gab die Arrestantin zu vernehmen: sie heiße C**, und habe keinen Zunamen, weil ihre Mut-

ter nicht gewußt hätte, wer zu ihr Vater gewesen, und sie außer Ehe geboren sey. Sie selbst wäre 16 bis 18 Jahr alt, und gehe schon lange Zeit allein bettelnd umher. Vorher aber wäre sie bis etwa zum 8ten Jahre ihres Alters mit noch einigen Bettelleuten von einem Orte zum andern gegangen, welche ihr gesagt hätten, daß ihre etwa 2 Jahr vorher verstorbene Mutter U** geheißen, und sie, Arrestantin, unehelich geboren habe. An welchem Orte, oder in welchem Lande solches aber gewesen, oder wo ihre Mutter gestorben, wisse sie nicht, erinnere sich derselben auch nicht mehr. Die gedachten Bettelleute, welches zwei oder drei Manns- und eben so viel Frauensperſonen, zuweilen aber auch wohl weniger gewesen seyn mögten, hätten sich ihrer bis zum 8ten Jahre angenommen, und sie mit sich auf ihren Bettelwanderschaften umher geführet, hierauf aber verlassen, worauf sie denn von der Zeit an bis jetzt für sich allein von einem Orte zum andern gegangen, und sich mit Betteln erhalten habe, auch glaube, daß solches schon 8 bis 10 Jahr her sey, wenn sie sich nicht in den Jahreszeiten irre.

Befragt. Wo sie denn heute herkomme?

Sie. Das könne sie nicht sagen; sie hätte einige Stunden von hier in einem Dorfe im Wirthshause geschlafen, könne das Dorf aber nicht angeben, wisse die Lage auch nicht weiter zu beschreiben, als daß sie von da gewiß über zwei Berge hieher gekommen wäre. Die vorhergehende Nacht hätte sie ebenfalls auf einem ihr unbekanten Dorfe zugebracht, und ginge immer von einem Dorfe zum andern, woselbst sie denn, wenn es Abend würde, in dem Wirthshause bliebe, und von demjenigen, was ihr die Leute gegeben, lebe. Sie wisse auch das Land, wo sie jetzt herkomme, nicht zu nennen, erinnere sich jedoch so viel, daß sie diesen Winter zur Zeit der Festtage in der Gegend von Frankfurt und im Heßischen gewesen, und daß die letzte Stadt, welche sie paßirt, Cassel geheißen habe. Seitdem wäre sie keinen großen Ort paßirt, sondern blos auf Dörfer zugekommen, wovon sie aber keins zu nennen wisse.

Befragt. Ob sie denn von Cassel ab die Heerstraße verfolgt, und auf dieser in hiesige Gegend gekommen wäre?

Sie. Nein, sie wäre immer auf Dörfer zugegangen, jedoch einmal über einen großen Fluß gekommen, und zwar vermittelst eines Uebersetzeschiffes, wofür sie einen Mattier geben müssen.

Den Fluß und den Ort, wo solches gewesen, wisse sie nicht zu nennen.

Hernach besann sie sich, und sagte, daß der Fluß die Weser geheißen, und die mit ihr darüber gefahrne Leute sie zurechte gewiesen und ihr gesagt hätten, daß in dieser Gegend viele Dörfer bei einander lägen, woselbst sie

viele

viele Stücke (Brod) und auch wohl ein Ei erhalten würde.

Befragt. Ob sie wisse, in welchem Lande sie jetzt sey?

Sie. Nein, das wisse sie nicht, es fiele ihr auch nicht ein, nach dergleichen zu fragen, wenn sie nicht etwa durch eine große Stadt käme, oder es von ungefehr hörte.

Befragt. Was sie für eine Religion habe?

Sie. Sie habe keinen weitern Unterricht erhalten, als daß sie von den Bettelleuten, mit welchen sie in ihrer ersten Jugend umher gegangen, einige Gebete gelernt, daß sie auch gesagt hätten, daß Gott nicht haben wolle, daß man Jemandem was nehme. Dieses habe sie auch stets beobachtet, und die Gebete oft hergesagt.

Befragt. Ob sie denn in irgend einer Religion confirmirt sey, oder sich dazu besonders gehalten habe?

Sie. Ich weiß nicht, was das ist. Ich bin ein armes Thier, das keine Heimat hat.

Befragt. Ob sie wohl die Kirchen, wenn Gottesdienst darin gewesen, besucht habe?

Sie. Ja, wenn sie eben zu einer solchen Zeit durch einen Ort gekommen, wäre sie wohl hinein gegangen, habe aber das daselbst vorgefallene nicht verstanden, auch nicht mitsingen können, weil sie nicht lesen könne.

Befragt. Ob sie sich nie bemühet, mehreren Unterricht von Gott, oder der Art, Gott zu dienen, zu erhalten?

Sie. (Sehr weinend.) Dies wäre ihr wohl zuweilen eingefallen, sie hätte aber nie Gelegenheit dazu gehabt. Sie wäre ein armes Thier.

Befragt. Ob sie denn getauft sey?

Sie. Sie glaube es wohl, weil man ihr gesagt, daß sie C** heisse, und die Menschen, wie ihr gesagt wäre, bei dem Taufen einen Namen erhielten. Weiter wisse sie es nicht.

Arrestantin wurde noch sehr zugeredet, von ihrer Heimat und bisherigem Aufenthalt, und von der Gegend, woselbst die erwähnten Bettelleute sie verlassen, etwas mehreres anzugeben, beantwortete aber alle dahin einschlagenden Fragen mit Nichtwissen, und bezeugte über die ihr vorgestellte traurige Lage ihres sodann fast thierischen Zustandes viele anscheinend aufrichtige Betrübniß, versicherte auch, daß sie gern im Arrest bleibe, wenn man ihr zu essen gebe, welchemnach sie vorerst im Arrest behalten und nach der Wachtstube gebracht, vorgängig aber daselbst visitirt und das bei ihr gefundene besonders aufgezeichnet worden.

Abends 10 Uhr in der Wachtstube.

Bei der gehabten Vermuthung, daß die Arrestantin vielleicht zu einer verdächtigen Gesellschaft gehöre, oder doch Jemand bei sich gehabt, welches sie vielleicht aus besondern Ursachen verschweige, wurde selbige unvermuthet aus dem Schlafe geweckt, und ihr gesagt, „daß Jemand Unbekantes eben nach ihr gefragt und ihrent-

wegen verlegen geschienen habe. Sie möge daher sagen, ob und welche Gesellschaft sie neuerlich bei sich gehabt, oder was es sonst damit für eine Bewandniß habe."

Die Arrestantin erwiederte sofort mit natürlicher Freimüthigkeit, „daß sie nicht wisse, wer nach ihr fragen könne, da sie schon seit langer Zeit allein umher gegangen, und keine Bekante in der Welt habe."

Der Arrestantin wurde bei dieser Gelegenheit anderweit vorgestellet, wie es nicht glaublich sey, daß sie sich so frühzeitig, als sie angegeben, allein forthelfen können, und so lange allein fortgekommen sey, vielmehr zu vermuthen stehe, daß sie in Gesellschaft gewesen, und dieses aus sonstigen Ursachen verschweige; sie blieb aber in allen Stücken bei der heute Nachmittag geschehenen Aussage, ohne darin etwas zu verändern.

Befragt. Ob sie denn niemals einen Paß bei sich gehabt habe?

Sie. Nein, niemals.

Befragt. Was sie denn unter einem Paß verstehe?

Sie. Ein Zeugniß.

Befragt. Ob sie denn auf ihren Wanderschaften noch niemals wegen Mangel eines solchen Zeugnisses angehalten und an die Obrigkeit gebracht wäre?

Sie. Sie wäre auf ihren Reisen oft um einen Paß befragt, auch wohl, weil sie dergleichen nicht gehabt, von den Aufsehern in den Dörfern angehalten; aber doch nie an die hohe Obrigkeit, oder in Arrest gebracht, weil die Leute immer bald eingesehen hätten, daß sie ein armes Thier wäre, welches, da es nirgends bekant wäre, kein Zeugniß haben könne. Sie wäre demnach immer unverdächtig befunden, und wieder entlassen.

Die Arrestantin blieb auch auf bedrohen, daß man vielleicht schärfere Mittel anwenden würde, sie zum Bekentniß ihrer Herkunft und dergleichen zu bringen, und daß ihr bisheriges Benehmen ihren Arrest nur noch verlängern würde, bei der vorherigen Aussage.

Verzeichniß

der Sachen, welche sich bei der Vagabondin C** gefunden haben:

1) 2 alte Frauenshemder, 2) 1 kleines Kinderhemd, 3) 1 Paar baumwollene kleine Kinderstrümpfe, 4) 1 Paar blau und weiße gewürfelte linnene Frauensstrümpfe, 5) 2 kleine irdene Töpfe, 6) 1 kleine dergleichen Schaale, 7) 1 kleine Kruke, 8) 1 Paar alte Schuh, 9) an Gelde, 79 Stück schlechte Kupferpfennige, und 11 Stück kleine 8kantige Pfennige, 10) 1 Tragkiepe.

Fortsetzung.

Nachdem der Amtsobervogt das anliegend ad Acta genommene Verzeichniß der bei der gestern angehaltenen Vagabondin C** U** außer ihren anhabenden Kleidungsstücken vorgefundenen Sachen überreicht hatte, wurde letztere dieser Sachen wegen nachstehend vernommen, und gab auf Befragen, von wem, wo und wann

sie

sie selbige erhalten, folgendes zu vernehmen.

Ad 1. Die beiden alten Frauenshemder sowohl, als das, was sie gegenwärtig am Leibe habe, hätte sie von guten Leuten, wo und wann, wisse sie nicht, geschenkt erhalten.

Ad 2. und 3. Das Kinderhemd und die kleinen Kinderstrümpfe hätte sie ebenfalls im Anfang des jetzigen Winters auf einem Dorfe von einer Frau geschenkt erhalten, welche sie um etwas Flicken angesprochen hätte.

Auf Vorhaltung, daß dieses Hemd und Strümpfe den Verdacht gegen sie errege, daß sie vielleicht ein Kind bei sich gehabt habe, oder selbst Mutter eines Kindes sey, erwiederte Arrestantin: „Sie habe kein Kind bei sich gehabt, viel weniger selbst eins gehabt, indem sie sich niemals so aufgeführet, daß sie hätte ein Kind kriegen können."

Befragt. Ob sie denn dergleichen Aufführung für unerlaubt halte?

Sie. Ja, das hätte ihr der alte Mann gesagt, welcher unter den armen Leuten gewesen, womit sie in ihrer ersten Kindheit umher gegangen wäre, auch dabei erwähnt, daß Gott dergleichen Aufführung strafe.

Ad 4. 5. und 6. Diese Sachen hätte sie schon vorlängst auf einem Dorfe, welches sie nicht weiter zu beschreiben wisse, und zwar die Töpfe und Schale von einem Topfmacher geschenkt erhalten.

Ad 7. Diese Krucke hätte sie schon lange in einem ihr unbekanten Dorfe von einer Frau für 4 pf. gekauft.

Ad 8. Die alten Schuh hätte sie ebenfalls einmal geschenkt erhalten, die neueren zugebundenen Schuh, welche sie jetzt an habe, aber, hätte sie in einem Flecken unweit Cassel, den Namen wisse sie nicht, für 20 mgr. gekauft. Bei der Bezahlung hätte sie dem Schuster, weil sie so viel nicht zusammen zählen könne, ihre gesamten damals bei sich habenden Pfennige hingegeben, welcher selbige gezählet und ihr gesagt, daß noch etliche an 20 gr. fehlten, die er ihr aber, ihrer Armuth wegen, schenken wolle.

Ad 9. Die gesammten bei sich habende Pfennige hätte sie nach und nach auf den Dörfern, durch welche sie gekommen wäre, gesammelt. Die eckigten darunter habe sie schon vor dem Winter in der Gegend von Rudolstadt, und die kleinen runden in der Gegend von Frankfurt erhalten. Zwei der letzteren gölten nur einen großen Pfennig. (Erstere sind sächsische und letztere vermischte Heller).

Ad 10. Die Tragekiepe, worin sie ihre geringen Sachen trage, hätte sie vor langer Zeit einmal in einer Stadt, die sie nicht mehr namhaft machen könne, für 10 Weißpfennige (jeden zu 9 pf. gerechnet) gekauft.

Ihre anhabende übrigen Kleidungsstücke wären ihr theils geschenkt, theils hätte sie solche, so alt und schlecht als

sie wären, gekauft, und erinnere sich nur von dem gestreiften Rocke, daß sie selbigen in einer nicht mehr nennbaren Stadt jenseit Cassel, für einige Groschen, den alten Strohhut aber in einem Flecken im Hessischen, welches sie nicht zu nennen wisse, vor 2 Sommern gekauft, und mit 3 Weißpfennigen bezahlt habe.

Weiter wisse sie von ihren Sachen nichts anzugeben.

Als die Arrestantin nun übrigens in allem bei ihrer gestrigen Aussage blieb, wurde selbige vorerst wieder in Arrest zurückgeführet, die von ihrer Person und tragenden Kleidungsstükken aufgenommene Beschreibung aber zur Einrückung in die öffentlichen Blätter abgesandt.

Fortsetzung.

Die in Arrest befindliche Vagabondin wurde vorgelassen, und durch möglichste Vorstellungen zugeredet, sich über ihre Herkunft, bisherigen Aufenthalt und Gesellschaft bestimmter, wie bisher, herauszulassen. Arrestantin versicherte aber mit anscheinend ungezwungener Freimüthigkeit, daß sie darüber unmöglich etwas mehreres sagen könne, als was sie desfalls vorhin angegeben, beantwortete auch die ihr dieserhalb geschehenen Fragen unverweilt eben so, wie sie es vorhin gethan hatte.

Befragt. Ob sie sich denn nicht zu erinnern wisse, an welchen Orten oder in welcher Gegend sie sich etwa seit einem Jahre vorzüglich aufgehalten?

Sie. Sie habe in den Tagen ihres Arrestes lange darüber nachgedacht, und erinnere sich so viel, daß sie im letzten Sommer eine Zeitlang in der Gegend von Rudolstadt von Ort zu Ort umhergegangen, von da aber in die Gegend von Frankfurt gekommen sey, und in selbiger den Hauptheil des Winters zugebracht habe. Von da wäre sie über Cassel in die hiesige Gegend gekommen, und erinnere sich, außer der erwähnten Städte, auch noch der beiden Städte Gießen und Marburg, durch welche sie auch einmal gekommen wäre.

Befragt. Ob sie von den von ihr besuchten Orten auch wohl einige mehrmalen besucht, und selbige nachher wieder erkant habe?

Sie. Ja, das mögte wohl seyn, jedoch erinnere sie es sich so recht nur von Frankfurt und einigen ihr nur nach der Aussicht aber nicht nach dem Namen bekanten Dörfer in dasiger Gegend.

Befragt. Ob sie, nachdem die armen Leute, mit welchen sie in ihrer Kindheit umhergegangen, sie verlassen, niemals in Gesellschaft anderer umhergegangen wäre?

Sie. Sie hätte zuweilen wohl ihres Gleichen, zumal in den Herbergen, angetroffen, und sich bereden lassen, mit selbigen weiter zu gehen, dieses aber immer sehr bald wieder aufge-

aufgegeben, und ihre Wanderschaft allein fortgesetzt, weil sie gefunden, daß sie sich in Ansehung der erhaltenden Almosen besser dabei gestanden habe.

Befragt. Ob sie gar keine Handarbeit vornehmen könne?

Sie. Vom Nähen verstehe sie weiter nichts, als daß sie wohl einen Flicken auf das Zeug setzen könne, und ihr Zeug, auch Strümpfe, so gut selbiges jetzt wäre, geflickt habe.

Knütten könne sie gar nicht, und spinnen nur so viel, als sie des Abends in den Herbergen, wo sie übernachtet, gelernet habe, als woselbst ihr die Leute oftmals **auf ihr Verlangen** ein Rad gegeben, ihr auch damit das Schlafgeld verdienen lassen. Arrestantin acceptirte das ihr hiebei geschehene Erbieten, daß man ihr ein Spinnrad mit etwas Flachs anschaffen und ihr das Spinnen im Arrest erlauben wolle, um so lieber, da sie nunmehr alle ihre Kleidungsstücke und Strümpfe so weit ausgeflickt hätte, daß alles heil wäre.

Befragt. Ob sie wohl mehrere Geldsorten kenne, und auf Vorzeigen verschiedener Stücke, kante die Arrestantin vorzüglich hessische einfache und doppelte Albus, auch gute Groschen und 3 mgr. Stücke hessischen und andern deutlichen Conventionsgepräges, ohne es bestimmter angeben zu können, woran sie selbige erkenne, als daß sie bei den guten Groschen sagte, „weil eine 4 und 2 darauf stünde." Arrestantin führte dabei an, daß sie die einzelnen Zahlen wohl kenne, aber nicht wisse, was selbige zusammengesetzt bedeuteten. Auf den Fingern könte sie bis 15 zählen.

Befragt. Ob sie nicht wieder aus dem Arrest entlassen zu werden wünsche?

Sie. Nur in so fern, als ihr die wenige Bewegung etwas ungewohnt vorkomme. Außerdem aber trage sie gar kein Verlangen zur Fortsetzung ihrer bisherigen Lebensart, wovon sie das Traurige immer mehr einsehe, und nichts mehr wünsche, als daß sich Jemand ihrer annehmen, und ihr das, was sie noch nicht wisse, lehren lassen möge.

Sie wolte auch gern bei einer Herrschaft für's Essen dienen.

Befragt. Ob sie ihrer seits noch etwas vorzutragen habe?

Sie. Nein, weiter nichts; worauf sie in den Arrest zurück geführet, sofort auch dafür gesorgt wurde, daß sie ein Spinnrad und Flachs zum Spinnen erhielt.

Fortsetzung.

Nachdem die Person der in Arrest befindlichen Vagabondin samt dem Hauptinhalt ihrer ersten Angabe, in den öffentlichen Blättern beschrieben, und mit der Bitte an jeden Orts Obrigkeiten ꝛc. bekant gemacht worden, dem hiesigen Amte die von derselben habende

hende Nachricht oder etwanigen Verdacht bald thunlichst zugehen zu lassen, dieserhalb aber von keinem Orte etwas eingelaufen war, noch auch sonstige Nachrichten von der Arrestantin eingezogen werden können; so wurde selbige heute nochmals vorgelassen, und anderweit zugeredet, über ihre Herkunft und bisherigen Aufenthalt bestimmtere Nachricht zu geben, und mit der Wahrheit heraus zu gehen.

Die Arrestantin blieb aber, Zuredens ungeachtet, bei ihren vorherigen desfalls geschehenen Aussagen, wiederholte auch ihren mehrmalen geäusserten Wunsch, statt Fortsetzung ihrer bisherigen Lebensart, in Religion und andern nützlichen Dingen unterrichtet zu werden, welches sie nun um so mehr wünsche, da sie es noch mehr einsehen lernen, daß man durch Arbeit durch die Welt kommen könne, und bei ihrem bisherigen Spinnen wahrgenommen, daß sie darin durch die Uebung schon eine bessere Fertigkeit erlanget habe.

Nachrichtlich wird hiebei bemerket, daß die Arrestantin seit dem 12ten d. M. mit vieler Emsigkeit beschäftiget gewesen, sich im Spinnen zu üben, die ersten Tage zwar nicht recht damit fertig werden können, es jedoch mittelst der dabei erhaltenen Anweisung schon so weit gebracht habe, daß sie nun schon ein Stück flächsen löppisch Garn spinnen, jedoch mit dem Haspeln des Gesponnenen noch nicht fertig werden kan.

Es hat sich die Arrestantin auch von ihrer Arretirung an, nach Zeugniß des Untervogts und der Wachen, unverändert ruhig betragen, und wiederholend Neigung spüren lassen, von Religion und andern Dingen mehrere Kenntniß zu erlangen. — — —

Nach den Gesetzen des Landes, in welchem sich dieser Vorfall ereignete, hätte nun zwar die Vagabondin unter der Bedeutung, bei Vermeidung schwerer Strafe, diese Lande nicht wieder zu betreten, über die Grenze gebracht werden müssen. Allein, nach allen vorgekommenen Umständen, fand die menschenfreundliche Regierung desselben sich bewogen, vor dasmal eine Ausnahme zu machen.

Es ward demnach die Verfügung getroffen, diese C** U** vorerst bei guten Leuten unterzubringen, damit sie vorläufigen Unterricht in der Religion, dem Lesen und einigen groben weiblichen Handarbeiten erhalten, und demnächst ihr Brod selbst verdienen möge.

Hannoverisches Magazin.

35tes Stück.

Freitag, den 1ten Mai 1789.

Gründliche Nachrichten von dem Zustande der Negersklaven in den holländischen Kolonien in Amerika.

Da ich länger denn 16 Jahre auf den Plantagen in den holländischen Kolonien in Amerika zugebracht habe, so kan ich jetzt als ein Augenzeuge auftreten, und mit Grunde alles das behaupten, was ich hier den Lesern von dem Zustande der dortigen Negersklaven mittheile. Ich kan erweisen, daß die Behandlung dieser Neger weit besser ist, als man hier gewöhnlich glaubt.

Eigentlich kan man diese Neger nur als Leibeigene ansehen, welche für ihre Herren so lange arbeiten, bis sie entweder der Tod, oder Altersschwachheit, davon befreiet. Sie verrichten nur mäßige Arbeiten, welche ihnen von ihren Herren dadurch reichlich vergolten werden, daß selbige für ihren Unterhalt aufs beste sorgen. Die Neger auf den Plantagen sind nicht geschlossen, sondern sie haben ihre Freiheit eben so gut, wie hiesige Tagelöhner, oder Hausgesinde. Sie haben räumliche, gesunde und bequeme Wohnungen, die so eingerichtet sind, daß jede Familie für sich wohnt. Gartengewächse haben sie im Ueberfluß. Es wird desfalls ein großes Stück Landes dazu bebauet, welches man einen Kostgrund nennet, und dieses muß auf Kosten ihres Herrn stets im Stande erhalten werden. Vier mal im Jahr erhalten die Neger von ihren Herren ein jeglicher eine ziemliche Portion Rauchtaback, kurze Pfeifen, gesalzenes Fleisch, oder gesalzene Fische, und auch Salz. Der Sonntag ist ihnen von der Obrigkeit frei gegeben, um nicht zu arbeiten. An diesen Tagen gehen viele auf die Jagd, oder Fischerei, und können mit leichter Mühe so viel Wild oder Fische erhalten, daß sie zu ihrem Gemüse die ganze Woche hindurch mit ihrer Familie davon zu zehren haben. Auch an jedem Tage in der Woche, wenn sie ihre Arbeit verrichtet, können sie sich dies Vergnügen machen. Jeder Negerhaushaltung erlaubt man ferner, sich ein oder zwei Schweine aufzuziehen, und solche entweder zu verkaufen, oder zu verzehren. Auch hat jeder eine Anzahl Federvieh, und sie lösen für

Enten, Hüner und Eier manchen Gulden, weil alles dieſes in der Stadt theuer bezahlt wird.

Alle 3 oder 4 Wochen werden den Negern auch Luſtbarkeiten erlaubt, die gewöhnlich die Nacht vom Sonnabend auf den Sontag dauern. Sie tanzen bei ſelbigen nach ihrer Muſik u. d. gl. und ihre Herren geben ihnen alsdenn einige große Flaſchen Rum oder Ratafia und Sierop dabei zum Beſten.

Die Kleidung der Neger, welche ſie alle Jahr erhalten, beſteht in folgendem: Männer und Weiber bekommen ein jeder einen neuen Hut, einen von blauem Büffel, oder grobem Tuch gemachten Regenrock, 2 Hemder, 8 Ellen weißes und 6 Ellen buntes Linnen. Die Weiber bekommen noch außerdem 6 oder 8 Ellen bunten Catun. Schwarze Aufſeher, Handwerksneger, und Hausgeſinde, erhalten noch etwas mehr denn jene. Die Kinder bekommen ebenfalls die benöthigten Kleidungsſtücke.

Uebrigens gehen die Neger alle barfuß, weil ſie eines Theils als Sklaven keine Schuh und Strümpfe tragen dürfen, andern Theils aber ihnen ſolche wegen der großen Hitze nur zur Laſt ſeyn würden. Ich weiß Beiſpiele, daß viele Freineger in der Stadt, ohnerachtet es ihnen erlaubt war, Schuh und Strümpfe zu tragen, doch aus Gewohnheit lieber barfuß gingen.

Bei den Negern herrſcht, in Anſehung ihres Anzugs, ein großer Stolz. Diejenigen, die einige Vorzüge vor andern zu haben vermeinen, wiſſen ſich gewöhnlich des Sonn- oder Feſttages durch manchen komiſchen Anzug auszuzeichnen, weil ihnen ihre ordinaire Kleidung an ſolchen Tagen zu ſimpel ſcheint. Jeder ſchaft ſich daher nach ſeinem Vermögen ein beſonderes Ehrenkleid an, welches er gewöhnlich aus den Trödelbuden in der Stadt kauft, und ſich in dieſem Anzuge eine ziemlich erhabene Miene zu geben weiß. Der Anzug einiger Mullatten- und Negermädchen iſt dagegen recht artig, und dabei koſtbar. Wenn den Negern auf einen Sonn- oder Feſttag Luſtbarkeiten erlaubt werden, zeigen ſich die jungen Mullattinnen und Negerinnen in ihrem völligen Schmucke. Alle Sklaven tanzen alsdenn vor dem Wohnhauſe ihres Herrn, unter freiem Himmel eine Zeitlang, und man erblickt hier unter den Tänzerinnen Mädchen, die in feinen Chitz oder Neſſeltuch gekleidet ſind, eine koſtbare aus 3 auch wohl 4 Strängen beſtehende goldene Halskette tragen, an welcher vorne auf der Bruſt 6 ſchwere Goldſtücke herabhängen. Andere ſind mit goldenen Ohrgehängen und köſtlichen Haarnadeln geziert, und an den Enkeln ihrer Füße prangen Dukaten, die mit feinen Granatcorallen umſtrickt ſind. Der ganze Schmuck eines ſolchen Mädchens kan leicht 200 Gulden werth ſeyn. Es bekomt dieſe Koſtbarkeiten von ſeinen weißen Liebhabern (mehrentheils Europäern) geſchenkt, die ſich dadurch die Gunſt

dieſer

dieſer Nimphen zu verſchaffen ſuchen. Gewöhnlich dauern dieſe Liebſchaften nur ſo lange, als der Weiße im Stande iſt, ſelbige durch immer neue Geſchenke zu unterhalten. Viele Weiße gerathen durch dergleichen öftere Abwechſelungen zuletzt in die äuſerſte Armuth.

Die Heirathen der Neger geſchehen ohne alle Cerimonien und ohne prieſterliche Einſegnung. Das Paar, welches bereits unter ſich eine ſolche Verbindung feſtgeſetzt hat, bittet den Pflanzer oder Direkteur um deſſen Einwilligung zur Heirath, welche es auch ohne alle Schwierigkeiten erhält, und nun iſt es getrauet.

Einige ſolcher Verbindungen hören nur mit dem Tode auf. Viele hingegen trennen ſie aus Liebe zur Veränderung bald wieder. Es giebt Negerinnen, die über 10 Jahr fruchtbar bleiben, und in ſolcher Zeit 8 bis 9 Kinder gebähren, wovon nur wenige frühzeitig ſterben, die mehrſten hingegen heranwachſen, und dem Eigenthümer nützlich werden. Es giebt aber auch Negerinnen, welche ſchon mit dem dritten Kinde zu gebähren aufhören.

Eine Wöchnerin, welche erſt niedergekommen, muß ihr Kind, nachdem es 2 oder 3 Wochen erreicht hat, in Begleitung der Hebamme, dem Direkteur vorzeigen, welcher dem Kinde, ohne daß es getauft wird, einen Namen giebt, und dieſen gleich in die Sklavenliſte mit einſchreibt; die Mutter wird alsdenn mit Kleinigkeiten beſchenkt, um die Sorge für ihr Kind dadurch aufzumuntern.

Auf jeder Plantage wird auch für die kranken Sklaven geſorgt, und in einem dazu wohl eingerichteten Krankenhauſe einem jeden die erforderliche Arznei und übrige Verpflegung gehörig gereicht.

Wenn Neger alt und zu fernern Arbeiten unfähig werden, ſo ſind ſie für ihre übrigen Lebenstage von aller Arbeit frei, und genießen bis an ihren Tod ihren Lebensunterhalt.

Lohn an Gelde, erhalten die Neger zwar nicht, weil ſie alles, was zu ihrem Unterhalt gehört, von ihren Herren bekommen, dennoch giebt es Neger, die ſich durch Erſparung in vielen Jahren 1 bis 200 Gulden ſammeln; dagegen andere, die faul und verſchwenderiſch ſind, nichts aufzuweiſen haben, und ſich mit demjenigen begnügen müſſen, was ihr Zuſtand mit ſich bringt.

Stirbt ein Sklave, ſo wird er auf eine feierliche Art begraben. Er bekomt einen Sarg, und hat er in ſeinem Leben auf der Plantage Vorzüge gehabt, ſo iſt der Sarg auch etwas koſtbarer eingerichtet. Das Leichenbegängniß nimt Nachmittags um 4 Uhr ſeinen Anfang. Alle Sklaven von der Plantage, und auch zum Theil aus der Nachbarſchaft, folgen der Leiche, und ſtimmen Klaglieder über den Verluſt des Verſtorbenen an, die durch dumpfige hölzerne Trommeln und das Schlagen an einen eiſernen Ladeſtock accompagnirt werden.

Es iſt dieſes eine Trauermuſik, welche durch ihre Disharmonie das Herz eines Europäers ſchauderlich rühren würde.

Die Leiche wird, ehe ſie nach dem Kirchhofe komt, vor jedes Negerhaus getragen, damit der Verſtorbene erſt von jedwedem Abſchied nehmen könne. Einer der Anverwandten ſpricht im Namen des Todten, und bittet jeden im Hauſe, daß, wenn der Verſtorbene in ſeinem Leben ihn etwa beleidiget hätte, er ihm nunmehr ſolches verzeihen, und keinen weitern Haß gegen ihn haben mögte, damit ſich ſein Geiſt beruhigen könne. Die Neger glauben die Unſterblichkeit der Seele, und meinen, ſo lange der Todte noch nicht begraben ſey, ſchwebe deſſen Geiſt über dem Sarge, und beobachte genau, ob das Cerimoniel mit dem Verſtorbenen von den Anverwandten auch pflichtmäßig beobachtet werde.

Wenn der Verſtorbene bei jedem Abſchied genommen hat, wird er nunmehr auf den Kirchhof getragen. Der Zug tanzt einige mal um das Grab herum, ſenkt alsdenn die Leiche in die Gruft, und geht nun wieder nach Hauſe. Die nächſten Anverwandte des Verſtorbenen pflegen gewöhnlich auf ein halbes Jahr die Traner anzulegen. Sie ſcheeren ſich das Haar vom Kopfe, und bekleiden ſich während der Trauer mit ſchwarzblauem Catun. So bald die Zeit der Trauer zu Ende iſt, ſtellen die Anverwandte dem Verſtorbenen zu Ehren ein Gaſtmal an, und dieſes unter dem Schall ihrer Trommeln und andern Inſtrumente. Es werden hiezu Schweine und Hühner geſchlachtet, und des Nachts um 12 Uhr bringen ſie einige Schüſſeln mit Speiſe, nebſt einer Bouteille Ratafia nach dem Grabe des Verſtorbenen, in der thörigten Meinung, denſelben noch einmal zu guter letzt zu traktiren. Einer von der Verwandſchaft bläßt dreimal in ein großes Horn, redet alsdenn den Verſtorbenen an, und ſagt: wir bringen dir noch einmal zu eſſen und zu trinken, wir haben die Trauer vollbracht, und alles gethan, was unſere Schuldigkeit von uns forderte, ſey nunmehr ruhig, und komm niemals wieder, um deine Anverwandten zu beunruhigen. Hierauf geht der ganze Zug wieder nach Hauſe, und das Eſſen, ſo auf das Grab für den Verſtorbenen geſetzt wird, wird nachher von einigen Negern, welche nicht mit zum Gaſtmale eingeladen worden, heimlich weggetragen und verzehrt, oder auch von Hunden geſtolen.

Daß der Verſtorbene die Speiſe, die ihm auf das Grab geſetzt wird, verzehre, glauben nur einige einfältige Neger. Die vernünftigern thun es bloß in der Abſicht, um den Gebrauch ihrer Vorfahren zu beobachten, und betrachten dieſe Speiſe wie ein Opfer, welches ſie der Seele des Verſtorbenen darbringen.

Die Neger ſchleppen ſich mit vielen Mährchen von Erſcheinungen der Verſtorbenen, und ſie ſind überhaupt dem

dem Aberglauben sehr ergeben. Viele sind der Abgötterei zugethan, und beweisen einem gewissen großen Baume, der unter dem Namen des Kattentriebaums bekant ist, göttliche Ehre. Sie opfern selbigem Speise und Trank, und verrichten ihre Andachten bei ihm. Dieser Abgötterei unerachtet, glauben doch die mehrsten an einen allmächtigen, einigen Gott, der im Himmel wohne, alles erschaffen habe, ein Beherrscher aller übrigen irdischen Gottheiten und der ganzen Welt sey, der den weißen Menschen bessere Talente verliehen, als den schwarzen, alles so weislich geordnet habe, daß jene über diese zu gebieten hätten, und der sich jedesmal in einem Donnerwetter hören ließe, so oft die Menschen sich durch Uebertretungen bei ihm versündiget hätten, u. s. w.

Einige Neger glauben ein zukünftiges Leben, andere hingegen eine Seelenwanderung, doch mit dem Unterschiede, daß der Geist des Verstorbenen in einen menschlichen, aber nie in einen thierischen Körper wieder überginge.

Beim Eulengeschrei haben die Neger den nemlichen Aberglauben, den bei uns der gemeine Mann dabei hat. Die Eule ist ihnen ein Vorbote des Todes, der den Kranken fordert, auf dessen Dache sie des Nachts ihre Stimme hören läßt.

Da die mehrsten Neger, die von Afrika nach Amerika herüber gebracht werden, nur als ein rohes Volk angesehen werden können, das erst aus dem Stande der Wildheit trit, so erfordert es auch die Nothwendigkeit, durch gesetzmäßige Strafen die Widerspenstigen in den Schranken ihrer Pflichten zu erhalten. Die Widerspenstigen also und solche, die sich sonst übel betragen, werden nach dem Maaß ihres Verbrechens, nach den Landesgesetzen mit einer vorgeschriebenen Zahl Peitschenstreiche bestraft.

Diese Strafe kan nicht für zu hart und unmenschlich gehalten werden, wenn man bedenkt, daß auf den Schiffen in ähnlichen Fällen die Matrosen und Soldaten, statt der Peitsche, mit einem Stück Schiffstaue gezüchtiget werden.

Nur solche Neger werden mit Ketten beschwert, die sich diese Strafe durch schwere Verbrechen selbst zugezogen, und sich des Todes schuldig gemacht haben. Letztere werden geschlossen der Justiz übergeben; denn, nach den Landesgesetzen ist es keinem Eigenthümer erlaubt, über das Leben seines Sklaven zu disponiren, und diejenigen Eigenthümer, die die Grenzen dieser Gesetze übertreten, und selbst solche Todesstrafen vollziehen wolten, würden sich dadurch bei der Landesobrigkeit die strengste Ahndung zuziehen. Es steht überdem jedem Neger frei, wenn er auf der Plantage ungerechter Weise mishandelt worden, heimlich nach der Stadt zu gehen, und seine Beschwerden bei dem Rathfiscal vorzutragen, da alsdann der Schuldige, ohne Ansehen der Person, strenge bestraft wird. Negern, die sich

durch ihr gutes Betragen auszeichnen, und ihre Arbeit treulich verrichten, wird niemals ein übles Wort geſagt, und noch vielweniger werden ſie je beſtraft.

Auf den Kaffeeplantagen ſind jährlich 2 Ernten, jede währt ungefehr 10 Wochen. In dieſer Zeit müſſen die Neger des Abends beinahe bis 9 Uhr arbeiten, weil ſie den Vorrath vom Kaffee, der mit jedem Tage geſammelt und zu Hauſe gebracht wird, auch jeden Abend auf einem großen Steinpflaſter von ſeinen Hülſen reinigen müſſen, damit er den folgenden Tag kan getrocknet und auf den Boden gebracht werden. In der übrigen Zeit zwiſchen den Ernten iſt die Arbeit ſehr leidlich, und können fleiſſige Neger, denen täglich eine gewiſſe Arbeit aufgegeben wird, des Nachmittags um 3 Uhr damit ſchon fertig ſeyn, da ſie alsdenn ihren eigenen Angelegenheiten oder Vergnügen nachgehen können. Auf den Zuckerplantagen iſt die ſchwerſte Arbeit in den Zuckermühlen; allein, um auch dieſe ihnen zu erleichtern, ſo werden ſie darin alle 12 Stunden abgelöſet, und können alſo die folgenden 12 Stunden wieder ausruhen. Ueberhaupt ſtellt man ſich hier zu Lande die Arbeiten der dortigen Plantagenneger weit ſchlimmer vor, als ſie im Grunde ſind.

In den holländiſchen Kolonien befinden ſich wenigſtens 100,000 Negerſklaven, die ſich einer guten Behandlung zu erfreuen haben. Daß die Franzoſen ihren Sklaven ebenfalls menſchlich begegnen, weiß ich zwar nicht aus eigener Erfahrung, allein, es iſt mir von glaubwürdigen Leuten, welche ſich auf Martinique und St. Domingo eine Zeitlang aufgehalten, verſichert worden, und zwar ſollen ſich dort einige Pflanzer in der guten Behandlung ihrer Sklaven, noch vor den holländiſchen Pflanzern auszeichnen.

Auf den däniſchen Inſeln ſoll ebenfalls eine gute Ordnung, zum Beſten der Negerſklaven, unterhalten werden.

Nach den jüngſten Nachrichten (wenn ſie wahr ſind) wären alſo die Engländer wohl die einzigen, die ihre Sklaven grauſam und übermäßig hart behandeln. Da ſie aber ſelbſt den größten Schaden davon haben würden, ſo iſt dies ſchwerlich zu glauben. Daß einige Herren ihren Sklaven mit mehrerer Härte begegnen, als andere, iſt zwar wahr, allein, im Ganzen genommen, trift man doch bei den mehrſten engliſchen Pflanzern auch Menſchlichkeit an.

Die Nachrichten, die zu Zeiten hier einlaufen, und der Grauſamkeiten erwähnen, die in den dortigen Kolonien an den Negern verübt werden ſollen, ſind zu voreilig geſchrieben, und ſcheinen von ſolchen Verfaſſern herzurühren, welche verſchiedene Kolonien beſuchen, um ſich das Merkwürdige zu notiren, die vieles nur oberflächig beſchauen, ohne den wahren Grund der Landesverfaſſung zu kennen.

Ein

Ein solcher Fremder, der sich kaum einige Tage in der Kolonie umgesehen, siehet z. B. einen schwarzen Missethäter, der durch 2 Peitschen in seiner Gegenwart ziemlich gestriegelt wird; sein Mitleiden wird dadurch rege gemacht, er schreiet es für die gröſte Tirannei aus, ohne zu wissen, daß ein solcher Verbrecher der ärgste Böſewicht ist, und vielleicht den Galgen verdient hätte, wenn ihn sein Herr nicht aus Eigennutz davon befreiete. Siehet der Fremde dagegen einen Soldaten, der durch die Spieſsruthen läuft, so bleibt er bei dieser Strafe weit gleichgültiger, als bei der, die an dem Neger vollzogen wurde. Treibt diesen Fremden die Neugierde weiter, um auch die Plantagenfelder zu beschauen, so siehet er hier eine Anzahl von 1 bis 200 Arbeitern beiderlei Geschlechts, welche unter der Aufsicht einiger Anführer beobachtet werden, wobei diejenigen Neger, welche faul und widerspenstig sind, zuweilen durch einige Streiche mit der Peitsche zu ihrer Schuldigkeit verwiesen werden; dies ist abermals ein Gegenstand des Mitleidens für ihn. Einen halb nackenden armen Schwarzen um einer solchen Kleinigkeit willen zu prügeln, hält er für äuſserst hart, und freilich muß es auch einem Unerfahrnen etwas auffallend seyn; allein, wenn man erwägt, wie sauer und noch weit mühsamer es sich ein hiesiger Landmann muß werden lassen, seinen Acker zu bestellen, und wie empfindlich es ihm seyn würde, wenn seine Leute, anstatt zu arbeiten, die Zeit mit Faullenzen hinbrächten, so wird schon vieles von der vermeintlichen Härte wegfallen. Und dann so werden ja unsere Soldaten gleichfalls, wenn sie im Dienst was versehen, mit Schlägen bestraft. Solten also boshafte und widerspenstige Neger hievon befreiet bleiben, welche von ihren Herren, ohne das Kaufgeld zu rechnen, Zeitlebens unterhalten werden müssen, und von denen es der Eigenthümer als ein Recht fordern kan, daß sie ihm durch mäßige Arbeiten die Kosten für ihren Unterhalt wieder ersetzen?

Ueberhaupt sind **Belohnungen** und **Strafen** die zwei Hauptregeln, welche auf den Plantagen bei dem Sklavenstande beobachtet werden müssen, denn durch die ersten erhält man die guten Neger stets bei einer treuen und fleiſsigen Laune, und durch die zweiten müssen die bösen und widerspenstigen, sowohl aus Schaam, als auch aus Furcht vor der Strafe, endlich dem Beispiel der guten Neger folgen.

Es stirbt zwar jährlich eine ziemliche Anzahl Neger auf den Antillen, allein, dieses ist nicht allemal der harten Behandlung der Europäer gegen ihre Sklaven beizumessen, sondern auf den Indigopflanzungen schreibt man es gröſtentheils der Bearbeitung des Indigo zu, welcher einige Zeit in einem groſsen Behältniß eingeweicht wird, und jeden Morgen, um den-

denſelben zu läutern, durchgearbeitet werden muß, dabei alsdenn ein giftiger Dampf aufſteigt, der für die Geſundheit vieler Neger höchſt gefährlich ſeyn und deren Tod befördern ſoll.

Münder. E. C. Voltemeyer.

Eine bei dem Blutbade in der Stadt Oczakow im December 1788 gemachte Bemerkung.

Aus dem Briefe eines ruſſiſchen Officiers.

Des Mordens war kein Ende. Aber dabei ward gar nicht geſchrien; man hörte dann und wann höchſtens ein dumpfes Gemurmel, oder das ängſtliche Geſchrei einer Frau. Hundert Bajonetſtiche gab man von unſerer Seite immer gegen einen einzigen Flintenſchuß. Aber, das Sonderbarſte für mich war die Phyſiognomie und Stellung der Erſchlagenen. In warmer Jahrszeit liegt ein im Streite Erſchlagener, ſo grimmig auch der Streit geweſen ſeyn mag, mit einer eben ſo ſanften Phyſiognomie auf der Erde, als ein ruhig Verſtorbener auf ſeinem Sterbebette oder in ſeinem Sarge. Nicht ſo fand ich die Todten auf den Straſſen von Oczakow. Die Hitze unſers Gefechts brachte, natürlicher Weiſe, Blut und Lebensgeiſter in die äußerſte Wallung; aber die erſchreckliche Kälte dieſes Tages, der in ganz Europa der kälteſte Tag des ganzen vorigen Winters geweſen ſeyn ſoll, machte hier, im Augenblicke des Todes, eine ganz beſondere Wirkung. Mit eben den Geſichtszügen, mit welchen ein Ruſſe oder Türke die tödtliche Wunde erhielt, blieb er auch liegen. Mit ſeiner letzten Gebehrde, mit dem letzten Ausdruck ſeines Geſichts, lag er da, wie verſteinert. Manche ſah ich liegen, als wenn ſie den Augenblick aufſpringen wolten; ſie hatten noch ihre völlige Lebensfarbe. Einen Türken ſah ich, deſſen Andenken bei mir nie erlöſchen wird. Er lag auf dem Rücken. Das rechte Bein war ſteif in die Höhe geſtreckt; beide Arme aus einander; Hände und Finger in einer Stellung, als wenn er etwas ergreifen wolte; der Kopf etwas vorwärts; das linke Auge auſſerordentlich ſtarr; das Weiße des Auges rund von dem ſchwarzen Augapfel fürchterlich abgeſondert; durch das rechte Auge hatte er einen Bajonetſtich; der Mund war weit aufgeſperret, ſo, daß man tief in den Rachen ſehen konte; die Zunge ſtand. So wie ich dieſen ſah, ſo ſah ich mehrere Tauſende!

Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 4ten Mai 1789.

Ueber die Ausrottung der Kinderpocken.

Nil mortalibus arduum.

Horat.

Unter allen uns bekanten Krankheiten des menschlichen Geschlechts ist gewiß keine verwüstender als die Kinderpocken. In der Stadt London starben im 1752ten Jahre 3538 Personen an dieser Krankheit, und in einer Zeit von 44 Jahren wurden in ganz England 80505 Personen ein Raub eben derselben. Diese Verwüstung ist größer als die, welche die Pest angerichtet hat. Welcher Menschenfreund beklagt es nicht, so viele junge Kinder in ihrer ersten Blüthe entweder hinfallen, oder doch ganz verstellt und ihrer Schönheit beraubt zu sehen? Welches Vater- und Mutterherz überfällt nicht eine ängstliche Furcht bei dem Gedanken: deine Kinder haben diese gefährliche Krankheit noch nicht überstanden, wer weiß ob sie nicht ein Opfer derselben seyn werden. Solte es nicht natürlich seyn, daß man daher auf alle nur ersinnliche Mittel denkt, um einem so verheerenden Uebel vorzubeugen, und es, wo möglich, ganz zu vertilgen und auszurotten? Lange Zeit haben die Aerzte über diesen Gegenstand geschrieben. Wie viele Streitschriften sind nicht darüber besonders in diesem Jahrhundert gewechselt! Man hielt die Krankheit für eine Pest, deren gänzliche Ausrottung man zu bezweifeln anfing, und die noch bis auf diese Stunde bezweifelt wird. Man wolte wenigstens einer Krankheit ihr erschreckliches Gift nehmen, die nun nicht mehr, wie man wähnte, zu vertilgen war. Man verfiel auf die Inoculation. Wahrlich eine traurige Wohlthat für das Menschengeschlecht! Man propfet seinen Kindern vorsetzlich die Pest ein, um sie unschädlicher zu machen, weil sie doch ganz unvermeidlich ist. Ich habe nichts gegen die Inoculation unter dieser Voraussetzung. Ich selbst habe sie zweien meiner Kinder geben lassen, und billige sie noch mit gehöriger Einschränkung, obgleich das eine Kind aller

treuen Bemühungen des Arztes unerachtet kaum der Todesgefahr entgangen ist. Aber hart ist es doch für Aeltern, ihre Kinder, die in voller Blüthe sind, einer Krankheit zu überliefern, die so grausam in ihren Adern wüthen kan. Wie? wenn nun aber ein Menschenfreund aufträte, und augenscheinlich darthäte, daß die gänzliche Ausrottung dieser Krankheit nicht so unmöglich wäre, als man bisher geglaubt hat. Wie? wenn er zeigte, daß ein dem Menschen angeborner Blatterkeim unerweißlich sey, daß diese Krankheit sich erst seit dem sechsten Jahrhundert in Europa gezeigt habe, daß sie vermuthlich durch die Verbindung des Handels aus dem Innern von Afrika und von da nach Asien zu uns übergegangen sey, daß sie eben so wie die Pest und der Aussatz in den Kreuzzügen blos durch Ansteckung sich verbreitet habe, und daß also derselben auf eben die Art wie der Pest gewehret werden müsse; wäre der Mann, der das erwiese, nicht ein Wohlthäter des Menschengeschlechts, verdiente der bei der Nachwelt nicht das herrlichste Monument?

Sarcone heißt dieser edle Menschenfreund, Professor der Arzneigelahrtheit in Neapoli. Er trat schon vor 1773 auf, wandte sich an Fürsten und Könige als Schutzgötter der allgemeinen Wohlfahrt, und forderte sie auf, Gesetze zu geben, wodurch die Nationen vor dem Anfall dieser ansteckenden Seuche gesichert werden mögten, Gesetze, wie man sie gegen die Pest und gegen den in den Kreuzzügen sich ausbreitenden Aussatz gemacht hat.

Aber wie ist's möglich, sagt der treue und unermüdete Uebersetzer der von Sarcone herausgegebenen Schrift, der Herr Hofmedicus Lentin, daß ein so wichtiges Werk, ein auf Geschichte, Erfahrung und Vernunft gegründeter Entwurf, die Kinderpocken, eine Krankheit, die dem menschlichen Geschlechte viele Jahrhunderte hindurch einen nie zu verschmerzenden Tribut aufgelegt hat, und uns noch jetzo reichlich zehntet, **auszurotten**, ein Buch, dessen Plan und glückliche Ausführung — um alles zu sagen — den Beifall eines Hallers erhielt, so wenig gekant, noch weniger beherziget werden, ja gar in Vergessenheit hat gerathen können? Nicht anders weiß ich mir dies zu erklären, als daß dieses Denkmal des menschlichen Verstandes und allgemeinen Patriotismus zwar hin und wieder in den Büchersammlungen der Deutschen aufgestellt, der heroische Zweck desselben aber andern **frommen Wünschen** gleich geachtet worden ist. Hat aber die Uebersetzung, wofür wir dem für das allgemeine Beste so thätigen Herrn Hofmedicus vielen Dank schuldig sind, ein besseres Schicksal gehabt? Worin müßte wohl die Ursache hievon zu suchen seyn; Ich vermuthe darin, daß dieses Werk, so wie die meisten mediciniſchen Bücher, wenn gleich in mediciniſchen Journalen bekant gemacht, doch im gelehrten mediciniſchen Zirkel geblieben, nicht

nicht in Volksschriften angekündigt worden, nicht zu den Ohren des Publikums, besonders zu denen, die das Ruder des Staats führen, gekommen ist. Freilich komt noch jene andere Ursache hinzu, die der Herr Ueberseszer mit anführt. Man liest dergleichen Sachen; aber man zählet sie zu den frommen Wünschen, die nicht zu realisiren sind. Wer weiß nicht, wie viel dazu gehört, wenn man sich von einmal gefaßten Vorurtheilen losmachen soll. Es ist nun einmal nicht anders, unsere Kinder müssen Blattern haben. Bei uns ist wenigstens unter der feinen Welt Inoculation schon so weit gediehen, daß sie zur Mode worden ist. So bleibt es also beim Alten, wenn man es nicht etwa glücklicher weise dahin bringen kan, daß Sarcone's Name und mit ihm Ausrottung der Kinderpocken in allen Modejournalen und in allen Volksschriften erschallt. Ein Anfang dazu ist schon gemacht. Mit großem Vergnügen laß ich vor einiger Zeit im deutschen Merkur Nov. Dec. 1780 eine vortrefliche Abhandlung des Herrn D. Husland in Weimar über die Ausrottung der Kinderpocken aus den triftigsten Beweisen, das heißt, aus Beweisen aus der Geschichte belegt. Wiederum fand ich in den gött. gel. Anzeigen 22tes St. v. J. 1789. S. 210 bemerkt, daß der Herr Hofmedicus Vogel in seinem medicinischen Handbuche der praktischen Arzneiwissenschaft die Sache aufs neue angeregt und behauptet habe, daß man die Pocken eben so gut abhalten könne wie die Pest. Dieses machte mir zu dem Vorhaben, welches ich schon lange faßte, aufs neue Muth. Solte sich denn nicht, dachte ich, das Publikum endlich einmal aus seinem Schlummer aufwecken lassen? Und wie wird dies besser geschehen, als wenn man diese Vorstellung in eine Volksschrift überträgt, die in unserm Lande so allgemein gelesen wird, als das beliebte hannover. Magazin? Solten dadurch nicht andere Menschenfreunde bewogen werden, in allen Journalen, Zeitungen, Volks- und Modeschriften auszurufen: Ihr Fürsten und Könige helft uns dies schreckliche Uebel vom Erdboden vertilgen, ihm wenigstens, wie der Pest, durch weise Gesetze Einhalt zu thun. Mögte diese Stimme so stark durchdringen, daß jedes Volk, jede Nation die Bitte vor den Thron brächte: Man befreie uns von dem schrecklichen Gifte, man rotte die Blattern aus. Ich hoffe, jeder Redliche wird mit mir einstimmen, und beitragen, was Menschenliebe vermag a).

In dieser Hofnung liefere ich aus des Herrn Michael Sarcone Schrift von den Kinderpocken, und der Noth-

a) Eben da ich dies schreibe, finde ich, daß der um die Aufklärung so verdiente Herr Salzmann in seinem Carl von Carlsberg 6ten Th. S. 152 f. eben diesen Gegenstand zur Ueberzeugung empfohlen hat.

wendigkeit, die Ausrottung derselben zu versuchen, aus dem Italiänischen übersetzt, und mit Anmerkungen vermehrt von D. L. F. B. Lentin. Göttingen bei Dietrich 1782. einige von den wichtigsten Sätzen, die das Publicum in einer so wichtigen Angelegenheit interessiren, wozu mich der gelehrte Herr Uebersetzer selbst aufgemuntert hat.

Herr Sarcone hat zwei Memoires vorangeschickt, in denen er einen allgemeinen Begrif von den verschiedenen Arten Pocken giebt, und über die Eigenschaften der Ansteckung selbst raisonnirt. Sodann folgt das Werk selbst, dessen ersten Theil ich hier vor mir habe (denn die übrigen sind meines Wissens der Welt noch nicht mitgetheilt) wovon ich hier das Resultat kurz zusammendrängen will.

Eine der wichtigsten Behauptungen scheint mir zuvörderst folgende zu seyn, die Sarcone §. 206 vorträgt:

1) Niemand kennet die innere Natur des Blatterngifts. Worin sie eigentlich bestehe, ist uns eben so unbekant, so wie wir in der Erkenntniß der geheimen Art höchst unwissend sind, wie sich alle die Dispositionen in uns erzeugen, welche erforderlich sind, um in eine hitzige ansteckende Krankheit zu verfallen. Wir wissen blos, daß die Pocken eine höchst ansteckende Krankheit sind, und daß ein Mensch, was für Veränderungen auch mit ihm in Ansehung des Alters, der überstandnen Seuche, des unterschiednen Klima's und der verschiedenen Lebensart, vorgegangen seyn mögen, niemals ganz sicher sey, entweder die Pocken von neuem zu bekommen, oder wenn das nicht ist, doch einen andern beträchtlichen Nachtheil an seiner Gesundheit leiden zu können, wenn er sich mit Unvorsichtigkeit angesteckten Personen nahet, oder häufig mit Blatterkranken umgehet. (§. 30, 85.)

2) Um desto mehr muß man sich also wundern, wenn man darüber so dreist entschieden hat, daß in jedem Menschen ein gewisser angeborner Keim, oder eine Substanz der Pockennahrung zu finden sey. Man nahm zu verschiedenen Hypothesen seine Zuflucht, die aber mehr in einer fruchtbaren Einbildungskraft, als in der Wahrheit selbst ihren Grund hatten.

Das erste System, dessen Vertheidiger Hunauld war, betrift den Lehrsatz, nach welchem die Pockenkrankheit für eine Abschäumung (despumatio) des menschlichen Bluts gehalten wird, jener völlig ähnlich, welche man sich bei gährendem Weine vorstellen muß, dadurch er gereiniget wird, damit er nicht in ein abgeschmacktes Getränk ausarte. §. 191. Herr Hunauld nimt zur Vertheidigung dieses Systems im menschlichen Körper einen Saft an, der nur in den Pflanzen anzutreffen ist, und dichtet ihm Eigenschaften an, welche die Vernunft, die Chemie des menschlichen Körpers, und die Erfahrung als hypothetisch und falsch verwirft.

Das

Das zweite System ist das der Entwickelung, welches J. G. Hahn mit verführerischer Gelehrsamkeit und kunstreicher Erfindung aufs Tapet brachte, die aber offenbar der einfachen Schönheit der Natur nicht anpassend war. Die Blattern sind nach ihm, das, was bei den Bäumen die Augen sind, die sich entwickeln. — Also ein Keim, der den Körper nicht entfaltet, wie bei den Pflanzen, sondern ihn **aufreibet und zerstöhrt**, welcher Widerspruch! Ein Keim, dessen Entfaltung man bewürken kan, wenn man will, und der sich vielleicht erst entwickelt, wenn der Körper schon im Welken ist, welch ein Widerspruch! §. 195.

Es war genug, daß die Aerzte die Pocken für das menschliche Leben nothwendig und unzertrennlich hielten, um in der Phantasie der Menschen die Nothwendigkeit eines Keims in unserm Körper zu gründen, der so wie ein Saame die Elemente einer Pflanze in sich enthält, und zu gehöriger Zeit in seine Entwickelung übergeht, auch die Grundstoffe der Pocken in sich enthalte, und sich bald oder spät gelegentlich in uns entwickeln, und die herbe Frucht hervorbringen müsse. Diese elende Hypothese hat in den Köpfen der Menschen tiefere Wurzeln geschlagen, als daß man hoffen könte, sie völlig auszureuten und zu vertilgen. Irrthümer zur Gewohnheit erwachsen, werden Gesetze, die desto trauriger sind, je mehr man sie für unverbesserlich hält. Der Grundsatz des **unbedingten Schicksals** hat der Pest im Orient ewige Dauer gegeben, und die Lehre vom angebornen Keim wird unter uns die Pocken unüberwindlich machen und verewigen. — Diese Hypothese hat gemacht, daß diejenigen, die in jedem Staat die oberste Macht in Händen haben, die nothwendigste Vorsicht verabsäumten, sich von einer ansteckenden Krankheit los zu machen, und dem weitern Einreissen derselben die gehörigen Mittel entgegen zu setzen, mit welchen die kultivirtesten Nationen seit einigen Jahrhunderten her gewußt haben, die Pest von Europa entfernt zu halten, und der stärksten aller ansteckenden Seuchen Zügel anzulegen. Es ist daher nichts wichtiger, als zu zeigen

3) daß die Pocken **nur durch Ansteckung** sich ausgebreitet haben. Dies beweiset Sarcone auf das gründlichste, und zwar erstlich aus allen Symptomen der Krankheit und den Erfahrungen, die man über sie gemacht hat. Die Pocken, sagt er, sind eine Krankheit **eigener Art**, und Krankheiten eigener Art pflanzen sich allemal durch Ansteckung fort §. 10. Daher verbreiten sie sich auf eben die Art, wie jede hitzige ansteckende Substanz, welche durch einen Zunder, durch Ausdünstung und Berührung, beschädigt und beschmitzt.

Fürs andere hat S. dies mit Beweisen aus der Geschichte belegt. Zwar ist es uns unbekant, an welchem Orte diese Krankheit zu allererst entstanden

iſt. Wir können nur vernünftig muthmaßen, daß ſie unter den entfernteſten Nationen des heiſſen Aethiopiens, oder an den äußerſten Grenzen Aſiens, als China und Japan, zuerſt entſtanden ſey. —

Die alten Griechen kanten dieſe Krankheit nicht; daher man auch den Namen und die Spur derſelben in den Werken Galens, Hippokrates ꝛc. wie Werlhof b) gegen Herrn Hahn gründlich erwieſen hat, vergebens ſucht.

Eben ſo wenig läßt ſich muthmaſſen, daß Aegypten ihr Vaterland ſey. da kein Geſchichtſchreiber ihrer gedacht hat. Denn die Pocken, deren Aron, der erſte arzneikundige Schriftſteller, erwähnt, treffen in die Zeit des ſiebenden Jahrhunderts, eine Zeit, da ſie ſich ſchon in einigen Gegenden Europens hatten ſehen laſſen. Sie waren in Arabien bekant, und die Araber hatten bereits Aegypten erobert. Johann Jakob Reißke c) verſichert, in einem alten arabiſchen Codex, der auf der Leidenſchen Bibliothek aufbewahrt iſt, geleſen zu haben, daß die Packen nur allein im Jahre 572 in den Beſitzungen der Araber zum erſtenmal erſchienen ſeyn.

Wenn alſo die Pocken eine den Griechen unbekante Krankheit geweſen ſind, wenn man ſie weder als eine natürliche Krankheit Aegyptens noch Oberäthiopiens, das den Europäern bekant worden war, anſehen kan; und wenn dieſe Seuche ſich nicht früher als im ſechſten Jahrhundert in Arabien hat ſehen laſſen, welches iſt denn derjenige Theil der Welt geweſen, wo ſie entſprang, und ſo zunahm, daß ſie ihre giftige Gewalt dergeſtalt verbreitete, um faſt den ganzen bekanten Erdboden damit zu beſchmizzen? Sarcone vermuthet, daß ſie bei den entfernteſten Nationen des heiſſeſten Aethiopiens zuerſt entſtanden ſey. In Guinea zählt man die Pocken zu den eigenen und natürlichen Krankheiten d). Sie ſind dort ſo hartnäkkig und allgemein, daß ſie zuweilen ganze Gegenden entvölkern, und die Eingebornen einen ſolchen Abſcheu und Furcht davor bekommen, daß ſie die unglücklichen Kranken fliehen, und ſie ihrem unglücklichen Schickſale ohne Hülfe und Vorſorge überlaſſen. §. 173.

In Japan findet ſich dieſe Seuche ſchon im Jahre 727 und 747. Im ſiebenden Regierungsjahre des Takakura, welches mit dem 1176 gleich iſt, richteten die Pocken eine fürchterliche Niederlage im ganzen Reiche an. §. 171.

Sarcone glaubt ferner, daß entweder diejenigen Indianer, die nahe an der afrikaniſchen Küſte wohnen, und

b) Gottl. Paul. Werlhof diſquiſit. med. & philolog. de variol. & anthr. 1773.
c) Diſſertatio inaugural. Lugduni Batav. 1746. bei Mead de var. & morb. c. 1.
d) S. Hiſtoire univerſelle de Japon. Voyage au long des Cotes occidentales de l'Afrique, livr. IX. c. 7.

und einigen Handel mit den Afrikanern unterhielten, die Pocken von den letztern bekommen, oder daß die Chineser, welche sich zuerst mit ihrer Schiffahrt weit hinaus gewagt, und die die Pocken von undenklichen Zeiten her unter sich gehabt zu haben sagen, auch früher als andere Nationen diese Krankheit aus Afrika hergeholet, durch Ansteckung in ihr eigen Vaterland — nach Japan, und zu allen übrigen mit ihnen im Handel stehenden Völkerschaften gebracht haben. Auf diese Art läßt es sich ganz wohl begreifen, wie die Pocken nachher unter die Tartaren, bei denen sie heut zu Tage sehr gemein sind, gekommen. Auch herrschen die Pocken auf Ceylon e), den Maldiven und den Molucken, §. 175. Es ist also wahrscheinlich, daß die Indianer die Pocken den Arabern und in der Folge den Persern f), bei welchen diese Krankheit schon seit langer Zeit anzutreffen gewesen, zugebracht, ja, daß sie sie mit ihren Gewürzen und Geschenken uns zugesandt, oder die Europäer sich selbst durch unmittelbaren Handel mit ihnen zugezogen und ins Vaterland zurück gebracht haben. Denn es ist bekant, damit ich hievon nur ein Beispiel anführe, wie es dem Kaiser Justinian gelang, durch zwei Mönche, die er nach Indien sandte, sich den Besitz der Seidenwürmer und die dazu nöthigen Kenntnisse, woraus die Chineser ein Geheimniß machten, zu verschaffen. —

Im Jahre 570 erschien in Gallien und ganz Italien eine verheerende ansteckende Krankheit, die Marius Aventicensis Variola nannte; welches der gelehrte Muratori g) durch das italiänische Wort Vajuolo zu übersetzen kein Bedenken trägt. Von dieser Zeit an findet sich keine Spur von Pocken bis zum neunten Jahrhundert. Allein, in diesem Jahrhundert grassirten die Blattern in Italien epidemisch. Im zehnten Jahrhundert soll der Sohn des Prätors Rodulfo von der Krankheit, die die Aerzte Variola nannten, durch ein Wunder des heil. Bertimi gerettet worden seyn. In eben dem Jahrhundert starb der Herzog von Flandern Balduin an den Pocken. Im 12ten bis 15ten Jahrhundert haben die Blattern nicht nur Frankreich, Italien und Flandern durchzogen, sondern sich auch bis an die äußersten Grenzen Italiens erstreckt. Als Carl der neunte, König von Frankreich, im 15ten Jahrhundert den Krieg nach Italien spielte, wurde er auf der Stelle von den Pocken überfallen, welche er mit genauer Noth überstanden. Vom 15ten Jahrhundert an sahe man die Pocken als eine

e) Histoire Gen. des Voyages T. IV. Liv. VIII. ch. 6. p. 538. it. Tom. XIII. L. IV. ch X. p. 47.
f) Tavernier Voyage de Perse Tom. II. Livr. V. c. XV.
g) Muratori Antich. ital. diss. 32. p. 65.

eine Peſt eigener Art, und als eine allgemein verheerende Krankheit an.

In einige Gegenden der Welt als Grönland, Island, die Inſel Ferrö in der Nordſee, drangen die Blattern ſehr ſpät. Nach Grönland h), das an den äußerſten und kälteſten Grenzen des Erdbodens liegt, wurden ſie im Jahre 1733 durch einen Grönländer, der ſich in Dännemark aufgehalten, und neuerlich die Pocken überſtanden hatte, bei ſeiner Rückkehr ins Vaterland gebracht. Die Anſteckung wurde allgemein, die Kälte, welche die regelmäßige Austreibung der Puſteln verhinderte, und der Mangel gehöriger Mittel gegen eine neue unbekante Krankheit, machten ſie tödtlich. Die Geſunden ergriffen, um ſich ſelbſt das Leben zu retten, mitten unter der heftigen Niederlage die Parthei, die angeſteckten Oerter zu verlaſſen, und ſich alles Umgangs mit angeſteckten Perſonen zu enthalten. Nach Island ſind die Pocken durch die angeſteckte Mannſchaft eines Schiffs gebracht worden, woſelbſt ſie eine ſo große Verwüſtung unter den Menſchen anrichteten, daß in wenig Tagen viel tauſend Eingeborne ein Raub des Todes wurden. Auf der däniſchen Inſel Ferrö i) in der Nordſee, waren die Pocken, ſo lange ſie nicht von außem hereingebracht waren, eine ganz unbekante Krankheit. Im Jahre 1651 aber wurde eine Frau durch ein Hemd eines aus Dännemark zurückkommenden Pockenkranken, das von Eiter ganz ſchmierig und naß war, und ihr zu waſchen gegeben worden, angeſteckt. Von dieſer Unglücklichen ging die Anſteckung in andere über, breitete ſich ſo ſehr aus, daß die Pocken allgemein wurden, und ſo viele Menſchen daran ſtarben, daß die armen Kranken von Hülfe ganz entblößt lagen, und nicht wenige Leichen auf den Straßen verfaulten. — Hieraus iſt leicht abzunehmen, daß ganze Völkerſchaften des Erdbodens lange Zeit vor den Blattern in Sicherheit lebten, unerachtet ſie bereits bei andern Nationen gemein waren.

h) Anderſon hiſt. nat. de l' Island & de Grœnland, T. II.
i) Bartholin in Act. Hafn. Vol. I. p. 86.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Iſt das Heitzen der Zimmer mit Steinkohlen, der Geſundheit nachtheilig? und, wenn dieſes der Fall nicht iſt, ſolte dieſe Art Feurung bei dem überhand nehmenden Holzmangel in Gegenden, wo der Transport den Preis der Steinkohlen nicht zu ſehr erhöhet, jeder andern Art Feurung nicht vorzuziehen ſeyn? Sachverſtändige werden erſucht, dieſe Anfrage zu beantworten.

Hannoverisches Magazin.

37tes Stück.

Freitag, den 8ten Mai 1789.

Ueber die Ausrottung der Kinderpocken.

(Schluß.)

Die Amerikaner lebten im Schooße ihrer natürlichen Unwissenheit glücklich. Im zehnten Jahrhundert verließen sie diesen glücklichen Zustand, und fingen an, indem sie die europäischen Waffen fürchten lernten, unter der Last derselben die Freiheit, und unter der Wuth der Pockenseuche ihr Leben zu verlieren, eine Krankheit, die sie vor dem 1517ten Jahre noch nie gesehen und gekant hatten, und welche durch ihre ansteckenden Dünste eben so große Niederlagen unter ihnen, als die wüthendste Seuche unter dem Vieh anrichtete. Diese Krankheit zeigte sich zuerst unter den unglücklichen Einwohnern der Insel St. Domingo a) durch einen blatterkranken Mohren, der sich am Bord eines spanischen Schiffes befand, dahin gebracht. Die Ansteckung wurde so heftig, daß sie auch in den Antillen allgemein wurde, und so viele Menschen tödtete, daß man solte gezweifelt haben, ob diese Inseln jemals wären bevölkert gewesen. Die unschuldigen Insulaner, die diese Krankheit nicht kanten, ergriffen das Mittel, sich bei der stikkenden brennenden Hitze im kühlen Flußwaßer zu baden, und fanden also in eben dem Mittel den Tod, dessen sie sich zur Linderung ihrer Pein bedienten. Ein europäischer Wundarzt war boshaft genug, dieses Mittel den Cannibalen als ein sicheres Mittel gegen die Seuche anzurathen. Nach Zempoala in Neuspanien brachte sie ein Neger, der unter der Mannschaft des Pamphilo Narranz, Befehlshaber der von den Spaniern zur Eroberung Amerika's ausgeschickten Flotte, befindlich war. Diese Krankheit war ihnen unstreitig ganz neu, sagt Lopez de Gomara in seinem Conquista de Mexico, und da sie gewohnt waren,

a) Hist. de l'Isle de St. Domingue, par le P. Pierre François Nav. de Charlevoix, T. I. L. VI p. 349.

waren, ſich bei Krankheiten, die ſie kanten, zu baden, ſo bedienten ſie ſich auch des Bades, bei dieſem ihnen noch unbekanten Uebel. Sie badeten ſich erſt in warmem Waſſer, und warfen ſich, ſo bald ſie jenes verlaſſen hatten, in kaltes; daher ſie denn ſelten die Krankheit, und dies gewaltſame Mittel überlebten. Diejenigen aber, die dieſem ſtarken Verſuche noch mit dem Leben entronnen, wurden durch viele zerriſſenen Näthen ähnliche Narben an ihrem ganzen Leibe ſo ſehr verſchändet, daß man ſie ohne Entſetzen nicht anſehen konte. Das Uebel erreichte nun durch Hinzukunft der Hungersnoth, den allerhöchſten Gipfel. Der Leichen wurden täglich mehr, und jedes Haus und alle Straſſen lagen davon voll. Man hielt daher für nöthig, zu dem harten Mittel zu greifen, ſolche Häuſer nieder zu brechen, und die unbegrabenen Leichen zugleich mit der gefährlichen Fäulniß, die von ſo vielen Todten dünſtete, unter dem Schutt derſelben zu verſcharren.

* * *

Wenn denn nun aber ſowohl aus der Geſchichte, als auch aus allen bisher gemachten Erfahrungen und Symptomen der Pocken erhellet, daß ſie bloß durch Anſteckung ſich ausbreiten, und ausgebreitet haben, und daß diejenigen Völker, welche ſich von allem Umgange mit Blatterichen entfernt halten, von dieſer Geiſſel verſchönt geblieben ſind, was fällt da natürlicher, als die Schlußfolge auf: 1. **Verhütet die Anſteckung, wenn ihr die Blattern ausrotten wollet.**" Wird aber das möglich ſeyn? Was läßt ſich nicht möglich machen, wenn man nur will? Der Ausſatz war eine traurige Folge der ehemaligen Kreuzzüge, und dennoch ſiehet man ſie heut zu Tage in Europa nicht mehr. Welche ſtrenge Verwahrungsmittel wurden dagegen angewandt! Man bauete Siechenhäuſer außer den Städten, und den, der es wagte, in die Stadt zu kommen, auf den Kopf zu ſchießen, ſtand jedem frei. Und doch war's nur eine geringe Anzahl Menſchen, die der Staat durch dieſe ſcheußliche Krankheit verlor. Was für große Veranſtaltungen werden gegen die Peſt gemacht, wenn ſie ſich nur in der Ferne zeigt! Todesſtrafe wird an demjenigen unerbittlich vollzogen, der die Geſetze der Quarantaine übertrit, wie ſie ehemals ſoll an dem Sohn eines Großherzogs von Toſcana vollzogen ſeyn, als er nach erfochtenem Siege über die Mohren vor Freuden ans Land geſprungen war. Wer wagt dagegen zu murren und zu widerſtehen? Und wir wolten nicht auch gern einige ſtrenge Vorſchriften uns gefallen laſſen, um ein ſo ſchreckliches Uebel auszurotten? — Alles das, was Sarcone von §. 89. bis 131. von der Anſteckung der Blattern ſagt, beſtätiget, daß die Blattern zwar ein Gift ſind, das ſich theils durch Ausdünſtung, theils durch unmittelbare Berührung in denjenigen Körpern, die eine freilich uns unerklärliche Anlage oder Diſpoſition haben,

haben, das Gift aufzufangen, unendlich geschwind verbreitet; allein, eben dies ist auch derselbige Fall mit der Pest. Wenn es nun also möglich ist, diese auszurotten, warum solte denn auch nicht mit den Blattern ein Gleiches geschehen können? Wenn man bedenkt, mit wie weniger Sorgfalt man sich hütet, dem Blatterngifte auszuweichen, wie man es den Blatternpatienten gleich nach der Krankheit erlaubt, im Publikum zu erscheinen, zu der Zeit, da sie noch mit Blatternschörfen beladen sind, oder wie diejenigen, die ihnen am Bette aufwarten, ohne alles Bedenken mit andern umgehen, und nicht den Gedanken ahnden, das Gift weiter zu tragen; wenn man bedenkt, wie es sogar Aeltern giebt, die ihre Kinder vorsätzlich in Blatternhäuser schikken, damit sie die Blattern auch bekommen mögen; wenn man endlich bedenkt, daß auch die Inokulation da Blattern verbreitet, wo sonst keine sind, (die Chineser b) heben zu dem Ende die Blatternschörfe in verschlossenen Porcellangefäßen mit Wachs verstopft, Jahre lang auf — so wie die Blatterfäden) was sollen wir uns denn noch wundern, daß diese Krankheit so allgemein worden, daß sie nun unter **fortdaurenden Umständen** schlechterdings nicht ausgerottet werden kan? **So verhütet denn die Ansteckung, wenn ihr die Blattern ausrotten wollet,** ruft Sarcone; und mit ihm eine Menge angesehener Aerzte. So lehrte z. B. ein Detharding 1754 in seiner Schrift de facie a variolarum insult. præserv. mit einem Muth, der seiner würdig war, daß die Flucht vor Blatterhaften, und die gänzliche Absonderung von aller Gemeinschaft mit solchen Personen, das ächte Mittel sey, sich selbst und jede Nation davon zu befreien.

Gut gesagt; aber, was für Gegenanstalten werden möglich seyn? Sarcone schlägt eine **Vereinigung aller Fürsten und Regenten** hiezu vor: „Der Geist der Verbindung in Europa ist der Art, daß es, um die Ausrottung einer ansteckenden Krankheit zu bewürken, unumgänglich nöthig ist, daß jede der verschiedenen Mächte, welche den so schönen und edlen Theil der Erde beherrschen, mit zu dem nützlichen Werke beitragen, sich unter einander gegen diese ansteckende Seuche zu schirmen und zu schützen. — Man müßte daher die Idee allgemein fest gründen, daß die Pokken eine ansteckende Krankheit seyn, und sich überall entschließen, sie so zu behandeln, wie man mit einer Krankheit verfähret, welche sich durch heftige und leichte Ansteckung fortpflanzet."

Hierauf sind nun alle übrige Mittel, die Herr Sarcone im folgenden von §. 243. an, vorschlägt, gebauet.

Aber, ich höre schon mir entgegen rufen: „eine allgemeine Verbindung

b) d'Entrecolles, lettres edif. T. XX. p. 310.

aller großen Mächte ist wohl sehr wünschenswerth, aber ein unmögliches Ding." So ganz unmöglich mögte ich das doch nicht nennen. Hat man doch in unserm Jahrhundert Dinge möglich gemacht gesehen, worüber die Welt erstaunt. Wir leiten Gewitter ab, und zwingen die Luft, daß sie uns auf ihren leichten Schwingen himmelan tragen muß. Warum solten wir denn hier muthlos seyn? Es komt nur darauf an, daß die Sache in Schriften und Büchern, am Hofe und unter dem Volke, in gehörige Bewegung gebracht, daß sie vor die Gerichtshöfe der Nationen, vor Parlamenter und Conseils, als ein des Staats würdiger Gegenstand, gezogen werde, daß Könige und Fürsten hierüber ihren Gesandten Aufträge geben, und die Sache eben so feurig betreiben lassen, als irgend eine Allianz oder einen Krieg. Denn, ist die Pockenseuche für das Menschengeschlecht nicht auch ein Krieg?

Aber Handel und Wandel, die Seele der allgemeinen Wohlfahrt, würde dadurch unendlich Abbruch leiden! Nicht mehr als durch die Gesetze, die man gegen die Pest zu machen für gut befunden hat. Drei und mehrere Wochen Quarantaine, sind für den Handel ein sehr unangenehmer Aufschub, und dennoch für nothwendig und wohlthätig anerkant. So glücklich indeß eine allgemeine Vereinigung aller Mächte wäre, so sehr würde sie indeß, ich gestehe es gern, mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn. Allein, solte ich es wohl wagen dürfen zu behaupten, daß diese wenigstens zur Verhütung einer allgemeinen Blatternepidemie nicht schlechterdings nothwendig sey? Man wird es doch gern einer feurigen Liebe für das Wohl des Menschengeschlechts zu gute halten, wenn ich diese Behauptung mit Gründen zu unterstützen suche. Haben wir nicht die Pest aus Europa verbannet, und die Nachbaren von Europa, die Türken, die Aegypter, die Einwohner von Smyrna, die Mohren, welche letztere gerade gegen Spanien über liegen, nähren sie noch bis auf den heutigen Tag in ihrem Schooße? Ist sie darum in Europa gleich ausgebreitet, wenn sie gleich hin und wieder eine kleine Streiferei gewagt hat. Ist sie nicht durch gehörige Anstalten bald wieder vertilgt? Man wende dies auf die Blattern an. Wäre es nicht möglich, daß wir in unserm Lande, und wenn man mir das nicht zugeben will, wenigstens in Deutschland, die Blattern als Epidemie ausrotteten, wenn gleich unsere Nachbaren ihre Kinder noch der Wuth dieser Krankheit aussetzten? Es versteht sich von selbst, daß in den ersten Jahren, nachdem der Anfang mit der Blatternausrottung gemacht wäre, die Blattern sich hie und da genug blicken lassen würden, so lange als noch das Blatterngift in alten Schörfen und alten Kleidern hie und da verborgen läge. Allein, was schadet dies? Das Gift würde durch weise Anstalten gleich in seiner

ersten

ersten Geburt erstickt. Es würde in einzelnen Häusern bleiben, in einzelnen Hospitälern, die man mit Wachen besetzt hielte. Es würde nicht zu einer allgemeinen Epidemie. Die größte Gefahr wäre in den Städten zu fürchten, wo große Handlung und viel Volks ist; die wenigsten auf dem Lande, wo die Einwohner vom Umgange mit Fremden mehr entfernt sind. Zum Glück aber sind in den Städten die besten Anstalten am leichtesten durchzusetzen, weil hier Hospitäler, Aerzte, Wachen, Obrigkeiten, alle zu einem Zweck wirksam sind. Und gesetzt, diese Pest rasete vors erste noch von Zeit zu Zeit an diesem oder jenem Orte, wäre es denn nicht schon großer Gewinst, wenn sie sich wenigstens nicht verbreiten könte, wenn sie wenigstens den unschuldigen Landmann in seiner ländlichen Hütte verschonen müßte, wäre das nicht schon ein für den Staat wichtiger Gewinnst?

Man gebe also den Gedanken von einer allgemeinen Verbindung aller Mächte zu diesem Zweck zwar nicht auf immer, doch vors erste auf. Es ist schlechterdings nothwendig, daß irgend ein Land erst den Anfang mache. Dies ist von je her der Gang aller großen Unternehmungen gewesen. Die Sache muß erst Aufsehen erregen, in Bewegung kommen. Man muß erst durch wirkliche Erfahrungen den Erfolg vor Augen legen, und so unserm schlafenden Zeitalter die Augen öfnen. Freilich hat eine Insel, (wie Rhodeisland wirklich gezeigt) hier unendliche Vorzüge vor dem festen Lande. Ein Parlamentsschluß in England würde in wenigen Jahren die Blatternkrankheit auf dieser Insel vertilgen. Allein, auf dem festen Lande läßt sich doch auch an dem guten Erfolge heilsamer Vorkehrungen nicht zweifeln, wenn nur die nöthige Strenge beobachtet, und nicht verlangt wird, daß sogleich in den ersten Jahren nicht nur keine Blatternepidemien entstehen, sondern sie sich auch nicht einmal sporadisch zeigen soll. Denn das hieße die Sache übertreiben, und unmögliche Dinge möglich machen wollen.

Mich deucht, kein Einwurf gegen eine solche Unternehmung sey wichtiger als folgender: Gesetzt, es gelünge einer Provinz, oder einer Nation, dem Blatterngifte Schranken zu setzen, wie werden die Erwachsenen, wenn sie in fremde Länder reisen, und Handel und Wandel treiben, sicher seyn, diese Krankheit im Alter nicht zu bekommen, die sie in der Kindheit aller Wahrscheinlichkeit nach weit glücklicher würden überstanden haben. Ich antworte: 1) Vorsicht würde hier doch schon vieles verhüten, und gesetzt, es würde dieser oder jener ein Opfer, wie wäre das gegen die große Summe derer zu rechnen, die in der Kindheit an den Blattern sterben. Allein 2) ich bin überzeugt, daß der gute Erfolg dieser Unternehmung so geschwind andre Länder zur Nachfolge reitzen wird, daß dieser Einwurf wenigstens in etlichen Jahren von selbst wegfallen muß.

Unter allen diesen Voraussetzungen würde es fast überflüßig, ja vielleicht gar verwegen scheinen, noch einige Maaßregeln angeben zu wollen, wie bei der Blatternausrottung zu verfahren. Indessen wird man doch hierüber einen Sarcone als Arzt gerne zu Rathe ziehen, und es mir hoffentlich auch gerne verzeihen, wenn ich aus redlichem Eifer für's allgemeine Beste noch einige Gedanken hinzufüge. In magnis voluisse sat est. (§. 243-258.) Zu erst würde der väterliche Wille des Landesherrn allen und jeden seiner Unterthanen eröfnet, die liebreiche Absicht dabei dem Volke einleuchtend vorgestellet, und jedermann ermahnet, zu Erreichung dieser Absicht thätig zu seyn.

So dann würden die Unterthanen verpflichtet, so bald sich Blattern in irgend einem Hause zeigten, so fort nicht nur allen Umgang mit den Nachbaren wo möglichst zu unterbrechen, sondern auch den Unterobrigkeiten Anzeige zu thun, die das Haus unvorzüglich mit Wache besetzen liessen, und höhern Orts Bericht abstatteten. Auf dem Lande würde der Landphysikus sogleich herbei zu rufen, und von ihm die nöthigen Vorschriften zu ertheilen seyn. Nöthigen Falls könte man in jedem Dorfe irgend ein abgelegenes Haus ersehen, wo die Blatternpatienten hingebracht würden; doch würde das nicht jedesmal schlechterdings erfordert, wenn nur das inficirte Haus gehörig Quarantaine halten müßte, und die nothwendigsten Bedürfnisse auf eben die Art, als in jenem Falle denen im Hause zur Wartung der Kranken befindlichen Personen gereicht würden. Es könte in besondern Fällen, wie bei der Pest zugelassen werden, daß z. E. ein Verwandter, der gerne um den Kranken seyn wolte, in die Quarantaine herein, aber nicht wieder herausgelassen würde. In den Städten, wo die Ansteckung weit um sich greifender ist, würden dagegen die Mittel auch desto leichter seyn. Hier sind Hospitäler, und mehrere Aerzte, wovon einem dies Geschäfte besonders übertragen werden könte. Kranke in den Städten würden, wo nöthig, in eignen mit Leder überzognen verschloßnen Wagen ins Hospital gebracht. Diejenigen, welche um den Kranken sind, müßten ein Kleid von Wachstuch anhaben, ihre Hände mit Handschuhen bedecken, und sich der Kaloschen bedienen. — Im Hinausgehen könte man das Ueberkleid, Handschuhe und Kaloschen auf der Diele abziehen, und sich in einem Becken mit dem reinsten Kampfereßig mit Wermuth und Alaun verstärkt, waschen.

Bei sich eräugnenden Blatternanzeigen müßte es die erste Vorsicht seyn, daß die öffentlichen Schulen auf einige Tage verschlossen, und die Kinder zu Hause gehalten würden, weil die Erfahrung lehret, daß die Blattern auf keinem geschwindern Wege als durch öffentliche Schulen ausgebreitet, und diejenigen Kinder, die selbige nicht besuchen, immer am letzten von der Epidemie

demie angesteckt werden. Braucht man doch beim tollen Hundebiß eine ähnliche Vorsicht, warum nicht auch hier?

Gestorbene Blatterpatienten würden in einem verpichten Sarge stille begraben. Ihre Sachen, die nicht gehörig gereinigt werden könten, sofort verbrennet, das Haus würde sorgfältig gereinigt, die Schörfe behutsam bei Seite gebracht, und besonders darauf geachtet, daß keine Hausthiere die Krankheit übertragen.

Der Umgang mit dem inficirten Hause würde bei Lebensstrafe nicht eher zuzulassen seyn, bis der Arzt und die Obrigkeit die Quarantaine eben so aufhöbe, als ehemals bei den Juden der Priester den Aussätzigen nach ihrer Wiederherstellung und Besichtigung die Freiheit wieder herum zu gehen gab.

* * *

Wohlan denn, edle Menschenfreunde, ermüdet nicht, die vorgetragene Wahrheit, die nun schon so viele Stimmen großer Aerzte und einsichtsvoller Männer für sich hat, unter dem Volke mündlich und schriftlich auszubreiten, bis es allgemeine Volksstimme wird: Man befreie uns und unsere Kinder von dem schrecklichen Gifte, man rotte die Blattern aus!

Lüneburg. C. F. H. Lindemann, Garnisonprediger.

Etwas über zwei neue inländische Wollarten.

Die Schwarzpappel, (Populus nigra) und die Seidenpflanze, (Apocynum) oder Hundstode, Hundskraut (Asclepias syriaca) bringen diese Wolle, die wir zu unserm Schaden noch immer ungenutzt lassen, und vor der, wie ich in meinem Buche vom Papier ꝛc. ꝛc. S. 431 und 437 angemerkt habe, unter andern auch gutes Schreibpapier verfertigt werden kan, in Menge hervor.

Die Schwarzpappel wächst gerne an nassen Orten, auf feuchten Wiesen u. s. f. Herr Philipp Schmidhuber, Schullehrer von Witmoning im Churfalzbaierschen, entdeckte allein von seinem Orte aus bis Salzburg schon über 200,000 Schwarzpappeln. Dieser Baum gleicht der gemeinen Weide, und bringt seinen Saamen in den so genannten Kätzgen hervor. An diesen Kätzgen entwickeln sich viele kleine Knötgen, welche die Saamengehäuse sind. Sie bersten mit der steigenden Hitze auf, und man sieht alsdenn eine Art Wolle hervorkommen, welche sich bald ersetzt, wenn man sie abnimt. Sie ist an sich schön und weiß, aber doch voll kleiner gelber länglichter Knötgen, welches der eigentliche Pappelsaame ist. Nach und nach fällt die Wolle mit den Kätzgen zu-

zugleich ab, oder wird vom Winde zerſtäubt. Man kan ſie auf folgende Art leicht einſammeln: Man nimt entweder nur die Wolle, wenn die Knötgen von der Hitze geborſten ſind, mit einem Rechen, oder auch ſelbſt die Saamenbüſchel ab, und läßt ſie an der Sonne erhitzen, wo alsdenn die Knötgen von ſelbſt aufſpringen, und ſich ſofort wieder erſetzen, wenn man die hervorſchwellende Wolle mit der Hand abgenommen hat. Es laſſen ſich mit vielem Vortheil Filzſchuhe, Strümpfe, Handſchuhe, Parchend, eine Art Linnen, und mit einigem Zuſatz Hüte daraus machen, die vor andern Hüten den Vorzug haben, daß ſie nicht leicht das Waſſer durchlaſſen, lange ihren Glanz behalten, vorzüglich leicht ſind, und nicht leicht Fettigkeiten annehmen. Herr Profeſſor und Wollnegociant Herzer in München läßt nicht allein aus dieſer, ſondern auch aus verſchiedenen andern inländiſchen Baumwollarten Zeuge u. d. g. verfertigen, und bietet die Muſter davon ſamt dem Saamen der verſchiedenen inländiſchen Wollgewächſe, die wir noch immer aus Mangel hinlänglicher Kenntniß wie Unkraut ausrotten, und unbenutzt laſſen, den Liebhabern der inländiſchen Oekonomie und Indüſtrie, ohne allen Eigennutz an.

Das Hundskraut (Apocynum, aſclepias ſyriaca) wächſt an den mehrſten Orten wild. Es gedeihet auf dem ſchlechteſten Erdreich, wächſt, wenn es einmal geſäet iſt, wie die Diſteln fort, treibt im erſten und zweiten Jahre Stengel 2 bis 3 Schuh hoch, und liefert im dritten Jahre in 6 bis 7 Fuß hohen Stengeln die ſchönſte weißgelbe Seide in Schoten. Ein 12 Fuß breites und 12 Fuß langes mit Hundskrautſaamen beſäetes Stück Land trägt ſo viel Saamen, daß man wieder 8 Morgen damit beſäen kan. Die Seide, oder Wolle dieſer Pflanze giebt einen Zeug, der den Schweiß beſſer, als der engliſche Flanell an ſich zieht, und würde daher gichtiſchen Perſonen von großem Nutzen ſeyn. Die Stengel geben, wie Hanf zubereitet, die weichſte, längſte und brauchbarſte Flachsſeide. Man weicht den Saamen 48 Stunden lang im Waſſer, und ſäet ihn im März, ſpäteſtens im April. Wie die Seide gewonnen, der Stengel zu Flachsſeide wie Hanf ꝛc. zubereitet werde, will Herr Profeſſor Herzer aus den Erfahrungen der berühmteſten Engländer und Franzoſen, die ſie mit dieſer Pflanze angeſtellt haben, in Druck geben, wenn Saamenliebhaber darauf mit 15 Kreutzer pränumeriren wollen, die alsdenn den Saamen gleich unentgeltlich, das Buch aber ſicher auf die Jakobi-Dult 1789 erhalten. — Auch den Bienen ſind die Blüten dieſer Pflanze eine Lieblingsſpeiſe. Von noch mehrern inländiſchen Baumwollarten rede ich vielleicht einmal bei einer andern Gelegenheit.

Hannover. G. F. Wehrs.

Digitized by Google

Hannoveriſches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 11ten Mai 1789.

Thomas Plater,

ſeines Handwerks Seiler, Lehrer der hebräiſchen Sprache und Gymnaſiarcha zu Baſel, ſtarb daſelbſt Anno 1582 im 84ten Jahre ſeines Alters. Zehn Jahr vor ſeinem Tode hat er auf Bitte ſeines Sohns Felix Plater (eines der berühmteſten würdigſten Aerzte jener Zeit) ſeinen eignen Lebenslauf aufgeſetzt, der in einer wenig bekanten Sammlung, nemlich in den Miſcellaneis Tigurinis befindlich iſt, woher wir einige Stellen im Auszuge mittheilen, und die Sprache des biedern guten Alten blos mit der Anmerkung des Zürcher Herausgebers entſchuldigen wollen: „Die frommen Alten hatten teneriores conſcientias, wir haben molliores auriculas."

Dieweil du, lieber Sohn Felix, nun etlichmal an mich begehrt haſt, desgleichen auch andre verrühmte und gelehrte Männer, die vor etlich Jahren in ihrer Jugend meine Diſcipuli g'ſyn ſind, ich ſolle von Jugend auf mein Leben beſchreiben: dann du, wie auch ſie, manchmal von mir gehört haben, in was großer Armut, von Mutterleib an, demnach in wie viel großen Gefahrden ich offt bin g'ſyn meins Leibs und Lebens; ſo kan ich dir das nicht abſchlagen, ſondern als weit mir möglich der Gedechtnis halb alles anzeigen, wie und van wem daß ich erbohren und erzogen ſey worden. — Doch kan ich kein Ding minder wiſſen, dann zu welcher Zeit ſich ein jegliches mit mir verloffen hab.

Ich bin an dieſe Welt kommen zu Gränchen in der Kilchhöri Viſper im Wallis als man zehlt 1499 auf der Pfaffen Herren-Faßtnacht, eben als man zu der Meß zuſammengeleutet. Das weis ich darbey, daß mein Freund allweg verhoffet haben, ich werde ein Prieſter werden, dieweil man eben in der Zeit zu der Meß geleutet. — Mein Vater hat Anthonj Platrer geheiſſen. Die Mutter aber Antilij Summermaterie, welche ein Vater gehabt hat, der 126 Jahre alt worden iſt. Denn 6 Jahre vor ſeinem Tod hab ich ſelber mit ihm geredt, welcher ſprach: er wiſſe noch 10 Mann in der

Viſper Kilchhöri, die all älter wären denn er d'zumahl war. Der hat erſt eine dreyſigjährige Tochter genommen als er 100jährig war, und ein Sohn mit ihr überkommen. Er hat Söhn und Töchter mit ihr verlaſſen, deren etlich weiß, etlich grau geworden ſind eh er geſtorben. Den nennte man den alten Summermatter.

Als die Mutter mein geweſen war, haben ihr die Brüſte weh gethan, daß ſie mich nit hat mögen ſaugen; hab auch ſonſt nie kein Frauen-Milch geſogen, wie mir mein Mutter ſeelig ſelber geſagt hat. Das war meines Elends ein Anfang: Hab alſo durch ein Hörnlein wie im Land der Brauch iſt, wenn man ein Kind entwehnt, müſſen Küh-Milch ſaugen; denn man giebt den Kindern nicht zu eſſen, bis ſie offt 4 oder 5 Jahr alt werden, ſondern allein Milch zu ſaugen.

Mir ſtarb mein Vater auch ſo zeitlich, daß ich ihn nie geſehn hab. Denn da er um Thun im Bergebiet war, Wullen zu kaufen, da ſties ihn die Peſtilenz an, daß er ſtarb, und ward zu Stäffe'sburg begraben. Bald hernach mannet die Mutter wieder, und kamen die Kind all von ihr. Und dieweil ich das jüngſt war, hatten mich meine Baſen, des Vaters Schweſtern ein Weil gehabt. Um die Zeit kam mein älteſter Bruder aus dem Savoyerkrieg, bracht mir ein hölzern Röſſlein, das zog ich an ein Faden vor der Thür, da meynt ich gänzlich das Röſſlein könnte gehen: daraus ich kan verſtehen, daß die Kinder offt meynen, ihre Tütten und was ſie haben, ſeyn lebendig. Mein Bruder ſchritt auch mit eim Fus über mich und ſprach: **Oho Thömilin, nun wirſt nit mehr wachſen!**

Da ich nun bin bey 8 Jahren alt g'ſyn, hab ich bey meiner Mutter ſeel. Schwäher der Geißen gehütet, die führt ich einſt am Morgen frühe über eine Ecke hinauf, heiß die Wyßeggen. Da gingen meine Geißlein zur rechten Hand auf ein Felſen: war eines guten Schritts breit, und darunter grauſam tief nichts dann Felſen: von dem Felſen ging eine Geis der andern nach über eine Schroffe hinauf, daß ſie blos die Fuß-Klauen ſtellen konnte auf die Kraut-Büſchlein die auf 'em Fels gewachſen waren. Wie ſie nun aufhin waren, wollt ich auch nachhin: als ich aber ein Schritt weit mich vom Gras hatte naufgezogen, konnt ich nit weiter kommen, durfft auch nicht wieder rückwarts ſpringen, denn ich fürchte, ich möcht dann überköpfen und über den grauſamen Felſen herabfallen: blieb alſo eine gute Weil ſtehen, wartet auf die Hülf Gottes, konnt nit mehr mir ſelber helfen, als daß ich mich mit beiden Händen an ein Grasbüſchlein hielt und nur mit dem großen Zehen auf ein Büſchlein ſtund. In dieſer Noth war mir ſehr angſt, denn ich die großen Geyern furchte, die unter mir in der Luffr flogen, daß ich furchte, ſie würden mich hinwegtragen, wie denn etwa in den Alpen geſchieht, daß die Geyern Kinder und jung Schafe hinwegtragen.

Die-

Dieweil ich nun da stund und mir der Wind mein Gewändlein hinten aufwehet, ich hatt auch keine Hosen an, so ersieht mich mein Gesell Thomann von weiten, wußt doch nit was das war. Wie er mein Röcklein gesehn flattern, vermeynt er es wäre ein Vogel; wie er mich aber recht ersieht, erschrack er, daß er gar bleich ward, sprach zu mir: Thömilj nun stand still! geht hinzu auf den Felsen, nimmt mich am Arm und tragt mich wieder hinter sich, wo wir dann hinzukommen mochten zu den Geisen. Ueber etliche Jahr, nachdem ich auf einmal aus den Schulen aus weiten Landen herein kam, ward dieser mein Gesell meiner innen, kam zu mir und mahnet mich wie er mich da vom Tod erlöset hätte: (wie denn wahr war: doch gab ich Gott die Ehre) wann ich Priester würde, solte ich sein eingedenk seyn, ihn wieder unter den Kelch stützen, und Gott für ihn bitten.

Einmal waren unsrer zwei Hirtlein im Wald, redeten mancherlei kindisch Ding, unter andern wünschten wir, daß wir könten fliegen, so wollten wir über den Berg hin nach Teutschland fliegen: so nennt man in Wallis die Eydgenoßschaft. Da kam ein grausamer großer Vogel auf uns geschossen, daß wir meynten, er wolle einen oder beide hinwegtragen. Da fingen wir beide an zu schreyen, mit dem Hirtenstecklein wehren und uns gesegnen, bis der Vogel hinwegflog. Da sprachen wir zusammen: wir hand unrecht g'than, daß wir gewünscht hand wir könnten fliegen: Gott hat uns nit g'schaffen z' fliegen, sondern z' gahn.

Ein andermal war ich in einen gar stotzigen Graben, suchte kleine Strahlen, das sind Crystallen, deren viel darin gefunden werden, so sah ich weit über mir einen Stein als ein Ofen gros daher springen, und dieweil ich nicht entrinnen konnt, bückt ich mich nieder auf mein Angesicht, da fiel der Stein etliche Klafter über mir nieder, und von da über mich naus, denn solche Stein offt etliche Spieß hoch in den Lüften daher springen. — Solch gut Leben und Freuden hab ich in Menge bey den Geisen in den Bergen gehabt, die mir vergessen sind. Das weiß ich wohl, daß ich selten ganze Zehen gehabt hab, sondern Bläz darab gestoßen, große Schrunden, offt übel gefallen, ohne Schuh mehrentheils im Sommer; offt grossen Durst, daß ich manchmal mir selber in die Hand brunzlet hab, und das für den Durst getrunken. Im Sommer in Heu liegend, im Winter auf einen Strohsack voll Wanzen und offt Läusen. So liegen gemeiniglich die armen Hirtlein die bei den Bauern in den Einöden dienen.

Von da kam ich zu einem Bauern, der hatte einer meiner Basen, der war kübig und zornmüthig, den mußt ich der Kühe hüten. Als ich bei dem ein Weil war, kommt meiner Basen einer, hieß Fransy, die wollt mich zu meinem Vetter Hrn. Anthonj Platter thun, daß ich sollt D' Schriften ler-

lernen, (ſo reden ſie wenn man einen in die Schul will thun). Der war ein alter Herr worden zu St. Niclaus. Da der Bauer der da hies Antſche, **das iſt Anthonj an der Habſucht**, höret meiner Baſen Meynung, war er übel zufrieden, ſprach: ich würde nichts lernen, und ſetzet den Zeiger der rechten Hand mitten in die linke Hand, und ſprach: **als wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger dadurch hinſtoßen mag.** Das ſah ich und hörts. Die Baſe ſprach: **å wer weißts, Gott hat ihm ſeine Gaben nit verſagt, es mag noch ein frommer Prieſter aus ihm werden:** führt mich alſo zu dem Herrn. War, gedenk ich, um mein 9 Jahr oder Zehndhalbes. Da ging es mir erſt übel, denn der Herr war ein zorniger Mann, ich aber ein ungeſchicktes Bauer-Büblein: der ſchlug mich grauſam übel, nahm mich einmal bei den Ohren und zog mich vom Boden auf, daß ich ſchrie wie eine Geis die ein Meſſer ſteckt, daß offt die Nachbarn über ihn ſchrauen, ob er mich wolle morden. Bei dem war ich nit lang.

In derſelben Zeit kam einer, der war mir Geſchwiſtert Kind, der war den Schulen nachgezogen gen Ulm und München in Baierland, hieß Paulus Summermatter. Dem hatten meine Freund von mir geſagt, und er verhies ihnen, er woll mich mit ſich nehmen und in Teutſchland der Schul nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf meine Knie und bat Gott den Allmächtigen, daß er mir von dem Pfaffen hülfe, der mich ſchier gar nichts lehrt und aber jämmerlich übel ſchlug. Denn ich hatte da ein wenig lernen ſingen das Salve, und um Eyer mit andern Schülern, die auch in dem Dorf waren bei dem Pfaffen.

Zogen alſo in Teutſchland auf Meiſen zu, waren unſer 8 oder 9 miteinander: drei kleine Schützen, unter welchen ich der allerkleinſt und jüngſt war: die andern große Bachanten wie man ſie da nennt. Wenn ich nicht recht konnte zugehn, ging der Vetter Paulus mir nach mit der Ruthen oder Stecken, zwickte mich um die bloße Bein, denn ich hatt keine Hoſen an. — Mußten viel Hunger unter Wegs leiden, alſo, daß wir etlich Tag nichts wie Zwiebeln roh geſalzen aſſen; etlich Tag gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birn: manche Nacht unter heiterm Himmel liegen, daß man uns nirgend bei den Häuſern wollt leiden, wie ſehr wir um Herberg baten: etwa hetzte man die Hunde an uns.

Da wir aber gen **Breslau** kamen, da war alle Fülle; ja ſo wohlfeil, daß ſich die armen Schüler überaßen, und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zum erſten in Dohm zum heil. Creuz in die Schul. Als wir aber vernahmen, daß in der oberſten Pfarr zu St. Eliſabet etlich Schweizer wären, zogen wir dahin. Da waren zwey von Bregarten, 2 von Merlingen u. a. und viel Schwaben. Da war kein Unterſchied unter

Schwa-

Thränen des Mitleidens, und
Gott belohne es mit tausend Segen,
wenn sie dieses Buch in die Hände
bekommen, und es mit Ernst lesen.
Ich bin mit meinen Kräften
am Ende, und kann nicht mehr
thun, als was ich gethan habe.
Ich habe mich bemühet, die
Wahrheit zu sagen, und ich
habe sie gesagt, ohne Furcht
und ohne Menschen-Gefälligkeit

mich bedünkt, ich wolle jetzt deſto lieber ſterben: darum ſeyd frölich! und legte ſich wieder nieder.

In München kam ich und Paulus zu einem Seifenſieder mit Namen Hans Schräll, der war Magiſter Viennenſis, aber dem Pfaffenwerk feind; nahm eine ſchöne Tochter, iſt nach vielen Jahren mit ſeiner Frauen her gen Baſel kommen, hat hier auch ſein Gewerb getrieben, welches noch vielen Leuten hier bekant. Demſelben Meiſter half ich mehr Seifenſieden denn ich in die Schul ging, und zog mit ihm in die Dörfer, Aſche zu kaufen. Paulus aber ging in der Pfarre zu unſer Frauen in die Schule; ſo auch ich, aber ſelten. Allein darum, daß ich durfte auf der Gaſſen um Brod ſingen und meinem Bachanten Paulo präſentiren, d. i. zutragen.

Da wir da eine Zeitlang waren, wolte Paulus zu viel Kundſchaft mit der Jungfrauen machen, das mogt der Meiſter nicht leiden. Da ward Paulus raths, wir wolten einmal heim ziehen, denn wir waren in 5 Jahren nicht zu Haus geweſen. Zogen alſo heim in Wallis. Da konten mich meine Freund ſchier nicht mehr verſtehen, ſprachen: Unſer Lämmlein redt ſo tief, daß ihn ſchier Niemand verſtehen kan. Denn dieweil ich jung war, hatt ich von jeglicher Sprach etwas gelernt, wo ich eine Weil geweſen bin.

Bald hernach zogen wir wieder davon auf Ulm zu. Da nahm Paulus noch einen Buben mit, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung, dem gab man Tuch, wie man ſolches im Lande macht zu einem Röcklein. Als wir gen Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem Tuch umhergehen, den Macherlohn dazu zu heiſchen. Mit dem überkam ich viel Geld, denn ich hatte des Gutzelns und Bettelns wohl gewohnt: denn dazu hatten mich die Bachanten angehends gebraucht, gar nicht zu der Schul gezogen, auch gar nicht leſen gelernt; denn wenn man in die Schul ſolt gehn, ging ich mit dem Tuch herum. Da hab ich groſſen Hunger gelitten, denn alles, was ich überkam, bracht ich den Bachanten. Ich hätt nicht ein Bißlein gegeſſen, dann ich fürchtete Streiche. Ich habe wohl Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf den Gaſſen die Bein abgejagt, und die genagt.

Demnach ſind wir wieder gen München gezogen, habe da auch den Macherlohn vom Tuch, das doch nicht mein war, betteln müſſen.

Ueber ein Jahr kamen wir noch einmal gen Ulm, brachte abermals das Tuch wieder mit mir und heiſchte den Macherlohn. Da bin ich wohl eingedenk, daß etliche zu mir ſagten: Botz Marter, iſt der Rock noch nicht gemacht? ich glaub, du gangeſt mit Bubenwerk um! Zogen alſo von dannen. Ich weiß nicht, wo das Tuch hinkam, oder ob der Rock gemacht ſey worden oder nicht. Denn über ein Weil lief ich dem Bachanten davon. Zog über Paſſau gen Mörſpurg. Kam alſo über den See

nach

nach Constanz. Da ich über die Brück ging, und etlich Schweizerbäuerlein in weißen Juppen sah, ach mein Gott! wie war ich so froh, ich meint, ich wär im Himmelreich.

Ueber ein Weil zog ich gen Schlettstadt mit einem aus Wallis. Gingen da zu einem lieben Herrn Präceptoren sel. Joh. Sapidus, baten ihn, er solt uns aufnehmen. Fragte uns, von wannen wir kämen? Als wir sagten, aus dem Schweizerland von Wallis, sprach er: Da sind böse Bauern, jagen all ihr Bischöf (den Cardinal Schinner) aus dem Land, so ihr weidlich wolt studiren, dürft ihr mir nichts geben, wo nicht, so müßt ihr mir zahlen, oder ich will euch den Rock ab dem Leib ziehen. Das war die erste Schul, da mich daucht, daß es recht zuging. Zu der Zeit gingen die Studia und Linguæ auf, ist in dem Jahr gewesen, da der Reichstag zu Worms war. Sapidus hatte einstmal 900 discipulos, etlich seine gelehrte Gesellen, wie Gesnäus, Huberus u. a., die seithero Doctores und verrühmte Männer worden sind. Als ich nun in die Schul kam, kont ich nichts, ja nicht den Donat lesen, war doch schon 18 Jahr alt, setzte mich unter die kleinen Kinder, wär aber wie eine Gluckhenne unter den Hünlein.

Der Schluß folgt künftig.

Lehre eines Vaters an seinen Sohn.

Lieber Sohn! daß es in frühen Jahren eine deiner Uebungen seyn, und siehe es als ein Stück der nothwendigen Seelendiät an, daß du keinen Gedanken so über dich herrschen lassest, daß du dich seiner nicht entschlagen könntest. In dieser Lehre liegt ein großer Punkt der Lebensphilosophie, die zu deiner Glückseligkeit viel beitragen wird. Man muß die Herrschaft über seine Vorstellungen behalten und sich nicht von ihnen tyrannisiren lassen; dieses ist ein Stück der Selbstbeherrschung, nach der wir streben sollen, aber ein sehr wichtiges Stück.

In den jüngern Jahren fängt man gewöhnlich damit an, daß man sich angenehmen Vorstellungen zu sehr überläßt. Wer hier nicht weise ist, bei dem schleicht sich auf angenehmen Wegen die Gewohnheit ein, die uns späterhin oft so jämmerlich drückt. Ein gewisser Mechanismus, den die Seele annimt, wenn wir nicht früh dagegen wachen, raubt uns alle Kraft, wenn die Rosenfarbe unserer jugendlichen Einbildungskraft in der Folge verbleicht, und Vorstellungen von unangenehmer Art auf uns eindringen. Denn verstehen wir die Kunst nicht, unsern Gedanken zu gebieten,

wenn

wenn wir es nicht früh gelernt haben, und unterliegen, wenn wir dagegen kämpfen.

Ich bewundere es an dem großen Könige Friedrich, als einen Beweis seiner tiefen Kenntniß der wahren Lebensphilosophie, daß er auch in den aller unangenehmsten Lagen und unter den dringendsten Umständen, seinen Gedanken nicht freien Lauf ließ, sondern sie ableitete und zerstreuete.

Er dichtete sogar, wenn ihn Sorgen und nahes Unglück drückte, gewiß nicht aus Drang und Begeisterung, sondern weil er wolte, und weil diese ehemalige Lieblingsbeschäftigung seinen Zweck am besten beförderte. Ohne solche Hülfe hätte er auch unmöglich die Gesundheit aus den Schrecken des siebenjährigen Krieges getragen.

Die Ausübung dieser einzigen Lehre wird dir mehr wesentlichen Nutzen schaffen, als alle eitlen Speculationen der Metaphysik, von der dir junge und stolze Philosophen viel Rühmens machen werden. Anstatt dich von ihnen lehren zu lassen, *was sie, auf mein Wort, selbst nicht wissen*, anstatt dich von solchen blinden Leitern Wege führen zu lassen, die häufiger zum Irrthum gehen, als zur Wahrheit, lies im Plutarch, und lerne daraus die nützliche Wissenschaft: *was ein Mensch seyn könne.*

Eine Salbe bei sogenannten Frostbeulen zu gebrauchen.

Bei dem so ungewöhnlich strengen Winter haben gar viele Personen an diesem Uebel sehr gelitten, und noch giebt es verschiedene, die davon nicht völlig frei sind; die Bekantmachung eines Mittels dagegen, kan daher auch noch jetzt Nutzen schaffen; folgendes ist zuerst in den Mindenschen Beiträgen aufgeführt, und durch verschiedene Versuche auch hier bewährt gefunden. Die Mischung ist folgende: 6 Loth gewöhnliche Seife in kleine Stücke zerschnitten, 4 Loth ungesalzene Butter und 2 Loth Salz. Hiezu giebt man nach Gutdünken frisch gemolkene Kuhmilch, und läßt es unter beständigem Rühren, auf gelindem Feuer zu einer Salbe kochen. Hievon streiche man auf ein linnenes Läpchen, und lege es, so warm man es vertragen kan, auf die schmerzhafte Stelle; so bald es kalt wird, muß es durch einen warmen Umschlag ersetzt werden; wenn man solches einen ganzen Tag ununterbrochen fortsetzt, wird aller Frost gänzlich herausgezogen, nur muß man beim Abnehmen der Umschläge verhüten, daß keine Kälte dazu schlage. Bei noch unaufgebrochenen Frostbeulen, ist es insonderheit als ein specifisches Mittel erfunden worden.

Hannoverisches Magazin.

39tes Stück.

Freitag, den 15ten Mai 1789.

Thomas Plater.

(Schluß.)

Auf den nachgehenden Frühling, zog ich mit zweien Brüdern wieder aus dem Land; und blieben sie zween im Entlibuch, ich aber ging gen Zürich, und da zum Frauenmünster in die Schul: da war ein Schulmeister, der hieß Wolfgang Knöuwel, von Bahr bei Zug; war Magister Parisiensis, den man zu Paris genannt, Grand Diable; er war ein großer redlicher Mann, hatte aber der Schul nicht viel Acht, lugte mehr wo die hübschen Meidlein wären, vor denen er sich kaum erwehren mögte. Ich hätte gern studirt, denn ich konte merken, daß es Zeit wäre. Dazumal sagte man, es würde ein Schulmeister von Einsiedlen kommen, der wäre vorhin zu Lucern gewesen, ein gar gelehrter Mann und trener Schulmeister, aber grausam wunderlich Da machte ich mir einen Sitz in einem Winkel, nicht weit von des Schulmeisters Stuhl, und gedachte: In dem Winkel will ich studiren oder sterben.

Zu der Zeit hab' ich mit meinen Gesellen oft für das Pabstthum gekämpft, bis auf eine Zeit Mr. Ulrich Zwingli über das Evangelium Johannis am X. Cap. predigte: Ich bin ein guter Hirte ꝛc. Das legte er so streng aus, daß ich wähnte, es zöge mich einer bei den Haaren über sich. Denn er zeigt an, wie Gott das Blut der verlornen Schäflein würde von den Händen der Hirten suchen, die an ihrem Verderben schuld wären. Da gedachte ich: hat es die Meinung, so Ade Pfaffenwerk! kein Pfaff werd ich nimmermehr!

In der Zeit zogen unser 6 heim in Wallis, und als wir gen Glyß kamen, an einem Sonntag, hörten wir, daß die Pfaffen Vesper sungen. Nach der Vesper kam einer, sprach: wannen kommt ihr? ich gab zur Antwort: von Zürich! Da sprach der Pfaff: was habt ihr in der Ketzer-stadt gethan? da ward ich erzörnt. Warum, sagt ich, Ketzer-Stadt? Darum, sprach er, daß sie den Pabst nicht vor das Haupt der christlichen Kirchen halten und die Heiligen

nicht anrufen. Sprach ich: warum iſt der Pabſt ein Haupt der chriſtlichen Kirchen? Er ſprach: darum, daß St. Peter zu Rom ein Pabſt iſt g'ſyn und hat das Pabſtum da den andern Nachkommen übergeben. Ich ſagt: St. Peter iſt wohl vielleicht nie gen Rom kommen, und zog mein Teſtament aus dem Sack, zeigt ihm, wie in der Epiſtel an die Römer St. Paulus ſo manche hieße grüßen, und des St. Peters doch nicht gedachte ꝛc. Sprach er: wie wäre das ſonſt wahr, daß Chriſtus St. Petern wäre vor Rom begegnet, hätte ihn gefragt, wo er hin wolte? hätte Petrus geſagt: gen Rom, mich laſſen kreuzigen! Da ſprach ich: wo er das geleſen? Sprach er: ich hab das von meiner Großmutter oft und dick gehört. Sagte ich: ſo hör ich wohl, eure Großmutter iſt eure Bibel, und warum ſoll man aber die Heiligen anrufen? Er ſprach: darum, daß geſchrieben ſteht, Gott iſt wunderlich in ſeinen Werken. Da buckte ich mich, brach ein Kräutlein ab und ſprach: und wenn alle Welt zuſammen thät, mögte ſie nicht ein ſolch Kräutlein machen! Da war er zornig und war unſer Diſputanz aus.

Als ich wieder gen Zürich kam, blieb ich in großer Armuth, bis mich Heine. Werdmüller zu einem Pädagogo annahm ſeiner 2 Söhne. Da hatt ich keine Noth mehr, außer, daß ich mich ſchier zerarbeitete mit ſtudiren. Ich habe manche Nacht wenig geſchlafen, ſondern mich wider den Schlaf jämmerlich gemartert: hab oft kalt Waſſer in den Mund genommen, rohe Rüben, Sand, daß ich, wenn ich einſchliefe, mit den Zähnen auf einander ſtieße.

Weil ich aber oft hörte predigen: Im Schweiß deines Angeſichts ſollſtu dein Brod eſſen, und wie Gott die Handarbeit ſegne; auch mir Zwingli ſagte: man ſolt die Buben zur Arbeit ziehn, es gebe ſonſt der Pfaffen zu viel, ließen viele ab von den Studiis. Da kam ein feiner gelehrter junger Mann von Lucern, hieß Rudolphus Collinus, der ſolt gen Coſtanz auf die Weihe; es beredeten ihn aber Zwinglius und Myconius, daß er für das Geld lieber das Seilerhandwerk lernte. Als derſelbe nun ein Weib nahm und Meiſter ward, bat ich ihn, er ſolt mich auch das Seilerhandwerk lehren. Sprach er: er hett nicht Hanf. Da war mir von meiner Mutter ſel. etwas zum Erbtheil worden, da kauft ich dem Meiſter einen Centner Hanf, und lernte dabei ſo viel als möglich, und hatte doch allzeit auch Luſt zum ſtudiren. Wenn der Meiſter meinte ich ſchliefe, ſtand ich heimlich auf, ſchlug ein Licht an und hatte meinen Homerum und heimlich meines Meiſters verſiones. Wann ich dem Handwerk nachwandelte, trug ich den Homerum mit mir. Da der Meiſter deſſen inne ward, ſprach er:

ſtudi-

ſtudire entweder oder treib dein Handwerk!

Da ich nun den Centner Hanf verwerget, waren meine Lehrjahre aus, zog gen Baſel, kam zu einem andern Seilermeiſter, den man den rothen Seiler nannte am Rindermarkt, von dem ſagte man: er wäre der rauheſte Meiſter, der am ganzen Rheinſtrom gefunden würde; darum denn auch die Knechte nicht gern bei ihm waren, und kont ich alſo deſto leichter ankommen. Als er mich aber anſtellte, da kont ich kaum den Hanfpöſchen aufhencken, und gar ſchlecht drehen: da zeigte der Meiſter ſeine Art, fing an zu balgen und zu fluchen, ſprach: Geh hin, ſtich dem Meiſter die Augen aus, der dich gelehrt hat: was ſoll ich mit dir thun, kanſt ja nichts! Doch redt ich ihm zu und ſprach: ich hab wenig gelernt, das geſteh ich, mein Lehrmeiſter hat die mehrſte Zeit keinen Hanf gehabt. Da behielt er mich, gab mir die Woch einen Batzen, dafür kauft ich Lichter und ſtudirte ich zu Nacht dabei. — Es ging mir aber gar rauh und übel.

Nach und nach kam ich in Bekantſchaft D. Oporini und anderer. Der redte mit mir, ich ſolte ihn hebräiſch lehren. Ich entſchuldigte mich, ich könte wenig; ſo hätt ich auch nicht der Weile. Doch lag er mir ſo viel an, daß ich zu dem Meiſter ſagte: Ich wolt ihm umſonſt dienen, oder weniger nehmen als bisher, denn er hatte mir den Lohn gebeſſert. Da erlaubte er mir alle Tag eine Stund des Abends von 4 — 5. Da ſchlug Oporinus an der Kirche an: es wäre einer, der wolte rudimenta linguæ hebraicæ leſen zu St. Lienhard, wo er ſelbſt dazumal Schulmeiſter war. Als ich nun auf die Stund dahin kam und meinte Oporinum allein zu finden, da waren ihrer 18 da, feine gelehrte Geſellen. Da ich die ſah, wolt ich davon; aber D. Oporinus ſagte: fleuhe nicht, das ſind auch gute Geſellen. Ich ſchämte mich aber in meinem Schürzlein, ſo die Seiler zu tragen pflegen, doch ließ ich mich bereden, fing an, ihnen die Grammaticam Münſteri zu leſen, las ihnen auch den Propheten Jonam, ſo gut ich konte.

In demſelben Jahr kam ein Franzos, von der Königin in Navarra ausgeſchickt, hebräiſch zu lernen, der kam auch in die Schul, und wie ich hinein ging in meinen ſchlechten Kleidern, ſatzte ich mich hinter den Ofen, war ein fein Sitzlein, und ließ die Studenten bei dem Tiſch ſitzen; ſo ſagte der Franzos: quando venit noſter Profeſſor? Oporinus zeigte auf mich, da ſah er mich an, und verwunderte ſich; meinte ohne Zweifel, ein ſolcher ſolte anders gekleidet ſeyn, als ſo ſchlecht. Der hörte auch meine Lektion bis er hinweg zog. Er war köſtlich gekleidet mit einer guldnen Hauben, hatte einen eignen Knecht, der trug ihm einen Mantel und Hut nach, wenn es regnete, oder ich weiß nicht warum.

Nach Jahren ging ich abermals gen Zürich, blieb da eine Weil bei Herrn Myconio und studirte. Da rieth er mir, ich solt seine Anne die Jungfrau nehmen, und nicht mehr umherziehn, so wolt er uns zu Erben machen. Also ließ ich mich bereden, und gab er uns zusammen.

Da zogen wir heim in Wallis gen Visp, da fing es an wohlzugehen. Einsmals sah mich meine Base, die ging zu Visp vor mein Haus vorbei, die hieß mich willkommen seyn und sprach: Nu Thomä, wann willtu uns Meß halten? Das hörte eine edle Jungfrau, war des Bischofs D. Adriani von Riedmatten Base, die sprach: ja ich mein, er hatt eine lange Meß mit sich gebracht! Ein andermal kam mein Vetter Herr Anthony Plater zu St. Martin in Visp in der Kirchen zu mir. Nach der Meß sprach er: Man sagt, du habest ein Weib mit dir bracht. Ich antwortet: Ja. Er sprach: Das wolt der Teufel; du hättest mir lieber ein Hure bracht. Ich sagt: Herr das findet ihr nicht in der Bibel, daß es besser sey ein Hure haben dann ein Weib. Darob ward er so zornig, daß er hernach lange nicht mehr mit mir reden mogt. Er hatte den Namen im ganzen Land, daß er ein guter Biblicus wäre: denn er las viel in der Bibel, verstund aber wenig: machte nur die Verse mit Rubrik roth. Da fing ich an, das Seilerwerkzeug zuzurüsten und dabei Schul zu halten.

Da genas meine Frau ihres ersten Kindes mit großer Gefahr. Da war eine edle Frau, die war mehrentheils Hebamme im Dorf, daran sie eine besondre Freud hatte. Denn da sind keine Hebammen im ganzen Land um Geld bestellt; meinten auch große Sünd zu thun, wenn eine etwas dafür nähme. In der Noth legten sie meiner Frau ein groß hölzern Pater noster in St. Margarethen Namen um, daß sie desto sanfter genäse; meinten auch, sie solt eine Meß verheisen. O, sprach sie, ich will vertrauen dem getreuen Gott, er werde mir helfen. Da mußt ich darbei seyn: — denn im Wallis müssen die Männer bei den Weibern in Kindesnöthen bleiben, damit sie darnach desto mehr Gedult mit ihnen haben mögen.

Hernach nahm ich mein Kind auf ein Räff in der Wiegen auf meinen Rücken, und zog davon, und zog die Mutter hinten nach, wie ein Kuh dem Kälblein. Kam gen Basel. Da ward ich durch frommer Leute Förderis des D. Oporini Provisor. Ich ging auf den Markt, kauft ein klein Fäßlein mit Wein, ich denk, es sey ein Ohmen gsyn; das trug ich auf meiner Achsel heim. Den Wein tranken ich und mein Weib mit manchem Zank, denn wir kein Trinkgeschirr hatten als ein Angster. Zum ersten gingen wir mit dem Angster in den Keller, darob trieben wir einander.

Ich

Ich brach ab, schlug, das weiß Gott, genug, den Stock unter Bank, und sagte: Ich will nicht mehr, ich will nicht mehr! Ich will nicht mehr!

Endlich, wie ich sah, daß ich mit Schlagen nichts ausrichte, und sie nicht aufhörte, so bat ich sie, sie möchte doch aufhören, bat, wie es mir in der Angst einfiel, um Gnade.

Ich konnte nicht mehr. Meine Arme und ganz das untere, wovon das mir mit den Schlägen mit den dicken Ruthen geworden Schwarzen, tat mir so weh, daß ich nicht mehr konnte. Ich bat, ich flehte, ich weinte, ich schrie, ich versprach ihr alles, was sie nur wollte, wenn sie nur aufhören wollte.

Meine Tränen, mein Flehen meine Versprechen — nur mein Versprechen hatte sie gehört. Sie sagte: Ich will aufhören, wenn du versprichst, daß du mir nachsagen willst, was ich dir vorsage, daß du mir sagen willst, was ich dir vorsage, daß du mir sagen willst, was ich dir vorsage, daß du mir s

meiſter, es iſt kein görtlicher Amt, ich möcht auch nichts lieber ſeyn, wenn ich nur nicht ein Ding müßt zweymal ſagen ꝛc. Da ſagt ich endlich zu und ward Präceptor in der Schul auf Bury.

* * *

Nun han ich nach deinem Begehr, lieber Sohn Felix, dir den Anfang und Fortgang, bis auf dieſe Zeit meines Lebens, ſo viel ich hab mögen in der Läng der Zeit eingedenk ſeyn, beſchrieben. Doch nicht alles, denn wer wollt das mögen thun? Und wie du ſiehſt wie ſchlecht mein Anfang, daß ich dennoch zu ziemlichen Glücke bin untergekommen. Und wie ſchlechten Herkommens ich bin gſyn, hat mir Gott der Ehren gönnet, daß ich in einer ſo weit berühmten Stadt Baſel jetzt in 31 Jahren in der oberſten Schul, ohn die Univerſität, nach mein Vermögen die Schul verſehen han, darein unterwieſen manches Ehrenmanns Kind; deren jetzt viele Doctores und ſonſt gelehrte Leut worden ſind; etlich und nicht wenig von Adel die jetzt Land und Leut beſitzen und regieren, daß mir die löblich Stadt Zürich, desgleichen auch die verrühmt Stadt Bern ihren Ehrenwein von der Stadt geſchenkt, und andrer Orten mehr mit ehrlichen und gelehrten Leuten verehrt hand, desgleichen auch zu Strasburg eilf Doctores mir zu Ehren erſchienen. — Zu Sitten als man mir von der Stadt den Wein ſchenkt, ſprach der Caplan: Dieſen Ehrenwein ſchenkt die Stadt Sitten unſerm lieben Landsmann Thomas Platter, als einem Vater der Kinder gemeinen Landſchafft Wallis. Was ſoll ich dann auch von dir, Felix, ſagen, von deinen Ehren und Wohlſtand, daß dir Gott die Ehre gegonnen hat, daß du jetzt ein Zeitlang mit deinem Hansmütterlein glücklich und wohl gelebt haſt, Fürſten und Herren, edel und unedel bekannt biſt worden. Dieſe Ding alle wolleſt, lieber Sohn Felix, erkennen und bekennen, dir ſelbs nichts zuſchreiben, ſondern Gott allein Lob und Ehre verjähen din Lebelang, ſo wirſt erlangen das ewig Leben, Amen.

Geſchrieben durch Thomam Platerum A. 1572. ſeines Alters auf der Herrn-Faßnacht, welche da war auf den 17 Febr. 73 J. Gott verleihe mir ein ſelig End durch Jeſum Chriſtum, Amen.

Vorſchlag, Kälber mit Heuwaſſer und Milch zu nähren.

Das Heuwaſſer wird folgendergeſtalt gemacht: Man nimt ein irdenes Gefäß, das mit einem guten Deckel verſehen iſt, und thut feines und ſüßes Heu hinein, welches ein oder zweimal gehackt worden, und zwar ſo viel, als das Gefäß faſſen kan. Nachdem man das Heu leicht mit der Hand gedrückt hat, fülle man das Gefäß mit reinem kochenden Waſſer,

ser, und halte es wohl verwahrt. Nach zwei Stunden wird das Wasser die Kraft des Heues angenommen, und eine braune Farbe haben. Man kan es selbst im Sommer zwei Tage lang aufbehalten, ohne es in ein anderes Gefäß zu thun, und man bedient sich dieses Wassers auf folgende Art:

Drei oder vier Tage, nachdem das Kalb geboren ist, und gesogen hat, oder mit purer Milch getränkt worden, gebe man selbigem die gewöhnliche Quantität des Getränks, so für einmal bestimmt ist, welches aber sogleich aus drei Viertel Milch, und einem Viertel Heuwasser zusammen gesetzt seyn muß. Drei oder vier Tage hernach gebe man dem Kalbe zwei Drittel Milch und ein Drittel Heuwasser. Nachher die Hälfte von jedem; ferner zwei Drittel Heuwasser und ein Drittel Milch; endlich wird es genug seyn, ihm ein Viertel Milch und drei Viertel Heuwasser zu geben. Man muß dem Kalbe Morgens und Abends seine Portion reichen, und die Wärme des Getränks muß der Wärme der Kuhmilch gemäß seyn; und zwar so, daß man ihm anfänglich nur drei Viertel giebt, allmälig weiter damit fortfährt, und nach Verlauf eines Monats ihm die ganze Portion reicht. In dem zweiten Monate muß man ihm, außer der gewöhnlichen Portion von drei Viertel Heuwasser, und einem Viertel Milch, eine Hand voll süßes Heu vorlegen, wovon es zu fressen anfangen wird. Oder, wenn die Jahrszeit dazu bequem ist, jagt man es auf ein gutes Land in die Weide, das mit Graben umzogen, und vor dem Winde beschützt ist. Im dritten Monate kan man auf diese Art fortfahren. Wenn aber, gegen das Ende desselben, das Kalb gut zu weiden anfängt, so kan man in das Heuwasser etwas weniger von dem Viertel Milch thun, und sich auch sogar, anstatt frischer Milch, abgerahmter Milch, oder der Buttermilch bedienen. Nach Verlauf des dritten Monats braucht das Kalb nicht weiter mit gleicher Sorgfalt genährt zu werden. Wenigstens wird zureichend seyn, ihm einmal des Tages, selbst im Sommer, Heuwasser zu geben, ohne es einmal wärmen zu lassen.

Die Erwählung dieser Methode, die Kälber groß zu ziehen, wird sehr vortheilhaft seyn. Manches Kalb wird, um die Milch zur Haushaltung zu behalten, geschlachtet. Diejenigen, die man mit Buttermilch, abgerahmter Milch, oder mit einem leichten Trank von Bohnen, Erbsen, oder Habermehl, mit Wasser vermischt, erzieht, haben keinen Wachsthum, sterben bald von selbst, oder sind nichts nütze. Daher komt es, daß jährlich eine sehr große Menge verloren geht, die man doch vermittelst dieser Art recht gut hätte erziehen können.

Mittel,

Mittel wider den Wurm am Finger.

Der Pater Labat erzählt im vierten Bande seiner Reisen nach Westindien, in der im Jahre 1787 zu Nürnberg erschienenen vortreflichen vom Herrn G. Fr. Cas. Schad nach der neuesten pariser Ausgabe verfertigten deutschen Uebersetzung, daß er den Wurm am Finger in Martinike auf folgende Art geheilt habe. Er rührte den Dotter eines frisch gelegten Eyes mit einem hölzernen Spatel (Metall darf es nicht seyn) mit doppelt so viel Salz herum, als man zum Essen des Eyes braucht, so lange bis sich das Salz völlig aufgelößt hatte, schmierte diese Salbe auf geschabte Leinewand, und umwickelte damit den Finger zwei mal vier und zwanzig Stunden, doch nicht zu feste. In dieser Zeit war durch ein Loch am Finger die scharfe Materie, die die Schmerzen verursachte, ausgelaufen, und der Finger wurde heil.

W.

Beantwortung der im 15ten Stück dieses Magazins v. d. J. befindlichen Anfrage.

Man ersucht im erwähnten 15ten Stück, ein Mittel bekant zu machen, die mit so genanntem Goldfirniß überzogenen Beschläge so zu putzen, daß sie ihren vorigen Glanz wieder erhalten, und der Firniß dadurch nicht abgeschabt werde. Es ist hier nicht gesagt worden, was die Beschläge selbst für Schaden an sich haben, vermuthlich aber haben solche überhaupt ihre Farbe verloren, oder sind auch blos schäckigt geworden, beides aber rührt davon her, daß die subtile Haut des Lacks abgesprungen ist, oder auch durch die Witterung oder Luft aufgelöset worden. Meine Meinung wäre, man nehme den Goldfirniß ab, und dieses würde geschehen können, wenn man sie öfters mit starkem Weingeist bestriche, und damit bürstete, aufs neue polirte, und solche alsdann wieder mit dem Firniß bestriche. Dieser aber wird folgender maaßen bereitet: Man löse vier Loth von auserlesenem sehr reinen Lackgummi von der besten Art bei einer gemäßigten Wärme in 24 Loth des rektificirten Weingeistes auf. Zu gleicher Zeit wird 1 Loth Drachenblut in Körnern in einer gleich großen Menge Weingeistes aufgekocht. Beide Auflösungen werden unter einander gegossen. Nunmehr wirft man bei einer ganz gelinden Wärme während des Umrührens 3 Gran Gelbwurz hinzu, und man läßt den Weingeist 12 Stunden lang an dem warmen Orte. Nach dem seihet man den Firniß durch Löschpapier, und hebt ihn zum Gebrauch auf.

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 18ten Mai 1789.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1789.

Im Monat Januar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	2.	8.	10.	3.	4.	0.	1.	3.
Mittage.	6.	6.	9.	2.	6.	0.	2.	0.
Abende.	9.	4.	8.	2.	6.	0.	2.	0.
Mitternächte.	8.	2.	14.	0.	4.	0.	2.	1.
Ganze Tage.	6¼.	5.	10¼.	1¾.	5.	0.	1¾.	1.

Den 19ten und 20ten Nordlicht.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 23, 6 / Mittags im Schatten 28, 7 } Gr. Fahrnh. { gr. d. 24ten 44 Gr. / kl. d. 3. u. 4ten 5 Gr. unter 0.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags 29, 79 Zoll engl. { größte d. 5ten 30, 78 Zoll. / kleinste d. 18ten 28, 85 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 44, 1 Grad. { größte d. 28ten 80 Gr. / kleinste d. 8ten 28 Gr.

Mittlere Ausdünstung unter Dach 0,0102 Zoll. { größte d. 19ten 0,015 Zoll. / kleinste d. 28ten 0,005 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft ist wegen des Frostes nicht wahrgenommen.

Gesamter Niederschlag 2, 13 Zoll Regenwasser.
0, 26 Zoll Schneewasser.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 15, 9 Fuß in 1 Secunde. { größte d. 13ten 43 Fuß OSO. / kleinste d. 3ten 0 Fuß.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	6½.	5½.	4½.	0.	1.	3.	3½.	5.	2.
Mittage.	5.	5½.	4.	1.	1½.	3.	3½.	6½.	1.
Abende.	7.	4½.	4½.	1.	2.	0.	5½.	5½.	1.
Mitternächte.	6.	6.	3½.	½.	0.	1½.	5.	6½.	2.
Ganze Tage.	6⅛.	5⅛.	4⅛.	⅛.	1⅙.	1⅞.	4⅜.	7⅞.	1½.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 9, 42 / Abends 9, 13 } Fuß.

größte d. 26ten 12, 45 Fuß. Wind Sw. Geschwind. 14 Fuß.
kleinste d. 13ten 6, 20 Fuß. Wind O So. Geschw. 32 Fuß.

Im Monat Februar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.
Morgen.	1.	5.	11.	3.	7.	0.	1.
Mittage.	2.	5.	9.	2.	7.	1.	2.
Abende.	1.	4.	9.	1.	9.	1.	3.
Mitternächte.	2.	2.	13.	1.	8.	0.	2.
Ganze Tage.	1½.	4.	10½.	1¾.	7¾.	½.	2.

Den 22ten, 23ten, 24ten und 26ten Nordlicht.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 35, 1 / Mittags im Schatten 39, 8 } Gr. Fahrnh.

größte den 20ten 48 Grad.
kleinste den 12ten 23 Grad.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags 29, 551 Zoll engl. { größte d. 14ten 29, 97 Zoll. / kleinste d. 26ten 28, 76 Zoll. }

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 59, 5 Grad. { größte d. 2ten, 10ten u. 15ten 76 Grad. / kleinste d. 12ten 38 Grad. }

Mittlere Ausdünstung unter Dach 0, 0079 Zoll. { größte d. 23ten 0, 018 Zoll. / kleinste d. 2ten 0, 015 Zoll. }

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 0, 25 Zoll.

Gesamter Niederschlag 3, 25 Zoll Regenwasser.
0, 08 Zoll Schneewasser.

Mit-

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 18, 9 Fuß in 1 Secunde. { größte d. 15ten 37 Fuß WSW. / kleinste d. 11ten 8 Fuß O.

Der Wind ist gewesen;

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	1½.	7½.	8.	5½.	½.	1.	1½.	2½.	
Mittage.	1.	6.	10.	4.	1.	2.	1.	3.	
Abende.	4½.	3½.	8½.	4.	1.	1.	2.	3½.	
Mitternächte.	5.	4.	8½.	3½.	½.	2½.	1½.	2½.	
Ganze Tage.	3.	5¼.	8¾.	4⅓.	¾.	1⅝.	1½.	2⅞.	

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 10,42 / Abends 10,33 } Fuß.

größte den 16ten 16, 1 Fuß. Wind Nw. Geschwindigk. 33 Fuß.
kleinste den 2ten 6,85 Fuß. Wind So. Geschwindigk. 15 Fuß.

Im Monat März.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	1.	9.	11.	2.	0.	0.	7.	1.
Mittage.	2.	14.	7.	0.	0.	0.	8.	0.
Abende.	5.	7.	14.	0.	0.	0.	5.	0.
Mitternächte.	5.	5.	17.	0.	0.	0.	3.	1.
Ganze Tage.	3¼.	8¾.	12¼.	½.	0.	0.	5¾	½.

Den 14ten, 25ten, 26ten, 27ten, 28ten, 29ten, 30ten u. 31ten Nordlicht.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 27 / Mittags im Schatten 33 } Gr. Fahrnh. { gr. d. 14ten 41 Grad. / kl. d. 13ten 12 Grad.

Mittlere Höhe des Barometers des Mittags 29,675 Zoll engl. { größte d. 2ten 29,78 Zoll. / kleinste d. 14ten 29,22 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 35 Grad. { größte d. 14ten 54 Grad. / kleinste d. 26ten u. 27ten 20 Grad.

Ausdünstung unter Dach ist wegen des Frostes nicht wahrgenommen.
Ausdünstung in freier Luft — dito.

Gesamter Niederschlag 0,41 Zoll Schneewasser.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 10 Fuß in 1 Secunde. { größte den 12ten 22 Fuß O. / kleinste den 19ten 0 Fuß.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	2.	1.	1.	2.	$3\frac{1}{2}$.	6.	$11\frac{1}{2}$.	2.	2.
Mittage.	1.	0.	0.	$3\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{2}$.	$9\frac{1}{2}$.	$7\frac{1}{2}$.	5.	1.
Abende.	$1\frac{1}{2}$.	0.	0.	$3\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{2}$.	8.	11.	$2\frac{1}{2}$.	1.
Mitternächte.	3.	0.	0.	$3\frac{1}{2}$.	5.	8.	10.	$1\frac{1}{2}$.	0.
Ganze Tage.	$1\frac{7}{8}$.	$\frac{1}{4}$.	$\frac{1}{4}$.	$3\frac{1}{8}$.	$3\frac{7}{8}$.	$7\frac{7}{8}$.	10.	$2\frac{1}{4}$.	1.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 8,87 / Abends 8,99 } Fuß.

größte d. 13ten 10,15 Fuß. Wind So. Geschwindigkeit 15 Fuß.
kleinste d. 21ten 7,20 Fuß. Wind O. Geschwindigkeit 12 Fuß.

C. W.

Ueber alte Frauen.

(Aus dem Englischen.)

Mein Herr!

Ich würde einem jeden ihrer Correspondenten recht sehr verbunden seyn, der sich der Mühe unterziehen wolte, diesen Brief, der einen Gegenstand betrift, welcher meine Gedanken seit einiger Zeit sehr beschäftiget hat, zu beantworten.

Der Inhalt desselben betrift weder etwas mehr noch weniger als — eine alte Frau. Ich habe meine Freunde wiederholt gebeten, mir zu sagen, wo ein solches Thier zu sehen sey? aber ich erhielt stets die Versicherung zur Antwort: sie hätten nie von einem solchen Dinge gehört. Ich selbst habe mich mehr wie einmal persönlich erkundiget. Ich habe an einem schönen Sommerabend die Parke besucht; ich bin in den Alleen von einem Ende zum andern gegangen; ich habe die Schauspielhäuser von der Schillingsgallerie herab bis hinunter ins Parter — durchsucht; ich bin im königlichen Theater a) gewesen, in Astley's Hughes's b), nach Sadler's Well c), und jedem andern Orte, wo Zusammenkünfte sind; ich habe mich zwischen jeden Pöbel gedrängt, und in jede Kirche und Versammlung; aber, auf

a) Das bekante King's Theatre, welches erst neuerlich unter der Direktion von H. Palmer vom Könige errichtet ist.

b) Zwei bekante öffentliche Häuser, wo schöne Pferde und ihre verschiedenen Künste gezeigt werden.

c) Ein öffentlicher Ort zum Vergnügen, wo täglich viele Gesellschaft zusammen kömt.

auf meine Ehre, mein Herr, ich wünschte in ein anderes Geschöpf verwandelt zu werden, finden könte ich vielleicht alsdenn eine alte Frau.

Daß es vor Zeiten solche Wesen gab, bezweifele ich keinen Augenblick. Die Geschichte erzählt uns verschiedene Beispiele; und ich erinnere mich einer Stelle aus einem Liede, wo es gar deutlich heißt: „Alte Frauen in grau gekleidet." Beweise genug, daß es solche Dinge einst gab. Noch mehr, auch von Tradition weiß ich es; meine Mutter, weiland, pflegte mir zu sagen, daß in ihrer Jugend alte Frauen sehr gewöhnlich gewesen; — und doch kan ich, unerachtet meines vergeblichen Nachforschens bis auf diesen Augenblick, unmöglich glauben, daß die Art völlig ausgestorben sey. Meine rastlose Neubegierde hat mich sogar in verschiedene verdrießliche Händel verwickelt. Ich vergaß mich einst aus Eifer für meine gute Sache so weit, daß ich einmal eine Dame von 65 unbedachtsamer Weise fragte: ob sie sich für eine alte Frau hielte? Da ich nahe mit ihr verwandt, auch ein Bischen in ihrer Gunst war, so dachte ich wohl nicht mit Unrecht an ein Stückchen von ihrem Testamente; aber ich wette, denselben Abend noch wurde ein Strich durch meinen Namen gezogen, — denn sie hinterließ mir für meine Unverschämtheit — schier nichts. Man hat mich gefragt, warum ich denn um einer alten Frau willen so viel Lerm machte — was ich damit wolte — wenn ich nun auch eine hätte? Den guten Leuten antworte ich denn nun immer: daß das meine Sorge sey — der einzige Gefalle, den sie mir thun könten, wäre — daß sie mir sagten, wo ich eine antreffen könte, solte es auch nur bloß seyn, ein so sonderbares Phänomen anzustaunen.

Einer meiner Bekanten, ein loser Schalk, schickte mir vor einigen Tagen folgende Karte.

Lieber Dick!

„Diesen Augenblick finde ich, was Sie suchen. In — Straße Nr. 14. lebt eine unverheirathete Base von mir, schon über ihre 64 hinaus, und zuverläßig eine alte Frau. Wenn Sie bei ihr eingeführt seyn wollen, so brauchen Sie nur meinen Namen zu nennen, und ihr Naturalienkabinet zu sehen wünschen, wovon sie eine schöne Sammlung hat."

Der Ihrige

Tom Wagstaff."

Voll Erwartung, legte ich mein bestes Kleid an, setzte meine Festtagsparucke auf mein Haupt, und ging nach dem Hause der alten Frau. Der Bediente führte mich in das Visitenzimmer, und meldete mich bei seiner Herrschaft.

In wenigen Minuten erschien — wie ich glaubte — die alte Frau; allein, ich war zu fehlgeschlagenen Hofnungen geboren. — Eine Frau war sie, glaube ich, und volle 64, aber keine alte Frau; denn sie hatte eine ungeheure Nina-Mütze auf — die

Haare hingen in Locken ihren Rücken herab — eine Schärpe um ihre Hüfte — u. ſ. w. Kaum ward ich dies gewahr, ſo grif ich nach Hut und Stock, ſo eilends ich konte, überzeugt, mein Freund habe mir einen Streich geſpielt, ermangelte auch nicht, auf gehörige Art ihn meine Empfindlichkeit fühlen zu laſſen. Doch, ich muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſeine Verantwortung eher Unwiſſenheit als Abſicht vermuthen ließ; „eine Frau von ihren Jahren kan doch wohl ſehr füglich eine alte Frau heiſſen." Guter Freund! — als wenn Jahre die alte Frau machten! —

Nun kam's mir in den Sinn, eine Anzeige in die öffentlichen Blätter ſezzen zu laſſen, wovon folgendes eine Abſchrift iſt.

„Ein Gentleman, der ein Muſeum von Naturſeltenheiten anlegt, ſucht — eine alte Frau. Wer irgend von einem ſolchen Dinge Nachricht geben, und es durch einen Eid der Perſon ſelbſt darthun kan, dem wird hiedurch eine anſehnliche Belohnung verſprochen; auch wird auf Verlangen unverbrüchliche Verſchwiegenheit beobachtet werden. Solte ſich eine alte Frau finden, — völlig gleich, wes Standes oder Geburt, die ſich zu dieſen Bedingungen verſtehen würde, ſo wird dieſelbe gebeten, nach Nr. 26. nahe bei der alten Straße, an der Hinterſeite des Hoſpitals der Verrückten, hinzuhinken, oder ſich ſchriftlich zu melden; man wird nicht verfehlen, ihr aufzuwarten."

Als ich dies Avertiſſement einigen meiner Freunde zeigte, ſo überredeten ſie mich, es nicht in die Zeitungen ſetzen zu laſſen. Denn, wäre man nun auch ſo glücklich, daß ſich eine ſolche Seltenheit fände, ſo würden ſie zuverſichtlich die Vorſteher des britiſchen Muſeums, oder die Eigenthümer Sir Ashton's d) gierig auffangen, und mich vielleicht überbieten. Ich mögte es lieber auf Karten drukken laſſen, und austheilen, wo ich hinkäme. Dies that ich; aber, o Himmel! keine Feder, keine Dinte reicht zu, Ihnen zu ſagen, wie oft ich mich aus dem Staube machen mußte — wie unzählig mein Leben an einem ſeidenen Faden hing. Allein zwölf mal mußte ich von der oberſten Treppenſtuffe — hinunter bis zur Erde nur einen Sprung thun — um der Wuth einiger ehrbaren Damen zu entgehen — die hinter mir einkamen, — obwohl ſchon ihr großes Stuffenjahr paſſirt; — zweimal bin ich mit einer Decke in die Höhe geprellt (toſs'd in a blanket) — ſiebenmal Gefahr gelaufen, vergiftet zu werden — und mehr als einmal habe ich einen ſalto mortale aus dem zweiten Stock gemacht, als die Thüren ſchon verſchloſſen und die Werkzeuge der Rache zu Stande waren. Selbſt die, welche noch ganz manierlich mit mir verfuhren — geſtanden doch: daß es oben in dem Hirnkaſten wohl nicht ſo ganz richtig ſeyn müſſe, wenn ich ſo ein Wunderthier

d) Ebenfalls ein berühmtes Naturalienkabinet in London.

thier — als eine alte Frau, zu finden dächte. Doch, einst kam ich hart auf die Spur, in einem Armenhause nahe bei Moreditch — aber ach! ehe ich noch den Ort ausfindig machen konte, war sie schon den Weg alles Fleisches gegangen. Ich bot ein schön Stück Geld für den Leichnam, und schon sahe ich in Gedanken das wundersame Skelet in meinem Kabinet; aber umsonst! — Die Vorsteher der Charitee waren taub an den Ohren, und unbestechlich an den Händen! — Seit dieser Zeit nun, bei meiner armen Seele sey's Ihnen geklagt, habe ich nie wieder eine alte Frau entdecken können; weder todt, noch lebendig.

Unbegreiflich ist es mir, daß keiner unserer Alterthumsforscher es zum Gegenstande gemacht hat, seine Sammlung mit etwas von dieser Art zu bereichern; und ich kan diesen Mangel nur allein der Unmöglichkeit zuschreiben, ein solches Phänomen zu finden. Ich betheure hoch und theuer, die Freude würde mir mit dem Kopfe davon laufen, wenn ich so glücklich wäre, diesen Ruhepunkt meiner eifrigsten Wünsche, und meines sehnlichsten Verlangens in meinen Besitz zu bekommen; ja, mir ist schier bange — ich würde sie unumschränkt anbeten. — Aber, Wünsche sind nur Wünsche, und Hofnungen nur Hofnungen. Ich bin grads so weit vom Ende meines Ziels, als da ich auslief. Jetzt wandelt mich die Lust an, an meine Freunde im Auslande zu schreiben, und einen Briefwechsel mit jedem Lande in Europa, Asia, Afrika und Amerika zu errichten, ob nicht vielleicht dieser Erdball eine alte Frau enthielte. Aber zum Unglück sind die Kosten für mein geringes Vermögen zu groß, das schon durch Vernachläßigung aller andern Geschäfte, die ich dem Suchen nach der größten Seltenheit hintansetzte, nicht wenig gelitten hat.

Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, lege ich daher meine Sache vor die Augen der ganzen Welt. Ich fordere alle Ihre Leser auf, mich zu unterstüzzen. Wenn Sie mir nur Nachricht geben können, wo eine alte Frau zu sehen ist, so will ich es an meiner Seite weder an Mühe, Kosten noch Arbeit fehlen lassen. Schlösser und Riegel sollen vor mir fliegen. Mit Freuden will ich die hohen Berge von Wales hinan steigen, oder in die unergründlichen Höhlen der tiefsten Thäler hinab fahren, wenn meine Mühe nur zulezt belohnt wird — mit dem Anblicke einer alten Frau.

Ich hoffe, Sie werden die Länge dieses Briefes entschuldigen, empfehle mich Ihnen für jezt ganz gehorsamst, und bin

Mein Herr

aufrichtig der Ihrige

A. Virtuoso.

Son-

Sonderbare Beispiele von Wahnsinn.

(Aus dem Englischen.)

Ein junger Hypochondrist bildete sich ein, er sey todt, und enthielt sich nicht allein alles Essens und Trinkens, sondern bat auch seine Aeltern ganz ungestüm, ihn nach seinem Begräbniß bringen zu lassen, und ihn zu begraben, ehe sein Fleisch völlig verfault sey. Auf den Rath der Aerzte, wurde er in ein Grabtuch gewickelt, auf eine Bahre gelegt, und so nach der Kirche getragen; aber auf dem Wege begegneten der Procession einige lustige Vögel, die hiezu gedungen waren, und fragten die, so folgten, laut: „wessen Körper es sey, der da im Sarge läge und begraben werden solte?" Eines jungen Menschen, sagten sie, und nannten zugleich seinen Namen. Nun wahrlich, fuhr ein anderer von ihnen fort, es ist gut, daß die Welt den los ist — er führte ein schändliches und verruchtes Leben, und seine Freunde mögen froh seyn, daß er lieber seine Tage so beschlossen hat, als am Galgen. Der vermeinte Todte, der dies hörte, und solche Schmähung und Unrecht nicht ertragen konte, fuhr von der Bahre auf und rief ihnen zu: sie wären gottlose Leute, ihn so zu beschimpfen – von ihm so viel Böses zu sagen, das er nie gethan hätte; wenn er wieder lebendig wäre, so wolle er sie lehren, besser von den Todten zu sprechen. Als sie aber fortfuhren, in noch schändlichern und verächtlichern Ausdrücken ihn zu verläumden, konte er's nicht länger ertragen. – Er sprang von der Bahre – fiel mit voller Wuth und Raserei über sie her, und hörte nicht eher auf mit Baxen, bis ihn endlich seine Kräfte verließen. Diese Bewegung und starke Erschütterung seiner Lebensgeister brachte eine plötzliche Veränderung in seinem Körper hervor; er kehrte zu seiner gesunden Vernunft zurück, als erwachte er aus einem Traum. Man brachte ihn nach Hause, wo er bei einer zuträglichen Diät beides Gesundheit und gehörigen Verstand wieder erhielt. —

* * *

Ein Mann von Stande setzte sich in den Kopf, daß er würklich todt sey. Diese Grille saß bei ihm so fest, daß ihn seine Freunde umsonst baten, Speise und Trank zu sich zu nehmen. Er wies alle zurück, mit der Antwort: „das sey ja unnütz für Todte." Da sie nicht mehr zweifelten, sein Eigensinn würde sein Grab werden, und es schon der siebende Tag war, so erdachten sie folgende List: — Es wurden in sein Zimmer, das zu diesem Endzweck dunkel gemacht war, einige verkleidete Personen gebracht, in Todtenkittel gekleidet und in Grabtücher gewickelt. Diese trugen Essen und Trinken herein, und fingen tapfer an zu schmausen. Der Kranke, der dies sahe, frägt sie, wer sie wären, und was sie machten? – „Todte Menschen – Essen denn die Todten? „Freilich, und wenn sie sich zu uns setzen wollen, sollen sie es selbst sehen." Straks sprang er aus dem Bette – und fiel mit den Uebrigen über die Schüsseln her.

Hannoverisches Magazin.

41tes Stück.

Freitag, den 22ten Mai 1789.

Ueber Wiederwuchs des Eichenholzes.

In verschiedenen Gegenden klagt man nicht ohne Noth über Abnahme des Eichenholzes. Dieses kan den nicht befremden, der von der Wirthschaft und der Verschwendung mit diesem Produkt unterrichtet ist.

Ist die Benutzung unforstmäßig, und ganz außer dem Verhältniß mit dem Zuwachse, welcher bei keiner Holzart langsamer erfolgt, wie eben bei dieser unentbehrlichen, so muß natürlich Mangel entstehen.

Durch den in den letztern 25 Jahren übertriebenen Schiff- und Stabholzhandel in Deutschland (hier ist hauptsächlich die Rede von Privatforsten) mögen immerhin die Forstkassen mächtigen Ueberschuß bekommen haben, nur sind die Forsten dadurch noch lichter geworden, wie jene angefüllt. Dieses sind die Gründe der Holzabnahme.

Doch das ist nicht die einzige Klage, denn dieser wird nun noch eine andere hinzugefügt, welche, wenn sie ohne Ausnahme gegründet wäre, nicht geringe Veränderungen im Forsthaushalt bewürken würde; und diese ist:

Daß das Eichenholz auf dem Boden nicht mehr wachsen will, wo es sonst am stärksten und besten vegetirte.

Ueber diesen Gegenstand erschien schon im Jahre 1780 in diesem Magazin eine Abhandlung. Diese, und einige Aeußerungen, die ich von Forstbedienten hierüber hörte, brachten mich auf den Entschluß, meine Gedanken hierüber aufzusetzen, von deren Unvollkommenheit Niemand mehr überzeugt seyn kan, wie ich selbst.

Ist der Satz gegründet:

Eichenholz will in verschiedenen Gegenden nicht mehr fort;

und worin liegt alsdenn der Grund der Würkung?

in der Natur, oder in der Behandlung bei der Kultur?

Zwei Fragen, die wesentliche Verschiedenheit bewürken können.

Ich werde mich bemühen, folgende drei Fragen zu erörtern:

I. Versagt die Natur ihre Kräfte zum Wiederwuchs dieser Pflanze?

II. Oder wird sie da, wo ihr Wachsthum stockt, in der Kultur schief behandelt?

III. Wenn eins von beiden die Ursache ist, wie ist dem Uebel abzuhelfen und zuvorzukommen?

Bei der ersten Frage werde ich, so viel mir möglich ist, die angeführte Abhandlung im hannoverischen Magazin vom Jahre 1780 im 43. u. f. Stück zu beantworten suchen.

Hier behauptet der Herr Verfasser folgende Hypothese:

Daß da, wo Jahrhunderte gutes, starkes und dichtwüchsiges Eichenholz gestanden, nach Verlauf eines solchen Zeitraums kein dergleichen Eichenholz mehr wachsen könne.

Er gründet diesen Grundsatz auf analogische Schlüsse und Erfahrung.

Die allgemein angenommene Regel der Forstkultur:

man ziehe jede Holzgattung in dem Boden, welcher ihr von Natur angewiesen ist;

wird hiedurch gewaltig in Zweifel gesetzt, besonders durch nachstehende analogischen Schlüsse des Verfassers, die sich auf folgenden allgemeinen Grundsatz stützen.

Es wird nemlich in dieser Abhandlung behauptet:

Jeder Boden trägt sich für das Gewächs, welches er in continuo ohne Ruhezeit hervorgebracht hat, aus, und es ist nothwendig, daß dem Boden eine Ruhezeit vergönnt werden muß, während welcher er brach liegt, und Zeit gewinnet, die Elementartheile wieder zu sammeln, welche dem Gewächse, was er getragen, Nahrung geben.

Diese Erfahrung von andern Gewächsen hergenommen, wird in dem angeführten Aufsatze analogisch auf die Holzpflanze angewendet.

Ich glaube, die unleugbare Wahrheit dieses Satzes darf nicht extendirt werden, und restringirt sich bloß auf einzelne gewisse Fälle.

Man muß folgende Gewächse von einander unterscheiden:

1) solche, die die Natur, so wie sie sind, von selbst hervorbringt;
2) Gewächse, die durch Fleiß und Kunst veredelt sind; und
3) einheimische und ausländische Gewächse.

Die Erfahrung ist gegründet: einige Pflanzen wachsen nicht beständig auf eben demselben Boden, wo sie Jahre lang ohne Abwechselung gezogen sind; aber man sehe zurück auf die Gattung dieser Pflanzen, denn entweder sind es solche,

a) die durch Gärtnerhand veredelt und zu höherer Vollkommenheit gebracht sind, oder
b) solche, die für fremde Himmelsstriche und fremden Boden geschaffen waren, und die der bedürfnißvolle Mensch auf sein Ländchen aus einem ganz andern Welttheil herüberbrachte.

Erstere wollen immer mit gehöriger Sorgfalt behandelt werden, beständig in einem so nahrungsreichen Boden stehen, wodurch sie das geworden,

den, was sie sind, im entgegengesetzten Fall verunedlen sie sich wieder zu ihrem Urbilde.

Bei den zweiten frägt es sich, ob unsere Luft und unser Boden die Elementartheile enthält, wenigstens in der Maaße, welche das Fortkommen dieser Pflanzen erfordert, oder ob unser Boden zu arm, unser Klima zu unfreundlich für sie ist, in welchem Fall ihm Theile mitgetheilet werden, wodurch er fruchtbarer wird, und ist dieses nicht hinreichend, so muß ihm Ruhe gelassen werden, um wieder Nahrungstheile zu sammeln.

So pflegt man gewöhnlich zu verfahren; ob aber Ruhe nothwendig ist, daran zweifle ich noch.

Der Herr Hofrath Beckmann in Göttingen lehrt in seinen Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft: daß nicht Ruhe, sondern Düngung und Bearbeitung das Feld verbessert; welches, wie ich glaube, mit physikalischen Gründen übereinstimmet.

Die Theile, welche vermögend sind, den Boden fruchtbarer zu machen, sind Substanzen, welche Erde, Wasser, Salz und Oel bereits in einer natürlichen Mischung enthalten; alles Nahrungstheile der Pflanzen, weshalb die meisten animalischen und vegetabilischen Dinge zu dieser Verbesserung des Bodens dienen, und diese durch Mischung der Natur (fermentatio) bewürken; sie erzeugen die Bestandtheile der Pflanzen, das sind die Elementartheile (prima stamina).

Diejenigen Pflanzen, von welchen analogisch auf Eichen und Büchen geschlossen wird, sind theils veredelte, theils fremde Gewächse a). Wie kan aber von der Natur dieser Kräuter und Gräser auf das Fortkommen der Eichen geschlossen werden, ein Gewächs, welches unserm Boden und Klima ganz indigenat und hoffentlich doch auch noch nicht veredelt ist; denn unsere Eichen sind noch immer das, was sie in dem ehrwürdigen Alterthum waren, wo Deutschland noch beinahe von einem einzigen Walde überzogen war, freilich mit dem Unterschiede, daß sie nicht mehr vier Jahrhunderte durchleben, sondern früher benutzt werden.

Mein jener Hypothese widersprechender Glaube ist:

Daß sich der Boden nie für ein Gewächs austrägt, welches die Natur freiwillig für ihn bestimmt hat, und daß das Austragen des Bodens am wenigsten bei perennirenden Gewächsen Statt findet.

Jeder Landwirth, der mit Beobachtung die Würkung der Natur erforschet, wird mir zugestehen:

daß perennirende Gewächse in dem Boden, der sie zeugte, wenn er gleich für andere Pflanzen zu arm ist, ihre Nahrung reichlich finden, und sich ohne sorgfältige Behand-

a) Es werden z. B. angeführt: Blumenkohl, Tartuffeln, und verschiedene Getreidearten ꝛc.

lung fortpflanzen, da hingegen dieser Boden, ohne verbessert zu werden, nicht im Stande seyn würde, Sommergewächse zu ernähren.

Wenn Weitzen, Blumenkohl, Klee, nicht genug Elementartheile im rohen Boden finden, und dieser durch Düngung erst verbessert werden muß, so ist das gar nicht auffallend; denn was sind das für Gewächse?

Doch wohl nicht ursprünglich deutsche? Und wenn sie es sind, gewiß veredelte, und Sommergewächse (plantæ annuæ & biennes) die von selbst schon Wartung und Pflege bedürfen.

Der Boden giebt jährlich einen großen Theil seiner Säfte zur Nahrung des auf ihm wachsenden Holzes her, aber ein großer Theil dieser verlornen Kräfte kehrt durch den Kreislauf wieder in ihn zurück.

Alle körperlichen Verbindungen oder Vermischungen, sie mögen sich in Erdarten oder in organisirten Körpern befinden, werden nach den Gesetzen der Natur allmählig so wieder aufgelöset, daß sie in die vorigen einfachen Substanzen zurückgehen. Diese Auflösung wechselt mit der Erzeugung ab, und keine zweite oder fernere Generation würde möglich seyn, wenn diese nicht den Stoff zu ihrer Existenz von der Vernichtung des vor ihrer Erzeugung schon lebenden Körpers hernähme.

Die verwesenden Theile der Eiche, als: Blätter, Stämme und Wurzeln vermodern zu Elementartheilen zurück, warum soll man das bezweifeln, und da Mysterien finden, wo würklich keine sind?

Wenn das gegründet ist, was jeder Forstwirth weiß:

daß die aufkeimende Pflanze nirgends besser wächst, als an dem verwesenden Stamm ihrer Mutter,

so ist's, deucht mir, Beweises genug, daß dieser Körper zu seiner ersten Substanz zurück kehrt.

Jährlich, stündlich kehrt daher ein großer Theil von Elementartheilen in den Boden zurück, welchen die lebende Pflanze ihm entriß.

Die Nahrung der Holzpflanze ist an und für sich selbst sehr einfach.

Wasser, Oel, Salz, und Erde mit einigen mineralischen Partikeln erzeugen ihre Bestandtheile.

Die Verschiedenheit der Pflanzen rührt

1) daher: daß jede ein besonderes Verhältniß und Menge dieser Materialien verlangt. So ist die Tanne zum Beispiel reicher an öhlichten Theilen wie die Eiche, und diese enthält mehr Alcalien wie jene, aber der Boden hat nicht allein diese Verschiedenheit hergegeben, wer kan behaupten, daß der Boden, der Eichen trug, nun ganz von Alcali frei sey? Gewiß gab einen großen Theil hierzu die Atmosphäre her. Versuche beweisen, daß die Saftröhren im Holze so gebauet sind, daß sie nicht allein die Nahrung von der Wurzel in die Höhe, sondern das, was die Blätter eingesogen haben, bis zur tiefsten Wurzel hinab führen

führen können, und dieses in der That thun.

2) Noch mehr wie jenes bewürkt die Verschiedenheit, die Zubereitung der Säfte, welche in den Pflanzen selbst geschieht. Durch mancherlei Abscheidungen (secretiones) und Veränderungen wird der eingesogene Nahrungssaft in der Pflanze selbst erst bereitet; woher liesse sich sonst die Erscheinung erklären: daß, wenn man auf einen wilden Pflaumenbaum Abrikosen oder Pfirschen pfropfet, diese letzteren Früchte erwachsen, da doch der Stamm gewiß nur die Nahrung für die wilde Pflaume einsaugt.

Wasser enthält größtentheils die Nahrung einer Pflanze, welche mit demselben aufgelöst und verbunden ist. Beweis für diesen Satz wäre eigentlich überflüßig, eine Hyacintenzwiebel blüht auf blossem Wasser; nach Bonnets Versuchen können andere Pflanzen in nassen Papierspänen, Baumwolle oder Moos ernährt werden und wachsen.

Wenn man behauptet: daß das Wasser blos die Erdtheile in die Pflanzen führe, so läßt sich das Gegentheil aus nachstehendem Versuch beweisen, der ganz bekant, und nicht jedem Leser neu seyn wird. (Mariotte Essay de la Vegetation des plantes)

Man nahm 200 Pfund Erde, welche ganz ausgetrocknet war, that sie in ein irdenes Gefäß, feuchtete sie wieder an, und pflanzte eine Weide in selbige, die 5 Pfund wog, das Gefäß wurde hierauf mit einem fein durchlöcherten Blech bedeckt, so, daß man die Erde begießen konte, welches NB mit Regenwasser geschah. Nach 5 Jahren wurde der Baum herausgenommen, welcher ohne die Blätter, die im vierten Herbst abgefallen waren, 169 Pfund wog. Die Erde wurde, wie zuvor, in einem Backofen getrocknet, gewogen, und man fand einen äußerst geringen Abgang.

Ist das Wasser so reichhaltig an Nahrung, was wird alsdenn durch Regen und Thau an Elementartheilen wieder in den Boden zurückgeführt.

Aber selbst dadurch, daß der Verfasser der Bemerkung im Forsthaushalt behauptet:

Ruhe sey unumgänglich nothwendig, den Boden wieder zu verbessern und artbar zu machen, stößt er selbst das Gebäude seiner Hypothese um. Hat der Boden, dessen Holz abgetrieben ist, etwa keine Ruhe? und braucht die zarte Pflanze und Lohde so viel Nahrung, wie die 80- oder 100-jährige Eiche?

Diese zarte Lohde und junge Eiche zieht ihre Nahrung anfangs nur aus der Kruste, oder doch nur einer geringen Tiefe des Boden, indessen hat der tiefere Grund, auch der Umfang des Bodens, in dessen Mitte sich die Pflanze befindet, Zeit genug, sich auszuruhen, und bis dahin wieder Kräfte zu sammlen, bis ihn die starken Wurzeln erreichen und Nahrung abzwingen.

Die unbezweifelte Wahrheit von „entis nulla sunt praedicata" läßt sich hier bei Wirkung der Natur gar nicht

verwandelt, und Wein hier genossen werden soll.

Wenn nun dieses nicht wahrgenommen worden, so ist es ein Betrug. Wenn gesagt wird, der Wein werde nicht verwandelt, sondern es werde nur Wein hinzugethan, so ist dieses Wort Hugo's in den Index, Alexander, der Franziskaner Lehrer, hat dieses verworfen.

Ferner, wenn Jemanden gesagt wird, er möchte glauben, wenn er Messe in irdischen Gemeinschaft sei, so ist dieses Wort Hugo's in den Index verworfen. Denn es ist nicht Glaube, sondern Wissen, wenn Jemand weiß, daß er in Todsünden sei. Ferner heißt es: Wenn Jemand sagt, der Priester könne nicht Gott machen, der ist ein Ketzer.

Wenn Jemand sagt, der Priester könne Gott machen, der ist ein Ketzer, weil es ein Wort Hugo's ist, das in den Index ist, weil es Gott heißt, daß Gott, welcher ist, ist unerschaffen, und kann nicht gemacht werden, und Gott ist Schöpfer, und nicht ein Geschöpf, und wer sagt, er könne Gott machen, der ist ein Ketzer.

Wenn gesagt wird, der Priester könne machen den Leib Christi, der ist ein Ketzer.

Wenn gesagt wird, der Priester könne machen den Leib Christi, das ist, das Sakrament gelegt sei, und dem Worte, das gesprochen ist, und dem Worte, das gesprochen ist, und dem Worte, das Gesetzt ist, so ist dieses Wort Hugo's auch in den Index.

Wenn gesagt wird, daß in dem Sakramente des Altars nicht Christus sei, sondern nur ein Zeichen, der ist ein Ketzer.

Wenn gesagt wird, daß in dem Sakramente des Altars nicht Christus sei, sondern nur ein Zeichen, der ist ein Ketzer.

Wenn der Priester Hostien gebacken und sie Jemand verkauft, so ist dieses Wort Hugo's in den Index.

Wenn gesagt wird, daß Hugo, der Priester in der Messe Hostie

Durch das Absterben einer Gattung von edlen Pflanzen, wie hier das Holz, wird die Unfruchtbarkeit bewürkt, denn während daß die Forst bestand, war der Boden nicht allein in der obern Krume, sondern auch tiefer hinunter uhrbar, und durch die Wurzeln, verfaulenden trockenen Zweige und Blätter locker und fruchtbar erhalten.

Uhrbar nenne ich einen Boden, der vermögend ist, edle Pflanzen hervorzubringen und zu ernähren.

Durch das Absterben einer Forst wird der Boden vermedelt, Heide, Moose und dergleichen Kräuter überziehen ihn völlig und verschließen ihn vor der fruchtbaren Atmosphäre vor Regen und Thau, hierdurch wird der Boden verhärtet, steif, völlig unartbar und unfähig, andere Gewächse, als Unkräuter, hervorzubringen.

Eben dieses zeigt sich bei einem Boden gleicher Beschaffenheit, der nie vorher Holz getragen hat. Die Unfruchtbarkeit liegt also nicht darin, daß ihm durch eine Holzgattung, die er trug, oder nicht trug, alle Nahrungstheile genommen sind; woraus ich mit mehrerm Recht einen negativen Schluß gegen die erwehnte Hypothese ziehe, wie dieser ihre analogischen Schlüsse von einem Gewächs auf's andere.

Sollen verödete Forsten wieder hergestellet werden, so ist es unumgänglich nothwendig, wenn dieses Geschäft gut ausfallen soll, daß der Boden, besonders bei der Anziehung der Eiche, sorgfältig hierzu vorbereitet werde; die wilde Erde b) muß erst allmählig wieder vermindert, und der Boden für die fruchtbaren Theile, welche Luft und Regen enthalten, empfänglich gemacht werden; wodurch die innern Kräfte der Erde, die bis dahin gleichsam geschlafen haben, wieder in Bewegung kommen. Mehr noch bei Anpflanzungen wie bei Besaamungen, ist dieses zu beobachten.

Meine Absicht ist aber nicht, zu beschreiben, wie Eichen angezogen werden müssen, weil dieses schon oft weitläuftiger und besser geschehen ist, als ich's zu thun im Stande bin, weshalb ich unter der zuletzt angeführten zweiten und dritten Rubrik nur noch einige allgemeine Sätze angebe, welche nicht versäumt werden dürfen, (welches aber oft genug geschiehet) wenn man glücklichen Fortgang seiner Bemühung sehen will.

ad II. & III. 1) Verkehrte und zu sorglose Kultur, oder zu gekünstelte, sind der Grund des schwierigen Wiederwuchses.

Unter das erste gehört:

a) schlechte Wahl des Bodens.

Wie oft ist nicht der Fall, daß der Besitzer einer Leede oder Dreisches, hier Eichen anpflanzt, ohne sich um Lage und Boden desselben zu bekümmern.

b) Wilde Erde nenne ich solche, die unter der Dammerde liegt, und nie oder in langer Zeit keine Pflanzen getragen hat. So wie sie sich in gut bestandenen Forsten vermindert, so vermehrt sie sich in ödem Boden.

Der Schluß folgt künftig Etwas

Etwas über den Durst der Hunde, wenn sie angebunden liegen.

Daß die Hunde einige Zeit im Sommer angebunden liegen müssen, ist der Befehl hoher Obrigkeit, und hat die gute Absicht zum Grunde, sie vor dem Laufen der tollen Hunde zu sichern, damit sie von selbigen nicht gebissen werden können. In diesem Zustande aber leiden diese Thiere einen übermäßigen Durst: denn gerade in dieser Zeit ist gewöhnlich die stärkste Hitze, die, wie bekant, den Durst noch vermehrt. Da nun auch zu eben der Zeit die für den Bauer somühsame Ernte einfällt; so kan der fleißige Landmann wegen seiner vielen Arbeit alsdenn wohl an nichts weniger als an seinen, entweder in einem Winkel, oder hinter der Thüre angebundenen Hund denken, um ihm Fressen und Saufen zu geben. Und ohnedem ist der Bauer auch gar nicht gewohnt, dem Hunde zu Saufen zu geben: denn wenn er frei umher gehet, weiß er's selbst zu suchen: sein Stück Brod wird ihm jedoch, wenn er sich gehörig während der Mahlzeit einfindet, zugeworfen. Ein gewisses Geschäft veranlaßte mich, in ein Bauerhaus zu gehen, wo der angebundene Hund durch sein unausstehliches Heulen und Schreien das ganze Haus anfüllete, und keiner der Hausgenossen achtete darauf. Ich fragte die gegenwärtigen Leute, was dem Hunde fehle? Keiner wußte es, bis mir einfiel, daß er vielleicht durstig seyn könne. Ich verschafte ihm also zu trinken, und man kan sich's kaum vorstellen, wie das arme Thier soff. Er konte lange nicht wieder aufhören, und war nun stille und ruhig. Solte man daher nicht eben so wohl einem übermäßigen Durst mit großer Hitze verbunden, die Entstehungsursache der Tollheit zuschreiben können, als nur allein der großen Kälte und Hitze? Es wird wenigstens von vielen dafür gehalten *). Solte dieses gegründet seyn, so wäre es doch wohl der Mühe werth, solches zu untersuchen.

Achim. J. Böhne.

*) Anmerk. Dem Herausgeber ist ein mit obigem völlig ähnlicher Vorfall aus eigener Erfahrung bekant. In Büchern ist es oftmals gesagt und erwiesen; daß schlechtes oder zu weniges Wasser die Haupturſache der Tollheit der Hunde — dieses für die Menschen so fürchterlich gefahrvollen Uebels — seye. Allein, die mehrsten, welche Hunde an der Kette oder sonst halten, scheinen es nicht zu wissen; und deswegen kan eine erneuerte Erinnerung, auch in diesen Blättern, nicht ohne Nutzen seyn. A. d. H.

Hannoverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 25ten Mai 1789.

Ueber Wiederwuchs des Eichenholzes.

(Schluß.)

Soll die Eiche zu ihrer vollkommenen Größe gelangen, so erfordert sie einen besondern Boden.

Ein mäßig feuchter mit schwarzer Lauberde (humus vegetabilis communis), etwas Leim und mit Steinen vermischter Sand, der, wenn seine Schichten 5, 6 bis 11 Fuß ohne Veränderung tief liegen, dabei eine weder zu warme noch zu kalte Lage hat, giebt gute dauerhafte große Stämme.

Zu nasser Boden ist dem Fortkommen hinderlich, denn, obgleich das Wasser das erste und wesentlich würkende Element der Natur im Pflanzenreich ist, so wird es doch im Gegentheil, wenn es nicht im gleichem Verhältniß mit den festen Theilen, sondern im Uebergewicht steht, den Erdgewächsen eben so schädlich, wie Uebermaaße des Bluts dem thierischen Körper.

Brüchiger und zu fetter Boden giebt schlechtes Holz. Finden sich gar Thon, Steinlagen, und Ortstein, die den guten Boden abschneiden, so ist gar nicht daran zu gedenken, daß der Stamm eine ansehnliche Größe erlangen werde, denn die Pfahlwurzel wird gehindert, tiefer in den Boden einzudringen, selbst die Haarwurzeln werden stockig und unfähig, ferner Nahrung einzusaugen, und der Erfolg ist, daß

> das Holz struppig wächst und Buschholz bleibt, ja seinen völligen Wachsthum schon oft in oder vor 50 Jahren erreicht; dahingegen eine

Eiche in einem Boden, der ihr angemessen ist, 100 und mehrere Jahre im Wachsthum steht.

Finden sich in der Erde scharfe auskältende Wasser, so schaden diese, wenn die Wurzeln sie erreichen, besonders, wenn es eisenschüßiges Wasser ist.

Aus alle diesem erfolgt, wie behutsam der Boden gewählt werden muß, daß oft der Grabespaden bei der Untersuchung unzureichend ist, und ein

kleiner Erdbohrer erfordert wird, um tief genug in den Boden eindringen zu können.

Der Forstwirth, welcher mehr ist wie bloßer Empiriker, wird zugleich die Bestandtheile seines Bodens untersuchen. Was kan z. B. nicht Mischung mit Mergelart bewürken, und wesentliche Unterschiede machen? Mineralische Kentnisse sind hierzu unentbehrlich, weil die Kennzeichen, die man gewöhnlich von der Farbe, dem Geruch oder Geschmack hernimt, unzulänglich und ungewiß sind.

b) Uebel gewählte Lage des Orts für eine Holzart, die gezogen werden soll.

Es ist nicht gleichgültig, ob ich die Eiche auf's Gebirge, in die Ebene, oder in ein enges Thal pflanze, oder säe.

Nirgends wächst sie besser, als im fruchtbaren, schmalen Thal, und in geschlossenen Waldungen.

Geschieht daher die Anpflanzung an Orten, die zu sehr der unfreundlichen, rauhen Witterung ausgesetzt sind, wo der junge Stamm keinen Schutz hat, und nicht fort will, so darf man sich das nicht befremden lassen.

c) Wahl der Pflanze,

1) in Ansehung des Geschlechts,

2) ihrer Güte und Beschaffenheit.

Ich nehme unter der Eiche zwei Hauptgeschlechter an.

Sommereiche, quercus robur, cum longo pediculo, l. urbana.

Wintereiche, quercus latifolia l. fœmina.

Hier ist die Rede von Eichen, die deutscher Boden von selbst hervorgebracht hat, denn quercus rubra und quercus prinus sind ausländische Gewächse.

Quercus latifolia, l. fœmina gehört ins Gebirge und kaltes Klima.

Quercus urbana ins flache Land, und fordert ein wärmeres Klima.

Merkliche Unterschiede müssen daher erfolgen, wenn ich für meine Gegend nicht angemessen wähle.

d) Unrechte Behandlung beim Verpflanzen oder selbst bei Anlegung der Eichelkämpe.

e) Endlich der Betrieb selbst.

Nur ein Beispiel hiervon.

So vortheilhaft die Fortpflanzung durch den Aufschlag aus dem Stamm und der Wurzel an Orten auch ist, wo wenig Bau- und viel Feuerholz erfordert wird, (ich setze voraus, daß es mit gehöriger Behutsamkeit geschieht, dahin rechne ich nicht allein Beobachtung der Wädelzeit, sondern eben so sehr die Vorsicht, daß man in dem Hay beständig wieder so viel aus dem Kern zieht, daß, wenn Stämme, deren Wurzeln zu alt und zu verhärtet und untauglich sind, ferner Nahrung zu ziehen, deren Abgang ersetzt wird, wovon ich ein leidiges Beispiel in einer Privatforst des benachbarten Stifts — sah, die freilich in der Hand eines Hasen gerechten Jägers war), so nachtheilig ist dieser Betrieb

trieb dort, wo starkes Bau- und Schiffholz die Bedürfnisse ausmacht.

Bei unrechter Anwendung muß man alsdenn den Boden nicht verklagen, wenn das Holz entweder gar nicht wieder, oder nicht zu seiner erwünschten Größe wächst.

Endlich zum Schluß rechne ich unter die dritte Rubrik alle übel angewandten Gärtnerkünsteleien.

Ich bin zwar nichts weniger wie der Meinung, daß man der Natur gar nicht nachhelfen müsse, doch gehe ich den Weg der Mittelstraße.

Alles Ausschneideln bei Waldbäumen hasse ich.
Gewöhnlich legt das den Grund zu Wurm- und Faulflecken, oder zu knörrigen Stämmen; wär's auch nicht schädlich, so ist es doch wenigstens überflüßig.

Wer Eichen von hohem, geradem Schacht ziehen will, der sehe vorzüglich dahin:

daß seine Zöglinge nicht zu einzeln, sondern so stehen, daß sie von Natur genöthigt werden, so zu wachsen, wozu sie das Messer zwingen will.

Jede Holzart, also auch die Eiche, säubert und schneidelt sich von selbst im dichtwüchsigen Ort.

So sehr man auch das Stutzen der Pfahlwurzel vertheidigt, so viel widersprechendes hat es meiner Meinung nach.

Gründe und Gegengründe anzuführen entspricht nicht der Absicht meines Vortrages, nur die einzige Frage setze ich diesem Verfahren entgegen:

Ist die Pfahlwurzel dem Baum entbehrlich, da sie ihm die Natur mitgetheilt hat? Sind die sich stärker ausbreitenden Seitenwurzeln vermögend, mehr wie höchst nothdürftige Nahrung zu schaffen; und enthalten die obern Erdlagen alles, was die Eiche zu ihrer Nahrung bedarf, oder sucht sie auch tiefer ihre unentbehrlichen Elementartheile?

Letzteres läßt mich beinahe die Erfahrung vermuthen, denn ich weiß, daß eine 6 bis 8 Zoll lange Saateiche schon eine 1½ Fuß und längere Herzwurzel getrieben hat; wozu wäre der Ueberfluß? der Wind würde sie doch stehen lassen?

Gegen den Einwurf: Erfahrung, wende ich gar nichts ein, denn

die kan man erst zum Entscheiden im kommenden Jahrhundert vorschützen,

die angestellten Proben sind noch zu jung.

Niemand wird leugnen, daß eine Eiche, der die Pfahlwurzel genommen ist, nicht fortkomme, aber wodurch ist man zu überzeugen, daß sie jemals das wird, wozu ihre Nachbarin, der dieser Zweig nicht genommen ist, empor wachsen wird.

* * *

Wird alles dieses, was ich hier angeführt, beobachtet, so bin ich überzeugt,

zeugt, daß die Klage über Miswachs der Eichen aufhören, und man dort nicht mehr über kargen Boden und Natur jammern wird, wo man schon an dem erwünschten Erfolg seiner Bemühungen zweifelt.

Clausthal. J. J. v. U.

Auszug der Beschreibung zwoer chinesischen Wasserpflanzen.

Aus dem dritten Theile der zu Paris herauskommenden Nachrichten von dem chinesischen Reiche.

1) Von der Seeblume, oder Wasserrose. (Nimphœa s. Nenuphar.)

Nach einem sehr alten Wörterbuche heißt diese chinesische Wasserpflanze Ho-fou, im gemeinen Leben aber wird sie Lien-hoa genannt. Die Blumen haben sehr viele Blätter, welche wie die Rosen ausbrechen. Mitten in der Blume befinden sich ein kegelförmiger Staubweg, (Pistillum) woraus eine schwammigte, zugerundete Frucht wächst, welche der Länge nach verschiedene mit länglichten Kernen angefüllte Fächer hat. Diese Kerne sind gleich den Eicheln mit einer Schale umgeben, und lassen sich auch so, wie diese in zwei Theile absondern, zwischen welchen der Keim befindlich ist. Die Staubfäden (Stamina) bestehen in sehr zarten Blättern, deren Farbe oben violblau ist.

Die Blätter der Pflanze sind groß, breit, zugerundet, dick, ausgeschweifet und mit vielen Adern versehen. Einige Blätter schwimmen flach auf dem Wasser, andere wachsen in die Höhe, sind oben weißlich und unten dunkelgrün, und mit langen Stengeln versehen.

Die Wurzel dieser Pflanze ist saftig, armdick, von aussen blaßgelb, inwendig milchweiß, und bisweilen 12 bis 15 Fuß lang. Sie liegt auf dem Boden des Wassers, und hält sich an dem Schlamme vermittelst ihrer Fasern, welche an den Knoten sich befinden, womit die Wurzel der Länge nach versehen ist. Mitten aus diesen Fasern, oder Fibern wachsen bisweilen auch noch kleine Wurzeln, der stärkste Zuwachs aber ist an beiden Enden der Hauptwurzel. So wohl die Stiele der Blumen und Blätter, als auch die Wurzeln, haben verschiedene runde Löcher.

Die chinesischen Kräuterkundigen zählen vier Sorten dieses Wassergewächses, als: 1) die gelbe, welche der Verfasser für die europäische hält, die sehr selten, und nur dem Namen nach bekant ist; 2) die weiße und rosenrothe mit einfachen Blumen; 3) die von eben den Farben mit doppelten Blumen; und 4) die blaßrothe mit untermischtem Weiß, welche einfach nicht häufig, doppelt aber noch seltener anzutreffen ist.

Man

Man kan dieſes Gewächs ſowohl aus dem Saamen ziehen, als vermittelſt der Wurzeln vermehren, welches letztere am leichteſten und geſchwindeſten gehet. Sie erfordert gar keine Wartung, außer, daß man mit dem Eintrit des Winters die Blätter abſchneidet. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Pflanze, ob ſie gleich im Waſſer liegt, doch von einer anhaltenden Dürre leidet, und daß ſelbige, ob ſie gleich die Wärme liebet, dennoch jenſeit der großen Mauer im Norden ſchönere und doppeltere Blumen, als in den mittägigen Landſchaften hervorbringet.

An den Ufern der flachen Gewäſſer, großen Baßins und Teiche, giebt dieſes Gewächs einen herrlichen Anblick. Es treibet nicht eher, als gegen Ende des Maimonats, aber ſehr geſchwind, und die theils auf dem Waſſer ſchwimmenden, theils in verſchiedenen Höhen ſich über daſſelbe erhebenden Blätter verbreiten eine Decke über das Waſſer, welche ſehr ſchön anzuſehen iſt, vornemlich wenn ſie erſt mit Knoſpen und Blumen untermiſchet ſind. Da die Blumen viel größer, als die größten Mohnblumen ſind, ihre weiße und rothe Farbe ſehr glänzend iſt, und ſie wie Roſen ausbrechen, ſo prangen ſie unvergleichlich zwiſchen ihren grünen Blättern.

Die Kerne werden ſo, wie in Europa die Haſelnüſſe, gegeſſen. Friſch ſchmecken ſie zwar am beſten, ſind aber alsdenn nicht ſo gut zu verdauen. Die Zuckerbäcker wiſſen ſie auf verſchiedene Art zuzubereiten.

Die Wurzel wird ſowohl in der Küche, als zur Arznei gebraucht. Man mag ſie zubereiten, wie man will, ſo iſt ſie allemal ſehr gut und geſund. Vieles wird mit Salz und Eßig eingemacht und mit Reis gegeſſen. Getrocknet und gemahlen, kan man einen Milch- oder Waſſerbrei davon kochen.

Die getrockneten Blätter werden mit dem Taback vermiſchet, und ſind gut für diejenigen, welche viel rauchen. Gröſtentheils aber werden die Blätter dazu gebraucht, um ihre Früchte, wie auch Fiſche und geſalzen Fleiſch ꝛc. darin zu wickeln.

Schließlich werden noch folgende gute Eigenſchaften dieſes Gewächſes geprieſen.

Die Blume (chineſiſch Hia-hoa) iſt ſüß, hat aber einen bittern Nachgeſchmack. Sie iſt herzſtärkend, macht den Körper leicht, munter und hurtig, und erhält die Schönheit und Lebhafteigkeit der Geſichtsfarbe (teint). Die Bauern halten dafür, daß ſie auch in veneriſchen Krankheiten von Nutzen ſey.

Die Frucht, oder das Gehäuſe, worin die Kerne wachſen, (chineſiſch Lien-pong) vertheilet das geronnene Geblüt. Sie iſt gut bei Koliken, die von häufigem oder dicken Geblüte entſtehen. In Wein gekocht, befördert ſie die Nachgeburt, und in Waſſer gekocht, verzehret ſie den Gift

von genossenen Champignons, und verhindert ihre bösen Würkungen.

Die Kerne (chinesisch Lien-tse) sind gut für die Brust, vermehren die Kräfte des Leibes, stillen den Hunger und stärken alte Personen. Nach dem chinesischen Kräuterbuche sind sie erfrischend, herzstärkend, gut gegen den Durchlauf, Nierenschmerzen und in allen Weiberkrankheiten, welche von überflüßigem oder dickem Geblüte herrühren.

Die Wurzel endlich (chinesisch Ngeou) stillet den Durst, welcher durch eine außerordentliche Hitze veranlasset wird; sie erleichtert den Umlauf des Geblütes, macht diejenigen fett, welche sie viel gebrauchen, versüßet die Galle, befördert die Verdauung und vertreibt die Dünste des genossenen Weins. Der aus den Wurzeln gepreßte Saft ist gut gegen die Vapeurs, und gestampfet kan sie als ein Pflaster auf alle Wunden gelegt werden a).

2) Von der Wasserkastanie.

Wir Europäer kultiviren nur die Erde, die Chineser aber beides, Erde und Wasser. Diese zweite Kultur ist um so vortheilhafter, da sie wenige Arbeit erfordert, und dennoch reiche, fast niemals fehlschlagende Ernten giebt. Unsere französischen Landschaften haben sowohl Teiche, Sümpfe, Bäche und Flüsse, als die chinesischen: woran liegt es also, daß wir dieselben nicht eben so gut, wie diese nutzen? Wie viele Sorten von Wurzeln, Früchten, Schilf, Binsen ꝛc. könten wir nicht einsammeln, wenn wir die Geschenke, welche die freigebige Hand des Schöpfers um uns entstehen läßt, zu nutzen wüßten?

Die Chineser bauen im Wasser viele Pflanzen und Früchte, welche als Leckerbissen auf ihren besten Tafeln gebraucht werden, wohin unter andern die Frucht und Wurzel der Seeblume, und die **wahre** Wasserkastanie (Pi-tsi) gehören.

Um dem Volke ein gutes Beispiel zu geben, werden die Seeblumen und Wasserkastanien nicht nur in den herrschaftlichen Teichen und Gewässern, sondern auch selbst in den Gräben und Baßins des kaiserlichen Pallastes angezogen, wie denn die beiden großen Wasserbehältnisse mitten in Pe-king, welche durch eine für Jedermann offen stehende Brücke abgesondert sind, und von welcher man in die kaiserlichen Gärten sehen kan, mit Seeblumen und Wasserkastanien ganz bedeckt sind.

Letztbesagte Pflanze, welche die Lateiner Tribulus nennen, ist in einigen französischen Landschaften ziemlich häufig

a) Da diese so sehr angepriesene Wasserpflanze auch in der chinesischen Tartarei nach Norden zu wächst, so ist zu hoffen, daß selbige in Deutschland gleichfalls gut fortkommen würde, und dürfte es vermuthlich so schwer nicht fallen, den Saamen über Rußland zu erhalten. W.

ſig anzutreffen b), und ſie würde allenthalben wachſen, wenn man ſie anziehen wolte. Wenn es, wie wir glauben, dieſelbe Pflanze iſt, welche in China unter dem Namen von Lin-kio bekant iſt; ſo fordern wir alle gute Einwohner auf, ſelbige zu kultiviren, und dadurch dem Staat eine neue Quelle zu verſchaffen.

Der Lin-kio iſt im Sommer eine erfriſchende und angenehme Frucht; man verkauft ſie grün auf den Märkten, ſo, wie in Europa die kleinen Nüſſe. Getrocknet und gemahlen und mit Weitzenmehl vermiſcht, kan man einen guten Brei davon kochen, und ſelbſt Brod daraus backen. Mit Zucker oder Honig eingemacht, geben ſie eine nahrhafte, geſunde und angenehme Speiſe. In theuren Jahren ſind ſie eine große Beihülfe für arme Leute. Man kan auch Gänſe und Enten damit futtern.

Bentheim.

Der Lin-kio erfordert wenig Wartung. An den Orten, wo er bereits vorhanden iſt, ſaamet er ſich von ſelbſt ein. Will man ihn in einen Teich, Bach ꝛc. ſäen, ſo wirft man die Kerne am Ende des Herbſtes auf ſolche Stellen, wo das Waſſer nicht tief iſt. Sollen ſie geſund und gut zu eſſen ſeyn, ſo muß man einen Ort wählen, wo das Waſſer klar, und das Ufer gegen Mittag gekehret iſt. Je mehr Sonne die Pflanze hat, je beſſer und häufiger ſind die Früchte.

Oberwähnte wahre Waſſerkaſtanie aber (Pi-tſi) iſt viel angenehmer und geſunder, als der Lin-kio. Sie iſt beſonders gut für kranke Perſonen, um ſich den Mund zu erfriſchen. Sie wächſt nur in den ſüdlichen Landſchaften des chineſiſchen Reichs, und will zu Pe-king nicht gedeihen. Ihre Blätter gleichen den Binſen, haben aber hohle Röhren, wie die Zwiebeln.

Wedekind.

b) Man würde alſo auch dieſe Pflanze aus Frankreich wohl habhaft werden können. W.

Vorſchlag.

Dadurch, daß die bei den Landescollegien, Ober- und Untergerichten im hieſigen Lande eingehenden ſchriftlichen Aufſätze, als: Berichte, Vorſtellungen, Bittſchriften, Klagen u. d. gl. bald auf Papier von großem, bald aber von kleinerem Format, niedergeſchrieben werden, werden die Akten nicht nur verunſtaltet, ſondern auch ſehr leicht, vorzüglich beim Verſeuden, auf dem Schnitt verſtoßen, beſchädiget und beſchmutzt. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß alle an die Landescollegia, Ober- und Untergerichte gelangende Schriften, nur auf Papier von einer gewiſſen Höhe und Breite, z. E. auf ſogenanntes Poſthornpapier, oder eine ande-

andere gute, weiße inländische Papiersorte von bestimmter Größe geschrieben werden dürften, und würde solches auch ohne große Schwierigkeiten eingeführt werden können, wenn unsern Papiermüllern, so wie bereits unterm 18ten September 1741 in Frankreich geschehen ist, ein Tarif der Gewichte für die Rieße der verschiedenen Papiere, es sey feines, mittel, Concept- Druck- oder Makulaturpapier, imgleichen der Breite und Höhe der Bogen, gesetzt, und dabei verordnet würde, daß nur eine gewisse Papiersorte von bequemer Höhe und Breite aus solchem Tarif zu dem Stempelpapier und Schriften an die Landescollegia und Dicasterien allein gebraucht werden solle, oder, daß, wenn sich auch Jemand einer andern Sorte dazu bedienen wolle, solche erst vorher in der Größe und Breite der vorgeschriebenen Sorte, beschnitten werden müsse. Die Papiermüller würden alsdenn schon dafür sorgen, daß von dieser Sorte Schreibpapier, wegen dessen stärkern Abganges, immer hinlänglicher Vorrath wäre, und fehlte es ja Jemandem daran, so müßte er seinem gröfsern Papier durch Beschneiden die vorgeschriebene Größe beim Gebrauch geben.

Hannover.

Mein Vorschlag ist schon seit langen Jahren in Dänemark bei den Bankonoten im Gebrauch. Das Papier dazu wird in besondern Formen von gewisser vorgeschriebenen Höhe und Breite geschöpft, und ist überdas mit einem besondern Papierzeichen versehen. – In den churpfalzbairerschen Staaten ist durch eine churfürstliche Verordnung d. d. Düsseldorf den 20ten Hornung 1789, **die Gleichheit des Papiers bei einzureichenden Berichten und Vorstellungen betreffend**, befohlen, daß alle Beamte, Magistrate, Advokaten, Prokuratoren, und überhaupt alle Sollicitanten, sich des bekanten Einhornpapiers bedienen sollen, oder, wenn sie anderes Papier gebrauchen wollen, muß solches vorher in der Größe und Breite des Einhornpapiers geschnitten werden, mit solchem auch von gleicher Weisse seyn. Wer dieser Verordnung nicht gelebt, wird jedesmal für jeden Bogen mit 6 Stüber, zum Behuf der Armen, bestraft, und die auf solchem übergroßen oder schlechteren Papier geschriebene Berichte, Vorstellungen oder Anlagen, werden das erste mal zurückgegeben, respective verworfen, das andere mal aber auf des Einsenders Kosten abgeschrieben.

G. F. Wehrs.

Hannoverisches Magazin.

43tes Stück.

Freitag, den 29ten Mai 1789.

Von der Runkelrübe *).

Die englischen Verfasser der neuern Wirthschaftsbücher und Nachrichten, reden viel von einer daselbst beliebten Rübe, die sie nicht anders, als mit dem Namen **Turnips** (welcher schlechtweg eine Rübe bedeutet) zu benennen pflegen.

Die Uebersetzer solcher Bücher behalten diesen Namen unübersetzt bei, und wissen vielleicht nicht, daß diese Rübe in Deutschland schon bekant ist, gebauet wird, und einen Geschlechtsnamen hat.

Die Engländer verstehen unter **Turnips** nichts anders, als eine in der Unterpfalz, dem Odewald und dem würzburgischen Röhngebürge unter dem Namen **Runkel** bekante Rübe.

Am Rhein findet man die nemliche Rübe, und man nennt sie daselbst **Raunschen**. Sonst heißt sie auch noch Burgunderrübe oder Rummelrübe, und sie wird um Rosdorf bei Göttingen ziemlich häufig gebauet.

Aller

*) Es sind verschiedene Anfragen beim Intell. Comtoir eingelaufen, was für eine Rübe die Runkelrübe eigentlich sey, die den im 28ten Stück dieses Magazins angezeigten wohlschmeckenden und gesunden Kaffee giebt; und wo man Saamen von dieser Rübe erhalten könne? Höchst wahrscheinlich wird sie auch in hiesiger Gegend gebauet, ist aber dem gemeinen Mann unter einem andern Namen, als unter dem Namen **Runkelrübe** bekant. Vielleicht trägt gegenwärtiger Aufsatz etwas dazu bei, sie kenntlicher zu machen. — Herr Hofrath Beckmann sagt in seinen Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft, Göttingen 1775, Th. 1. Hauptst. 1. Abschn. 4. §. 174. Seite 211., daß er bei dieser Bete keinen Botaniker mit einiger Gewisheit anzuführen wüßte, giebt inzwischen, um sie näher zu bestimmen, folgende Beschreibung davon: *Beta altissima; floribus* ternis vel quaternis, foliolis *calycis* inermibus, carinatis, *caule* crassissimo fasciato, *radice* maxima rubro & albo intus variegata; *foliis* maximis rubentibus. Auch im Hausvater I. S. 307. stehet eine Nachricht davon. — Die Rosdorfer, bei Göttingen, erhielten ihren Runkelrübensaamen aus dem königl. ökonomischen Universitätsgarten in Göttingen.

Aller Vermuthung nach ist die Runkelrübe vornemlich in der Pfalz durch die emsigen Wiedertäufer in den Nottländern zuerst in Deutschland angebauet, von dannen sie ihres Nutzens wegen weiter in den angrenzenden Ländern gepflanzt und bekant geworden ist.

Eine kurze Beschreibung ihrer Gestalt, Anbaues und Nutzen, wird hoffentlich denen, die sie nicht kennen, nicht unangenehm seyn.

Die **Runkelrübe**, welche die höchste Rübenart ist, und oft sieben bis acht Schuh hoch wird, sieht einer rothen Rübe fast gleich, sowohl in den Blättern, als der Wurzel. Ihre Blätter haben eine Aehnlichkeit mit dem sogenannten Speise- oder römischen Kohl, oder Mangold. Die Wurzel, ob sie schon äuserlich ganz roth ist, ist innerlich weiß, und nur mit einem rothen Strich durchzogen, auch viel dicker, wie die Wurzel der rothen Rübe.

Diese Rübe wird, wie das weiße Kraut (Kappus) und die rothe Rübe ungefehr in der Mitte des Aprils gesäet, in gleicher Distanz gepflanzet und gepfleget. Doch sollen nach vielfältiger Erfahrung die Wurzeln oder Rüben viel länger werden, wenn sie an dem Orte stehen bleiben, wo sie anfänglich hingesäet worden.

Die Engländer rühmen, daß man ein solches Rübenstück wie eine Wiese des Sommers durch benutzen könne, welches denn auch die Erfahrung bestätiget hat, indem sich dieses Gewächs, ohne daß sein Wachsthum dadurch verhindert wird, blatten läßt, wenn man nur die Herzblätter verschont.

Man hat wahrgenommen, daß die Kühe, welche diese Blätter genießen, sehr fette Milch darnach geben. In der Gegend um Mainz herum, wo sie vorzüglich stark gebauet wird, futtert man den ganzen Winter hindurch die Ochsen, Kühe und Schweine beinahe mit weiter nichts, als mit dieser Rübe.

An den zarten Blättern der Rübe haben die Menschen eine niedliche Speise, die wegen ihres Wohlgeschmacks einen Vorzug vor andern Gemüseblättern hat. Sie dienen zum Gemüse wie Spinat.

Die Wurzel dieser Rübe wird sehr groß und von 2 bis 10, 12 auch 18 Pfund schwer. Alles Vieh, auch sogar das Federvieh, frißt sie gern. Nur allein die Tauben mögen sie nicht. Man hat bemerkt, daß das Vieh sowohl Kartoffeln als gelbe Rüben stehen läßt, und diese Rübe vorziehet. Sie nähret und mästet, und ist dem Vieh gesund. Auch läßt sich dieses Gewächs in Kellern und Gruben gut aufbehalten, ohne daß es leicht fault, und pelzig und unschmackhaft wird. Es behält darin seinen süssen und scharfen Nachgeschmack, der dem Rettiggeschmack ähnlich ist.

Zur Menschenkost dienet die Runkelrübe nicht anders, als wenn sie, gleich der rothen Rübe abgesotten, und mit dieser in Eßig eingemacht wird; oder auch um Kaffee daraus zu machen,

wie

wie im 28ten Stück dieses Magazins vom gegenwärtigen Jahre gezeigt worden.

Die Engländer rühmen ferner, daß, wenn man sie an dem Orte, wo sie hingesetzt worden, stehen, und im Winter frieren läßt, sie statt einer Düngung Dienste thun soll.

Saamen tragen die Runkelrüben übrigens häufig.

Der Baden-Durlachische Herr Geheime Rath Reinhart bemerkt in seinen vermischten Schriften S. 47., daß dieses Gewächs eben dasjenige sey, das er anfänglich selbst nur unter dem Namen **Dickwurzeln** oder **Dickrüben** gekant und gezogen habe. Er giebt darüber noch folgende Erläuterungen:

„Es ist eben nicht nöthig, sagt er, diese Rüben, gleich dem weißen Kraut (Kappus) zu verpflanzen. Dieses soll man nie näher, als auf drittehalb Schuhe von einander setzen, wenn man rechtschaffene Häupter haben will: aber unsere **Turnips** (oder **Dickwurzeln**) können gar wohl mit anderthalb Schuhen, ja auch mit einer Distanz von 15 Zollen vorlieb nehmen. Die ausgesetzte Pflanzen werden auch nach drei bis vier Wochen, gleich dem Kraute, behacket, aber die Erde wird bei ihnen nicht, so wie bei diesem, angehäufet, denn es schadet nicht, wenn gleich die Wurzeln über die Erde herauswachsen. Wer sie jedoch anhäufen will, der wird sie damit nicht verderben."

(Diesem widerspricht Herr Reinhart jedoch selbst aus einer weitern nachherigen Beobachtung, wenn es Seite 351. u. f. heißt: „Das Behacken gleich dem Kopfkohl, habe ich zwar für unnöthig, aber gleichwohl für unschädlich (S. 48.) gehalten. Allein, so gewiß es ist, daß das Auflockern der Erde ihnen wohl thut, eben so richtig ist's, daß das Anhäufen der Erde ihnen Schaden bringt. Die Blätter, so man abgeblattet hat, wachsen nicht alle aus dem Herzen nach; sondern es treiben auch deren gar viele aus derjenigen Stelle aus, wo man die abgeblatteten Blätter abgerissen hat. Würde man nun die Erde an die Wurzeln hinan häufen, alsdenn verdürbe man sich diesen Vortheil, und man würde keine andere, als diejenigen Blätter zu hoffen haben, welche aus dem Herzen wachsen.")

Im 14ten Stück der hessencasselschen Anzeigen von 1774, Seite 233. f. lese ich noch folgendes von unserer Dickwurzel oder Runkelrübe:

„Daß die unverpflanzten Dickwurzeln größer werden solten, als die versetzten, sagt daselbst ein ungenannter Landwirth, habe ich eben nicht gefunden, wohl aber, daß sie eher geblattet werden können. Ich habe angemerkt, daß die Sonne ihnen gar angenehm ist, ja, daß sie in der heissesten Sonnenhitze ganz wohl wachsen. Der Schatten aber ist ihnen nicht zuträglich. Ich habe sie in dem Garten neben meinem Hause, und auch in dem Felde, zwischen das Welschkorn gepflanzt. An jenem Orte geriethen sie ungemein wohl, in dem

Felde aber nicht sonderlich, welches daher kommen mag, daß sie die freie Luft lieben, welche sie in dem Welschkorne nicht genießen konten. In der Pfalz bepflanzen die Wiedertäufer ganze Aecker damit im Sandlande, aber keine andere Gewächse dabei."

„Das muß ich melden, daß die Hirsche dem Kraute dieses Gewächses außerordentlich nachstreben, und man daher übel thut, wenn man es an solche Oerter pflanzet, in welche diese Thiere kommen können."

„Ohnerachtet ich nun nicht sagen kan, daß ich Wurzeln zu 10 oder wohl gar mehreren Pfunden bekommen hätte; so ist doch der Ertrag dieses Gewächses ganz ausnehmend gut. Man kan rechnen, daß, wenn es ziemlich erwachsen, man es alle 14 Tage einmal gänzlich abblatten kan, bis gegen das Ende des Octobers. Man läßt allemal nur die vier mittelsten Blätter stehen. Die Blätter geben ein recht gutes Futter für das Rindvieh; in die Küche aber ist unser große schweitzer Mangold besser."

„Diese Rübe in dem Lande verfrieren zu lassen, um dasselbe damit zu düngen, ist eine schlechte Wirthschaft. Man lasse sie das Rindvieh fressen, und dieses frißt sie ganz gern, und wenn sie hierauf die natürliche Veränderung erstanden haben, alsdenn erst sind sie recht gut, um das Land damit zu düngen. Wenn man sie im Winter aufheben will, müssen zuvor alle, auch die kleinsten Blätter abgerissen, und nicht abgeschnitten werden. Man schichtet sie in den Kellern auf einander, muß sie aber vor dem Froste aus dem Felde in den Keller thun, denn sie können keine Kälte ausstehen, und in dem Keller wollen sie lieber zu trokken, als mit zu vieler Feuchtigkeit aufgehoben werden."

Wenn Herr Reinhart von der Vermehrung der Viehzucht durch die Verbesserung der Wiesen, und da, wo mit aller Mühe keine Wiesen anzubringen stehen, durch die Anbauung guter Futterkräuter redet, so will er nebst dem sogenannten Saint-Foin und Esparcette, auch dieses Gewächse in der Absicht kultivirt haben. Daß solches in dem Hessendarmstädtschen, und an andern Orten gezogen werde, ist bekant.

Vielleicht ließe sich aus der sogenannten frankfurter großen weißen Rübe ein eben so wohlschmeckender und gesunder Kaffee, wie aus der Runkelrübe verfertigen, und es käme dabei nur auf einen Versuch an. — Der Saame dieser weißen Rübe wird 14 Tage nach Johannis sehr dünne gesäet. Weil die Rübe sehr viel Kraut treibt, so wird solches beständig abgeblattet, und dem Vieh zu fressen gegeben, wornach die Kühe besonders gute und fette Milch geben. Im Herbst wird die Rübe ausgenommen, und sie dient sowohl Menschen als Vieh zur Nahrung. — In Mainz rechnet man auf einen Morgen Land ein halbes Quartiermaaß voll Einsaat.

Hannover.

G. F. Wehrs,
Bemer-

Bemerkung und Antwort über und auf den im 28ten Stück dieſes Magazins von dieſem Jahr Seite 446 befindlichen Aufſatz: Klub iſt deutſchen Urſprungs.

Die Behauptung, daß das Wort Club der Engländer, ſo auſſer andern Bedeutungen auch eine Zuſammenkunft ächter und warmer Freunde bezeichnet, deutſchen Urſprungs ſey, bin ich jetzt gehörig zu beſtreiten weit entfernet. Weil jedoch der Herr Verfaſſer dieſes Aufſatzes den Grund ſeiner Angabe auf eine willkührliche Annahme und Ableitung dieſes Worts von dem deutſchen Worte Klip, im engliſchen clap, zu bauen ſcheinet, ſo nehme ich mir die Erlaubniß, freimüthig hierauf zu verſetzen, daß ſeine aufgenommene Abſtammung von dem altdeutſchen Worte Klip nicht jedem allzubehaglich ſeyn mögte. Denn das altniederſächſiſche Wort Klip a), ſo, die Schutzwehr ſeiner Meinung abzugeben, erwählet iſt, und bekantlich nichts anders, als den Begrif **wohlfeil, geringe, ſchlecht, unbedeutend, klein** und **von geringem Belang** in ſich faſſet, erkennet das nicht minder altdeutſche Wort **Klappern** und **Kleffen** für ſein Hauptſtammwort. Dieſes Klappern aber, weshalb jeder Leſer durch bloßes Aufſehen und Nachſchlagen der Gloſſarien eines Schilters, Halthaus, Wachters, du Fresne, Friſch und des bremiſchen niederſächſiſchen Wörterbuchs unter den Wörtern **Klappern, Kleffen** und **Klip** ſich zu überzeugen Gelegenheit nehmen kan, hat eine dreifache Bedeutung, als: 1) klatſchen, 2) ſo ſchlagen, daß es klatſchet, und 3) ſich reimen, fügen. Dieſe Schriftſteller haben ſolche Bedeutungen nicht etwa nach Belieben hingeworfen, ſondern auch Beiſpiele aus dem alten Sprachgebrauche, wo Klappern oder Klippen beſagte Bedeutungen führen, ſorgfältig aufgeſtellet. Schon aus dieſen wenigen vorangeſchickten ergiebet es ſich von ſelbſt, daß das angebliche Subſtantivum **Klip**, von welchem die Erzeugung **Club** hergeleitet werden will, im alten deutſchen Sprachgebrauche eine **Zuſammenkunft** oder **Gemeinſchaft** nie habe bedeuten können. Wem wird alſo nicht gar leicht in die Augen fallen, daß die ungegründet aufgenommene Ableitung vom Worte **Klip**, dem ein ungebräuchlicher Sinn angedichtet wird, für den deutſchen Urſprung des Worts **Klub** ſchlüpfrich und unbewährt hier das Wort reden müſſe.

a) Es iſt mir ganz lebhaft erinnerlich, daß auch vor einigen dreißig Jahren der ſel. um Deutſchlands, und beſonders hieſiger Lande Litteratur ſich ſehr verdient gemachte Herr Conſiſtorialrath Grupen in einer dem gelehrten Blatt der damaligen hannöveriſchen Anzeigen eingeſchalteten Abhandlung dieſe Bedeutungen des Worts Klip beiläufig mit angeführt habe. So wohl Mangel der Zeit, als des Buchs, wollen mir die eigentliche Stelle anzugeben itzt nicht erlauben.

Ja eigen und schädlich ist es, wenn wir, wie wir eben sagten, unsere Gerechtigkeit, ohne Gott zu fürchten, gegen unsere Nächsten ausüben, und Gott, sowie wir Menschen, als Richter ansehen, da wir doch wissen, daß Gott, sowohl wenn Niemand als wenn Viele Zeugen sind, Alles sieht, und nichts vor ihm verborgen ist, so wenig, daß

Gedanken und Absichten der Menschen ihm offenbar sind.

Auch ist es ungereimt, Menschen- und Gottesfurcht zu trennen, da sie doch so nahe mit einander verbunden sind, daß jene ohne diese nicht bestehen kann, diese aber jene in sich schließt. Denn wer Gott fürchtet, der wird auch Menschen lieben, so daß er Niemand beleidigen, Niemand Unrecht thun will, weil er weiß, daß Gott dieß verbietet. Wer aber Menschen liebt, der wird Gott fürchten, weil er weiß, daß Gott dieß befiehlt.

Wenn wir also Gott fürchten, so werden wir auch Menschen lieben, und wenn wir Menschen lieben, so werden wir auch Gott fürchten. Und so ist es auch mit der Gerechtigkeit, welche wir gegen Gott und Menschen ausüben, indem wir Gott als Richter ansehen, wo Gott als Richter ansehen, wo

1) Im modernen Sprachsinn heißt Mit gefühl so viel als mitleiden, aber Mit leid heißt es nicht. Mit leid ist ein Wort, das nur in der Bibel vorkommt, und dort Mitleiden bedeutet, und Mitleid ist Mitleiden haben mit Jemand, wenn er leidet, und Mitleiden haben mit Jemand, wenn er leidet, ist nicht nur eine natürliche Anwandlung, sondern Mit leid heißt auch Barmherzigkeit, und Barmherzigkeit ist nicht nur eine natürliche Anwandlung, sondern eine Tugend, die Jeder haben soll, und die Jeder haben kann, wenn er will. Und so verstehen Mitleid, welches Barmherzigkeit ist, und Mitgefühl, welches nur eine natürliche Anwandlung ist, Jeder, der sich selbst prüft, wenn er Barmherzigkeit und Mitleid gegen Andere hat, und wenn er nur Mitgefühl hat. Wenn er Mitleid hat, so wird er Jedem, der leidet, helfen, wenn er kann, und wenn er nicht kann, so wird er Gott bitten, daß er helfe, und wird sich freuen, wenn Gott helfen wird, und wird Gott danken, wenn Gott geholfen hat. Wenn er aber nur Mitgefühl hat, so wird er nicht helfen können, und wird nicht Gott bitten, daß er helfe, und wird sich nicht freuen, wenn Gott helfen wird, und wird Gott nicht danken, wenn Gott geholfen hat. Und so ist es auch mit der Gerechtigkeit. Wenn wir Gerechtigkeit haben, so werden wir Jedem, was sein ist, geben, und werden Niemand Unrecht thun, und werden Gott bitten, daß er Gerechtigkeit gebe, und werden uns freuen, wenn Gott Gerechtigkeit gibt, und werden Gott danken, wenn Gott Gerechtigkeit gegeben hat. Wenn wir aber nur Gerechtigkeit haben, so werden wir nicht Jedem, was sein ist, geben können, und werden Gott nicht bitten, daß er Gerechtigkeit gebe, und werden uns nicht freuen, wenn Gott Gerechtigkeit gibt, und werden Gott nicht danken, wenn Gott Gerechtigkeit gegeben hat. Und so ist es auch mit der Gerechtigkeit, welche wir gegen Gott und Menschen ausüben, indem wir Gott als Richter ansehen, wo Gott als Richter ansehen, wo

ſern klirren, und mit den Kannen klippen, an. Keinesweges aber machet, wie der Herr Verfaſſer des Aufſaſſes anzunehmen geneigt ſcheinet, die Lage ſolcher Klipkrüge ein unterſcheidendes Kennzeichen aus, da aus der Erfahrung ſich veroffenbaret, daß ſolche nicht ſelten ſelbſt in neuerer Zeit dicht an Heerſtraßen eben ſo aufgeführet ſind, als ſolche theils abgelegen, oder mitten in Dörfern, theils aber hinter denſelben, oder zur Seite angeleget, und eingerichtet ſich befinden.

Was nun die angegebene Beſtimmung eines Klipkrainers, ſo als ein Entgegenſatz des en gros handelnden Kaufmanns angeſehen werden will, anbetrift, ſo iſt ſolche wohl deshalb nicht völlig zutreffend, weil 1) der en gros Handlung treibende Kaufmann, wie Niemand nach der heutigen Lage erkennen wird, es ſeinem Intereſſe, und ſich ihm ergebenden Ausſichten gar oft zuträglich findet, Waaren aus mancherlei Urſachen ohne Schaden des Publikums ins Kleine abzuſetzen, 2) weil dies Wort Klipkrämer Kraft ſeiner unverfälſchten urſprünglichen Bedeutung einen Krämer anzeiget, ſo ſich in unbedeutenden Portionen mit dem Verkauf oder Abſatz kleiner geringer und ſchlechter Sachen, als: Schwefelhölzer, Kinruß, Wetzeſteinen, Puppen und Spielgeräthe, Pfeffer bis zu einen Pfenning, Fett und andern Waaren bis zu 4 Loth und noch darunter, abgiebt und beſchäftiget.

Wenn man geneigt iſt, nur obenhin das ſo eben wieder die nahe Verwandſchaft der Wörter Klip und Klub der Lehre der Wortforſchung gemäß hieher geſchriebene prüfend gegen einander zu halten, ſo wird die unleugbare Richtigkeit, daß ſolche Verwandſchaft durchaus unwahrſcheinlich und unbegründet ſey, jedem auffallend werden.

Wenn endlich das ziemlich veraltete Wort Klip im Sprachgebrauche von Alters her dergeſtalt geblühet hätte, daß eine Zuſammenkunft oder Geſellſchaft, worauf es hier vorzüglich ankomt, dadurch wäre bezeichnet worden, ſo würde ich mit dem vorfragenden Hrn. Verfaſſer zu glauben äußerſt bereit ſeyn, daß ſo wohl Sache als Wort von und mit unſern Vorfahren nach England übergegangen ſey, oder aber auch, daß das Wort Klub, ſo bei andern ausgewanderten Völkern deutſchen Urſprungs, wie es in dieſem Worte der Fall ſeyn kan, zu finden, bei den Deutſchen ſelbſt unbrauchbar geworden, oder außer Gebrauch gerathen ſey; ſo wie dieſer Art deutſcher Wörter auf Erfordern nicht wenige beizubringen ſtünden.

Der ungenannte Herr Verfaſſer verdient indeſſen für ſeine rühmlich gehegte Abſicht und Verſuch, unſere Mutterſprache mit einem neuen Worte zu bereichern, jedes deutſchen Patrioten innigen Dank.

Münden. Quentin.

Nach-

Nachlese zu dem Verzeichnisse einiger Provinzialausdrücke in Westphalen, vorzüglich in der Grafschaft Diepholz.

(S. dieses Magazin v. d. J. St. 24. S. 375 f.)

A.

Angeben sich, fortmachen, sich anstrengen.

B.

Bahr, männliches Schwein.
Betweelen, verirren.
Bott, mal, allbott.
Böwen, bedürfen, gebrauchen.

D.

Driwen, schnacken, verläumden.

F.

Flöht, Fluß.

G.

Gail, Dünger, Mist.
Grausam, sehr z. E. sehr schön.
Greß, Gras.
Güllen, wenn das Korn gut lohnet, ergiebig ist.

H.

Hasen, Strümpfe.

K.

Karen, buttern.
Karmelk, Buttermilch.
Kosten, Brotrinde. Holl. coskie.
Krakeel, Zank, Streit.
Kuhsen, Backenzähne.

L.

Letten, sich aufhalten, verspäten.
Luhd, stark, tüchtig, z. B. einen luhden Schluck.

M.

Miegemerken, Ameise.
Mutte, Sau.

N.

Nett, genau.

P.

Plünnen, Zeug, Kleidung, Leinengeräth.

Q.

Quaat, widrig, unglücklich.

R.

Rögen, sich angreifen, fortmachen, eilen.

T.

To, Aufmunterungswort.

W.

Warränti, wahrhaftig.
Wicken, glauben.

Echem. Müller.

Anekdote.

Ein junger Herr, dem es zuweilen wiederfuhr, eher zu urtheilen als zu denken, hörte von einem hundertjährigen Greise, der seines hohen Alters wegen bemerkt ward, sprechen. Was ist den eben merkwürdiges daran? sagte er: wenn mein Aeltervater noch lebte, der wäre schon hundert und dreißig Jahr alt.

Hannoverisches Magazin.

44tes Stück.

Montag, den 1ten Junius 1789.

Empfehlung der Gewitterstangen zum Nutzen des Ackerbaues.

Es ist heut zu Tage ganz überflüßig, die Blitzableiter als die sichersten Mittel für das Einschlagen eines Wetterstrahls in ein Gebäude zu empfehlen; jedermann ist davon überzeugt, ob man gleich in der Art ihrer Einrichtung noch nicht ganz übereingekommen ist. Es giebt Niemand mehr, der es als einen Eingrif in die göttlichen Rechte ansähe, sich dadurch für den schädlichen Wirkungen der Gewitter zu sichern. Allein es giebt vielleicht wenige, die die Blitzleiter als Hülfsmittel die Fruchtbarkeit des Landes zu befördern kennen mögten. Dem ungeachtet können sie in der Oekonomie einen eben so reellen Nutzen bringen, als sie uns unsere Gebäude und Eigenthum in einem gewissen Falle sichern. Ein Gewitterableiter oder Blitzleiter ist eine Maschine oder eine Einrichtung, die der so oft ungleich vertheilten elektrischen oder Gewittermaterie zu einer gleicheren Vertheilung dienet, ohne daß sie durch selbst gesuchte gewaltsame Herstellung ihres Aequilibrii Schaden anrichte. Einem jeden Körper ist von dem Urheber der Natur eine gewisse Menge elektrischer Materie zugeordnet und gegeben, welche in seinen Zwischenräumen bequemen Platz hat: jedoch so, daß durch gewisse Umstände mehr in ihn hineingedränget: oder ihm auch sein Quantum elektrischer Materie ganz oder zum Theil genommen werden kan. Eins oder das andere kan nur auf eine Zeitlang geschehen. Das zuviele dränget sich aus dem Körper, so bald die Ursache, der gewaltsame Druck der umliegenden elektrischen Materie nachläßt, wieder heraus: und das ihm genommene geht wieder aus der Luft oder andern ihm nahen Körpern bald langsamer, bald geschwinder in ihn hinein, welches aus der Lehre der Elektricität zur Genüge bekant ist. So wie es mit kleinen elektrisirten Körpern beschaffen ist, so ist es auch mit Himmel und Erde: oder mit dem ganzen Erdboden und den darüber schwebenden Wolken beschaffen. Eine gleiche Vertheilung der elektrischen Materie in beiden findet nur dann Statt, wenn die zwischen beiden befindliche Luftschichte

feucht, höchst feucht ist: weil die elektrische Materie durch diese Feuchtigkeit von dem Orte, wo sie zu viel oder zu elastisch war, gar bequem nach einem andern, wo sie weniger ist, hinkommen kan. Woher diese ungleiche Vertheilung der elektrischen Materie, die die Ursache aller Gewitter ist, im Großen, ich meine, zwischen Erde und Wolken entstehe, wissen wir noch eigentlich nicht. Vielleicht steigt mit den oft ungleich aufsteigenden Ausdünstungen der Erde eine Quantität der ihr gehörigen elektrischen Materie mit auf, und setzt sich in den Wolken sodann fest; und die reine und trockene Luft zwischen Erde und Wolken erlaubt derselben keinen leichten Zurückfluß: oder, wenn bisweilen alles Gewölke herab geregnet, und mithin alle elektrische Materie an einem gewissen Orte der Erde herab gekommen, so ist es möglich, daß sodann die, eine gar geringe Quantität elektrischer Materie in sich habenden Wolken über ein solches Land vom Winde hingeführet werden, welches sehr viel davon hat: sodann ist ein sehr ungleiches Verhältniß der elektrischen Matrie zwischen Erde und Wolken, und auf solche Art entstehen Blitze, die in die Höhe fahren. Vielleicht verursachen Sonnenstralen und Wärme bei einer gewissen Stellung und Bewegung der Wolken, bald mehr Elektricität in der Erde, bald mehr in den Wolken. Wenn die Wolke nemlich, die über einem Lande stehet, von der Sonne beschienen wird, so wird es nicht zu gleicher Zeit auch die Erde, die unter ihr und im Schatten der Wolke liegt. Vielleicht verursacht auch der Wind bei einem gewissen Grade der Wärme in der reinen Luft eine Friktion, welche die elektrische Materie entwickelt, die nach gewissen Umständen bald zur Erde herab, bald zu den Wolken hinauf trit, und einem oder dem andern Theile das Uebergewicht davon giebt. Vielleicht steigen die Dünste aus dem Erdboden bald mit, bald ohne, oder an einem Orte mit, an einem andern ohne elektrische Materie, aus uns noch unbekanten Ursachen auf. Jedoch ich will mich nicht länger bei Muthmaßungen über diese Sache aufhalten. Daß aber diese oft ungleiche Vertheilung der elektrischen Materie in Wolken und Erde von grossem Nutzen sey, ist eine ausgemachte Erfahrung. Und wie solte sie dies nicht seyn, da sie eine Bewegung der feinsten Theile und Säfte in vegetabilischen und animalischen Körpern verursachet. Elektrische Materie steiget aus der Erde durch Pflanzen und Menschen zu den Wolken hinauf: oder auch von ihnen dergestalt herab, daß sie durch Menschen und Pflanzen in die Erde übergehet; und so entstehet nothwendig eine innere, obwohl unseren Sinnen unmerkliche Bewegung der Säfte in denselben. Wir dürfen an der Existenz dieser Bewegung um desto weniger zweifeln, weil es sehr viele andere Bewegungen in der Welt giebt, wofür wir keine Sinne haben, und die doch würklich da sind. Und wie

viele

viele Bewegungen giebt es wohl nicht, die selbst dem tief denkendsten Sterblichen immer unbekant und unmuthmaßlich bleiben werden. Durch diese Bewegung der elektrischen Materie in und aus den Körpern, wird Ausdünstung verursachet, und manche Krankheiten werden bloß durch eine schnellere oder beschleunigte Circulation der Säfte, und durch die dadurch beförderte Ausdünstung und Schweiß gehoben; so wie auch bei vermehrter Ausdünstung Pflanzen schneller wachsen, wenn es ihnen nur nicht am Nahrungssafte gebricht. Es ward ehedem als ein Wunder angesehen, auch sogar bezweifelt, daß elektrisirte Myrthenbäume, und elektrisirte Blumenzwiebeln schneller wuchsen, als andere nicht elektrisirte. Heut zu Tage bei der itzt sehr erweiterten Kentniß in der Elektricität wundert sich Niemand mehr darüber. Wir sind gar nicht genöthiget, anzunehmen, daß die elektrische Materie ein Balsam sey, der den Körpern bei der Elektrisation gegeben oder genommen werde, um das Phänomen des geschwindern Wachsthums zu erklären: sondern die elektrische Materie handelt hier wie bei vielen andern ihrer Würkungen bloß mechanisch durch Bewegung. Ueberfluß und Mangel an elektrischer Materie bringen einerlei Effekt in organisirten Körpern hervor, nemlich Bewegung. Beide sind nicht lange standhaft, aber die Bewegung ist es desto länger. — Es hat sich nemlich nicht bestätigt, daß die negative Elektrisation oder die Beraubung eines organisirten Körpers von einem Theile seiner ursprünglich ihm eigenen Menge elektrischer Materie, demselben Schaden bringe: und es war falsche Beobachtung, daß das negative Elektrisiren den Puls eines Menschen langsamer gehen mache; eben so wenig konte die Vermuthung richtig befunden werden, daß die negativ elektrisirte Pflanze in ihrem Wachsthume zurück gehalten werde. Denn, wenn ein Körper von seinem Quanto der elektrischen Materie verlieret, so sucht er solches sogleich aus allen benachbarten Körpern, und wenn nicht sonst, sogar aus der Luft wieder an sich zu ziehen, und zieht es würklich an, wodurch Bewegung in seinen feinsten Theilen entstehet und entstehen muß, welche Ausdünstung zur Folge hat. Denn ein negativ-elektrischer Körper ziehet eben so wohl als ein positiver, andere an. Wir wissen insgesamt, daß alle Gewächse nach einem Gewitterregen vorzüglich wachsen. Mit allen unserm Begießen bringen wir die Erfrischung der ganzen Natur, welche sie nach einem Gewitterregen genieset, nicht hervor. Folglich muß das durch den Regen mit Macht in die Erde und Pflanzen hin- und herströmende elektrische Fluidum, (welches das Wasser, womit wir begießen, in demselben Maaße, als die Erde in sich hat und daher nicht eben so würken kan) die Ursache der nach einem solchen Regen erfolgenden Fruchtbarkeit seyn, und sie ist es auch. Bei einem Gewit-

terregen strömt nemlich die in den Wolken befindliche überhäufige elektrische Materie, welche nach der Meinung einiger Gelehrten die Wasserdünste und Regentropfen schwebend und zugleich aus einander hält, daß sie nicht zusammenfließen und einen See des Wassers ausmachen, in die Erde herab; welche davon zu der Zeit weniger hatte: der Regen ist das Vehiculum oder der Träger, weil das Wasser gedachtermaßen ein bequemer Leiter für die elektrische Materie ist. Im Gegentheil, wenn die Wolken negativ-elektrisch sind, so wird der Regen, wie andere leichte und leicht bewegliche Körper zur Erde herabgezogen, und es erfolget das nemliche. Wohin also der elektrisirte Regen fällt, da wird das Land fruchtbarer. Welchem Landmann wird hiebei nicht der Wunsch nach elektrisirtem Regen aufsteigen. Gut! wir wollen sehen ob? und wie? wir uns ihn verschaffen können. Man kan bekantermaßen einen jeden elektrisirten Körper, so wie auch eine Gewitterwolke, die ihr geraubte oder überflüßige elektrische Materie durch eine entgegen gehaltene metallische Spitze geben oder nehmen, und in einer solchen Wolke eine gleiche Vertheilung der elektrischen Materie mit der Erde herstellen, dergestalt, daß sie sodann den gedroheten Wetterstrahl nicht nur nicht herabschleudern kan, sondern auch den sogenannten Wolkenbruch oder Platzregen als einen sanften Regen herabfallen lassen muß. Durch diese vortrefliche Erfindung des Dr. Fränklin sind wir nicht nur im Stande, alle schädlichen Würkungen der Gewitter abzuwenden; sondern auch sogar positiven Nuzzen von der Luftelektricität zu ziehen. Eine aufgerichtete metallische Spitze mit dem gehörigen Ableiter verhindert, ich gestehe es, nicht allemal, daß der Blitz nicht hier einschlüge; denn auch dergleichen Ableiter werden vom Wetterstrahle bisweilen getroffen; sie leiten aber, oder sollen wenigstens den Ueberfluß der elektrischen Materie auf eine solche Art ableiten, daß unser Haus nicht ein unschickliches zerstörbares Vehiculum davon abgebe: und dieses thun sie auch würklich, wenn sie anders gut gemacht sind. Wenn nemlich eine Gewitterwolke nicht gar zu schnell heran ziehet, so thun die gedachten Spitzen solchergestalt ihre Dienste, daß sie die darin enthaltene elektrische Materie sanft zu ihrem Aequilibrio verhelfen; wie ich mich hievon im vorigen Sommer verschiedene male durch den von mir errichteten unterbrochenen Ableiter überzeugt habe: und sodann läßt die Wolke ihren Regen sanft herabtropfen. Da wo dann dieser von elektrischer Materie schwangere Regen herabfällt, oder der Körper sich befindet, der durch seine Spitze die elektrische Materie herabführet, muß gleichfalls größere Fruchtbarkeit, wenn es auf dem Felde ist, bewürket werden. Wenn gar keine feuchte Dünste in den Wolken über der Erde schweben, und die Erde alles ihr Wasser in sich hat, so muß sich eben so wenig Elektricität in der Luft finden, als sie sich

in

in der auf dem Elektrophor ruhenden berührten Trommel desſelben und über derſelben befindet, das heißt: gar keine. Wird die Trommel aber iſolirt, das iſt, frei in der Luft ſchwebend, abgehoben und der Elektrophor befindet ſich gleichfalls iſolirt, ſo geben beide, nach dem Verhältniß ihrer Größe, elektriſche Funken: zwiſchen beiden herrſcht itzt eine Diſproportion und ungleiche Vertheilung der elektriſchen Materie. Die Trommel, der Schüſſel des Elektrophors genähert, ſchleudert derſelben einen Blitz zu, und das Aequiliber wird dadurch hergeſtellet: die über der Erde ſchwebende Wolken ſind dieſe aufgehobene Trommel: die von der Erde aufſteigende und ſich zu Wolken bildende Waſſerdünſte haben der Erde einen Theil der ihr gehörigen elektriſchen Materie geraubt, den die Erde über lang oder kurz, und um deſto geſchwinder, wieder haben muß, je größer dieſer Theil des Raubes iſt. — Sind hingegen die Dünſte ohne alle elektriſche Materie aufgeſtiegen, ſind ihrer ſo viele aufgeſtiegen, daß ſie Wolken ausmachen, die Millionen Tonnen Waſſers enthalten; ſo iſt leicht einzuſehen, daß itzt die Körper auf der Erde ein größeres Quantum der elektriſchen Materie gezwungen werden in ſich zu haben, als ſie es vorher hatten, da jene große Waſſerſee noch, die, der ganzen Welt vom Schöpfer zugeordnete elektriſche Materie mit ihnen theilte: dieſer Ueberfluß muß ſich nothwendig nach den Wolken, ſo bald er kan, durch die idioelektriſche Luftſchichte als ein Blitz hindurch drängen, um die gleiche Vertheilung wieder zu bewürken. In dieſem Fall iſt alſo, wie wir es kurz nennen, der Zuſtand der Erde poſitiv und die Wolken ſind negativ-elektriſch, und der Erfolg iſt gleichfalls das Herabtröpfeln des Regens. Die Erde zieht die Regenwolken herab, wie andere leichte Körper von poſitiv-elektriſchen Körpern angezogen werden; und wenn ſolchergeſtalt das Gewäſſer des Regens mit ihr wieder ein unzertrenntes Ganzes ausmacht, ſo hat ein jeder Körper auf der geſchmückten Erde wieder ſeine gehörige Menge von elektriſcher Materie a). — Ungeachtet nun

a) Daß ſich zu gleicher Zeit, wie die Erfahrung lehret, poſitive und negative elektriſche Wolken am Himmel befinden, welche gegen einander blitzen, erkläre ich ſo: daß die Dünſte der einen, von einer andern Gegend des Erdbodens oder unter andern Umſtänden aufgeſtiegen, als die von der andern. Alle Gegenden der Erde aber können nicht gleich ſtarke Elektricität beſitzen, noch die aufſteigenden Dünſte gleich ſtark elektriſiren. Z. E. wie ſehr ſind nicht die ſandigte Wüſte Abrabiens und die pontiniſchen Sümpfe von einander unterſchieden! Und wer weiß, ob nicht manches Land, durch ſeine unteren Erdſchichten und durch ſeine ſteinigten und trocken-ſandigten Grenzen gleichſam als iſolirt anzuſehen iſt. Dem zufolge könten vielleicht auch Blitze in der Erde ſelbſt durchbrechen; welche Erdbeben gleiche Erſchütterungen zur Folge hätten.

bei diesem schnellen Zu- oder Abflusse der elektrischen Materie einige Körper unglückliche Opfer desselben werden; so ist dieses in die Augen fallende Uebel in Vergleichung mit dem nicht sichtbaren, aber doch für den Nachdenkenden begreiflichen unendlichen Nutzen, den das Ganze aus diesem beständigen Hin- und Herströmen der elektrischen Matrie ziehet, in kein Verhältniß zu bringen. Ob dann und wann ein Baum zerspalten, ein Mast zerschmettert, ein Thurm gestürzet, ein Richmann das Opfer davon wird, so ist dies eben so wenig gegen den großen Vortheil, den das ganze menschliche und thierische Geschlecht, alle Pflanzen und organisirte Körper der Natur hierdurch an Erfrischung und Wachsthum erlangen, eben so wenig, als wenn einmal eine Fliege zwischen den Blitz des Elektrophors geräth und getödtet wird; oder irgend ein dieser Würkung Unerfahrner durch Berührung der Trommel und des Tellers des Elektrophors eine Erschütterung bekömt. Und selbst diese unwillkommene Erschütterung, selbst dieser Märtyrertodt eines Richmanns, wie lehrreich ist er nicht für viele Tausend andere geworden. Wo bleibt hier Uebel oder Unglück! Wie viel glücklicher sind wir als unsere Vorfahren, da uns Erkentniß geschenkt ist, und uns die Mittel in die Hände gegeben sind, selbst jene so seltenen und so geringen Uebel nicht nur von uns abzuwenden, sondern sogar diese, aus der hinauf- und herabströmenden elektrischen Materie erfolgende Würkung dahin zu leiten, wo sie vorzüglich von Nutzen ist. Da, wo die Herstellung dergleichen Vertheilung der elektrischen Materie geschiehet, und die Wolken und der Regen dergestalt zur Erde herabgezogen werden, daß es regnet, wird das Land fruchtbarer, das Gras wächset schöner, alles keimet und blühet besser, und siehet seiner Reife lieblicher entgegen: die ganze Natur erfrischt sich, es duftet und riecht so herrlich und schön. Die Ursache hiervon ist nicht, wie wir es schon wiederlegt haben, eine als Balsam herabgeflossene Elektricität, denn die war schon, wenn die Wolken negativ waren, überflüßig in der Erde vorhanden; sondern weil die elektrische Materie circulirt und sich mit Heftigkeit von einem Orte nach dem andern durch die Pflanzen hinbewegt, ihre Säfte in Bewegung setzt, eine stärkere Transpiration bei ihnen verursachet, und ihren Wurzeln zugleich dienlichen Nahrungssaft zuführet. Denn mit dem Regen fallen zugleich alle Arten feiner Theile in Dünste aufgelöseter Körper wieder zur Erde herab, und dienen anderen zum Nahrungssafte. Zugleich wird die Luft dadurch von ihrem Mephitismo geheilet, und für alle organisirte Körper zum Einathmen tauglicher gemacht. — An dem Orte, woselbst man eine künstliche Entladung der elektrischen Materie durch eine oder mehr Gewitterstangen veranstaltet, müssen sich alle diese Würkungen ereignen. Wo nemlich eine Gewitterstange auf dem Felde auf-

aufgerichtet ist, welche das elektrische Flüßige bequemer und ruhiger und häufiger oder öfterer entweder zu den Wolken hinauf, oder zur Erde herab leitet, da geschiehet ohne Zweifel eine starke Bewegung; ein Hin- und Herströmen dieser seinen flüßigen, in einem geraumen Distrikte von Erde, welches, je näher um die Stange, desto heftiger seyn muß. Es muß also daselbst nothwendig, wiewohl nur einem aufmerksamen Naturforscher in die Augen fallend, das Gras und Getreide besser stehen. Ein jeder auf freiem Felde stehender einzelner Baum würde das nemliche bewürken, wenn er nicht den Nutzen, den er in diesem Falle stiftet, durch die Säfte, die seine Wurzeln der Erde entziehen, und durch den Schatten, den er wirft, wieder hinwegnähme. Solche mit Fleiß aufgerichtete Gewitterstangen haben also einen Vorzug. Durch sie, als durch stärkere und bessere Ableiter wird mancher, sonst unbenutzt überhinziehenden Wolke ihre elektrische Materie geraubt, und ihr Regen herabgeleitet, der sonst vielleicht weniger nutzbar, in eine Stadt, Wald, Gebürge, oder ins Meer herabgefallen wäre: und es wird also durch in Feldern und Wiesen aufgerichtete Gewitterstangen Fruchtbarkeit durch elektrische Materie und erfrischenden Gewitterregen dahin geleitet und gebracht, wohin sie eigentlich gehören. – Die sogenannten Zauberringe geben einen starken Beweiß meiner Meinung ab, daß da, wo die elektrische Materie mit Macht in Pflanzen strömet, auch größere Fruchtbarkeit bewürket werde. Man siehet nemlich manchmal im Sommer auf einer Wiese in einem runden Kreise von 3, 4 oder mehr Fuß im Durchmesser das Gras vorzüglich schön und frisch an Farbe und Wuchs. Dies hat man aus einer leicht einzusehenden Ursache Zauberringe genennet. Wären unterirdische Quellen oder ein unterliegender Felsstein Schuld daran, wie es bisweilen wohl seyn kan; so müßte es alle Jahr daselbst schöner wachsen, und im letztern Falle würde es eben keinen zirkelrunden Kreis abgeben. Da man an einigen solchen Stellen wahrgenommen hat, daß man kurz vorher auf der nemlichen Wiese Wetterstrahlen herabfahren gesehen hat, wovon auch kleinere Stellen als die Centra dieser Zauberringe versenget und verbrannt geschienen; so ist die neuere Meinung davon wohl sehr gegründet, daß es Plätze sind, wo ein Wetterstrahl in die Erde herabgeschlagen, und durch dies vorzüglich schnelle Zuströmen der elektrischen und anderer zugleich mit in Bewegung gesetzten Materien das darauf erfolgte vorzügliche Wachsthum erfolget sey. Wenn man also hin und wieder auf flachen Feldern und Wiesen Gewitterstangen (von deren Beschaffenheit und wenig kostenden Einrichtung ich auf Verlangen gern nähere Nachricht ertheilen will) aufrichtete; so bin ich gewiß versichert, daß man auf diese Art und durch dies sehr einfache Hülfsmittel eine größere Fruchtbarkeit dem Felde zuziehen könne:

ne: der Nutzen hiervon würde gewiß die erforderlichen Kosten weit überwiegen b). Da nun diejenigen, welchen die gütige Vorsehung Gelegenheit gegeben hat, Kenntnisse sich zu erwerben, wodurch sie in den Stand gesetzt worden, nützliche Erfindungen zu machen, nicht allemal Gelegenheit haben, dieselben praktisch zu untersuchen: so habe ich diese meine Gedanken Ihnen, meine Herren, die Sie am ersten und vorzüglichsten Gelegenheit dazu haben, solche zu prüfen oder prüfen zu lassen, unterthänigst dediciren wollen.

b) Hier muß ich bemerken, daß der Landmann durch Errichtung solcher Gewitterleiter auf seinen eingetheilten Feldern mit vieler Sicherheit dem sonst häufigen Hagelschaden ausweichen kan. B.

Geschrieben zu St. Petersburg, den $\frac{5}{18}$ten Jan. 1785.

Gotfried Albert Kohlreif, Prof. der Physik u. Medicinalelektricität.

Der kaiserlichen freien ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg eingereicht im Jan. 1785.

Anfrage.

Was ist sprachrichtiger: **gescheut** oder **gescheidt**? Ist das erstere, so müßte man dies Beiwort von dem Zeitwort: **scheuen** ableiten, und würde denn ein **gescheuter** Mann der seyn, welcher durch viele bedenkliche Umstände **scheu**, das ist, vorsichtig, klug und behende gemacht worden ist. Ist das andere richtiger, so müßten wir dies Beiwort von dem Zeitwort: **scheiden** oder **unterscheiden** herleiten, und ein **gescheidter** Mann würde alsdenn der seyn, welcher die Gabe der Unterscheidung in allen Umständen richtig anzuwenden; nach dem Unterschied der Personen, des Orts und der Zeit weißlich zu reden, zu handeln und sich zu benehmen, weiß, oder ein **discreter** Mann. Denn discret klingt unsern Ohren noch immer besser, weil es ausländisch klingt, ob es gleich, wenn diese Ableitung richtig ist, nichts mehr sagt, als **gescheidt**. Für diese Ableitung scheint in der Redensart: etwas **gescheidtes** sagen, Begünstigung zu liegen. Denn so schreibt man lieber, als: etwas **gescheutes** sagen.

B — d.

Hannoverisches Magazin.

45tes Stück.

Freitag, den 5ten Junius 1789.

Beitrag über den Grad der Kälte des letzteren Winters hier in Hannover, und besonders über das Eindringen derselben in den Erdboden.

Die Klage der Naturforscher über die Verschiedenheit noch so sehr durch Siegel beglaubigter Thermometer a), ist zu gegründet, als daß man so leicht den Grad der Kälte verschiedener Orte und verschiedener Winter bestimmen könte. Der Hr. Verfasser des 9ten Stücks dieser Blätter von diesem Jahre hatte vor Jahren den Verdruß, daß ihm das Thermometer zerbrach, womit er von 1767 bis 1776 beobachtete, die neuern Beobachtungen geschahen leider mit einem andern Instrumente, welches vermuthlich bei gleicher Kälte nicht eben die Zahl der Grade bemerkte. Zudem beobachtete er dieses Jahr nicht im Freien, sondern in einem Hofe der Stadt, wo Schutz der benachbarten Häuser vielleicht selbst deren Wärme, einen mindern Grad der Kälte angeben mußte. Auch ich beobachtete nach einem mit des sel. Professors Hollmann Siegel versehenen an der Wand meines Hauses frei dem Ostwinde ausgesetzten Thermometer, die kältesten Tage dieses Winters, und dieses Instrument, wovon ein ähnli-

a) Man wirft mit Recht den sogenannten harmonischen Thermometern vor, daß nur das Brett; worauf die Scala geklebt ist, nicht aber der eigentliche Thermometer durch ein Siegel beglaubigt, und man daher nie sicher sey, ob dieses auch noch dasselbige mit Queckſilber gefüllte Glasröhrchen ist, welches der Gelehrte, dessen Siegel auf dem Brette steht, durch Kochen und Frieren mit andern übereinstimmend machte.

Es wäre diesem Vorwurf leicht abzuhelfen, wenn man nur der kleinen Glaskugel oder dem Röhrchen, eine Gestalt gäbe, daß eine umhergebundene Schnur nicht abgestreift werden kan, und wenn man dann diese Schnur durch das Brett zöge, und mit unter das Siegel legte, mithin, wie der Notarius mehrere Bogen der Urkunde mit einem Siegel bestätigte.

Es lassen sich noch mehrere Verbesserungen der Thermometer vorschlagen, welches aber hier nicht der Ort seyn würde.

ähnliches gewiß richtiges mir am 6ten Jan. 1767 b) Morgens um 7¾ Uhr in Göttingen 17 Grad unter o nach der Fahrenheitischen Scala zeigte, zeigte mir hier vor Hannover am 16ten Dec. 1788 Morgens um halb 5 Uhr 24, und um 8 Uhr 26 Grad unter o. Dennoch will ich diese 24 und 26 Grad keinesweges als eine richtige Beobachtung eher ausgeben, als bis ich Gelegenheit gehabt habe, dies Instrument selbst zu berichtigen oder mit andern zu vergleichen. Vermuthlich zeigte mein Thermometer um einige Grade zu tief, des Herrn D. u. H. H. Thermometer aber um mehrere Grade zu hoch, wenn zu gleicher Zeit jener 26, und dieser nur 12 Grade angab, denn so viel wird der Schutz benachbarter Häuser in der Stadt gegen meine ganz frei liegende Gartenwohnung nicht Unterschied machen können. Vielleicht, daß also der mir unbekante Beobachter, der im Hamburger Correspondenten vorigen Jahrs Nr. 208. die Kälte in Hannover am 16ten Dec. 1788 des Morgens auf 52 Fahrenheitische Grade unter dem natürlichen Eispunkt, mithin auf 20 Grad unter o angab, ein richtiges im Schutz von Gebäuden gestelltes Instrument hatte, und daß mein ganz frei dem Ostwinde ausgesetztes Thermometer statt 26 – 23 oder 24° hätte zeigen sollen. Immer wird doch aus andern Ursachen glaublich, daß dieser 16te Dec. der kälteste Tag bei Menschen Denken für hiesige Gegend war. Der so sehr kalte Januar 1767 verschonte Taxus, Rosen, Ligustrum, Cytisus-Laburnum, Pfirschen, und viel andere Bäume und Kräuter, die dies Jahr fast ohne Ausnahme, in so fern sie nicht mit Schnee c) oder auf andere

b) In dem 9ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre steht der 8te Jänner 1767, vielleicht ein Druckfehler, wenigstens war in Göttingen, wo ich damals beobachtete, am 6ten Jänner 1767 diese entsetzliche Kälte, welche sich schon am selbigen Tage brach, und in den darauf folgenden Tagen nicht wieder diesen Grad erreichte.

c) Bedeckung mit Schnee ist bekantlich ein bewährtes Mittel, erfrorne Glieder zu heilen, selbst für Kälte erstarrte Menschen wieder ins Leben zu rufen, und ich habe Ursach zu glauben, daß der Schnee die Gewächse nicht bloß für den Frost schützt, sondern auch bei dem Aufthauen gleichsam die Kälte auszieht, und verhindert, daß der gefrorne Saft die Gefäße bei dem Aufthauen zersprenge; mithin, daß man bereits erfrorne Bäume und Pflanzen zum Theil retten könte, wenn man sie in Schnee vergrübe, oder damit bedeckte. Unsere Rockenfelder kommen nie besser durch den Winter, als wenn eine gute Lage Schnee das bereits hart gefrorne Feld überzieht.

Ich habe oft nach harten Wintern gut erhaltene untadelhafte Aepfel, die unter den Bäumen im Herbst übersehen waren, gefunden, ohne Zweifel waren doch diese gefroren gewesen, aber vermuthlich durch den Schnee der Frost wieder ausgezogen.

Die

dere Weise bedeckt waren, erfroren sind; selbst habe ich meine Pfirschbäume gegen Südwest eben so sehr, als die gegen Süd und gegen Südost verloren, ob sie gleich dem zur Zeit dieser strengesten Kälte herrschenden Winde überall nicht ausgesetzt waren. Doch will ich nicht entscheiden, ob eben der Zeitpunkt der allerstrengsten trockenen Kälte diese Vegetabilien tödtete, vielleicht war es eine Stunde nachher, wie die Kälte 5 Grad gelinder war, und der Wind Südost gen Süden, gefrorne Dünste oder Rauhfrost aus höherer Luft herab drückte d).

Aeußerst merkwürdig aber, und fast unerklärbar scheinet mir die Verschiedenheit zu seyn, mit welcher die Kälte in den Erdboden dringt, wovon dieser Winter die auffallendsten Beweise lieferte.

Der hohe Schnee, welcher während dieser großen Kälte unsere Felder und Gärten wohlthätig bedeckte, ließ diesen strengen anhaltenden Frost in meinem Garten nur 3, 5 bis 9 Zoll in die Erde, in einem benachbarten Walde fand ich ihn 6 Zoll, auf freiem Felde 10 Zoll, auch einen Fuß, und in den Straßen von Hannover, welche auch mit Schnee bedeckt waren, war der Frost, des Schutzes und der Erwärmung der Häuser ungeachtet, durchgängig unter dem Steinpflaster $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß eingedrungen, und das Röhrenwasser, welches 4 bis 5 Fuß unter dem Steinpflaster hingeleitet ist, war durchgängig gefroren, und mußte im Februar und März mit vielen Kosten durch in die deshalb geöfnete Röhren eingestoßene glüende Eisen aufgebähet werden. Es ist dieses

Die Burgunder Rebe, welche etwa 5 bis 7 Fuß hoch ist, wird alle Winter niedergelegt, und bleibt vom Winterfrost unversehrt, wenn die Weinberge benachbarter Provinzen, wovon die Reben nicht niedergelegt werden können, Schaden nehmen.

Auch dieſen Winter ist alles gut geblieben, was mit Schnee bedeckt war, selbst aus der Erde hervorragende Hyacinthenzwiebeln, zarte Nelkensorten, ganz junge niedrige Pfirschbäume, und dergleichen mehr. Die einzige Aprikosenblüte, die ich habe, ist an Zweigen, die fast auf der Erde hinaus lagen, und also von Schnee bedeckt waren.

Es steht daher sehr zu wünschen, daß unsere Gärtner sich mehr, wie bisher, des Schnees als eines Mittels sowohl gegen das Erfrieren der Vegetabilien selbst, als auch um das vom Frost Beschädigte wieder zu heilen, bedienen mögten.

Vielleicht tödtete dieser letzte Winter in hiesiger Gegend so sehr viel Bäume, weil hier auf den Frost, wie es aufthauete, nicht Regen, sondern zum Theil Sonnenschein folgte. Am Fuß einiger benachbarten Berge, wo selbst bei hiesigem Sonnenschein Nebel waren, haben die Bäume weit weniger gelitten.

d) Ich habe noch jedes mal bei dem allerheftigsten Frost, diese Veränderung von Oſt, oder Nordoſt, im Südwind, und mit selbigem Rauhfrost, der die Bäume ganz weiß überziehet, bemerkt.

so gar tiefe Eindringen des Frostes unter dem Steinpflaster der Straßen nicht etwa eine fallacia, eine fehlerhafte in der Physik so leicht den Beobachter irre führende Bemerkung, sondern unläugbare Gewißheit. Wie im Februar diese Röhren in sehr vielen Straßen aufgegraben wurden, fror es überall nicht, es war also nicht in diese gemachte Gruben eindringende Kälte, welche den Erdboden voller Eistheile und bis auf solche Tiefe hart gefroren machte, und eben so gewiß war es nicht durch nunmehrige Wärme herab gedrückter Frost, wie ich, wenn Jemand dies argwohnen solte, aus sehr vielen datis diesen Zweifel heben kan; sondern ganz ohne Zweifel der so außerordentlich strenge Frost der beiden vorhergehenden Monate. Am Ende März waren noch in der Tiefe von 5 bis 6 Fußen die ganze Erdlage gefroren, und es ist nicht ein oder ein Paar mal, sondern zu ganz verschiedenen Zeiten, vielleicht 20 und mehrere male dieses diesjährige so gar tiefe Eindringen des Frostes unter dem Steinpflaster der hannoverischen Straßen von mir selbst, so wie gewiß von mehr als hundert andern, beobachtet. Mithin die Sache selbst außer allem Zweifel, ja, sie kan, wenn man solches bezweifeln solte, allenfalls durch viele eidliche Zeugen bewiesen werden.

Die Arbeiter, die bei dieser Röhrenbesserung angestellt waren, wußten aus ihrer Erfahrung, daß allezeit der Frost sehr tief unter das Steinpflaster eindringe; das Röhrwasser war aber nur in den kältesten Wintern, in den Januaren 1767, 1768 und 1784 gefroren, ihres Denkens noch nie so allgemein, und nie der Frost selbst unter den Röhren in den Erdboden, und nie so tief eingedrungen, als in diesem so sehr harten letztern Winter von 1788 bis 1789.

Die Frage:

wie es aber zugehe, daß unter dem Steinpflaster der Straßen der Frost so unerwartet tief eindringe?

ist nicht so gar leicht zu beantworten.

Solte wohl die Bedeckung von Kieseln, solten wohl die mehrentheils zu beiden Seiten tief ausgegrabene Keller, von diesem Phänomen die Veranlassung seyn? Ich glaube beides nicht e); sondern erkläre mir die Sache dahin. Bekantlich wird ein künstlicher sehr hoher Grad der Kälte dadurch zuwege gebracht, wenn man das Gefäß mit dem Fluido, was frieren soll, in ein Gemisch von Schnee oder zerstoßenes Eis mit Salzen, Salzsäuren, und vorzüglich mit animalischen und vegetabilischen Salzen setzt, oder dieses in jenes, und dann dieses Ge-

e) Die eigenthümliche Kälte der Steine kan nicht so tief würken, und die warm gehaltenen Keller würden dem Erdboden der Straße eher zum Schutz und zur Wärmung als zur Erkältung dienen, auch war mitten auf den breitesten Straßen und auf dem Markte der Frost eben so tief eingedrungen.

Gemisch von Eis und Salze immer bewegt f).

Auf unsern Straßen scheint durch Zufall etwas Aehnliches vorzugehen; das beständige Rollen des Fuhrwerks in einer volkreichen Stadt, erschüttert g) gar beträchtlich den Erdboden, und setzt also die mit Eis und Schnee bedeckten Salia in Bewegung, welche sich in den Gossen der Straßen, und in der mit salpetrigen und andern animalischen und vegetabilischen Theilen sehr geschwängerten Straßenerde, die unter dem Sande, der die Kieselsteine hält, und über den Röhren sich findet, und so theilen diese in Bewegung gesetzte Salze die Kälte, so sie von dem aufliegenden Schnee und von der gefrornen Oberfläche des Steinpflasters erhalten, in verstärkter Maaße dem in den Röhren im Erdboden befindlichen Wasser mit, und zwar in einer Tiefe, in welcher ohne diese Salze und ohne diese Bewegung der Frost nie dringen würde.

Vielleicht wird diese Erklärung noch dadurch bestätigt, daß, wo es an solchen Saliis und Bewegung fehlte, auch der diesjährige Frost nicht bloß den Erdboden, sondern auch Keller und andere Gegenstände verschonte. Wie denn meine nicht einst mit Mist zugelegte, sondern bloß mit Fenstern und etwas davor geworfenen Schnee verwahrte Keller, meine bloß mit übergedeckten Bohlen, und darüber gebreitete Strohmatten verschlossene Kartoffelngrube, und wie mir von sehr zuverläßiger Hand versichert worden, die bekantlich zum Theil in freier Luft hergeführte Röhrenleitung für die calenbergische Neustadt Hannover, wel-

f) Wie sehr der durch Salia und Bewegung künstlich gewürkte Grad der Kälte in ihren Würkungen die natürliche Kälte übertrift, sieht man unter andern aus dem berühmten Experiment des gelehrten Chymikers Walker in Bath, welcher am 20ten April 1787, also zu einer Zeit, in welcher die Bäume blüheten, ohne Beihülfe von Eis, das Queckſilber gefrieren machte, eine Würkung, die man bis dahin nur in den kältesten Wintern in den nordlichsten Landen möglich hielt.

g) Will man sich von der heftigen und weit um sich greifenden Bewegung und Erschütterung, welche die rollenden Fuhrwerke dem Erdboden, vorzüglich in einer mit Kieseln gepflasterten Straße, zumal im Winter, mittheilen, überzeugen, so beobachte man nur in einem unmassiven an einer volkreichen Straße belegenen Hause durch ein etwas langes Fernrohr Sterne oder andere Gegenstände. Die beständige Erschütterung, die man hierbei, so oft Wagen, selbst in ziemlicher Entfernung, fahren, an dem Hause wahrnimt, kan solches doch nicht anders als durch den Erdboden erhalten, und setzt also dessen eben so heftige oder noch heftigere Bewegung außer Zweifel. Ja es muß selbst die unter den Straßen herliegende hölzerne Röhrenleitung zu Vermehrung und Weiterführung dieser erschütternden Bewegung nicht wenig beitragen.

welche nur mit Stroh h) umwunden war, vom Frost verschont geblieben sind.

Es würde mir sehr schätzbar seyn, wenn diese Bemerkungen über das Eindringen der Kälte, vielleicht durch einsichtsvolle Gelehrte noch besser auf die Regeln der Physik angewandt, einen nicht ganz unwichtigen Beitrag zu diesem Theil der Physik abgeben solte, welcher auf mancherlei Weise Nutzen gewähren kan.

Hannover. G. A. Ebell.

h) Vielleicht fallen einigen Lesern dieser Blätter bei dieser mit Stroh umwundenen von so strengem Frost verschont gebliebenen Röhrenleitung, die Frostableiter des Herrn Gubernialraths von Bienenberg ein, wovon wir in allen Zeitungen unter andern im Hamburger Correspondenten, Beilage zu Nr. 41. wie auch im 28ten Stück dieses Magazins gelesen haben.

Dieses, daß nemlich das Stroh um diese Röhrenleitung als Ableiter, und nicht vielmehr als Hülle genutzt habe, will ich nun eben nicht behaupten, wie ich denn auch versichern kan, daß die Strohmatte, welche meine sonst aller Kälte frei stehende Kartoffelngrube diesen Winter sehr gut schützte, mit keinem Brunnen oder Wassergefäß in Verbindung gesetzt war.

Wären diese Frostableiter erst durch vielfache Erfahrungen bestätigt, und nicht bloß im Frühjahr, sondern auch im Winter brauchbar, so würde freilich die Entdeckung sehr gemeinnützlich seyn, und ich nichts mehr bedauren, als daß die Sache erst im März dieses Jahrs und nicht früher, ehe durch diesen Winter so sehr viele Bäume verloren sind, bekant geworden sey.

Doch ich fürchte sehr, daß ein glücklicher Zufall, des Herrn Gubernialraths Aprikosen schützte, daß das dickere Eis in diesen mit den Bäumen in Verbindung gesetzten Kannen, von andern leicht erklärenden Ursachen herrührte, und daß wir also nicht hoffen dürfen, den grämlichen uns so oft Schaden zufügenden Winter künftig an solche Fesseln legen, oder in Töpfe und Kannen bannen zu können.

Inzwischen wie viel ganz unerwartete physikalische Wahrheiten sind nicht in den letzten Jahren entdeckt, solte nun zumal ein solches von Hanf oder Stroh gedrehetes Seil durch die Hülle, die es dem Stamme giebt, eben so auf den Baum würken, wie es vor dem Erfrieren aller Glieder des Menschen ziemlich sichert, wenn auch nur dessen Füße warm sind; oder solte das Seil sich voll Wasser saugen und dadurch die negative Elektricität des Baums vermehrt werden, in unserer Atmosphäre, wo so äuserst viel lang unerklärt gebliebenes durch Elektricität geschieht, so könte man doch vielleicht die Erfindung an bereits bekante Wahrheiten anknüpfen, und von dieser Vorrichtung einige Würkung hoffen. Die diese sonst unwahrscheinliche Sache, des so gar leichten Versuchens überaus würdig darstellen dürfte.

Etwas

Etwas über Lumpenmagazine.

Mein seit mehrern Jahren gefaßter Vorsatz, etwas übers Papier zu schreiben, veranlaßte mich, daß ich jede Gelegenheit ergrif, wodurch ich hierin meine Kentnisse bei Sachverständigen bereichern konte. – Da jetzt die Klagen über Wanzen immer allgemeiner werden, so zweifelte ich keinen Augenblick, daß diejenigen, welche Lumpenmagazine hätten, nicht damit verschont, wenigstens doch ihre Magazine von diesen unangenehmen Gästen nicht frei seyn müßten, weil es nicht anders seyn könte, daß sie dieses und auch anderes Ungeziefer mit den alten schmutzigen und unreinen Lumpen in Menge erhielten. Ich erkundigte mich hierüber beiläufig bei verschiedenen in- und ausländischen Papierfabrikanten, und andern Leuten, die mit Lumpen handelten, und große Niederlagen in ihren Häusern davon hatten, erhielt aber von allen zur Antwort: daß, wenn auch gleich ihr Haus von Wanzen nicht frei wäre, sie doch solche so wenig, wie jedes andere Ungeziefer, jemals in ihren Lumpenmagazinen verspürt hätten. Sie sagten, daß, wenn die aufgeschütteten Lumpen im Magazin nur kurze Zeit gelegen hätten, sie sich so stark erhitzten, daß alles etwa darin befindliche Ungeziefer verbrenne, man auch nicht im Stande sey, ohne sich zu verbrennen, die Hand auch nur wenige Augenblicke in einen Lumpenhaufen zu halten. – Ich habe mich von der Wahrheit dieser Behauptung zum öftern selbst überzeugt, und auch an den sich durchgebrannt habenden Lumpen verbrannte Wanzen gefunden. Da es nun aber eine so wohl in der Chemie als auch selbst in der Hauswirthschaft bekante Wahrheit ist, daß in verschiedenen Substanzen das Vermögen liegt, sich selbst, ohne Zuthun eines äussern Feuers, zu entzünden, da wir, nachdem uns die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg vor kurzem in der wichtigen Lehre von der Selbstentzündbarkeit der Substanzen ein neues Licht angezündet hat, nunmehr wissen, daß Hanf mit Hanfölfirniß angefeuchtet, und dann mit Ruß vermengt, in ein altes Tuch feste eingewickelt, sich 4 Stunden, nachdem es eingebunden worden, von selbst entzündet, daß so wohl rohe als verarbeitete in einem Ofen erwärmte recht ausgetrocknete, mit Fett oder Talg übergossene und hernach fest zugebundene Wolle, Rockenklete und Mehl, Weitzenmehl, Erbsen- und Bohnenschroot, Grütze, gemahlnes Malz, zerriebene trockene Kräuter u. d. gl. vorher gewärmt, in einen alten Lappen fest zusammen gebunden, und vor dem Andringen der äussern Luft verwahrt, eben diese Erscheinung geben, wie gesagt aber die Hitze in den Haufen der alten schmutzigen trockenen und oft fettigen Lumpen in kurzer Zeit, nachdem sie aufgeschüttet worden, ausserordentlich stark wird, so bin ich auch von der Möglichkeit, daß sich ein Lum-

pen-

penlager von selbst entzünden könne, (vorzüglich, wenn es nicht frische durchstreichende Luft genug hat, welches bei den mehrsten von denen, die ich sahe, der Fall war,) so sehr überzeugt, daß ich alle Besitzer von Lumpenmagazinen warne, ja hierin vorsichtig zu seyn, ihren Magazinen oft durchziehende Luft zu geben, und die Lumpen öfters umzustechen, damit sie sich nicht zu stark erhitzen könne. — Noch besser wäre es, wenn die Lumpenmagazine so angelegt würde, daß gegen Feuersgefahr nichts von ihnen zu besorgen stände. Bei den mehrste Papiermanufakturen Frankreichs ist das Lumpenmagazin ein steinernes Gewölbe, dem oft durchstreichende Luft gegeben werden kan, und die Lumpen werden in selbigem zum öftern umgestochen.

Hannover. G. F. Wehrs.

Neue in England bekant gemachte Erfindung, das Leder gahr zu machen.

Es ist schon vor einiger Zeit Herr Albert Geßner, erster Leibmedicus beim Herzoge von Würtemberg, auf die Gedanken gekommen, statt des Staubes von der Rinde junger Eichen das Heidekraut, so im Ofen getrocknet, und hernach zu Pulver gemacht worden, zum Gahrmachen des Leders zu nehmen. Er hat damit Versuche angestellt, die ihm sehr geglückt sind, und hat der göttingischen Akademie der Wissenschaften einige Stücke Leder, nach dieser Art zubereitet, überschickt, die sehr gut geschienen.

Die einzige Unbequemlichkeit, die er dabei gefunden, ist, daß die Operation lange dauert. Neuerlich haben 2 Engländer, Nankin und Wahrney Esq. eine andre Methode bekant gemacht. Nach solcher läßt man das Heidekraut 3 Stunden lang in einem Kessel kochen, welches genug ist, die Substanz davon heraus zu ziehen. Man gießt hernach dieses Wasser in andre große Gefäße, welche so gestellet werden, daß man das Wasser wieder abgießen kan. Man muß wohl Acht haben, daß man die Häute nicht eher hinein legt, als wenn das Wasser den Grad der Wärme erreicht, welchen das Blut lebendiger Thiere, nemlich etwa 96 Grad des Fahrenheitschen Thermometers, hat. Dieser Grad der Wärme macht, daß das Wasser die Häute besser durchdringt und die Operation vielmehr beschleunigt als die gewöhnliche Methode, da man den Liquor kalt gebraucht. Man darf schlechterdings keinen eisernen Kessel hierzu brauchen; das Leder würde davon schwarz und hart werden, und auch brechen. Man muß das laulichte Wasser öfters abgießen. Keine andere Rinde noch Schale ist hierzu so gut als das Heidekraut.

Die Cammer der Gemeinen in Irrland hat diese Entdeckung, welche ihr mitgetheilt worden, sogleich öffentlich bekant machen lassen.

Hannover. G. F. Wehrs.

Hannoverisches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 8ten Junius 1789.

Familiengespräch *).

Wilhelm und Emma.

(Im Kamine lodert eine Flamme hell auf, als von brennendem Papiere.)

Emma. Also gar keinen?

Wilhelm. Nicht einen einzigen.

E. Gar keine Ausnahme machst du?

W. Keine.

E. Es ist doch sonderbar. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst werden Romane geschrieben und gelesen. Wohin man sieht und hört, liest alles Romane. Und du . . ?

W. Und ich allein will klüger seyn, als alle meine Zeitgenossen sind, als unsere Väter waren — nicht so, Emma? — Ein gemeiner Irrthum, Liebe, hört dadurch, daß er gemein ist, nicht auf, Irrthum zu seyn, und in Sachen, die Moral und Sitten betreffen, findet keine Verjährung Statt.

E. Warum werden denn gute Romane so allgemein bewundert, ihre Verfasser so gepriesen? Du selbst, Wilhelm, ich wette — du schriebest selbst einen —

W. — wenn ich könte. Das thäte ich, denn ich halte einen vollkommen guten Roman für das non plus ultra der Dichtkunst. Ich glaube, daß zu keinem Geistesprodukte mehr Kentnisse und mehr Kraft, mehr Erworbenes und mehr Angebornes gehöre. Alle die Eigenschaften und Talente, deren manche einzeln schon hinreichen, einen guten Schriftsteller in andern Gattungen zu bilden, muß der Romanendichter in sich vereinen, wenn er nicht ein Stümper seyn, und sein Werk sich nur über das Mittelmäßige erheben soll. Um so mehr ist es also zu verwundern, daß so viele, die weder die Welt, noch die Menschen, kennen, weder Laune, weder Kraft, weder

*) Aus den zu Osnabrück herauskommenden westphälischen Beiträgen, vom Jahre 1789. Ein den Zeitumständen so sehr gemäßer, und überhaupt so vortreflicher Aufsatz; daß wir glauben, es wäre gut; wenn er in allen Wochenschriften abgedruckt würde. A. d. H.

der Sprache, noch Gefühl haben, einen Roman schreiben zu können, wähnen, so bald sie nur einige schwülstige, oder empfindsame Phrasen an einander zu reihen verstehn.

Emma. Du wolltest also wohl etwas schreiben, daß deine eigene Töchter nicht lesen dürften.

Wilhelm. Tadelst du den Apotheker, der Gifte feil hat, oder den Künstler, der Dolche schmiedet? Wer wird aber desfalls Gift jedem Unerfahrnen, Kindern Dolche in die Hände geben?

E. Wie verstehe ich das?

W. Für mehrere Menschenklassen halte ich einen guten Roman nicht nur für eine unschädliche, sondern sehr nützliche Lektüre. Männer, gesetzte Frauen, zumal Erzieher und Erzieherinnen können dadurch ihre Menschen- und Weltkentniß erweitern. Festen Köpfen und ausgebildeten Herzen schaffen sie Nahrung für Kopf und Herz. Auch bei Jünglingen muß ich sie wenigstens für ein nothwendiges Uebel halten, und wüßte kaum ein Beispiel, daß ein Jüngling eben durch Romanlesen verdorben sey. Diese, die nicht so, wie junge Mädchen, unter den Augen der Aeltern erwachsen, die oft schon früh hinausgestoßen in die weite Welt, Gefahren zu bestehen haben, die unendlich dringender sind, können manchmal aus einem guten Romane Gegengift gegen ein noch weit gefährlicheres Gift saugen. Ein romanhafter Schwung kan sie vor einem noch weit schädlichern Schwunge bewahren. Wenn für die eine vorsichtige Wahl getroffen wird, wenn die nicht das Unglück haben, auf jene schändlichen Produkte abgenutzter Wollüstlinge oder gewinnsüchtiger Schmierer zu gerathen, deren Titel in einem Blatte fürs Volk, so wie in einer ehrbaren Gesellschaft, zu nennen nicht einst der Wohlstand erlaubt, so mögen sie immer lesen — — — —

E. Also blos die armen Mädchen, die ohnehin so viel entbehren müssen, sollen auch ein Vergnügen entbehren..

W. — daß ihnen Kopf und Herz verderben würde. In den großen Haupt- und Residenzstädten, bei den durch und durch verdorbenen Völkern, wo die sorgsame Mutter nicht die Wahl hat, ob ihre Tochter verdorben werden solle, oder nicht, nur den Wunsch haben kan, daß sie so wenig, als möglich, verdorben werde, und mit Anstand — falle; da mögen auch Mädchen Romane lesen. Das ist aber bei uns, Gottlob! der Fall nicht. Und ist denn, was für viele Menschenklassen gut ist, für alle gut? Der Mann verliert dadurch nichts an seinem Werthe, daß er Taback raucht. Sollen desfalls junge Mädchen ihren lieblichen Athem verpesten, und Trotz Kräuterweibern schmauchen? Was bei Staatsmännern Klugheit heißt, heißt das bei uns nicht anders? Ich trinke mein Glas Wein bei der Mahlzeit, sollen meine Mädchen mir Bescheid thun? Würdest du deine Töchter in Wochenstuben herumführen, sie Dinge hören lassen, worüber du mit

andern verheiratheten Frauen unbedenklich sprichst?

E. Das sagst du doch mir nicht, Wilhelm? Du weißt ja wie oft ich die Unbesonnenheit der guten Barbe getadelt, welche Sachen, die kaum eine Ehefrau der andern ins Ohr zu raunen sich getrauet, in Gegenwart ihrer 15jährigen Tochter ohne alle Vergoldung spricht. Nein, darin stimm ich dir völlig bei, die Imagination des Mädchens muß so rein bleiben, als ihre Sitten; und darum muß sie nicht reden hören, woran sie im einsamen Kämmerchen klauben und ihrer Einbildungskraft Bilder vorbeiführen kan, die Sinne und Blut erhitzen.

W. Wie ein Psycholog gesprochen — und dennoch soll sie Romane lesen?

E. Unter Romanen und Romanen ist, meines Bedünkens, ein sehr grosser Unterschied. Giebt es nicht einige, in welchen die Gefahren und Verführungen, denen unser Geschlecht ausgesetzt ist, so anschaulich, und dabei so schrecklich, dargestellt werden, daß sie daraus lernen können, ihnen zu widerstehen? Leichter — sagt ja schon das Sprichwort — komt Niemand in der Gefahr um, als wer sie nicht kennet. Giebt es nicht andere, in welchen die größten, schönsten, vollkommensten Charaktere geschildert werden, die ihnen zum Muster dienen, und bei der Wahl ihrer Freunde und Freundinnen sie leiten können? Nicht wieder andere, die das Gefühl erhöhen, dem Herzen eine gewisse Wärme mittheilen, und in die Seele eine sanfte, melancholische Stimmung bringen, die für das Interesse der Tugend, und Theilnahme an fremden Leiden von so hohem Werthe ist?

W. Sophistin! — Aber, in der That, ich solte von dir, und nicht du von mir lernen. Denn da hast du die Dichtungsgattung, Roman genannt, so Kunstgerecht in ihre natürlichen drei Unterabtheilungen gebracht, daß ich nichts hinzuzusetzen weiß. Auch ich denke mir nur drei Romangattungen. Sie stellen nemlich entweder Welt und Menschen dar, **wie sie sind**, oder, **wie sie seyn solten**, oder, **wie ein Schwärmer sie sich träumet**. Erstere würde ich die **Fieldingsche**, die zwote die **Richardsonsche**, die letztere aber die **Siegwartsche** Manier nennen. Diejenigen, die von allen diesen Manieren etwas haben, übergehe ich, weil sie das alles zugleich trift, was von jeder besonders zu sagen ist. Und diejenigen, die zu keiner von diesen Gattungen gehören, übergehe ich gleichfalls, weil sie nicht verdienen, erwähnet zu werden a). Wenn ich dir nun von jeder Gattung insbesondere zeige, daß

a) Die logische Vollständigkeit dieser Eintheilung des Romans, als Gedicht betrachtet, wird gar nicht behauptet. Hier war nur nöthig, die Gattungen in so fern von einander zu unterscheiden, als sie mindern oder mehrern Einfluß auf

sie jungen Mädchen, wo nicht gleich schädlich, doch alle schädlich sind; so bin ich doch, weil ich den Carl von Burgheim ins Kamin warf, in deinen Augen kein Mordbrenner mehr?

E. Das wirst du in Ewigkeit nicht können.

W. Wollen's versuchen. Ich weiß zwar, daß ich eine warme Widersacherin an dir haben werde. Ich weiß, daß von jeher Romane deine Lieblingslektüre waren — Ich wolte — sie wären's nicht gewesen —

E. (Sich an ihn schmiegend) Wilhelm — bin ich denn so verdorben?

W. Ich wolte, sie wären's nicht gewesen —

E. Bin ich denn so ganz verdorben, Wilhelm?

W. — Emma — einer der Hauptnachtheile des Romans ist, daß er gewöhnlich da schließt, wo die wahre Existenz des Weibes sich erhebt — bei der Hochzeit. Wo sich der Knoten des Romans entwickelt, da schürzt sich der Knoten des gemeinen Lebens erst. „Und mit jedem Tage ihres glücklichen Lebens, wuchs noch ihre Liebe." Das, oder ein ähnlicher Gemeinplatz, ist es gemeiniglich alles, was der Dichter, wenn der das Heldenpaar, binnen wenigen Jahren, durch viele Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande, und manches bestandene Abentheuer, die einander sich jagen, an den Traualtar geführt hat, von dem langen, langen Zeitraume sagt, da sie Kinder zeugen, erziehen, und die Mühseligkeiten des Lebens sich ertragen helfen. Die Leserin, welche von dem, was sie hinter:

E n d e

erwartet, sich ein Bild nach demjenigen erschwärmet, was sie vor:

E n d e

gelesen hat, wähnt nun, wenn nach geschlossenem Romane ihr wirkliches Leben sich anhebt, in interessanten Abwechselungen, und harten Abstufungen an der Hand ihres Gatten bald über Rosen und Veilchen zu wallen, bald an schrofen Abgründen sich durch Dorne zu zwängen. Natürlich betrügt sie sich in dem einen, wie dem andern, und nun scheint das Einfache, das Alltägliche des Ehestands ihr langweilig und kalt, nun fängt Hymens Fackel nach und nach an das Ansehn einer Thranlampe zu gewinnen, und nun entstehen Forderungen, die kein Mann befriedigen kan, die der Schöpfer, wenn er nicht Wunder thun will, nicht befriedigen kan. Eine

alle

auf die Sitten haben; oder vielmehr nur die drei verschiedenen im Romane, als Lesebuch betrachtet, vorkommenden Darstellungsarten zu separiren, wenn gleich nicht ein Roman anzutreffen seyn wird, der ausschließlich und rein zu einer der hier gemachten Klassen, wird gezählt werden können. In einem Lehrbuche würde Wilhelm's oder vielmehr Emma's Division nicht Stich halten. In einem Familiengespräche wohl. d. V.

allgewaltige Herzerschütterung soll noch immer die andere drängen, überschwengliche Wonne mit namenlosem Schmerze abwechseln, damit das an haut gout gewöhnte Herzgen nicht Langeweile habe. Gleich als ob von dem guten Amor zu erwarten wäre, daß er unter allen endlichen Wesen das einzige sey, das nie älterte, soll die Liebe des Mannes, wenn sie zu Jahren komt, noch alle das leidenschaftliche, selbst all das tändelnde behalten, was sie in ihrer ersten Kindheit hatte, weil die Frau keine andere, als Roman-Heldenliebe kennt, die nie ältert, oder deren älter werden man wenigstens nicht gewahr wird, weil das Ende des Buchs, und der Vorhang des Brautbets, alles was jenseits der Trauung liegt, verschleiert.

E. Gut, daß wir darauf kommen. Meinst du, ich hätte es dir schon vergessen, daß du mir neulich, als ich dir ganz freundlich den Abstand deines itzigen Betragens von dem vor 10 Jahren vorhielt, die **Briefe einer alten Ehefrau an eine junge Empfindsame** zu lesen gabst?

W. (lächelnd) Schlimm genug, daß sie nicht mehr gefruchtet haben.

E. Du magst sagen und mir zu lesen geben, was du wilst; leugnen kanst du nicht, daß du gar nicht mehr derselbe bist. Kanst du nicht halbe Tage zubringen, ohne mir ein Mäulchen zu geben, ohne mir ein kosendes Wort zu sagen? Sitzest du nicht Stunden bei mir im Zimmer, als ob du allein wärest, ohne eine Sylbe zu reden? Alles kan ich ertragen, Wilhelm, nur nicht launen, und . . .

W. Ehe du weiter gehest, muß ich dir eine Frage thun. Einzutheilen verstehst du; laß sehn, ob du auch beschreiben kanst. Weißt du auch, was Launen ist?

E. Was soll ich das lang beschreiben? Man darf nur manchen Tag die Ehre deiner Gesellschaft genießen, um eine sehr anschauliche Beschreibung davon lebhaft vor Augen zu sehn.

W. Launen, Schmollen, oder was man im gemeinen Leben auch Mäulen nennt, thut nach meiner Philosophie nur der, der **ohne Ursach und Veranlassung** blos aus übler Humeur, oder weil das Verdauungsgeschäft nicht recht von Statten geht, das Maul hängen läßt, entweder gar nichts, oder jedem was unangenehmes sagt, mürrisch ist, weil er mürrisch ist, nichts recht findet, ohne zu wissen warum. Sonst kan Jemand in acht Tagen kein Wort reden, ohne desfalls weder zu launen, noch zu mäulen.

E. Das müßte doch wunderbar zugehn.

W. Das Charakteristische und Unterscheidende des Launens ist also, daß es ohne Ursach und Veranlassung geschehe, und blos in der Humeur (**der Laune**) des Launenden, seinen Grund habe. Davon hat es ja auch den Namen. Nicht jeder also launt, der sich in sich selbst zusammenwickelt, und schweigt. Wer dieses thut, weil ihm oder andern Unrecht widerfährt, weil er Unrecht sieht, das er nicht hem-

men kan, oder zu hemmen schon oft sich fruchtlos bemüht hat, weil ein verwickeltes Geschäft, ein Plan, dem er nachdenkt, alle seine Seelenkräfte in Spannung hält, weil ihm oder andern ein Unfall begegnet, der ihn innig kränkt, an dem er käuet und wiederkäuet – der launt gewiß nicht. Ich würde den hassen, der dann heiter seyn könte. Wie denn überhaupt diejenigen, die immer gleich heiter sind, und (wie der gewöhnliche Ausdruck lautet) durchaus nicht mit Launen fechten, entweder im höchsten Grade leichtsinnig, oder falsch seyn müssen; die Launenfechter aber oft die besten Menschen sind. Ich nehme die aus, bei denen auf Menschenhaß sich gründende Laune, Regel und wahrer Charakter, Heiterkeit hingegen Ausnahme und Verstellung ist.

E. Auf die Weise mögte man das Wort nur ganz aus der Sprache ausmerzen. Der taciturne Hermann, über den alle seine Bekante, ja seine eigene Frau, so laut klagen, launt also auch wohl nicht?

W. Ich habe ihn nie launen gesehn. Seine Frau ist nun einmal die Meistpräsendirende ihres Geschlechts. Innig durchdrungen von der feinsten Quintessenz der schwärmerischen Romane, hoher Gefühle voll, an Aufmerksamkeit und Nachgiebigkeit von allen Seiten in der Romanen- und würklichen Welt gewöhnet, einen hohen Werth auf sich setzend, wider den Schöpfer zu murren fähig, wenn nicht jede Grille, die ihr durch den Kopf fährt, mit Gedankenschnelligkeit erfüllt wird, und fest überzeugt von der grossen Wahrheit, daß, so wie die Heldin im Romane die erste Rolle, gegen welche alle übrigen im Schatten stehn, spielet, also auch die Frau im Hause die Hauptperson, und alle übrigen Hausgenossen nur zu ihrer Bedienung, und ihrem Zeitvertreibe da seyen . . .

E. Nun, das will ich denn nachgeben. Weil ihr Männer euch einmal in den Besitz der ersten Rolle gesetzt habt, und wähnt, daß nicht ihr zu unserm, sondern wir zu eurem Zeitvertreibe existiren; so mag immerhin die Hermann vielleicht zu viel fordern. Aber die ganze übrige Welt — ?

W. — verkennet Hermannen unleugbar. Es ist wahr, daß seine Unredseligkeit b) oft ins Uebertriebene fällt, daß er dadurch Vielen unbegreiflich,

b) Immer besser noch als eine catalepsis garrula sive loquax. Man ist doch vor Ohnmachten sicher, die mich jederzeit anwandelt, wenn ich einem an der catalepsi Laborirenden zur Zeit des Paroxismus ausdauren muß, zumal wenn er langsam spricht, und kein Stuhl in der Nähe ist, um mich zu setzen. Es giebt Leute, die von ganz gleichgültigen Dingen mit dem kältesten Blute plaudern können, wenn alles bei ihnen kocht und brauset zum Uebersieden, die, wenn sie alles lieber thäten, als reden, nicht aufhören zu reden, um sich nicht durchschauen zu lassen, wider die Lebensart anzustoßen oder einen Gönner nicht zu beleidigen. Es giebt andere, die nicht anderst sprechen können, als wenn sie

was

lich, und noch mehrern lästig wird, aber in der Ursache derselben, irren sie sich alle. Nur wer, wie ich, ihn von der Wiege her kante, und lange Jahre sein Busenfreund war, kan ihr auf die Spur kommen. Mit der Muttermilch scheint er eine gewisse auf Mißtrauen in sich selbst sich gründende Blödigkeit eingesogen zu haben, die immer unüberwindlich war, und ihm noch anklebt. In seinen jüngern Jahren ging sie aufs äußerste und berührte sehr oft die Grenzen des Lächerlichen. Durch eine im Umlaufe erhaltene Rundung und eigenes Bestreben hat jener Naturfehler diesen lächerlichen Anstrich ziemlich verloren, dafür aber einen weit verhaßtern bekommen. Die Hermannen nicht kennen, glauben ihn stolz, und die ihn anfeinden, mögten ihn gern für tückisch ausgeben. Jene denken, entweder müsse die Gesellschaft, in welcher er schweigt, oder die Sachen, wovon geredt wird, ihm nicht der Mühe werth scheinen, sich darin zu mischen. Und diese mögten ihn gern für einen Aufpasser verkaufen, der nicht redet, um desto besser zu hören, und das Gehörte zu mißbrauchen. Allein, wie würde das erstere sich damit reimen, daß er gerade in der Nähe der Großen am wenigsten redet, und das letztere mit seiner allbekanten ins Unbesonnene fallenden Freimüthigkeit im Zirkel derjenigen, die er für seine Freunde hält, mit seinem Herzen, welches eins von den äußerst wenigen ist, für welche

was zu sagen haben, oder ein innerer Drang sie dazu treibt. Und obgleich diese oft auch dann nicht reden können, wenn sie reden solten und müßten, so sind sie mir im Grunde doch noch lieber, als jene. Es giebt Leute, die so concentrirt erzählen, daß sie manchen Hauptumstand, manches, das zur Sache gehört, und der Zuhörer nicht weiß, auslassen, weil sie es wissen, die aus Furcht, weitschweifig zu seyn, unverständlich werden. Zu Gesandschaften sind die nun freilich eben so wenig zu gebrauchen, als zum mündlichen Vortrage in Collegien. Ob sie aber nicht weniger lästig seyn, als solche, die auch unwichtige Thatsachen nie anderst, als mit genauer Bemerkung der Jahrzahl, Tag und Stunde, mit allem, was lang vorherging, und spät nachher folgte, in Begleitung aller erinnerlichen Pararellanekdötgen, erzählen, das ist eine andere Frage. Wie manchmal ist da der Zuhörer, der eine für ihn wichtige Nachricht erwartet, auf glühenden Kohlen, bis die Vorrede vorbei ist? Wie manche Unruhe könte ihm erspart werden, wenn das Wesentliche in sechs Worten wenigstens vorherginge? Wenn aber gar der unbarmherzige Erzähler seinem Freunde etwa zustoßt: „ich habe ihnen nachher was zu sagen" und ihn dann in Ungewißheit läßt, wenn diesen nun manche Stunde der Gedanke beunruhiget hat: „was das wohl seyn mögte?" und er dann am Ende erfährt, daß sein Freund mit nicht mehrern Worten, als er zu jener Ankündigung gebraucht hat, auch das Wesentliche der Sache ihm hätte zustoßen können, wenn er keinen andern Grund sieht, warum er in Ungewißheit gelassen sey, als weil Zeit und Ort nicht gestatteten, das ganze factum solito more zu detailliren; muß er da seine Unruhe nicht auf seines Freundes Rechnung schreiben? d. V.

che ich mit meinem Leben bürgte, für welches alle, die ihn kennen, sich verbürgen müssen? Nein, Emma, ich stehe dafür, bald jene mit den Jahren oberflächlichen Beobachtern, unkentlich gewordene, angeborne Blödigkeit c), bald Faulheit, bald der temporelle Abgang an Ideen, die er der Mühe werth hielte, gesagt zu werden, bald aber auch ein eben so unüberwindlicher Hang zur Schwermuth, oder Gram über Unrecht, das er erduldet, oder sieht, oder endlich ein Gedanke, der ihn spannt, und an dem er nagt — sind die einzigen Ursachen seines Schweigens. Nennst du das launen?

E. Meinetwegen. Du kennst ihn besser, als ich. . .

W. Wenn denn aber das Weib, ihres Berufs uneingedenk, nicht die mißmüthige Stimmung des Mannes in eine frölichere umzustimmen versucht, vielmehr, höchst formalisirt, daß er sie so schlecht amüsire, darüber, daß er einem andern Gefühle, einem andern Gedanken, als dem, sie zu unterhalten, ihr zu liebkosen, und jeden ihrer Wünsche auszuspähen, Raum geben könne, äußerst estomakirt — gegen ihn an schmollt, und die Mühseligkeiten dieses Lebens, statt sie zu erleichtern, ihm erschwert . . .

E. Dann hat sie Unrecht. Aber laß das gut seyn (schmeichelhaft) — Wilhelm — meine Frage läßt du auch lang unbeantwortet —

W. Bist auch wohl formalisirt? — Weib meiner Seele (ihre Hand ergreifend) nein, verdorben bist du nicht. Aber dank es der starken Dosis gesunder Vernunft, die dir der Schöpfer gab, dank es — ja dank es deinem Manne, daß du es nicht bist. Und dennoch, hättest du nicht so viele Romane gelesen, ich würde nie nöthig gehabt haben, dir die Briefe einer alten Ehefrau zur niederschlagenden Arznei vorzuschlagen, ich würde nicht heute, mich so aus dem Athem zu reden, nöthig gehabt haben.

c) Einer ähnlichen Blödigkeit klagt sich auch Weickard in seiner Biographie an. d. V.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anekdote.

In einem Hörsale, wo auf lateinisch disputirt wurde, stund ein Bauer, und hörte sehr aufmerksam zu. Man fragte, was er hier wolte, da er kein Latein verstünde? Er antwortete: — Ich wolte gerne wissen, wer von den beiden Herren Recht oder Unrecht hätte, und dies kan ich leicht sehen; denn derjenige, der am ersten böse wird, hat gewiß Unrecht.

Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 12ten Junius 1789.

Familiengespräch.

(Fortsetzung.)

Emma. Wohlan denn, überzeuge mich; und ich verspreche dir, mein Unrecht zu gestehen. Vergiß aber nicht, daß deine peinliche Anklage wider meine Lieblingslektüre, wie du sie nennst, drei Punkte befaßt, und daß du von drei ganz verschiedenen Gattungen Beweise zu führen hast, wovon ich dir keinen einzigen schenken werde.

Wilhelm. Du meinst also, aus Romanen, welche Welt und Menschen so darstellen, wie sie sind, würden junge Mädchen die Gefahren der Verführung kennen, und eben dadurch ihnen desto besser ausweichen, oder widerstehen lernen. Wenn die Methode gut wäre, so würde es auch dienlich seyn, Mädchen in Bier- und noch schlechtern Häusern herumzuführen, weil das Anschauen der Wirklichkeit doch nothwendig noch mehr Eindruck machen muß, als das Lesen der Darstellung. Nein, Emma, die in dringende Gefahr gerathene Romanheldin mag erliegen, oder siegen, so wird in beiden Fällen die gute Wirkung, die du dir davon versprichst, gleich gewiß ausbleiben, hingegen der nachtheilige Eindruck desto gewisser eintreten. Wie mancher Wollüstling kam nicht eher zu seinem gottlosen Zwecke, bis er die Imagination seines Schlachtopfers durch solche Lektüre erhitzt hatte! Ein Romandichter selbst erzählt uns, wie ein Verführer ein Mädchen, vornemlich durch **Meisners Alcibiades** besiegt habe a). Entweder wird die Gefahr schlecht dargestellt; dann kan man von

a) **Der allerneueste Roman, oder die Frau ohne Vorurtheil.** Wo ist der, zumal gute, Roman, dem man mit dem nemlichen Rechte den nemlichen Vorwurf nicht hätte machen können? Wen schaudert nicht, wenn er in einem allgelesenen Romane **Hermanns** Conferenzen mit **Dignali** und **Laireſſe**, in einem Buche, das man auf der Toilette keiner einzigen Lesedame vermisset, den **wohlgenützten Hammel** findet? Wie diese Bücher heissen, mag ich nicht sa-

von einem schlechten Gemälde gar keine Wirkung erwarten. Oder sie wird treffend, gut, anschaulich, von Meisterhand gezeichnet, wie wir davon so viele Beispiele haben; dann sey Gott dem Mädchen gnädig, die daraus Tugend lernen soll. Die Lehre, die sie daraus ziehen solte, wird stets die Kälte behalten, die jede Lehre hat, und leicht verwischbar bleiben. Allein, die Bilder, die verführerischen, mit allen Zauberreizen der Dichtkunst ausgeschmückten Bilder, werden mit Feuerzügen sich ihrer Einbildung einätzen, ihre Sinne empören, ihr Blut erhitzen; und in solcher Stimmung wird dann ein Verführer, statt das Mädchen mit den Waffen der Erfahrung wider eine ihr bekante Gefahr ausgerüstet, zu treffen, schon unendlich viel für sich geschehen, und den höchsten Grad der Empfänglichkeit für seine Lehren finden.

So gewiß eine Mutter ihr Kind der dringenden wirklichen Gefahr, verführt zu werden, selbst mit Vorsatz nicht aussetzen, den besorglichen Verführer nicht aufnehmen, ihm Gelegenheit und Bequemlichkeit, zu seinem Zwecke zu gelangen, nicht selbst verschaffen wird — damit die Tochter die Gefahr kennen und besiegen lerne; — eben so gewiß soll sie ihr aus dem nemlichen Grunde nicht Lektüren verstatten, woraus sie freilich auch die Gefahr kennen lernt, dagegen aber mit Ideen vertrauet wird, die dem künftigen Verführer den Weg ebnen, und gleichsam in die Hände arbeiten.

Und wozu sollen denn unsere Mädchen Gefahren kennen lernen, in welche sie nie gerathen sollen, schwerlich gerathen werden? Wie selten komt ein Mädchen von dem Stande, den man vor Lesen zu warnen gebraucht, in Gefahren der Art, wenn sie nicht ganz und gar verwahrloset wird! Aufwachsend unter den wachsamen Augen ihrer Mutter, die sie so wenig, wie ihr Schatten, verläßt b), unzertrennlich

gen, damit das unschuldige Mädchen, das etwa das Glück hat, es nicht zu wissen, es durch mich nicht erfahre. Und der herrliche Emmerich, der wohl so viel gute und nützliche Lehren für Jünglinge und Mädchen enthält, als irgend ein Buch in der Welt, hat der nicht Scenen im Buschkathen, die nicht so lehrreich sind? Allein, vor den Produkten des biedern Müllers gebraucht man die weibliche Lesewelt nicht zu warnen. Manche, die alles, was sentimentalisch ist, verschluckt hat, kennt weder Siegfrieds noch der Waldheime Namen, überhüpft ganze Bogen des Emmerichs, und wirft endlich das Buch weg voll Unmuths und Reue, sich durch 6 Theile eines Romans hindurch gearbeitet zu haben, dessen Held auch nicht ein einziges armes mal verliebt wird, und die Erwartung, die sie hie und da geschöpft hat, daß er es werden würde, schändlich täuscht. Der Pinsel!

b) Dies kan, meines Erachtens, jede Mutter; zwar nicht buchstäblich, aber sie kan Veranstaltungen treffen, daß zumal in den Gefahrjahren, die sehr früh anfangen, ihre Tochter in den geringen Zwischenzeiten, da sie nicht unter ihrer unmit-

lich von ihrer Seite, wie solte sie da grober Verführung ausgesetzt seyn können, wenn die Mutter jede besorgliche Gefahr in der weitesten Entfernung spüret, jedes drohende Verständniß in der Geburt erstücket, jeden Keim strafbarer Neigung ausreißt, ehe er sich bewurzelt, es für die heiligste ihrer Pflichten hält, das Herz und die Sitten ihrer Tochter zu bewachen, und diese — keine Romane gelesen hat? —

E. Allein, alle Mütter sind nicht Mütter, wie sie seyn solten. Außerdem können, die Dürftigkeit, der frühzeitige Verlust der Aeltern u. d. m. das Mädchen, ehe es gebildet worden, der mütterlichen Aufsicht entrükken. Wie wird es dann werden, wenn sie ohne Rath, als ihren eigenen, ohne Beistand, als sich selbst, sich ganz allein überlassen, Fallstrikken ausweichen soll, wovon ihr nicht ahndet? Wird sie nicht dem ersten besten Verführer in die Hände fallen und zu Grunde gehen? Was wird vor Ränken sie sichern, wovon sie keinen Begrif hat? Wie soll sie Gefahren entgehen, die sie nicht kennt?

W. Auch dann, liebe Emma, wird es ihr vortheilhafter seyn, wenn sie den Namen: Roman nie gehört hat, als wenn sie alle, die je geschrieben worden, auswendig wüßte. Furchtsamkeit ist von Unschuld und Unerfahrenheit unzertrennlich. Sie wird zittern vor dem Worte, wenn die Romanleserin vor der That nicht erröthete. Kan diese vor einer Zumuthung, mit der sie durch lange fortgesetzte Lektüre vertrauet geworden ist, so zurückschrecken, als jene, der sie durchaus unerhört und neu ist? Versuchte Soldaten werden vielleicht der Gefahr besser trotzen, als unversuchte, aber nicht versuchte Mädchen. Und wie kan ich die anders nennen, die, wenn sie auch in der wirklichen Welt nicht versucht seyn solten, doch aus Romanen Angrif und Gegenwehr, Kriegsliſt und Gegenliſt so genau kennen, als ob sie schon manchen Feldzug mit gemacht hätten? Der heilsame Schauder, den bei dem unbelesenen Mäd-

 chen

unmittelbaren Aufsicht ist, eben so gut bewahrt sey, als wenn dies wäre. Sie kan wenigstens sie nie aus dem Auge verlieren, und das wird, wenn jeder gegründete oder ungegründete Argwohn scharf untersucht, jedes auch nur anscheinende Verständniß getrennet wird, ehe man es zu zerreissen gebraucht, hinreichen. Nicht in der Unmöglichkeit also, sondern darin liegt oft der Fehler, daß Aeltern ein zu blindes Vertrauen in das gute Herz ihrer Kinder setzen, die guten Kinder durch Mißtrauen, oder Entziehung des, was gefährlich seyn könte, zu kränken befürchten, nie Gefahr ahnden, und von keiner wissen wollen, bis es zu spät ist, und vielleicht die sechste Verirrung des Kindes, bis sie luce meridiana clarius erwiesen worden, hartnäckig bezweifeln, wenn fünf vorhergegangene sie von ihrem Scepticismus hätten heilen sollen. Als ob nicht, was man gute Herzen nennt, am leichtesten zu verführen wären, und sich am häufigsten verirrten? d. V.

chen allein schon die Neuheit des ersten Angrifs erregen wird, ist für das belesene verloren. Hat diese ihn auch bei ihrer ersten Lektüre empfunden, so ist er doch, durch die unendlich vielen folgenden geschwächt, zuletzt erloschen. Sie kan nicht mehr vor Ideen und Gegenständen zurückbeben und staunen, mit denen sie familiarisirt ist, und hat daher vor dem unschuldigen Mädchen schon einen mächtigen Schritt zum Verderben voraus gethan. Denn wie sehr Gewohnheit und eine gewisse Routine der heilsamen Fähigkeit zu erröthen schaden, beweisen die vornehmen Portugieserinnen, welche aus ihren Logen einem Fofa c), und die Spanierinnen, welche einem Fandango so unbefangen und geruhig zusehen können, als unsere Damen dem züchtigsten Schauspiele.

Gänzliche Unerfahrenheit ist, man sage, was man wolle, das beste Präservativ vor Verführung. Mit hundert Beispielen wolte ich es dir erweisen, wie viel das ganz unwissende Mädchen, dessen Herz und Imagination vor jedem Buche, vor jedem Worte, wodurch es erfahrner hätte werden können, von den vorsichtigen Aeltern sorgsam bewahrt ist, vor dem Klügern voraus hat, dessen Herz und Sinne der Verführer durch anhaltendes Romanlesen, und einsames, nächtliches Wiederkäuen des Gelesenen zermalmt, und schon halb besiegt findet, ehe er noch den ersten Angrif gethan. Das Widerstreben und Kämpfen, das jene bei wirklich eintretender Gefahr mit neuen, unabgenutzten Kräften thut, hat diese schon im einsamen Kämmerchen bei oder nach dem Lesen gethan. Ihre Kraft ist dadurch meist erschöpft, und wie oft sieht man von ihrer ringenden Tugend nichts weiter mehr, als das letzte Aufglimmen eines erlöschenden Lichtes.

E. Wilhelm — Wilhelm — ich denke — ich finde manches von dem, was du da sagst, so ganz ungegründet nicht, und ich sorge, ich werde, wenn du dich aus den beiden übrigen Punkten, wie aus diesem, herauswickelst, das über den armen Burgheim (sieht seitwärts seufzend nach dem Camine) vollzogene hochnothpeinliche Halsgericht so sehr nicht mehr verargen.

W. Meinst du? Nun denn, wollen's Eisen denn schmieden, weil es warm ist. — Es giebt Romane, deren Helden und Heldinnen uns als leibhafte Tugendbilder nicht nur ohne Fehl, sondern ohne alle Schwachheit, als die personificirte Tugend selbst, geschildert werden. Von diesen habe ich dir nicht viel zu sagen. Sie zerfließen gewöhnlich in die erste, oder in die letzte Gattung, oder in beide, mithin treffen sie die Vorwürfe, die diesen beiden Manieren zu machen sind, zugleich mit. Ich will nur das, was

c) Eine Art eines im höchsten Grade unanständigen und schlüpfrigen theatralischen Tanzes, den Dalrymple ins B... verweiset. d. V.

was dieſe Gattung Eigenthümliches hat, und — weil du anfängſt zu gähnen —

E. (Gähnend) Nicht doch, Wilhelm —

W. — nur mit ein Paar Worten berühren. Als Gedicht kan die Manier vor Meiſter und Geſellen nicht beſtehen, weil es ihr an poetiſcher Wahrheit fehlt. Vollkommenheit iſt nicht eine Eigenſchaft endlicher Weſen. Tugend ohne Fleck giebt es ſo wenig, als Licht ohne Schatten. **Grandiſons, Clariſſens** und **Pamelens** Charaktere ſind nach der Natur offenbar verzeichnet. Eben ſo geht es mit den ſchwarzen Seelen, die jenen edlen, damit ſie deſto härter abſtechen, durch einen gewöhnlichen Dichtergrif an die Seite geſetzt werden. Einen **Lovelace** giebt es in der Natur nicht d) — wenigſtens habe ich das vor kurzem noch geglaubt.

E. Was kümmert uns das? Wenn ſie nur Liebe zur Tugend, Abſcheu vor dem Laſter erregen.

W. Eben die Abſicht wird durch die Uebertreibung auf beiden Seiten verfehlt. Stecke dem nach Vollkommenheit Ringenden ein Ziel, das er erreichen kan, und er wird auslaufen. Wird er es aber auch alsdann thun, wenn das Ziel ſchon nach dem Augenmaaße ganz und gar unerreichbar iſt? Mäßige Vertiefungen wird er zu überſchreiten wagen, vor unabſehligen Klüften muthlos ſtehen bleiben. Hügel und zugängliche Berge wird er zu erſteigen ſuchen, aber lieber im Schlamme liegen, als ſchroſe, unerſteigliche Klippen, mit der gewiſſen Ueberzeugung zu ſtürzen, hinanklimmen. Eben ſo wird den mit menſchlichen Schwachheiten, wie wir armen Sünder alle, behafteten Tugendcandidaten die unerreichbare Vollkommenheit der Muſter abſchrecken e). Innig, vielleicht nach manchem fruchtloſen Verſuche innig überzeugt, daß ſeine Kräfte, ein **Carl** zu werden, nicht hinreichen, wird er überhaupt an ſeinen Kräften verzweifeln. Die idealiſche Tugend, die man ihm vorſtellt, zu erreichen, fühlt er ſich ganz und gar unfähig, und nun wird er auch die wirkliche Tugend für etwas halten, wozu kein Menſch in der Welt, wenigſtens gewiß er nicht, gelangen kan, mithin ſich um das, was über ſeiner Sphäre liegt, nicht

d) Auch keinen **Rader** — wenn es mir erlaubt iſt, die Mißgeburt eines Knaben der Geburt eines Mannes an die Seite zu ſetzen. „Wenn es ja" — ſagt ein „Rezenſent des Woldo — welches wir zur Ehre der Menſchheit bezweifeln, „einen Rader giebt, ſo iſt es eine ſehr verwerfliche Mühe, ihn aufzuſtellen; „und giebt es keinen, ſo empfiehlt ſich ein Schriftſteller nicht eben von der beſten Seite, der ſein Behagen daran findet, dergleichen Ungeheuer auszubrüten." d. V.

e) Wenn aber ein ſolches Tugendbild zu Falle komt, wird dann der Leſer mit dem Chärea nicht ſagen: Ego homuncio hoc non facerem? ego vero illud faciam ac lubens. d. V.

sehr bekümmern. Die übertriebene Schwärze der zum Schatten dienenden Charaktere, wird machen, daß er geringere Vergehungen nicht sehr ahndet, und in manchen Fällen wird er sich ganz entschuldigt fühlen, wenn er bedenkt, daß er noch immer ein Engel gegen Lovelace sey. Ich bin auch jung gewesen, Emma, und habe verschlungen, was zu lesen war. Aber das wenige Gute, was an mir ist, danke ich nicht jenen Idealen chimärischer Vollkommenheit. Eher danke ich es den guten, aber schwachen Charakteren, bei welchen der Erdensohn, der Mensch ist, und dem nichts Menschliches fremd ist, sich den tröstlichen Ausruf erlauben darf: anch' io son pittore!

E. Eben so soll es denn wohl auch den jungen Leserinnen mit der Pamela gehen. Hier werde ich dir so viel nicht in den Weg legen; denn auch ich finde diese Art Romane wenigstens langweilig.

W. Und die herrliche Wirkung, die sie im Allgemeinen gemacht haben, besteht darin, daß die Namen ihrer Helden und Heldinnen, gewiß nicht zum Vortheile der Tugend, fast zu Spottnamen geworden sind.

E. Nun kömt also die Reihe — ich will es nur gestehen — an meine Lieblingsromane, die du, ungerechter Richter, mit dem Namen der Siegwartschen Manier hast brandmarken wollen. Nein, es giebt deren viele, die die Benennung nicht verdienen, die eine so wohlthätige Wärme, eine zwar etwas schwärmerische, aber so süß melancholische Stimmung in die Seele bringen, so liebevoll, so gutthätig, so theilnehmend machen, alle Kräfte der Seele in hohes, sanftes Gefühl für alles, was gut und schön ist, so auflösen — Hier sollst und mußt du scheitern. Hier erwarte ich dich.

W. Und hier wirst du mich finden. Unleugbar ist diese ohne Vergleich die gefährlichste unter allen Romangattungen. Hier ist alles verkehrt, mithin nicht wie es ist, auch nicht wie es seyn solte, sondern so, daß, wenn es so wäre, schon längst auf unserm Erdenrunde das Unterste zu oben, und alles durch einander geseufzt seyn würde. Hier ist alles verstellt, und verkrüppelt, und verkrümmet, keine Mannheit und keine Weibheit, kein Saft und keine Kraft, lauter Herzen von Butter, und Gehirne von Stippmilch, gekäutpapierne Männchen und pomadene Weibchen...

E. Verläumdung, eitel Verläumdung! Wo findet man mehr ausdauernde Beharrlichkeit, feste Anhänglichkeit?..

W. Das ist eben das Unglück. Solche und noch weit schönere Namen f) führen in deinen Romanen unbiegsamer Starrsinn, Widersetzlichkeit

f) „Die Liebe gleicht alle Stände aus. Lieber mit dem geliebten Gegenstande in einer Hütte, als mit jedem andern in einem Pallaste wohnen."

Die

keit gegen Aeltern, Vormünder und Erzieher, steifer Eigensinn von einem Gegenstande nicht lassen, der einmal aus Uebereilung ohne alle Prüfung gewählt ist. Muß nicht die Romanheldin selbst dann, wenn sie, wie von ihrem Daseyn, überzeugt ist, daß der Gegenstand ihrer Liebe diese gar nicht verdiene, von äußerst schlechter Denkart und Sitten sey, dennoch nicht ablassen? Muß sie nicht Vater und Mutter, Freunde und Verwandte, und alle, die sie lieben, lieber ins Grab sich härmen sehn, als ablassen? ihr und der Ihrigen zeitliches und ewiges Glück lieber verscherzen, als ablassen? Staunen erregende Wirkungen habe ich von diesen Grundsätzen im gemeinen Leben gesehn. Mädchen, die, statt einer sträflichen Neigung sich zu schämen, und, wenn sie ja sie nicht besiegen konten, wenigstens im Stillen zu leiden, damit groß thaten und prahlten; die ganze Welt dadurch zu interessiren glaubten, wodurch sie sich bei der ganzen Welt lächerlich und verächtlich machten; den Aeltern, welche sie über alles liebten, ohne Gewissensbiß und Reue, Gesundheit, Glück, Ruhe raubten, um ihrer Chimäre von Beständigkeit nicht ungetreu zu werden; statt begünstigte Nebenbuhlerinnen, wie das dem menschlichen Herzen so natürlich ist, zu hassen, sich an sie schmiegten, und sie gleichsam als ein Heiligthum betrachteten, weil der Liebling ihrer Seele sie berührt hatte; Mädchen, deren steife Anhänglichkeit auch alsdann noch dauerte, wenn Achtung, und selbst Liebe wirklich schon längst erloschen waren.

E. Aber warum soll denn jeder individuelle Charakterfehler, jede Verirrung eines überspannten Gehirns auf die Rechnung der daran vielleicht ganz unschuldigen Romane kommen?

W. Verirrungen, die der auch noch so gebrechlichen Menschennatur schnurgerade zuwider sind, müssen sonst woher, müssen von aussen kommen. Und woher können sie kommen, als daher, wo sie wirklich anzutreffen sind? Liebe ist das Centrum, um welches sich im Romane alles dreht. Alle That- und Spannkraft des Helden und der Heldin, sind nur dahin geleitet. Beständigkeit und Treue, Dulden und Ringen um des Geliebten willen, sind der ganze Inbegrif aller Romantugend. Wenn also ein verirrtes Mädchen den vernünftigen Vorstellungen des Vaters, den Thränen einer innig gekränkten Mutter nachzugeben auch wirklich im Begrif ist, und es fällt ihr dann aus irgend einem Romane ein, wie schön es sey, über Vorstellungen und Thränen zu siegen — so ist alles vereitelt. Wenn nach dem besten gefaßten Vorsatze sie auf eine Stelle stoßt, wo die Heldin einen ähnlichen Vorsatz als eine Untreue, als eine Sünde wieder Liebe und Gefühl bereuet, das Zureden der Ih-

Diese und ähnliche Grundsätze, wovon die Romane wimmeln, wie manche unglückliche Ehe haben die nicht gestiftet, wie manches arme Mädchen ins Verderben gestürzt?

Ihrigen als Versuche sie von dem schönen Wege der Beständigkeit, der Seelengröße, des Hochgefühls abzuleiten ansieht — so ist alles vereitelt. Romane also sind es, die sie zur Schwärmerin, zum Schlachtopfer ihrer Schwärmerei, zum pflichtvergessenen Kinde, zur Vater- und Muttermörderin machen. Sie ist durchaus nicht zu heilen, wenn nicht zuvor ihr Caminfeuer mit eben der brennbaren Materie unterhalten wird, als heut der unsrige.

Der Schluß folgt künftig.

Die Käsemilbe.

Die Vergrößerungsgläser entdecken uns eine Menge von Wundern, die dem bloßen Auge unbemerkt und unbekant bleiben.

Die Käsemilbe, die dem bloßen Auge als ein kleiner beweglicher Punkt, als ein unförmliches Dunstbläsgen vorkomt, enthält die Kunst eines ganzen Weltgebäudes, wenn man sie mit einem guten Vergrößerungsglase betrachtet. In diesem Raume, welcher der Spitze einer Nadel gleicht, lebt ein Thier mit acht wichtigen Füßen, dessen Leib mit ungeheuern Stacheln versehen ist. In diesem kleinen Räumchen sind alle Maschinen angebracht, welche zur Bewegung des Leibes, der Füße, des Mundes, zur Verdauung der Speisen, zum Umlaufe der Säfte, zu den Empfindungen, zum Sehen, und vielleicht zu allen fünf Sinnen nothwendig sind.

Wie klein müssen nicht alle diese Maschinen seyn, da das Thier selbst unsern Augen beinahe unmerklich ist?

Nimt man noch ein besseres Vergrößerungsglas, und betrachtet einen einzigen Fuß dieses Thiers, so findet man daran Gelenke, Klauen, Haare, kurz alles, was zu einem wohlgemachten Fuße einer Käsemilbe gehört.

Man hatte einmal eine Käsemilbe in ein Vergrößerungsglas eingeschlossen, und sie lebte in demselben sieben Monate, ohne daß ihr Jemand die geringste Nahrung gereicht hätte. Sie hatte beständig etwas zu schaffen, und wenn man sie ein wenig an die Sonne setzte, so machte sie tausend wunderliche Bewegungen. Endlich starb sie, und selbst ihre kleine Leiche gab einer neuen Kreatur das Leben. Einen Tag nach ihrem tödtlichen Hintritte, verwandelte sich ihre weiße Farbe in eine rothe. Dieses kleine Gerippe vertrocknete, wie der Balg eines Seidenwurms, und nach zwölf Tagen kam daraus eine Fliege zum Vorschein, die eben so groß war, als die Milbe, und nach zehn Tagen wieder verschied.

Die Allmacht Gottes ist an keinen Raum gebunden. Ein unsichtbarer Punkt ist für sie eine Wüstenei, die sie mit Geschöpfen erfüllet, welche die innersten Winkel der Natur anfüllen, und wo sich die Gottheit an Meisterstücken vergnügt, von welchen wir kaum mehr wissen, als, daß sie vorhanden sind.

Hannoverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 15ten Junius 1789.

Familiengespräch.

(Schluß.)

Emma. Harter Mann! Immer so an der Wunde gezerret, ehe du sie geheilet hast — denn ich versichere heilig, ich bin noch bei weitem nicht überzeugt. Was ich gesagt habe —

Wilhelm. Darauf will ich jetzt kommen. Du hältst die wohlthätige Wärme, und die süße Schwärmerei, die sie der Seele mittheilen, für sehr ersprieslich; und das wundert mich nicht, nachdem es Ton geworden ist, daß: kleine Schwärmerin! (welches eine Uneingeweihte für eine Verbalinjurie halten würde) eins der willkommensten Complimente sey, das eine von euch der andern, das euch ein süßer Herr machen kan. Aber Gott wird meine Caroline bewahren, daß sie keine kleine Schwärmerin werde. — „Zur Zufriedenheit, sagt Garve, so wie zur allgemeinen Geselligkeit, sind moralische Sinne von einer etwas stumpfern, gröbern Art nöthig" — Aufrichtig, Emma, wenn alle Kräfte der Mädchenseele in hohes, sanftes Gefühl für alles was gut und schön ist a), aufgelößt sind, wenn sie so liebevoll, so gutthätig, so theilnehmend, so wohlthätig warm, so süß melancholisch und schwärmerisch ist — kan dann derjenige, der sich in ihr Herz hineinzustehlen sucht, wohl eine günstigere Stimmung sich wünschen? Die in ein Gefühl in abstracto, womit sie nirgend hin, und wovon sie gar

a) Wie meisterhaft manche Romanleserin dies Gute und Schöne zu versinnlichen und zu personificiren wisse, erhellet daraus, daß wohl nicht leicht ein Romanheld, der ihr gefällt, seyn wird, dessen Figur sie nicht so genau zu zeichnen wüßte, als ob sie ihn gesehn hätte, wenn gleich der Dichter ihn gar nicht portraitirt hat. Sie weiß pünktlich, wie lang, oder wie kurz, wie dick, oder wie schmal er ist, was er für Haar, für Augen, und zumal was für ein Piedestal er hat. Dieses von ihrer Einbildungskraft geschaffene Bild nun, mit dem sie sich Abends niederlegt, und Morgens wieder aufsteht, ist das nicht eben so gefährlich, eben so schädlich, als ein geheimer Liebhaber? d. V.

gar keine Anwendung zu machen weiß, ganz aufgelößte arme Unschuldige, deren ganzes Wesen in einer ihr selbst unbewußten, dunkeln Sehnsucht nach praktischer Ausübung ihrer Theorie, in Drang und Schmachten besteht, die sich par maniere de parler jede Woche wenigstens zweimal den Tod wünscht, weil zu früh Empfindungen in ihr rege gemacht wurden, die, ihrer Lage und ihrer Verbindungen unangemessend, sie nur beunruhigen und quälen — wird die den ersten Gegenstand, der ihre unbestimmten und schwankenden Gefühle zu fixiren sich darbietet, nicht mit warmer Liebe umfassen? nicht den ersten, den sie zu interessiren, vielleicht nur wähnt, für ihren Burgheim halten, einen Roman spielen, ehe sie der Ruthe entwachsen ist, und so — hundert gegen eins zu wetten — einem versuchten Böswicht zum Opfer werden? — Emma, Emma, ein in Wallung gerathenes, durch langes Schmachten nach Liebe für jeden, den ersten den besten, Eindruck empfänglich gemachtes Herz ist unendlich gefährlicher, als empörte Sinne. Der letztern Betrug reicht nicht an des erstern. Zu geschweigen, daß eine Erhitzung, die nur auf die Sinne wirkt, vorübergehend und von kurzer Dauer ist, so kan dabei die goldne Schamhaftigkeit, welche die weise Natur diesem Triebe zum Kapzaum angelegt hat, und das damit verbundene Niedrige und Verächtliche lange zur hinreichenden Schutzwehr dienen. Komt aber die allgewaltige Liebe, kommen hohe Gefühle, komt Schwärmerei ins Spiel; dann kan nur ein Wunder die Schwärmerin retten. Alles bekomt dann einen Anstrich von Edlem, und die niedrigsten Handlungen die edelsten Namen. Sinnliche Ausschweifungen werden dann auf die Rechnung zu zärtlichen Gefühls geschrieben, und oft wähnt die nur noch ein schwaches liebendes Mädchen zu seyn, die wirklich schon eine Schamlose, eine Verbrecherin ist, und beruhigt sich am Ende wohl gar damit, daß ihre Sünde die verzeihlichste unter allen sey. Nein, Emma, unstreitig sicherer ist diejenige, die vor dem ihr fremden Worte: Liebe, zurückschreckt, als die, der dieses furchtbare Wort durch Lesen, Unterredungen und Nachdenken geläufig geworden ist.

E. Aber wodurch willst du denn Herz und Kopf deiner Töchter bilden, wenn sie die Meisterstücke der Kunst, die nur diesen Zweck haben, ganz entbehren sollen?

W. Emma, der vortreflichste unter allen Romanen ist unstreitig Rousseau's Heloise. Ich wüßte keinen, der, so wie der, rein von Empfindelei, voll ächten Gefühls und philosophischen Geistes wäre. Ich habe nichts dawider, daß meine Söhne ihn lesen, ich sehe ihn gern in meiner Frauen Händen, aber meine Töchter sollen ihn nicht kennen lernen — Dieser — sagt ein französischer Kunstrichter

ter b) — mit einer Flammenfeder geschriebene Roman, ist für die Sitten der gefährlichste unter allen. Ist das des größten Philosophen, des edelsten Mannes Meisterstück, was sind denn die Burgheime und die — und die — c) wo das Nachtheilige durch nichts ersetzt und aufgewogen wird? — Unseren Töchtern Kopf und Herz zu bilden, dafür sind — Du, Emma — ich — und die Bücher, die ich ihnen aussuchen werde.

E. Meinetwegen. So mögen denn deine Töchter aufwachsen, wie die steifen C.. die von nichts wissen, und in Gesellschaft so stumm sind, wie die Stühle, worauf sie sitzen. Sie mögen nähen und stricken . . .

W. Ja, stricken und nähen mögen sie, und den Haushalt verwahren, damit sie dereinst tüchtige Weiber und gute Mütter werden. Durch Romanlesen würden sie ohnehin daran allen Geschmack verlieren, denn eine emsige Romanleserin wird nie emsig in ihren Berufsgeschäften seyn. Das halte ich besser, als daß sie mit den jungen Z.. wetteifern, welche durch ihre Schwärmerei, und ihren romanhaften Schwung nur denjenigen ihrer Gespielen gefallen, die eben so thöricht sind, als sie, von der ganzen übrigen Welt aber verlacht werden. Ich will nicht, daß sie den Faden einer Intrigue so fein zu spinnen lernen, daß kein menschliches Auge ihn entdeckt. Ich will nicht, daß sie lernen, wie man am geschicktesten ein Briefchen zusteckt, oder sich zustecken läßt, wie man halbe Worte und Blicke versteht und verständlich macht, wie man . . .

E. (Reicht ihm die Hand) Nur nicht böse, Bester! — Es kostet so viel eine Lieblingsneigung aufzugeben —

W. Da steckts nicht, Emma.

E. — Nun — ich verspreche dir, Caroline soll keinen Roman wiederbekommen — Aber jetzt magst du meinen ganzen kleinen Vorrath dem armen Burgheim nur nachschicken. Ein Vergnügen, das meine Caroline entbehren soll, mag ich auch nicht genießen.

W. Da steckts. (Liebevoll) Gute Mutter! (ernster) Schwache Mutter!

b) Rigoley de Juvigney.

c) Hier steht im Manuscripte eine halbe Seite Romantitel, die aber aus der vom Verfasser selbst in einer vorhergehenden Note angegebenen Ursache weggestrichen sind. Sie mögten mancher Leserin nur zum Catalogen dienen, um darnach ihre Wahl, wenn sie in die Lesebibliothek schickt, zu bestimmen. d. H.

Beitrag zur Beantwortung der Anfrage im 36ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre, den Steinkohlenbrand betreffend.

Der Ungenannte beschränket seine Anfrage blos auf folgende Gegenstände:

1) Ob das Heitzen der Stubenofen mit Steinkohlen der Gesundheit nachtheilig? und

2) ob dieser Brand, dem mit Holz ꝛc. des Vortheils wegen, vorzuziehen sey?

Da ich mich des Steinkohlenbrandes seit 24 Jahren bedienet, mithin Gelegenheit gehabt, zuverläßige Bemerkungen anzustellen; so will ich solche hier kurz mittheilen.

Die gründliche Beantwortung der ersten Frage, überlasse ich billig geschickten Aerzten, und bemerke ich nur überhaupt, wie ich durch 24jährigen Gebrauch der Steinkohlen nicht allein nicht den mindesten Nachtheil an meiner Gesundheit bemerket, sondern ich versichere vielmehr, daß mein Befinden in diesen sämtlichen Wintern um ein merkliches besser gewesen.

Bevor ich mich dieses Steinkohlenbrandes bediente, und meine Stube durch einen von Aussen mit Holz und Torf geheitzten Ofen erwärmen ließ, wurde ich jeden dieser Winter den Husten und Schnupfen selten los, womit ich bei verändertem Brande der Steinkohlen gänzlich verschonet geblieben bin.

Zur Beantwortung der zweiten Frage könte ich den Leser blos auf dasjenige verweisen, was ich dieserhalb in diesem Magazin im Jahre 1766 im 3ten Stücke, und 1777 im 16ten Stücke bekant gemacht, wenn ich nicht in den letzten 12 Jahren noch einige genaue Berechnungen anzustellen Gelegenheit gefunden. Besonders war der nun eben überlebte harte Winter zu diesem Behuf vorzüglich bequem.

Einer meiner Freunde bewohnte eine Stube, die 3 Treppen hoch, auch mit der Meinigen eine gleiche Lage nach Osten hatte, und ich bewog ihn (da er mit lauter Holz heißte) mit mir die Versuche gemeinschaftlich anzustellen.

Meine Wohnstube hat 3 Fenster nach Osten, nebst 3 Thüren, und enthält einen Raum von 4225 Fuß 899 Zoll Kubik, die meines Freundes ist gleichfalls mit 3 Fenstern, aber nur mit 2 Thüren versehen, und begrenzet einen Raum von 2418 Fuß 436 Zoll Kubik, wobei zu bemerken, daß meine Stube 11 Fuß 9 Zoll, die meines Freundes aber nur 9 Fuß 6 Zoll Höhe hat, welches auf die Erwärmung einen starken Einfluß hat.

Behuf Anstellung genauer Berechnungen ließ mein Freund einen Klafter hiesiges Floßholz, und zwei andere von einem Bauern gegen Mittelpreis

ge-

gekaufte Fuder büchen Holz, Fuß lang ſägen, hauen und aufklaftern, um den Werth eines Kubikfußes von jeder Sorte Holz genau beſtimmen zu können, da ſich denn ergab, daß der Kubikfuß Floßholz auf 7¼ pf., und der Kubikfuß trockenes ſogenanntes Bauernholz auf 1 gr. 3⅓ pf. zu ſtehen kam.

Hieraus erhellet zugleich, daß der Preis des Floßholzes zum Bauernholze ſich wie 58 zu 59 verhält, oder, daß man für 59 Rthlr. eben ſo viel Klafter Floßholz kaufen kan, als man für 89 Rthlr. Bauernholz kauft.

Wir maaßen beide (beſonders in den kälteſten Tagen, z. B. am 16ten Dec. a. p.) ich, meine Kohlen, und er, ſein Holz, genau ab. Machten beide früh Morgens 7 Uhr Feuer, und continuirten bis 11 Uhr Abends, da ſich denn fand, daß ich für 6 gr. Kohlen, und er an Klafterholz den einen Tag 9½ Kubikfuß alſo für 8 gr. 5 pf. und an einem andern gleich kalten Tage, an ſogenanntem Bauernholze 8 Kubikfuß, wovon jedoch einige wenige nicht in Anſchlag zu bringende Stücke übrig blieben, alſo für 11 gr. 1 pf. verbraucht hatte.

Aus dieſer Beobachtung folget 1) daß ſich das Floßholz zum Bauernholze, in Anſehung der innern Güte, verhalte wie 16 zu 19, oder daß 16 Klafter Bauernholz eben die Würkung thun, als 19 Klafter Floßholz. Dagegen aber in Anſehung des wahren Werths wie 69 zu 89, oder daß man mit 69 Rthlr. für Klafterholz auskomt, wenn man für 89 Rthlr. Bauernholz braucht.

Das Floßholz iſt alſo noch immer der beſte Holzbrand, am vortheilhafteſten ſind aber die Steinkohlen; denn 2) iſt nach dieſer Beobachtung, das Verhältniß der Steinkohlen zum Floßholze wie 28 zu 69, und zum Bauernholze wie 28 zu 89; oder, wenn man bei dem Holze ſtatt der letzten Ziffer 9 eine 8 ſetzet, um Brüche zu vermeiden, erſteres wie 7 zu 17, und letzteres wie 7 zu 22, oder für 7 Rthlr. Steinkohlen thun eben die Würkung als für 17 Rthlr. Floßholz, oder für 22 Rthlr. Bauernholz.

Hätte ich auf meiner großen Stube in dieſen äußerſt kalten Tagen Holz gebrannt, ſo hätte ich bei nicht völlig gleicher Wärme täglich für 15 gr. 1 pf. Floßholz, oder für 19 gr. 4 pf. Bauernholz nöthig gehabt, wogegen mein Freund, wenn er mit Steinkohlen heitzen können, nicht mehr als 3 gr. 4 pf., vielleicht auch noch wohl weniger verbrannt haben würde, weil ſeine Stube ein Anſehnliches niedriger als die meinige war, mithin ſich leichter heitzen ließ.

Meine Stube war an allen Enden zum Ueberfluß warm, u. an den Fenſtern ſetzte ſich kein Eis; mein Freund hatte in der weiten Entfernung vom Ofen eine ſehr merkliche Abnahme an dem Grade der Wärme, und ſeine Fenſter thaueten erſt gegen Mittag ſo weit auf, daß er durch die obere Hälfte der Scheiben, Gegenſtände auf der Gaſſe genau ſehen konte. Ich hatte

in diesen beiden kältesten Tagen meine Stube in achtzehn Minuten völlig erwärmt, mein Freund die seinige in anderthalb Stunden.

So wie in den folgenden Tagen die Kälte abnahm, gebrauchten wir beide nach Proportion weniger. Wer sich des Steinkohlenbrandes bedienen will, wünscht vermuthlich zu wissen, wie hoch ihm der Brand den ganzen Winter zu stehen kommen mögte, und auch hierüber will ich ihn befriedigen.

Ich setze hiebei zum voraus, daß er den ganzen Winter seine Stube täglich von Morgens 7 Uhr bis Abends 10 Uhr anhaltend heitzet, und daß die Stube selbst einen gleich großen Raum und Exposition mit der meinigen hat; denn, ist sie kleiner, oder hat sie eine vortheilhaftere und wärmere Lage, so fällt natürlich die Berechnung ganz anders und geringer aus, welches jeder, der seine Stube ausmisset, und nach Kubikfuß berechnet, nach dem oben angegebenen Maaß der meinigen, leicht berechnen kan.

Zu den Wintertagen rechne ich wenigstens 150, oder 5 Monat, und so giebt mir eine 24jährige Erfahrung, daß mir der Brand jeden Wintertages durch die Bank gerechnet, **Ein und Zwanzig** Pfennig zu stehen kommen.

Wenn in der Residenzstadt Hannover durchgängig mit Steinkohlen geheitzet würde, so haben wir schon in den jetzt im Gange seyenden Gruben, auf Jahrhunderte Vorrath, ohne daß ein höherer Kohlenpreis zu besorgen ist, vielmehr haben wir jetzt gegründete Hofnung, einen weit geringern Preis zu erhalten, weil eine hohe Landesregierung den Entschluß gefaßt haben soll; ein Kohlenbergwerk an unserm sogenannten und nahe gelegenen Deister bearbeiten zu lassen, da sodann die Hälfte des Fuhrlohns abgehen, und der tägliche Brand statt 21 pf. nur 14 pf. kosten wird.

Aus Obigem ist einleuchtend, daß der Steinkohlenbrand dem mit Holz oder Torf in Ansehung des Geldaufwandes, sehr vorzuziehen ist. Nicht sehr lange aber kan es dauren, daß der Abstand zwischen beiden Arten Feurung nicht merklich verändert, und die Berechnung für den Steinkohlenbrand weit günstiger ausfallen werde, wenn wir erwegen, daß der Holz- und Torfmangel diese Produkte von Jahr zu Jahr vertheuren wird, die Steinkohlen dagegen um den nemlichen alten Preis Jahrhunderte zu haben seyn werden.

Sehr viele hiesigen Orts, die sich bereits dergleichen Steinkohlenofen angeschaft, haben sie zu meinem Leidwesen zwar wieder eingehen lassen, ich habe aber nach geschehener sorgfältigen Erkundigung gefunden, daß jeder bei der Anlage etwas versehen.

Wer daher dergleichen Brand einführen will, nehme zur Vorrichtung Arbeiter, die mit der Anlage Bescheid wissen. Hieselbst habe ich den Kleinschmiedmeister Hühne, sowohl in Ansehung der Röhren, als der übrigen zu einem solchen Ofen gehörigen Instrumen-

ſtrumente unterrichtet, und wer ihm die Anlage überläßt, wird dabei ganz gut fahren. In Küchenſchornſteine müſſen indeß dergleichen Röhren aus Steinkohlenofen nie geführt werden, weil ſonſt der nöthige Zug fehlet, und Rauch im Zimmer zu beſorgen iſt. Wer daher kein verſchloſſenes Kamin hat, dem widerrathe ich dieſe Anlage ganz; ſämtliche Schornſteine aber, die hiemit verſehen ſind, laſſen ſich zum Steinkohlenbrande gebrauchen.

Wären wir ſo glücklich, in der Reſidenzſtadt Hannover nur erſt unter dem geringen Stande den Steinkohlenbrand allgemein zu machen, ſo würde es leicht ſeyn, Magazine auch für viele Städte, Flecken und Aemter unſers Landes anzulegen, woraus einem jeden die Kohlen um geringe Preiſe überlaſſen werden könten, denn die Steinkohlenbergwerke liegen ſämtlich zwiſchen der Weſer und Leine, und die Kohlen können mit geringem Landtransport ans Waſſer geſchaft, und ſo zu Schiffe weiter gebracht werden, welcher letzte Transport um ſo weniger von Bedeutung ſeyn mögte, da den Schiffern die Kohlen in Rückfracht gegeben werden könten.

So wahr dies alles Geſagte und ſo wohlthätig auch der Steinkohlenbrand für unſern Geldbeutel iſt, ſo glaube ich doch nach einem 24jährigen fruchtloſen Zeitverlauf nicht, daß man ſich allgemein deſſen eher bedienen wird, als bis der gänzliche Holzmangel oder der gar zu hohe Holzpreis es nothwendig macht, unſere unterirdiſchen Schätze in Menge hervor zu holen.

Hannover. Alberti.

Etwas über die Gänſepeſt, nebſt einer Anfrage: um ein etwa dawider bekant ſeyendes Mittel.

Die Gänſepeſt, eine Art Krankheit, äußert ſich beſonders in den Monaten Junius und Julius unter der jungen Gänſezucht.

So bald eine Gans mit gedachter Krankheit befallen wird, läßt ſie die Flügel ſchießen, nimt einen taumelnden Gang an, verlieret den Appetit zum Freſſen und Saufen; ſchlägt ſich von ihrer Heerde, ſetzt ſich hin, und erwartet allda, ohne irgend einen Genuß ihrer Nahrung, in kurzem ihren unausbleiblichen Tod; und alſo verbreitet ſich dieſes unheilbare Uebel über mehrere Heerden oder Zuchten. Nicht ſelten erfähret und ſiehet man, daß bei einer zahlreichen Triſt von 45 bis 50 Stück, kein einziges bleibt. Daß aber hieran der Witterung vieles zuzuſchreiben ſey, beſtätiget die alljährige Erfahrung. So iſt ihnen z. B. eine gemäßigte und kühle Luft ein wahres Präſervativ, hingegen anhaltende dürre Hitze, mit zuletzt erfolgten Donnergüſſen, zuverläßige Vorboten ihrer tödtlichen

chen Krankheit. Sonderbar iſt es, daß die auf der Geeſt am Wümmefluß ſich weidende Gänſe ungemein dauerhafter, wie die in der Maſch ſind, und ſeltener von dieſer Krankheit angefallen werden, da letztere doch gröſtentheils am Weſerſtrom leben, deſſen Waſſer bekantlich weit ſchöner und weißer, als das in der Wümme iſt; denn dieſes iſt der Farbe nach weinartig: und ſo übertrift auch natürlicher Weiſe die Gräſerei der Maſch dieſe der Geeſt. Dennoch ſterben die Gänſe wider alle gemeinten Vortheile auf der Maſch weit häufiger, als auf der Geeſt. Ja, einige und die meiſten Gegenden der letzteren ſind gänzlich davon befreiet. Dieſes, glaube ich, könte man doch aller Wahrſcheinlichkeit nach, dem Werth des Waſſers und der Gräſerei zuſchreiben. Ein jeder denkender Menſch, der entweder ſelbſt ein guter Hauswirth iſt, oder auch nur die Gelegenheit hat, einen überlegenden Blick in die hausmänniſche Oekonomie zu werfen, wird zugeben müſſen, daß hiedurch dem arbeitſamen Landmann ein beträchtlicher Schaden verurſacht werde; denn er macht auf eine ziemlich gut gerathene junge Gänſe trift Rechnung, ſeine jährlichen Abgaben zu entrichten; und er kan es auch.

Solte nun unter dem geehrten Publikum ein ſchon längſt erprobetes Univerſal- oder noch zu erfindendes Mittel dawider bekant ſeyn, oder werden; ſo wird gebeten, es allgemeinen Beſtens halber, in dieſen Blättern bekant zu machen. Eine ſolche Handlung würde ich, in Hinſicht des Nuzzens halber, mehr als Dank erkennen.

Anekdote.

In einer nahmhaften Stadt ſammelte ein ſchönes ſechzehnjähriges Mädchen für die Armen. Ein anweſender junger Prinz legte zwei Louisd'or auf den Teller, und flüſterte ihr zu: Für deine ſchönen Augen. Geſchwind ſteckte das junge Mädchen die zwei Louisd'or in die Taſche, machte eine tiefe Verbeugung, und ſagte: Nun Ihro Durchlaucht — Für die Armen! Dem Prinzen gefiel die Gegenwart des Geiſtes dieſes Mädchens, und gab für die Armen ſehr reichlich.

Druckfehler. S. 711. Z. 22. lies: war ſtatt waren. S. 714. Z. 7. lies: ſalibus ſtatt ſalib. oder ſaliis.

Hannoverisches Magazin.

49tes Stück.

Freitag, den 19ten Junius 1789.

Von dem hiesigen Gewicht.

Der hamburgische Comtorist des verstorbenen hamburgischen Schullehrers Jürgen Elert Krusen ist so allgemein bekant und beliebt, daß es beinahe jeder Kaufmann als ein ihm unentbehrliches Buch kennet, und mit Dank für den verdienstvollen Verfasser benutzet. Allein, eben dieses allgemeinen, nach Verdienst anerkanten Werthes und ausgebreiteten Nutzens wegen, welchen dieses schätzbare Buch hat, scheint es mir fast nöthig zu seyn, einen darin befindlichen, das hiesige Handelsgewicht betreffenden Fehler anzumerken, welches der redliche Herr Verfasser, wenn er noch lebte, gewiß selbst mit Dank aufnehmen würde, weil er eben so, wie jetzt seine Erben, auf die möglichste Vervollkommnung dieses Buches Bedacht nahm.

Herr Kruse schreibt in der Ausgabe des Comtoristen von 1761 ein hiesiges Pfund Handelsgewicht enthalte 10129 Asen holländischen Trois-Gewichts; in der Ausgabe von 1766 steht eben dieses: in der 1782 durch seine Erben veranstalteten verbesserten Ausgabe stehet 10127 Asen. Der hier zu bemerkende Unterschied zweier Asen wird nun wohl bei ganzen Pfunden äuserst wenig betragen: vieleicht verdient aber folgendes einige Bemerkung.

Herr Kruse schreibt, er habe diese Nachricht aus dem Hausvater entlehnt, wie denn der verdienstvolle Verfasser sich auf die Nachrichten anderer nothwendig mit verlassen mußte, so wie andere sich auf die seinigen verlassen, und solche sehr oft blos nachschreiben.

Ob nun zu jener Zeit, da man nach der Bemerkung des beliebten Hausvaters fand, daß ein hiesiges Pfund Handelsgewicht 10129 Asen holländischen Trois-Gewichts enthalte, Veränderungen mit dem holländischen Trois-Gewicht entstanden sind: oder ob eins, der zur Untersuchung genommenen Gewichte, oder auch beide gegen einander, nicht die hiezu erforderliche Genauigkeit gehabt haben, weiß ich nun nicht, sondern werde nur zu beweisen suchen, daß das hiesige Handelsgewicht völlig $\frac{1}{2}$ pro Cent schwerer sey, als es von Herr

Krusen ist angezeigt worden, und in so vielen andern öffentlichen Nachrichten völlig gleichlautend beschrieben wird. Mein vorhabender Beweis gründet sich auf folgende Sätze:

1) Ein hiesiges Pfund Handelsgewicht enthält genau $33\frac{1}{2}$ Loth hiesiges Silbergewicht: welches das allhier so wie in Hamburg und so vielen andern Städten Deutschlands bekante cöllnische Gewicht ist: oder, 64 Pfund des einen, enthalten 67 Pfund des andern.

2) Die Nachricht, welche Herr Kruse von der Schwere des cöllnischen Gewichts in Vergleichung gegen holländisches Trois-Gewicht gegeben hat, ist nach der äußersten Genauigkeit richtig.

Wegen des ersteren kan ich nichts anders anführen, als daß solches allgemein bekant, und nach der allergrößten Genauigkeit richtig ist.

Das letztere habe ich nie bezweifelt, ich ließ aber dennoch zu festerer Ueberzeugung von zwei verschiedenen Personen aus der Stadt Cölln das zur Untersuchung nöthige dasige Gewicht kommen, deren jedes von der Mark bis zu deren Richtpfenning, deren sie 65536 enthält, die alleräuserste Genauigkeit haben solten, und solche auch beide mit einander hatten.

Auch ließ ich eben so aus Holland das dasige Trois-Gewicht kommen, untersuchte mittelst der zur genauesten Untersuchung erforderlichen Wagen, und fand, daß die Nachricht, welche Hr. Kruse von dem holländischen Trois-Gewicht und dem cöllnischen Gewicht gegeben hat, in solcher Genauigkeit richtig ist, als sich nur in diesem Fall Genauigkeit gedenken läßt. Nemlich ein Pfund holländisches Trois-Gewicht enthält vermöge der ihm eigenthümlichen Eintheilung 10240 Asen dieses Gewichts, und 1 Pfund oder 2 Mark cöllnischen Gewichts enthält genau 9728 solcher Asen.

Will man nun die Schwere eines hiesigen Pfundes Handelsgewicht nach Asen des holländischen Trois-Gewichts durch Rechnung genau wissen, so rechne man nach der Kettenregel also:

64 Pfund hiesigen Handelsgewichts sind gleich 67 Pfund cöllnischen Gewichts
1 Pfund cöllnisches Gewicht ist gleich — 9728 Asen holländ. Trois-Gew.
Frage? wie schwer 1 hiesiges Handelspfund.

Facit — 10184 holländische Asen.

Mithin wiegt das hiesige Handelspfund 57 Asen des holländischen Trois-Gewichts mehr, als es von Herr Kruse ist angegeben worden, und als man bei jeder genauen Untersuchung auch ohne Berechnung finden wird.

Es hat bei mir gleichfalls nicht den geringsten Zweifel gehabt, daß Herr Kruse die allergenaueste Anzeige von der Schwere des hamburgischen Gewichts, als des seines Wohnorts werde angegeben haben, da mir aber ein

Freund

Freund auf mein Ersuchen ein äuſerſt genaues hamburgiſches Pfund Handelsgewicht zuſandte, ſo fand ich mich um ſo mehr von dem überzeugt, woran ich ohnedies nicht gezweifelt hatte. Nemlich 1 Pfund hamburgiſchen Handelsgewichts enthält genau, nach Herrn Kruſens Bericht, 10080 Aſen holländiſchen Trois-Gewichts. Um nun das genaueſte Verhältniß des hamburgiſchen Handelsgewichts gegen das hieſige durch ähnliche Berechnung zu finden, müßte man wiederum wie oben ſetzen:

1 Pfund hamburgiſches Handelsgewicht = 10080 holländiſche Aſen.
9728 holländiſcher Aſen = = 1 Pfund cöllniſch.
67 Pfund cöllniſch = = 64 Pfund hieſig. H. Gew.

Frage: was betragen 100 Pfund hamb. Gew. allh.

Facit — $98\frac{1246}{1873}$ Pfund.

Mithin iſt die Differenz des hieſigen Handelsgewichts nicht, wie Herr Kruſe unter dem Artikel Hannover ſchreibt, $\frac{1}{2}$ pro Cent, ſondern völlig 1 pro Cent und noch etwas darüber.

Oder 100 Pfund Handelsgewicht in Hamburg betragen 99 Pfund allhier weniger 216 hölländiſcher Aſen.

Will man aber im Großen nicht auf den Unterſchied weniger Aſen Rückſicht nehmen, wie denn dieſes auch kein Gebrauch iſt, ſo betragen 100 Pfund in Hamburg 98 Pfund 31 Loth 3 Quentin allhier, und da man im Großen auch auf 1 Quentin nicht ſonderliche Rückſicht wird nehmen wollen, ſo glaube ich nach meiner feſten Ueberzeugung annehmen zu dürfen, daß 100 Pfund in Hamburg, 99 Pfund in Hannover betragen, und genau richtig iſt es nach meiner Ueberzeugung, daß 1 hieſiges Pfund Handelsgewicht, ſo wie ich gezeigt habe, 10184 Aſen holländiſchen Trois-Gewichts enthält.

Etwas mehr auffallend iſt es doch aber wahrlich, daß man in ſo manchen Rechenbüchern und Kalendern lieſet, ein hieſiger Centner halte 110 hieſige Pfunde, da er doch wahrlich 112 hieſige Pfunde enthält; dies iſt allhier allgemein bekant, und Herr Kruſe ſchreibt dies auch genau eben ſo richtig in ſeinem Comtoriſten.

A. L. Pfannenſchmid.

Hannover.

Schreiben eines Landwirths in Glocesterſhire an ſeinen Freund: eine nützliche und durch Erfahrung beſtätigte Entdeckung in der Landwirthſchaft betreffend.

(Aus dem Engliſchen.)

Ich habe vor einigen Jahren in meinem Hofe, da, wo er am tiefſten iſt, ein Reſervoir, 20 Fuß ins Gevierte, und auf 15 Fuß tief graben laſſen;

und weil der Boden ziemlich locker war, so ließ ich solches mit feuchtem Thon ausschlagen, so wie man einen Fischhälter zu machen pflegt, und auf sothanem Thon ließ ich ihn mit guten harten Ziegelsteinen über und über aussetzen, auch diese in guten Aschenkalk legen.

Nachdem ließ ich alle Anzuchten von meinen Pferde- Kuh- und Viehställen in diesen Hälter dergestalt führen, daß alle Stallwasser ohne Verlust sich darin sammlen konten. Dergleichen Hauptanzucht ließ ich auch aus der Küche dahin führen, weil alles Salz-Scheuer und Waschwasser eben so dienlich dazu ist. Das Reservoir ließ ich mit guten starken Brettern decken, so, daß keine Oefnung blieb, als nur für eine Röhre zu einer starken Pumpe.

Durch dieses Mittel erhielt ich nun alle Stallwasser aus den Viehställen, welche eine größere Menge ausmachten, als man hätte vermuthen sollen; wie nichtweniger alles Scheuer- Spühlicht- Laugen- und Seifwasser vom Waschen, auch den Urin vom ganzen Hause. Dieses Geschwämme oder Jauche ist meine einzige und beste Düngung, sie erfordert aber einige Vorsicht im Gebrauche. Ich brauche sie zu allen meinem Feld- und Getreidebau ohne einige Ausnahme, und finde sie vollkommen dienlich und hinreichend zu diesem so großen Endzwecke. Die einzige dabei nöthige Vorsicht ist, daß man dem Lande nicht zu viel davon gebe. Wenn ich demnach meine Felder damit dünge, so lasse ich den Wasserkarren erst halb voll mit Teichwasser füllen, und nachdem ich ihn sofort zu der vorhin erwehnten Pumpe bringen lassen, wird er vollends mit dem darin enthaltenen Geschwämme angefüllt. Mit dieser Methode wird nun, wie mich die Erfahrung gelehret, die allzugroße Hitze oder Kraft der gedachten Düngung gemildert, welche sonst für sich allein, zumal in manchen Jahrszeiten, die Saat verbrennen würde.

Ich finde diese Düngung von besonderm Nutzen. Es ist damit eine überaus große Menge Gras auf den Brach- und Weidefeldern hervor zu bringen, und eben diese Wirkung erlange ich auf allen meinen Wiesen. Ich fange aber auf allen meinem Graslande damit sogleich nach Christmessen an, und bin mit der völligen Düngung vor Ende des Februars fertig. Ich finde diese Jahrszeit, aus vielen Ursachen, für die beste hiezu, fürnemlich aber, weil die Frühlingsregen die salzigen Theile von dem Grase abwaschen und dem Boden zu Theile werden lassen, da solche sonst dem Viehe das Gras unschmackhaft machen würden.

Die Weitzenfelder bestelle ich mit dieser Düngung im April, dabei ich allezeit wohl eingedenk bin, deren Hitze mit Wasser auf die Maaße zu mildern, wie oben angezeigt worden.

Auf die Gerstensaat lasse ich sie im Mai sprengen, und finde, daß diese Methoden wohl von statten gehen.

Die

Die Art, die Düngung auszusprengen, ist diese: An dem hintersten Theil des Wasserkarrens sind 2 lederne Schläuche beseftiget, jeder ungefehr 4 Fuß lang. An dem Ende eines jeden Schlauches ist ein blechener Sprengtrichter angemacht, fast so wie die Garten- oder Gießkannen haben. Diese Sprengtrichter sind an ihrem Ende auf einem in der Quere gelegten starken Querspriegel angebunden, dadurch sie in gewisser Entfernung von einander gehalten werden. In der Mitte dieses Querspriegels, und folglich zwischen den beiden angebundenen Röhren und Sprengtrichtern wird eine starke Linie angebunden, ungefehr 6 Fuß lang.

Wenn nun der Karren aufs Feld komt, so werden die Pferde erst in die Furchen geleitet, und wenn sie geschickt und zur Ackerarbeit gewöhnt sind, so gehen sie von selbst in einer geraden Linie fort, oder so sie ausweichen, so sind sie leicht durch den zu dem Karren bestellten Knecht durch gewöhnliches Zurufen zurechte zu bringen. Sobald die Pferde angehen, nimt dieser Knecht den obgedachten Strick in die Hände, und schwinget damit beständig die Sprengtrichter und Schläuche von einer Seite zur andern, und kan auf solche Weise das Feld auf eine beträchtliche Breite vollkommen übersprengen, und zwar wenigstens 2 mal so breit, als der Karren ist.

Meine Ursache, diese Methode vorzuziehen, ist diese, weil dadurch das Feld weniger betreten, und die Saat weniger beschädigt wird, als es durch einen durchlöcherten Kasten an des Karrens Ende geschiehet, als womit nicht mehr, als nur just die Breite des Karrens gesprenget werden könte.

Ich finde sehr viele Vortheile in dieser Art Düngung, von deren Nutzen ich so eingenommen bin, wie es meine Nachbarn nennen, daß ich gar keinen Dünger mehr auf meine Felder brauche, sondern ihn alle, so viel in meinen Ställen gemacht wird, an diejenigen Pächter verkaufe, die ihn besser zu seyn glauben; und auf diese Art löse ich ein gutes Stück Geld alle Jahr aus meinem Dünger.

Wenn Sie meine Felder sehen solten, welche auf 200 Acker Land ausmachen, so würden Sie mit Vergnügen bemerken, wie rein und ledig solche von allem Unkraut sind; da doch, wie ich solche erst unter meine Hände bekam, welches nun ungefehr 14 Jahre sind, die Saat fast darunter gänzlich erstickt, der Boden aber völlig von solchem ausgezehret ward.

Ich schließe daher hieraus, daß diese Reinigkeit meiner Felder lediglich daher komme, weil ich niemals den gemeinen Dünger mehr brauche, als welcher allezeit unzähliges Gesäme von Unkraut in sich hat. Die Güte meiner Saaten aber kan ich gleichfalls keiner andern Ursache zuschreiben, als den beständigen und allezeit unfehlbaren Wirkungen der in meinem Reservoir befindlichen Jauche; fürnemlich, wenn hierzu dieses komt, daß ich niemals

mals ermangle, meine Felder allemal wohl umpflügen, und mit den erforderlichen Zeiten gehörig zurichten zu lassen.

So viel von dieser Düngung auf meinen Feldern.

Nun muß ich Ihnen berichten, daß ich in gleicher Maaße eben so viel Nutzen in meinen Küchengärten daher erhalte, als worin ich mich ebenfalls alles gewöhnlichen Düngers gänzlich enthalte, und an dessen Statt, nachdem der Boden im Winter gegraben und aufgeworfen ist, ihm eine völlige Bestellung mit der oft ernannten Düngung gebe. Diese nun mischet sich bei der nachfolgenden Umgrabung und Gleichmachung des Bodens vollkommen mit der Erde zusammen, und fehlet sodann niemals, mir die reichste Ernte von aller Art Küchengewächsen zu bringen; und was noch mehr ist, so sind mein Kohl, Kraut, Bohnen, Erbsen ꝛc. viel süßer als die, so in meiner Nachbarn Gärten wachsen, als welche alle Jahre mit einer schweren Menge verfaultem Pferdemist gedünget werden.

Bei dieser Gelegenheit kan ich nicht unterlassen, einer Art meiner Gartenfrüchte zu gedenken, welche ganz besonders geschickt ist, von dieser Düngung vorzüglichen Vortheil zu erhalten. Ich meine die Zwiebeln, diese kommen viel eher bei mir zu ihrer Zeitigung, als bei meinen Nachbarn, und sind größer und saftiger, als keine in dieser Provinz, noch als ich je an andern Orten gesehen habe, außer denjenigen, so von Portugal kommen.

Ein anderer Nutzen, den ich von dieser Düngung in meinem Garten erhalte, ist die Besprengung meiner Spargelbeeten damit, immaaßen dadurch die Pflanzen eher hervorkommen, die Stengel oder Köpfe dicker, und vollkommen so süß sind, als die, so in dem bloßen Boden ohne einige Düngung erzeuget werden. Dieses ist ein beträchtlicher Vortheil, den mir die alljährliche Erfahrung bestätiget hat. Und es giebt mir öfters ein nicht geringes Vergnügen, wenn ich meine lieben Gäste und Freunde eine Woche oder mehr eher mit einer Schüssel Spargel bedienen kan, als solcher 30 Meilen herum an einigen Orten zu haben ist.

Ich finde diese Düngung ebenfalls von ungemeinem Nutzen für meine Obstbäume, so wohl Spalier- als Gartenstämme. Es erfordert aber deren Gebrauch zu diesem Endzweck einige Vorsicht. Denn, als ich erst damit den Versuch machte, so starben mir 3 bis 4 der schönsten jungen Stämme ab, weil ich die Jauche zu stark nahm. Seitdem aber, wenn meine Bäume Düngung erfordern, so mische ich 3 mal so viel Teichwasser mit dieser oft genannten Jauche meines Reservoirs, und damit hat man sich keiner Gefahr, sondern alles erwarteten Vortheils zu versehen.

Wein-

Weinreben wollen es aber viel stärker vertragen, denn ich habe ihnen diese Düngung verschiedene mal sogar ohne alle Beimischung einigen Wassers gegeben, ohne daher einigen Nachtheil zu spüren.

Nachricht, die Arve betreffend.

Im 28ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre hat Jemand eine Bemerkung und Anfrage wegen einer Stelle in des Herrn Hofraths und Professors Meiners Briefen über die Schweiz gemacht, sie betrift eine in dem zweiten Theile dieser Briefe befindliche Nachricht von der in der Schweiz also genannten Arve. Daß der Herr Verfasser dieser Anfrage unterschiedliche geschickte und erfahrne Aerzte nach der Frucht dieses Baums gefragt, welche solche nicht zu kennen gestanden haben, ist nicht befremdend, weil dieser Name selbst in der Schweiz nicht einmal allgemein bekant ist. Vorerwehnte Nachricht machte vor einigen Jahren auch meine Aufmerksamkeit rege, und da ich mich bei einigen geschickten und berühmten Männern vergeblich erkundiget hatte, was für ein Gewächs die Arve sey, ob sie nur der Schweiz allein eigenthümlich sey? ꝛc. so schrieb ich an einen meiner Freunde nach Basel, aber dieser brave Schweizer kante sie nicht einmal; theils weil die Arve in der Gegend um Basel nicht wächst, theils aber, weil mein Freund so wenig als ich Botanicus, sondern Kaufmann ist. Indes hatte derselbe doch die Gütigkeit, sich an den dasigen berühmten Botanisten, Herrn Professor Laschenal zu wenden, und was dieser davon gesaget, wird man in dem 84ten Stück dieses Magazins von 1786 von mir angezeigt finden. Es ist nemlich eine Art Tanne oder Fichte, deren verschiedene Namen folgende sind: Arveln, Avolen, Cederfichte, Cembrobaum, siberische Ceder, rußische Ceder, Cirbelkiefer, Ziernußbaum, Zirbe, Leinbaum, (Pinus cembra linn.) Es wächst dieser Baum sowohl in den südlichen als nördlichen Theilen von Europa. In unsern Gegenden ist er zwar in einigen botanischen Gärten, nicht aber gemeinnützig bekant. Wer mehreres hievon zu wissen verlangt, derselbe beliebe das 84te St. dieses Magazins von 1786, das 27te Stück desselben von 1787, und das 86te Stück desselben von 1787, auch allenfalls Hagens Lehrbuch der Apothekerkunst, 3te Auflage, Königsberg 1786 S. 381, und Zinkens Lexicon, 5te Ausgabe 1ten Theils, Leipzig 1780 S. 547 nachzulesen, woselbst sich weitere Nachricht von der Nutzbarkeit des Holzes, von dem ökonomischen und mediciniſchen Gebrauch der Früchte, und von der Anziehung des Baums befindet. Es verlanget derselbe nur freien Stand, und findet daher ohne

son-

sonderliche Rücksicht auf das Klima, auf Gebirgen und steinigtem Boden sein bestes Fortkommen, um deswillen wächst er in den hohen Gebürgen des Schweizerlandes, und dennoch nicht in der Nähe von Basel, sonst aber auch in Italien, in den tiroler Gebirgen, den carpatischen Gebirgen in Ungarn, in Rußland, und in Siberien. Da es gewiß ist, daß dieser nützliche Baum allhier nicht als gemeinnützig bekant ist, so habe ich es versucht, etwas dazu beitragen, daß derselbe auch allhier gemeinnützig bekant werden mögte. Ich bemühete mich daher, aus der Schweiz, Italien und Rußland Saamen zu bekommen; der Erfolg dieser Bemühung war verschieden. Aus der Stadt Moskau bekam ich zuerst durch die gütige Bemühung eines daselbst befindlichen sehr gefälligen Freundes, einen Vorrath von etwa 30 Pfund des Saamen, oder sogenannten Cedernüssen, wobei derselbe sich zugleich erbot, mir durch einen seiner Freunde in Tobolsk ganz frischen Saamen unmittlbar aus Siberien zu verschaffen, und so bald es nur die Entfernung zwischen Tobolsk und Hannover erlaubten, erhielt ich das versprochene, aber es bestand nicht in einem Vorrath vieler Pfunde des Saamens, sondern aus einer Schachtel mit den Früchten oder Zapfen selbst, in welchen der Saame enthalten war, die ich zum Theil, daß sie mir so theuer kamen, und wegen der erhaltenen geringen Anzahl, dem Publikum bisher gar nicht habe öffentlich anbieten mögen. Aus der Schweiz bekam ich zuerst nur wenige Früchte, die mehr als eine Probe anzusehen waren, als gemeinnützigen Gebrauch davon zu machen, und aus Italien bekam ich eine geringe Anzahl Pfunde des Saamen.

Hierin bestehet die geringe Mühe, welche ich als gänzlicher Laye in der Botanik, und ohne, daß dergleichen Handel zu meinem Gewerbe gehört, übernommen habe, und ich wünsche, daß dem Publikum solche nicht mißfallen möge. Mit dem aus Rußland erhaltenen Saamen sind hin und wieder z. B. in der Grafschaft Stollberg am Brocken, in Sachsen, Westphalen, in hiesigen Landen ꝛc. Versuche angestellet. Liebhabern, die noch Versuche machen wollen, kan ich meinen kleinen übrigen Vorrath des Saamens und den noch kleinen Vorrath der Früchte, in welchen sich der frische Saame oder die Nüsse befinden, für folgende Preise überlassen.

Den aus Rußland und den aus Italien erhaltenen Saamen, von jedem das Pfund 1 Dukaten, und das Loth 3 mgr.

Eine der Früchte aus Italien 9 mgr.

Eine dergleichen Frucht aus Siberien 12 mgr.

Hannover. A. L. Pfannenschmid.

Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 22ten Junius 1789.

Nachricht von den Verhandlungen der cellischen Landwirthschafts-Gesellschaft in den beiden Frühjahrs-Versammlungen gegenwärtigen Jahrs 1789.

Der von der Landwirthschafts-Gesellschaft neuerlichst angenommene, bestimmtere Plan, nach welchem man die Absicht hat: die würkliche Ausübung unbezweifelt richtiger, nach Ort und Umständen anwendbarer, Erfindungen und Vorschriften, in den verschiedenen Provinzen hiesiger Lande zu befördern, und besonders durch Beispiele, die vor Augen liegen, zu belehren, hat theils durch die von dem engern Ausschusse derselben genommenen Beschlüsse, theils durch die Vereinigung mehrerer Patrioten, eine solche Unterstützung gefunden, daß man mit Grunde hoffen kan, daß dadurch wenigstens verschiedenen örtlichen Desideriis wirksam werde abgeholfen werden. Die nachstehende Reihe von Gegenständen, und die darauf getroffene Verfügungen, mögen den unbefangenen Leser überzeugen, in wie ferne diese Hofnung gegründet, oder noch Zweifeln unterworfen sey.

Die Klage, über den zunehmenden **Holzmangel**, ist von allen Seiten her so groß, daß sie der Societät nicht nur der größten Aufmerksamkeit, sondern auch der thätigsten Unterstützung ihrer Seits würdig geschienen, um diesen gegründeten Klagen, nach ihren Kräften, abhelfliche Maaße zu geben. Sie hat zu dem Ende nicht nur die erbetene Quantität **Ulmen-** und **Ellernsaamen** für verschiedene Gegenden des Lüneburgischen und Hoyaischen gern verwilliget; sondern auch eine beträchtliche Summe für **Fuhrenbesaamungen** im Dannenbergischen ausgesetzt, womit nach dem Vorschlage des Herrn Oberforstmeisters von Düring, bei den Sandwehen von **Langendorf** der Anfang gemacht werden wird. Zu gleichmäßiger **Beförderung der Holzkultur**, wurde nicht nur die erbetene Lieferung von Pappelnpflänzlingen, sondern auch eine Anzahl Exemplare, von denen im Jahre 1786 auf Befehl Königlicher Cammer gedruck-

ten Anweisungen zu Anlegung von lebendigen Befriedigungen und Steinmauern, zu unentgeltlicher Vertheilung an gute Hauswirthe verwilliget; und denen, welche darnach lebendige Hecken oder Steinmauern, statt der bisherigen Befriedigungen von todtem Holze binnen 3 Jahren anlegen würden, eine der Anlage gemäße, und von der Adsociations-Direktion zu ermäßigende Prämie verheißen.

Die in dem erneuerten Plane der Societät gleichfalls begriffene **Anpflanzung junger Obstbäume**, wurde auf Nachsuchen der hoyaischen Adsociation: daß den neuen Anbauern dortiger Gegend einige gute Obstbäume geschenket werden mögten, dahin befördert: daß man, da der Frost des vorigen Winters der hiesigen Baumschule zu vielen Schaden gethan, um von hieraus dergleichen liefern zu können, eine beträchtliche Summe anwies, um davon aus den dortigen **Erdmann**- oder **Tappe**schen Baumschulen, nach den vorher eingesandten Preisen, dergleichen anzukaufen und unentgeltlich zu vertheilen. Jedoch wurde es den Lieferanten mit zur ausdrücklichen Bedingung gemacht: die Unterthanen, welche davon erhielten, das Pflanzen zu lehren, oder selbst dabei gegenwärtig zu seyn.

Der von der Societät, zur **Beförderung des Kleebaues in Heidgegenden** angeschafte, und zu unentgeltlicher Austheilung an gute Hauswirthe bestimmte Kleesaamen, ist von ihr, nach geschehener öffentlichen Bekantmachung, auf die von verschiedenen Aemtern eingegangenen Anfragen und Verzeichnisse, in der Maaße, der Bestimmung gemäß, vertheilet worden, daß außer denen, an einzeln sich gemeldeten Landleuten, geschehenen Distributionen, die Wünsche der Aemter Medingen, Essel, Beedenbostel, Winsen an der Luhe, Nordholz, Harpstedt, Meinersen, Ebstorf, Bissendorf, Bergen, Rehburg, Hagen und des Gerichts Heimbokel sind befriediget worden. Der gute Fortgang dieses nützlichen Futterkrautes, und der geäußerte Wunsch eines wiederholten Geschenks dieser Art, hat die Societät bewogen, auch dieses Jahr, eine ähnliche Quantität, kommen zu lassen, so wie man sich von dem vertheilten Esparcette- und Runkelrübesaamen den besten Erfolg und allgemeinere Nachfolge verspricht.

Zur Begünstigung eben dieses Futterkräuterbaues, hat die Societät, auf den Vorschlag des Herrn Amtmann Schwarzkopf in Dannenberg, für das in diesem Amte belegene, und aus aller Gemeinheit gesetzte Dorf **Sammatz** folgenden Beschluß genommen: daß man demselben zu Einführung des Kleebaues, und damit allmählig zu verbindender Stallfütterung, den erforderlichen Saamen, **auf sechs Jahre**, verwilliget, und in dem Fall eines glücklichen Erfolgs, zu ihrer Aufmunterung, eine Prämie ausgelobet hat.

Ueber-

Ueberhaupt schien der Societät dieser Gegenstand des **Anbaues der Futterkräuter** so erheblich und so nothwendig, daß sie deshalb folgende Prämie auszusetzen beschloß: vermöge welcher

„die zwölf zuerst sich meldenden „Gemeinden, **in Heidgegenden**, „die dahin unter sich übereinkommen, einen Distrikt, in ihrem „Felde, nahe am Dorfe, auszuwählen, solchen rundum zu befriedigen, sich darauf der Stoppelweide zu begeben, und ihn „dergestalt zu einem Futterbaukampe zu aptiren, daß jeder Einwohner darin nach Verhältniß so viel „Land habe, daß jeder Eigenthümer mit dem Futterkraute abwechseln könne, für jeden auf vorbeschriebene Art zugerichteten Morgen **drei Thaler**, und den dazu „erforderlichen Kleesaamen **unentgeltlich** haben sollen. Jedoch „alles unter der Bedingung: daß „die würkliche Bestellung und Besaamung unter gerichtlicher Aufsicht, und demnächstiger Bescheinigung geschehe."

Wie diese Prämie, durch die noch immer vorhandenen, allen Flor des Landbaues und alles Aufkommen des Landmanns hindernden, höchst schädlichen Gemeinheiten, veranlasset worden ist; so war es im Gegentheil der Societät sehr angenehm, die neuen, wenn gleich kleinen, doch zunehmenden freiwilligen Fortschritte, zu Abschaffung dieser Pest alles Ackerbaues und aller Viehzucht, ihren deshalb gethanen Auslobungen zufolge, durch eine beschlossene Unterstützung, aufmuntern und belohnen zu können. Mit Vergnügen ersahe sie nemlich aus dem eingegangenen Berichte des Herrn Condukteur Wöltge, daß, mittelst thätiger Beihülfe des Herrn Oberamtmann Plate zu Gifhorn, die im dortigen Amte belegene Dörfer Röttgesbüttel, Gravenhorst, Meine, Ohnhorst, Weddelheim, Vordorf und Absbüttel, sich zum Theil ganz, zum Theil größtentheils, aus der Weide-Communion gesetzt hatten: und da der Gegenstand der Theilung einen Quadratgehalt von 4970, also fast 5000 Morgen Weide und Ackerland ausmacht, auch einen Boden, den sogenannten Papenteich betrift, worauf sich alles bauen läßt, und dessen mehrerer Kultur nur die Communion bislang im Wege gestanden; so hat die Societät gern, zu fernerer Aufmunterung und Nachfolge in den hiesigen Gegenden, die sich über 200 Thaler belaufenden Vermessungskosten hergegeben.

Nachdem auch durch die zwar langsam, aber desto sicherer Platz gewinnende Ueberzeugung: nicht nur von der Thunlichkeit, sondern auch von der Vortreflichkeit der Sache, bei verschiedenen Oekonomen den Wunsch erzeugt hatte, gleichfalsige Versuche der **Veredlung** ihrer **Schafzucht** und Verbesserung der Wolle anzustellen; so hat die Societät zu diesem Endzwecke, und zu Erfüllung der in

dieser Hinsicht geschehenen Wünsche, einen abermaligen Transport spanischer Schafböcke, zur Vertheilung an die Imploranten, verwilliget: womit alsdenn die in dieses Jahr fallende Umtauschung der bereits vorhandenen, verbunden werden soll.

Als auch die Beamte zu Dannenberg angezeiget: wie der, von dem Einwohner Franz Jochen Niebuhr aus Plumbaum, in Zarenseck anzubauende wüste Vollhof, von der Art sey, daß er nicht nur sich zu der größten, dieserhalb von der Societät zu Bebauung wüster Stellen ausgelobten Prämie, qualificire, sondern auch mit dem Anbau desselben so weit vorwärts gerückt sey, daß das Haus gerichtet worden; so wurde demselben die erste Prämie von 175 Thaler verwilliget.

Auf die, besonders von der hoyaischen Adsociation, eingegangene Klagen, über das Ausarten der Kartoffeln, und dieserhalb geschehene Vorschläge, wurde der dortigen Gegend eine Quantität holländischer Kartoffeln verwilliget, und übrigens beliebt, sich die Erfahrungen und Beobachtungen über das Ausarten derselben, von einigen, diesen Nahrungszweig besonders kultivirenden Oekonomen, zu allgemeiner Bekantmachung, zu erbitten.

Da sich ferner die Societät, theils von der innern Vortreflichkeit des **Beckerschen Noth- und Hülfsbüchleins für Landleute**, theils von dem Nutzen überzeuget hat, den selbiges bei hinlänglicher Bekantwerdung und häufigen Gebrauch für den Landmann unstreitig haben muß, so hat sie, um auch von dieser Seite ihrer Bestimmung gemäß nützlich zu seyn, von der neuen, für Niedersachsen besonders eingerichteten Ausgabe, vorerst **sieben hundert** Exemplare, zu unentgeltlicher Vertheilung, kommen zu lassen, beschlossen, und den Herrn Verfasser desselben, zum Zeichen ihrer besondern Achtung, als correspondirendes Mitglied der Gesellschaft aufgenommen.

Folgende **Prämien** wurden aus nachstehenden Veranlassungen erkant:

1) Dem Holzgrefen **Köning** zu Ostenholz, Amts Fallingbostel: weil er seit sechs Jahren, einen, bei dem Dorfe Ostenholz belegenen Platz, welcher vorhin wegen seiner Nässe und Ungleichheit wenig Nuzzen geschaft, nachdem derselbe vorhin mit Gräben durchzogen, und unnützen Sinken ausgefüllet worden, zu der schönsten **Heisterpflanzung** umgeschaffen hat; eine grössere silberne Medaille von 2 Thalern an Werth.

2) Den Einwohnern der Dorfschaft **Teichlosen**, Amts Dannenberg, weil sie, aus eigenem Antriebe, eine Feldbefriedigung von 200 Fuß von Feldsteinen vorgerichtet, zur Aufmunterung, um damit fortzufahren, 5 Thaler.

3) Dem Meier Friedrich **Kanebley** zu Gandesbergen, Amts Hoya; dem Anbauer Johann **Timpe** zu Witzen,

Witzen, Amts Nienburg; und dem Schulmeiſter **Meyer** zu Radeſtorf, Amts Stolzenau, ſämtlich als den erfahrenſten **Bienenwärtern** dortiger Gegend, jedem eine ſilberne Medaille von 1 Thaler an Werth.

Wie endlich die Societät den beiden zu Stande gekommenen, und bereits in Activität geſetzten Adſociationen, nicht nur die angenehme Bekantſchaft manches edlen und thätigen Patrioten zu verdanken hat, ſondern auch ihren Wirkungskreis durch ſie erweitert, und ihre Thätigkeit belebt ſiehet; ſo hat ſie gegründete Urſachen zu hoffen: dieſe Bekantſchaft vermehrt, und dieſen ihren jederzeitigen Wünſchen ſo gemäßen Wirkungskreis noch vergrößert zu ſehen, ſeitdem durch die patriotiſchen Bemühungen des Herrn Droſten **von Alten** zu **Meinerſen**, auch in dortiger und der umliegenden Gegend, eine neue Adſociation, unter dem Namen der **Gifhorner** zu Stande gekommen iſt, wovon gedachter Herr Droſt die Direction und Beſorgung der Correſpondenz gefälligſt übernommen hat.

Den anderweitigen Vorſchlägen dieſer nunmehr exiſtirenden drei Adſociationen gemäß, ſind folgende von neuem zu ordentlichen Mitgliedern aufgenommen worden:

Herr Amtsvogt **von Werſebe** zu Bergen.

Herr Landſyndikus **Köpp** zu Oſterode.

Herr Amtſchreiber **Heiſe** zu Hagen.

Herr Amtſchreiber **Meyer** zu Lauenſtein.

Herr Lieutenant **Laſius** zu Hameln.

Herr Advokat **Wehrs** in Hannover.

Herr Condukteur **Wölrge** in Gifhorn.

Herr Oberförſter **Erdmann** zum Bruche.

Herr **Kirchhof**, Pächter zu Memſen.

Herr **Beddig**, Verwalter zu Ried.

Herr **Schmedeke**, Contributionseinnehmer in Drakenburg.

Herr Oberſtlieutenant **von Dachenhauſen** zu Breſe.

Herr Amtſchreiber **Nanne** zu Dannenberg.

Herr Paſtor **Küchenthal** zu Ribrau.

Herr Paſtor **Reiche** zu Quickborn.

Herr Oberſt **von Marſchalk** zu Burgtorf.

Herr Cammerherr **von Oberg** zu Schwicheldt.

Herr Cammerjunker **von Marenholz** zu Dieckhorſt.

Herr **von Mandelsloh** zu Ribbesbüttel.

Herr Amtmann **Niemeyer** zu Fallersleben.

Herr Amtsvogt **Palm** zu Eicklingen.

Herr Amtſchreiber **Rave** zu Meinerſen.

Herr Paſtor **Boſe** zu Edemiſſen.

Herr Paſtor **Sarnighauſen** zu Müden.

Herr Gerichtsverwalter Franke zu Langlingen.

Herr Postverwalter Konneberg zu Gifhorn.

Herr Becker, Fürstl. Schwarzburg-Sondershausischer Rath in Gotha, als correspondirendes Mitglied.

Von Verbesserung der Butter *).

In einem Manuscripte von physikalischen, chymischen, medicinischen und ökonomischen Sammlungen des im Jahre 1753 verstorbenen churmainzischen und hessen-homburgischen Hofraths und Leibarztes, D. Kämpfs, findet sich folgende Anweisung von Verbesserung der Butter. Man nehme in der allerbesten Jahrszeit frisch gestoßene, und von dem reinsten Schmand, (Rohm, Sahne) gemachte Butter, so viel man will, und wasche solche aufs allersauberste. Diese Butter lege man in ein Gefäß von Glas, Stein oder Porcellain, das gleich weit und hoch ist. Man mache aber das Gefäß ja nicht ganz voll, sondern lasse solches 2 bis 6 Zoll leer. Dieses Gefäß mit Butter stelle man in ein anderes mit kaltem Wasser angefülltes großes Gefäß, doch so, daß das Wasser außerhalb etwas höher stehe als inwendig die Butter im Gefäße. Das Buttergefäß decke man mit etwas Schwerem zu, damit dasselbe in der Menge Wassers nicht nur nicht umfalle, sondern auch kein Staub und andere Unreinigkeit in die Butter kommen möge. Nunmehr legt man unter das Gefäß, worin das Wasser ist, heiße Glut und Asche, damit das Wasser nach und nach ganz langsam laulicht und erst nach der dritten Stunde milchwarm werde, das ist, daß das Wasser alsdenn eben so warm werde, als eine ganz frisch gemolkene Milch zu seyn pflegt. In dieser Milchwärme unterhalte man das Gefäß mit Wasser noch 4 bis 6 Stunden; man hüte sich aber, daß man das Wasser ja nicht heißer mache. Ein Thermometer kan hierbei zum Maaßstabe dienen. Nach der dritten Stunde wird die Butter allmählig anfangen zu schmelzen, und endlich in der vierten, fünften oder sechsten Stunde so zergehen, wie ein weißes Baumöl in der Wärme zu schmelzen pflegt. Man wird auch sehen, wie die schleimigte Unreinigkeit sich nach und nach zu Boden ziehet und dichte setzt. Die Butter wird ganz unvergleichlich klar und durchsichtig werden. Wenn nun die Butter sich so vollkommen gereinigt, und so klar geworden ist, daß man gar keine Unreinigkeit mehr sich zu Boden setzen siehet, (dieses geschiehet gemeiniglich in der achten oder neunten

*) Siehe auch die leipziger Intelligenzblätter von 1768 Nro 43.

ten Stunde) so nimt man das Gefäß mit Butter aus dem Wasser, stellt es wohin, und klopft etwa noch 6 Minuten lang sanfte daran, damit sich die Unreinigkeit desto mehr fest setze. Endlich gießt man die Butter durch reine Leinewand in dasjenige Gefäß, worin man sie verwahren will: so wird sie in etlichen Stunden hart, und kan als frische Butter gar viele Jahre ohne Verderben erhalten und gebraucht werden.

Diese Butter kan ohne Salz und ohne gekocht zu seyn, vollkommen süß, frisch und gut, wohl 10 Jahre aufbehalten und genutzet, auch überall als eine frisch gekörnte Butter gebraucht und gegessen werden. Sie ist allen andern, selbst frisch gekörnten, um deswillen gar weit vorzuziehen, weil alle Unreinigkeit von derselben abgesondert ist. Und eben deswegen braucht man zu Speisen und dergleichen von dieser reinen Butter kaum ½ so viel, als man von gewöhnlicher Butter nöthig hat. Es macht auch diese Butter die Speisen gar viel angenehmer und gesünder, als eine andere, worin noch aller Schleim und Unreinigkeit sowohl von Butter als Salz sich befindet. Man kan sich dieser Butter auch statt eines Oels zum Salat bedienen, so, daß auch der beste Kenner einen solchen Salat genießen und meinen wird, als wenn er mit dem besten und süßesten französischen Baumöl angemacht wäre. Man nehme zu dem Ende von dieser reinen Butter, und lege sie auf einen warm gemachten Teller: so zergeht sie, und kan also leichtlich Eßig und Salz darunter gekleppert, und der Salat damit angenehm zubereitet werden. Das von der Butter zurück gebliebene Wesen kan, weil noch viele Fettigkeit darunter ist, mit Nutzen zu guten Kuchen und dergl. zu backen, so frisch angewandt werden. In der Zubereitung dieser Butter sehe man aber ja zu, daß das Wasser nicht heißer werde, als oben gelehret worden ist. Denn die geringste Uebersteigung der Milchwärme benimt der Butter vieles von ihrer Annehmlichkeit, Güte und Geiste, und macht sie körnigt. Man wende also lieber ein Paar Stunden mehr daran, so wird auch die Butter desto vollkommener. Im Abgießen der reinen Butter sey man behutsam und nicht geitzig, damit ja nichts von der Unreinigkeit in die Butter komme. Wenn man frisches Baumöl, oder auch anderes frisch gepreßtes Oel auf die nemliche Art reinigt: so kan man solche Oele 10 bis 20 Jahre frisch und rein behalten, ohne daß sie im geringsten verderben. Nur muß man bei der Reinigung der Oele noch langsamer verfahren, etliche Stunden mehr dazu anwenden, und dem Wasser noch weniger Wärme, als bei der Butter, geben. So wohl bei der Butter- als Oelreinigung kan man das Wasser, worin die Reinigung geschiehet, viel bequemer in die Milchwärme nach und nach bringen und darin erhalten, wenn man, an statt Glut und Asche darunter zu legen, hinlänglich warmes Was-

ser

ser öfters zugießt. In solchem Fall kan das Wassergefäß hölzern seyn; und die Arbeit kan dann in einem Zimmer von aufmerksamen Personen verrichtet, und dadurch die Uebereilung und Unreinmachung von Seiten der Domestiken verhütet werden. Es ist eben nicht nöthig, daß die frisch gekörnte Butter erst mit Wasser sauber ausgewaschen werde. Wenn man nur die Milch sauber davon hinweg sondert: so wird die Butter durch die Correction dennoch sehr gut, und nicht so leicht körnigt, als wenn sie viel mit Wasser ist gewaschen worden. Weil ein Rohm, (Schmaud, Sahne,) welcher lange stehet, gar zu sauer wird, eben so wie die Butter, wenn sie ohne Correction eine Weile stehen bleibt, in eine Corruption gehet: so wird ein jeder leicht begreifen, daß nachher auch durch die beste Correction der fauleude Geschmack nicht mehr zu heben ist; und daß man also, wie im Anfang angemerkt worden, zu diesem in so vielen Absichten nützlichen Werke in der besten Jahrszeit die frische, aus frischem Rohm gemachte Butter nehmen müsse.

Mittel wider die Motten.

Die Motten, so unser Pelzwerk und Betten zernagen, sind Kinder des Sommers u. der Wärme. Sie sind, wie die meisten Insekten, am geschäftigsten, wenn die Sonne recht brennt. Klopfet man nun Pelze oder wollene Kleider und Betten an der Sonne aus, so bringt man der Motte, das, was sie so eifrig sucht, nemlich, die Nahrung für ihre künftige Nachwelt, selbst entgegen. Sie braucht nicht lange Zeit, ein oder ein Paar Eyer auf den Haaren oder auf der Wolle anzukleiben, so ist der Schaden geschehen. Das Ey wird mit eingepackt, der Wurm kriecht aus, er macht sich der Wolle und des Pelzwerks, als seiner natürlichen Nahrung und Bekleidung, die seine Mutter für ihn so begierig aufsuchte, zu Nutze, und hinterläßt uns die kahlen Stellen.

Im Kühlen und Dunkeln hat man das nicht zu besorgen. Dieses Insekt sitzt alsdann stille, und man kan mit wenigerer Gefahr sein Pelzwerk einpacken. Ich habe schon 6 Jahre auf diese Art verfahren, und niemals den geringsten Schaden gehabt, ob ich gleich ohne alle Kräuter und andre angepriesene Verwahrungsmittel eingepackt habe. Mein ganzes Arcanum bestehet darin: Man säubre den Kasten oder Koffer, in den man einpakken will, auf das sorgfältigste; je besser dieser schliesset, desto besser ist es. Man klopfe früh Morgens im Schatten seine Pelze, Kleider und Betten aus, schlage solche so derb, wie möglich, in ein gutes linnenes Tuch, und verwahre es im Kasten oder Koffer an einem kühlen, finstern und trocknen Orte. Je zeitiger man im Frühjahr einpackt, desto sicherer ist es.

Hannoverisches Magazin.

51tes Stück.

Freitag, den 26ten Junius 1789.

Des Herrn von Maupertuis Beschreibung einer Reise in das mitternächtliche Lappland, um ein altes Monument aufzufinden.

Nach meiner Rückkunft aus Lappland, legte ich dem Publikum von den Beobachtungen Rechenschaft ab, welche der vornehmste Gegenstand unserer Reise waren, von denjenigen, wodurch wir die Figur der Erde bestimmet hatten.

Hier liefere ich eine Beobachtung anderer Art.

Da wir zu Pello, wo der von uns gemessene Bogen des Mittagszirkels sich endiget, uns aufhielten, erwähnten die Finnen und Lappländer öfters eines Monuments, welches sie als das Wunder ihres Landes betrachten, und worin die Wissenschaft aller ihnen unbekanten Dinge verschlossen seyn solte. Dieses Monument solte 25 bis 30 Meilen von Norden in der Mitte derjenigen großen Waldung, welche das bottnische Meer von dem Ocean trennet, belegen seyn.

Um dahin zu gelangen, mußte man sich durch Rennthiere in den gefährlichen Fahrzeugen, Pulkas, davon ich in dem Bericht unserer Beobachtungen eine Beschreibung gemacht habe, über den Schnee ziehen lassen. Ob wir gleich im April waren, so mußten wir doch Gefahr laufen, in den Wüsten, ohne einige Hofnung zu einem Zufluchtsorte, zu erfrieren. Das ganze Unternehmen mußte man auf die Redlichkeit der Lappländer ankommen lassen.

Fast schäme ich mich zu sagen, daß ich die Reise unternahm. Die Unnützlichkeit des Aufenthalts, welchen wir in diesen Ländern bis zu einer Zeit, die unsere Rückreise erlaubte, zu verlängern gezwungen waren; die Begierde, bis zum Mittelpunkt Lapplandes zu dringen; eine geringe Hofnung, das einzige Monument in seiner Art zu sehen; endlich die Gewohnheit an Mühe und Gefahren, werden mich entschuldigen.

Ich entschloß mich zur Reise, und hatte den Vortheil, von dem Herrn Celsius, welcher mit der Kenntniß der Sternkunde, eine tiefe Gelehrsamkeit der nordischen Sprachen verbindet,

1 The pride of the height is the clear firmament,
the beauty of heaven with the glory of stars,
2 the shining forth of the light in the heights of the Lord.
3 At the command of the Holy One they stand in their order,
and they never grow weary in their watches.
4 Look at the rainbow, and bless the one who made it;
it is very beautiful in its radiance.
5 It encircles the heavens with its glorious arch,
the hands of the Most High have stretched it out.
6 By his command he speeds the snow,
and sends swiftly the lightnings of his judgement.
7 Therefore the storehouses are opened,
and the clouds fly out like birds.
8 In his majesty he gives strength to the clouds,
and the hailstones are broken small.
9 The voice of his thunder rebukes the earth;
so do the mountains and the hills when the storm of his power is stirred up.
10 At his will the south wind blows,
and the storm from the north and the whirlwind;
he scatters the snow like birds flying down,
and its descent is like locusts settling.
11 The eye is astonished at the beauty of its whiteness,
and the heart is amazed at its falling.
12 He pours frost upon the earth like salt,
and when it freezes, it lies like pointed thorns.
13 The cold north wind blows,
and ice congeals on the water;
it settles on every gathering of water,
and the water puts it on like a breastplate.
14 It consumes the mountains and burns up the wilderness,
and withers the tender grass like fire.
15 A mist quickly heals all things;
when the dew comes it refreshes from the heat.
16 By his counsel he stilled the deep
and planted islands in it.
17 Those who sail the sea tell of its dangers,
and we marvel at what we hear.
18 There are strange and wondrous works in it,
all kinds of animals and sea monsters,
and creatures that swim and huge fishes.
19 Because of him his messenger has success,
and by his word all things hold together.

In dieser unglücklichen im Sommer von den Strahlen der nie untergehenden Sonne unaufhörlich gebrannten, und im Winter in tiefe und ewige Nacht versenkten Himmelsgegend, solte man keine so angenehme Zufluchtsstädte vermuthen, als wir sie fanden.

Das Haus Pelika war ungeachtet seiner Entfernung von der bewohnten Welt eines der besten, die ich in diesem Lande angetroffen habe. Wir breiteten Ochsen- und Rennthierhäute aus, auf denen wir uns für den folgenden Tag durch eine kleine Ruhe zu einer sehr harten Reise vorbereiteten.

Lange vor dem Aufgang der Sonne am 12ten April (1737) reisete ich von Pelika, und kam bald zu Erckiheiki an, wo ich mich nicht länger verweilte, als daß wir unsere Schlitten verließen, und in unsere Pulkas gebunden wurden, ohne welche Vorsicht man nicht lange, wenn das Rennthier läuft, im Fahrzeuge bleiben würde. Doch war in dieser Zeit jene Vorsicht gegen die Schnelligkeit der Rennthiere unnütz. Sie waren nicht mehr unzähmbare Hirsche, die mich im verwichenen Sommer so schnell über den Fluß zogen, die mich von der Höhe des Avasara stürzten. Ihre haarigten Gehörne waren jetzt nur weiße und trockne Knochen, welche man für Rippen unlängst verendeter Thiere halten konte. Die Knochen durchdrungen die Haut, und sie schienen unfähig, uns 100 Schritte ziehen zu können.

Die Ursache dieser Veränderung lag in dem Unterschiede der Jahrszeiten. Als sie mich auf den Avasara brachten, waren sie aus Norwegen, wo sie sich den Sommer hindurch nur zu weiden und zu feisten brauchten, zurückgekommen. Ich mögte zu der Zeit Niemandem rathen, im Pulka zu reisen. Allein, nach den Arbeiten des Winters und nach der Wiederkehr der lapponischen Märkte, hatten wir nur zu befürchten, daß uns die Rennthiere unter Weges liessen. Ist es schwer, dieses Thier in seiner Kraft aufzuhalten, so ist es nicht leichter, in der Zeit der Ermattung seinen Gang zu befördern.

Nun liessen wir uns zur Seite eines Waldes ziehen, wohin wir 8 bis 9 Meilen hatten. Kein Weg leitete, wohin wir wolten. Dieses vermehrte die Arbeit unserer Rennthiere sehr. Man mußte sie alle Augenblicke ausruhen, und ihnen Moos, welches wir mit uns führten, reichen lassen. Dieses Moos ist ihre ganze Nahrung. Die Lappländer vermischen es mit Schnee, und machen sehr harte Brodte davon, welche sie für diese Thiere, die sie mit Begierde zernagen, zugleich zum Futter und Getränk gebrauchen. Dem ungeachtet mußten wir ein Rennthier unter Weges lassen; man bindet es mit dem Fuß an einen Baum, und läßt ihm eines der Brodte.

Wir selbst waren durch die unbequeme Lage in unsern Pulkas sehr ermüdet; die einzige Erholung, welche wir während dieser langweiligen Reise

hatten, fanden wir in der Bemerkung der Fahrten verschiedener Thierarten, wovon der Wald erfüllet ist. Man unterscheidet und erkennet eine jede leicht, und erstaunet über die Anzahl so verschiedener Thiere, die seit einigen Tagen im kleinen Bezirk vorüber geschritten sind.

Wir fanden auf unserm Wege mehrere den Hermelinen gelegte Schlingen. Auf einem in der Höhe des Schnees abgehauenen Baum befestigen die Lappländer ein Holzscheit, bedecken es mit einem andern, welches dem Hermelin einen kleinen Durchgang überläßt, aber dasselbe zu überfallen und zu zerschmettern bereit ist, indem es die ihm bereitete Lockspeise verzehren will.

Auf diese Weise fängt man die Hermeline, davon die lappländische Jagd einen Ueberfluß hat. Diese Thiere haben im Sommer eine Caneelfarbe, und nichts Weißes, als den Bauch und den Rand der Ohren. Wir haben sie oft am Rande der Seen und Flüsse angetroffen, wo sie, glaube ich, Fische fangen, auf welche sie sehr begierig sind. Zuweilen haben wir einige mitten im Wasser schwimmen gesehen. Im Winter sind sie ganz weiß, und so waren auch diejenigen, die wir in den Schlingen antrafen. Inzwischen hatte ein zahmes Hermelin, welches ich bei meiner Abreise von Torneo bei mir hatte, an einigen Orten die Weiße verloren, und einige Tage nachher fand ich es bei meiner Wiederkunft ganz grau. Es ist wahr, wenn die Kälte sie aus irgend einer Ursache weisset, so konten die sich in den Feldern aufhaltenden Hermeline länger weiß seyn, als ein anderes, das im Hause verschlossen war. Vielleicht waren auch die in den Schlingen gefundenen seit langer Zeit gefangen; denn, todte Thiere werden sich, gefroren, den ganzen Winter hindurch erhalten. In den Hermelinpacketen, welche die Lappländer verkaufen, befinden sich, indem die Felle umgekehrt sind, immer verschiedene graue, oder grau gefleckte, die man zum Futtern der Pelze nicht gebraucht.

Eine Stunde nach Mittage kamen wir zum See Keyma, welcher am Fuße des kleinen Berges Windso belegen ist. Wir stiegen hinauf. Hier solte das Monument seyn, aber es war im Schnee begraben. Unsere Lappländer suchten es lange vergeblich, und ich fing an, die auf so verdächtige Zeugnisse unternommene mühevolle Reise zu bereuen, als man durch anhaltendes Wühlen entdeckte, was wir suchten. Ich ließ den Schnee wegnehmen, ein großes Feuer anzünden, um den übrigen abzuschmelzen, und das Monument recht wohl betrachten zu können.

Dieses ist ein Stein, dessen einer Theil von ungleicher Bildung 1½ Fuß aus der Erde steht, und ungefehr 3 Fuß lang ist. Eine seiner Seiten war ziemlich gerade und bildete eine Ebene, welche nicht ganz senkrecht, aber einen spitzen Winkel mit der wagrechten Fläche macht. Auf dieser Seite siehet man

zwei

Laud's
Diary.

Laud's Diary, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Prynne's
Cant.

Prynne's Cant, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Heylin's
Cyprianus
Anglicus.

Heylin's Cyprianus Anglicus, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Wood's
Athenæ
Oxonienses.

Wood's Athenæ Oxonienses, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Fuller's
Church
History.

Fuller's Church History, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Hacket's
Scrinia
Reserata.

Hacket's Scrinia Reserata, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Clarendon's
History of
the Rebellion.

Clarendon's History of the Rebellion, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Whitelocke's
Memorials.

Whitelocke's Memorials, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Rushworth's
Historical
Collections.

Rushworth's Historical Collections, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Nalson's
Collections.

Nalson's Collections, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Rymer's
Fœdera.

Rymer's Fœdera, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Strype's
Memorials.

Strype's Memorials, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Burnet's
History of
the Reformation.

Burnet's History of the Reformation, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Collier's
Ecclesiastical
History.

Collier's Ecclesiastical History, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Neal's
History of
the Puritans.

Neal's History of the Puritans, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Hallam's
Constitutional
History.

Hallam's Constitutional History, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Macaulay's
History of
England.

Macaulay's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Gardiner's
History of
England.

Gardiner's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Green's
History of
the English
People.

Green's History of the English People, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Lingard's
History of
England.

Lingard's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Hume's
History of
England.

Hume's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Smollett's
History of
England.

Smollett's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Rapin's
History of
England.

Rapin's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Carte's
History of
England.

Carte's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Tindal's
History of
England.

Tindal's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Kennett's
History of
England.

Kennett's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Echard's
History of
England.

Echard's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Oldmixon's
History of
England.

Oldmixon's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Rapin's
History of
England.

Rapin's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Carte's
History of
England.

Carte's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Tindal's
History of
England.

Tindal's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Kennett's
History of
England.

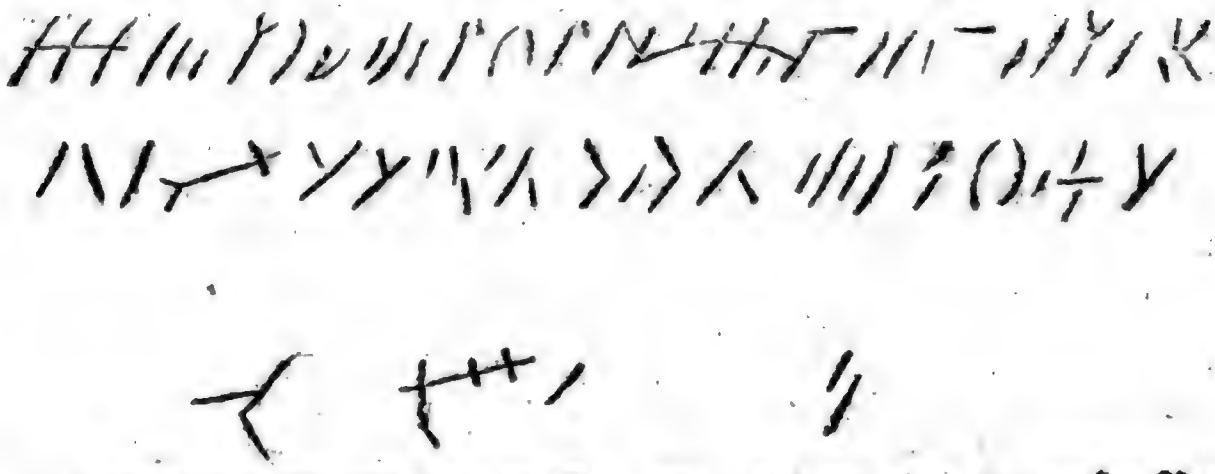
Kennett's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Echard's
History of
England.

Echard's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.

Oldmixon's
History of
England.

Oldmixon's History of England, which is a mere chronological record of the principal events of his life, and of the preferments which he received, is printed in the first volume of his Works, pp. 1–60. It is a valuable document, and is frequently referred to in the following pages.



Wenn dieses nur ein Spiel der Natur seyn solte, so würde der Ruf, welchen dieser Stein im Lande hat, verdienen, daß wir eine Beschreibung davon geben.

Dieser Stein hat wahrlich nicht die Schönheit der griechischen und römischen Denkmähler, ist aber sein Inhalt eine Inschrift, so hat dieselbe wahrscheinlich den Vortheil, die älteste in der Welt zu seyn. Das Land, worin er sich befindet, wird von einer Gattung Menschen bewohnt, welche wie die Thiere in den Wäldern leben. Man solte nicht glauben, daß sie jemals eine der Ueberlieferung auf die Nachwelt würdige Begebenheit erlebt, oder daß sie in diesem Fall die Mittel dazu gekant hätten. Auch hat dieses Land seiner gegenwärtigen Lage nach wohl ehedem keine ausgebildetere Bewohner gehabt. Das schreckhafte Klima, und die Unfruchtbarkeit des Bodens, bestimmten es nur zum Zufluchtsorte einiger Elenden, die keinen andern kanten.

Es scheint dann unsere Inschrift zu einer Zeit, als dieses Land unter einer andern Himmelsgegend belegen war, und vor einer der großen Veränderungen, die der Welt ohne Zweifel begegnet sind, eingegraben zu seyn. Der Stand den die Axe der Erde heut zu Tage gegen die Sonnenbahn hat, verursacht, daß die Sonnenstrahlen nur sehr schräg auf Lappland fallen. Daher ist es zu einem langen für die Menschen und alle Naturproducte trauervollen Winter verurtheilt, sein Boden ist unfruchtbar und öde.

Doch war wohl eben keine große Bewegung unter den Himmelskörpern vonnöthen, um ihm alles dieses Elend zu verursachen. Vielleicht waren diese Gegenden ehedem diejenigen, die die Sonne am günstigsten anblickte. Die Polarkreise konten seyn, was jetzt die tropischen sind, und die heiße Zone hat etwa die Stelle besessen, welche die gemäßigten Zonen nun eingenommen haben. Allein, wie konte sich die Lage der Erdaxe verändern? Betrachtet man die Bewegung der Himmelskörper, so liegen nur zu viel Ursachen vor Augen, welche solche Veränderungen, und noch weit gröss sere hervorzubringen, fähig sind.

Wenn

Wenn die Kenntniß der Zergliederung aller Theile, und aller Mittel, welche unsern Körper in Bewegung setzen, Verwunderung veranlaßt, wie die Maschine so lange Zeit bestehen könne, so können wir eben dasselbe von den astronomischen Beurtheilungen sagen. Uns entdeckt die Kenntniß der Bewegungen des Himmels viel Ursachen, die nicht nur unsrer Erde, sondern dem allgemeinen Weltsystem, beträchtliche Veränderungen zu Wege bringen können. Die Veränderung in der Krümme der Sonnenbahn, welche verschiedene Sternkundige durch die Beobachtungen der Alten gezeigt zu haben glauben, konte allein in Vergleichung gegen unsere Beobachtungen, nach langen Folgen von Jahrhunderten solche Veränderungen, wovon wir reden, hervorgebracht haben. Die Krümme, unter welcher die Bahn des Mittelkreises die Erde heut zu Tage die Bahn der Sonne durchschneidet, könte etwa der Ueberrest einer größern Krümme seyn, während welcher Veränderung die Pole sich unter den gemäßigten Zonen, oder in der heissen Zone befunden, und die Sonne über ihren Scheitel gesehen haben mögten.

Es mögen nun dergleichen, oder auch plötzlichere Veränderungen gewesen seyn, gewiß ist ihr Daseyn. Die Abdrücke von Fischen, die versteinerten Fische selbst, die man in der vom Meere am weitesten entfernten Erde, und bis auf die Gipfel der Berge antrift, sind die unwiedersprechlichsten Beweise ehemaliger Ueberschwemmung dieser Gegenden.

Der Schluß folgt künftig.

Beantwortung der in dem 48ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre enthaltenen Anfrage: Giebt es ein Mittel gegen die so genannte Gänsepest?

Diejenige Krankheit, welcher in den Monaten Junius und Julius die jungen Gänse unterworfen sind, und woran oft ganze Heerden dahin sterben, ist für den Landmann, vorzüglich in solchen Gegenden, wo der Gänsehandel einer der vorzüglichsten Nahrungszweige für denselben ist, und wo er nur aus diesem Handel das ihm zu seinen Abgaben so unentbehrliche baare Geld zieht, zu drückend, als daß ich nicht aufgefordert durch die in dem 48ten Stück dieses Magazins enthaltene Anfrage, mit Vergnügen ein, an vielen Orten schon bekantes, und mit Nutzen angewandtes Mittel dawider, durch diese Beantwortung allgemein bekant zu machen versuchen solte.

Die ganze Krankheit hat allein ihren Sitz in dem Kopfe der jungen Gänse: Durch die Ohren, die bei ihnen noch nicht so mit Federn bedeckt sind, wie bei ältern Gänsen, kriecht ein kleines Insekt — im gemeinen Leben unter dem Namen Gritze bekant — ihnen in den Kopf. Dieses Insekt

hat

hat mit allen seinen zahllosen Brüdern und Schwestern das gleich, daß ein kühler feuchter Mai seine Ausbrütung hindert, anhaltende dürre Hitze aber dieselbe vermehret: daher die in der Anfrage bemerkte Beobachtung, daß eine gemäßigte kühle Luft ein wahres Präservativ, anhaltende dürre Hitze hingegen, mit zuletzt erfolgten Donnergüssen — diese pflegen freilich auf anhaltende dürre Hitze zu folgen — zuverläßige Vorboten der tödlichen Krankheit wären: daher die ebenfalls bemerkte Beobachtung, daß die auf der Geest an dem Wümmefluß weidende Gänse der Krankheit weniger unterworfen wären, wie die in der Masch, ungeachtet letztere größtentheils an der Weser liegt: denn die Mücke, mithin auch die Gnitze, ein zu dem Mückengeschlecht gehörendes kleines Insekt, breitet sich in feuchten, mit niedrigem Gesträuch versehenen Gegenden, wie z. E. unsere Maschen, und die Ufer der größtentheils mit Schlachten, und auf diesen mit Buschwerk versehenen Weser sind, weit stärker aus, wie in trockenen Geestgegenden.

Dies vorausgesetzt, hat also auf diese Krankheit die mehrere oder mindere Güte der Gräserei und des Wassers gar keinen Einfluß, die Gegend und das Wetter haben aber nur einen relativen Einfluß, in so fern beide dazu beitragen, dem Feind, der das Uebel verursacht, Daseyn und Nahrung zu verschaffen, mithin seine Ausbrütung und Vermehrung zu befördern, an und für sich haben sie aber selbst gar keinen Antheil daran, sondern allein jenes Insekt ist der Feind, den man aus dem Wege zu räumen suchen muß: und dies ist sehr leicht: man darf ihm nur den Eingang in den Kopf verwehren; am leichtesten geschiehet solches auf die Weise, daß man den jungen Gänsen im Anfange des Junius, ehe das Insekt da ist, mit einer Feder die Ohrenöfnungen mit Baumöl — wo man ihn nicht haben kan, dürfte Rübeöl wohl denselben Nutzen haben — schmieret; da inzwischen die Gans, unbekant mit dem Nutzen dieser Operation, das am Kopfe befindliche Oel am Grase wieder abzuscheuren pflegt: so muß sie nach Verlauf von 10 bis 12 Tagen, ein auch wohl 2 mal wiederholt werden: nachher bedarf es keiner weitern Vorsorge: denn theils ist das Insekt nach Johannis so häufig nicht mehr da, und theils wachsen der jungen Gans mitlerweile die Federn am Kopfe schon stärker, und schützen sie vor ihrem Feinde.

Im gegenwärtigen Jahre dürfte übrigens dies Mittel wohl nicht ganz den Nutzen mehr gewähren, den man sich sonst zuverläßig immer davon versprechen kan, weil es schon zu spät in der Jahrszeit ist, und wenigstens an vielen Orten das Insekt schon in den Kopf eingedrungen seyn wird, inzwischen frägt es sich, ob nicht durch baldige Anwendung des Mittels wenigstens noch manches Thier gerettet werden könte.

C. D. Meyer, jun.
Cammersecretair.

Hannover.

Hannoverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 29ten Junius 1789.

Des Herrn von Maupertuis Beschreibung einer Reise in das mitternächtliche Lappland, um ein altes Monument aufzufinden.

(Schluß.)

Die heilige Geschichte lehrt uns, daß die Gewässer ehemals die höchsten Berge bedeckt haben. Es würde schwerer seyn, eine solche Ueberschwemmung zu begreifen, ohne eine Versetzung des Schwerpunkts des Erdbodens und seiner Himmelsgegenden anzunehmen.

Will man zu solchen Revolutionen seine Zuflucht nicht nehmen, so könte man den Ursprung der Inschrift zu Windso in einer so ausserordentlichen Begebenheit suchen, als unsere Reise es ist. Eine Inschrift über die Geschichte unserer Unternehmung in diesen Ländern, wird vielleicht eines Tages eben so dunkel seyn, als jene; und wenn alle Wissenschaften verloren gegangen wären, wer könte alsdenn entdecken, wer könte sich einbilden, daß ein solches Monument das Werk eines Franzosen wäre, und daß dessen Inschrift das Maaß der Erdgrade und die Bestimmung der Figur der Erde darstelle?

Ich verlasse meine Betrachtungen und das Monument, und ergreife wiederum die Feder meiner Reise. Nachdem wir den Inhalt des Steins abgeschrieben, setzten wir uns in unsere Pulkas, um nach Erckiheiki zurück zu kehren. Dieser Weg war noch verdrüßlicher als am Morgen. Die Lage in dem Pulka ist so unbequem, daß wir nach Verlauf einiger Stunden die Glieder zerbrochen zu haben glaubten, ohnehin waren wir seit 4 Uhr des Morgens bis 1 Uhr Nachmittags in denselben beständig gewesen. Die Rückreise dauerte noch länger, unsere Rennthiere hielten alle Augenblicke an, das mitgeführte Moos war zusammen verzehrt, und man mußte ihnen etwas aufsuchen. Ist der Schnee, wie Staub, wie er es bis in den Frühling ist, so höhlet sich das Rennthier in demselben, ob er gleich überall bis zu den größten Tiefen die Erde bedeckt, in einem Augenblick mit den Füßen einen Stall, kehret

ret den Schnee von allen Seiten hinweg,, und entdeckt das bis auf den Grund verborgene Moos; man meint, vermöge eines besondern Instinkts, und es trüge ihn nie, indem es sein Loch macht, das mit Schnee bedeckte Moos zu finden. Der damalige Zustand der Oberfläche des Schnees verhinderte, den Ungrund dieser Meinung zu untersuchen. Wenn diese Oberfläche von den Strahlen der Sonne, welche die Schneetheile zu schmelzen und zu verbinden warm genug sind, berühret worden, so gefrieret sie sogleich wieder, und der Frost härtet sie zu einer Rinde, welche Menschen, Rennthiere und selbst Pferde trägt. Hat diese Rinde den Schnee einst bedeckt, so können die Rennthiere dieselbe nicht aushöhlen, um darunter ihre Nahrung zu suchen. Die Lappländer müssen sie ihnen durchbohren, und dieses ist für den Dienst, den diese Thiere ihnen leisten, die ganze Belohnung.

Sie sind werth, daß wir hier etwas von ihnen erzählen. Sie sind eine Art Hirsche, deren sehr ästige Gehörne die Enden über die Stirne verbreiten. Sie scheinen von der Natur zur Erfüllung der lappländischen Bedürfnisse bestimmt zu seyn. Sie dienen den Lappländern statt der Pferde, der Kühe und Schafe.

Man spannet das Rennthier vor ein kleines Schiff, den Pulka, welches vorn spitzig ist, um den Schnee zu zerschneiden, und ein Mann, halb sitzend, halb liegend, kan den größten Fleiß anwenden, damit er nicht fürchte, umzuwerfen, oder jeden Augenblick in dem Schnee vergraben zu werden.

Das Fleisch der Rennthiere ist frisch oder getrocknet zum Essen vortreflich. Die Milch der weiblichen ist ein wenig scharf, aber so fett als der Rahm der Kuhmilch. Sie erhält sich lange gefroren, und die Lappländer machen Käse, welche besser seyn würden, wenn sie etwas künstlicher und reinlicher gemacht wären.

Die Haut der Rennthiere giebt Kleidungen aller Art. Die mit einem gelblichen etwas krausen Haar bedeckte Haut der jüngern ist ein ungemein weiches Pelzwerk, womit die Finnländer ihre Kleider unterfüttern. Die etwas ältern Rennthiere bekommen braunes Haar, und man macht von ihrer Haut, die in ganz Europa unter dem Namen Lapmudes bekanten Röcke. Man trägt das Haar auswendig, und sie geben eine sehr leichte und warme Kleidung. Die Haut des alten Rennthiers wird wie die Hirsch- oder Dammhirschhaut bereitet, und giebt die schönsten Handschuh, die schönsten Westen und Gürtel. Die Lappländer spinnen auf gewisse Art die Sehnen und Gedärme der Rennthiere, rollen sie zusammen, und bedienen sich nicht leicht eines andern Fadens. Damit sie endlich alles nutzen, so werden die Gehörne den Göttern geweihet.

Nachdem wir zu Pellika nach vieler Ermüdung, Kälte und Langenweile wieder angelangt, reiseten wir am

13ten früh Morgens von dannen, und kamen gegen 9 Uhr nach Kengis.

Dieser ziemlich elende Ort ist wegen der dasigen Eisenhütten etwas bekanter, als die andern. Die Materialien werden während dem Winter durch Rennthiere aus den Bergwerken zu Junesuando und Swappawara dahin gebracht. Die Eisenhütten arbeiten nur einen geringen Theil des Jahrs, da das Eis in den Rädern keine Bewegung der Blasebälge und Hämmer verstattet.

Kengis liegt an dem Ufer eines Arms des Flusses Torneo, und hier findet sich ein schrecklicher Wasserfall, den kein Schiff paßiren kan Es war das schönste Schauspiel, die Eisschollen und den Schaum mit Gewalt herabstürzen, und eine Cascade bilden zu sehen, deren Rand kristallen zu seyn schien. Nachdem wir bei Herr Antilius, dem Prediger von Kengis, gespeiset, reiseten wir von dannen, und kamen an demselben Abend nach Pello, um in dem Hause, welches wir so lange bewohnt hatten, und wahrscheinlich zum letzten mal sahen, zu übernachten.

Auf unsrer Rückreise von Kengis begegneten uns verschiedene Caravanen Lappländer auf dem Flusse, welche die mit den Kaufleuten von Torneo auf den Märkten des obern Lapplandes getauschten Häute und Fische nach Pello brachten.

Die Caravanen bilden lange Reihen von Pulkas. Das erstere Rennthier wird von einem Lappländer zu Fuß geführet, es ziehet den erstern Pulka, woran das zweite Rennthier befestigt ist, und so ferner 30 und 40, welche alle genau die kleine von dem erstern gemachte und von dem andern gehöhlte Furche paßiren.

Wenn die Rennthiere müde sind, und die Lappländer den Ort des Lagers gewählt haben, so bilden sie durch die an die Pulkas gebundenen Rennthiere einen großen Kreis. Jedes lagert sich in den Schnee mitten auf dem Flusse, und ihre Lappländer theilen ihnen Moos aus. Diese sind eben so leicht zu befriedigen, viele begnügen sich, Feuer anzuzünden, und sich auf dem Flusse niederzulegen, indes ihre Weiber und Kinder Fische aus den Pulkas zur Mahlzeit hervortragen. Andere schlugen eine Art Zelte auf, welche Wohnungen der Lappen würdig sind. Sie sind erbärmliche Lumpen von einer vom Rauche schwarz gefärbten dicken Leinwand. Dieselbe umgiebt einige Pfähle, welche einen Kegel bilden, dessen Spitze offen bleibet und zum Schornstein dienet. Hierin liegen die Wollüstigsten auf Rennthieren- und Ochsenhäuten, schmauchen Taback, und verachten die Beschäftigungen der übrigen.

Diese Leute haben keine andere Wohnungen als Zelte. Ihre Habe bestehet in Rennthieren, welche nur von einem nicht aller Orten anzutreffenden Moose leben. Hat ihre Heerde den Gipfel eines Berges abgeweidet, so müssen sie dieselbe auf einen

andern bringen, und auf solche Weise irrend in der Wüste leben.

Ihre Waldung ist im Winter erschröcklich, und im Sommer noch weniger wohnbar. Eine unzählige Menge Fliegen aller Art vergiftet die Luft, verfolget die Menschen, empfindet sie von weitem, und macht um jeden, der verweilet, einen so schwarzen Dunstkreis, daß er sich nicht siehet. Man muß seine Stelle sogleich verändern, und keine Ruhe haben, oder grüne Bäume verbrennen, und so dicken Rauch erregen, daß er die Fliegen zerstreuet, und den Menschen nicht weniger erträglich wird; ja, man muß oft die Haut mit Harz bedecken, welches aus den Tannen fließt. Diese Fliegen stechen so grausam und manche geben Wunden, aus denen das Blut in großen Tropfen rieselt.

Zur Zeit der größten Wuth dieser Insekten, in den beiden Monaten, in denen wir, um die Triangel in den Wäldern zu machen, uns hier aufhielten, fliehen die Lappländer mit ihren Rennthieren gegen die Küsten des Oceans, wo sie davon befreiet sind.

Noch habe ich von der Bildung und dem Wuchs der Lappländer, worüber man viele Mährchen erzählt hat, nicht geredet. Man hat ihre Kleinheit übertrieben, aber ihre Heßlichkeit hat man nicht wohl übertreiben können. Die Strenge und Langwierigkeit des Winters, wogegen sie keinen andern Schutz als jene elenden Gezelte haben, unter welchen sie ein schreckliches Feuer machen, das sie auf einer Seite verbrennet, indes sie auf der andern erfrieren; ein kurzer Sommer, während dem sie ohne Unterlaß von den Sonnenstrahlen verbrannt werden; die Unfruchtbarkeit der Erde, welche weder Korn, noch Frucht, noch Gemüse hervorbringt, scheinen das Menschengeschlecht dieser Himmelsgegend verändert zu haben.

Was ihren Wuchs betrift, so sind sie kleiner, wie andere Menschen, doch nicht so klein, wie einige Reisende behaupten, die sie zu Pigmäen machen. Unter der Menge Lappländer u. Lappländerinnen, die ich sahe, maß ich eine etwa 25 bis 30 Jahr alte Frau, die ein Kind stillte, welches sie in einer birkenen Rinde trug. Sie schien gesund und regelmäßig gewachsen zu seyn, nach der Vorstellung, die ich mir von der Regelmäßigkeit ihres Wuchses gemacht hatte, war sie 4 Fuß 2 Zoll 5 Linien hoch, und sie war gewiß eine der kleinsten, die ich je gesehn habe. Dennoch schien ihre Kleinheit in diesem Lande nicht ungestaltet noch ausserordentlich. Man kan sich in Ansehung der Kleinheit der Lappländer, und der Dicke ihres Kopfes geirret haben, wenn man nicht, wie ich, eine Beobachtung, der Unwissenheit, worin sie sich fast sämtlich in Ansehung ihres Alters befinden, ungeachtet, gemacht hat.

Die Kinder, welche in ihrer zarten Jugend schon verunstaltete Züge und das Ansehen kleiner Greise haben, fangen frühzeitig an, Pulkas zu fahren, um sich mit den Arbeiten der Väter zu beschäftigen. Ich glaube, die meisten

$$\dot{x} = \frac{\dot{y}}{\sqrt{1-y^2}}$$

gen, welche für diejenigen, die sich derselben ausgesetzt haben, fast unfehlbar traurig sind. Zuweilen entstehen Schneegewitter, welche einer noch größern Gefahr aussetzen. Auf einmal scheint der Wind von allen Seiten zu blasen, und er wirft den Schnee mit einer solchen Wuth, daß im Augenblicke alle Wege verloren sind. Wer von einem solchen Sturm im Felde ergriffen wird, der wird umsonst seine Kenntniß der Oerter zu Rathe ziehen, oder die Zeichen der Bäume aufsuchen, er ist durch den Schnee geblendet, und stürzt sich in den Abgrund, wenn er fortschreitet.

Ist dann die Erde schrecklich in diesen Himmelsgegenden, so stellt der Himmel die herrlichsten Schauspiele dar. Seitdem die Nächte dunkel zu werden anfangen, so erleuchten Feuer von tausend Farben und tausend Gestalten den Himmel, und scheinen die an eine beständige Erleuchtung gewöhnte Erde, wegen der Abwesenheit der sie verlassenden Sonne, entschädigen zu wollen. Diese Feuer haben in diesen Ländern keine dauernde Stellung, wie in den mittägigen Ländern. Siehet man gleich oft einen Bogen eines fixen Lichts gegen Norden, so scheinen sie doch am häufigsten ohne Unterschied den ganzen Horizont einzunehmen. Zuweilen beginnen sie eine weite Binde eines hellen beweglichen Lichts zu bilden, dessen Enden den Horizont berühren, und welches durch eine, einem Fischgarn ähnliche Bewegung schnell den Himmel durchläuft. Mit dieser Bewegung erhalten sie sich in der senkrechten Bewegung gegen den Mittagszirkel. Alle diese Lichtstrahlen vereinigen sich nach diesen Vorspielen am öftersten gegen den Scheitelpunkt, wo sie den Gipfel von einer Art Krone bilden. Die Bogen, welche denen, die wir in Frankreich gegen Norden sehen, ähnlich sind, fanden sich oft gegen Mittag; oft findet man sie gegen Norden und gegen Mittag beisammen, ihre Gipfel nähern sich einander, indem ihre Enden sich entfernen, und gegen den Horizont herabsteigen. Ich habe dergleichen sich entgegen stehende Scheine gesehen, deren Gipfel sich fast im Zenith berührten, andere haben öfters zur Seite mehrere zusammen gezogene Bogen. Sie haben alle ihre Gipfel gegen die Richtung des Mittagszirkels, jedoch mit einer Neigung gegen Abend, welche mir nicht immer dieselbe schien, und öfters unmerklich ist. Einige dieser Bogen ziehen sich, wenn sie ihre größte Breite über den Horizont gehabt, in der Annäherung zusammen, und bilden darüber mehr als zur Hälfte eine große Ellipse.

Man würde nicht zu Ende gelangen, wenn man alle Gestalten dieser Scheine und alle ihre Bewegungen erzählen wolte. Ihre gewöhnlichste Bewegung macht sie den Fahnen ähnlich, die man in der Luft fliegen läßt, und durch die Vermischung der Farben, womit sie gemalt sind, solte man sie für Binden von Taffent halten, die

wir

wir Flambees nennen. Zuweilen tapeziren sie einige Gegenden des Himmels mit Scharlach. Zu Oswer-Tornea sahe ich am 13ten Decembr ein solches Schauspiel, welches ungeachtet aller, der ich gewohnt war, meine Bewunderung an sich zog.

Gegen Mittag sahe man eine große Gegend des Himmels mit einem so lebhaften Roth bemalt, daß alle Gestirne des Orion in Blut getaucht zu seyn schienen. Dieses jetzt fixe Licht wurde bald beweglich und nachdem es andere Farben, violet und blau, angenommen, so bildete es einen Tempel, dessen Gipfel gegen Südosten nicht weit vom Zenith entfernt war; der schönste Schein des Mondes verloschnichts von diesem Schauspiele.

Ich habe nur zween dieser rothen Scheine gesehen, welche in diesen Ländern, wo es Scheine von so vielen Farben giebt, selten sind, und man fürchtet sie als Zeichen eines großen Unglücks. Betrachtet man die Lufterscheinungen, so ist es kein Wunder, daß diejenigen, welche sie mit unphilosophischem Auge ansehen, flammende Wagen, streitende Kriegesheere, und tausend andere Wunder darin wahrnehmen.

Wir blieben zu Tornea bis zum März in einer gewissen Unthätigkeit in unsern Kammern verschlossen.

Ein Brief eines Engländers in Calcutta, an seinen Vater in London, enthält folgende merkwürdige Nachricht: *)

„Neulich war ich Augenzeuge eines Vorfalls, der die traurige Folge der noch immer im Königreiche Hindostan herrschenden Unwissenheit und des großen Aberglaubens ist. — Ein bejahrter Mann stürzte sich in eine zehn Fuß tiefe Grube, die halb mit brennbaren Dingen angefüllet war, welche man vorher angezündet hatte. — Dieser Mann opferte deswegen freiwillig sein eigenes Leben auf, weil er dadurch das Leben seiner Kinder zu erhalten glaubte, die gerade damals an einer äußerst gefährlichen und ansteckenden Krankheit darnieder lagen.

„So bald diese Krankheit unter den Hindostanern ausbricht, glauben sie steif und fest, daß nothwendig einer sterben müsse, um durch seinen Tod die übrigen zu retten. Der arme Alte, von dem ich hier rede, war also auch fest überzeugt, daß das Leben seiner Kinder nur dadurch erhalten werden könte, wenn er sich selbst für sie wie freiwilliges Opfer darbrächte. Ich suchte ihn, seine Frau, Brüder und Schwestern durch alle nur möglichen Ueberzeugungsgründe von dieser irrigen und abergläubischen Meinung abzuleiten, ich stellte ihnen allen das Strafbare des Selbstmordes

*) British Mercury, Vol. V. Nr. 20. May 12. 1788. p. 213. f.

mordes gehörig vor, allein alles war vergeblich; sie blieben bei meinen Vorstellungen taub; und glaubten am Ende gar, ich wolte mit Gewalt dieses schreckliche Opfer verhindern. Sie warfen sich mir zu Füßen, und flehten mich mit thränenden Augen an, daß ich mich doch nicht ferner dem einmal gefaßten Entschlusse des alten Mannes widersetzen mögte.

„Der Alte wurde hierauf an den Rand der Grube gesetzt, wo er mit gen Himmel gehobenen Händen inbrünstig betete. Nachdem er ungefehr eine halbe Stunde in dieser Stellung zugebracht hatte, halfen ihm vier seiner nächsten Verwandten auf die Beine, gingen mit ihm fünf mal um die Grube, und alle ruften Mam und Setaram (zwei ihrer Heiligen) an. Die Frauensperſonen rauften sich während dieser Ceremonie die Haare aus, schlugen ihre Brüste, und heulten fürchterlich. Nun liessen die vier Verwandte den alten Mann los, der sich hierauf augenblicklich selbst in die Grube stürzte, ohne weiter einen Laut von sich zu geben. Von den Umstehenden hatte jeder einen Spaden, womit man die Grube sofort wieder mit Erde anfüllete, und der Alte wurde auf die Art zugleich verbrannt und begraben. Zwei von seinen Kindern, das eine sieben und das andere acht Jahr alt, waren dabei gegenwärtig, und nur diese beiden Kinder allein, schienen unter allen Zuschauern hierüber betrübt und gerührt zu seyn. — Die Frauen gingen mit der größten Kaltblütigkeit wieder zu Hause. — Ein solcher Vorfall wird übrigens allemal von den Verwandten des Opfers für äußerst glorreich und ruhmwürdig gehalten, und der Tag, an welchem solches geschehen, ist für dessen ganze Familie ein Festtag."

Anekdote.

Ein schlecht gekleideter Mensch, der sich für einen Dichter ausgab, überreichte dem Pabst Clemens VIII. eines seiner Gedichte. Wie es der Pabst flüchtig ansahe, fand er, daß ungefehr im zweiten oder dritten Verse, eine Sylbe fehlte. Er zeigte solches dem Dichter, allein, dieser ließ sich dadurch gar nicht aus der Fassung bringen, sondern erwiederte: **Ew. Heiligkeit geruhen nur weiter zu lesen, und sie werden Verse finden, in denen eine Sylbe zu viel ist; man kan also eine davon für die fehlende rechnen.**

Hannoveriſches Magazin.

53tes Stück.

Freitag, den 3ten Julius 1789.

Praktiſche Anweiſung zu Ausgrabung und Reinigung der Abzugsflüſſe.

Die zum wahren Wohl des Landes ſo heilſame als erſprieſliche Abſicht unſerer allergnädigſten Landesherrſchaft, die unbebaueten Gegenden, Gemeinheiten, Koppellungen, und beſonders die Möre, durch Bebauung und Kultivirung immer mehr und mehr zu veredlen, zeiget den unumgänglich großen Nutzen, warum aus landesväterlicher Vorſorge auch auf eine beſſere Abwäſſerung Rückſicht genommen, und alſo die Ausgrabung und Reinigung der vorhandenen Abzugsflüſſe befohlen wird, da, wie bekant, nicht allein das Waſſer, welches in die Möre regnet, oder von den Geeſtbergen ſich darin ergießet, und dann nach und nach austrocknet, einen geſchwindern Abzug erfordert, ſondern auch ein jeder Fluß ſich von Jahren zu Jahren mehr verſchlammet, und die aus der Natur entſtandene Flüſſe, welche alle voller Krümmen ſind, ſolche vergrößern, und dadurch den Lauf des Waſſers verlängern.

Da ich das wahre Glück eines Landmannes, beſonders eines ſolchen, der in Marſch- und Moorländern wohnt, kenne, wenn er ſeine Länderei waſſerfrei beſäen und beackern kan, mir auch bekant iſt, wie ſauer und läſtig es ihm wird, ſeine Flüſſe für Geld reinigen zu laſſen, und ich im vorigen Sommer Gelegenheit hatte, einer Ausgrabung und Reinigung eines Fluſſes beizuwohnen; ſo iſt meine Abſicht nur bloß, ſolchen Bewohnern meine dabei gemachten Erfahrungen mitzutheilen.

Ehe ich aber von der Ausgrabung und Reinigung eines Fluſſes etwas anführe, muß ich erſt zeigen, von was für Flüſſen hier die Rede iſt. Ich meine ſolche Flüſſe, welche ſich mittelbar durch eine, zwei oder drei Schleuſen mit den um unſere beiden Herzogthümer Bremen und Verden fließenden Hauptſtrömen, der Elbe und der Weſer, und den von dieſen unmittelbar aufgenommen werdenden bedeichten ſchiffbaren Flüſſen, der Oſte, Aller, Wumme, ꝛc. verbinden, wie

z. E. die Wilster, Emmelke, Aue, Mühe und Gösche im hadelschen Sietlande, die Aue im Niedertheil des Amts Neuhaus, an der Oste, die Schwinge bei Stade, die Lühe und die Este im alten Lande, die Seese und die Luhe im Lüneburgischen, die Geeste, die Lunge, ꝛc. im Lande Wursten, und der Goldbeck an der Wumme, nicht weit vom Düvelsmoor ꝛc. also natürliche, und keine gegrabene Flüsse, als Abzugskanäle, Wettern, Flethe, Gristen, Laufgraben, ꝛc.

Die Aufräumung und Reinigung eines solchen Flusses kan auf zweierlei Art geschehen, entweder durch Ausgraben, oder durch Ausmuddern.

Das Ausgraben und Ausmuddern, jede Arbeit für sich allein genommen, ist kostbar; einen Fluß aber auszugraben, und zugleich auszumuddern, und die Natur mit in Arbeit zu bringen, weit vortheilhafter.

Ich will annehmen, es soll ein Fluß ausgegraben werden, so kan doch solches nicht anders geschehen, als durch vorgängige Abdämmungen, denn ich rede hier von natürlichen Flüssen, deren Wasser, wegen ihrer Krümmungen, nicht an der Seite in einen deshalb zu ziehenden kleinen Kanal abgeleitet werden kan, und ich daher bald den Anwachs desselben an dieser, bald an jener Seite habe.

Die Dämme sind nicht allein höchst kostbar anzulegen, sondern es bleibt auch bei deren Anlegung noch immer zweifelhaft, ob sie auch recht haltbar werden. Ich bezweifle zwar nicht die Haltbarkeit eines jeden anzulegenden Dammes; aber wie können solche Flüsse mit Sicherheit, ohne Einlegung eines Siehls abgedammet werden, da leicht in den besten Jahrszeiten und bei dem trockensten Wetter, unvermuthet ein Donnerwetter die Länderei überschwemmen kan, welche den Vortheil der Säuberung des Flusses genießen soll, wodurch man sodann in die Lage kommen würde, daß man entweder die Dämme, ohne seinen Endzweck damit erreicht zu haben, durchstechen, oder es geruhig ansehen muß, daß die Früchte im Wasser ertrinken. Dergleichen Dämme meine ich, und besonders solche, welche nahe vor den Schleusen angelegt werden, und worin das Siehl nothwendig deswegen unter Wasser gelegt werden muß, weil es die Ebbe abführen soll, und wenn sich die Fluth vor dem Damm stauet, und das Siehl die folgende Ebbe abziehet, es also auch zur Abwässerung der abgedämmten Strecke des Flusses dienen muß. Wird das Siehl über Wasser, mithin im Trocknen eingelegt, und ist der Grund des Dammes nicht steinigt, sondern er bestehet nur aus bloßer Erde, also aus einem Deich, so hält der Damm. Dies letztere kömt auf eine vorsichtige Anlegung und genaue Untersuchung des Bodens an, und ersteres kan nur bei den hintersten Dämmen, welche das Binnenwasser stauen sollen, beobachtet werden. Da nun aus obangeführter Ursache ersichtlich ist, daß in den vordersten Däm-

men

men mit Nutzen keine Siehle im Trokkenen gelegt werden können, eine gänzliche Heranslassung der Siehle aber eben so gefährlich als kostbar ist, weil man alsdann auf Maschinen denken muß, die das Wasser aus dem Strom schöpfen, und daher mehrere Dämme angelegt werden müssen, so folget, daß immer noch Zweifel an der Haltbarkeit der vordersten Dämme übrig bleibt; da nicht allein die Abdämmung ohne Siehl wegen der vorzurichtenden Schöpfmaschinen, wozu keine mit den wenigsten Kosten zu verfertigende Pumpen, auch keine Windmühlenmaschinen gebraucht werden können, weil an allen Stellen des Flusses kein freier Wind seyn kan, und man also, da Rosenkränze und dergleichen nach dem Verhältnisse des Nutzens der Ausreinigung des Flusses höchst kostbare Instrumente sind, nicht in Betracht kommen können, auf Drehschnecken denken muß, die wegen ihrer außerordentlichen Länge, die sie wegen Höhe und Breite der Dämme haben müssen; da diese vorne vor der Schleuse liegende Dämme, wenn auch die Schleuse noch so dichte ist, dennoch der Last des Aussenwassers ausgesetzt bleibt, weshalb die Dämme immer darnach anzulegen sind, nicht mit geringeren Kosten vorgerichtet werden können; wenn ich auch den Zweifel der Haltbarkeit dadurch hebe, daß ich rathe, erst die Stelle des Dammes auszusuchen, daß derselbe auf keinen Steingrand, sondern wo möglich auf feste Kleierde und da zu liegen komme, wo das Wasser im Flusse am geruhigsten ist. Denn ehe man einmal mit dem Deichen des Dammes einen Anfang macht, muß erst an der einen Seite, etwa 2 Ruthen breit, von dem Flusse, mit demselben parallel, der projektirten Dammstelle gegen über ein Siehl in Form wie eine kleine Schleuse, mit einer Pfeife stark von Holzwerk, so tief, als man es den Umständen nach in den Damm selbst legen würde, eingelegt, und die deshalb ausgeworfene Kuhle wieder zugedeicht; das Siehl fest darin gestampft; darauf der Damm mit Stürzkarren, um der Festigkeit willen, die der schwere Pferdetritt macht, eingefahren; darauf ein kleiner Graben von dem Siehle an beiden Seiten in schräger Linie nach dem Flusse gezogen, und hierauf der Damm eingedeichet werden. Und diese Arbeiten sind mit vielen Kosten verknüpft, die im Ganzen zur Hauptsache nichts beitragen, weshalb die Ausgrabung eines Flusses dadurch kostbar wird.

Nehme ich an, daß ein ganzer Fluß, welcher 3 bis 4 Meilen lang seyn kan, ausgemuddert werden soll; so muß ich bekennen, daß auch diese Arbeit kostbar wird, und dabei höchst langweilig von statten gehet. In Städten, wo man engen Raum hat, läßt sich bei einer Aufräumung eines Flusses nichts anders anfangen; allein, da sind auch die Flüsse nicht von einer solchen Länge, werden fast alle Jahre aufgeräumet, und es sind schon

Acts, a Scotch Version of the Gospel of Matthew, by Mr. Robert Wedderburn, Vicar of Dundee, and Mr. John Wedderburn, his brother, Vicars Choral of the Church of Dundee, was printed at Edinburgh by Robert Lekprevik, 1574, 8vo. This version was made from the Latin Vulgate, and is written in the Scotch dialect. It is extremely rare, and is not mentioned by Ames, Herbert, or Dibdin. The only copy known to exist is in the Advocates' Library at Edinburgh. It is reprinted in the Bannatyne Miscellany, vol. iii. pp. 1–72.

Acts of Parliament. See Statutes.

Acts of the Apostles. See Bible.

Acts of the Lords of Council in Public Affairs. See Register.

Acts of the Parliaments of Scotland. See Statutes.

Acts of the Privy Council of England. See Register.

Acts of the Privy Council of England, New Series. See Register.

Acts of the Scottish Parliament. See Statutes.

Acts of the Synod of Fife. See Synod.

Acts of the Synod of Lothian and Tweeddale. See Synod.

Acts of the Synod of Perth and Stirling. See Synod.

Acts of the Synod of Perth, Stirling, and Dunblane. See Synod.

Acts of the Synod of Ross. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland and Caithness. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland and Ross. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, and Caithness. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, and Orkney. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, and Shetland. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, and Argyll. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, and the Isles. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, and Glasgow. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, and Ayr. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, and Galloway. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, and Dumfries. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, and Lothian and Tweeddale. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, and Fife. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, and Perth and Stirling. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, and Dunblane. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, and Aberdeen. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, and Moray. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, and Angus. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, and Argyll. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, and the Isles. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, and Glasgow. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, and Ayr. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, and Galloway. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, and Dumfries. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, and Lothian and Tweeddale. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, and Fife. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, and Perth and Stirling. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, and Dunblane. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, and Aberdeen. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, and Moray. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, and Angus. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, and Argyll. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, and the Isles. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, and Glasgow. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, and Ayr. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, and Galloway. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, and Dumfries. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, and Lothian and Tweeddale. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, and Fife. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, and Perth and Stirling. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, and Dunblane. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, and Aberdeen. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, and Moray. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, and Angus. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, and Argyll. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, and the Isles. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, and Glasgow. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, and Ayr. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, and Galloway. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, and Dumfries. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, and Lothian and Tweeddale. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, and Fife. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, and Perth and Stirling. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, and Dunblane. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, and Aberdeen. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, and Moray. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, and Angus. See Synod.

Acts of the Synod of Sutherland, Ross, Caithness, Orkney, Shetland, Argyll, the Isles, Glasgow, Ayr, Galloway, Dumfries, Lothian and Tweeddale, Fife, Perth and Stirling, Dunblane, Aberdeen, Moray, Angus

Von der Dauer des braunen Kohls.

Alle Bäume und Pflanzen sind nicht von einerlei Wachsthum, und in Ansehung der Dauer sehr unterschieden.

Von allen diesen sind einige zum Nutzen und einige zum Vergnügen und zur Zierde.

Der Eichbaum kan sich einige Jahrhunderte erhalten; dagegen die Kirschen- und Zwetschenbäume nicht über 40 Jahr nutzbar sind. Und eben so ist es mit den übrigen Pflanzen auch beschaffen.

Die Graspflanze dauert wohl am längsten, welche das schönste Grün auf Wiesen und Weiden einige Jahrhunderte hervorbringt.

Die Sonnenblume dagegen, und andere dieser gleich, dauern nur einen Sommer. Einige andere dauern ein Jahr, oder so lange sie Saamen getragen, und alsdenn ersterben sie, welches etwa 17 Monate ausmacht. Dahin gehören: gelbe Wurzeln, Mairüben und mehr andre Pflanzen, worunter der braune Kohl auch begriffen ist; und doch kan seine Dauer durch die Kunst auf einige Jahre verlängert werden; welches ich durch folgenden Versuch darthun kan.

Ich merkte mir einige der besten, höchsten, auch einige niedrige bardowicker Kohlstauden aus, und zwar solche, die von unten bis oben voller Sprossen waren; wovon ich einige an andere Stellen versetzte und einige stehen ließ, wo sie zur Zierde seyn sollten. Um die Zeit, daß die Blumenknospen hervorkamen, brach ich die Blüthenknospen eben unter der Knospe sorgfältig ab, so, daß keine einzige daran blieb: und da immer aufs neue wieder Knospen hervorbrachen, so wiederholte ich solches Abbrechen so lange, bis keine mehr hervorkamen. Und es war besonders merkwürdig, daß die Blüthe erst gar nicht aufhören wolte, sondern sie schoß immer wieder aufs neue an andern Stellen hervor, und schien meine Bemühung fruchtlos zu machen, bis endlich im Monat Julius die Blüthenknospen aufhörten auszubrechen, statt deren kleine Blätter häufig an den Sprossen, wo die Blüthenknospen abgebrochen waren, stark hervor zu treiben anfingen, welches den ganzen Sommer hindurch fortwährte, und die Staude zuletzt so voll und dichte ward, wie keine geschorne Hecke seyn kan.

Wenn nun diese Kohlstauden mit einer Papierscheere eben geschoren werden, so giebt es ein gutes Ansehen, und kan das Auge einen der es nicht weiß, und einige Schritte davon entfernt steht, betriegen, daß er nicht weiß, was das für ein Gebüsch seyn soll. Sie können zu allerlei Gestalten geschoren werden. Einige wie Säulen, rund und eckigt, andere wie ein Zuckerhut, der niedrige bardowiker Kohl wie eine Kugel, und können daneben 4 Jahre stehen, werden alsdenn ziemlich hoch und dick im Umkreise,

und alle Jahr auf einerlei Art behandelt.

Ich habe Stauden gehabt, die im ersten Jahre beinahe 3 Fuß im Umkreise hielten, und alle Jahr breiter und höher wurden.

Achim. J. Köhne.

Vom Perllauche.

(Fortsetzung des 51ten Stücks von 1786.)

Im 51ten Stücke dieses beliebten Magazins von 1786 habe ich versprochen, meine noch ferner über die Natur des Perllauchs angestellten Beobachtungen bekant zu machen; und weil ich nun binnen den verflossenen 2 Jahren mit meinen Erfahrungen zu Ende gekommen bin, und das gesehen habe, was ich sehen wollen, und müssen; so erfülle ich mein Versprechen hiemit.

Daß ich in den Jahren 1784 und 1785 von einigen meiner Perllauchpflanzen Saamen erhalten habe, ist bereits im vorbenannten Stücke erzählet; wie auch, daß ich am 8ten April 1786 davon auf ein ungedüngtes Land ausgesäet habe, und die Pflanzen mit runden Saamenblättern gleich dem Porre aufgegangen seyn, bald aber die breiten, dem Porre ähnlichen Blätter erhalten haben.

Die Pflanzen sind, als sie noch die Gestalt des Porre hatten, am 26ten Jun. 1786 auf ein in 6 Jahren nicht gedüngtes Land verpflanzet, daselbst ziemlich groß gewachsen, und zum Küchengebrauch größtentheils im Sommer, Herbst und Winter angewandt worden.

Nur 14 Pflanzen sind zu den nöthigen Beobachtungen verschont worden und stehen geblieben. Diese haben fast alle, so wie auch die schon verbrauchten Pflanzen 2, 3, 4, auch mehrere Schößlinge getrieben, gleich der Nebenbrut des Perllauchs, und den Winter über ihre grünen sehr breiten Blätter behalten; auch solche noch vergrößert.

Am 19ten, 22ten und folgenden Tagen des Monats Mai 1787 haben diese Pflanzen, welche 7 bis 12 Blätter hatten, in einer Höhe von 3 bis 8 Zoll größtentheils Saamenköpfe gesetzt, welche sehr lange Saamenhüllen oder Kappen hatten. Auch die jungen Schößlinge hatten Saamenköpfe gesetzt.

Am 3ten und 21ten Jun., auch am 13ten Jul. fanden sich an diesen Pflanzen wahre Perllauchzwiebelchen, obgleich die Mutterzwiebeln, woran die Saamenstangen gesessen hatten, noch die völlige Gestalt der Porrenwurzel hatten, und am 1ten und 3ten Septemb. erntete ich von den oft erwähnten Pflanzen wahres Perllauch, wovon an einer Stange 19 Perlen waren.

waren. Die meisten dieser Perlen waren aber sehr klein.

Diese kleinen Perlen sind am 7ten Sept. wieder eingelegt worden, und fingen nach 14 Tagen einige davon an zu keimen, haben durch den ganzen Winter ihr Kraut behalten, und im Jun. 1788 fast alle Saamenköpfe gebracht.

Einige von diesen Pflanzen sind am 27ten Jun. 1788 ausgehoben, und fanden sich daran viele Perlen, und in eben der Gestalt, als an dem andern Perllauche.

Es ist also unleugbar, daß aus dem Perllauchsaamen wieder wahres Perllauch entstehet, und zwar erst nach 3 Jahren, daß im ersten Jahre die aus dem Saamen gezogene Pflanze mit ihrer Wurzel und Kraut völlig dem Porre ähnlich siehet, und keine Perlen ansetzet, daß im zweiten Jahre sich schon kleine Perlen finden, und daß im dritten Jahre das wahre Perllauch aus dem Saamen erzogen ist.

Hieraus folgt nun eben so unleugbar, daß das Perllauch eine besondere, für sich bestehende Zwiebelart ist, und weder dieses aus dem Porre, noch der Porre aus jenem durch Veredelung *) kan entstanden seyn.

Denn es ist ein ewiges Gesetz der Natur, daß auch im Pflanzenreiche ein jedes nur seines gleichen wieder hervorbringet; und daß Bastarte, wenn es anders solche giebt, immer unfruchtbar sind.

Was nun das Perllauch für eine botanische Benennung haben soll, wage ich nicht zu bestimmen, sondern überlasse es gelehrtern Kräuterkennern; ich gestehe auch gerne, daß die von mir gewählte Benennung, Allium ascalonicum latifolium, einen Nebenbegrif bei sich führet, welcher nicht angemessen ist, und zu Irrthümern verleiten kan: indes ist doch die vom Herrn Superintendent Lüder gewählte Benennung, Allium porrum sectile, auch nicht angemessen, weil sie sich

*) Herr Stein glaubt im 30ten und 31ten Stücke dirses Magazins von 1788, daß der Porre aus dem Perllauche entstanden sey, und hat sich darin gewiß eben so übereilen lassen, als ich, aus noch nicht reifen Erfahrungen schon Schlüsse zu ziehen. Das Perllauch hat uns recht hingehalten, und unsere Geduld recht geprüfet.

Das Perllauch kan nimmermehr den Porre hervorbringen, weil beide in ihren Grundbestandtheilen unterschieden sind, denn ersteres hat eine dichte, fleischichte Wurzel, radicem carnosam, und letzterer hat eine blätterichte Wurzel, radicem tunicatam, und solche gewaltsame Uebergänge macht die Natur nicht, weil alsdenn gewiß alle Ordnung aufhören würde.

In der letzten Abhandlung des Herrn Stein hat sich wieder mancher Irrthum eingeschlichen; es würde aber nur Streitsucht verrathen, wenn ich solche widerlegen wolte, weil durch meine letzte Erfahrung meine Behauptung genugsam bewiesen ist, und wider unleugbare Erfahrung das Ansehen großer Männer, eines Columella, Elsholz und Lüder nichts gilt.

sich auf die irrige Voraussetzung, daß Perllauch aus Porre werde, gründet.

Damit ich doch alles erzähle, was ich an meinem Perllauch gesehen und beobachtet habe, muß ich noch melden, daß ich am 25ten Aug. 1787 an einem Saamenkopfe zwischen den Saamenkapseln 15 Stück Perllauchpflanzen mit zarten Wurzeln und ausgewachsenem Kraute fand, daß die Pflanzen ins Land gesetzt worden, und am 27ten Jun. 1788 weiße länglichte Zwiebeln, auch Saamen getragen haben.

Dieser Umstand brächte das Perllauch der Stangenzwiebel, cepa vivipara L. sehr nahe.

Lüneburg. J. C. Schulz.

Anfrage.

Woher mag es gekommen seyn, daß der Terminus a quo und ad quem der allermeisten Rechnungen der öffentlichen – vornemlich der Städte- Cämmerei- und übrigen Cassen, auf Trinitatis schon seit sehr alten Zeiten stehet, oder doch auf diesem oder einem andern beweglichen Feste gestanden hat; die Art der Einnahme und Ausgabe, das heißt hier, resp. die größere Leichtigkeit diese oder jene Intrade zu erheben; oder die größere Nothwendigkeit, zu dieser oder einer andern Zeit eine Ausgabe zu machen, mag sich verhalten wie sie will?

Gleichwohl scheint jener Termin äußerst unbestimmt zu seyn, da er sich auf ein so bewegliches Fest, als Trinitatis ist, beziehet. Bekantlich kan dieses vier bis fünf Wochen später oder früher fallen; mithin muß zuweilen Ein Rechnungsjahr ein Zwölftheil, und mehrmal, länger oder kürzer werden als ein anderes. Was dieses bei Vergleichung mehrerer Jahrsrechnungen, und des Cassenhaushalts mehrerer Jahre, auch in manchem andern Betrachte für Inconvenienzen habe, braucht den Sachverständigen nicht erörtert zu werden.

Nun scheint zwar nichts leichter; als ein vor allemal festzusetzen; daß z. E. der bisherige Registertermin statt Trinitatis etwa der 1te Junius seyn solle. Allein, ehe eine solche Veränderung angenommen werden mag, würde es doch nicht uninteressant seyn, zuverläßig in diesen Blättern zu erfahren; was wohl eigentlich die Veranlassung zu der seit mehreren Jahrhunderten gewöhnlichen Bestimmung des Registertermins auf Trinitatis gewesen seyn möge, und was sich etwa für die Beibehaltung dieses so unadäquaten Termins sagen lassen dürfte?

Hannover. Albg.

Hannoverisches Magazin.

54tes Stück.

Montag, den 6ten Julius 1789.

Loubert, der Menschenfeind.

Aus und nach dem Englischen.

Bei den mancherlei Vorfällen im menschlichen Leben, die jedem, auch dem, der nur einige Erfahrung hat, nicht unbemerkt bleiben, wird man sich vieler Beispiele erinnern, wo man über das, was eigentlich Glück oder Unglück ist, ganz falsch geurtheilt hat. Dinge, welche wir als die unglücklichsten Schicksale und härtesten Verhängnisse der Vorsehung beweinen, zeigen sich hintennach, in der Entwickelung, als die wohlthätigsten Mittel eines entgegenstehenden Wohls: indes auf der andern Seite schmeichelnde Aussichten für unsern Ehrgeiz, lächelndes Glück, Vergnügen und Freude, deren glänzende Stralen unser Auge auf eine Zeitlang blenden, am Abend unsers Lebens sich gegen uns kehren, unser Todtenbette mit Dornen bestreuen, und uns in jenen feierlich-schaudervollen Augenblicken tief verwunden, wo die Eitelkeit dieser Welt ihren Werth verliert, und die Seele des Menschen, beim letzten Abschiede, mit traurigem und ödem Blick auf die vergeudete Zeit zurücksieht, und über den unrecht gebrauchten Segen des Himmels mit banger Angst und sterbendem Auge trauert.

Ob die Religion gleich jeden guten Menschen lehrt, sich dem Willen der Vorsehung mit Ruhe und Gelassenheit zu unterwerfen, so werden doch einige Betrachtungen über die weltliche Klugheit dieser Pflicht jedem nützlich seyn, dem die weise Hand des Vaters Leiden und Unglück zusendet. Indem wir uns an den falschen Werth erinnern, den wir so oft auf irdische Güter setzen, gewinnen wir die Hofnung zu unserer Gefährtin, die uns als eine aufheiternde Gesellschafterin, ungetrennt auf unserm Pfade begleiten wird, selbst, wenn alle andre Freunde uns mit Gleichgültigkeit und Kälte verlassen. Durch ruhige Gelassenheit bei schmerzlichen Leiden werden wir uns eine Ruhe des Gemüths erkaufen, die uns auf die Zukunft tausendfachen Segen bringt. Wenn wir alle unsere Verhältnisse der Welt mit heiterem Gesichte betrachten, stimmen wir allmälig

mälig unser Herz zu einem leichten und frohen Sinn, und finden unzählige Quellen von Trost, die einem schwermüthigen und spleenigten Temperamente auf ewig verschlossen sind.

„Ich begreife nicht, wie ich so unruhig und ängstlich bei meinem letzten großen Glücksverluste war," sagte einst ein sehr würdiger Mann zu mir, „da ich doch wußte, daß ich ihn mir nicht durch eigene Schuld zugezogen. Die Gesundheit und Zufriedenheit, welche ich jetzt in dem niedrigen Stande genieße, in welchen ich mich zurückgezogen, sind nun das größeste Glück meines Lebens. In tiefer Demuth danke ich jetzt meinem Schöpfer für die Begebenheit, welche ich ehemals beweinte."

Wie oft hört man nicht von jungen unverheiratheten Leuten:

„Gott wie bin ich doch dem Manne oder dem Frauenzimmer entkommen! —

Und vielleicht waren sie nicht weise genug, als der Fall sie traf, diese Entwickelung vorher zu sehen. Sie klagten, sie schrien und schmähten, als litten sie harte Verfolgungen von einem grausamen tyrannischen Wesen, das Vergnügen fände, seine unschuldigen Geschöpfe zu quälen, die keinen beleidigten.

Ich erinnere mich eines sehr auffallenden Beispiels einer solchen übertriebenen und strafbaren Empfindlichkeit in der Geschichte eines Franzosen, Namens Loubert, der glücklicher Weise noch lange genug lebte, um von seinem schwärmerischen Menschenhasse zurück zu kehren.

Loubert war in Bourdeaux geboren und starb daselbst vor einigen Jahren als Mönch in dem Franciskanerkloster. Bald nachher war ich in dieser Stadt, und meine Neugierde bewog mich, verschiedene Lebensumstände von diesem sonderbaren Manne zu sammlen. Er erbte ein ansehnliches Vermögen von seinen Aeltern, und zeigte in seiner Jugend menschenfreundliche und wohlthätige Neigungen, die indes plötzlichem Eigensinn und heftigen Extremen von Liebe und Haß untergeordnet waren. Man führt verschiedene Ursachen seines schwarzen Menschenhasses an. Der vorzügliche Abscheu, der ihn wüthend gegen das ganze Menschengeschlecht machte, scheint seinen Ursprung in der Verrätherei eines Freundes zu haben, der ihm seine Geliebte entführte, eben in dem Augenblicke, als er im Begriff war, sie zu heirathen. Die Undankbarkeit dieses Menschen war gewiß der schwärzesten Art, und dieser Angrif der empörendste und niederträchtigste, den Loubert je erfahren konte. Er, dessen Leidenschaften ein Spiel steter Ueberspannung waren, hatte seinem unwürdigen Freunde tausend Beweise der edelsten Großmuth und schwärmerischsten Freundschaft gegeben, und in Hinsicht seiner Geliebten das unbegrenzteste Zutrauen in ihn gesetzt. Mit Gefahr seines eignen Lebens hatte er ihn einst sogar selbst vom Tode gerettet, indem er sich aus seinem Kahne

in

in die Garonne warf, und seinem Freunde zu Hülfe schwamm, in dem Augenblicke, als die wüthenden Wellen mitten im Strome das Bot in den Abgrund rissen. Seine Neigung für seine Verlobte war nicht weniger warm und leidenschaftlich; so, daß sich bei seinen fehlgeschlagenen Wünschen und Hofnungen würklich alles vereinigte, sie recht hart und bitter und zu einer folternden Geissel seiner Ruhe zu machen. Sie würkten auf sein mehr als gewöhnlich empfindliches Nervensystem, und stießen in Louberts Herzen alle Grundsätze der Menschenliebe um, und machten ihn den größten Theil seines Lebens zum erklärten Feinde des ganzen Menschengeschlechts.

Nachdem er in Kummer und Unmuth viele Jahre zugebracht, entfernt von aller Gesellschaft der Menschen, leitete ihn endlich ein Zufall von seiner Verirrung zurück, als er erfuhr, daß die Hand der Vorsehung ihn vom Verderben und schrecklichen Elende gerettet; gerade durch die Begebenheit, welche er bisher für das größte und einzige Unglück seines Lebens gehalten. Er kehrte in sein Vaterland zurück, ließ sich in ein Franciskanerkloster einkleiden, und suchte nun seine vorigen Irrthümer durch den unbescholtensten Wandel wieder gut zu machen. Bei jeder Gelegenheit zeigte sich Vater Loubert als der eifrigste Tröster der Unglücklichen, und wärmste Vater der Elenden. Um seinen Ermahnungen zur ruhigen Ergebung in den göttlichen Willen mehr Eingang und Nachdruck zu geben, pflegte er oft ein lebhaftes Gemälde seiner eignen Ausschweifungen aufzustellen, und bei außerordentlichen Fällen weiß man, daß er seinen Beichtkindern selbst Auszüge aus dem Tagebuche seines Lebens, von seiner eignen Hand geschrieben, gegeben. Dies Tagebuch, worin er seine Gedanken, zu der Zeit, als sie bei ihm entstanden, kurz aufzuzeichnen pflegte, führte er deswegen zum Gebrauch bei solchen außerordentlichen Fällen bei sich.

Ich erhielt diese Schrift von einem Manne, der großen Nutzen aus dem Umgange unsers guten Vaters gezogen; und zugleich die Erlaubniß, sie abschreiben, und nach Gutfinden bekant machen zu dürfen. Von dieser Erlaubniß will ich jetzt Gebrauch machen, weil ich dies Tagebuch würklich für sehr lehrreich und merkwürdig halte.

„Mein Sohn," hebt der ehrwürdige Greis an, „wer du auch bist, vernim die Worte der Erfahrung, und laß das Beispiel von Loubert, der ein Vieh war, ohne Vernunft, und durch Reue wieder ein Mensch wurde, dich Weisheit im Unglücke lehren, und deinem Herzen Empfindungen der Ergebung in Gottes Willen einflößen!"

„Als die Verrätherei der Menschen, die ich hätte verachten sollen, mein Herz in einen Stein, und mein Blut in Galle verwandelt hatte, fiel mein schwarzer Haß, der nur eine Treulose und einen verdienten Böswicht treffen

solte, auf das ganze Geschlecht meiner Mitbrüder. Tugend und Rechtschaffenheit waren für mich von ihnen auf immer entflohen; meine Vernunft konte über die Eindrücke meines Gefühls nicht siegen, mein Gesicht sich nicht aufheitern, und meine Stirn nicht wieder in die heitern Falten der Freude ziehen. Meine Vaterstadt haßte ich mehr als den Todt, und die Freunde meiner Jugend waren Verräther und Meineidige. Neun Monate duldete ich diesen Anblick, worauf ich mich in dem nördlichen Theil meines Vaterlandes versteckte; in einem einsamen Winkel, von keinem Menschen gekant, und von keinem Freunde besucht. Keine Freude, keine Abwechselung genoß meine Seele hier, außer, wenn ich eine wüste und finstre Gegend mit einer öden und traurigen vertauschte. Aber umsonst; mein Herz fand keine Seite der Freude, und mein Haß keinen Punkt der Ruhe. Die Blühte meiner Jahre wurde ein Opfer meiner Blindheit. Sechszehn Sommer waren dahin, und kein Strahl der Sonne schien in dieser langen Zeit in meine Brust. Oede und verlassen war mein Geist wie die Gegend um her. Meines vaterländischen Bodens längst überdrüßig, faßte ich endlich den Entschluß, Frankreich zu verlassen, und eins von den Ländern aufzusuchen, deren ausgehungerten Einwohnern die Natur ihre Gaben versagt, und wo die Menschen unter Sklaverei und Elend seufzen. Als ich, ohne zu wissen wohin, gleich einem Verirrten, durch die Dörfer an der Grenze von Spanien kam, und die Bauern in einem Kreise nach der Pfeife tanzen, oder bei ihren Weinlesen zechen sah, fuhr mir Unwillen und Wuth durch meine Adern; ich wünschte, der Himmel mögte Gift in ihren Becher gießen, und ihre Freude durch Hagel und Sturm zerstören.

Ich wanderte durch die reizende Provinz Biscaja, ohne meinen Füssen Ruhe zu gönnen, und den Schläfen meines Haupts erquickenden Schlaf. In ihrem schönsten Kleide lag die ganze Natur vor mir: „Mutter der Thoren, rief ich aus, warum schmückst du so köstlich dich für Böſewichter und Treulose? die Kinder deines Leibes sind Ottern in deinem Busen; tödtlich werden sie dich mit ihrem Stachel verwunden, wenn du sie aufgesäuget und ihnen reiche Fülle an deiner sorglosen Brust gegeben hast!"

Froh sangen die Vögel in den Hainen, lachend glänzten die Fruchtbäume an den Höhen des Waldes, rauschend verloren sich die Wasserfälle im sanften Wiederhall, und singend ging der Mensch an seine Arbeit!

„Gieb mir grauses Fesselngeklirr, rief ich, und das Angstgeheul des Galeerensklaven unter den Streichen der knotigen Geissel."

Ich fluchte der Erde in der Bitterkeit meines Herzens, mit jedem Schritte über ihren fruchtbringenden Boden.

Jetzt kam ich in das alte Königreich Castilien, und hier war der Anblick um mich her Wohlthat und Erquickung

für

für meine zerrissene Seele! Oede und wüste lagen die Felder vor mir; zu Boden getreten der Weinstock, und seine Trauben in den Furchen begraben.

Träge und ohne Arbeit war die Hand des Menschen, und die ganze Natur schlief, als in der Wiege der Schöpfung! Einsam und verlassen lag hie und da ein Dorf. Elend wohnte auf den ungedeckten Hütten und in denselben der faule Stolz, hingepackt auf hartes Stroh in Ungeziefer und schmutziger Armuth.

„Ha, rief ich, dies ist etwas! Diese Scene ist für den Menschen und ich will sie genießen!"

Ich wurde eine gelbe ausgehungerte Gestalt gewahr, vom Haupte bis auf die Sole in Lumpen gehüllet, und den Kopf mit einem breitgekrämpften Hute bedeckt, unter welchem seine schmutzigen Locken hervorschossen, und auf seine hagern Achseln niederfielen, wie Schlangen an dem Scheitel einer Furie.

„Dies sey auf immer das Schicksal des Menschengeschlechts!" Vermehren will ich seine Noth noch, und der Wohlthätigkeit Hohn bieten!

„Hört Castilianer, rief ich, nehmet diese Kleinigkeit; ein Silberstück aus der Münze in Mexico! ein Spanier grub es aus der Erde; ein Franzose giebt es euch! Vergeßt euren Stolz und nehmet!"

„Verflucht sey eure Nation! versetzte der Elende: Eher den Todt des Hungers, ehe ichs anrühre!"

„Stirb Hungers denn, rief ich, und ging.

Ich kletterte ein nacktes Gebirge hinan. Die Wölfe heuleten in der Wüste, und Heerden von Geiern krächzten nach Raube. Ich schaute um mich, und unter meinen Füßen erblickte ich eine düstre Wohnung, ungeheuer wie der Stolz ihres Stifters, und finster und trostlos wie seine Seele. Hier also herrscht ein Tyrann, sprach ich, hier laß ihn denn herrschen! Hart wie diese Felsen sey sein Sitz, öde wie diese Wiesen sein Gebiet!

Eine hagere Gestalt ging mir vorbei; Hunger saß auf seiner Wange, und Noth schien aus seinem Auge. Er warf seinen wilden Blick um sich, und fiel auf ein Lamm, das sich von den Wurzeln und Sträuchen sein Futter suchte, er schlug es zur Erde mit seinem Stabe, und steckte es eilends in seinen Sack.

„Ha! verruchter Kirchenräuber, schrie ein großer und starker Kerl, sprang hinter dem Felsen aus auf ihn los, und grif den ausgehungerten Elenden auf frischer That; der, wie vom Wetter des Himmels gerührt, in die Knie sank, und um Erbarmen flehte.

„Erbarmen? – Das Eigenthum der Kirche plündern, und noch um Gnade flehn? Da, nim deinen Lohn!" So sprach er, und schlug ihn mit einem Schlage zur Erde, in dem Augenblicke als er vor seinen Füßen um Leben und Gnade jammerte; und fort schleppte er ihn nach dem Kloster St.

Laurenz. In meine Arme hätte ich den Unmenschen für diese That schließen mögen!

Ich setzte meine Reise fort durch diese Wüste, und Verwüstung folgte mir bis in die Straßen von Madrid. Die Väter der Inquisition kamen hervor aus den Zellen der Quaal; ein Kreuz wurde vor ihnen hergetragen, und ein zitterndes Schlachtopfer in einem safranfarbigen Gewande, mit Feuerfarben bemalt, wurde zur Richtstätte, nach einem großen offenen Platze hingeschleppt. Sie zündeten ein Feuer um ihn an, und sangen Lobgesänge zur Ehre der Gottheit, indeß die Flammen das Menschenopfer vor ihren Augen verzehrten. Ein Jude war dieser Märtyrer, und Christen seine Marterknechte. Sieh' sprach ich, was ist doch die Religion Gottes in den Händen der Menschen! —

Von Madrid setzte ich meinen Stab nach Lissabon. — Als ich die Wildnisse von Estremadura durchwanderte, richtete ein Räuber, hinter einem Korkbaume aus, sein Mordgewehr auf mich, und seine Kugel streifte mir den Hut auf dem Haupte.

„Ihr habt euer Ziel verfehlt, rief ich, und das Verdienst, einen Menschen zu morden!" „Ihre B , war seine Antwort. Hier, – nimm! – kauf dir einen Freund damit, und werde er dir, was er mir war!

Lissabon fand ich unter Ruinen begraben. Die Grundbalken rauchten unter dem Schutt, und Sterbende und Todte lagen in Haufen ächzend und im dumpfen Gewinsel. Furcht und Schrecken saß auf jedem Gesichte, und die Menschen waren mit den Plagen des Allmächtigen heimgesucht: Hunger, Feuer und Erdbeben. Haben sie keine Inquisition im Lande hier? fragte ich: — man hätte sie; war die Antwort. Und so viel Geschrei und Lermens um ein Erdbeben? — sprach ich zu mir selbst. Mögten sie doch Gott danken und ruhig seyn. —

In dem Augenblicke kamen Schiffe von England mit allen möglichen Sachen zum Beistande der Einwohner. Sie nahmen die Wohlthaten, wurden gerettet, und wandten sich um, und fluchten ihren Rettern als ungläubigen Ketzern. Brav, sagte ich, so muß es seyn! Die Menschen handeln ihrer Natur gemäß, und die Engländer sind Thoren; ich will nicht zu ihnen gehen. In kurzer Zeit erhob sich wieder eine neue Stadt, auf den Ruinen der verschütteten. Die Leute nahmen die Werkzeuge der Bauleute, welche ihnen die Engländer geschickt hatten, und baueten sich selbst Häuser. Da horcht' ich einem Kerl bei seiner Arbeit ab, wie er dem Gesellen seines Werks ins Ohr raunte: „vor dem Erdbeben war die Straße mein Bette; nun hab' ich ein Haus drin zu wohnen." „Das ist zu arg! sagt' ich: Unglück macht die Menschen glücklich hier; ich will nicht länger in ihrem Lande bleiben;" fort ging ich an das Ufer des Tajo. Der Wind

fülle:

füllete die Seegel eines Schiffs, und man lichtete die Anker.

„Ein englisches Schiff!" sagte ein Lastträger, der mir zur Seite stand.

„Brave Seeleute, aber verfluchte Tyrannen auf dem Deck!" „Sie bezahlen gut, was sie haben," fuhr ein Botsmann fort, und mit dieser Ladung Citronen will ich noch an Bord. In schwarzem Unmuth, und ohne Bewußtseyn meiner selbst, warf ich mich in den Kahn, und gelangte auf das Schiff. Die Matrosen waren in voller Arbeit, und keiner fragte mich: warum ich käme? Die Fluth brachte uns in See, und die Nacht wurde stürmisch. Das Schiff arbeitete in den tobenden Wellen, und der Morgen brachte uns keinen Trost. Wohin geht das Schiff? fragte ich den Capitain. Zum T — ! war die Antwort. Satan nur hält so eine Fahrt. Donner war des Mannes Stimme; die Matrosen sangen in dem Sturm, und des Herrn Flüche waren lauter noch als die Wellen. Den dritten Tag war eine Todtenstille, und nun schwur und tobte er schrecklicher noch als je vorher. Ein günstiger Wind erhob sich, als hätte er ihn herzu gerufen. Dacht' ichs nicht, daß er kommen würde, sagte er; bringt das Schiff unter den Wind, er ist schön für unsern Hafen. Und welches ist denn Ihr Hafen? fragte ich abermals. Nun kan ich Ihre Frage beantworten wie ich solte, mein Herr. Mit Gottes Hülfe geht's nach Bourdeaux; zur See geht's immer wie Gott will. (Ich schoß zusammen bei dem Namen meiner Vaterstadt.) Von London, fuhr er fort, war mein Schiff nach Lissabon mit allerlei Gütern für die unglücklichen Einwohner befrachtet: jetzt will ich eine Fracht Wein zurückladen für die Eigenthümer meines Schiffs; und zu einer Reise aus Menschenliebe, einen kleinen Profit zu Hülfe nehmen, wenn Gott seinen Segen dazu verleihet.

Nun hilf Himmel! dacht' ich, — wie doch das schöne Wetter des Mannes Ton so auf einmal ganz anders stimmt!

Jean, sagte er zu einem wackern Jünglinge, der ihm zur Seite stand, nun wollen wir Herrn Loubert zu Bourdeaux aufsuchen, und das Geld auf seine Anweisung für Sie ziehen. Zeigen Sie mir Ihren Wechsel, rief ich, hier ist Loubert.

Er zog ihn hervor, und großer Gott, nun sahe ich, daß eben der Böswicht, der als der schwärzeste Verräther mir die Person entführte, die meine Frau und mein ganzes Glück werden solte, meinen Namen zu einem falschen Wechsel nachgemacht. Wer ist der Böswicht, rief ich, der diese Betrügereien geschmieden? Mein Vater, sagte der junge Mensch, brach in Thränen aus, und wandte sich um. Ich wundere mich nicht, sagte der Capitain, daß der Kerl an Ihnen zum Schurken wird. Ich war ehemals ein wohlhabender Kaufmann, aber durch ihn bin ich zu Grunde gerichtet, und in den Zustand gebracht,

worin

worin Sie mich jetzt sehen. Doch, ich vergab ihm! Ich kan mir mein Brod verdienen, und bin eben so glücklich bei meiner harten Lebensart, ja noch glücklicher, als da ich reich und träge war. Aber, daß er so unnatürlich handeln, und der abscheulichste Betrüger an seinem eigenen Sohne werden kan, zeigt, daß er der verruchteste Bösewicht ist; „und, bei Gott! hätte ich ihn hier, diesen Augenblick ließe ich ihn an der großen Raa aufknüpfen."

Als der Schiffscapitain erklärte, daß er in seinem jetzigen harten Stande weit glücklicher sey, als bei seinen ehemaligen Tagen des Glücks und der Freude; und daß er dem Bösewicht vergeben, der ihn in den Abgrund gestürzt, so kam ich vor Staunen ausser mich, trat zurück, und erwartete jeden Augenblick den Ausbruch seiner Raserei. Ich faßte ihn scharf ins Auge, und zu meinem Erstaunen erblickte ich nicht die geringste Spur von Wahnsinn. Seine Augen rollten nicht wild, und Zufriedenheit des Gemüths sprach aus jedem Zuge des Gesichts. Sind Sie bei gesundem Verstande, fragte ich ihn, und können dem Bösewicht vergeben? Vom Grunde meines Herzens, versetzte er; wie könt' ich sonst Vergebung hoffen? Wie ein Donnerschlag fuhren mir seine Worte durch die Ohren; mein Herz arbeitete heftig unter meiner Brust, und das Blut schoß mir wie ein Feuerstrom in die Wangen. Er sah meine Verwirrung, und wandte sich zur Seite, den Matrosen Befehle zu geben. Nach einigen Augenblicken setzte er seine Unterredung fort, trat wieder einige Schritte näher, und sagte in seinem rauhen, traulichen Tone: Es ist meine Art so, Herr Loubert, zu vergessen und zu vergeben; ob der Kerl gleich den Galgen verdienet, daß er so gegen seinen eigenen Sohn handelt, der meiner Seel' der braveste Pursche von der Welt ist: aber sein Vater und seine Mutter — — Wer ist seine Mutter, wie ihr Name? fragte ich mit Heftigkeit; und kaum war er über seine Lippen, so fuhr es mir durch alle Glieder, stärker als ein elektrischer Schlag. Wie vom Wetter des Himmels getroffen, stockte mir die Sprache auf der Zunge; ich grif nach der Deckslehne, und ein unwillkührlicher Schrei entfuhr meinem Munde. Die Person — die Person? — rief ich; war ein Teufel, antwortete der Capitain; wüsten Sie nur halb das Elend, dem Sie entronnen sind, Sie würden auf Ihre Knie fallen, und Gott danken. Ich habe Ihre Geschichte gehört, Loubert; sehen Sie, ist die Leidenschaft der Liebe erst einmal ins Herz gefahren, so läßt man sich seine Geliebte nicht gern wieder entreissen: aber viele Dinge sind besser verloren, als gefunden; und ist dies Ihr einziges Unglück, worüber Sie klagen, bei meiner Ehre, so klagen Sie über die glücklichste Stunde ihres Lebens. Er wolte fortfahren; ohne aber ein Wort zu sagen, verließ ich ihn, schloß mich in die Cajüte, und überließ mich ungehemmt meinen Betrachtungen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Freitag, den 10ten Julius 1789.

Loubert, der Menschenfeind.

(Schluß.)

Mein Gemüth war in solchem Aufruhr, daß ich mich an meine Gedanken nicht mehr erinnern, viel weniger sie in einiger Ordnung erzählen kan.

Wind und Wetter waren günstig, und unsere Fahrt glücklich. Jetzt liefen wir in die Mündung der Garonne ein, und fanden uns bald im Angesichte der Stadt; bei deren Namen ich schauderte. Von dem Capitain begleitet, ging ich unter jeden Augenblick abwechselnden Empfindungen von Furcht und Schrecken, von Resignation und Hofnung ans Land, und der junge Jean blieb zur Aufsicht des Schiffes an Bord. Der erste Gegenstand, der mir gleich stark ins Auge sprang, war ein Galgen, vor der Thür eines Kaufmanns Hauses errichtet. Der Delinquent lag kniend auf dem Schaffot, und ein Mönch vernahm die letzte Beichte aus seinem Munde.

Sein Gesicht war uns zugekehrt. Der Engländer sah starr nach ihm hin, und plötzlich rief er aus: „Sehen Sie — Sehen Sie Loubert, das ist er — so wahr ich lebe, das ist des jungen Jeans Vater! — In dem Augenblick ward der Elende unserer gewahr, und rief laut: „O Loubert! Loubert! Laß mich zu dir reden, ehe ich sterbe!"

Sein Angstgeheul war Schrecken für meine Seele; und wie versteinert, verlor ich die Kraft, mich von der Stelle zu bewegen. Ohne Bewußtseyn meiner selbst, drängte mich der Pöbel fort, hart bis an das Blutgerüste.

Der Mönch gebot Stillschweigen, und fragte den Unglücklichen: warum er mit solcher Heftigkeit ausgerufen, und was er ferner noch zu bekennen hätte?

„Vater, antwortete der Missethäter, hier ist der Mann, der Loubert, von welchem ich jetzt mit Ihnen redete. Er war mein bester Freund; und ich lohnte ihm seine Liebe mit der schwärzesten Verrätherei. Ich verführte die

Geliebte seines Herzens, und heirathete sie. Wir fürchteten seine Rache, und beschlossen gemeinschaftlich seinen Tod durch Gift."

Hier wandte er sich an mich, und fuhr fort:

„Sie werden Sich noch erinnern, Loubert, daß Ihnen Louise am Abend ihrer Entrinnung, als wir zusammen assen, ein Glas Wein reichte, auf Ihre bevorstehende Hochzeit zu trinken. In dem Augenblicke, als Sie im Begrif waren, es an Ihre Lippen zu setzen, sprang Ihr Lieblingshund Ihnen auf den Arm, und verschüttete Glas und Wein auf den Boden. In der plötzlichsten Aufwallung von Leidenschaft, welche Sie von jeher fortriß, schlugen Sie das arme Thier mit Heftigkeit, und legten es todt zu Ihren Füssen. Dies war der Rettungsaugenblick Ihres Lebens; der Wein war vergiftet, unvermeidlicher Tod in dem Becher, und das unschuldige Thier, das Sie erschlugen, ein Werkzeug Gottes, Ihr Leben zu erhalten. Denken Sie über die Begebenheit nach, bekämpfen Sie Ihre Leidenschaften, und üben Sie Ergebung in den Willen Gottes!"

„Vater, ich habe nichts weiter zu bekennen. Ich sterbe voll Reue. Lassen Sie die Henker ihre Pflicht thun!"

Hier endigt sich Louberts Tagebuch. Meine Absicht ist nicht, hier zu beweisen, daß jede Begebenheit unsers Lebens jedesmal wahres Glück für uns ist; und mich dadurch vielleicht dem witzigen Lächeln mancher meiner Leser bloß zu stellen; sondern ich behaupte nur bloß, daß der, welcher sie beständig von der besten Seite für sich nimt, die Pflicht eines weisen und guten Menschen erfüllt. Ein anderer Beweis kan indeß mit Sicherheit geführt werden: daß der Mensch nemlich über Glück oder Unglück vieler Begebenheiten, welche ihn in diesem Leben treffen, durchaus nicht richten kan und darf; und daß wir alles Recht zu dem Ausspruche haben: „Wehe dem, der Gutes böse, und Böses gut nennt!" —

Ich wünschte, daß die Geschichte von Loubert, so wie ich sie erzählt habe, recht lebhaften und bleibenden Eindruck auf meine Leser machen, und ein jeder in sein Leben zurückblicken, und die Erfahrungen aufsuchen mögte: wie oft Zeit und Geduld so manche Begebenheiten unter ganz andern Farben entwickelten, als sie bei der ersten Erscheinung dem ungewöhnten Auge sich darstelleten.

Wenn Menschen bei Unglück und Verzweifelung in feige Muthlosigkeit versinken, oder in ungehemte Wuth und Verzweifelung ausbrechen, so ist dies noch kein Beweis, daß ihnen die Vorsehung eine größere Last auf die Schultern legt, als sie tragen können; weil es so schwer zu entscheiden ist, ob sie alle Kräfte der Seele angestrengt, und alle ihnen mögliche Hülfsmittel gebraucht haben.

Wir

Wir können uns gar zu leicht mit zu vieler Nachsicht schonen, und unsern Leidenschaften so lange zu willen seyn, bis sie Herr über uns werden; so wie ein Pferd überfüttert und verwöhnt werden kan, bis es Meister über seinen Reuter wird.

Aber, frühe Zucht wird allem Aufruhr vorbeugen, und der Vernunft das Ruder in der Hand lassen. Legen wir doch unsere Kinder unter Zwang und Züchtigung, warum solten wir dann, die wir ja nur größere Kinder sind, widerspenstig seyn und klagen, wenn der Vater aller Dinge die heilsame Ruthe der Widerwärtigkeit über uns sendet? —

Unter den Fragmenten des alten griechischen Theaterdichters Philemon, haben wir noch einen Theil eines Gesprächs zwischen einem Herrn und seinem Sklaven, das mit obiger Materie verwandt ist. Man hat diese Bruchstücke aus den Werken der alten Scholiasten und Grammatiker zusammen gesucht, und viele davon führen die Kirchenväter in ihren Schriften an, wegen der reinen und gesunden Moral, welche sie lehren. Ich hoffe, es ist meinen Lesern nicht unangenehm, wenn ich ihnen eine Probe von diesen Ueberbleibseln des griechischen Trauerspiels hersage, und mein Blatt mit folgender Uebersetzung schliesse: zum Beweise, wie der menschliche Verstand, ganz sich selbst überlassen, schon vor einigen tausend Jahren über eine der wichtigsten Materien philosophirte, und bei dem schwachen Schimmer der damaligen, noch wenig gebildeten Vernunft den richtigen Weg der Ruhe und Zufriedenheit auf dem stürmischen Meere dieses Lebens traf, den wir bei dem hellen Mittage unsers Zeitalters und ganz andern Gründen des Trostes und der Beruhigung doch ohne Erröthen nicht verfehlen solten.

Sklave. So lange Sie leben, lieber Herr, scheuchen Sie Kummer und Sorgen fort. Sie sind die schlechtesten Gesellschafter, die ein Mensch haben kan.

Herr. So lange ich lebe, sagst du? — Giebts auch Leben ohne Kummer und Leiden? —

S. Reden Sie so doch nicht! Die Thräne im Auge heilet nicht die Wunde der Seele! Wäre dies — wer wolte die Arznei nicht brauchen? — — Wahrlich, die beste Hausarznei in der ganzen Natur; für kein Geld zu theuer; könte man mit Geld sie kaufen! Aber ach! was helfen sie? — — Weinen, oder nicht weinen; — die eigensinnige Welt geht doch ihren Gang! Seufzen und Aechzen, auf meine Ehre – ist verlorne Müh'! –

H. Zugegeben; denn den Nutzen will ich nicht bestreiten: aber gegen die Nothwendigkeit solt du mir doch keine Silbe einwenden. Es ist dem Auge so natürlich bei Kummer und Harm, Thränen zu vergießen, als dem Baume im Herbste seine Blätter fallen zu lassen.

S. Das räum' ich nicht ein. Die Nothwendigkeit des Uebels lasse ich zu; aber nicht die Nothwendigkeit, es zu beweinen. Hören Sie, wo Ihre und meine Grundsätze sich von einander scheiden. Sie gehen dem Unglücke auf halbem Wege entgegen; ich lasse das Unglück mir entgegen gehen. Der Uebel in der Welt sind zu viele, als daß menschliche Weisheit ihnen ausweichen könte. Aber, der ist wahrlich kein weiser Mann, der zu vielen noch mehrere hinzufügt! Nun lehrt mich meine Philosophie, daß unter allen Uebeln, worüber Sie klagen, keins so groß ist, als Ihre Klage selbst. Die raubt dem Menschen seinen Verstand, nimt ihm seine Gesundheit, und jagt ihn endlich gar zur Welt hinaus. — Will's Unglück kommen, gut; ich kan's nicht verhüten: aber, kömt Klage und Jammer hinterher, so ist das meine Schuld. Und wer sich selbst zum Thoren macht, bei den Göttern! mein lieber Herr, der verdient ein Thor zu seyn!

H. Und das sagst du, Mensch? — Nun zähle ich dich mit deiner Unempfindlichkeit unter das unvernünftige Vieh. Meine Gefühle betrachte ich als die edlern Vorzüge des Menschen, und sind wir denn im Handeln gleich himmelweit von einander, so handelt doch ein jeder seiner Natur gemäß.

S. Gehöre ich deswegen in die Classe des vernunftlosen Viehes, weil ich die Götter fürchte, und ihrem Willen mich unterwerfe, so werden mir die Götter vergeben. — Ist es Vorzug des Menschen, zu sagen: ich will kein Unglück tragen, ich will mich den Rathschlüssen der Götter nicht unterwerfen — gut; das laß denn die Götter selbst verantworten?

Verzweifeln, denke ich, ist noch kein großes Zeichen von Muth; und zufrieden seyn, noch kein sicherer Beweis von Schwachheit.

Solte und müßte der Mensch von Widerwärtigkeit und fehlgeschlagener Hofnung sterben — wie zum Henker könts denn, daß noch irgend Jemand lebt? —

Sie können den Absichten der Götter entgegen streben, ihren absichtlichen Segen in offenbares Unglück umschaffen, wenn's Ihnen gut deucht; aber ich denke, mit dem allen, werden Sie ihr Werk doch nicht bessern! Gefällt es Ihnen, so können Sie es mit tiefem Unwillen empfinden, wenn Ihre Mutter, Ihr Sohn, oder Ihr Freund sich die Freiheit nehmen solten, zu sterben, in dem Augenblicke, da ihr Leben und Gesundheit ihr größter Wunsch ist.

Ich halte dies alles für eine ganz natürliche Begebenheit, die kein Mensch von sich selbst, noch von andern abwenden kan.

Denken Sie's der Mühe werth, so können Sie nicht elend seyn, wenn diese Person eine unzeitige Geburt

zur

zur Welt bringt, oder eine andere zu Falle kömt. Sie mögen sich härmen und krümmen, wenn Ihre Mutter den Husten hat, oder ihre Geliebte eine Thräne weint: kurz, Sie mögen sich selbst mit Kummer und Elend zur Welt hinausschicken; ich halte es für besser, meine Zeit darin auszuhalten und glücklich zu seyn! —

ℌ — — c.

Von dem Mäusefraß.

Ein Auszug aus einer Wettschrift: Ueber die Reinlichkeit in den Haushaltungen der Landleute.

Zu den Unreinlichkeiten des Getreidefeldes rechnen wir allenfalls noch: Sperlinge, Schnecken, **Mäuse**, Maulwürfe, Caninchen ꝛc. — Die Marschländer an der Weser und Elbe: **Butjahdinger Land, Osterstade, Land Wursten, Land Hadeln, Land Kehdingen, Dithmarsen, Eiderstedt**, leiden vom Mäusefraß noch mehr als von der Viehseuche.

Die Ursachen, warum sich die Mäuse in den Marschen mehr ausbreiten, als auf der Geest, sind wahrscheinlich

1) weil sie daselbst mehr Nahrung,
2) weniger Verfolgung finden; denn die wenigen Raubvögel, welche in Niedersachsen noch vorhanden sind, müssen sich, um ihr Leben zu retten, in die Gehölze auf der Geest retiriren.
3) Sie können ihre unterirdischen Wohnungen und gehöhlten Gänge besser in Marschen als in sandigem und steinigtem Geestlande bauen und unterhalten.
4) Die erhöhten Ufer der Gräben, besonders die Deiche, sind wahre Magazine von Mäusen, wo sie in ungestörter Ruhe wohnen, auch gegen das Ersaufen von Schneewasser, Plazregen, Ueberschwemmung sicher sind.

Reinigungsmittel:

1) **Arsenik** unter dem Getreidesaamen mit auszustreuen, wie man in Aegypten thun soll, (Rech. philosoph. sur les Egyptiens & les Chinois) das mögte wohl etwas bedenklich scheinen.

2) **Katzen.** Diese müssen den Sommer nicht in den Häusern gefüttert, sondern zur Mäusejagd im Felde gewöhnt werden.

3) Toleranz gegen die Raubvögel, **Adler, Geier, Habichte, Raben, Eulen, Krähen** ꝛc. Die Aegypter setzten die Todesstrafe auf das Leben eines Geiers und alle Raubvögel waren ihnen heilig, bei uns darf ein jeder, der Lust hat, diese Vögel, welche lieber zu Tode hungern, als daß sie dem Landwirth eine einzige Aehre entwendeten, erschießen; dahingegen Rebhüner, Hasen und andere Thiere, die ungleich mehr Schaden thun, un-

ter dem Schutz der Gesetze ihren Unfug und Räubereien ungestraft ausüben.

4) Man reinige die Gräben, planire die Ufer.

5) Eine totale **Ueberschwemmung** wäre wohl das schleunigste und wirksamste Mittel. Wenn aber die Einrichtung unsrer Landwirthschaft dergleichen nicht verstattet, so würde man doch schon vieles gewinnen, wenn zur Herbstzeit die Schleusen nur eine Zeitlang verschloßen, und alle Gräben und Furchen bis zum Ueberfließen angefüllt würden.

6) Man nütze die Gräsereien der Deiche zu **Viehweiden**. Wir wissen ganz wohl, daß solches in allen Deichverordnungen verboten wird, doch dünkt mich, daß unter gewissen Bedingungen, von Beschaffenheit der Deiche, des Viehes und der Witterung hergenommen, die Deiche auf keine Weise beßer genutzt und unterhalten werden können, als wenn man sie durch Vieh abweiden läßt. Der Rasen wird nicht allein dadurch dichter und vester, sondern auch alle schädliche Brut von Mäusen, Maulwürfen, Wieseln, Ratten ꝛc wird gestöhrt, verscheucht und vertrieben, die sonst den Deich, oft gleich einem Sieb, durchlöchern. Es scheint fast, daß diese Thiere aus Instinkt oder Furcht vor Ueberschwemmung vorzüglich die Anhöhen lieben, und daß, wegen natürlicher Schüchternheit, sie gerne unter einer Decke von langem Grase und Getreide ihr Spiel treiben.

C. W.

Beantwortung der im 65ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1787 gethanen Anfrage: über die Weglassung des n, am Ende der deutschen Adjectiven oder Beiwörter.

Der Mißbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf. Eine falsche Aussprache, oder ein eingebildeter Wohlklang, kan wider die Richtigkeit der Regeln nichts falsches rechtfertigen; denn, daß es würklich falsch sey, das n am Ende der deutschen Adjectiven bei dem bestimmten Geschlechtsworte wegzulassen, so wie dieses von vielen ohne Unterschied geschieht, soll nachher beigefügte hierher gehörige Regel, erörtern. Es ist hier zwar nicht der Ort, weitläuftig seyn zu können, und nach Art der Grammatik Regeln zu schreiben, da aber dergleichen verlangt werden, ist es auch Schuldigkeit, auf die Art Gnüge zu leisten.

Gottsched, der noch immer das größte Verdienst um die deutsche Sprache hat, der auch noch, so viel ich zu beurtheilen im Stande bin, alle Neulinge und Verbesserer der deutschen Sprache an Gründlichkeit übertroffen, und unserer Muttersprache ihre erste Reinigkeit gegeben, und sie dazu gemacht hat, was sie würklich

jetzt

jetzt ist, einige wenig oder nichts bedeutende neuere Abänderungen ausgenommen, soll mich hiezu durch sein Ansehen unterstützen, und ich berufe mich blos auf die von ihm aus Licht gestellte Grundlegung einer deutschen Sprachkunst.

Die hier angenommene Regel ist also: Zu allen Beiwörtern (Adjectiven) die das bestimmte Geschlechtswort (Artikel) haben, wird in der vielfachen Bedeutung, oder im Pluralis, an alle Endungen oder Casus ein n gesetzt; bei dem unbestimmten Geschlechtsworte aber, das seiner Natur nach nicht von vielen gesagt werden kan, auch mehreren Zahlen, die keine Geschlechtswörter haben, denn man sagt schlechterdings, Männer, Frauen, Kinder ꝛc. oder Männer müssen nicht wie Kinder fechten ꝛc. darf außer zu der dritten und sechsten Endung, oder zum Dativ und Ablativ kein n gesetzt werden.

Nach dieser einmal festgesetzten Regel haben diejenigen also sehr unrecht, die zwischen den verschiedenen Geschlechtswörtern keinen Unterschied entweder zu machen verstehen oder machen wollen, und das den Adjectiven im Pluralis angehängte n, sowohl den bestimmten als unbestimmten Geschlechtswörtern geben, denn was bei dem bestimmten angeht und nöthig ist, das ist bei dem unbestimmten überflüssig, und hiernach läßt sich auch die in obgedachter Anfrage zum Beispiel angeführte Stelle sehr leicht erklären und berichtigt hier hersetzen: „Seine Einbildung flohe alle glänzende Feste, er suchte einsame Oerter, und diese einsamen Oerter erweckten in ihm alle gute Gedanken; indem er die fröhlichen Auftritte seiner Jugend durchging, indem er sich die verschiedenen Umstände, wo sein Herz die lebhaftesten Bewegungen der Freude und der Traurigkeit erfahren hatte, wieder vorstellte.

Die Regel ist zwar durch die Einschaltung einiger Beispiele beim unbestimmten Geschlechtsworte, etwas länger geworden, als eine Regel eigentlich erfordert; ich glaube aber mich dadurch entschuldigen zu dürfen, wenn ich anführe, daß die Deutlichkeit und Gründlichkeit, so wie auch gefordert worden, dieses so nothwendig gemacht hat. Und es ist dieses also auch die einzige bestimmte Regel in der deutschen Sprachlehre, die anzeigt, warum einerlei Casus das eine mal mit, das andere mal aber ohne n gesetzt werden muß, wozu, wie schon gesagt, lediglich die bestimmten und unbestimmten Geschlechtswörter Anlaß geben; und man wünscht nichts mehr, als daß ein jeder, der dieses lieset, sich ohne Partheilichkeit davon überzeugen möge; nur letzlich kan ich hier, bei etwa entstehendem Einwurfe bei den Fürwörtern diese und jene, die gleichfalls ein n in allen Endungen ihrer Adjectiven in der vielfachen Zahl nach sich haben, noch als einen Zusatz zu obiger Hauptregel nicht unbe-

bemerkt lassen; daß eben benannte Fürwörter oder Pronomina diese und jene, an denen nach ihnen folgenden Beiwörtern in der vielfachen Zahl oder im Pluralis, ein n begehren, als z. E. diese gelehrten Leute; jene schönen Kinder, und nicht also, diese gelehrte Leute; jene schöne Kinder.

Hannover. G. F. C. Börner, Artilleriste.

Anfragen.

1.

Die Windmühlen drehen sich entweder im Ganzen um ihre Axe, oder den Meckeler, oder es drehet sich blos die obere Kuppel nach Art der holländischen Mühlen. Wie ist bei solchen beweglichen Gebäuden ein Wetterableiter mit Zuverläßigkeit anzubringen? Bekantlich gehen die Ableiter in die Erde, dies ist bei einem so beweglichen Körper, als eine Mühle, nicht anders möglich, es müßte denn bei jedem aufsteigenden Gewitter, nach jedesmaliger Richtung der Mühle eine Grube gegraben, und das Ende des Ableiters, darin begraben werden.

Eine ableitende Wetterstange unfern der Mühle aufzurichten, scheinet auch die nöthige Sicherheit nicht zu gewähren; da eine solche Stange wegen der Mühlenflügel und deren umschreitenden Kreises, dem Gebäude selbst nicht nahe genug gebracht werden kan. Man wünscht solchemnach sich belehrt zu sehen, wie man eine Mühle durch einen Wetterableiter gegen den Bliz sicher stelle.

F.

2.

Da seit einiger Zeit in hiesigen und vielleicht auch auswärtigen Gegenden der Gebrauch pulverirsirter Hülsenblätter, als ein in mancherlei Krankheiten, vornemlich Schwind- Gelb- und Wassersucht, auch gichtischen Anfällen, sehr würksames Heilungsmittel empfohlen, auch würklich damit vielfältige, im Erfolg aber äußerst von einander abweichende Versuche angestellt worden; so würde es für das leidende Publikum wünschenswerth seyn, wenn irgend ein erfahrner Arzt oder sonstiger Naturforscher von der eigentlichen Heilkraft der Hülsen, und ob und bei welchen Uebeln solche mit Nutzen und Sicherheit zu gebrauchen? in diesen Blättern eine zuverläßige auf Sachkentniß und Erfahrung sich gründende Nachricht mitzutheilen die Gefälligkeit haben wolte.

Wremen. Wichmann.

3.

In welches Erdreich, und wie bauet man den Calmus, und wie rottet man ihn aus, wenn er zu stark einwuchert?

Hannoverisches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 13ten Julius 1789.

Ein geheilter kalter Brand am linken Fuß, der sich einer unrecht behandelten Rose zugesellet hatte.

Fingunt se medicos omnis idiota, Sacerdos,
Judæus, Monachus, histrio, rasor, anus,
Miles, mercator, cerdo, nutrix & arator.

Unerachtet der ernsten Befehle einer hohen Königl. Regierung wider die so viele Menschen tödtende Quacksalberei, unerachtet so vieler traurig ausgefallenen Vorfälle an solchen Unglücklichen, die sich dergleichen eben so unwissenden als gewissenlosen Menschen anvertrauten, wird doch wider kein für das Publikum so wohlthätiges Verbot häufiger gesündiget, als wider dieses.

Kaum solte man glauben, daß Menschen, die gewöhnlich nicht die mindeste Kentniß von der Heilkunst besitzen, es wagen könten, ihre kranken Brüder durch die verkehrtste Behandlung, und zweckwidrige Mittel in die größeste Gefahr des Lebens zu stürzen. Mit unverschämter Stirn wagen sie Arzeneien anzupreisen, ohne die Bestandtheile derselben, ja nicht einmal die Art der Krankheit, wider welche sie solche empfehlen, zu kennen. Solte nicht einen solchen Unwissenden, wenn er anders nicht für alles Gefühl verhärtet ist, die ängstlichste Besorgniß peinigen müssen, ob nicht etwa sein verordnetes Mittel dem leichtgläubigen Kranken ein Gift seyn könne? Hat er nicht Ursache, recht froh zu seyn, wenn er bei der Kurart erfährt, daß die gegebenen Arzeneien allenfalls weder geholfen, noch geschadet haben? Und gesetzt auch, die verordneten Mittel seyn nicht schädlich, verliert der Kranke durch solche Verzögerungen nicht Zeit und Kräfte? Wie oft aber sind dem Arzt nicht die ersten Tage einer Krankheit die allerbequemsten, um sich Herr davon zu machen. Werden nicht durch unzeitige Aderlässe, Schweiß treibende, abführende, auch selbst stärkende und stopfende Mittel Fehler begangen, die

auf Seiten des Kranken die gröſseste Gefahr des Lebens nach sich ziehen können, ja, die oft gar nicht wieder gut zu machen sind? Und doch sind die gegründetesten Vorstellungen, womit die berühmteste und erfahrenste Aerzte wider diese so oft mordende medicinische Pfuscherei geeifert haben, sehr oft fruchtlos gewesen. Was hat es geholfen, daß ein Tissot, (ich geschweige anderer verdienstvoller Männer) in seiner Anleitung für das Landvolk ꝛc. das Publikum in einem ganzen Kapitel vor solchen Betrügereien warnet? Wie viele, die dieses Buch besitzen, mögen das Kapitel nicht einmal recht aufmerksam gelesen haben, oder selbst unter denen, die es lasen, waren vielleicht einige, die das eingerückte Kapitel allein seinem Interesse nur beimaßen. Vielleicht finden sich auch jetzt einige unter denen, die, diese Blätter lesen, die, da sie weder mich, noch die Dürftigkeit dieses Ortes und der herum liegenden Gegend kennen, auch mich gleichen Fehlers beschuldigen dürfen. Doch trift auch wohl diese Krankengeschichte solche Leser, die, ohne Mißtrauen zu hegen, die traurigen Folgen anfangs unrecht behandelter Krankheiten hier aus einem neuen Beweise kennen lernen. Vielleicht kommen diese Blätter auch unter die Augen solcher Leute, die sich vorher mit dem ihnen unbekanten Heilungsgeschäfte abgaben, jetzt aber mit anklagendem Gewissen fühlen, wie oft sie Mörder ihrer Mitmenschen geworden sind, und zu ihrem verlassenen Pflug, oder Leisten wieder zurück kehren.

Zu Anfang dieses Jahrs (den 30ten Jan.) wurde ich nach einer Bürgerin unserer Stadt gerufen, die ich in den bedenklichsten und traurigsten Umständen antraf. Ihre Krankheit hatte sich, laut der umstehenden Verwandten Erzählung, vor acht Tagen mit solchen Zufällen angefangen, die einen gallicht verdorbenen Stoff im Magen und Gedärme verrathen, wo sich einige Tage darauf nach vorhergegangenen fieberhaften Anfällen eine Rose zugeselle, und den ganzen obern Theil des linken Fußes eingenommen hatte. Vor meiner Herzurufung war in meiner durch Amtsgeschäfte veranlaßten Abwesenheit der hier so beliebte als geschickte Compagniechirurgus Bleßmann zu der Patientin hingefordert worden. Dieser sucht gleich die vorhandenen gallichten Unreinigkeiten mit einer Auflösung des Salis mirab. Glaub. und Tartar. emet. auszuführen, bedeckt dabei äußerlich den leidenden Fuß mit gleichen Theilen der Florum. Chamom. Sambuc. (in Säckgen genähet) und mit diesen Mitteln läßt er einige Tage fortfahren. Den dritten Morgen merkt er bei seinen Besuch, daß die der Patientin verordnete Arzeneien nicht gehörig verbraucht worden seyn, die Kräutersäckgen findet er abgenommen, und den leidenden Fuß stark mit Bleiweiß belegt. Unwillig über solche Verfahrungsart, stellet er der Patientin und den umstehenden Verwandten die Gefahr vor, die daraus erwachsen könne: aber ohne im mindesten dadurch abgeschreckt zu werden, antwor-

teten

teten sie ihm, es wäre ihnen gerathen worden, und wolten sie es auch versuchen, ohne hin sey es ja nur die Rose. Da seine Vorstellungen nichts bei ihnen helfen wolten, muß er die Patientin ihrem Eigensinn, und den daraus erwachsenen traurigen Folgen überlassen. Noch an eben diesem Tage gegen Abend spüret die Kranke einen stärkern Geschwulst, Spannen des ganzen Beines, und heftige Schmerzen an der leidenden Stelle des Fußes, welche in der kommenden Nacht und am folgenden Morgen (den zweiten nach der Bestreuung) mit fieberhaften Bewegungen und großer Hitze zunehmen, und das Bein zu bewegen unvermögend machen. Dennoch aber wird auch an diesem zweiten Tage mit dem Auflegen des Bleiweißes fortgefahren. Gegen Abend, und in der kommenden dritten Nacht stehet die Kranke die heftigsten Schmerzen aus, mit einem starken Fieber, brennenden Hitze, und unauslöschlichem Durst, welche Zufälle gegen den dritten Morgen in eine taube Empfindung, und endlich in eine vollkommene Unempfindlichkeit des leidenden Fußes übergehen. Nun findet man nach einigen Stunden die ganze Oberfläche des Fußes weich, unempfindlich, und schwarz durch das aufgelegte Bleiweiß durchscheinen. Erschrocken über diese Erscheinung schicken sie wieder nach oben benanntem Herrn Bleßmann, und bitten auch mich, der Patientin wegen, mit ihm gemeinschaftliche Verfügungen zu treffen.

Bei meinem ersten Besuch, (am 30ten Jan.) fand ich diese 50jährige Frau in einer recht traurigen Lage. Sie hatte laut den Erzählungen ihrer Verwandte häufig an Folgen verdorbener Säfte gekrankt, auch seit ihrem letzten Wochenbette (seit 8 Jahren) ein öfteres herumirrendes Ziehen und Schmerzen in den Gliedern empfunden. Dabei war sie jetzt sehr mager, hatte rothe thränende Augen, und den Puls fand ich klein, geschwind, jedoch nicht unordentlich. Die Zunge war mit gelbem Schleim belegt, auch klagte sie noch über bittern Geschmack, starke Hitze, und unauslöschlichen Durst; das ganze linke Bein war bis an das Kniegelenk geschwollen, jedoch nicht sehr roth und schmerzhaft. Da ich aber den Fuß von dem aufgelegten Bleiweiß abwischen ließ, fand ich seine ganze Oberfläche von der Articulation mit dem Schienbein bis an den Zehen herunter stark angeschwollen, schwarz, weich und unempfindlich. Auf der ganzen brandigen Oberfläche wurden sogleich tiefe Einschnitte gemacht, die der Patientin nicht die mindesten Schmerzen verursachten, und aus welchen viele verdorbene und übel riechende Jauche heraus lief. Nachdem solche mit einem Schwamm ausgetrocknet war, wurden die Einschnitte mit dem Pulvere Cort. Peruv. 1½ Unzen, Sal. ammoniac. Gummi myrrhæ ana 2½ Drachmen, stark aufgestreuet, und folgende Fomentation öfters frisch umgeschlagen: Herb. Rutæ Absynth. Scord. ana 2 Hände voll,

coq. cum S. q. aquæ font. per dimidiam horam Colat. 3 Pfund, adde aceti vini 6 Unzen.

Wegen der noch so vielen verdorbenen Unreinigkeiten im Darmkanal, die der bittere Geschmack, und die so sehr belegte Zunge verriethen, getrauete ich mir nicht, die China gleich innerlich zu verordnen, daher ich mit der Ipecacuanha und dem Tartaro tartarisato die Unreinigkeiten erst wegzuführen suchte. Nachdem dieses Pulver viel Galle und Schleim durch ein fünfmaliges Erbrechen ausgeleeret hatte, bekam die Patientin gegen Abend, Sal. ammoniac. depurat. 3 Drach., Pulv. rad. Rhei opt. 4 Scrupel, aquæ fontan. 6 Unzen, Syrup. rub. Idæi 1½ Unzen. M., wovon alle 2 Stunden 2 Eßlöffel voll genommen wurden.

Den folgenden Morgen (den 31ten Jan.) fand ich, daß der Brand nicht weiter um sich gegriffen hatte, und es floß weniger Jauche aus den Einschnitten. So wohl mit dem Pulver zum Einstreuen, als auch der abführenden Mixtur wurde fortgefahren, die, ohne der Patientin Kräfte zu schwächen, viele Unreinigkeiten aus dem Körper schafte. Ich fand auch den Puls diesen Morgen ruhiger, der Durst und die Hitze hatten sich gegen gestern zu rechnenen, merklich gemildert.

(Den 1ten Febr. Morgens.) Die Patientin hatte die vergangene Nacht ruhiger geschlafen, wie die Tage vorher, auch der Durst und die Hitze waren nicht so stark gewesen, den Puls aber fand ich kleiner, und die Zunge war noch mit weißen etwas wenigen gelblichen Unreinigkeiten belegt. Es bekam die Patientin heute

Pulv. Cort. Pernv. opt. 1½ Unzen, coq. cum aqua fontan. 1 Pfund, ad reman. ½ Pfund, Colatur. adde Sal. ammoniac depurat. 3 Drach., Syrup. rub. Idæi 1½ Unz. M. Alle 2 Stunden eine halbe Theetasse voll.

Beim Abnehmen des Verbandes fand ich, daß auch heute der Brand nicht weiter um sich gegriffen habe. Es wurden die Einschnitte mit dem benannten Pulver wieder ausgestreuet, und die brandige Stelle fanensentirt wie gestern.

(Den 2ten Febr.) Bei der Erneuerung des Verbandes zeigte sich in den Einschnitten ein dünnes weißes Eiter, und um das Brandige ein rother Ring: das Einstreuen des Pulvers wurde auch heute fortgesetzt, noch außerdem aber, ein ziemlicher Theil davon mit der benannten Fomentation angefeuchtet, auf vierfaches Leinewand dick aufgestrichen, und so auf die ganze brandige Stelle gelegt. Innerlich ließ ich die Kranke das letzte Chinadecoct mit dem Salmiac fortgebrauchen, und empfahl ihr den Genuß der Milchspeisen, Fleischsuppen, Gelee, und ähnliche leicht zu verdauende Nahrungsmittel. Die Besserung dauerte bei dieser Behandlung fort bis zum 12ten Febr.

Bei dem innerlichen Gebrauch der China in Substanz erhielt die Patientin täglich mehr Kräfte, der Schlaf wurde ruhig und erquckend, die Eiterung aber stark, jedoch hatte solcher

die

die gehörige Consistenz: das Brandige sonderte sich immer mehr und mehr ab, und an den abgesonderten neuen Stellen, vorzüglich im Grunde, und an den Rändern der Wunde zeigten sich kleine rothe Fleischwärzgen. Der starken Eiterung wegen wurde die Wunde jetzt mit trockner Charpie leicht verbunden.

Den 14ten Febr. Morgens, fand ich meine Patientin lange so munter nicht wie die Tage vorher. Nach genauer Erkundigung erfuhr ich, daß sie vor ein Paar Tagen Verdruß gehabt habe. Die Eßlust war wider weg, sie klagte über Kopfschmerz und Uebelkeiten. In der Wunde war der Eiter dünner, doch stärker wie sonst, und an einer Stelle der Wunde waren die jungen Fleischwärzgen dunkelblau, ohne sonderliche Empfindung. Die mißfärbigen Stellen wurden sogleich mit einer Mischung des Unguent. digestiv. 1 Unze, Lapid. divin. 1 Scrup. die übrige Wunde aber wieder trocken verbunden.

Innerlich bekam sie ein Brechmittel aus Ipecacuanha und tartaro tartarisato, wornach ein fünfmaliges Erbrechen von vieler Galle und etwas Schleim, auch nachher einige Stuhlgänge mit Erleichterung erfolgten. Den Nachmittag schlief sie einige Stunden sehr erquickt, und gegen Abend wurde ihr die China mit etwas Rahbarbar vermischt gereicht.

Den folgenden Morgen (den 15ten Febr.) war die Kranke sehr munter, hatte die verwichene Nacht etwas geschlafen, und fand sich bei der gelinden Abführung, die die gestern Abend verordnete Medicin bewürkte, sehr erleichtert. Der Eiter hatte wieder seine gehörige Consistenz, roch nicht mehr, und die kleinen dunkelblauen Fleischwärzchen warn röther geworden. Mit erwähnter Salbe wurden auch heute die verdächtigen Fleischwärzgen, die ganze Wunde aber wieder trocken verbunden.

Bis zum 25ten März dauerte nun die Besserung der Wunde ununterbrochen fort, und füllete sie sich mehr und mehr mit jungem gesunden Fleisch aus.

Da aber die Eiterung so lange anhaltend und beträchtlich gewesen war, die Kräfte der Patientin auch vielleicht der Vermögensumstände wegen, nicht mit den empfohlenen Nahrungsmitteln hinlänglich ersetzt werden konten, befürchtete ich eine Auszehrung, in welcher Vermuthung mich ihre starke Abnahme des Körpers, und ein eiterartiger öfters grünlicher Auswurf, wovon zuweilen in einem Tage beinahe ein halb Quartier, doch ohne Schmerzen in der Brust dabei zu verspüren, ausgehustet wurde, noch mehr bestärkte.

Bei dieser mißlichen Erscheinung suchte ich dennoch alles anzuwenden, um diese Person zu retten. Außer vielen Milchspeisen in allerhand Gestalten, gab ich ihr auch nach dem Rath meines unvergeßlichen Lehrers und Gönners Baldinger in seinem Buch von den Krankheiten der Ar-

men Pulv. Cort. Peruv. opt. 1½ Unz. Extr. Myrrh. aquos. 1½ Drachm. Cascarill. 1 Drachm. Sachari lactis 1 Unz. M. alle 2 Stunden einen aufgehäuften Theelöffel voll. Dabei ließ ich ihr den rehburger Brunnen mit der Hälfte Ziegenmilch zum gewöhnlichen Getränk reichen. Nachdem die Kranke drei Wochen unabläßig hiemit fortgefahren hatte, sah ich zu meiner Freude den Eiterauswurf sich nach und nach vermindern, die Kräfte vermehrten sich, die Wunde vernarbte sich bis auf eine kleine Stelle im Gelenke des Fußes, auch blieb noch einiger Geschwulst dieses Beines einige Wochen übrig, welcher aber durch die Einwickelung völlig gehoben wurde.

So hatte ich endlich das Vergnügen, diese durch Leichtgläubigkeit und verkehrte Kurart dem Tode bald aufgeopferte Person nach einer vier monatlichen Kur glücklich wieder hergestellt zu sehen.

Biedermann, Brunnenarzt zu Rehburg.

Die Schmeißfliege.

Beitrag zur Naturgeschichte.

Alle mir bekante Naturkündiger, selbst diejenigen, welche die ältern genutzt und neuerlich über Naturgeschichte geschrieben haben – auch a) Raff und b) Fröbing behaupten mit ihnen:

„daß die Schmeiß- Aas- oder Fleischfliegen ihre Eier — 20,000 an der Zahl — auf das Fleisch todter Thiere, oder anderes Fleisch legen; daß sie an dem Tage, woran sie gelegt sind, lebendig werden, und sich in neun Tagen so dick fressen, daß sie am zehnten Tage schon als junge Schmeißfliegen davon fliegen."

Dies kan in den meisten Fällen wahr seyn, weil ich oft dergleichen bei kleinen Haufen am Käse oder Fleische angetroffen habe, die noch nicht lebten, weil sie erst wenig Augenblicke vorher gelegt waren, als ich sie wahrnahm. Indessen ist doch nach der Beobachtung aller so viel ganz gewiß:

„daß das, was die Schmeißfliegen legen, eher kleinen **Maden**, als Eiern ähnlich sieht. Und man könte immer, mit dem größten Grunde, und weit richtiger sagen: Die Schmeißfliege legt Maden, als **Eier**. Was mich aber hauptsächlich zu meiner Behauptung berechtigt, ist dies: daß die Schmeißfliegen auch **lebendige Maden** zur Welt bringen."

Es

a) Raff's Naturgeschichte für Kinder. Gött 1781. Seite 179.
b) Fröbing's Bürgerschule. 1. Band. Seite 195.

Es bleibt mir für jetzt nichts weiter übrig, als hierüber meinen Beweis zu führen.

1) Eier sind längliche in eine Haut eingeschlossene Substanzen, woraus sich das Thier entwickelt — nicht aber sich zusammenziehende und ausdehnende lange Würmchen, mit Augen ꝛc.

2) Operirte ich ganz kürzlich eine solche Schmeißfliege, die sich auf mein Zimmer verirrt hatte. Sogleich gerieth ich auf den Gedanken, das Thier zu zerlegen, und seine innern Theile, besonders die Maden, zu untersuchen — und ich fand zu meiner und meines Eleven Verwunderung, einige **vierzig völlig lebendige Maden**, jede einer Linie lang, die alle sogleich davon gingen, um sich nach Nahrung umzusehen. Eine Stunde nachher krochen sie noch herum, und zwei davon hatten sich von dem Fleische ihrer Mutter bis des andern Tages genährt, wo sie noch einmal so groß geworden waren, die aber doch, da sie nichts weiter vorfanden, auch Hungers sterben mußten, wie ihre Brüder.

Diese Thierchen hatten völlige Köpfe und Augen.

Ich gerieth bei dieser Betrachtung auf den Gedanken: daß die Schmeißfliege gewöhnlich ihre Maden noch unvollkommen auf Fleisch oder andere faulende Gegenstände legt, wenn sie dergleichen vorfindet, — daß sie sie aber, im Fall sie nichts vorfindet, oder sie eingeschlossen ist, so lange bei sich behält, und sie natürlich immer vollständiger bei ihr werden müssen, bis sie sich endlich davon entledigen kan. Daß sie also nach dem Verhältniß der frühern oder spätern Entledigung vollkommenere oder unvollkommenere Maden zur Welt bringt.

Da für den Naturkündiger auch die allergeringfügigste Sache, so bald sie zur Berichtigung und Vervollkommnung unserer Erkentnisse etwas beiträgt, wichtig wird; so hat mich dieser Umstand hauptsächlich dazu angetrieben, dies öffentlich bekant zu machen.

Koppenbrügge. H. T. L. Schnorr.

Zur Haushaltungswissenschaft.

Im dritten Stück des Journals von und für Deutschland von d. J. Seite 252. meldet ein Ungenannter, daß ihm ein Freund, der die Gärtnerei liebte, und in dessen Garten er den vortreflichsten grünen oder braunen Kohl vorgefunden, da doch in den linker und rechter Hand dabei gelegenen Nachbarsgärten der darin stehende Kohl von den Raupen entsetzlich zerfressen gewesen, folgendes Mittel angezeigt, wodurch er seinen Kohl von der Wuth dieses Ungeziefers gänzlich befreiete. Man nimt einen spizzen

zen Stock und spießt damit eine Kröte auf, diese stellt man aufgerichtet in die Erde, daß sie die Sonne austrocknen kan; wenn dies geschehen ist, wird sie fest und federleicht, und behält da in ihrem Körper eine Oefnung, wo sie den Stich bekommen. Man nimt sie ab, und schüttet vor dem Säen den Kohlsaamen durch die Oefnung des Krötenkörpers, und alsdenn legt man den Saamen in die Erde. Dieses sehr einfache Kunststück soll die Würkung haben, daß der aus dem auf eben beschriebene Art behandelten Saamen wachsende Kohl nie von einer Raupe angefressen wird.

Ferner berichtet der Ungenannte, daß der verstorbene Oberforstmeister von Knobelsdorf, ein Mann von vielen Einsichten und Kenntnissen, der sich auch sorgfältig um die Haushaltungskunst bekümmerte, dazu bei der öftern Bereisung seiner Forsten nicht wenig Gelegenheit hatte, und übrigens ein Mann war, der die Wahrheit äußerst liebte, und sich geschämt haben würde, etwas zu erzählen, wenn es Erdichtung gewesen wäre, erzählt habe, daß ihm ein alter Förster, der unter seinen Befehlen stand, immer einen schönen Vorrath von Federvieh hatte, und sich rühmte, daß ihm kein Raubvogel Schaden daran thun könne, folgendes Mittel entdeckt, welches ihn vor diesen gewöhnlichen Unglücksfällen der Landleute schützte. Der Förster sagte, er nehme den Schlußknochen von einer verreckten Kuh oder einem Pferde, durch den der Mastdarm geht, und ließe die frisch ausgebrüteten Küchlein durch die Oefnung springen; so oft er dies beobachtet hätte, wäre es keinem Stoßvogel eingefallen, sich seinen Gänsen, Enten, Putern oder Hühnern zu nähern.

Diese Mittel, die so leicht zu erproben sind, werden hier nicht erzählt, um blindlings geglaubt, sondern um erforscht zu werden.

Nicht alles, was man sich nicht erklären kan, ist Vorurtheil; und besonders, wenn man sich von Dingen, Erzählungen und Angaben auf eine leichte und einfache Art zu überzeugen im Stande ist, und sodann beurtheilen kan, ob die wunderbar scheinende Sache bloß Mährchen, Erdichtung oder Wahrheit ist, und den angeblichen Nutzen stiftet. Es ist auch Pflicht eines jeden vernünftigen Menschen, erst zu prüfen, und alsdann, wenn aus der Prüfung sich ein Ungrund erweiset, zu verwerfen, oder widrigenfalls zu billigen, und nützlich erfundene Wahrheiten zur allgemeinen Anwendung fortzupflanzen.

Hannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Freitag, den 17ten Julius 1789.

Das Für; und Gegen, in Rücksicht auf die Gemeinde-Backöfen.

Zur Beantwortung der Aufrage im 31ten Stück dieses Magaz. von d. J.

Für.

1) Der an sich schon eintretende Holzmangel, wird durch die Privatbackösen auf dem platten Lande noch mehr vermehrt.

Um einen genauen Ueberschlag zu machen, wie viel Holz der Gemeindebäcker zu jedem male auf gewisse Malter oder Himtenzahl gebrauche, auch wie viel Holz bei den vielen Privatbackösen bisher jährlich erforderlich gewesen; nimt ein gewisser Oekonom einen Ort an, worin 30 Feuerstellen, auch beinahe eben so viel Backhäuser sind. Unter diesen 30 Feuerstellen sind 6 volle Ackerhöfe, 18 Köther und 6 Brinksitzer. Jeder volle Ackerhof verbackt jährlich wenigstens 12 Malter, mithin alle 6 zwei und siebenzig Malter, jeder Köther 6 Malter, beträgt 108 Malter, jeder Brinksitzer 4 Malter, macht 24 Malter, also alle 30 Feuerstellen jährlich überhaupt 204 Malter. Rechnet man nun auf jedes Malter $\frac{1}{4}$ Klafter Holz zum Backen, so beträgts auf obige 204 Malter 51 Klafter. Da nun in dem neu gemeinschaftlich anzulegenden Backofen, welcher wie ein Stadtbackofen anzulegen ist, öfters in der Woche gebacken wird, so ist höchstens nur die Hälfte Holz erforderlich; es wäre also auf ein Malter zu verbacken, $\frac{1}{8}$ Klafter in Anschlag zu bringen, und würden mithin durch diese neue Einrichtung jährlich 25½ Klafter Holz erspart.

Wenn der Bäcker die Feurung steht, pflegt man gewöhnlich für den Himten 1 gr. 4 pf. Backlohn zu bezahlen; und könte daher der Bäcker das Holz aus seinen Mitteln aus den Forsten ankaufen, und sich dagegen obigen Backlohn bezahlen lassen.

Ihr Buschholz könte nun die Gemeinde zu anderm Behufe nutzen. Nach der besondern Localität liesse sich vielleicht die Einrichtung treffen, daß diese Nutzung jedem einzelnen Gemeindegliede zu statten käme, die Abholzung

einer gewissen Morgenzahl aber dem Gemeindebäcker überlassen würde, der dafür entweder einen Forstzins in die Gemeinde geben, oder sich das Backlohn verhältnißmäßig niedriger setzen lassen müßte.

Wo zeither mit Leseholz gebacken worden ist, da würde man in Zukunft, unter folgenden Einrichtungen ein oder die andere treffen können, um den Gemeindegliedern einigen Nutzen von ihrer Berechtigung zu erhalten. Entweder man müßte sie von dem Forsteigenthümer abfinden lassen; oder man müßte dem Bäcker die Sammlung des nöthigen Leseholzes, gegen Verminderung des Backelohns, überlassen. Kleine Leute könten auch fortfahren, das Leseholz durch ihre Kinder sammeln zu lassen, und an den Bäcker zu verkaufen; größere Einwohner, wenn sie ferner noch Holz lesen lassen wolten, könten nun das Leseholz zu andern Feurungsbedürfnissen brauchen, und damit grobes Holz zum Verkauf ersparen.

Gegen.

1) Ehe von der Holzersparung die Rede seyn kan, frägt es sich: wo sollen die Kosten zur Anlegung eines öffentlichen Backhauses, die leicht 4 bis 500 Rthlr. und mehr betragen können, herkommen? Daß sie die Herrschaft herschenken soll, wird kein Mensch verlangen. Soll sie sie vorschießen, und sich demnächst an den Einkünften des Backhauses wieder erholen, so verwandelt sich die ganze Anstalt in eine Zwangbäckerei, und solches ist doch äußerst bedenklich.

Die Baukosten aber selbst von der Gemeinde durch erhöhete Abgaben aufzubringen, ist auch nicht zu rathen, und würde solches sehr zum Bedruck der Gemeinde gereichen. — Oder soll der gelernte Gemeindebäcker das Backhaus auf seine eigene Kosten erbauen? Hierzu wird sich gewiß Niemand finden. In kleinen Städten und Flekken besetzt sich wohl ein Bäcker, der andern Leuten ihr Brod für ein mäßiges Backgeld mitbackt; auf Dörfern, die nicht an den Heerstraßen liegen, oder wo nicht recht viele kleine Leute wohnen, kan sich kein Bäcker nähren. Wagte es nun gleich einer einmal, sich auf einem Dorfe zu besetzen, so wäre es doch ungewiß, wie lange er sich würde halten können, und kein Hauswirth könte bei dieser Ungewißheit seinen Backofen eingehen lassen, wenn er ihn auch gleich zu weiter nichts, wie zum Brodbacken gebrauchte, welches doch, wie wir bald sehen werden, nicht der Fall ist.

Was den Holzmangel anbetrift, so wird solcher nicht so sehr, wie man sich gemeiniglich einbildet, durch die Privatbacköfen vermehrt. Denn der Landmann ist ebenfalls, wie der Städter, auch selbst in den Gegenden, die von der Natur nicht so sparsam mit Waldung versehen sind, und mithin die Anschaffung der benöthigten Feurung ihn bei weitem auch nicht so kostbar, als in solchen, die mit minderer Hölzung begabet, zu stehen

hen komt; an sich gewohnt, mit dem Holze äußerst sparsam zu Werke zu gehen; denn, wenn ihm das Holz auch an und vor sich nicht so theuer zu stehen komt, so hat er es doch nicht gleich auf der Stelle, sondern die übrigen Onera, als Fahrlohn u. d. gl., was außerdem noch damit verknüpft ist, belaufen sich an den meisten Orten öfters höher, als dasjenige, was er auf der Stelle für das Holz selbst erlegen muß. Auf den ansehnlichsten Bauerhöfen werden daher die größten Wirthschaften jährlich mit 2, 3 ja höchstens mit 4 Klafter Holz bestritten; nimt man nun hiervon ab, was bei der Wäsche, Hausgetränke zu brauen, Garn zu sieden, beim Linnen zu bleichen, in der Küche, und die Stube zu heitzen, verbraucht wird, so wird jeder eingestehen müssen, daß diese Consumtion für jene Bedürfnisse, nicht allein äußerst wenig, sondern daß auch in Rücksicht des vorhin bemerkten, auf das Brodbacken jährlich nicht mehr als ein halbes Klafter, oder guter Faden, gerechnet werden kan, wofür kein Bäcker im Stande ist, das in eine solche Haushaltung, worin, eine gegen die andere gerechnet, sich größtentheils sechs erwachsene Personen und drei Kinder befinden, jährlich benöthigte Brod mit wenigerm Holze anzuschaffen.

Aber, der Landmann verrichtet sein Brodbacken nicht einmal bei Klafterholze, sondern er heitzt seinen Backofen mit Leseholze, den Abfällen von seinen Hagen und Hecken, und mit sonstigem Buschwerk, welches seine Kinder, die er noch zu keiner andern Arbeit gebrauchen kan, in ihren Freistunden aufsammeln, und er jährlich für seinen Backofen zurücklegt. Von dergleichen Buschwerk haben die mehrsten Bauern so viel, daß, wenn sie es gleich zum Backen und mancherlei anderm Behuf in der Haushaltung verwenden, ihnen doch noch jährlich eine ziemliche Quantität davon, weil sie es, da ihnen Niemand etwas dafür bietet, nicht verkaufen können, vermodert.

Schwerlich würde sich also der Gemeindebäcker dazu verstehen, den Dorfeinwohnern dafür, daß er sich das zum Backen benöthigte Holz sammeln lassen dürfte, ihr benöthigtes Brod umsonst zu backen, oder für das Leseholz so viel zu bezahlen, wie es dem Landmann in seiner Haushaltung zum eigenen Verbrauch werth ist. Der Bauer müßte also dem Bäcker auf alle Fälle immer Backelohn für sein Brod bezahlen, und nach dem einmüthigen Urtheil der erfahrensten Oekonomen, muß der Landmann mit allen Ausgaben an baarem Gelde, seyn sie auch noch so geringe, so viel nur immer möglich, verschont bleiben.

Es würden daher die Forsten in Ersparung des Holzes, wenig oder gar nichts bei einer veränderten Einrichtung in diesem Fall gewinnen.

Es ist wahr, daß ein Backofen, der nur selten geheitzt wird, etwas mehr Feurung erfordert, als ein Ofen,

den man täglich heißt, aber beträchtlich ist doch dieser Unterschied auch nicht. In jeder ordentlichen und nur einigermaaßen ansehnlichen Landhaushaltung, wird der Ofen des Brodbackens wegen, nicht alle um die andere Woche, sondern alle vier Wochen einmal, höchstens alle Jahr vierzehn mal geheißt. Der Hauswirth verbackt alsdenn jedesmal auf einmal fünf bis sechs Himten, und arme Häuslinge, die nur einen oder ein Paar Himten zu verbacken, und keinen eigenen Backofen haben, backen bei dieser Gelegenheit umsonst mit. Hat eine große Landhaushaltung, wenn sie backen muß, nicht so viel Mehl vorräthig, wie sie sonst mit einem mal zu ihrer eigenen Consumtion zu verbacken pflegt, oder ist es in einer Zeit, da das Brod leicht schimmelt, so verabredet sie, der Holzersparung wegen, mit einem oder mehreren Hauswirthen einen gemeinschaftlichen Back, wozu jeder seinen Antheil Feurung hergiebt.

Nimt man an, daß sich, im Durchschnitt genommen, auf den meisten Bauerhöfen mit Gesinde und Kindern 9 Personen, wovon 6 Erwachsene und 3 unter 14 Jahren zu rechnen sind, befinden, und diese, laut der Licentordnung jährlich 15 Malter an Brodkorn consumiren, auch unter diesen nicht zureichen, und rechnet denn, wie gewöhnlich doch angenommen wird, daß aus dem Malter 30 hausgebackene Brodte gebacken werden, für deren jedes, zum allerwenigsten an Backlohn 3 pf. gegeben werden müßten, so erhält man aufs ganze die Summe von 4 Rthlr. 24 mgr. 6 pf. Da nun aber das Kuchenbacken auf Festtage und bei andern solennen Gelegenheiten beim Landmann fast durchgängig zur Mode geworden ist, so kan man mit Inbegrif dieses, jene Summe füglich gang geringe auf 6 Rthlr. erhöhen, die ein solcher Hauswirth an Backlohn jährlich entrichten müßte, und so hoch komt ihm das benöthigte Holz, wenn er selbst backt, auch da nicht, wo die höchsten Preise dieses Produkts existiren.

In Dörverden wohnen seit langen Jahren zwei gelernte Bäcker, die für ein Brod (drei oder vier vom Himten) vier Pfennig Backelohn nehmen. Dabei hat der Bäcker nichts mit dem Säuren und Kneten des Teigs zu thun, auch muß das Brod zu Hause schon geformt seyn. Selten, und nur alsdenn geht der Häusling oder Hauswirth daselbst zu dem Dorfbäcker, wenn er in des Nachbars Ofen seine wenigen Brodte nicht unentgeltlich, mit backen, oder zum Verbacken seiner Paar Himten in seinem eigenen Ofen keine Theilnehmer finden kan. Er berechnet jedesmal, daß er dem Dorfbäcker für so und so viel Brodte zu backen, so und so viel Mattier bezahlen muß. Findet er, daß das Holz zum Heißen seines eigenen Backofens, wenn er diesen vollbackt, einige Mattier weniger kostet, so wählt er das letzte und hat noch die Asche zum Vortheil, denn er hat nicht so leicht Gelegen-

legenheit, baares Geld zu verdienen, das er doch für's Brodbacken jedesmal geben müßte; einige Mattier sind ihm schon etwas Erhebliches, und er giebt dem Bettler, der ihn um einen Allmosen bittet, lieber ein Stück Brod, das 4 bis 8 Pfennig werth ist, als einen Pfennig.

Für.

2) Die wenigsten Landleute verstehen das Backen recht. Entweder ist der Backofen zu heiß, oder zu kalt, oder das Säuren und Kneten des Teiges ist nicht gehörig verrichtet, wodurch denn ungahres, der menschlichen Gesundheit schädliches Brod entstehet.

Gegen.

2) Gewöhnlich backt der Bauer gesünderes, kräftigeres, dichteres und dabei besser ausgebackenes Brod, wie der gelernte Bäcker.

Die angesehensten Aerzte und einsichtsvollesten Männer ziehen den Hausback des Landmanns wegen seiner bessern Consistenz und Nahrhaftigkeit dem Bäckerbrodte vor, und versichern, daß frisches Brod der menschlichen Gesundheit schädlich, älteres hingegen derselben zuträglich sey. Ja noch mehr, viele große Städte werden von dem daran gränzenden Landmann mit von ihm selbst gebackenen Brodte versehen, und selbst angesehene Käufer verspeisen es gern.

Früh pflegen die meisten Mütter ihre Töchter zu dergleichen anzulehren, so wie der Vater den Sohn, oder der Herr den Knecht ꝛc. den Ofen gehörig heißen lehrt; und diese hören die Hausfrau gar zu gerne sagen: „diesmal habe der Ofen eben die rechte Hitze gehabt," als daß sie nicht aufmerksam seyn solten, sie ihm das nächste mal in demselben Grade zu geben. Jeder für wohlschmeckende Stillung seines und der Seinigen Hungers besorgte Bauer, zieht das Brod nicht eher aus dem Ofen, bis er gewiß weiß, daß es gahr ist.

Bei den Leuten zu Zückertshofen, deren in Beckers Noth- und Hülfsbüchlein S. 65 u. f. gedacht wird, wars freilich ganz anders, die waren so überaus unwissend und träge, daß ihnen durch die Ansetzung eines Gemeindebäckers in der Person des braven Meisters Conrad eine große Wohlthat erwiesen wurde, und gleichsam aufgedrungen werden mußte.

Das Sprichwort: Backen geräth nicht allemal, paßt wohl zunächst für den Landmann; ob wohl der mit schwerer, körperlicher Arbeit umgehende Bauer auch von dem etwa mit unterlaufenden nicht ganz vollkommenen Brodte keine erhebliche Unbequemlichkeiten empfindet, wenigstens nicht die, welche der Städter mit Butterkuchen, Mandelgebackenem u. d. g. sich oft zuzieht. Aber auch der erfahrenste Stadtbäcker wird sich bescheiden, daß dieses Sprichwort oft auf ihn anwendbar sey.

Ist nun aber gar der Gemeindebäcker ein in seiner Kunst nachläßiger Mann, wie denn doch solches leicht zu besorgen steht, da er weiß, daß

die Gemeinde, die keine Privatbacköfen mehr hat, bei ihm backen muß, er mag gutes oder schlechtes Brod backen, so leidet die ganze Commüne darunter, da im Gegentheil allemal nur wenige Mitglieder wegen ihrer Nachläßigkeit leiden.

Selbst in jenen traurigen Jahren, wo das sämtliche Getreide durch lange anhaltende Näsſe verdorben war, wußte ein großer Theil des Landmanns durch allerlei Mittel sich doch genießbares Brod daraus zu verschaffen.

Es würde zu weitläuftig seyn, hier alle die Ursachen anzuführen, weswegen, unerachtet der besten Backkentnisse, dennoch hie und da auf dem Lande schlechtes Brod gefunden wird, und wozu der Grund und Boden, auf dem das Getreide gewonnen, nicht wenig wirkt. Schon daraus läßt sich solches erklären, wenn man bedenkt, daß das Brod der meisten Landleute nur selten, und alsdenn nur, wenn äußerst wohlfeile Fruchtpreise sind, aus reinem Rocken, übrigens aber aus einem Zusatz von Kartoffeln, Mangut, Bohnen, Erbsen, Gerste u. d. g. besteht. Solte nun wohl ein gelernter Bäcker im Stande seyn, wenn dergleichen Ingredienzien sich zwischen dem Teige befinden, ein wohl gerathenes und lockeres Brod, als er unter andern Umständen von seiner Kunst erwarten kan, daraus zu backen? Hieran ist sehr zu zweifeln!

Gesetzt aber, wenn auch ein werkverständiger Bäcker, um für den Landmann besser Brod zu gewinnen, angestellt würde, so muß der Eigenthümer dennoch seinen Teig selbst, und zwar in seiner Wohnung so zubereiten, daß er im Backhause nur in Brodte getheilt zu werden braucht, und nach weniger Zeit in den Ofen geschoben werden kan.

Hat nun der Bäcker zehn Backgäste zu besorgen, und es finden sich unter diesen zwei Drittel, die ihren Teig gut und nach seiner Vorschrift zubereitet, die übrigen aber dieses verabsäumt haben, so muß er, und ist gleichsam gezwungen, wenn er anders den guten Teig mit dem schlechten nicht zugleich verderben will, wenn der Ofen die gehörige Hitze hat, und der durch Säuren und Kneten gehörig zubereitete Teig rasch geworden, ohne Rücksicht auf den noch nicht so weit gediehenen, selbigen zusammen in den Ofen schieben, und so wird er denn natürlich, bei aller angewandten Kunst und Vorsicht, jener Ingredienzien, die schon wieder eine andere Behandlung des Teiges erfordern, nicht einmal zu gedenken, so wohl gutes als schlechtes Brod erhalten.

Für.

3) Die Feuersgefahr wird durch die vielen Backöfen, wenn sie nicht sehr sorgfältig angelegt sind, auf dem platten Lande sehr vermehrt, und es ist bekant, daß schon die größten Feuersbrünste durch Backöfen entstanden sind.

Gegen.

3) Die mehrsten Backöfen auf den Dörfern liegen nicht unmittelbar an den

den Wohnhäusern, und äußerst selten sind sie in den Häusern selbst angelegt. Sie sind gewöhnlich in einer kleinen Entfernung vom Hause, oder hinter der Brandmauer der Küche und Oefen erbauet, und kan daher die Feuersgefahr durch selbige nicht sehr vermehrt werden. Schon seit geraumen Jahren ist auch über das noch höhern Orts die Verfügung getroffen, daß die in den Bauerwohnungen befindlichen Backöfen, wenn sie abgängig und wieder neu angelegt werden, solchergestalt angelegt werden müssen, wodurch also jene Besorgniß von Zeit zu Zeit immer mehr, und zuletzt ganz verschwinden wird.

Auch werden die Backöfen auf den mehrsten Dörfern oftmals von den geschwornen Feuerleuten, den Gohgrefen, Bauervögten u. s. w. visitirt. Wo solches etwa noch nicht geschiehet, dürften nur Feuergeschworne darauf verpflichtet werden, daß sie bei jedem Umgang auch die Backhäuser des Landmanns visitirten. Wenn dann die Bauern jedesmal die aus dem Ofen gezogenen Kohlen durch Wasser auslöschen, ehe sie solche ins Haus tragen, und nicht etwa Stroh, oder andere Feuer fangende Sachen am Wege, oder Heerde liegen lassen, so ist keine Feuersgefahr von den Backöfen zu besorgen. Viel eher ist solche vielmehr von den Bäckern in der Stadt und auch auf dem Lande zu befürchten, die ihre Backöfen in ihren Wohnungen haben, solche täglich heitzen, und gleich nach vollbrachtem Backen ihr Holz darin zum Trocknen werfen.

Der Schluß folgt künftig.

Beitrag zu der Abhandlung im 49ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre. Von den hiesigen Gewichten.

Wenn Herr Kruse 1761 und 1766 unser hiesiges Stadtgewicht, und zwar 1 Pfund zu 10129 holländische Asen berechnet hat, so wird es kein Mensch dem guten Mann verargen, wenn sich in seiner Angabe grosse Unrichtigkeiten finden, da von 1714 bis 1774 die hiesigen Originalgewichte bei den Männern, so zu Justirung der Gewichte angesetzt waren, sich um ein vieles abgenutzt, und solches in dem letzten Jahr ein sehr Beträchtliches gegen den auf hiesigem Rathhause verwahrten 1 Centner betrug. Eine Sache, wie Eisen oder Messing, welche oft hin und her gestoßen und geschoben wird, kan in 30 Jahren einen merklichen Verlust an ihrer Schwere leiden, und so ging es mit unsern Gewichten. 1774 wurde aber die große Veränderung unserer Stadtgewichte vorgenommen, und da es sich nach dem aufbewahrten 1 Centner so verhielt, ein hiesiges Stadtpfund zu 33½ Loth

Loth cölnisch Gewicht festgesetzt. Da auch nachher auf hohen Befehl alle übrigen Eichstädte dieses Landes mit richtigen Originalgewichten dieser Art versehen worden sind, so kan man mit vieler Gewißheit hoffen, daß niemals eine so allgemeine Irrung in Ansehung unserer Landesgewichte eintreten werde. Wie aber nun die Erben des Herrn Kruse in ihrer verbesserten Ausgabe vom Jahre 1782 unser hiesiges Stadtpfund zu 10127 Asen ausgewogen haben wollen, sehe ich nicht ein. Sie müßten denn das alte Pfund ihres verstorbenen Freundes mit einer nicht ganz genauen Wage untersucht haben. Etwa wie der erste Verfertiger der Apotheker Graugewichte, der nach unserm Kalender, gerade die Schwere eines Gerstenkorns bestimmt, da doch schwerlich unter tausend dieser Körner eins die Schwere eines Grans hat. In dem Jahre, da Hr. Pfannenschmidt das ein Pfund Einsatzgewicht nach holländischen Asen justiret erhielt, habe ich unser Stadtgewicht nach diesem untersucht, und fand, so wie ich es jetzt noch finde, daß 1 Pfund hiesiges Gewicht 10208 holländische Asen hält.

Es ist allen Kennern bekant, wie sehr genau und accurat der Wagebalken und das Gewicht seyn muß, wenn man mit Eßchen, Asen, Gran, Grän oder Theile Richtpfenningen etwas Bestimmtes angeben will; oft versucht man im Kleinen erst einige Proben, und wolte man da $\frac{1}{8}$ Asen unbemerkt lassen, so würde die Probe nicht nach unserm Wunsch ausfallen.

Süsserott.

Honigwein zu machen.

Zu jedem Stübchen (Gallon) Wasser kommen 4 Pfund Honig, solches wird so lange gekocht, bis es klar ist, indem der Schaum abgenommen wird, so etwa in einer halben Stunde ist, wenn der Honig fein ist. Zu jedem Gallon werden die Schaalen von ein Paar Zitronen oder Orangen gethan, und kan man auch etwas Gewürz oder Ingwer hinzufügen. Wenn es genug gekocht hat, läßt man es kalt werden, darauf wird es auf ein Faß gezogen, welches bedeckt wird, damit der Staub ꝛc. nicht hinein komme, und bleibet solches zwei oder drei Monat stehen, bis es ausgegohren hat, darauf wird das Faß zugespundet, und der Wein kan in fünf oder sechs Monaten getrunken werden. Er kan etwa in acht oder neun Monaten auf Bouteillen gezogen werden, und hält sich verschiedene Jahre.

Eine andere Art Honigwein wird gemacht, wenn 2 Pfund Honig zu jeder Gallon Wasser kommen ꝛc. Dieser kan in 6 Wochen gebraucht werden, und ist ein angenehmes Getränk, hält sich aber nicht über fünf oder sechs Monate.

Hannoverisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 20ten Julius 1789.

Das Für; und Gegen, in Rücksicht auf die Gemeinde-Backöfen.

(Schluß.)

Für.

4) Der Landmann versäumt bei jedesmaligem Backen in seinem eigenen Backofen, zuweilen einen ganzen Tag, welche Versäumniß auch mit in Anschlag zu bringen ist.

Gegen.

4) Die Versäumniß des Landmanns beim Selbstbacken kan wohl eigentlich gar nicht in Anschlag gebracht werden. Gewöhnlich wird dieses Geschäft einzig und allein von der Hausfrau verrichtet, und diese, wenn sie sonst eine gute Wirthin ist, besorgt selbiges, ihrer übrigen Wirthschaft unbeschadet, zu einer Zeit, wenn sie nichts zu versäumen hat, und ihre Kinder laufen unter ihrer Aufsicht dabei herum. Des Abends vor dem Backen wird nach gethaner Tagesarbeit gesäuert, dann am frühen Morgen darauf, ehe noch die landwirthschaftlichen Geschäfte angehen, geknetet und das Brodformen verrichtet, unterdessen daß der Mann, oder ein anderer den Ofen besorgt. So bald das Brod im Ofen ist, geht jeder an seine gewöhnliche Arbeit. Ja selbst in der Ernte ist eine gute Hauswirthin bereits damit zu Stande gekommen, wenn es des Morgens Zeit ist auf's Feld zu gehen, daher denn dieses Geschäft, wenigstens in wohl eingerichteten Haushaltungen, wenig gefühlt wird, und wenig Zeit wegnimt.

Beim Backen im Gemeinde-Backofen dagegen würde der Landmann, vornemlich bei großen weit aus einander gelegenen Dörfern, dadurch, daß sein Teig aus seinem vom Backhause entlegenen Hause, und zwar oft bei regnigtem Wetter, gebracht werden, daß er, wenn viele Backgäste an dem Tage backen wollen, im Backhause mehrere Stunden warten, und die Brodte demnächst aus selbigem wieder wegholen lassen muß, viel Zeitverlust leiden. Diese Versäumniß ist erheblicher, als man vielleicht denken solte. Man setze einmal den Fall, daß wegen lange angehaltener Dürre die Wassermühlen eines Orts, oder wo lauter, Windmühlen sind, die Windmühlen, in langer Zeit nicht haben gehen können. Das vorräthige Mehl ist verbraucht, und das ganze Dorf hat sich bis daher dadurch beholfen, daß ein Nachbar von dem andern, (wie denn

solches bei dergleichen Vorfällen auf dem Lande geschieht) eine große Quantität Mehl oder Brod vorgeliehen hat, um es demnächst in natura wieder zu erstatten. Die Mühlen gehen wieder, fast alle Dorfeinwohner mahlen zu gleicher Zeit, und jeder will und muß gleich backen. Wie lange wird nun nicht einer auf den andern im Gemeinde-Backhause warten müssen, und sich dadurch versäumen, denn der Gemeinde-Backofen kan doch nur jedesmal eine gewisse Anzahl Brodte nach Verhältniß seiner Größe fassen, die erst gahr seyn müssen, ehe wieder aufs neue darin gebacken werden kan, und für jeden neuen Back muß der Ofen wieder von frischem geheitzt werden.

Man könte hiergegen einwenden, daß diese zu besorgende Versäumniß des Landmanns dadurch gänzlich gehoben würde, wenn man

a) das Gemeinde-Backhaus mitten im Dorfe anlegte, so, daß es keinem Dorfeinwohner von seiner Wohnung zu weit entlegen wäre, und

b) daß der Bauer ja nicht auf seinen Teig, bis er zu Brodten verbacken wäre, im Gemeinde-Backhause zu warten, sondern ihn nur hinzubringen, und das Backen selbst dem Gemeinde-Bäcker völlig zu überlassen brauchte.

Allein, ist denn die Mitte des Dorfs immer von der Beschaffenheit, daß daselbst ein Gemeinde-Backhaus erbauet werden kan, und wenn sie solches ist, werden dem unerachtet nach der jetzigen Bauart unserer Dörfer, nicht die mehrsten Einwohner einen weiten Weg nach dem Backhause behalten?

In ganz kleinen Dörfern, worin jährlich kaum hundert Malter verbacken werden, fällt die Einführung eines Gemeinde-Backofen aus verschiedenen Ursachen, unter andern auch aus der, weil es wegen dieser geringfügigen Brodconsumtion unmöglich ist, wöchentlich gewisse Backtage anzusetzen, wie unthunlich ganz weg.

In größern Dörfern muß der Platz, wo das Backhaus stehen soll, ein freier räumlicher Platz seyn, der, wo möglich, am Wasser liegt, und ein solcher Platz findet sich selten eben in der Mitte des Dorfs.

In einem Dorfe von 60, 80 bis 100 Häusern würden wenigstens 3 bis 5 Gemeinde-Bäcker nöthig seyn, und doch könten diese zu gewissen Zeiten überhäuft werden. Die Brodte solten auch wohl ziemlich einerlei Größe haben, um zu gleicher Zeit gahr zu werden, und so würde der Meier, der bisher vom Himten zwei Brodte backte, sich um der Häuslinge und kleinen Haushaltungen willen, schicken müssen, kleinere Brodte zu backen, und dieses würde ihm die Backkosten auch noch vermehren.

Daß der Landmann dem Gemeinde-Bäcker seinen Teig zum Verbacken anvertrauen, und nicht wenigstens so lange, bis er in den Ofen geschoben worden, dabei bleiben soll, kan man nicht verlangen, denn wer steht ihm dafür, daß ihm der Bäcker nichts davon nimt?

Der Umstand, daß neben der Zeitverschwendung durch die Zusammenkunft der vielen Frauenslente im Backhause unendlich viele Klatschereien, Streitigkeiten, Kungleien u. d. g. m. veranlaßt werden, darf hier gleichfalls nicht unberührt bleiben.

Aber

Aber nun trit noch ein Hauptumstand ein, der schon allein die eigenen Backöfen auf den mehrsten Dörfern ganz unentbehrlich macht. Der Landmann gebraucht seinen Backofen nicht blos zum Brodtbacken, sondern, so bald sein Brod heraus ist, trocknet er, ohne ihn erst wieder zu heitzen, nicht selten sein Viehfutter und Getreide, als Bohnen, Erbsen, Wicken, Haber, Spelt und Buchweitzen, auch seinen Taback darin. Alles dieses wird darin in einem Tage völlig trocken, welches es in mehrern Tagen an der Sonne und Luft nicht werden würde. Sein Backofen ist ihm ferner zum Obst- u. Flachstrocknen ganz unentbehrlich. In vielen Dörfern hiesiger Lande ist bekantlich der Obstbau ein Hauptnahrungszweig des Landmanns. Mancher erntet in einigen Gegenden jährlich 20 bis 30 Fuder Obst ein. Vieles verkauft er davon, das mehrste aber, z. E. eine kleine Art bunter Birn, süße Aepfel, und Fallobst, wofür er für die Metze kaum 6 Pfennig bekommen würde, kan er ohne seinen größten Schaden nicht frisch verkaufen. Er schneidet solches in Spelte, backt es in seinem Backofen, lebt mit seiner ganzen Familie den Winter über davon, und verkauft, was er selbst nicht verbraucht, mit Vortheil an den Städter, der, wegen der öffentlichen Backhäuser, Mangel daran leidet. Es giebt Landleute, die jährlich 16 und mehr Fuder Obst backen. Dieses Obstbacken dauert im Herbst 4, 5 und mehr Wochen hinter einander ununterbrochen fort, und öffentliche Backöfen sind alsdenn allerdings nicht vermögend, (wenn man das auch nicht einmal in Bracht zieht, was dem Bäcker dafür bezahlt werden müßte, auch vorausgesetzt, daß dessen Treue unbescholten wäre) es zu bewirken. Natürlich würde solches verderben, und mithin dem Landmann ein eben so gesundes als vortheilhaftes Nahrungsmittel dadurch entrissen werden.

Zum Flachstrocknen endlich sind die Privatbacköfen nicht weniger unentbehrlich. Selbst in einer großen Haushaltung, wo es dem Landwirth weder an Willen noch Vermögen fehlt, den Flachs an der Sonne zu trocknen, welches freilich weit besser ist, kan ers doch nicht allemal möglich machen, daß der Flachs von demselben Jahre immer auch noch in dem Jahre getrocknet werde, kleine Leute müssen sich also noch weit öfter mit dem Backofen helfen, so gut als es gehen will. Wegen der großen Wichtigkeit des Flachsgewerbes aber würde doch auch hierauf vorzügliche Rücksicht zu nehmen seyn.

Hannover. W.

Schluß.

Dieses ist das Wesentlichste aus den mancherlei Aufsätzen, welche patriotisch gesinnte Männer, über obige Anfrage einzusenden, die Güte gehabt haben. So viel scheint daraus unbezweifelt zu erhellen: daß es nicht rathsam seyn dürfte, etwas Allgemeines darüber in hiesigen Landen gesetzlich zu bestimmen. Einzelne Orte wird es indessen genug geben, wo nach den besondern Localumständen; die mehrsten Gründe dagegen, wo nicht alle, wegfallen; und da ist also die Einführung der Gemeinde-Backöfen sehr nützlich; wie sie dann auch in manchen dergleichen Dörfern hiesiger Lande solchergestalt bereits eingeführet sind, z. E. in Grasdorf bei Hannover, in Elze bei Ohof u. s. w. woher diejenigen Obrigkeiten auf dem Lande, oder Gemeinden, welche eine ähnliche Veranstaltung für sich gerathen finden, wegen der Einrichtung leicht Nachricht erhalten können.

Hannover. Klbg.

Verzeichniß der Kinder, welche den 29ten Jun. 1789

Namen.	Gebürtig.	Alter Jahr	Aeltern sind gewesen.
Johann Friedr. Kolster.	aus Hannover.	16	Der Vater ist Zuckerbäcker gewesen, und gestorben, und auf Ansuchen der Mutter aufgenommen worden.
Joh. Friedr. Lorenz Schneider.	aus Hannover.	17½	Der Vater ist Strumpfweber, und auf Ansuchen des Vaters aufgenommen worden.
Heinrich August Brandes.	aus Hannover.	16	Der Vater ist Invalide.
Heinr. Ludewig Magers.	aus Hannover.	16	Der Vater ist Bedienter gewesen.
Ludewig Haustadt.	aus Hannover.	17	Der Vater ist Tuchmacher gewesen und gestorben, und nach Absterben beider Aeltern aufgenommen worden.
Heinr. Frieder. Meyer.	aus Hannover.	14¾	Der Vater ist Tambour beim von Linsingschen Regiment gewesen.
Philipp Brüggemann.	aus Burgdorf.	17	Der Vater ist Sergeant beim von Redenschen Regiment gewesen und gestorben, und nach Absterben beider Aeltern aufgenommen worden.
Johann Frieder. Lindemann.	aus Linden.	16	Der Vater ist Schäfer gewesen und gestorben, und wegen schlechter Erziehung der Mutter aufgenommen worden.
Heinrich Christ. Cordias.	aus Hannover.	16	Der Vater ist Schuster gewesen, die Mutter ist noch am Leben.
Johann Frieder. Piephon.	aus Hüpede.	14	Der Vater ist Taglöhner gewesen und gestorben, und wegen Bettelei aufgenommen worden.
Friederich Franz Gerh. Meyer.	aus Hannover.	15	Der Vater ist Ofensetzer gewesen, — und wegen der Mutter Ansuchen aufgenommen worden.

auf hieſigem Arbeitshauſe confirmiret worden.

Haben allhier folgende Arbeit verrichtet.	Sind allhier geweſen Jahr	Monat	Wollen lernen.	Beſondere Anmerkungen.
Hat Schuhe gemacht.	7	—	Will ein Schuſter werden.	
Hat geſchneidert.	7	—	Will ein Strumpfweber werden.	Iſt beim Strumpfweber Zeitz in die Lehre gekommen.
Hat Gurten gewebet.	5	6	Will ein Kaufmañ werden *).	
Hat Flachs geſponnen.	7	6		Iſt kränklich.
Hat Baumwolle gekratzet.	5	6	Will ein Schuſter werden.	Iſt beim Schuſter Wolf in die Lehre gekommen.
Hat Gurten gewebet.	5	—	Will ein Buchdrucker werden.	Komt beim Buchdrucker Pockwitz in die Lehre.
Hat Gurten gewebet.	5	—	Will ein Schloſſer werden.	Iſt beim Schloſſer Krecke in die Lehre gekommen.
Hat Gurten gewebet.	4	—	Will ein Poſamentierer werden.	Iſt beim Poſamentierer Arenhold in die Lehre gekommen.
Hat Baumwolle gekratzet.	3	9	Will ein Schuſter werden.	Komt beim Schuſter Faber in die Lehre.
Hat Schuhe gemacht.	3	4	Will ein Schuſter werden.	Komt beim Schuſter Dobler in die Lehre.
Hat Gurten gewebet.	2	4	Will ein Schneider werden.	Iſt beim Schneider Amelung in die Lehre gekommen.

*) Dieſer H. A. Brandes komt mit erſtem bei einer Handlung in Lüneburg in die Lehre. Außer ihm lernen bereits vier Knaben, als: Anton Friedrich Rudolph Fahlbrauck, Andreas Auguſt Rohſe, Heinrich Ludewig Aßmuß und Chriſtian Aue, vom hieſigen Arbeitshauſe in Lüneburg die Handlung. Johann Heinrich Jakob Oldendorf wird daſelbſt ein Poſamentierer.

Namen.	Gebürtig.	Alter Jahr	Aeltern sind gewesen.
Johann Heinr. Andreas Rode.	aus Hannover.	15	Der Vater ist Maurergesell, und auf Ansuchen der Aeltern aufgenommen worden.
Sophie Louise Deitzeln.	aus Hannover.	15½	Der Vater ist Invalide.
Friderike Eleonore Förstern.	aus Hannover.	16	Der Vater ist Schneider, und auf Ansuchen der Aeltern aufgenommen worden.
Wilhelmine Alrodten.	aus Hannover.	16	Der Vater ist Tambour beim von Linsingischen Regiment gewesen, und nach Absterben der Altern aufgenommen worden.
Juliane Seefahrten.	aus Hannover.	14	Der Vater ist Musikant, und wegen schlechter Erziehung der Mutter aufgenommen worden.
Dorothee Wellerssen.	aus Hannover	14	Der Vater ist nach Ostindien gegangen.
Marie Elisab. Schradern.	aus Hannover.	16	Der Vater ist Tagelöhner, und auf Ansuchen beider Aeltern aufgenommen worden.
Anne Marie Großen.	aus Hannover.	14	Der Vater ist Schneider gewesen, und nach Absterben beider Aeltern aufgenommen worden.
Dorothee Elis. Vahlbrucken.	aus Hannover.	16	Der Vater ist Tagelöhner, und auf dessen Ansuchen aufgenommen worden.

Von dem Fasten der Puter.

So weichlich die Puter in den ersten 6 Wochen sind, so hart, fest und dauerhaft sind solche, wenn sie ihre volle Größe erreicht haben; alsdann können sie alles mögliche Ungemach, als: Frost, Hitze, Durst und Hunger ausstehen: welches folgendes beweiset.

Wie im Jahr 1760 eine Besazzung zur Vechte eingerückt war, erzählte mir ein münsterscher Capitain: daß ihm im Frühjahr eines dieser Hühner weggekommen wäre, und er hätte geglaubt, daß es von Jemand aufgefangen worden sey. Alles Nachfragens und Suchens unerachtet, habe er es nicht wieder finden können, bis es endlich nach 32 Tagen da ein nicht weit von seiner Wohnung zusammengelegter Haufen Faschinen

Haben allhier folgende Arbeit verrichtet.	Sind allhier gewesen Jahr	Monat	Wollen lernen.	Besondere Anmerkungen.
Hat geschneidert.	1	2	Will ein Schneider werden.	Ist beim Schneider Lohmeier in die Lehre gekommen.
Hat Linnen ꝛc. gewebet.	1	8	Wünschen in Condition zu kommen.	
Hat Baumwolle gesponnen.	6	6		
Hat Baumwolle gesponnen.	6	—		
Hat Baumwolle gesponnen.	4	1		
Hat Flachs gesponnen.	3	6		Ist beim Leineweber Kessee in Condition gekommen.
Hat Baumwolle gesponnen.	5	5	Wünschen in Condition zu kommen.	
Hat Strümpfe gekäuttet.	8	7		
Hat Strümpfe gekäuttet.	7	6		

weggenommen ward, es unter den selben hervorgezogen wurde, und in solcher Zeit weder zu fressen noch zu saufen gehabt. Anfänglich wäre es so matt gewesen, daß es nicht stehen können; nach einigen Stunden hätte es wieder zu gehen, auch allmählig zu fressen angefangen, und wäre völlig wieder gut geworden.

Den nemlichen Vorfall habe ich mit einem dieser Hühner auch gehabt. Es hatte sich unter Erbsensträucher verkrochen, um seine Eier darunter zu verstecken, und war so weit hinein gedrungen, daß es weder vor- noch rückwärts kommen können. Nach 23 Tagen wurden Enteneier unter diesem Busche gesucht, und bei dieser Gelegenheit entdeckte man das Huhn, und zog es heraus.

Eine kleine Weile taumelte es, gleich als wie betäubet; und weil es sehr dun-

durſtig war, ſo ſtrauchelte es nach einer Miſtpfütze. Man trieb es von ſelbiger weg, und gab ihm friſches Waſſer, welches es begierig trank, und gleich nachher, als wenn es ſich dadurch etwas erquickt hätte, nicht mehr ſtrauchelte. Eine Weile nach dem Trinken ſtand das Huhn, als wenn es ſich beſönne, riß einige Grashalme ab, verzehrte ſolche, ging zu den andern Puterhühnern, und ſuchte nun ſeine Nahrung ordentlich wieder. Den ſelbigen Abend nahm ich es auf die Hand, und ſchloß nach der Schwere, die es noch hatte, faſt gewiß, daß es noch wohl vierzehn Tage von den Rippen hätte zehren können; den zwölften Tag nachher fing es wieder an Eier zu legen.

Borſtel bei Achim. J. Köhne.

---

* * * * * *

Der ägyptiſche große Winterrokken erfordert einen guten Boden, und ſtehet den Bewohnern der Maſchgegenden anzurathen, welche an Flüſſen wohnen, die des Winters austreten, die Rockenſaat überſtrömen, und ſolche vielfältig zu Grunde richten. Dieſer Rocken treibet eine große Aehre, und ſo nach Proportion auch ein ſtarkes Stroh, und breites ſchilfartiges dickes Blatt.

Aus dieſem Blatte vermuthe ich, daß dieſe Art Getreide die Winternäſſe eben ſo gut als der Weitzen, auszuhalten vermag. Wie denn die Einwohner am Nilſtrom es für eine Wohlthat halten, wenn dieſer Fluß ſich ergießt, und über ihre Felder trit, woraus erhellet, daß dieſer Rocken in ſeiner Heimath des Waſſers und des Düngers mit Schlick, gewohnt iſt. Ich habe 50 Aehren zuſammen genommen, ſolche reine ausgeklopfet, und befunden, daß jede durch die Bank 36 Körner gebracht. Nahe an dieſem Rocken ſtand auch der gewöhnliche Winterrocken; hiervon hatten 50 Aehren im Durchſchnitt jede zwar 54 Körner getragen; allein von erſterem Rocken wogen 12 Körner eben ſo ſchwer, als letztere 54.

Miltz.

Anekdote.

Ein römiſcher mittelmäßiger Redner fragte den Catull: ob er das Mitleiden ſeiner Zuhörer nicht recht gut zu erregen gewußt hätte? Fürtreflich, erwiederte Catull; denn ich glaube, daß keiner zugegen geweſen iſt, der nicht Mitleiden mit deiner Rede gehabt hat.

Hannoverisches Magazin.

59tes Stück.

Freitag, den 24ten Julius 1789.

Der sibirische Erbsenbaum.

(Aus dem Englischen.)

Dieser sowohl schöne als nützliche Baum stammt aus Sibirien her; und wird daher Acacia sibirica genannt. Er ist mit größtem Recht schön zu nennen, weil er nicht nur in gerader Form wächst, und schöne gelbe Blumen trägt, sondern auch seine Schale und sein erbsenblätterförmiges Blatt ein sehr angenehmes Hellgrün darweiset, als welche schöne Farbe vor allen neben ihm stehenden Bäumen hervorstrahlet. Auch ist er so dauerhaft, daß die strengste Kälte in den Jahren 1759 und 60 nicht einmal die jungen jährigen Schößlinge im geringsten beschädiget hat. Er wächst in sandigem Boden am liebsten, wenn der Sand nur mit wenig Erde vermengt, und gut umgearbeitet worden, dergestalt, daß auf eben derselben Stelle viele andere, obgleich schlechte und wilde Bäume, selten und zum Theil gar nicht fortkommen. Dieser Baum trägt, wenn er über 3 Jahr alt ist, und nicht von oben geschnitten worden, sehr häufig Saamen.

Er ist kein Jahr ohne Saamen, die Witterung mag seyn wie sie will; besonders aber trägt er sehr häufig, wenn er alt ist. Das einzige, welches verhindern kan, daß er nicht so gar viele Früchte trägt, ist starker und beständig anhaltender Regen, zu der Zeit, da er in der Blüthe steht. Denn dadurch wird der Saamenstaub von der Blüthe, ehe sich solche begangen, abgespühlet, und der Baum trägt hernach eben deswegen Schoten ohne Saamen. Doch dieses geschiehet niemals an allen Blumen des Baums, sondern nur an denjenigen, die frei und gerade aufwärts gegen den Regen stehen; die aber unter den Blättern sitzen, oder niederhängen, bleiben gut, und tragen auch in schlechten Jahren volle Schoten, so, daß dieser Baum alle Jahre Früchte trägt, und die mehrsten Jahre häufig. Die Frucht oder der Saame hat die Gestalt der Spargelerbse, und man kan ihn mit Recht Erbsen nennen. Diese Erbsen sind eine gute und nahrhafte

Speise für Menschen und Vieh. Der Baum liebt, wie bereits erwähnt ist, ein sandiges und lockeres Erdreich. Er wächst zwar auch auf leimigtem und schweren Boden, wenn nur die Gegend trocken ist, wiewohl nicht so leicht und geschwinde. In nassen und morastigen Gegenden wächst er gar nicht, es sey denn, daß man solche durch Ableitung des Wassers trocken machte, und den zähen und bindenden Leimen mit Sand und guter Erde vermischt; und auf solche Art kan er in allen Gegenden gepflanzt und gezogen werden. Die Erziehung und Anbau dieses schönen und nützlichen Baums geschiehet auf folgende Art: man sammelt den Saamen mit dem Ausgang des Augusts, und zwar, wenn die Erbsen noch in den Schoten sind, und noch nicht ausfallen; denn wartet man, bis die Schoten aufspringen, und die Erbsen ausfallen, so sind sie mit mehrerer Mühe zu sammeln, besonders, wenn die Erbsenbäume im Grase stehen. In den wärmern Gegenden Rußlands aber, wird es früher geschehen müssen. Die Schoten müssen getrocknet, und wenn dieses geschehen, wie andere Hülsenfrüchte ausgedroschen werden. Sie werden alsdenn von den Schalen gereiniget, und bis zum Frühjahr, wie andere Erbsen, verwahret. Im Frühjahre wählet man ein Stück Land in einer trokkenen Gegend; das saudartige mit etwas Erde vermengt, ist wie vorhin gedacht, das beste. Ein schwarzer lockerer Boden ist auch gut; zäher Leimen muß gut durchgearbeitet und mit Sand gemischt werden, falls kein sandiger Grund in der Gegend ist. Dies dazu erwählte Land wird im Frühjahr in der Mitte, höchstens zu Ende Aprils, sobald nur der Frost solches erlaubet, umgegraben, und in Beeten von $\frac{3}{4}$ Arschin a) breit eingetheilet. Zwischen diesen Beeten werden Gänge von $\frac{1}{2}$ Arschin gelassen, damit man das erste Jahr, ohne die jungen Bäume zu vertreten, das Unkraut ausjäten kan. Auf jedem dieser Beete werden mit der Schnur 4 Linien gezogen, jede 8 Werschock b) von der andern, so, daß auf jeder Seite 2 Werschock Raum bleibt. Auf diesen Linien werden mit der Hand oder einem Instrument Kanäle von 2 Werschock tief gemacht, in welche man diese Erbsen eine von der andern 2 Werschock weit legt; alsdenn bedeckt man solche mit Erde auf folgende Art: man nimt eine Harke, und streicht mit der verkehrten Seite die Kanäle wieder zu, und macht das Beet ganz gerade, wie zuvor, doch so, daß der Saame nicht aus seiner Linie und Lage geschoben

a) Arschin ist ein russisches Ellenmaaß, deren 78 gerade 100 leipziger Ellen machen. Drei Arschin machen eine Saschen, welche ziemlich genau 7 londoner Schuh hält.

b) Ein Werschock ist $\frac{1}{16}$ einer Arschin, oder ein Zoll russischer Maaße.

ben wird. In 10 höchstens 14 Tagen, wenn anders die Witterung nicht gar zu rauh ist, werden die Bäumchen schon hervor wachsen. Man hat alsdenn nichts mehr zu thun, als daß man solche vom Unkraut rein hält. Die Hitze und trockene Witterung müßte sehr groß seyn, wenn solche den ersten Sommer des Begießens benöthiget seyn solten. Sind sie erst ein Jahr alt, so brauchen sie es gar nicht mehr, ausgenommen, wenn sie versetzt werden. Im ersten Jahre wachsen aus diesen Erbsen Bäume von ½ bis ¾ Arschin hoch. Im zweiten Jahre werden solche 2 bis 2¼ Arschin hoch; im dritten Jahre über 3 Arschin. Im vierten Jahre noch höher, und fangen an zu blühen und Früchte zu tragen. Im dritten Jahre kan man schon im Frühjahre die größten zwischen den übrigen herausnehmen, und an den Ort ihrer Bestimmung verpflanzen, damit die übrigen mehr Platz zum Wachsen bekommen. Geschiehet diese Aushebung nicht im dritten Jahre, so kan man sie im vierten Frühjahre alle ausnehmen, und die größten an ihre bestimmten Plätze setzen; die aber von den größern zu viel Schatten hatten, dadurch verderbet worden, und also zu klein geblieben sind, können auf ein Beet ½ Arschin von einander gepflanzt werden, bis solche so groß geworden, als man sie verlangt.

So viel mir bekant ist, wächst dieser Baum 4 bis 5 Faden hoch. Der Gebrauch und Nutzen desselben, so viel ich bisher aus eigener Praxis erfahren habe, ist nachstehender. Er ist 1) zu Espalieren oder Hecken in den Lustgärten hier, und 7 bis 800 Werste c) um St. Petersburg herum, und in allen übrigen kalten und noch kältern Gegenden der beste, indem er 2) aller Kälte widerstehet; 3) eine schöne hellgrüne Schale und Blatt hat; 4) eine schöne gelbe Blume trägt; und 5) wenn sich der Gärtner Mühe giebt, eine dermaaßen dicke Hecke formirt, daß solche nicht nur ein großes Vergnügen schaft, sondern auch so dick und stark wächst, daß sie statt einer bretternen Wand dienen kan; kurz, es ist die beste, dauerhafteste und angenehmste Art von Bäumen, zur Zierde der Gärten, Espalier- oder Hecken, auch Stamm- und Kronenbäume daraus zu ziehen; 6) sind die Blätter dieses Baums ein sehr nahrhaftes Futter für das Hornvieh, und zwar so gut, als der beste Klee; 7) trägt solcher alle Jahre, wie bereits oben erwähnt ist, eine hinlängliche Quantität an Früchten, wie Erbsen, welche sehr gesund und gut für Menschen und Vieh, auf eben die Art wie andere Erbsen und Linsen zu kochen sind, und woraus man auch Mehl mahlen und Brod oder Kuchen von selbigem backen kan; 8) giebt dieser Baum eine nützliche Schutzmauer solchen Kornfeldern, welche dem strengen

c) Werst ist ein russisches Meilenmaaß, und beträgt nach unserer Art zu rechnen, ungefehr 1½ Viertelstunde in der Weite.

gen Nord- und Ostwinde bloß gestellt sind, wenn man selbige mit dergleichen Hecken durchschneidet; 9) kan man auf sandigem und sonst geringem Erdreiche an der strengsten Nordseite einen angenehmen Wald davon anlegen, wo sonst kein dergleichen angenehmer und so nützlicher Baum wächst. Aus diesen wichtigen und zur Genüge ausgeführten Ursachen, wäre mein wohlmeinender Rath, daß alle Landwirthe, welche leere Gegenden haben, und besonders die, welche im Finnischen und Sibirischen und in andern kalten und bergigten Gegenden wohnen, wo das Korn öfters nicht reif wird, diese Art Erbsenbaum auf vorbeschriebene Art zu vermehren, und auf nachstehende Weise Wälder davon anzulegen; auch ihre, den strengsten und schädlichen Nord- und Ostwinden bloß gestellten Felder durch Hecken von dieser Art Bäumen zu beschützen, sich ernstlich mögten angelegen seyn lassen. Imgleichen wäre es sehr gut, wenn der Bauer um sein Haus, Kohlgarten, Hinterhof, und um den ganzen ihm zugehörigen Umfang mit einer solchen Hecke vom Erbsenbaum einen Zaun führen wolte; denn dadurch könte er seinem Hause, seinem Viehe und ganzem Umkreise, Schutz wider die rauhen und stürmenden Winde verschaffen. Durch ersteres würde man sich nach wenig Jahren im Stande sehen, sich und seine Familie nothdürftig zu ernähren, und davon für sich und seine Nachkommen ein unvergängliches Capital zu erhalten, welches alle Jahre sein reichliches Interesse ohne Mühe darbieten würde, nur, daß wir solches einsammeln dürften. Wäre dieses nicht als ein Segen Gottes anzusehen, der dem armen Landmann gleichsam wie vom Himmel gefallen wäre? Ueberdies würden dadurch die leeren Wüsteneien in die schönsten Lustwälder verwandelt. — Das Umzäunen der Felder mit diesen Bäumen, um solche vor dem strengen Nord- und Ostwind zu beschützen, ist eben so vortheilhaft als nöthig; denn, da diese Bäume, wie schon erwähnt, eine so starke und dicke Hecke machen, daß sie den schädlichen Zügen der Nord- und Ostwinde vollkommen widerstehen können: so helfen solche so viel, daß man sich eine doppelte Ernte und eine frühere Reife versprechen kan. Ueberdies hat der Landmann noch diesen Nutzen, daß ihm diese Hecken alle Jahre reichlich Erbsen tragen werden. Die Anlegung der Wälder kan auf folgende Art geschehen: So lange man von diesem Erbsensaamen nicht so viel hat, daß man ganze Felder damit besäen kan, so wählet man ein Stück Land, welches man sonst nicht nöthig hat, und nicht gebrauchen kan, reiniget solches von allen sich etwa vorfindenden Bäumen und Sträuchern, alsdenn macht man Gruben von $1\frac{1}{4}$ Arschin breit und tief, reihenweise 3 auch 1 Arschin von einander. Ist in derselben Gegend gar zu schlechte Erde, so kan man sie mit Sand, verfaultem alten Mist, Morast oder Erdschlamm,

schlamm, Kalk oder guter schwarzen Erde, nachdem es die Natur und Art der Erde erfordert, vermengen.

Ist die Erde auf diese Art gehörig zubereitet, so pflanzet man in der Mitte des Aprils die im Garten gezogenen Erbsenbäume in die gemachten Gruben, und beschüttet die Wurzeln, von welchen man zuvor die etwa durch das Herausgraben beschädigten oder gar zu langen beschnitten, mit solcher Erde, doch so, daß sie nicht über einen Zoll tiefer zu stehen kommen, als sie vorher gestanden haben, welches an dem Stamme sehr leicht zu sehen ist. Bei den Baum steckt man einen Pfahl, und bindet ihn mit etlichen Weidenbändern feste, damit er nicht von dem Winde, ehe er noch ganz und gar angewurzelt und stark genug ist, den Winden zu widerstehen, hin und hergetrieben werden kan, und damit er nicht in seinem Wachsthum gehindert werde. Wenn die Gegend hoch ist, so muß man neben den Stamm eine Grube 8 Werschock breit und 2 bis 3 Werschock tief machen, damit das Wasser, wenn es regnet, mehr nach der Wurzel ziehe. Solte etwa kurz nach der Versetzung eine starke Hitze einfallen, so müssen die Bäume 2 bis 3 mal begossen werden. Auf solche Art wird keiner verderben, viel mehr werden sie alle anwachsen. Wenn sie dergestalt feste Wurzel gefaßt haben, bedürfen sie weiter keiner Wartung, das einzige ausgenommen, daß sie, bis sie recht groß geworden, vor Kühen, Ziegen und Schweinen bewahrt werden müssen. Denn dieses Vieh würde selbige verderben, wie aus dem nachfolgenden zu ersehen seyn wird. Damit aber das Land, worauf die Erbsenbäume gepflanzt worden, auch nicht vergeblich liegen bleibe, sondern seinen Nutzen bringen möge, bis die Bäume durch ihren Saamen die Mühe selbst belohnen, das Land bedecken, und einen dicken Wald formiren; so kan man das Erdreich zwischen denselben behutsam umpflügen oder graben, und Gerste, Haber oder Buchweitzen darauf säen, je, nach dem die Erde beschaffen ist. Ist es aber bloßer magerer Saud, so säet man weiße Rüben darauf, welche nicht nur die Umarbeitung des Landes belohnen, sondern auch das sonst unfruchtbare sandige Erdreich etwas fruchtbarer machen.

Die 2te und 3te Art, von diesen Bäumen Wälder anzulegen, wenn man NB schon einen ziemlichen Vorrath von dem Saamen derselben hat, kan auf folgende Art geschehen. Man reiniget das zu dieser Absicht bestimmte Land vor allen Dingen von allem sich etwa vorfindenden Holz oder Strauchwerk, alsdenn muß solches im Julius zum ersten, mit Ausgang des Augusts aber zum zweiten male wohl umgepflügt werden. Hierauf bearbeitet man es mit einer eisernen Egge, um es von dem sich oftmals darin befindlichen Grase und Unkrautswurzeln völlig zu reinigen. Das folgen-

de Frühjahr pflügt man es zum dritten male, so bald man in die Erde kommen kan, macht solches mit einer Egge wiederum gerade, so, daß der Saame ungefehr 2 bis 3 Werschock mit Erde bedeckt wird. Ist die Erde gar zu mager, so macht man die Furche tiefer, und schüttet in selbige etwas verfaulten Mist oder gute Erde; die dritte Art ist, daß man das Land, wie oben bei der zweiten Methode gedacht worden, in eben derselben Jahrszeit drei mal recht gut umpflüge u. reinige. Solte aber der Sand oder die Erde gar zu mager und schlecht seyn, so muß solche durch einen ihrer Natur angemessenen Dünger verbessert werden. Wenn solches geschehen, und zum dritten mal gepflügt und geegget worden ist, so säet man diese Art Erbsen darauf, so, wie man das Korn zu säen pflegt, nur mit dem Unterschiede, daß ein Stück Land, auf welches man 30 Tschetwerick c) Rocken säet, von diesen Erbsen mit 1 Tschetwerick besäet werden muß. Solche Erbsen werden nach der Besäung mit dem Pfluge untergeackert, so, daß sie wie oben gedacht, 2 oder 3 Werschock tief in die Erde kommen. Diese zweite und dritte Art braucht alsdenn weiter gar keine Wartung, nur muß man das Feld vor dem Vieh, als Kühen und Ziegen, bis die Bäume zu ihre vollkommenen Größe gelangt sind, bewahren. Denn diese verderben sonst die jungen Bäume, als deren Blätter sehr süß sind und ihnen zur angenehmen Futterung dienen. Desgleichen bewahre man sie auch vor den Schweinen, denn diese wühlen die jungen Bäume samt der Wurzel aus, die gelb und sehr süß ist, und von den Schweinen gern gefressen wird. Des Zwischenraums, der nach der zweiten Art angelegten Wälder kan man sich als Wiesenland bedienen, falls solcher dazu tauglich ist. Ist es aber gar zu sandiges Land, so kan man es, wie oben bereits gemeldet, mit Buchweitzen oder Rüben besäen. Die dritte Art aber läßt man wie einen andern besäeten Wald aufwachsen, und wenn man es so weit gebracht, daß man große und viele Bäume hat, so verwahret man auch, nebst der reichen Ernte von Erbsen, ihre Blätter fürs Hornvieh zum Winterfutter. Diese Blätter sind, wenn sie wie Heu getrocknet worden, für die Kühe so gut als das beste Kleeheu. Die Kühe geben sehr gute Milch und gelbe wohlschmeckende Butter darnach.

c) Ein Tschetwer hält 1229 pariser Cubikzoll, in Archangel aber 9611 dergleichen. S. den Hausvater 1ten Theil S. 616. 626. Vermuthlich ist hier die Art gemeint. 30 Tschetwerick werden also etwas über 19 dresdner Scheffel seyn.

Etwas

Etwas zur Entziefferungskunde.

Chacun fait comme il l'entend pour s'amuſer, mais il n'eſt pas auſſi aiſé, d'amuſer les autres.

d'Alembert.

Die Figuren auf dem Monumente, welches **Maupertuis** im mitternächtlichen Lapplande aufſuchte, (man ſehe das 51te Stück dieſes Magazins vom l. J.) machten bei gerade eingetretener Muſſe meine Aufmerkſamkeit rege. Da ich geſtehen darf, daß ich leidenſchaftlicher Dechiffreur bin; ſo wird das Publikum mir es verzeihen, wenn ich die Reſultate von ein Paar Stunden hier bekant zu machen wage. Freilich aber iſt es wenig, was ich darüber ſagen kan. Irre ich, ſo ſey es darum. Es iſt ja wohl ſonſt, und wird noch jetzt immer, der gelehrten Welt ſo vieles mitgetheilt, was nach einer mittelmäßigen Reihe von Jahren vergeſſen, verlacht, widerlegt worden iſt und werden wird. Solte ich aber **nicht ganz** irren; ſo findet vielleicht irgendwo bei einem beſſern Kenner, als ich bin, der gegenwärtige Aufſatz, ſo geringe er iſt, noch einmal ſeinen Werth, und giebt zu gründlicherer Beurtheilung Anlaß.

Aus allen Umſtänden, die in erwähnter Abhandlung angeführt werden, glaube ich mich überzeugt halten zu können, daß jene Figuren kein bloßes Spiel der Natur ſeyn mögen. Käme ich als Avantürier, wozu ich, trotz allen Schickſalen, keine Anlage habe, auf eine wüſte Inſel, und fände dergleichen, ſo würde ich, nach den Regeln der Analogie jeder Art feſt glauben müſſen, auf der Inſel ſeyn Menſchen geweſen. Jeder, der nicht ungeübt im Dechiffriren iſt, wird geſtehen, daß in einigen Zügen eine gewiſſe auffallende Aehnlichkeit, in andern eine unverkennbare Unterſchiedenheit, und doch im Ganzen ein, dem Auge des Kenners unleugbarer Zuſammenhang, überhaupt aber eine gewiſſe Einfachheit und Simplicität ſey, die eben ſo ſehr von den künſtlichen Hieroglyphen und den chineſiſchen combinirten Charakteren, als von einem, durch das Spiel der Natur gebildeten, Dendriten, abweicht.

Ich werde nie ein **Wallis** werden, oder ein **Neuburg** *), und würde, auch wenn ich es werden könte, nie, wie der letztere, eine goldene Kette zu ſehen bekommen. Inzwiſchen meine ich, behaupten zu können, daß manche Figuren auf jenem Monumente mit runiſchen oder ſolcher Art Charakteren Aehnlichkeit genug haben: vorausgeſetzt, daß die Inſchrift ſehr alt ſey; und

*) S. Breithaupt ars decifrat. Præf. p. 22. ſ. 28. 30. ſq. Anweiſ. zum Dechiffriren. Helmſt. 1755. S. 8. ff. 10. ff.

und was solte in einer Region, worin Lappland liegt, das Einfache der Charaktere dazu gerechnet, eben daran zweifeln lassen? Daß Celsius, der große Kenner der nordischen Litteratur, nichts runisches darin fand, beweiset nichts, so bald die Inschrift älter, als andre Ueberbleibsel, ist. Wie sehr müssen nicht die ersten Abbildungen der Buchstaben von den spätern unterschieden gewesen seyn? Eben so wenig würde der Einwurf bedeuten, daß ähnliche runische Charaktere in spätern Ueberbleibseln etwa gerade stehn, die hier schief stehn, oder contigent sind, die es hier nicht sind. Zumal in einer Steinschrift, und vollends aus ältern Zeiten, wo Buchstabenzeichnung, Orthographie, und Styl noch nicht ihre Bildung erreicht hatten. Giebt es doch in mehreren alten Inschriften eben so wohl Fehler des Steinhauers, als man ihrer auch noch heut zu Tage auf allen Kirchhöfen sehen kan!

Zähle ich alles, was irgend nur als einzeln gerechnet werden darf, zusammen; so bekomme ich ungefähr vierzig Charaktere. Nicht zu viel, wenn ich etwanige Diphthongen, Zahlen, Finalbuchstaben, Doppelconsonanten (in einem Zuge vereinigt,) Interpunktionen ꝛc. überrechne. Reducire ich aber die vorkommenden Charaktere, der Aehnlichkeit nach, auf wenigere, obgleich manche Striche einzeln bei einander stehen, die man später hin verbunden sehen mögte; so finde ich die Summe aller Charaktere etwa 25 bis 26.

Ich war Anfangs ungewiß, ob jene lappländischen Figuren auch wohl mögten von der Rechten zur Linken, oder βουστροφηδον, oder gar Säulenweise, (wie bekantlich manche alte runische Schriften sonst waren) geschrieben seyn. Bei genauerer Ueberlegung aber fand ich doch, daß alles dies hier nicht der Fall sey. Die Schrift geht offenbar in allen drei Zeilen von der Linken zur Rechten. Die letzte, größer geschriebene, Zeile, so wie das, in der ersten Zeile durch einen Bogenstrich verbundene, Wort, enthalten **sehr wahrscheinlich** einen Namenzug, und **vielleicht** sind die zwei schrägen Striche ganz am Ende ein Interpunktions- oder Finalzeichen.

Wolte ein Privatmann, oder eine öffentliche Bibliothek mich lehnweise mit runischen und andern nordischen Wörterbüchern ꝛc. und einer zuverläßigen Geschichte Lapplands gütigst unterstützen; so würde ich demnächst nach Gelegenheit und Musse, in den Stand gesetzt werden, öffentlich entweder meinen Irrthum zu gestehen, oder meine Entzifferung darzulegen.

Gisborn.

Jugler,
Dr. und Landphysikus.

Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 27ten Julius 1789.

Ueber die Formation der Basaltsäulen.

Vom Herrn Professor Arnemann.

Es giebt wenig Gegenden, welche für die Theorie der Erde, besonders auch der Formation des Basalts, so viele interessante und instruktive Data enthalten, als Schottland. Pennant in seinen Reisen durch Schottland, hat an vielen Stellen diese größtentheils ganz übersehen; Dr. Hutton sammlete hier die vortreflichen Specimina zu seiner Theorie der Evolution der Erde.

Man kante eine beträchtliche Zeit hindurch nur wenig Gegenden, wo der Basalt in Säulen nach einer gewissen Ordnung und mit Regelmäßigkeit geformt war. Man bewunderte mehr diese erhabenen Produkte der Natur, und staunte sie an, als daß man Aufmerksamkeit auf die Entstehungsart wandte, und die Ursachen einer solchen Formation auszuforschen bemüht war. Man betrachtete die Größe, die symmetrische Ordnung, und die Regelmäßigkeit in der Form der Säulen als das Werk einer enormen Arbeit, und hohen Kunst, die allemenschlichen Kräfte weit überstieg: Natürlich verfiel man also auf Wesen höherer Art, und ging in die Zeiten der Urwelt zurück; daher die mancherlei abendtheuerlichen Benennungen, wie z. B. (Giants Causeway) der Riesendamm an der Nordküste von Irrland, und andre mehr entstanden, womit die zuerst bekant gewordenen Basaltfelsen belegt wurden: Unzähliger andrer Mährchen und Traditionen nicht zu erwähnen.

Es ist beinahe kein Distrikt der Erde, wo man nicht Basalt antrift; Deutschland selbst hat an mehreren Orten diese Produkte ehemaliger Vulkane. Man findet sie in der Nachbarschaft von Göttingen, längst dem Rheinufer, in Böhmen und an andern Stellen; Sie sind im südlichen Frankreich, in Auvergne u. a., und noch täglich werden diese Produkte in den brennenden Bergen Italiens und Siciliens erzeugt; so auf verschiednen afrikanischen Inseln, der Insel Island und andern Gegenden der Erde. An man-

chen Stellen trift man Basaltfelsen von erstaunender Höhe und von ungeheurem Umfange.

Der Riesendamm im nördlichen Irrland besteht aus mehr als 30,000 hohen, dicht an einander gereihten Basaltsäulen. In Schottland, in der Nachbarschaft von Edinburg findet man mehrere Basaltfelsen von großem Umfange, und pentagonische Säulen von beinahe hundert Fuß hoch, und vier Fuß und darüber im Diameter. Besonders merkwürdig für die Formation derselben sind die vier Felsen an der Nordseite von Edinburg, der Salisbury Craye und Arthurs Hid genannt; Namen, welche auf Fakta in der schottischen Geschichte Bezug haben, und deren Anblick mir die Veranlassung zu diesem Aufsatze gab. Die Direktion der Säulen ist, wie überhaupt die Richtung der ganzen Masse, nicht völlig gleichförmig; mehrentheils legt sich der Basalt mehr oder weniger von Westen nach Norden schief über die natürlichen Strata des Landes. Es ist ungemein interessant und instruktiv die Abwechslungen dieser Steinarten, und die mancherlei Strata in diesen ehrwürdigen Felsen zu verfolgen. An einigen Stellen des Felsens ist die Grundlage (gleich dem Boden des Landes) Jaspis. — Was für eine hohe Idee würde eine poetische Beschreibung von diesem Lande geben, wo die Wege mit Jaspis und Porphyr gepflastert sind, und die Mauern der Bauerhäuser in manchen Dörfern diese Steine enthalten, wenn nicht Armseligkeit und Mangel überall hervorleuchteten. — An andern Stellen ist die Grundlage harter Sandstein: Auf diese folgt eine Schicht Basalt, denn eine Schicht Porphyr, und über diese an manchen Stellen wieder eine Schicht Basalt und dann einige Lagen Schiefer. Diese verschiedenen Schichten sind hin und wieder durch schmale Adern von Quarz, Kalkspat, Asbest u. a. unterbrochen: An andern Stellen sieht man genau, wie die ungeheure Masse Basalt von den festen und durchaus soliden Jaspisfelsen zurückgehalten und gleichsam zurückgeprallt ist; der Basalt hängt ganz über den Jaspis herüber, und ist von diesem bloß durch eine kleine Spalte getrennt: an andern Stellen ist der, gewiß einmal flüßige Basalt, in den unter ihm liegenden Jaspisfelsen eingedrungen, und von diesem einige Fuß breit röthlich gefärbt. So trift man Stellen, wo der Basalt in Höhlen des Jaspis oder des Sandfelsen gedrungen, und diese ausgefüllt hat; Stellen, wo die verschiedenen Contenta des Felsens: Porphyr, Jaspis, Basalt, Asbest, Pyrites, Quarz, Kalkspat, Schwerspat, u. a. in kleinen zerschmolzenen oder zersplitterten Bracken durch einander geflossen sind, und eine Art von Breccia bilden. In dem Innern des Landes findet man an manchen Stellen einzelne Höhlen mit Basalt ausgefüllt; und man kan in den Hochländern Schottlands genau den Distrikt verfolgen, wo die Natur ihren großen Proceß fortsetzte. Es giebt Ge-

gen-

genden hier, die durchaus kalk- und granitartig sind, wo die eine Spitze Basalt ist. Unter den kleinen westlichen Inseln Schottlands sind einige halb granit- und halb basaltartig; was noch bewundernswürdiger ist: Basaltinseln wechseln mit kalk- und granitartigen ab, und so erstreckt sich von der Insel Staffa in schräger Direktion die Basaltkette höher herauf zu den nordlichen Inseln unter der See fort, und wahrscheinlich von diesen zu Irrland.

Es gehört nicht in meinen Plan, die Direktion der Basaltfelsen über der Erde, so weit sie bekant sind, auszuzeichnen; auch bedarf es wohl keines weitern Beweises, daß diese erstaunenswürdigen Massen durch einen chemischen Feuerproceß von der Natur in unnennbaren Zeiten producirt worden. Allein, es entsteht hier die für die Cosmogenie interessante Frage: auf welche Art sind nun diese so regelmäßigen und symetrischen Säulen geformet?

Verschiedene Naturforscher, zumal unter den Franzosen, haben manche Speculationen, und manche Theorien gewagt, diese Phänomene aufzuklären. Diesem zufolge hegt man fast allgemein die Idee, daß die Basaltmasse durch plötzliches Erkalten der ganzen Dicke hindurch in unzählige Säulen gleichsam zersprungen ist, und stützt sich dabei auf eine nicht sehr adäquate Weise auf die Analogie eines angerührten Mehl- oder Stärkebreies, welcher beim Feuer Risse bekomt und in Stücken zerspringt. Betrachtet man indeß die Figur der Basaltsäulen, welche an so vielen Stellen höchst regelmäßig, gemeiniglich pentagonisch, oder prismatisch geformet ist, so kan man wohl mit nicht sehr vielem Grunde ein solches rüdes Zerspringen als die Ursache der Formation einer regulairen Basaltsäule annehmen; vielmehr scheinen mir manche Data zu beweisen, daß die Formation der Basaltsäulen eine **wahre Kristallisation** sey, und daß diese, wie die Analogie ähnlicher Phänomene, die ich nachher anführen will, beweisen, gerade entgegengesetzt der gewöhnlichen Meinung durch **allmäliges Erkalten** gebildet sind.

Nun aber können wir annehmen, daß vielleicht in Zeiten der Vorwelt, die ganze Masse, welche die ungeheuren Basaltfelsen bildete, einmal durch das Feuer der Vulkane einen gewissen Grad von Flüßigkeit erhalten hatte. Dies beweisen auch die mancherlei heterogenen Theile, die man in der Mischung des Basalts oft antrift, das schlackenartige Ansehen, was man tief in Basaltfelsen beobachtet, und was ich sowohl in Basalt- als in Jaspis- und Porphyrfelsen gesehen habe, selbst an Stellen, wo die Luft nicht einwürken konte, die verschiedenen Breccien u. d. gl. Diese Voraussetzung wird im mindesten nicht durch den Einwurf geschwächt, daß man zuweilen Basalt antrift, wo man nicht die Quellen, das ist, keine

Spur ehemaliger Vulkane, auffinden konte, da es unmöglich ist, die Revolutionen und die mancherlei Zerrüttungen zu bestimmen, welche die Natur an diesen Stellen nachher erlitten haben mag, und die Zeit unerforschlich ist, wo vielleicht diese Produkte geformet wurden.

Es ist ferner bekant, daß alle geschmolzene Körper, nach dem Erkalten eine gewisse regelmäßige Figur annehmen; dies thun fast alle Metalle, Schwefel, Glas und andere Körper, und diese Analogie läßt sich vortreflich auf die Formation der Basaltsäulen anwenden. Ich habe in Glasfabriken in London, wo die Glasmasse allmählig erkaltet war, ähnliche uniforme Kristallisationen gesehen, und ungleich schönere in Derbyshire in einer gemeinen Bleischmelzhütte, wo eine große Bleimasse durch einen besondern Zufall ganz allmälig erkaltete, und an den Aussenseiten eine ganz den Basaltsäulen ähnliche Figur, und die Basaltform im Kleinen annahm, die meiner Idee von der Formation der Basaltsäulen, zum Beweise dienet, der über Wahrscheinlichkeit hinausgehet.

Zum Beweise ferner, daß die Lava kristallisiren könne, berufe ich mich auf den Ritter Hamilton, *) der in einem Theile der vom Aetna ausgeworfenen Lava, gleichfalls eine säulenartige Configuration beobachtet hat. So kan man bei genauerer Beobachtung fast in allen Bergen vulkanischen Ursprungs, die Gradationen der Kristallisation, von der unvollkommenen zu der vollkommensten prismatischen und pentagonischen nachgehen.

Warum nun aber nicht die ganze Masse eine durchaus kristallisirte Form annimt, und gröstentheils aus ungeformter Lava bestehet, dies liegt vielleicht an dem Mangel des Raums, an den Einwürkungen der Luft, und andern Umständen, die eine genauere Untersuchung vielleicht entdecken wird, und von welcher auch vielleicht die verschiedene Richtung der Basaltsäulen abhängt.

London.

*) Hamilton's Letters.

Ein Versuch mit der Pflege einer Kuh, von ihr zehn Lieſspfund Butter in einem Jahre zu gewinnen.

Das Kalb, welches man dazu wählte, war nur zwei Tage alt, und von einer guten finnischen Kuh geworfen. Man gab dem Kalbe die ersten 3 oder 4 Tage täglich ein Stob Milch, welche man nach und nach dergestalt vermehrte, daß das Kalb in der vierten Woche eine Kanne Milch des Tages verzehrte, und dabei an ein gutes feines Heu gewöhnt wurde.

Nachher vermischte man die Kanne Milch, welche man dem Kalbe täglich

lich reichte, mit ein wenig Rockenmehl oder Weitzenkleie. Endlich fügte man nach und nach zu der Milch noch etwas dünnes Getränk, um das Mehl zu ersparen, man stieg mit dem Getränke täglich bis auf zwei Kannen, so, daß das zweimonatliche Kalb täglich drei Kannen auf diese Art verdünneter Milch bekam. Der gemalzte Rocken, den man zu Bier braute, vermehrte bald, nebst dem Mehlgetränke, den Wachsthum und die Munterkeit des Kalbes, und dazwischen fraß es gutes und trocknes Heu, so viel es fressen wolte.

Nach einem Alter von zwei Monaten hörte man mit dieser verdünnten Milch auf, und man reichte ihm Mehltrank von Rockenmehl und Wasser, indem man eine Kanne Rockenmehl in dreizehn Kannen Wasser einrührte, wozu noch eine Kanne Wacholdersaft kam. Dieses Getränk ließ man etwas sauer werden, weil man bemerkt hatte, daß sich das Kalb dabei besser befand. Von diesem Getränke genoß es täglich drei mal eine Kanne bei dem trocknen Heu, und so, daß man es Morgens und Abends auf die Weide trieb. Mit dieser Pflege brachte es den Sommer zu, gegen Michaelis nahm man es wieder in die Stallfutterung.

Alles, was im Sommer in und um den Garten wuchs, als Nesseln, Beifuß, Diesteln, Wermuth, wilder Kerbel, Butterblumen, und allerlei ausgegätetes Gartenkraut, abgefallenes Obst u. d. d. Gartenabgang wurde für den Winter gesammelt und aufgetrocknet. Wenn man das Kalb damit im Herbste und Winter futtern wolte, so hackte man das Quodlibet mit einem Stampfeisen zusammen zu Hecksel. Grobe Stängel wurden in einem Backofen gedörret, und in einer Tonne zu Grieß gestoßen. Mit diesem Gehacke und dem Küchenspülig füllte man einen eisernen Topf von fünf Kannen des Morgens, und dieses diente nach der Erwärmung zum Mittagsfutter; jedesmal digerirte man das Futter etliche Stunden vorher, und man gab es blos laulich.

Man mischte ausgefallenen Heusaamen darunter, und die Stärke und Milch vermehrte sich merklich, wie auch allerlei Küchenabgang. Von Heringslake, Speck, Spülig u. d. gl. Zusätzen, verminderte sich die Milch. Ausser diesem Grasabsude genoß die Kuh täglich ein Pfund gutes Heu. Dieses war die Stallfutterung für den Herbst und Winter; mit dem Ende des Mai trieb man sie ins Gras.

Von dieser Pflege ward die Kuh völliger, munterer und größer, als die gewöhnlichen finnischen Kühe, und man fand sie bereits auf der zweiten Sommerweide trächtig. Den Herbst und Winter über war die Futterung die nemliche; aber nachdem sie gekalbet hatte, gab man ihr ein besonderes Getränk von Rockenmehl, Malzmehl und Speisekümmel, so man in Wasser zu einem ziemlich dicken Brei kochte. Daraus kochte man ein Getränk, davon sie täglich sechs Kannen bekam,

und dieses geschahe zwei Tage lang; die andern vierzehn Tage gab man Mehlbrei zu neun Kannen Getränke auf den Tag, und nach diesem kam die erste Kost oder das gehackte Allerlei wieder vor, nebst dem Mehlgetränke von Malz und Rockenmehl, für den Morgen, Mittag und Abend.

Der Stall war jederzeit trocken und reinlich, mehr kalt als warm, man bürstete sie wöchentlich mit einem Fichtenzweige, und man bedeckte sie mit einer Wolldecke gegen den Frost. Man melkte sie täglich des Morgens, Mittags und Abends. Nach dem ersten Kalben gab sie etwas weniger Milch als nachher; aber nach dem dritten Kalben höchstens drei Kannen auf einmal.

Die Milch war gelbweiß und sichtbar fetter als die von andern Kühen, man hatte nicht allezeit sechszig Kannen Milch zu einem Lieſpfunde Butter nöthig. Man sammelte die Milch in kupfernen und meßingenen, doch wohl verzinneten Gefäßen. Jedes Gefäß hatte, einen Zoll vom Boden, eine Röhre mit einem Zapfen, um das saure Milchwasser abzuzapfen, nachdem sich der Rohm hinlänglich gesetzt hatte. In der That setzt sich der Rohm eher in hölzernen Gefäßen, aber irdene, gläserne und verzinnete Gefäße geben mehr Rohm als die hölzernen Näpfe.

In jedes Gefäß goß man höchstens drei bis vier Zoll hoch Milch, und sie stand darin nicht länger als vier und zwanzig Stunden, bis man den Rohm abschöpfte, und damit diese Abscheidung des dichten Milchtheils oder Rohms langsam geschehen mögte, so sorgte man sowohl im Sommer als Winter mit Fleiß dahin, daß die Milch keine zu große Wärme bekommen mögte, um geschwind zu gerinnen und sauer zu werden. Bei dem langsamen Entstehen des Rohms findet man das Wässerige im Abzapfen ganz blau, mager und sauer. Wenn die Milch durch zu viele Wärme veranlaßt wird, schnell zu gerinnen oder zusammen zu laufen, so bleibt noch viel Rohm in dem Milchwasser zurück, folglich kan sich die Milch nachgehends nicht so genau niederstürzen als es nöthig ist. Wenn die Milchkammer oder Keller, worin man die Milch aufbehält, eine Temperatur hat, welche mit dem achtzehnten Grade des Reaumurschen Thermometers übereinstimmt, so sammlet sich der Rohm am besten auf der Oberfläche der Milch.

Der Fettigkeit wegen konte man oft die Milch zweimal abrohmen. Man butterte diesen Rohm alle Sonnabende, nachdem man jedesmal, ehe man butterte, die Vorsicht brauchte, daß man den Rohm nebst allen dazu gebrauchten Gefäßen einen Tag vorher in kaltes Wasser setzte, worauf sie mit Wachholdersaft und Heidekraut wohl gebähet wurden.

Der Rohm blieb, so lange er noch nicht zusammen ging, mehr am kalten als am warmen Orte. Den gesamten Rohm durchrührte man ein- oder zweimal des Tages, weil sonst der

obere

obere Rohm, den die Luft berührt, sauer, ranzig und zu Butter untauglich wird. Und bei jedem Melken und verschließen der Milch war derjenige allezeit zugegen, welcher diesen Versuch anstellte.

Laut dem, durch die drei Jahre von 1751 bis 1753 über diesen Butterversuch geführten Tageregister ersiehet man, daß manche Monate anderthalb Lieſpfund Butter von dieser Kuh eingebracht. In den meisten Monaten gab sie ein Lieſpfund. Ihr fehlte die Milch des Jahrs kaum drei oder vier Wochen, sie gab fünf Monate hindurch monatlich mehr als ein Lieſpfund, und man ersieht aus diesem dreijährigen Versuche, daß es möglich sey, von einer kleinen finnischen Kuh das Jahr über hundert und vierzig Pfund, das ist ein halbes Schiffpfund, wenn man 20 Lieſpfund oder 280 Pfund auf ein Schiffpfund rechnet, zu erhalten.

Das Resultat war: Rockenmehl zum Trank gemischt, vermehrt den Wachsthum der Kälber. Viel Unkraut, selbst Reiser und Moos, und jeder Abgang in der Wirthschaft helfen das Futter für Melkkühe zu vermehren. Heusaamen und Gewächse, die Kühen nicht anstehen, gefallen ihnen durch Kochung und Uebung. Man gewöhne junge Melkkühe frühzeitig, wie Ammen, oft und viel zu trinken; alles Melken trocknet aus, und beraubt das Blut seines ölichten Theils. Gemahlnes Getreide und der Küchenkümmel vermehrt die Milch bei Kühen. Heringslake und Speck sind zu meiden. Melkkühe verlangen nebst der Reinlichkeit mehr Kälte als Wärme. Es ist vortheilhaft, des Tages dreimal zu melken. Hölzerne Gefäße saugen sehr die Säure an sich, und schikken sich nicht so gut zum Rohm als gläserne, oder verzinntes Metall. Weite und flache Gefäße geben mehr Rohm als enge und tiefe.

Sonst geben die Kühe nach dem Kalben drei bis vier Monate lang häufig Milch, die aber nach und nach wieder abnimt, sonderlich wenn sie trächtig geworden, bis sie ganz und gar aufhört. Man lasse dem Kalbe, so ein gutes Zucht- oder Schlachtkalb werden soll, gleich nach der Geburt die Naturfreiheit, an der Kuh zu saugen, damit es den Milchgallert genieße, der der Hausfrau auf Kosten des Kalbes so gut schmeckt. Ein Kalb, welches auf diese Art einen Monat lang gesogen, und des Tages etwa drei Kannen Milch bekomt, ist gut für den Bratspieß.

Die Kuh des Versuchs hatte das Glück einer guten Vormundschaft, die Millionen ihres Gleichen nicht zu genieſen haben, denn die 240 Lieſpfund gutes Heu, nebst dem Rockenmehl, auf acht Monate, könten leicht den Werth der zehn Lieſpfund Butter übersteigen. Ohne dergleichen theures Futter geben die holländischen, hollsteinischen und englischen Kühen einen höhern Ertrag, die in ihren Ställen jederzeit Wassertröge haben.

Einige

Einige Nachricht auf die in diesem Magazin im 82sten Stück vom Jahre 1788. befindliche Anfrage.

Gerade so, wie es hier aus Mencke angeführt wird, pflegte der Professor und Hofrath zu Jena, nachherige Herr Geheimer Rath Darjes diese Geschichte von einem Conrektor in dem nahe belegenen Butstedt zu erzählen. Die Delphini budstadienses waren bei ihm in manchem Falle ein sehr gewöhnlicher, und jedem Zuhörer bekanter Spaß. Angenommen also, wie man unstreitig mit Recht thun kan, daß Darjes die Sache richtig erzählet, da das Buch vielleicht in Jena gedruckt seyn mag, so leidet es keinen Zweifel, daß nicht Hudstad ein Druckfehler, und das unweit Jena belegene Butstad gemeinet sey. Das Buch selbst indeß habe ich nie gesehen.

W. V.

Anfrage.

Es scheinet fast, daß Moden, welche gar keine, oder selbst unvernünftige und nachtheilige Gründe oder Würkungen haben, eher allgemein werden; als gegentheilige Moden.

Wie kömt es unter andern, daß der Gebrauch der weißen Hüte im Sommer, für Mannspersonen, bei uns nicht allgemeiner wird?

Physische Ursachen und Erfahrungen, setzen es außer Zweifel, daß die weiße Farbe die Sonnenstrahlen zurück wirft, welche die schwarze Farbe begierig einschluckt; und daß daher ein weißer Hut viel kühler und leichter sitzt, als ein schwarzer. Gleichwohl schützt er gegen Regen, Thau und kalte Luft, eben so gut als ein schwarzer. Ein weißer Hut schützt gegen den fürchterlichen Sonnenstich (Coup de soleil) zwanzig mal mehr als ein schwarzer. Daher tragen die europäischen Soldaten in Ostindien, und an der heissen Küste von Afrika, weiße Hüte. — Diese schmutzen zwar leichter als die schwarzen; sind aber auch leichter gereinigt; und überhaupt pflegt ja der Umstand, daß die Sache ein wenig theurer ist, gemeiniglich zu ihrer Empfehlung als Mode, viel beizutragen.

Hannover. Albg.

Hannoverisches Magazin.

61tes Stück.

Freitag, den 31ten Julius 1789.

Der Hagestolze.

Ein Dialog.

Immer ist es eine wehmüthig-süsse Unterhaltung für mich, mit einem vertrauten Freunde meiner Jugend, so in einem einsamen Winkel da zu sitzen, und aus den reifern Jahren des Mannes auf den zurückgelegten Pfad zu schauen, alle die Hofnungen und Freuden des Jünglings sich darzustellen, und alle die Aussichten und Wünsche zurück zu rufen, die unsere jugendliche Phantasie erzeugte; und nun Gegenwart und Vergangenheit mit einander zu vergleichen, und den Abstand beider zu ermessen. Eben kehre ich aus einer solchen Unterhaltung zurück, und der Gegenstand derselben schien mir so wichtig, und die Lage meines Freundes und sein Entschluß in derselben, die Lage und der Entschluß so manches würdigen Mannes zu seyn, daß ich sie einer öffentlichen Mittheilung nicht ganz unwürdig hielt. Ich wage es also, diese Unterredung so lebhaft sie mir noch vorschwebt, hier zu erneuern.

J. Dich! den so warmen eifrigen Vertheidiger des Ehestandes, als Hagestolz wieder zu finden, wahrlich, das hätte ich mir nie träumen lassen!

E. Und wie? — wenn ich dir nun sage, daß ich immer noch so denke, als damals? daß ich eheliche Glückseligkeit noch immer für eine der höchsten und reinsten Freuden des Lebens halte? daß ich den glücklichen Gatten, den von guten Kindern umringten Vater bensidenswerther achte, als den in Diadem und Purpur glänzenden Fürsten?

J. Und doch noch unbeweibt? — Unbegreiflich!

E. So unbegreiflich eben nicht, wenn du dich anders noch meiner Grundsätze erinnerst, und an das zurück denken willst, was in jenen Zeiten so oft der Gegenstand unserer Unterhaltung war.

J. Wäre es mir auch nicht mehr so ganz gegenwärtig, was hält dich ab, es aufs neue bei mir hervor zu rufen!

E. Mit Recht, sagte ich, verdient der gewiß den Unwillen und die Abneigung aller guten und edlen Men-

schen, welcher sich, **wenn Lage und Umstände ihn nicht hindern**, den großen und wichtigen Pflichten des Gatten und Vaters entziehet, und vorsetzlich einer Glückseligkeit beraubt, die so innig in den Plan unsers Lebens verwebt ist, und wozu uns Natur und Bestimmung so laut auffordern!

J. Und du fürchtest nicht, dir selbst das Urtheil gesprochen zu haben? du! der so emsig nach Wohlwollen und Beifall aller guten Menschen ringt, der immer die Pflichten des Weltbürgers nach besten Kräften zu erfüllen strebt?

E. Ich glaube vielmehr meinen Grundsätzen und Pflichten getreu geblieben zu seyn, auch da getreu geblieben zu seyn, wo dir das Gegentheil würklich scheint! — Sagte ich nicht eben, **Lage und Umstände** müßten uns nicht daran hindern?

J. Was doch wohl, nach allem Aeußerlichen zu urtheilen, bei dir nicht der Fall seyn kan? Großes glänzendes Glück war ja nie das Ziel deiner Wünsche! Stets warst du der Genügsamste unter uns allen! Ein Auskommen, das für Mangel mich sichert, ein kleiner Kreis guter Menschen, denen ich nützlich und werth bin, eine Gattin, die mich liebt! — dann mögt ihr eine Welt unter euch theilen! sagtest du immer, wenn unsere aufbrausende Phantasie tausend glänzende Entwürfe für die Zukunft erzeugte. Und jetzt, da deine Wünsche schon halb erfüllt sind; da du treu und unermüdet die Pflichten deines Amtes erfüllest, das zwar nicht ganz deinen Verdiensten gemäß ist, aber doch ziemlich einträglich scheint; da jeder, der dich kennet, dich lieben und schätzen muß, jetzt siehst du an, sie vollzählig zu machen? Ziehst dich in dich selbst zurück, und fliehest eine Verbindung, für deren Freuden dein Herz von jeher so empfänglich war? Du, der sich stets der Glückseligkeit des Gatten und Vaters so würdig machte, in dem ich das Muster eines guten und glücklichen Ehemannes zu sehen hofte?

E. Mit welcher Hitze deine Freundschaft in Lobsprüchen ausbricht! Aber m. B. eben diese Hitze hindert dich auch, die Sachen so zu sehen, wie sie würklich sind, sie läßt dich über das wesentliche Hinderniß zu flüchtig hinwegeilen! Gesetzt also, ich hätte alle die Eigenschaften, wodurch wahre eheliche Glückseligkeit befördert und erhöhet werden kan; gesetzt auch, ich dürfte einige gerechte Ansprüche auf ihre Freuden machen: so fehlt mir doch gewiß Etwas, das meine Wünsche zur Würklichkeit umschaffen könte, Etwas! dessen Mangel auch leider die besten Ehen so oft und gewaltig erschüttert, daß ihre Bande schlaffer und endlich wohl gar aufgelöst werden, und was du vorher nur obenhin berührt hast!

J. Nun! und das wäre?

E. Hinreichendes Auskommen! Mein Amt ist freilich einträglich genug, mich, als einzelnen Menschen, zu befriedigen, besonders, da ich die Anzahl meiner Bedürfnisse nie zu stark

und

und mächtig werden ließ, und auch nicht werden lassen konte, weil ich von früher Jugend an, nie mit dem Ueberflusse im Bunde lebte. Aber bei aller Einschränkung und vernünftigen Sparsamkeit, mögte ich es doch nicht wagen, mit seinen Einkünften die erforderlichen Nothwendigkeiten einer Familie zu bestreiten.

J. Darf ich fragen, was du unter diesen erforderlichen Nothwendigkeiten verstehst? Denn du siehst leicht ein, wie viel von diesem Begrif abhängt, wie sehr er sich ausdehnen und zusammenziehen läßt!

E. Außer dem angemessenen, vom Kummer, übertriebenen Luxus und Ueberfluß gleich weit entfernten Unterhalt, begreife ich auch eine anständige Befriedigung der Bedürfnisse darunter, die Mode, Lebensart und Verhältnisse nun einmal jedem Stande aufgelegt haben, und die man —

J. (einfallend) Bei deinen Grundsätzen und Einsichten doch wohl nicht für so unentbehrlich halten kan, als Vorurtheil und Gewohnheit sie uns gern machen mögten?

E. Daß ihr Strudelköpfe uns doch nie ausreden laßt! und die Welt immer anders modeln wollt, als sie nun einmal ist! — und die man, wolte ich hinzufügen, selbst bei dem besten Willen und der stärksten Ueberzeugung ihrer Entbehrlichkeit, nicht ganz abschütteln darf, wenn man kein Sonderling scheinen will!

J. Nun, das muß ich gestehen, diese Sophisterei hätte ich von dir am wenigsten erwartet! Denn sag mir, wer anders, als Männer deiner Art, können jener beschwerlichen Bürden sich entledigen, und Vorurtheilen die Spitze bieten, die einen so wichtigen Theil unserer Glückseligkeit zum Opfer verlangen? Wer anders soll der Welt ein Beispiel geben, wie leicht der vernünftige, von Vorurtheilen freie Mann, sich über jenen Tand von rauschenden Vergnügungen schwelgendem Ueberfluß und üppigen und lächerlichen Modethorheiten hinweg zu setzen vermag, wenn Männer von Kopf und Herzen, wie du, sich mit diesem gewaltigen Strome fortreissen lassen? Und was heißt es anders, als einen Beweis seiner Schwäche geben, wenn man bei allem Bewußtseyn seiner Kraft und bei allem Gefühle der Schwere dieser Fesseln es doch nicht wagen will, und wagen mag, dieselben abzustreifen?

E. Wie du da wieder aufsprudelst! Solte man doch glauben, du habest bis jetzt in einer gänzlichen Entfernung der Welt gelebt, und wärest mit den gewaltsamen Banden unbekant, wodurch Erziehung, Gewohnheit und Luxus, oft zu unserer Qual uns an ihren Siegswagen fortschleppen! Hier ist die Frage nicht, ob ich diese Fesseln abstreifen kan und will, sondern ob ich es wohl darf, wenn nicht das laute Gezisch ihrer übrigen Verehrer auf mich eindringen soll!

J. Und an dies Gezisch armseliger verblendeter Sklaven woltest du dich kehren?

E. Muß ich mich kehren, wenn ich nicht zugleich der Verbindung und dem Umgange mit Menſchen entſagen will! Lebte ich auf einer unbewohnten Inſel, wo ich unabhängig und frei, nach eigener Willkühr mich einrichten; nach Gutdünken meine Lebensart beſtimmen, mich unbeſorgt aller läſtigen Modethorheiten entäußern könte; wo ich nur mir ſelbſt Rechenſchaft von allen meinen Handlungen zu geben hätte: ſo würde ich auch gewiß mich von der Natur und ihren nothwendigſten Forderungen ſo wenig als möglich entfernen! Aber, da ich unter Menſchen lebe, die nach und nach ſich einverſtanden haben, manchen Ausartungen und übertriebenen Forderungen des Luxus, der Gewohnheit und der ſogenannten Verfeinerung der Sitten und der Lebensart zu huldigen, ſo werde ich zwar, ſo viel ich irgend kan, die Bürde dieſes Jochs mir weniger ſchwer und drückend zu machen ſuchen, aber ganz abzuſchütteln vermag ich es nicht, ohne alle die geſelligen Bande des Lebens zu zerreiſſen. Vielmehr halte ich es für die Pflicht eines verſtändigen Mannes, was du auch dagegen ſagen magſt, in dem einmal allgemein gewordenen Laufe der Welt auf eine anſtändige Art mit zu laufen, ſich mit Ordnung und Mäßigkeit in Zeiten und Umſtände zu ſchicken, und nicht wider den Strom zu ſchwimmen, weil man dadurch nichts gewinnt. Denn, ſo lächerlich und thöricht es iſt, ſich durch zu geſuchte Kleidung und übertriebenen und ſonderbaren Putz auszuzeichnen, eben ſo lächerlich und thörigt iſt es auch, in einer längſt verjährten altväteriſchen Tracht einher zu gehen, wäre ſie auch noch ſo bequem und vorzüglich! Und es iſt mit der Lebensart wie mit der Mode. Einſchränkungen finden hier wohl Statt, und müſſen Statt finden, wie es die verſchiedenen Verhältniſſe erfordern, aber eine gänzliche Entfernung davon, würde im Allgemeinen nur Spott und Verachtung bewürken. Aber geſetzt, ich hätte Muth und Entſchloſſenheit, oder ich mögte lieber ſagen, Pflegma genug, alle den überflüßigen Forderungen des Welttons zu entſagen, ich wäre frei und unabhängig genug, mich über alle einmal angenommene und für nothwendig erklärte Gewohnheiten und Bedürfniſſe hinweg zu ſetzen, und den erſten und einfachſten Forderungen der Natur und meinen Begriffen von Zufriedenheit ganz gemäß zu leben, wo würde ich wohl, bei unſerer leider nun einmal durchgehends zu verfeinerten Erziehung ein Mädchen finden, das ſich entſchloſſen genug fühlte, mitten in der Blüthe ſeiner Jahre, auf einmal alles von ſich abzuwerfen, was ſteter Genuß, was frühes Beiſpiel und lange Gewohnheit von ſeiner erſten Jugend an, ihm unentbehrlich gemacht, und ſeiner Natur gleichſam einverleibt hätte? Das nun als meine Gattin, alle den Vergnügungen, Verhältniſſen und Verbindungen entſagte, und ohne heimliches Sehnen und unangenehme Rückerinnerung, die glänzende Außenſeite des Zirkels ihres

vorma-

vormaligen Umganges ansehen könte, aus dem sie um meinentwillen sich gänzlich entfernen muß? — Aber auch diesen, fast unmöglichen Fall angenommen; angenommen, daß der höhnende Spott, das laute Gerede und Fingergezeige der großen Menge, ihrer anders denkender Mitschwestern und Mitbrüder auf unsre beiderseitige häusliche Ruhe und eheliche Glückseligkeit, auch nicht den geringsten Eindruck zu machen vermögten, daß wir die Augen und Ohren unsrer Kinder vor allen jenen sinnlichen Vorzügen des Ueberflußes, der rauschenden Ergötzlichkeiten und des täuschenden so genannten guten Tons verschließen könten, würden wir wohl, als eine so isolirte und ganz abgesonderte Familie, nicht auch zugleich allen Vortheilen und Freuden des geselligen Lebens entsagen müssen, und mitten in einer volkreichen Stadt wie in einer Einöde wohnen? Wenn auch gleich hundert Vernünftige die Bewegungsgründe unsrer Eingezogenheit einsähen und billigten, so würden wir doch von der größten Menge mit dem Namen der thörichten Sonderlinge belegt, ein ewiger Gegenstand des Stadtgesprächs werden, auch unsere unbedeutendsten Handlungen würden ausgespäht, verdreht und lächerlich gemacht, unsre Einrichtungen zum Besten unsers häuslichen Glücks, verspottet und vernichtet, oder doch wenigstens gehindert, und unsere Ruhe von allen Seiten gekränkt und angetastet werden! Denn der Bande, die Menschen mit Menschen verknüpfen, sind zu viele, als daß man immer ganz gleichgültig bei dem guten oder schlimmen Vornehmen mit ihnen seyn könte! Die übrigen unangenehmen und nachtheiligen Folgen, die daraus für uns entstehen würden, mag ich gar nicht erwähnen, weil du sie dir leicht selbst denken kanst! — Sieh also b. Fr. warum ich, bei allem Wünschen und Sehnen nach ehelicher Glückseligkeit, ein Hagestolz werden mußte, wenn ich anders nicht mich und eine ganze Familie mit mir unglücklich machen wolte!

J. Ich gestehe es, deine Gründe haben mich etwas davon überzeugt, daß sie es aber ganz solten gethan haben, dies muß ich mit aller freundschaftlichen Offenherzigkeit verneinen. Denn einmal hast du dir vielleicht die erforderlichen Nothwendigkeiten und anständigen Bedürfnisse unserer gewöhnlichen Lebensart zu groß und kostbar gedacht, ohne zu erwegen, wie manche durch eine wohl eingerichtete Oekonomie erspart oder leichter gewonnen werden können, und hernach hast du vergessen, wie viele als ganz überflüßig und unnöthig zu entbehren sind. — Doch dies will ich jetzt gar nicht weiter berühren. Wie aber, wenn du alle deine ängstlichen Besorgnisse, durch die Verbindung mit einer reichen Frau aus dem Wege räumtest?

E. Ein Vorschlag, denn du mir gewiß nicht im Ernst gethan hast, denn dazu kennst du mich und meine Grundsätze, von welchen ich nie abzugehen fest entschlossen bin, seit lan-

ger Zeit zu gut. Grundſätze, die um ſo viel tiefer bei mir wurzelten, je mehr ich ſie durch manche Erfahrungen und Beiſpiele glücklicher und unglücklicher Ehen bewährt gefunden habe.

J. Und doch iſt Reichthum die erſte Haupteigenſchaft die man in unſern Tagen bei einer Gattin ſucht, und die meiſten ehelichen Verbindungen werden in dieſer Rückſicht geſchloſſen!

E. Traurig genug, daß man eheliche Glückſeligkeit ſo herabwürdigt, und Geld zu dem erſten Erforderniß derſelben macht! Und daher kömt es denn auch, daß mit dem erſten Taumel, unſer ganzes geträumtes Glück verfliegt, daß die Bande, die nach ihrer großen Beſtimmung unſer Leben veredeln und erhöhen ſolten, uns bald ſo drückend und beſchwerlich werden! Daher komt es auch, daß wir da ſo oft kalte Uneinigkeit und Abneigung gewahr werden, wo Eintracht, gegenſeitige Vertraulichkeit und innige Liebe herrſchen müßten! Daher komt es, daß Bildung und Erziehung der Kinder vernachläßigt, und Unzufriedenheit, Sittenverderbniß und Ausſchweifungen immer allgemeiner werden! Glaub es m. B. dies ſind größtentheils die traurigen Folgen eigennütziger Ehen! Die Erfahrung wird Dir für die Wahrheit dieſer Behauptung bürgen. Und wie kan es auch anders ſeyn, wenn die Ehe zu einem ſchändlichen Gewerbe gemacht wird, wo man nur Schätze und Reichthümer einzuhandeln ſucht? Vermögen allein, iſt, wie Schönheit, eine zu unſichre und wankende Stütze, als daß es möglich wäre, darauf ein ſo dauerhaftes Gebäude, wie eheliches Glück ſeyn ſolte, zu gründen. Denn wie Schönheit ſelten von Koketterie und Eigenliebe frei iſt, wie der ewige Weihrauch der ihr dargebracht wird, ſie gemeiniglich ſo umnebelt, daß Gefühl für eheliche Zufriedenheit und alle häusliche Tugenden dahinſchwinden, ſo hemmt auch Reichthum ſo häufig den Genuß aller reinen ehelichen Freuden. Ein begütertes Mädchen hat oft gar keine, oft eine zu überſpannte Erziehung genoßen. Beide halten Reichthum für das einzige und größte Glück des Lebens! Die eine, weil ihre zuſammenſcharrenden Aeltern ihr unaufhörlich den Werth des Geldes anprieſen; die andere, weil ſie ihn als das einzige Mittel anſieht, ihrem Hange ſinnlicher Vergnügungen und rauſchender Ergötzlichkeiten zu fröhnen, ihre unzähligen immer höher ſteigenden Bedürfniſſe zu befriedigen, und den ausſchweifenden Forderungen der Eitelkeit und des Luxus ein Genüge zu leiſten! Die erſte wie die andre iſt alſo der Empfindung, und daher auch der Mittheilung, wahrer häuslichen Glückſeligkeit nicht fähig, und deswegen auch keine Gattin, wie ich ſie mir wünſche. Nim nun noch dazu, daß bei dem erſten kleinen Zwiſt, bei der geringſten Verſagung eines ihrer ausſchweifenden Wünſche, Dummheit oder Uebereilung meinem begüterten Weibe, den Vorwurf ausſtoßen lieſſen, daß ich ihr allein meinen ganzen

Wohl-

Wohlstand verdanken müßte! würde ich da, auch bei aller stoischen Kaltblütigkeit, genug Herr meiner Selbst bleiben, und nicht laut und oft ein Band verwünschen, das mich so unaussprechlich elend gemacht hat?

J. Ganz wahr mein Theurer! aber Du nimst auch gleich den gehäfigsten Fall!

E. Und muß ich ihn nicht nehmen, weil er auch immer leicht der mögliche ist? Und auch meine eigne Glückseligkeit bei Seite gesetzt, – was würde wohl das Loos unsrer Kinder seyn? Sie, die sonst die Bande der Ehe noch fester und inniger schlingen und ihre Freuden noch mehr erhöhen, würden gewiß unter diesen Umständen dieselbe nur stärker verbittern! Beständige Zeugen des Widerspruchs und Kaltsinns unter uns, würden sicher, ihre nach und nach von uns abgewandte Herzen, verwildern und allen Gefahren des Leichtsinns und der Verführung, zur Beute werden! Was ich durch Ueberredung, Bitten, Vorstellung und Strafen in mancher Stunde bei ihnen mit vieler Mühe gebauet, würde meine unbesonnene Gattin, durch Nachsicht, Schmeicheleien, Liebkosungen und Geschenke in Einem Augenblicke wieder einreißen, und ich würde, wenn ich sie anders nicht ganz elend und unglücklich wissen wolte, sie von mir entfernen und der Aufsicht und Führung fremder Menschen übergeben, und so der seligen Freuden des Vaters, deren Vorstellung von je her meinem Herzen so vieles süsse Entzücken gewährte, mich selbst berauben müssen! Wäre da das traurige Leben des unglücklichsten Sklaven mit dem meinigen zu vergleichen? Aber gesetzt auch, ich fände ein Mädchen, das mit einer guten ausgezeichneten Erziehung ein ansehnliches Vermögen verbände, der ich Klugheit und Güte des Herzens genug zutrauen dürfte, daß sie es mir nie so hart würde fühlen lassen, welchen großen Theil meines äußerlichen Glücks ich ihr schuldig sey; so würde ich dennoch anstehen, oder vielmehr es gar nicht wagen, sie zu meiner Gefährtin zu wählen. Denn zuerst hat gewiß die vermögende Erziehung, die sie genoß, sie in manchen Stücken verzärtelt, und mit zu vielen und zu großen Bedürfnissen bekant gemacht, als daß mein kleines häusliches Glück nicht oft dadurch unterbrochen werden solte. Frühe Vorliebe ihres Standes und ihres Vermögens, hat gewiß manches Saamenkorn der Eitelkeit und des Modegefallens in ihr Herz gestreuet, das, trotz alles Bestrebens, doch ins geheim aufschießt und ihr und mir manchen unangenehmen Augenblick verursacht. Und hernach könte ich mich nie des heimlichen Vorwurfs erwehren, daß ich, ohne ihr zugebrachtes Geld, nicht in dem Ansehn und äussern Wohlstande zu leben vermögte! Nenne das immerhin übertriebene Delikatesse und unzeitigen männlichen Stolz, so kan und mag ich doch dies lebhafte Gefühl nicht bei mir unterdrücken. Und nun nim noch dazu,

da

da Geld nun einmal der Hauptwunsch unsers Zeitalters ist, da alles so emsig darnach ringt, sich desselben auf alle nur mögliche Art zu versichern, wie viele Schwürigkeiten ich da zu bekämpfen, wie viele Hindernisse ich zu übersteigen und aus dem Wege zu räumen habe! Hier ein Schwarm süßzüngelnder Herren, die gemeiniglich ein solches Mädchen, oder vielmehr ihren Schatz umlagern, und welche alles aufbieten, mir zuvor zu kommen, mit kosenden Worten, demüthigen Bücklingen und verstellter Zärtlichkeit um ihre und ihrer Aeltern Einwilligung unaufhörlich werben! Dort eitle Verwandte oder gewinnsüchtige Freunde, deren Vorwort und Mitwürkung ich erst flehentlich erschmeicheln oder mit vollen Händen erkaufen muß! Nein, m. B.! mag so ein glänzendes Glück machen wer da will! für den ehrliebenden Mann sind das Schleifwege, die er verachten muß, und wenn auch die halbe Welt sie ginge! Lieber gar nicht an das Ziel gelangen, als sich Eines unedlen Schritts schuldig wissen! Lieber alles Gefühl für eheliche Glückseligkeit und häusliche Zufriedenheit in dem Busen verschloßen, als die ganze Ruhe und Heiterkeit seines Lebens um den höchsten Preis feil geboten!

J. (ihn umarmend) Vergieb mir mein Bester! daß ich dich nur Einen Augenblick mit dem größten Theile unsrer Ehestandskandidaten verwechselte, und dir gewinnsüchtige Bewegungsgründe bei einem so wichtigen Schritte zutrauen konte! Nur noch Eine Frage! Du bist entschlossen den ehelichen Freuden auf immer zu entsagen?

E. Nein, l. Fr.! dieser Entschluß wäre zu voreilig und strafbar! Ich darf es dir freimüthig gestehen, noch immer hege ich die süße Hofnung, einmal dies einsame Leben mit häuslicher Glückseligkeit zu vertauschen, und dem Staate als Gatte und Vater eben so nützlich zu seyn, wie ich ihm jetzt durch die gewissenhafte Ausübung meiner Pflichten zu werden trachte. Aber freilich, so lange meine Lage und meine Einkünfte dieselben bleiben, muß ich leider Verzicht darauf thun! auch dann Verzicht darauf thun! wann diese Veränderung zu spät eintreten solte, als daß ich noch hoffen dürfte, nach meinem Tode, meine Familie hinlänglich versorgt und meine Kinder bis zu einem gewissen Grade ausgebildet und sich selbst überlassen, zu sehen. Solte ich aber auch nie dies erwünschte Ziel erreichen, so will ich von fern stehen, mich über eheliche Glückseligkeit Anderer herzlich freuen, und was ich kan dazu beitragen, sie zu befördern und allgemeiner zu machen.

J. O mögtest du selbst bald ihre reinsten Freuden schmecken! mögten alle Hagestolze dir gleichen und aus so edlen Grundsätzen es seyn! Gewiß sie würden alle Achtung und Verehrung verdienen!

Grbhst.

Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 3ten August 1789.

Einige Nachrichten und Bemerkungen über Japan, Tunkin und Konchinchina.

(Aus des Engländers R. J. Sullivan Reisen durch Asien, Afrika und Europa.)

Der Ursprung des japanischen Reichs verliert sich in dem entferntesten Alterthum. Da es eine Insel, und China so nahe ist, so solte man glauben, daß es von daher seine ersten Einwohner erhalten hätte, dem ungeachtet ist dies noch sehr zweifelhaft.

Der Beherrscher von Japan führet den Namen Dairo. Er ist zugleich König und Oberpriester seines Volks, welches ihn mit der tiefsten Unterwerfung und mit dem blindesten Gehorsam verehret. Man versichert, der Dairo sey ehedem sogar als ein Gott angebetet worden.

Die Japaneser haben aber daran noch nicht genug, ihrem Dairo göttliche Ehre zu erweisen. Da er nach ihrer Meinung von himmlischem Geschlecht ist, so muß er nach eben diesen Begriffen, die sie sich von seiner erhabenen Würde machen, auch von allen menschlichen Schwachheiten und Begierden ganz frei seyn. Um seine Unterthanen bei diesem Glauben zu erhalten, muß dieser Fürst in der That, wenigstens dem Scheine nach, allen Vergnügungen und Ergötzlichkeiten entsagen. Als ein Nachkömling der Götter darf er mit seinen Füßen nie die Erde berühren, nie einen Dienst sich erweisen lassen, und folglich, setzten ihm auch Frost oder Hitze noch so heftig zu, immer auf einer Stelle sitzen bleiben.

Es kan leicht seyn, daß in dieser Erzählung vieles übertrieben ist. Wenn übrigens auch der Dairo auf viele Bequemlichkeiten und Vergnügungen dieses Lebens Verzicht thut, und ein Sklave seiner Heiligkeit seyn muß, so wird dagegen seine Eitelkeit durch die unumschränkte Ehrfurcht, welche man ihm erweiset, im vollen Maaße befriediget. Alle Morgen zeigt er sich seinem Volke auf dem Throne unbeweglich, und mit unverrückt auf einen Punkt gehefteten Augen sitzend. Stunden lang bleibt er in dieser Stellung, um seinen Unterthanen dadurch zu erkennen zu geben, daß der Staat nur denn Ruhe haben kan, wenn der Herr der Welt nichts thut.

Es ist schlechterdings nicht möglich, sich alle die Ausschweifungen zu erklären, auf welche der Mensch verfallen kan. Nichts ist so falsch und ungereimt, was nicht irgend Jemand fände, der es glaubte. Es würde leicht seyn, aus der Religionsgeschichte anderer Nationen tausend Dinge anzuführen, welche eben so abgeschmackt, als die Meinung der Japaneser von ihrem Dairo sind. Man erinnere sich nur an den Stolz der christlichen Priester in dem mittlern Zeitalter. In wie vielen Schriften der Kirchenväter finden wir häufige Proben heiliger Impertinenz und des abgeschmacktesten Selbstdünkels! Keiner von ihnen ging zwar so weit, daß er sich für einen Gott ausgegeben hätte, aber ohne Einschränkung machte doch der Oberpriester in Rom und mit ihm tausend andere auf Untrüglichkeit und übermenschliche Vorzüge Anspruch.

So ungereimt die Verehrung war, welche die Japaneser ihrem Dairo erwiesen, so wurde doch durch selbige gewissermaaßen ihr Glaube an Unsterblichkeit der Seele genährt und befestiget. Dieser ist das wesentlichste Stück ihrer Religion und die feste Ueberzeugung von selbigem dienet ihnen zur Aufmunterung und zum Bewegungsgrunde, allen Pflichten des gesellschaftlichen Lebens mit der größten Gewissenhaftigkeit nachzukommen.

In Japan giebt es, so wie überall auf der ganzen Erde, verschiedene Religionssekten. Die Beklagungswürdigsten unter allen Schwärmern dieses Landes sind diejenigen, welche alle Bequemlichkeit dieses Lebens verachtend, nur auf Züchtigung und Abtödtung des Fleisches denken, und um ein selbst geschaffnes Schattenbild von künftiger Glückseligkeit zu erhaschen, die Freuden, die sie jetzt genießen könten, von sich stoßen. Diese Sekte, welche, wie man sieht, den christlichen Karthäusern ꝛc. ähnlich ist, hat indessen, welches aber wohl nie in der Christenheit der Fall war, dem Reiche seine kühnsten Krieger geliefert, welche mit völliger Gleichgültigkeit gegen den Genuß des Lebens, dem Tode unerschrocken entgegen gingen, oder gar, um ihn desto früher zu erreichen, mit eigener Hand dem Schicksal vorgriffen.

Man schildert uns die Japaneser als ein kluges, scharfsinniges, großmüthiges und menschenfreundliches Volk, welches den Werth der Freiheit zu schätzen weiß. Sie sind zu heftigem Zorn und schneller Rache geneigt, vergeben aber auch leicht. Sie sind offenherzig und gutmüthig, wenn man sie nicht durch Beleidigungen reißt, höflich und gesittet im Umgang, und zeigen ein feines Gefühl für die Freuden des geselligen Lebens. So fanden die Europäer dieses Volk, als sie Japan entdeckten.

Die jetzt in Japan regierende Familie ist, wie man sagt, im Jahre 660 nach Christi Geburt zum Besitze des Throns gelanget, welchen sie lange Zeit in tiefer ungestörter Ruhe behauptet hat. Man weiß, daß dieses Reich vom 14ten bis ins 16te Jahrhundert durch gewaltsame Staatsrevolutionen und bürgerliche Kriege sehr viel gelitten hat. Eine der wichtigsten Staatsveränderungen war, daß jetzt der Dai-

ro nur noch in Religionssachen das Oberhaupt der Nation ist, von seiner weltlichen Regierung aber nichts, als den bloßen Titel behalten hat. Der weltliche Beherrscher von Japan ist der Cusco, der ehedem blos den Feldherrn des Dairo vorstellte, aber jetzt schon seit geraumer Zeit sich die unumschränkte Herrschaft über das Land angemaßet hat. Die Portugiesen entdeckten Japan im Jahre 1542 gerade zu einer Zeit, wo dieses durch innerliche Gährungen äußerst zerrüttet war. Sie wurden nemlich durch Sturm und Schiffbruch nach Japan verschlagen, fanden aber bei den dasigen Einwohnern eine sehr gute Aufnahme.

Man kante die Denkart und die Habsucht dieser neuen Ankömlinge noch nicht, man wußte noch nichts von ihrem Betragen gegen andre morgenländische Völker, sonst würde man sie schwerlich so bereitwillig aufgenommen, noch ihnen, sich im Lande niederzulassen, erlaubt haben. Man gewährte ihnen mancherlei Handelsfreiheiten, man ließ es geschehen, daß sie Faktoreien anlegten, und daß ihre Mißionairs Proseliten machten. Die gutmüthigen Japaner ahndeten nicht, daß sie eine Schlange in ihrem Busen wärmten, die ihnen mit Verrätherei und Mord lohnen würde.

Wie hätte auch wohl ein Japaneser jemals auf den Gedanken kommen können, daß es ein Paar tausend Meilen weit von seinem Vaterlande einen Priester gäbe, der stolz oder thörigt genug wäre, sich die Oberherrschaft über unbekante Länder anzumaßen, und sie nach eigener Willkühr an die Könige seines Welttheils zu verschenken? Und gleichwohl geschahe dieses würklich, und Alexander der Sechste ließ im Jahre 1493 eine Bulle ausgehen, in welcher er, Kraft seiner Machtvollkommenheit, den Königen von Spanien alle gegen Westen, und den Portugiesen alle gegen Osten gelegenen, künftig zu entdeckenden Länder schenkte, und zu gleicher Zeit sie bevollmächtigte, unter dem Beistande der göttlichen Gnade die Bewohner aller jener Länder zu unterjochen und mit der katholischen Kirche zu vereinigen.

Diese Handlung des geistlichen Uebermuths, diese grobe Uebertretung der sanften Gesetze des Christenthums, durch welche der Stifter desselben die Diener des Evangeliums zur Demuth und Bescheidenheit verpflichtet hatte, suchte man durch den Ausspruch des heiligen Augustins, „daß den Gläubigen alle Reichthümer der Welt gebühren, der Ungläubige aber nicht einen Pfennig von Rechtswegen besitze," zu beschönigen. Die christliche Welt hatte damals wider ein solches Raisonnement nicht das mindeste einzuwenden, und die Monarchen, welche der heilge Vater in seiner Schenkung begünstiget hatte, ermangelten nicht, von selbiger Gebrauch zu machen, und sich ein Geschenk, welches sie von Gott selbst erhalten zu haben wähnten, theils durch Gewalt, theils durch Hinterlist zuzueignen.

Die Japaneser, welchen die Schenkung Alexanders des Sechsten völlig unbekant war, nahmen die Fremden, welche durch Unglücksfälle an ihre Küsten getrieben worden waren, mit ofs

senen Armen auf. Sie suchten ihnen den Aufenthalt in ihrem Lande so angenehm und vortheilhaft, als möglich, zu machen. Die portugiesischen Niederlassungen befanden sich daher eine Zeitlang im blühendsten Zustande. Allein, ihr Glück war von keiner Dauer. Die Holländer erschienen in den asiatischen Gewässern. Die grausamen Bedrückungen und Verheerungen, welche ihr Vaterland unter der Regentschaft des barbarischen Herzogs von Alba erlitten hatte, war bei ihnen noch im frischen Andenken, sie dürsteten nach Rache und unterließen nicht, diese an den Portugiesen, welche jetzt dem spanischen Scepter unterworfen waren, ohne alle Nachsicht auszuüben. Man weiß die grausame Verfolgung, welche in Japan über die dasigen Portugiesen erging, indessen würde es ungerecht seyn, wenn man glauben wolte, daß sie einzig und allein durch die Kabalen und Verläumdungen der Holländer erregt worden sey. Die Portugiesen hatten selbst durch ihr unbesonnenes Betragen und durch ihren unüberlegten Religionseifer sehr viel Anlaß dazu gegeben.

Es ist jederzeit gefährlich, sich an dem besondern Interesse der Geistlichkeit zu vergreifen. Das hätten die portugiesischen Mißionaire beherzigen sollen. An statt sich der Mäßigung und Bescheidenheit zu befleißigen, gaben sie bald ihre Unduldsamkeit und Herrschsucht zu erkennen. Die Bonzen sahen es und murreten dawider, dem ungeachtet aber griffen die europäischen Priester immer weiter um sich, und so mußten die Beschwerden über sie nothwendig immer mehr überhand nehmen. Der Haß beider Partheien gegen einander faßte immer tiefer Wurzel, man machte sich die heftigsten Vorwürfe, und weil weder die Mißionaire ihrer Herrschsucht, noch die Bonzen ihrem Mistrauen Schranken zu setzen wußten, so mußte es endlich zu einem Bruche kommen. Jedermann mußte hier Parthei nehmen, Niemand durfte neutral bleiben, und der Kaiser nebst der ganzen Nation mußte thätigen Antheil an diesem Zwiste nehmen.

Religionsstreitigkeiten sind selten ohne Blutvergießen entschieden worden. Eben so ging es auch in Japan. Der Kaiser war Anfangs bei der Sache gleichgültig, und ließ es geschehen, daß sich die Portugiesen mit seinen von den Holländern verhezten Unterthanen herumzankten. Er hatte den Grundsatz, daß man in Religionssachen einem jeden seine eigene Meinung lassen müsse, und eben deswegen hielt er es nicht für gut, daß sich die weltliche Macht in Religionsstreitigkeiten mischte. Indessen war die gegenwärtige Lage der Sachen so beschaffen, daß es endlich einmal zur Entscheidung kommen mußte, und so sahe sich der Kaiser endlich genöthiget, den Krieg gegen die Portugiesen, welche der angreifende Theil gewesen waren, zu erklären.

Der Ausgang eines so ungleichen Streites mußte nothwendig, besonders unter solchen Umständen, sehr tragisch seyn. Sechzig tausend Christen kamen, theils auf dem Schlachtfelde, theils unter den Händen der Henker ums Leben. Keiner entrann, der seinen Landesleuten die Trauerpost hätte bringen können.

nen. Die ganze katholische Gemeinde in Japan wurde ausgerottet, alle Spionen des Christenthums vertilgt und die Wiedereinführung desselben unter Androhung der grausamsten Martern untersagt. Das war das Ende der portugiesischen Niederlassung in Japan, die Anfangs so günstige Aussichten vor sich hatte.

Das strenge Verfahren der Japaner gegen die Christen scheint mit ihrem noch heut zu Tage fortdaurenden Umgange mit den Holländern im Widerspruch zu stehen, allein dieser Widerspruch ist in der That bloß scheinbar. Die Holländer wissen, wie verhaßt sich der Name der Christen in Japan gemacht hat, und da ihre Absichten bloß auf Handlung und Reichthum gerichtet sind, so vermeiden sie sehr weißlich alles, was das Ansehen einer Religionsstreitigkeit haben könte. Sie sollen sogar, wie man versichert, in Japan die ersten Grundsätze ihrer Religion verläugnen, und wenn einer von ihnen dort befragt wird, zu welcher Religion er sich bekenne, so antwortet er ohne bedenken: Ich bin kein Christ, sondern ein Holländer.

Ich habe schon oben gesagt, daß Leutseligkeit und Gefälligkeit gegen Fremde die hervorstechendsten Züge im Nationalcharakter der Japaneser sind. Das bezugen Reisende von allen Nationen, besonders die Engländer, welche Japan besucht haben. Der einzige Fehler, den sie an den Japanesern tadeln, ist dieser, daß sie keine europäische Geistliche in ihrem Lande dulden wollen, ob sie gleich nach den Erfahrungen, welche sie von den portugiesischen gemacht haben, auch hieran nicht ganz unrecht thun, wenn sie sich so viel, als möglich vor den Folgen des blinden Religionseifers in Sicherheit zu setzen suchen.

Kein Volk auf der Erde, wenn wir die südlichen Amerikaner ausnehmen, hat wohl mehr Ursache gehabt, den Christen zu fluchen, als die Japaneser. „Dein König," sagte der japanische Kaiser zu einem Engländer, welcher um die Erlaubniß, eine Faktorei dort zu errichten, anhielt, „dein König (Karl II.) ist mit der Tochter des portugiesischen Königs vermählt, dessen Unterthanen über mein Reich alle Greuel der Verwüstung und des bürgerlichen Krieges gebracht haben. Vielleicht sind die Unterthanen deines Herrn eben so grausam und blutdürstig, als diejenigen, an deren Stelle sie nun treten wollen. Ich würde es also nicht geschehen lassen, daß sie in meinem Reiche sich der Handlung wegen niederlassen. Geh in dein Land zurück, welches, wie ich weiß, von kalten Christen bewohnt ist. Was du hier brauchst, soll dir werden. Ich wünsche dir alles Glück auf den Weg, gern gewährte ich dir mehr, als Wünsche, allein, das Blutvergießen, welches die Christen in meinem Lande angerichtet haben, verbietet mir, Leuten einen freien Zutrit zu verstatten, deren Andenken Japan immerdar verfluchen muß, so lange es noch einen Sohn hat, dessen Verlust es betrauren könte."

Ich muß noch erinnern, daß Japan zu verschiedenen malen unter chinesischer Herrschaft gestanden und auch einmal einen Versuch gemacht hat, China

zu unterjochen. Die Japaneſer hatten die Abſicht, durch die Halbinſel Korea einzudringen, und wären ohne Zweifel in ihrer Unternehmung glücklich geweſen, wenn nicht die heldenmüthige That eines patriotiſchen Koraken ihre Abſichten vereitelt hätte. Dieſer Mann, einer von den Edlen ſeiner Nation, wußte, daß der glückliche Ausgang der ganzen Unternehmung von einem Entwurfe abhinge, den der Kaiſer gemacht, und ihm insgeheim vertrauet hatte. Er ließ einen Becher mit einem vergifteten Getränke bringen, den er zur Hälfte austrank und dem Kaiſer zubrachte. Dieſer nahm den Becher ohne Bedenken, trank, und ſtarb bald darauf, ſo wie ſein Vergifter, unter den heftigſten Schmerzen.

Tunkin, welches ehedem unter chineſiſcher Bothmäßigkeit ſtand, iſt jetzt ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten ein unabhängiger Staat. Gegen Morgen und Mitternacht gränzt es an China, gegen Abend an das Königreich Brama, gegen Mittag an den Meerbuſen von Konchinchina. Das Klima dieſes Landes iſt heiter und gemäßiget. Viele Flüſſe bewäſſern es, und ein immerwährender Frühling ſcheint daſelbſt gleichſam ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben.

Nur ſelten ſind Europäer in dieſes Land gekommen, und daher haben wir nur wenige zuverläßige Nachrichten daher. So viel aber wiſſen wir, daß die Tunkineſer ein gutartiges, arbeitſames und dem Ackerbau ſehr ergebenes Volk ſind, und daß die Regierungsform faſt eben ſo, wie in China beſchaffen iſt. Die Tunkineſer ſind aber bei aller übrigen Aehnlichkeit mit den Chineſern dieſen doch an Tapferkeit und kriegeriſchen Talenten ſehr überlegen, durch deren Hülfe ſie ſich auch dem Scepter ihrer ehemaligen Beherrſcher entzogen und ihre gegenwärtige Unabhängigkeit behauptet haben.

In Tunkin iſt der Stand der Krieger ſehr geehrt, aber nichts weniger, als einträglich. Gleichwohl darf ein Mann, der zu dieſer Claſſe der Nation gehört, wenn das Land gleich von allen Seiten Frieden hat, kein anderes Geſchäft treiben; er darf auch nicht handeln, noch ſonſt etwas vornehmen, wodurch er ſeine Glücksumſtände verbeſſern könte: denn dadurch würde er ſeinen Stand auf immer entehren. Dieſe Einrichtung iſt weder weiſe, noch billig. Der Vertheidiger ſeines Vaterlandes iſt doch wohl wie jeder anderer, der ihm dienet, berechtigt, von ſelbigem hinreichenden Unterhalt zu fordern, und wenn ihm dieſen der Staat nicht auf öffentliche Koſten zuſtehen will, ſo ſolte ihm doch wenigſtens nicht verwehret ſeyn, durch andere Beſchäftigungen, wenn ſie nur mit ſeinen wichtigen Pflichten beſtehen können, für ſeine und ſeiner Familie Bedürfniſſe zu ſorgen.

Der König, der Adel und das Volk von Tunkin ſtellen in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen gegen einander faſt eben das vor, was ſonſt die allermeiſten europäiſchen Staaten waren, und jetzt noch einige derſelben ſind. Das **Lehnsſyſtem** iſt hier mit allen ſeinen Unvollkommenheiten zu Hauſe. Der König herrſcht zwar der Regel nach unumſchränkt, allein der Adel ſucht ſeine Macht bei allen Gelegenheiten zu beſchrän-

schränken, so wie auch wiederum der König mit eifersüchtigen Augen über die Handlungen der Großen wacht. Das Volk, welches sowohl von dem Könige, als von dem Adel bedrückt wird, ist nichts besser, als Leibeigene. Die Landesleute müssen 3 Monate im Jahre der Krone und 3 Monate ihren Gutsbesitzern persönliche Frohndienste verrichten, so, daß ihnen zu ihrem eigenen Gebrauch und zur Bestellung ihrer Aecker nur 6 Monate übrig bleiben.

Ohne mich hier auf umständliche Betrachtungen über das Lehnssystem und die mit selbigem verwandten Regierungsformen einzulassen, will ich nur erinnern, daß eine partielle Sklaverei oder Dienstmannschaft, wie sie in Tunkin eingeführet ist, immer noch ein Beweis von mehrerer Kultur ist, als die unumschränkte Leibeigenschaft, welche ehedem im ganzen Europa, und, bis auf das Jahr 1574, da die Königin Elisabeth viele von ihren Kronbauern frei ließ, selbst in England gewöhnlich war.

In Rußland (und leider auch noch in vielen deutschen Provinzen) ist die persönliche und erbliche Leibeigenschaft noch heut zu Tage anzutreffen. Die Bauern, die zu einem Gute gehören, werden mit diesem zugleich verkauft, und in dem Inventarium eben so, wie das vorräthige Vieh, mit berechnet. So tief ist der Mensch in einigen Ländern gesunken; noch mehr aber verkennet man seine natürlichen Rechte in Amerika, wo Europäer, welche auf alle Tugenden des geselligen Lebens, auf Freiheitsgefühl und Menschenliebe Anspruch machen wollen, unglückliche Negern bei Tausenden kaufen und verkaufen, und oft unbarmherziger, als das Vieh, ja nicht selten mit unerhörter Grausamkeit, behandeln. Ewige Schande ist es für die Europäer, daß nur sie, nur sie allein, unter allen Völkern des Erdbodens so abscheulicher, die Menschheit entehrender Gesinnungen und Handlungen fähig sind, daß sie den Charakter der Freiheitsliebe und Menschlichkeit, den sie sich selbst beilegen, durch ihre Thaten so sehr verleugnen. Doch ich kehre zu dem Punkte, von welchem ich ausging, zurück.

Das Betragen der Tunkineser ist, so weit wir sie kennen, ernsthaft, höflich und bescheiden. Sie sind größtentheils Anhänger der Lehre des Kong-fu-tse, dessen Andenken bei ihnen in großer Achtung stehet. Der Glaube an eine Seelenwanderung ist der vornehmste Artikel ihres Religionssystems, welches überhaupt besser geordnet, und zusammenhängender, als das chinesische ist. Ihre Bonzen, oder Priester, haben meistens einen bessern Charakter, und stehen bei der Nation in größerm Ansehen, als in China. Was Tavernier von der Anzahl der Opfer meldet, welche die Priester, besonders bei der Thronbesteigung eines neuen Königs, bringen, ist fast unglaublich; er versichert, einer von diesen Königen habe, um von den Göttern eine glückliche Regierung zu erflehen, hunderttausend Thiere verschiedener Art opfern lassen.

So wie die Tunkineser überhaupt sehr vieles mit den Chineser gemein haben, so ist dies auch in Ansehung der Erziehungsmethode und den Kenntnissen der Fall, welche man sich bei ihnen erwerben muß, um zu Staatsbedienungen zu gelangen. Man lehrt die Jugend nicht nur die Landessprache, die Maximen des Konfu-tse, sondern auch ein gesittetes und artiges Betragen. Man hat auch den Grundsatz ziemlich allgemein angenommen, daß es billig sey, daß jeder, der sich empor schwingen will, sich durch eigene Anstrengung und eigenes Verdienst Rang und Ansehen erwerben müsse. Man treibt hier mit vielem Eifer die Rechtswissenschaft, Heilkunde und die spekulativen Wissenschaften.

Die

Die Vielweiberei iſt in Tunkin gewöhnlich und für das weibliche Geſchlecht noch drükkender, als in China: denn der Mann kan ſich von ſeinen Weibern ſcheiden, ſo bald er ihrer überdrüßig iſt, obgleich umgekehrt die Weiber ſich nicht nach Willkühr von den Männern trennen dürfen. Aber nicht nur die Vielweiberei iſt in Tunkin eingeführt, ſondern die Männer ſind daſelbſt auch zu einer unumſchränkten Gewalt, und ich mögte ſagen, zu allen Misbräuchen derſelben berechtigt. Nirgends kan ſich wohl dieſes Geſchlecht in einer traurigern und drückendern Verfaſſung befinden, als in Tunkin. Opfer des Eigenſinns und der Tyrannei der Männer, die mehr ihre Gebieter, als ihre Gatten ſind, zu immerwährendem Gefängniß und trauriger Einſamkeit verdammt; jetzt aufs zärtlichſte geliebt, und vielleicht in wenigen Augenblikken verabſchiedet; gezwungen, die Untreue des ſtärkern Geſchlechts ohne Murren und mit ſtummer Unterwerfung zu ertragen, und dennoch, wenn ſie ſelbſt ſich einer Untreue ſchuldig machen, zur grauſamſten Todesſtrafe verurtheilt. Das iſt das traurige Gemälde von dem Zuſtande, in welchem ſich die Weiber in Tunkin befinden.

Die Tunkineſer finden eben ſo wie die Einwohner von China, ſehr viel Geſchmack an öffentlichen Feierlichkeiten, ſie haben aber deren einige, welche vernünftiger ſind, und vielleicht auf das Wohl der Geſellſchaft mehr Einfluß haben, als die chineſiſchen. Ich will nur eins von dieſen Feſten beſchreiben, welches zu Anfang eines jeden Jahres auf einer großen Ebene bei der Hauptſtadt, in Gegenwart des Königs und des geſamten Adels, gefeiert wird. Auf dem ganzen Platze ſind hier und da Altäre errichtet, auf welchen die Namen der Krieger eingegraben ſind, deren Andenken man ſie widmet. Viele Tage nach einander werden dieſe Altäre auf's ſchönſte geſchmückt und unabläßig Opfer auf ihnen dargebracht. Zulezt nähert ſich der König dieſen Altären. Bei jeglichem derſelben verweilt er insbeſondere, um dem Krieger, deſſen Namen der Altar führt, eine Lobrede zu halten, ſeine Thaten zu preiſen, und ſie als Muſter der Nachahmung zu empfehlen. Den Beſchluß macht ein feierliches Gebet, welches die ganze Verſammlung an die Götter, als die Schüzer und Belohner des Verdienſtes und der Bürgertugend richtet.

Mit dieſer kurzen Nachricht von Tunkin verbinde ich die von Konchinchina, welches von jenem nur durch einen Fluß getrennt iſt. Die regierende Familie und faſt der ganze Adel des Landes iſt von tunkineſiſcher Abkunft. Zu einer Zeit, wo Tunkin durch bürgerliche Kriege zerrüttet ward, flüchteten viele Einwohner dieſes Landes nach Konchinchina, wo ſie von der zwar noch halbwilden, aber gutmüthigen Nation, mit großer Ehrfurcht aufgenommen wurden, und nach und nach Landeigenthum, Anſehen und alles, was ſie ſich nur wünſchen konten, erhielten. In wenig Jahren hatten ſich die neuen Ankömmlinge ſo ſehr ausgebreitet, u. waren ſo mächtig geworden, daß es ihnen ſehr leicht ward, ſich die einheimiſchen Landesbewohner ganz unterwürfig zu machen, und ihnen Geſetze vorzuſchreiben.

Die Staatsverfaſſung war ſonſt in Konchinchina bis auf einige Einſchränkungen, ganz demokratiſch. Der Ackerbau, die Jagd und die Fiſcherei waren beinahe die einzigen Beſchäftigungen der Einwohner. Die Tunkineſer haben indeſſen in verſchiedenen Stükken mehr Verfeinerung und Kultur eingeführet, die Nation mit den Vortheilen des geſelligen Lebens mehr bekant gemacht, und ihre Betriebſamkeit mehr aufgemuntert. Der Handel blühete ſonſt in dieſem Lande, und noch vor wenigen Jahren befand es ſich in der glücklichſten Verfaſſung. Man rühmte in Europa die Gaſtfreiheit, die Sitteneinfalt der Konchinchineſer, und ihre von allem Argwohn entfernte Zutraulichkeit gegen Fremde. „Wer zu uns komt, ſagten ſie, und Zutrauen zu unſerer Redlichkeit hat, den müſſen wir lieben, und unſerer Dankbarkeit ſowohl, als unſerer Achtung werth ſchäzen.“ – Dieſe glükliche Verfaſſung und Denkungsart der Nation ſcheint ſich jedoch ihrem Ende zu nähern. Aus den neueſten Nachrichten erhellet, daß Konchinchina jezt von einem deſpotiſchen Fürſten regieret wird, und daß es wahrſcheinlich auf immer um die Freiheit des Landes geſchehen iſt.

Hannoverisches Magazin.

63tes Stück.

Freitag, den 7ten August 1789.

Beantwortung der Anfrage im 55ten Stück dieses Magazins: Wie sind Wetterableiter auf Windmühlen anzulegen?

Diese Frage zu beantworten, könte ich nur auf einige davon handelnde Schriften verweisen, z. E.

Paul Mako physikalische Abhandlung von den Eigenschaften des Donners, 1772. Des Doctors Reimarus Abhandlung vom Blitze, 1778. §. 139. p. 510. Dessen Vorschriften zur Anlegung einer Blitzableitung an allerlei Gebäuden, 1778. §. 8. p. 20. Des Abts Hemmer Anleitung, Wetterleiter an allen Gattungen von Gebäuden auf die sicherste Art anzulegen, 1786. §. 102. p. 88. Marsilius Landriani von dem Nutzen der Blitzableiter, 1786. Dominicus Beck Unterricht, Gebäude vor dem Einschlagen des Blitzes zu bewahren, 1787. Des Doctors Krünitz ökonomisch-technologische Encyclopädie, T. 18. p. 296.

der seinen Aufsatz aus des Reimarus Abhandlung vom Blitze genommen hat, und eine Menge anderer Schriften, die von der Anlegung der Wetterableiter handeln.

So deutlich jedoch alle diese angeführten Abhandlungen und überhaupt diejenigen, die ich kenne, in Ansehung der Anlegung der Wetterableiter auf unbeweglichen Landgebäuden seyn mögen; so wenig genugthuend müssen sie, in der That, in Betref der auf solchen beweglichen Gebäuden, mithin auch auf Windmühlen anzulegenden Wetterableiter, selbst manchem Kenner seyn, der mit allen Rücksichten auf sich und aufs Gebäude, in der Sache Rath ertheilen soll. Ich ergreife daher mit Vergnügen die mir in diesen Blättern gegebene Gelegenheit, meine Gedanken darüber äußern zu können, und liefere hier mit möglichster Kürze und Deutlichkeit, so viel letztere ohne Zeichnungen, Statt haben kan, die praktischen Regeln dazu; beziehe mich aber übrigens in Ansehung desjenigen, was hier als vorausgesetzt angenommen worden, auf einige meiner

Aufsätze, von dem Nutzen der Wet-

terableiter, nebst einer Anleitung, wie solche auf Kirchen und Thürmen angelegt werden müssen; welche theils in den westphälischen Beiträgen von 1783 im 33ten bis 37ten Stück, und theils im hannoverischen Magazin von 1786 im 64ten bis 66ten Stück incl. bekant gemacht worden sind.

Ich habe darin gezeigt, daß und warum die Ableitungen in die Erde gehen, und daselbst mit einer Wasserader, oder sonst mit einem nahe gelegenen, nicht in einem geringen Bezirke eingeschlossenen Wasser verbunden seyn müssen. Es giebt aber Mühlen, bei denen dieses anzubringen, ungeheure Kosten verursachen, oder bei welchen die Sache gar nicht möglich seyn würde; z. E. die hiesige lindener massive Windmühle, die auf einem Berge liegt, der ganz aus Kalk- und andern Steinen besteht. In solchen Fällen muß man aus der Noth eine Tugend machen, und den Ableiter einige Fuß lang auf der Erde ruhen lassen, nachdem man sein Ende, womit er auf der Erde ruhen soll, mit einigen Gliedern versehen hat, die wie die Glieder einer Uhrkette beschaffen sind, und an ihren Enden Spitzen haben. So macht die Anlegung der Ableitung an dem Gebäude der Mühle herunter, nicht viele Schwierigkeit; denn er kan an dem untern Rande des Hutes einer solchen Mühle mit Seitenstangen befestiget werden, und mit Bequemlichkeit den Zirkel gehen, auf welchem ihn der Rand des Hutes herum führt. Noch leichter geht dieses bei einer Windmühle, wo sich auf einem sogenannten Hausbaume das ganze Gebäude herum bewegt, wenn es nemlich, wie im vorigen Falle vorausgesetzt worden ist, hier auch die Umstände nicht zugeben, daß die Ableitung in die Erde zu einer Wasserader, oder in ein nahe gelegenes Wasser geführet werde. Hier kan die Ableitung am Gebäude und zwar an der, den Flügeln entgegen gesetzten Seite, dann ferner am sogenannten Sterze oder Wendebaume herunter auf die Erde geleitet werden, und zu Einschränkung der Kosten schon da am Sterze herunter hangen, wo dieses Ende bequem den Kreuzgrund der Mühle paßiren kan.

Verschiedene haben zur Beschüzzung der Gebäude angerathen, hohe Stangen in einiger Entfernung von dem Gebäude aufzuführen, und daran den Ableiter herunter zu befestigen, ohne ihn mit dem Gebäude selbst zu verbinden. Allein, dergleichen Vorrichtungen können nur drei Hauptveranlassungen haben, denn sie werden entweder aus Furcht, daß die Verbindung des Ableiters dem Gebäude gefährlich werden könte, oder aus Nothwendigkeit, z. E. hin und wieder auf Wällen zur Beschützung einer ganzen Stadt, oder zum Ueberfluß, z. B. bei Pulverniagazinen, so angelegt. Die Hauptableiter müssen immer auf dem Gebäude selbst befestiget, oder doch mit ihm verbunden seyn; denn, ist der Ableiter mit dem

Gebäu-

Gebäude nicht verbunden, so haben bei Annäherung eines Gewitters, wenn der Grund sehr trocken ist, sowohl das Gebäude, als der Ableiter, ihre eigenen Atmosphären. Ein heftiger Blitz, der nun etwa auf die Stange des Ableiters herabfällt, benimt ihm nicht allein die erborgte Atmosphäre, sondern er nimt ihm zugleich auch noch auf einen Augenblick, einen Theil der ihm eigenen, zu seiner Subsistenz erforderlichen Elektricität, die, wenn sie nicht sofort ersetzt würde, seine Zerschmetterung veranlassen müßte; jedoch die äußerst leitungsfähige, an dieser Stange befindliche Ableitung, ersetzt durch die Verbindung, worin sie mit leitbaren Körpern, nemlich mit dem Wasser, steht, obgleich sie durch die vorausgesetzte Trockniß des Erdbodens in dieser Rücksicht fast isoliret ist, den Verlust augenblicklich wieder. Der Zustand, worin das Haus sich zugleich befindet, ist jenem ähnlich, aber gefährlicher. Es hat bei diesem nahen Gewitter gleichfalls seine Atmosphäre; nur ist der jetzige Wirbel, des, um ihn herum befindlichen Elektrischflüßigen nicht so heftig, als bei der Stange, weil diese der Wetterwolke näher ist. In dem nemlichen Augenblicke, darin nun der Wetterstrahl auf den Ableiter herabstürzt, oder aus ihm, bei negativer Wolke heraus fährt, entgeht auch dem nahe gelegenen Hause die Atmosphäre, und mit dieser, ein Theil seines eigenthümlichen Gehalts elektrischer Materie. Wir fühlen dieses, wenn wir nahe bei einem stark elektrisirten Conduktor stehen, aus dem der Funke herausgelockt wird; denn die elektrische Atmosphäre, die sich mit einer Art von Kützel, wie lockere Baumwolle, um alle von Kleidung entblößten Theile unsers Körpers, zu kräuseln scheint, entfernt sich fühlbar und plötzlich von uns, bei jedem Funken aus dem Conduktor. Das Haus, dem ein Theil seiner Elektricität verdrängt worden, kan solche leichter aus dem nahe gelegenen Leiter wieder erhalten, als aus dem trockenen Erdboden, und wer versichert uns nun, daß der Leiter dem Hause diesen Ersatz nicht mittelst eines Funkens geben werde? Auch selbst, indem die Wolke den Blitz auf die Stange herabschleudert, ist man nicht sicher, daß der Blitz nicht zur Seite ins Haus fahre; denn verschiedene Beispiele und die künstliche Elektricität lehren, daß bei zween Wegen, wovon der eine sehr **kurz und schlecht leitend**, wie die Luft, der andere aber sehr **lang und stark leitend** ist, der Blitz oft den erstern gehe.

Man siehet demnach hieraus, daß man sich billig eher für einen dem Hause nahe gelegenen und mit ihm nicht verbundenen Ableiter, als für einen auf, oder am Hause befestigten Ableiter fürchten solte; denn bei diesem ist das Gebäude ein Theil des Ableiters. Nicht zu gedenken, daß fast jedes Haus an sich selbst schon viele hundert unvollkommene Gewit-

terleiter in und an sich hat, die uns bei den schrecklichsten Gewittern oft überall nicht beunruhigen, und ein Gewitterleiter, der jene große Unvollkommenheiten nicht an sich hat, solte uns beunruhigen können?

Man setze also da, wo es geschehen kan, den Ableiter aufs Gebäude, und bringe die Leitung mit dem Gebäude in gute Verbindung. Bei solchen Ableitern, die auf die Wälle zur Beschützung der Stadt gestellet werden, ist die Verbindung derselben mit den Häusern nicht allemal thunlich, jedoch auch oft dieser Mangel der Verbindung, wegen ihrer weiten Entfernung von den Häusern, diesen weniger schädlich.

Die separirte Errichtung der Wetterstangen bei Pulvermagazinen, könte man für überflüßig oder entbehrlich halten, da an diesen Gebäuden zugleich auch Ableiter angelegt und befestiget werden. Allein, bei solchen öffentlichen wichtigen Anlagen kommen die Kosten nicht in Betracht, und tausend Donnerwetter können in andere Häuser einschlagen, ohne das Unglück anzurichten, was hier ein Blitz anrichtet, der jenen Gebäuden unschädlich gewesen wäre. Daher sind der Vorsicht hier keine Grenzen zu setzen. Ich würde selbst anrathen, um Pulvermagazine, außer den gewöhnlichen Ableitern, in einem weiten Kreise, und in einer nicht zu befürchtenden Schlagweite, hohe Mastbäume mit Wetterableitern, dem Donner, als Palliſaden entgegen zu pflanzen.

Wenn ich demnächst sagen werde, daß die Hauptauffangungsstangen bei einer Windmühle nicht auf dem Gebäude, sondern an den Flügeln angebracht werden müssen; so widerspricht solches dem vorigen Satze nicht: denn die Flügel einer Windmühle sind als Theile, die mit dem Gebäude genau verbunden sind, anzusehen, sie sind die höhesten Theile dieses Gebäudes, und ihre Entfernung vom Gebäude, addirt zum Durchschnitt des letztern, liefert eine Weite, die geringer ist, als der gewöhnliche Wirkungskreis eines guten mit der Mühle verbundenen Ableiters, denn sie beträgt bei einer Mühle, deren Gebäude beweglich ist, etwa nur 20 Fuß. Daher schützen jene an den Flügeln in gehöriger Maaße angebrachte und mit dem Mühlengebäude verbundene Ableitungen auch dieses, menschlicher Einsicht nach hinreichend. Es sind zwar einige der Meinung, daß an Windmühlen, ausser denen an den Flügeln befindlichen Ableitern auch auf den Gipfel des beweglichen Hutes, also noch mehr auf die Spitze der Dachfirste einer Mühle, dessen Haus sich herum dreht, eine Wetterstange gesetzt werde, weil diese Ecke weiter von den Spitzen der Flügel entfernet ist, als bei jener Mühle, wo sich die Spitze des Hutes näher unter dem Schutze der Flügel befindet: Denn, sagen sie, wären die Flügel dem anrückenden Wetter immer entgegen gekehrt, so wäre die Spitze

des

des Daches auch immer durch sie geschützet: Allein, oft sey zur Gewitterzeit auch Windstille, und oft sey der Wind dem Zuge des Wetters bis auf den Augenblick, da es zur Gefahr nahe sey, entgegengesetzt, in welchen beiden Fällen sein Dunstkreis die Spitze des Daches früher als die Flügel berühren, und wegen des vielen in der Mühle angebrachten Eisenwerks der entstandene Blitz durchschlagen könte. Man kan aber jenen aus theoretischen Gründen fließenden Behauptungen, daß außer denen an den Flügeln befindlichen Auffangungsstangen **keine besondere** Auffangungsstange an dem, den Flügeln entgegengesetzten Ende der Mühle **schlechterdings nothwendig** sey, annoch hinzufügen, daß bei Privatgebäuden die Kosten zu solchen Anlagen, deren Nutzen nicht jedem gerade zu in die Augen fällt, vorzüglich eingeschränkt werden müssen, um auch dadurch die Allgemeinmachung der Sache nicht zu erschweren; daß ein Gebäude, welches vielleicht ein halbes Jahrhundert, den Wettern natürliche unvollkommene Ableiter, ohne beschädiget zu werden, entgegengestellet, doch mehr gesichert seyn werde, wenn es auch nur einen vollständigen Ableiter hat, als es der mehrern Kosten wegen, die eine zwote Ableitungsstange, deren absolute Nothwendigkeit nicht erwiesen zu seyn scheinet, erfordern dürfte, auch jenes Ableiters entbehren müßte: hiezu komt noch, daß das, besonders an Windmühlen, deren Gebäude herumgedrehet wird, gewöhnlich sehr leichte Dach, wohl nicht immer eine so schwere Stange wird halten können, welche einige Fuß höher ist, als die Höhe, mit welcher ein **perpendicular** stehender Flügel noch über dem Gebäude hinauf steht; Und eine Ableitungsstange soll doch billig viel höher seyn als die höchsten Theile des Gebäudes, worauf sie steht: Was würde nun aber von einer Ableitungsstange, die **viel** niedriger ist, als der höchste, schon bewafnete Theil dieses Gebäudes, in einer so kurzen Weite für Nutzen zu erwarten seyn?

Jedoch wo wir bei so gefährlichen Wirkungen der Natur, in unsern Hülfsmitteln nicht mathematische Gewisheit finden, da handeln wir vernünftig, wenn wir die klügelnden Zweifel über das Höchstnöthige und Ueberflüßige zur Seite schieben, und solten wir auch in der Vorsichtigkeit auszuschweifen scheinen. Zum vorausgesetzt, daß durch die wahrscheinliche Abwendung eines mit Gewisheit nicht vorauszusehenden Uebels, kein beträchtliches würkliches Uebel entsteht.

Es ist demnach ausser der Bewafnung der Flügel, auch auf dem Dache des Gebäudes eine Wetterstange anzubringen, zumal, da solches, wie wir unten sehen werden, mit wenigen Kosten geschehen kan, und die geringe Schwere der Stange so wenig dem Gebäude nachtheilig seyn, als wenig ihre Befestigung Schwierigkeit unterworfen seyn wird.

Wenn man von einem gut angelegten Ableiter, unter andern Erfoderniſſen, die ihn ſeiner Vollkommenheit nahe bringen ſollen, auch mit Recht verlangt, daß ſeine Theile in einer ſolchen Verbindung mit einander ſtehen, daß alle dieſe Theile ſelbſt dem geübten Auge des Forſchers, ein Ganzes auszumachen ſcheinen, und daß das Ende dieſer Ableitung in der Erde mit einer Waſſerader in Verbindung ſtehen müſſe; ſo trift man inſonderheit in Anſehung des erſtern Punkts, bei der Anlegung der Wetterableiter auf Windmühlen und Kranichen, unüberſteigliche Hinderniſſe an. Bei andern Gebäuden, die zu hoch ſind, als daß die Ableitung aus einem Stücke ſeyn könte, kan man verſchiedene Vorſichtsregeln anwenden, um die höchſt mögliche Verbindung der Theile unter ſich zu bewerkſtelligen: Beſteht der Ableiter nemlich aus einem Kupferdrate, ſo löthet man ihn mit Meßing zuſammen: Iſt die Ableitung von Eiſen ſo werden die verzinneten Enden heiß zuſammengeſchroben, und man gießt geſchmolzen Blei in die Fugen, oder man legt Bleiplatten zwiſchen die Schraubenſtücke, und preßt ſie mittelſt der Schrauben gewaltſam zuſammen, da denn das nachgebende Blei ziemlich dicht alle zwiſchen beiden Schraubenſtücken befindliche Tiefen ausfüllet. Durch dieſe genaue Verbindung der Ableitung vermeidet man den Sprung des Blitzes am Ableiter, der dem Gebäude gefährlich werden, und veranlaſſen kan, daß der Ableiter gänzlich zerſchmettert wird; da er ſonſt, wenn die Ableitung genugſam mit einander in Verbindung ſteht, den ſtärkſten, auf ihn fallenden Blitz unerſchüttert aufnimt, und ihn wieder zur Quelle führt, daraus er geſchöpft war: wie denn die bisherige Geſchichte der natürlichen und künſtlichen Wetterableiter davon viele Beiſpiele liefert. Eine ſolche genaue Verbindung der Theile des Ableiters unter einander iſt bei Windmühlen wahrſcheinlich nicht möglich anzubringen. Bei der feſtſtehenden Windmühle ſitzen die Flügel am Hute oder Dache der Mühle, und mittelſt dieſes Hutes, der auf dem Gebäude herum gedrehet werden kan, werden die Flügel dem Winde entgegen geſtellet. Hier trift der Hut bei ſeiner Herumbewegung immer neue Punkte an, und wer verſchaft ihm, während ſeiner Bewegung, immer neue ſichere Verbindungen, mit demjenigen Theile der Ableitung; die vielleicht 50 und mehrere Fuß tief, in die Erde geht? Will man die am Gebäude heruntergehende Ableitung nur blos die Erde berühren laſſen, ſo wird zwar die Einrichtung erleichtert, aber nun iſt ſie auch, nach meinen geringen Kenntniſſen, denen uns bekanten Geſetzen des Blitzes und denen daraus zu ziehenden Vorſichtsregeln, gänzlich zuwider. Faſt alles dieſes eben geſagte trit auch bei der Anlegung eines Wetterableiters auf einer Mühle ein, woran vermöge des Sterzes oder Wendeholzes, das Gebäude ſelbſt beweg-

lich

lich seyn muß, um die Flügel dem Winde darzustellen: nur mit dem Unterschiede, daß hier mit wenigern Kosten eine bessere Verbindung der Theile unter sich bewerkstelliget werden kan, als bei jener Mühle, daran der Hut beweglich ist. Diese Verbindung der Theile des Ableiters unter sich ist und bleibt aber immer unvollkommener als die bei andern unbeweglichen Gebäuden. Es komt bei Anlegung solcher Ableiter in Absicht dieses Punktes nur auf die Frage an: Wie man diese Verbindung so vollständig als möglich einrichten könne?

Ich will jetzt eine Art einer solchen unvollkommenen Verbindung der Theile, einer in die Erde hineingehenden Ableitung, wie man sie an Mühlen anzubringen pflegt, beschreiben; da denn jeder leicht sehen wird, daß diese Einrichtung dem Gebäude sehr gefährlich werden könne. Es wird nemlich z. E. bei einer Windmühle mit einem beweglichen Hute, oben unter dem Rande desselben, das unbewegliche Gebäude mit einem eisernen Reife umgeben, und der Ableiter von der Wetterstange des Hutes bis an dessen Rand herunter geführt, woselbst er um diesen Rand in einem Winkel herum gebogen wird. Dieses Ende des Ableiters ist mit einigen Spitzen versehen, welche auf den eisernen Rand, der das Gebäude umgiebt, zutreffen, und beim drehen des Hutes, beständig in einer geringen Weite, von dem besagten eisernen Ringe entfernet bleiben. Oder man befestiget Quaste von Flittergold an die Spitzen, und setzt solche dadurch mit dem eisernen Ringe in Verbindung. Von dem eisernen Ringe geht eine am Gebäude befestigte Ableitung in die Erde. So werden allenthalben an der Mühle, wo keine dichte Verbindungen möglich, doch aber Ableitungen nöthig sind, diese, ich mögte fast sagen höchst unvollkommenen Verbindungen angebracht. Wir wollen jetzt in der Kürze sehen, ob sie diesen Namen verdienen, und wie sie zu verbessern sind.

Die metallene Spitze hat unstreitig die Eigenschaft, daß sie die elektrische Materie stille einnimt, und sie auch stille entladet, daher sie auch den Vorzug vor den stumpfen Ableitern, nach einigen von Nairne wider Wilson, der den stumpfen Ableitern zugethan war, angestellten Versuchen, entscheidend erhalten haben, und wir erwarten, außer denen hierüber vorhandenen vielen Schriften, annoch vom Lord Mahon eine gewiß wichtige Abhandlung. Allein, so wahr dieses ist, eben so wahr ist es auch, daß eine Spitze, die einen elektrischen Funken erhalten, solchen, zumal auf leitende Körper, viel weiter fortwirft, als wenn statt ihrer ein Knopf vorhanden wäre, der jedoch bei dieser Einrichtung aus andern Gründen noch gefährlicher seyn würde. Wenn ich einer isolirten Stange, die an dem einen Ende einen Knopf, an dem andern Ende aber eine Spitze hat, am Knopfe einen elektrischen Funken gebe; so concentrirt die Spitze den Funken

gewissermaaßen, indem sie ihn auf einen leitenden Körper auswirft. So vortheilhaft also die Einrichtung ist, wenn sie nur allein als ein Mittel zum **stillen Uebergange** der elektrischen Materie dienen soll, da diese noch nicht die Gestalt des Blitzes hat; so nachtheilig kan sie dem Gebäude seyn, wenn auf die obere Ableitung ein Blitz fällt, und dafür ist kein Ableiter sicher. Nichts leichter ist, als mit einem elektrischen Funken, der noch nicht die Kraft hat, einen feinen Drath schmelzen zu können, eine metallene Spitze zu calciniren; zwo Nähnadeln, die man mit ihren Spitzen zusammen gelegt, schmelzen oft mit einer geringen elekrischen Kraft aneinander, und entzündbare Körper, z. E. Weingeist, Schwamm, Schießpulver, u. dgl. werden zwischen zwo metallenen Spizzen mit viel geringerer elektrischer Kraft entzündet, als durch stumpfe Körper. Es wird also ein solcher Ableiter, in vielen Fällen, statt, daß er dem Gebäude vortheilhaft seyn solte, demselben gefährlich werden. Wenn die in die Erde gehende Ableitung **sehr starke Leitung** findet, so wird man oft, selbst alsdenn, wenn die Auffangungsspitze die Elektricität der nahen Gewitterwolke stille einnimt, an den Spitzen die in einiger Entfernung von dem Ringe sind, der das Gebäude umgiebt, leuchtende Büschel, ja gewiß nicht selten gar Funken wahrnehmen können. Diese Funken nehmen an Kraft, mit der zunehmenden Kraft der Wetterwolke zu, und fällt ein Wetterstrahl auf den obern Theil des Ableiters, so sind, wie alle elektrische Erscheinungen und künstliche Versuche lehren, die Würkungen an den Unterbrechungen guter Leiter am heftigsten, und diese Unterbrechung veranlassen oft die schrecklichsten Verwüstungen im Gebäude. Noch ist zu merken, daß diese Spitzen äußerst scharf seyn müssen, wenn der Kunstverständige beim ersten Anblick nicht glauben soll, der Ableiter wäre vorsetzlich so angelegt, um dem Donner Gelegenheit zu geben, das Gebäude, oder doch wenigstens den Ableiter zerschmettern zu können. Sind nun die Spitzen sehr scharf, so sind sie auch zugleich dem Schmelzen bei einem geringen Wetterschlage um so mehr unterworfen. Es wird also die Gefahr noch vergrößert, wenn die Spitzen durchs Abschmelzen in stumpfe Körper verwandelt werden: dazu komt, daß sich auch das Metall an den Spitzen calciniren kan, und nun wird dadurch das Metall daselbst weniger leitbar. Müßte ich in einer solchen Mühle wohnen, so würde beim Anzuge eines heftigen Gewitters meine Furcht gröser seyn, als wenn die Mühle keinen künstlichen Wetterableiter hätte.

So viel jedoch zur **allgemeinen Beantwortung** der Frage.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

64tes Stück.

Montag, den 10ten August 1789.

Beantwortung der Anfrage im 55ten Stück dieses Magazins: Wie sind Wetterableiter auf Windmühlen anzulegen?

(Schluß.)

Die Anfrage, deren Beantwortung mich gegenwärtig beschäftiget, leitete mich auf mehrere Puukte, die nothwendig aus ihr abstrahiret und vorher erläutert werden mußten, und ich hätte noch vieles darüber zu sagen, wenn ich nicht befürchten müßte, mich dadurch zu weit von meiner Hauptabsicht zu entfernen. Nun will ich zeigen, wie Ableiter nach **Möglichkeit**, erstlich, auf die **vollkommenste**, und auch zweitens, auf eine **weniger vollständige** Weise, auf Windmühlen angelegt werden können.

Es sind zwo Arten der Windmühlen, die sich durch ihr Aeußerliches von einander unterscheiden. (von andern holländ. Mühlen rede ich nicht, denn diese würde einige Abänderungen in Anlegung der Wetterableiter erfordern.) Die **erstere Art** ist diejenige, da sich das ganze Gebäude mittelst des Sterzes um den Hausbaum herumdrehen läßt. Die **andere Art** ist, wo die Flügel am Hute angebracht sind und durch die Bewegung des letztern dem Winde entgegen gestellet werden können.

Es giebt zwo Arten der Ableitungen, die **eine**, welche durchs Gebäude geleitet wird, und die **andere**, welche am Gebäude herunter geht. Wäre die erstere Art zu gebrauchen, so würde sie leichter als die letztere anzubringen seyn, denn so müßte man die Auffangungsstange durchs Dach gehen lassen, und solche auf dem Hammer befestigen; von dieser würde sie nach der Oefnung vom Hammer, worin das Ende des Hausbaums läuft, hingebogen, und hier müßte sie eine starke Feder haben, die nach unterwärts zum Hausbaume hin gebogen wäre; der Hausbaum müßte ferner dichte unter dem Hammer mit einem breiten eisernen Ringe beschlagen seyn, welchen jene eben benannte Feder bei jeder Wendung des Gebäudes in vielen Punkten mit einem starken Drucke berühren müßte. Und da wäre denn

die verlangte Verbindung, an einem beweglichen Theile dieses Körpers. — Endlich würde an dem Ringe um den Hausbaum eine in diesem eingelassene eiserne Stange befestiget, diese ginge unten zum Loche des Bodens des Gebäudes heraus, und würde zur Seite an einem der Scheerbände des Grundholzes mit derjenigen Ableitung verbunden, die vorher in die Erde gelassen und darin wäre befestiget worden.

Ich bin zwar nicht willens, denen durch die Gebäude geleiteten Wetterableitern einen bösen Namen zu machen: Indessen bin ich doch der Meinung, daß im Gebäude der Ableiter mit mehrern brennbaren Substanzen umgeben sey, als außerhalb, daß ein Ableiter eben so leicht auswendig als im Gebäude anzubringen stehe, und daß, wenn man kan, man selbst solchen Gefahren, die wenig wahrscheinlich sind, ausweichen müsse. Ich werde daher nur einen Ableiter beschreiben, der ausserhalb dem Gebäude angebracht wird, und ihn zuerst auf solche Windmühlen anwenden, deren Gebäude herumgedrehet wird.

Jeder der vier Flügel ist mit einer Ableitung zu versehen, welche an ihren hervorragenden Enden metallene Spitzen haben, die so lang sind, als es, bei dem perpendiculären Stande der Flügel, ihr Abstand von dem Erdboden verstatten will. Diese Ableitungen sind bei jedem Flügel an der linken Schene zu befestigen, sie beugen sich am letztern Saumer nach dem Kopfe der Welle zu, und werden sämtlich mit den, in die Welle eingelassenen Schienen, wohl verbunden. Diese Schienen müssen wiederum mit dem eisernen Bande, der sie umgiebt, in guter Verbindung seyn. Auf dem Ringe oder Bande ruhet dicht ein kleiner eiserner, oder besser, stählerner Hebel, mit seinem einen Arme; dieser Arm der vorn breit ist, damit er den Ring in vielen Punkten berühre, wird mittelst einer Feder beim Umlauf der Welle beständig fest an jenen eisernen Reif angedrückt; die Feder, welche zugleich eine bessere Verbindung macht, als das durch dem Hebel hindurchgehende Niet, sitzt an einer anderweiten Ableitung, woran auch der kleine Hebel beweglich befestiget ist. Besagte Ableitung geht zu dem Loche heraus, wo der Hals der Welle sich in seiner steinernen Pfanne wälzet, und theilet sich ausserhalb dem Gebäude in zween senkrecht stehende Arme: Der heruntergehende Arm dieser Ableitung, ist unten am Boden des Gebäudes, nach dem Orte hingebogen, wo dieser Boden durchbrochen ist, um den Hausbaum durchzulassen, und ist daselbst mit einer dicken runden eisernen Platte, die vorher an diesem Boden des Gebäudes befestiget worden, und dasjenige Loch, welches den Hausbaum einnimt, umgiebt, wohl und dicht verbunden. Zu dieser eisernen Scheiben wird das eine Ende der Ableitung, wovon das andere in der Erde vergraben ist, auf dem einem Scheerbande des Grundholzes hingeführet, woselbst es ein, mittelst eines

ues Nietes bewegliches breites Stück Eisen, oder besser, Stahl hat, welches durch eine Feder, bey jeder Drehung der Mühle an eben benannte Scheibe stark angedrückt wird.

Hier hat man also Verbindungen der Ableitungen an den beweglichen Theilen der Mühle, welche wegen der Kraft, womit sie zusammen gehalten werden können, und wegen der vielen Punkte, worin sich die getrennten Theile unter einander beständig berühren, so vollständig sind, als die Umstände es erlauben wollen, und zuverläßig besser sind, als die Verbindungen, an Kirchen oder Häusern befindlicher, und aus Gliedern die ein Gewicht anzieht, bestehenden Wetterableitungen.

Der andere Arm der Ableitung, welche oben mit dem Halse der Welle in Verbindung steht, geht in die Höhe, über die Fleste zu der entgegenstehenden Spitze des Dachs hin, und ist mit der daselbst aufgerichteten zehnfüßigen eisernen, mit einer kupfernen Spitze versehenen, Stange wohl verbunden. Endlich geht von dieser Stange eine zwote Ableitung am Gebäude herunter, sie ist unten zum Hausbaume hingebogen, und wie die vorige, an der daselbst befindlichen eisernen Platte befestiget.

Bei einer Windmühle, woran, mittelst des Hutes die Flügel dem Winde entgegen gestellet werden, ist diese Einrichtung einigen Abänderungen unterworfen. Die Ableitungen an den Flügeln werden wie an der vorigen Mühle angelegt. Unter dem Rande des Hutes umgiebt das Gebäude ein eiserner Ring, der breiter als die übrigen Ableitungen ist. Von diesem Ringe geht eine Ableitung in die Erde; besser ist es, wenn deren zwo sind, welche in gerade entgegen gesetzten Richtungen an dem Gebäude angebracht werden müssen. An dem Kranze des Gebäudes wird eine krum gebogene Stange angebracht, die an beiden Enden ein in einem Niete bewegliches und mit einer starken Feder versehenes eisernes Stück hat: Eins von diesen Stücken schließt bei jeder Bewegung der Welle dicht an denjenigen Band an, der die in die Welle eingelassenen Schienen umgiebt, womit die Ableitungen der Flügel in genauer Verbindung stehen. Das andere bewegliche eiserne Stück drückt mittelst der Feder eben so stark und dichte an den Ring, der das Gebäude umgiebt: Beide Ringe müssen in jeder Stellung stark und in vielen Theilen berührt werden. Auf der Spitze des Hutes steht die Auffangungsstange, die aber, wenn man ihr eine Wirkung zuschreiben will, einige Fuß höher seyn muß, wie bei der erstern Mühle, weil sie fast um die Hälfte den Flügeln näher ist. Von dieser Auffangungsstange geht eine Ableitung am Hute herunter, welche am Rande des Hutes nach derjenigen kleinen Stange hingebogen ist, welche die beiden oben erwähnten beweglichen Stücke hat, und mit dieser Stange muß die Ableitung genau verbunden seyn.

Alle metallene Spitzen des Ableiters müssen von Kupfer, dreieckt oder viereckt, scharf an ihren Kanten, und einige Zolle weit von ihren Enden im Feuer vergoldet seyn, und ihre Zuspitzung muß, wo es anzubringen steht, wenigstens auf einer Länge von 2 Fuß anfangen. Die Ableitungen können aus Kupfer, Messing, Eisen oder Blei bestehen. Ketten zu Ableitungen sind gänzlich zu verwerfen: Bleche leiden starke Einwürfe, sie müßten denn sehr dick seyn; Man nehme dazu solide Stangen, so lang man sie aus einem Stücke haben kan.

Die Erfahrungen, die man von den Wirkungen des Blitzes auf Metalle bei einerlei Umständen gemacht hat, sind; daß eine kupferne Ableitung einen guten halben Quadratzoll im Durchschnitt; eine messingene etwas mehr; eine eiserne einen Quadratzoll; und eine bleierne zween Quadratzolle haben müsse: Jedoch sind stärkere Stangen noch besser. Die kupfernen Ableitungen werden, wo sie fest aneinander sitzen müssen, zusammengelöthet: die eisernen haben an ihren Enden Lappen, die verzinnet sind, und die, nachdem sie heiß gemacht worden, mit zwo Schrauben stark zusammen geschroben werden können, da alsdenn Blei in die offen bleibenden Fugen eingegossen wird: Oder es werden Bleiplatten zwischen die Lappen gelegt, und solche durch die Schrauben stark zusammen gepreßt. Sind die Ableitungen von Eisen oder Messing, so ist es sehr gut, wenn sie sämtlich verzinnet werden, weil erstere rosten, und letztere verwittern: Doch ist ein Anstrich von Oelfarbe, auch nicht zu verwerfen, nur müssen die kupfernen Spitzen unangestrichen bleiben. Alle Ableitungen werden so angelegt, daß sie etwa 3 Zoll von den Flügeln, oder von dem Gebäude abstehen: Hiezu bedient man sich langer, fast einen Zoll dicker eiserner Nägel, die vorn statt des Kopfes eine Oese haben, die aufgeschlitzet ist; wenn nun diese Nägel etwa in einer Weite von 8 Fuß eingeschlagen, und die Ableitungen durchgesteckt und gerichtet worden, so werden die Oesen fest zusammen geschlagen, die durch ihr Anklemmen die Ableitungen gut halten.

Diejenigen Ableitungen, die in die Erde oder ins Wasser gehen, macht man aus Bleistreifen, die der Länge nach aufzurollen und zusammenzuschlagen sind, da alsdenn die Nath verlöthet wird; oder man macht sie aus gegossenen bleiernen Stäben. Diese Ableitung muß, wenn sie mit einem Wasser verbunden ist, dennoch wenigstens 8 bis 10 Fuß von dem Grunde des Gebäudes entfernt seyn. Das Loch, worin die Ableitung hineinzulassen ist, wird, so weit es mit Bequemlichkeit und ohne große Kosten geschehen kan, solches auch dem Grunde des Gebäudes nicht schädlich ist, ausgegraben, und sodann mit geringer Mühe durch Hülfe eines Erdbohrers, der wenigstens ein Loch von 6 Zoll im Durchschnitt macht, bis einige Fuß tief unter Wasser ausgebohret; auch ist es eine nicht aus der Acht zu lassende Vorsicht, dafür zu sorgen, daß man in diesem Loche,

worin

worin die Ableitung gesenket worden, immer Wasser behalte; daher muß solches nur zu einer Zeit, da das Wasser am niedrigsten steht, gebohret werden.

Es ist einer der größesten Fehler eines Wetterableiters, wenn das unterste Ende der Ableitung nur wenig in die trockne Erde, die noch trockner beim Gewitter, und oft alsdenn gar erhitzt wird, eingegraben worden, oder darauf ruhet; selbst eine große Menge Feuchtigkeit, womit man den Ort, im Nothfall begießen könte, ist nicht hinreichend, aus dieser Erde einen gut leitenden Körper zu machen, der mit Leichtigkeit durch das untere Ende des Ableiters eine große Menge elektrischer Materie zur allgemeinen Masse derselben zurückführen könte. Trit nun aber eine Unmöglichkeit ein, die Ableitung ins Wasser versenken zu können, so müssen doch die kupfernen oder bleiernen Stangen, wenigstens in einer Entfernung von 50 Fuß vom Gebäude unter der Erde fortgeführet werden, bis das Ende derselben ein feuchtes Erdreich antrift, und hier ist alsdenn das Ende mit einem, mit einigen Spitzen versehenen Kupferbleche zu verbinden. Freilich ist es daher ein bedenklicher Fall, wo der Erdboden aus lauter Steinen besteht, und man nicht bis auf eine Wasserader durchbohren kan, auch kein nahe gelegenes Wasser vorhanden wäre; hier bleibt also kein anderes Mittel übrig, als die eben erwähnte Ableitung, so weit wie möglich vom Gebäude ab- und in die Erde, womit der Steingrund etwa bedeckt ist, hinein zu führen, jedoch so, daß das Ende der Ableitung nicht zwischen Steine geräth; dann muß der Besitzer des Gebäudes angewiesen werden, bei schweren heranziehenden Gewittern, diesen Ort anhaltend und stark zu begießen. Ein solcher Ableiter ist deswegen nicht für unthätig anzusehen, noch weniger drohet er dem Gebäude mit unausbleiblichem Verderben; nur steht er in Gefahr, wenn ein Wetterstrahl auf ihn fallen solte, den die Spitze nicht genugsam entkräften könte, zerschmettert zu werden. Fällt aber nun ein zweiter Schlag auf die nemliche Stelle? — wer weiß denn vorher, was kommen wird! — wahrscheinlich ist in diesem, im Ganzen seltenen Falle, das Gebäude den freien Wirkungen der natürlichen Kräfte so unterworfen, als wenn es keinen Ableiter gehabt hätte.

Die sämtlichen beweglichen eisernen Stücke, die sowohl auf der Welle, als an der eisernen Scheibe, und auch an demjenigen Ringe, der die zweite Art der Mühlen umgeben soll, liegen, und die Verbindungen der Ableitungen bewerkstelligen, sind so einzurichten, daß sie im Winter und überhaupt in solchen Monaten, darin nicht leicht ein Gewitter zu erwarten ist, aufgehaket werden können, damit sie sich nicht unnöthiger Weise abnutzen; auch können während dieser Zeit die vier an den Flügeln befindlichen Spitzen, abgeschroben werden, die jedoch aber demnächst sorgfältig

und dicht wieder aufgeschroben werden müssen.

Wenn eine elektrische Wolke sich der Erde nähert, so erhält der Theil der Erde, der unter der Wolke liegt, eine der Wolke entgegen gesetzte Elektricität. Diese entgegen gesetzte Elektricität ist die Ursache, welche verhindert, daß der Wolke das elektrische Gleichgewicht hergestellet wird. Je mehr die Spitze des Ableiters hervorragt, desto mehr befindet sie sich ausserhalb dem dichten Theile der elektrischen Atmosphäre des geladenen Theiles der Erde, über welchem die Wolke befindlich ist, und also wird die stille Entladung in eben dem Verhältniß größer, in welchem die oberste Spitze weiter hervorragt. Die Dichtigkeit des elektrischen Körpers in elektrischen Atmosphären, verhält sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung vom geladenen Körper. Wenn also ein Ableiter 12 Fuß hervorragt, so ist die Dichtigkeit des elektrischen Wesens der elektrischen Atmosphäre der Erde um die metallene Spitze des Ableiters herum, 144 mal geringer, als wenn die Spitze nur einen Fuß lang hervorragte, u. s. w. Es folgt also hieraus klar, daß je höher die Ableitungsspitze ist, als die höchsten Theile des Gebäudes, solche desto vortheilhafter für das Gebäude seyn müsse: wie denn unter andern auch der

Lord Mahon in seinen Grundsätzen der Elektricität, 1789. p. 263. bis 276. vortreflich

zeigt, daß hoch empor stehende zugespitzte Ableiter sich verhältnißmäßig mehr bestreben, eine größere Gefahr abzuwenden, als eine kleinere.

Wenn es demnach darauf ankäme, daß auf dem, den Flügeln entgegenstehenden Theile der Mühle, eine solche Ableitungsstange gestellet würde, von der man alle Hülfe einzig und allein erwarten wolte; so müßte sie wenigstens 24 Fuß hoch seyn, denn so wäre sie doch nur 9 Fuß höher, als der Flügel, wenn er senkrecht steht, maaßen der Flügelbaum unter dem Dache seinen Anfang nimt, und mit der daran befindlichen Ableitungsspitze etwa 33 Fuß lang, das Dach aber 18 Fuß hoch ist. Eine solche Stange müßte, um sie steif zu erhalten, sehr dick seyn, und würde folglich durch ihr großes Gewicht das Gebäude stark beschweren, oder doch Schwierigkeiten wegen ihrer Befestigung veranlassen. Jedoch wegen der kurzen Entfernung der gedachten Spitze des Dachs von den bewafneten Flügeln, welche etwa 32 Fuß beträgt, da man sogar auf Pulvermagazinen, wobei doch keine Kosten gesparet werden dürfen, die Ableiter nur auf eine Weite von 30 bis 40 Fuß von einander entfernet, und weil ohnehin schon die bewafneten Flügel 15 Fuß höher sind, als das Dach der Mühle; so ist, wenn man eine Ableitungsstange auch dahin setzen will, eine solche Höhe derselben nicht erforderlich, sondern man nehme sie nur länger als die Höhe des niedrigsten Standes der beiden aufsteigenden Flügel.

Der

Der niedrigste Stand der aufstehenden bewaffneten Flügel ist vorhanden, wenn sie mit der mittlern senkrechten Linie durch die Mühle, einen Winkel von 45 Grad machen; daher ist das äußerste Ende der metallenen Spitze des rechten Flügels, wenn man die halbe Breite des Flügels mitrechnet, in einer Weite von etwa 32 Fuß von der den Flügeln entgegen stehenden Spitze der Dachfirste, $7\frac{1}{2}$ Fuß höher, als diese Dachspitze. Wenn also die hier aufzuführende Stange $10\frac{1}{2}$ Fuß hoch ist, so kan sie vorzüglich nach unten zu, nur etwas über 1 Zoll dick seyn, sie ist alsdenn leicht zu befestigen, und noch 3 Fuß höher, als die **niedrigste Höhe** des aufstehenden bewafneten Flügels. So wie ein Flügel sich vom 45ten Grade an, neiget; so steigt der andere in die Höhe, und so wechseln die Ableitungsspitzen der Flügel und die Auffangungsstange des Daches ihre Thätigkeiten unter einander, durch die jedesmaligen Räume zwischen den Spitzen der aufstehenden Flügel, und der Spitze der Auffangungsstange.

Ich habe zwo Ableitungen, die am Gebäude heruntergehen sollen, angegeben; die eine steht mit den Ableitungen der Flügel, die andere mit der Auffangungsstange des Daches in naher Verbindung. Die Ursache davon ist, weil der Blitz oft bei gleich guten Leitungen, der kürzern folgt, und daher muß die Ableitung so wenig Umwege nehmen wie möglich. Ich sage, der Blitz thut dieses oft, nicht allemal, denn oft verschonet er auch höhere Gegenstände, und schlägt in die zwischen ihnen befindlichen bessern Leitungen ein; so schlug der Blitz verschiedentlich hier in den Stadtgraben ein, wie er noch höhere Wälle hatte, als jetzt. Jedoch die Ursachen sind fast bei einem jeden solcher Fälle verschieden, und diese Fälle hier nicht anwendbar, weil der Blitz bei der jetzt beschriebenen Vorrichtung, allemal eine seiner **besten** Leitungen antrift.

Aus diesem allen ersiehet man nun auch, wie ein solcher Ableiter mit wenigern Kosten zwar, aber auch zugleich **unvollständiger** angelegt werden könne; z. B. wenn die Ableitungsstange auf dem Gebäude noch viel niedriger wäre; wenn man daselbst gar keine aufstellete; wenn die Ableitungen nicht verzinnet wären; wenn deren nur eine am Gebäude herunter ginge; und wenn die untere Ableitung nicht wenigstens mit einem feuchten Erdreiche in Verbindung stünde. Alle übrige nach Gründen festgesetzte Erfordernisse müssen bleiben, wenn ein solcher Wetterableiter diesen Namen verdienen soll, und man von ihm keinen Schaden, sondern doch wenigstens in manchen Fällen Nutzen erwarten will.

Hannover. Wolff.

Nach-

Nachricht von einer blühenden Aloe.

Ich besitze eine Aloe von der kleinen Sorte, welche kürzlich zur Blüthe gekommen ist. Das Alter derselben kan ich nicht genau angeben, ich vermuthe aber, daß sie höchstens einige 30 bis 40 Jahr alt seyn kan. Sie stand sonst in einem etwas grossen Blumentopf, als ich sie aber erhielt, so pflanzte ich sie jedes Jahr des Frühjahrs in meinen Garten hinterm Hause in gutes fettes Erdreich in die freie Luft, des Herbstes aber in eine Tonne, ließ sie in den Keller bringen, um sie vor der Kälte zu bewahren.

Den 15ten Jun. dieses Jahrs sahe ich unvermuthet, daß ein Stengel mit Blüthknospen, Blüthkapseln oder Blüthglocken, wie man sie nennen will, aus den Blättern hervorgetrieben war, der schon Hand breit aus selbigen hervorragte. Anfangs wuchs der Stengel alle 24 Stunden 2 Zoll hoch, nachher aber, als nach Johannistag regnigte und kalte Witterung einfiel, hielt solche ihren Wachsthum so sehr zurück, daß sie innerhalb 24 Stunden nur ½ Zoll, und fast noch weniger in die Höhe wuchs. Den 16ten Jul. war die ganze Aloe nebst dem hervorgetriebenen Blüthstengel, 4½ Fuß hoch. Aus dem Stengel wuchsen auf 3 Seiten Zweige über einander hervor, an denen Blüthknospen oder Glocken hingen; an den untern Zweigen hingen 7 Glocken, an den etwas höhern 6 und 5 Glokken und weniger, und oben am Stengel nur einzelne Glocken. Die nächsten Glocken am Stengel, waren die größten und vollkommensten, und sind zuerst am 15ten Jul. zum Theil zur Blüthe gekommen. Die Glocken oder Blüthknospen sind ungefehr 2 Zoll lang, vorne etwas zugespitzt; sie sind herabhängend, und also der offene Theil der Glocke nach unten zu gerichtet. An dem Stengel und den Zweigen habe ich überhaupt 122 Glocken oder Blüthknospen gezählet, von denen sich den 16ten Julius 12 Glokken schon geöfnet hatten und blüheten. Die Blüthen waren weiß, etwas braunroth und den Tulpen sehr ähnlich.

Da man es als etwas seltenes achtet, wenn eine Aloe zur Blüthe komt, so habe ich geglaubt, ich müßte davon den Blumenfreunden und Freunden der Botanik Nachricht geben.

Kumann,
Cämmerer allhier.

Northeim.

Hannoverisches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 14ten August 1789.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1789.

Im Monat April.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	7.	6.	5.	3.	7.	0.	1.	1.
Mittage.	6.	13.	5.	0.	5.	1.	0.	0.
Abende.	6.	10.	5.	1.	6.	0.	2.	0.
Mitternächte.	6.	8.	10.	1.	3.	0.	2.	0.
Ganze Tage.	6¼.	9¼.	6¼.	1¼.	5¼.	¼.	1¼.	1.

1 Abend Nordlicht, 6 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme { Morg. v. Sonn. Aufg. 40, 5 / Mittags im Schatten 50, 6 } Gr. Fahrnh. { gr. d. 17ten 67 Gr. / kl. d. 1ten 26 Gr.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags 29, 69 Zoll engl. { größte d. 6ten 30, 13 Zoll. / kleinste d. 3ten 29, 10 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 39, Grad. { größte d. 23ten 74 Gr. / kleinste d. 17ten 8 Gr.

Mittlere Ausdünstung unter Dach 0,0188 Zoll. { größte d. 17ten 0,055 Zoll. / kleinste d. 3ten 0,006 Zoll.

Gesamter Niederschlag 2, 09 Zoll Regenwasser.
0, 21 Zoll Schneewasser.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 12, 5 Fuß in 1 Secunde. { größte d. 22ten 32 Fuß W. / kleinste d. 12ten 3 Fuß N Nw.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	4.	6½.	4.	5½.	0.	3.	3.	3.	1.
Mittage.	1.	2.	5½.	7½.	6.	2.	3½.	2½.	0.
Abende.	1.	2.	4½.	7½.	7.	2.	4.	2.	0.
Mitternächte.	2.	3½.	4½.	7½.	2.	3½.	3½.	2½.	1.
Ganze Tage.	2.	3½.	4⅛.	7.	3¼.	2⅝.	3½.	2½.	¼.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 9,63 / Abends 9,74 } Fuß.

größte d. 25ten 11,55 Fuß. Wind N. Geschwind. 5 Fuß.

kleinste d. 17ten 7,80 Fuß. Wind S. Geschwind. 24 Fuß.

Im Monat Mai.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	8.	10.	5.	2.	6.
Mittage.	12.	7.	4.	2.	6.
Abende.	12.	9.	4.	0.	6.
Mitternächte.	13.	10.	7.	0.	1.
Ganze Tage.	11¼.	9.	5.	1.	4¾.

6 Tage Gewitter, 2 Abende Nordlicht, 9 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 52,3 / Mittags im Schatten 65,1 } Gr. Fahrnh.

größte den 29ten 82 Grad.

kleinste den 20ten 43 Grad.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags 29,85 Zoll engl. { größte d. 8ten 30,25 Zoll. / kleinste d. 1ten 29,50 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 28,9 Grad. { größte d. 1ten 51 Grad. / kleinste d. 9ten 6 Grad.

Mittlere Ausdünstung unter Dach 0,286 Zoll. { größte d. 16ten 0,051 Zoll. / kleinste d. 1ten 0,013 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 4,61 Zoll.

Gesamter Niederschlag 2,81 Zoll Regenwasser.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 11,2 Fuß in 1 Secunde. { größte d. 3ten 22 Fuß ONO. / kleinste d. 27ten 0,0 Fuß.

Der

Der Wind iſt geweſen;

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	5.	½.	5.	6.	1.	2½.	7.	3.	1.
Mittage.	½.	1½.	4.	9.	3½.	1½.	6½.	3½.	1.
Abende.	2.	2½.	4½.	6½.	5½.	½.	8½.	1.	0.
Mitternächte.	2.	½.	5½.	5½.	4.	1½.	7½.	3½.	1.
Ganze Tage.	2⅛.	1¼.	4¼.	6¼.	3½.	1½.	7⅞.	2¼.	¼.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 9, 39 / Abends 9, 97 } Fuß.

gröſte den 19ten 12, 05 Fuß. Wind Nw. Geſchwindigk. 20 Fuß.
kleinſte den 18ten 8, 50 Fuß. Wind Nw. Geſchwindigk. 7 Fuß.

Im Monat Junius.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	6.	10.	4.	1.	9.
Mittage.	4.	12.	2.	0.	12.
Abende.	5.	9.	3.	13.	13.
Mitternächte.	11.	11.	5.	0.	3.
Ganze Tage.	6½.	10½.	3½.	¼.	9¼.

9 Tage Gewitter, 12 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 54, 4 / Mittags im Schatten 66, 9 } Gr. Fahrnh. { gr. d. 16ten 80 Gr. / kl. d. 29ten 45 Gr. }

Mittlere Höhe des Barometers des Mittags 29, 70 Zoll engl. { gröſte d. 14ten 30, 07 Zoll. / kleinſte d. 4ten 29, 25 Zoll. }

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 27 3 Grad. { gröſte d. 13ten 46 Grad. / kleinſte d. 14ten 8 Grad. }

Mittlere Ausdünſtung unter Dach 0, 0289 Zoll. { gröſte d. 18ten 0, 052 Zoll. / kleinſte d. 9ten 0, 017 Zoll. }

Geſamte Ausdünſtung in freier Luft 3, 04 Zoll.

Geſamter Niederſchlag 3, 74 Zoll Regenwaſſer.

Mittlere Geſchwindigkeit des Windes 13, 3 Fuß in 1 Secunde. { gröſte den 12ten 25 Fuß Nw. / kleinſte den 21ten 0, 0 Fuß. }

Der Wind ist gewesen;

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	3.	$3\frac{1}{2}$.	3.	$7\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	3.
Mittage.	3.	$3\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	8.	3.	1.	5.	1.	1.
Abende.	3.	0.	$5\frac{1}{2}$.	9.	1.	$1\frac{1}{2}$.	7.	1.	2.
Mitternächte.	2.	0.	7.	6.	5.	1.	7.	0.	2.
Ganze Tage.	$2\frac{3}{4}$.	$1\frac{3}{4}$.	5.	$7\frac{5}{8}$.	$2\frac{5}{8}$.	1.	$6\frac{3}{8}$.	$\frac{7}{8}$.	2.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 9,62 / Abends 10,27 } Fuß.

größte d. 29ten 12,25 Fuß. Wind WNw. Geschwindigkeit 19 Fuß.
kleinste d. 18ten 7,90 Fuß. Wind O. Geschwindigkeit 19 Fuß.

C. W.

Beschreibung der Fledermaus, besonders der großen auf Madagaskar, und des amerikanischen Vampyrs.

(Aus dem Universal Magazine.)

Verschiedene Naturkündiger waren zweifelhaft, ob sie die Fledermaus zu den Saugthieren oder zu den Vögeln rechnen solten; jetzt aber ist man durchgehends darin einig, daß sie zur ersten Klasse gehöre. Plinius, Gesner und Aldrovandus, die sie mit zu den Vögeln rechneten, dachten wohl nicht daran, daß ihnen, das Vermögen zu fliegen ausgenommen, jedes Kennzeichen fehle, welche dieser Klasse von Thieren eigen sind. Die Fledermaus gebieret lebendige Junge, die sie aus ihren Brüsten ernährt; sie hat Zähne; ihre Lunge ist der Lunge der vierfüßigen Thiere völlig gleich, und ihre Eingeweide nebst dem Skelet gleichen ebenfalls völlig denen der vierfüßigen Thiere.

Die bei uns bekante Fledermaus ist etwa von der Größe einer Maus. Die Flügel sind eigentlich nur eine Erweiterung der Haut, die, den Kopf ausgenommen, den ganzen Körper umgiebt. Diese Haut wird, wenn das Thier fliegt, mittelst der vier inwendigen Zehen der beiden Vorderfüße ausgebreitet, denn da diese Zehen sehr lang sind, so dienen sie gleichsam als Mastbäume, an welchen die Seegel ausgespannt sind, um den Flug des Thieres zu lenken. Die vorderste Zehe ist ganz lose, und dienet dem Thiere, wenn es kriecht, statt der Ferse, oder auch statt eines Hakens, womit es sich anklammert. Die Hinterfüße sind gänzlich von der Haut getrennet, und in fünf Zehen getheilt,

so,

ſo, daß ſie gewiſſermaaßen den Füßen einer Maus ähnlich ſehen. Die Haut der Flügel iſt von dunkler Farbe; der Leib iſt etwas rauhaarigt, mauſefarb, ins röthliche fallend. Die Augen ſind ſehr klein, und die Ohren gleichen den Ohren der Mäuſe völlig.

Dieſe Gattung von Fledermäuſen läßt ſich zu Anfange des Sommers ſehen, indem ſie in der Abenddämmerung häufig herum fliegen. In der Nachbarſchaft der Wälder und überhaupt an ſchattigten Orten findet man ſie häufig, und man ſieht ſie oftmals, wie die Schwalben, über die Oberfläche des Waſſers hinſtreichen. Sie ernähren ſich von Mücken und allerlei andern Inſekten, die ſich zur Nachtzeit ſehen laſſen, doch freſſen ſie auch Fleiſch, wenn ſie es finden. Sie fliegen mit vieler Beſchwerde und in unregelmäßiger Bewegung, ſo, daß wenn ſie durch irgend einen Zufall in der Flucht geſtöhrt werden, ſie ſich ſchwerlich zum zweitenmal wieder erheben können. Haben ſie gar das Unglück, in der Flucht an irgend einen Gegenſtand zu ſtoßen, ſo fallen ſie zu Boden und werden mit leichter Mühe gefangen. Dies wiederfährt ihnen häufig in den ſchönſten Sommerabenden, wenn ſie mit offenem Maul ihre Beute verfolgen. Auch ſchlagen ſie häufig ihre Wohnungen in den Ritzen alter verfallener Mauren, oder auch in hohlen Bäumen auf. Hier bringen ſie, ſelbſt im Sommer, den gröſten Theil ihres Lebens ſchlafend zu, indem ſie ſo wenig bei Tage, als bei regnigtem Wetter zum Vorſchein kommen. Dieſe Dauer ihres kurzen Lebens wird noch mehr durch den Zuſtand der Erſtarrung abgekürzt, in welchem ſie den ganzen Winter durch liegen. Es ſcheint auch, daß ſie ſich bei der Ankunft des Winters mehr ſolche Oerter aufſuchen, wo ſie gegen Zerſtöhrung geſichert ſind, als ſolche, in welchen ſie ſich gegen die Winterkälte ſchützen könten. Man findet ſie daher häufig in den Dächern alter Gebäude, wo ſie ſich mit den Zehen angeklammert anhängen, und hier bleiben ſie, aller Veränderung der Witterung unerachtet, in einem ſteten Zuſtande der Erſtarrung. Einige hingegen, die nicht ſo vorſichtig geweſen ſind, ſich tief genug zu verkriechen, folglich der abwechſelnden Witterung mehr ausgeſetzt ſind, haben auch mit deſto gröſſern Ungemächlichkeiten zu kämpfen. Denn, da oft mitten im Winter ſehr gelinde Tage einfallen, ſo erhohlen ſie ſich zu früh aus ihrer Erſtarrung; indem ſie nun von der ſchönen Witterung ſo wohl, als vom Hunger angetrieben, ihre Löcher verlaſſen, ſie ermatten alsdenn gewöhnlich, ehe ſie im Stande ſind, wieder zurück zu kehren, und werden nun eine Beute der Eulen oder anderer Feinde, die ſich von ſolchen kleinen Thieren nähren.

Die Fledermaus bringt den Sommer hindurch in der Regel zwei bis fünf Junge zur Welt. Das Weibchen hat, ſo wie bei den Menſchen, nur zwo Bruſtwarzen vorn an der

Brust; daher nahm Linnee die Veranlassung, dies verächtliche Thier mit unter die Klasse der Menschen aufzustellen. Das Weibchen baut sich nicht, so wie andre Thiere, ein eignes Nest für ihre Jungen, sondern sie hängt sich in dem ersten dem besten Loche, das sie findet, mit den Klauen an, da sich dann die Jungen die beiden ersten Tage hindurch an ihre Brüste anklammern; wird die Alte zuletzt hungrig, so drückt sie die Jungen an die Wand, wo sie so lange hängen bleiben, bis die Alte wieder zurück komt.

Dies Thier ist eben so, wie das ganze Vögelgeschlecht, mit starken Brustmuskeln versehen, wodurch die Flügel regiert werden; und so, wie bei den Vögeln die Keulen nur schwach, mithin zu starker Bewegung nicht geschickt sind, so sind diese bei den Fledermäusen eben so beschaffen, man sieht sie daher nie anders als im äussersten Nothfall sich mit den Hinterfüßen vorwärts bewegen, oder vielmehr rutschen. Mittelst der Zehen an den Vorderfüßen wird die zwischen denselben liegende Haut ausgespannt, und diese, so dünne sie auch ist, trägt doch den kleinen Körper in der Luft. Das Fliegen dieses Thiers ist aber im Grunde nur ein unstätes hin und her flattern, wovon es so sehr ermüdet wird, daß es in der Zeit von einer Stunde wieder nach seiner Wohnung zurück kehrt.

Uebrigens sind diese Art Fledermäuse ganz unschädliche Geschöpfe. Zwar stehlen sie sich dann und wann in die Vorrathskammern; aber dies geschieht doch nur äußerst selten, denn ihre Hauptnahrung sind Insekten, die ungleich mehr Schaden thun, als sie selbst. Abarten giebt es wenige; alle, die bei uns bekant sind, kennt man blos als kleine, verächtliche und unschädliche Thierchen.

Dagegen giebt es in Ost- und Westindien eine Gattung, die viel größer und in der That fürchterlich ist. Jedes einzelne Thier ist schon immer ein gefährlicher Feind, und wenn sie sich in ganzen Heerden versammeln, so verbreiten sie Furcht und Entsetzen. „Wenn die Bewohner der afrikanischen Küsten" — sagt des Marhais, — „sich entschließen könten, Fledermäuse zu essen, so würde es ihnen nie an Nahrungsmitteln fehlen." — Sie verdunkeln in ihren Zügen das Licht der untergehenden Sonne. In den Morgenstunden hingegen findet man sie auf den Gipfeln der Bäume, wo sie wie die Bienenschwärme an einander geklammert in Klumpen hängen. Die Europäer machen sich oft das Vergnügen, mit Schroot unter diese ungeheuren lebendigen Klumpen zu schießen, und freuen sich über das gräßliche Spektakel der verwundeten Thiere. Zuweilen kommen sie auch in die Wohnungen der Menschen, aber die Neger wissen sie alsdenn sehr schnell zu tödten. Allein so gefräßig diese Nation auch ist, so sehen sie doch eine Fledermaus mit Ekel und Abscheu an, und würden lieber Hungers sterben, als sich entschließen, eine deren zu kosten.

Die

Die größte bekannte Gattung von Fledermäusen findet man auf Madagaskar. Dies scheusliche Geschöpf ist, von einem Ende der ausgespannten Flügel zum andern, über vier Fuß breit, und von der Nasenspitze bis zum Schwanz über einen Fuß lang. Es unterscheidet sich von den bei uns bekannten Fledermäusen theils durch seine ungeheure Größe, theils durch seine rothe Farbe, imgleichen durch Kopf und Schnauze, die beide einem Fuchs sehr gleichen, daher dies Thier auch von einigen der fliegende Fuchs genannt wird; ferner durch die Anzahl seiner Zähne, und endlich auch dadurch, daß es an den Vorderfüßen mit einer Klaue versehen ist. Dies gräßliche Geschöpf wird bloß in der alten Welt gefunden, vorzüglich aber auf Madagaskar und längst der afrikanischen und malabarischen Küste, wo man es in der Größe einer großen Henne antrift. Sie hängen sich oben in die Gipfel der höchsten Bäume, so, daß der Kopf herunter hängt. Aber nichts ist fürchterlicher, als der Anblick, wenn sie Schaarenweise herum fliegen; denn ein solcher Schwarm verfinstert die Luft. Sie fressen ohne Unterschied Früchte, Fleisch und Insekten, und trinken den Saft der Palmbäume. Das fürchterliche Getöse, das sie des Nachts in den Wäldern verursachen, kan man über eine halbe deutsche Meile weit hören, aber so bald der Tag anbricht, machen sie sich fort. Nichts ist für ihre Gefräßigkeit sicher; sie fallen über das wilde Geflügel so gut als über die Hausthiere her, so sorgfältig man auch die letztern vor ihnen verbirgt: ja sie fallen wohl gar die Einwohner selbst an, und versetzen ihnen oft, indem sie gerade ins Gesicht fliegen, gefährliche Wunden. Kurz, es scheint, daß die Alten ihre Harpien sich unter diesen scheußlichen Thieren vorgestellt haben, denn sie sind eben so gräßlich, gefräßig, scheußlich und grausam, als jene gewöhnlich vorgestellt werden.

Ein noch gefährlicheres Thier ist der amerikanische Vampyr, zwar etwas kleiner, aber, wo möglich, noch häßlicher und ungleich zahlreicher. Es ist, gleich dem Rhinoceros, mit einem Horn bewafnet und hat lange Ohren. Die vorige Gattung hält sich gewöhnlich nur in wüsten und unbewohnten Gegenden auf, diese hingegen kommen in die Städte und bedecken in fürchterlichen Schwärmen die Gassen. Nach Ulloas Bericht lassen sie so gut wie die geschicktesten Wundärzte zur Ader, denn, da die Bewohner dieser heißen Gegenden genöthigt sind, zur Nachtzeit die Thüren und Fenster ihrer Schlafzimmer offen zu lassen, so schleicht sich der Vampyr hinein, und findet er nur irgend einen Theil des Körpers unbedeckt, so fällt er darüber her und saugt das Blut aus, und oft so lange, bis die Person während dieser Operation stirbt. Mit der größten Geschicklichkeit des erfahrensten Wundarztes wissen sie die Ader zu finden, die sie dann mit den Zähnen zerbeißen und so lange fort

ſaugen, bis ſie geſätigt ſind. Ulloa erzählt, es ſey ihm von glaubhaften Perſonen verſichert worden, daß ihnen oftmals ein ſolcher Vorfall begegnet ſey, und daß ſie ſicher mit ihrem Schlaf würden ihr Leben geendigt haben, wenn ſie nicht erwacht wären, da ſie denn zuweilen ſchon ſo matt geweſen, daß ihnen kaum ſo viel Kräfte übrig geblieben, die Wunde zu verbinden. Die wahre Urſache, weswegen der Biß nicht gefühlt wird, komt daher, daß das Thier die Wunde mit außerordentlicher Behendigkeit macht, und während dem Saugen mittelſt des ſanften und erfriſchenden Wehen der Flügel den Schmerz lindert und den Schlaf verſtärkt.

Das Zeugniß mehrerer Reiſenden beſtätigt es, daß dieſe Fledermaus ſchlafenden Perſonen das Blut ausſaugt, aber die Art und Weiſe, wie dies geſchieht, verdient noch eine Betrachtung. Ulloas Meinung, daß dies mit einem einzigen Stiche geſchehen ſolte, iſt gar nicht wahrſcheinlich, indem das Thier den Biß unmöglich mit einem einzelnen Zahn verrichten könte, ohne mehrere dazu zu gebrauchen, denn die Zähne der Fledermäuſe ſind vollkommen gleich, und das Maul iſt überdem ſehr klein. Büffon glaubt daher, daß die Wunde mit der Zunge verurſacht wird, aber auch dieſe ſcheint zu groß zu ſeyn, als daß das Thier eine nicht ſchmerzende Wunde damit zu machen im Stande wäre. Am wahrſcheinlichſten iſt es alſo: daß das Thier ein groſſes Vermögen zu ſaugen haben müſſe, und daß es alſo, ohne irgend eine Wunde zu machen, durch anhaltendes Saugen die Poros der Haut ſo ſehr erweitert, daß zuletzt das Blut heraus flieſt, und dieſer Zufluß des Bluts wird durch das fortdaurende Saugen vermehrt, ſo, daß ſo gar, wenn das Thier auch ſchon aufgehört hat, das Blut dennoch fortflieſt. Dieſe Meinung wird noch durch den Umſtand beſtätigt, daß dieſe Fledermaus ſolchen Thieren, die eine ſtarke Haut haben, nichts anhaben kan, daher auch Pferde, Mauleſel und Eſel für ihren Angriff völlig geſichert ſind.

B. B.

Ueber das Mutterkorn.

Das diesjährige Rockengewächs enthält hin und wieder, beſonders auf kalten und niedrigen Gründen, und in den ſpäter nachgewachſenen Aehren viel Brand- oder ſogenanntes Mutterkorn. Da dieſer ſchädliche Auswuchs ſich auch in andern Gegenden befinden dürfte, und von deſſen Verbrauch in den naſſen Jahren 1771 u. fg. die böſe Krieſelkrankheit mit hergeleitet werden wollen: ſo wird es dienſam ſeyn, das Publikum dafür zu warnen, und beſonders den Landmann zu erinnern, den ausgedroſchenen Rocken von dem Mutterkorn möglichſt zu reinigen, auch letzteres dem Viehe nicht zu geben, ſondern lieber zu verſcharren.

Bentheim. Wedekind.

Hannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 17ten August 1789.

Bruchstück aus einer Reise nach Italien *)

Vlegils Grab — Pausilippo — Schwitzbäder St. Germano — Hunds-Grotte — See Agnano — Portici — Herkulanum — Vesuv.

Ich habe gestern einen sehr angenehmen Ritt gemacht.

Zuerst wallfahrtete ich nach Virgils Grabe auf dem Berge Pausilippo a).

Ich fand es in Ruinen zerfallen und zwischen Unkraut begraben, das seine Zerstörung vollendet. Ein Lorbeerbaum steht noch in der Mitte desselben.

Ich

*) Der Verfasser dieser mit allgemeinem Interesse aufgenommenen und gelesenen Reisen, ist der berühmte unlängst verstorbene Parlamentspräsident Dupaty zu Bourdeaux; eben der, welcher als der muthige Vertheidiger und Retter dreier unschuldig zum Rade Verurtheilten bekant ist; und in neuern Zeiten am lautesten gegen die Mängel und Greuel der französischen peinlichen Gesetzgebung geeifert hat. Er zeigt in seinen Reisenachrichten seinen Beobachtungsgeist, die edelsten Ergießungen einer reinen und glühenden Phantasie, und das wärmste Herz für alles was Menschenwohl betrift. Mit den feinsten Zügen stellt uns der Verfasser ein lebhaftes Gemälde seiner Empfindungen und Eindrücke dar, welche die vielen großen und herrlichen Gegenstände der Kunst und Natur in Italien auf ihn machten. Und dies ist der Hauptgesichtspunkt, aus welchem man seine Briefe beurtheilen muß; die gewiß auch in Deutschland ihr Glück machen werden, da Herr Hofrath Forster uns eine so meisterhafte Uebersetzung davon giebt, wovon so eben das 1te Bändchen erschienen ist: in dessen Vorrede das Wesentliche und Unterscheidende dieses Werkgens sehr richtig und schön bestimmt wird. Mit Avignon hebt die Reise an, und geht von hier weiter fort nach Toulon, Nizza, Genua, Pisa, Lucca, Florenz, Rom und Neapel. Noch ehe mir das Original zu Gesichte kam, fiel mir eine englische Uebersetzung in die Hände, die mich so anzog, daß ich nicht unterlassen konte, dem Publikum einige kleine Auszüge noch vor der Vollendung der deutschen Ausgabe mitzutheilen. S. Hamb. Addr. Comt. Nachrichten Nr. 28. 29. 30. 34 ꝛc.

a) Verschiedene Gelehrte legen auch dies Grab auf die andere Seite der Stadt, dem Vesuv gegen über. Z. E. Cluverius. Addison u. a.

Ich ging in das Grabmal hinein, und setzte mich auf einige Blumen, und las die vierte Ekloge: „Gallus.“ und den Anfang des vierten Buchs der Aeneide, und nannte laut den Namen der Dido und Lycoris.

Ich schnitt einen Zweig von dem Lorbeerbaum und stieg darauf herab, voll von den Empfindungen welche ein solcher Ort nothwendig einer Seele einflößen muß, die offen ist für die Natur, Liebe und den Dichter.

Ich setzte meinen Ritt fort, und gelangte durch die berühmte Berggrotte Paußlippo; das heißt, ein Weg von 300 Toisen, sehr hoch und weit, und durch den Berg gehauen, um den Weg von Neapel nach Puzzuolo zu verkürzen b).

Welch eine ungeheure Arbeit! Welch eine Beharrlichkeit! — Dieser Weg ist mit Lava gepflastert, und ein Werk der alten Römer.

So wie ich aus der Grotte kam, ging ich durch Felder voll hoher Pappeln, durch Weinreben an einander geknüpft, welche von ihren Zweigen herabhingen, und unter welchen drei bis vier verschiedene Ernten reifen.

Plötzlich öfnet sich die Aussicht auf ein ungeheures Gebirge, und zwischen Hügeln und Anhöhen, schwarz von Kastanien und finstern Bäumen, finde ich mich in einem bezaubernden Thale.

Hier das Schwefelbad von St. Germano, dort die Ruinen von einer alten Burg, weiter hin die berühmte Hundsgrotte; auf jeder Seite Alleen in Wälder hinein gehauen von ungeheurer Ausdehnung und Tiefe; und in der Mitte des Thals, in dem Krater eines ausgebrannten Vulkans, der See Agnano, dessen eine Hälfte eine doppelte Reihe von hohen Pappeln umzieht, und dessen Wasser die reinsten Silberwellen spielt, und beständig von Tausenden von Wasservögeln wie bevölkert ist.

Ich ging zuerst in das heiße Schwitzbad von St. Germano.

In einem Hause, das zu dem Endzwecke erbauet ist, steigen an verschiedenen Orten Schwefeldünste, mehr oder weniger stark, aus der Erde auf; und der Kranke bleibt in diesen Dünsten eine kürzere oder längere Zeit, nach dem Grade und der Beschaffenheit seiner Krankheit. Auf diese Art wird das trockene Bad genommen. Es wurde mir sauer, in einigen von den Zimmern Luft zu schöpfen, und die

Es ist übrigens ein viereckes Gebäude, dessen Gewölbe eingefallen ist. Sonst stehen auf diesem Berge noch verschiedene Klöster und Kirchen, auch wächst ein schöner Wein auf demselben. T.

b) Ehemals mußte man über den Berg gehen. Schon Strabo erwehnt dieser Höle; und es ist ein Werk, das zuverläßig erst nach und nach durch wiederholte Versuche zu Stande kam. An den beiden Eingängen ist sie 80 bis 100 Schuh hoch, in der Mitte niedriger, und 18 bis 20 breit. Sie hat nur soviel Licht, als sie nothdürftig braucht, und ist gewöhnlich sehr staubigt. T.

die Solen meiner Füße waren von dem Dunst verbrannt. Die Wände waren alle mit Schwefel überzogen.

Wenige Schritte von hier kömt man zu der Hundsgrotte, (Grotto del Cane) eine Hölung in dem Felsen, die ungefehr 3 Personen hält.

Mein Führer hatte einen Hund mitgebracht, und kaum war er in die Grotte hinein gegangen, so suchte das arme Thier auch schon davon zu laufen. Sein Herr faßte ihn aber bei den Füßen, und legte ihn zu seiner Seite. In Zeit von einer Secunde fing der Dunst, der hier aus der Erde steigt, schon an, auf ihn zu würken, er schwoll auf, fiel in Konvulsionen, verlor alle Bewegung, und war im Begriff zu sterben. Der Mann zog ihn jetzt aus der Höle heraus, brachte ihn in die Luft, worauf er bald sein Leben wieder fand und davon lief.

Der Versuch mit der Pistole gelang nicht. Als wir sie zwei Zoll von der Erde abschossen, da sonst gewöhnlich auf diese Entfernung kein Knall entsteht.

Als ich aus der Grotte wegging, verließ ich meinen Führer, und machte den Weg um den See allein zu Fuß; ich setzte mich nieder an sein Ufer, ich fesselte meine Augen auf seine Wellen, und war ganz verloren in Betrachtung.

Ich fühlte recht lebhaft den Kontrast der glücklichen Stille des melodischen Gemurmels, der unmerklichen Bewegung auf dem Wasser dieses Sees, mit den brüllenden Wellen und tobenden Wogen der See, die ich eben verlassen.

Welch eine Wonne genoß ich in diesem reizenden Thale! der Himmel war ganz in seiner Pracht, und ein Paar fliegende Silberwölkgen milderten sein Azurblau. Ich sahe es, wie sie sanft über meinem Haupte hinzogen. Wie lieblich ist das Farbenspiel dieses Gewässers! Jener Himmel — jene Berge, wie entzückend! und die farbigen Stralen der untergehenden Sonne, die am Horizont hinaufflammen! Nie werde ich Reisenden, die nach Neapel gehen, und ein Herz voll Gefühl und süßer Wehmuth mitnehmen, den Rath zurück halten können.

„Unterlaßt nicht an den See Agnano zu gehen, und euch an seine Ufer zu setzen!"

Jeder Fremde solte Portici besuchen, nicht des Königl. Pallasts wegen, der in seiner Architektur und äussern Verzierung nichts merkwürdiges hat, sondern um seine malerische Lage anzustaunen und zu bewundern.

Portici steht an der Stelle des alten Herkulanums in der Mitte von Wiesen und Blumen zwischen dem Vesuv, der über seinem Haupte raucht, und dem See, der zu seinen Füßen brauset. Herkulanum, Vesuv, und die See scheinen vereint Portici mit einem fürchterlichen Grabe zu drohen, Vesuv mit seiner Lava; die See mit ihren Wellen; und Herkulanum mit seinen Ruinen.

Portici verdient auch wegen einiger marmorner Statüen gesehen zu wer-

den, welche seine Säulenstellung verzieren. Vorzüglich die Bildsäulen der beiden Balbus zu Pferde, Denkmäler der Dankbarkeit oder Schmeichelei, denn Bildsäulen sind in jedem Zeitalter entehrt. Nicht, daß ich so sehr ein Enthusiast bin, als viele Liebhaber des jüngern Balbus: er ist natürlich genug zu Pferde vorgestellt; aber seine ganze Figur ist unedel; er hat den Anstand eines Bauern, und das Pferd von Marmor scheint auch würklich von Marmor zu seyn.

Die Gegenstände, welche vorzüglich Aufmerksamkeit und Neugierde verdienen, sind zwei Kabinetter; das eine von antiken Malereien und das andere von Vasen, Instrumenten: Statüen; ebenfalls antik.

Ein ganzer Band würde nicht zureichen, jede merkwürdige Sache in dem letztern zu beschreiben. In der That, jede Sache, welche es enthält ist entweder von sinnreicher Erfindung, eleganter Arbeit, oder auch aus kostbaren Materialien verfertigt, überdem noch antik und römisch.

Die Römer wandten außerordentlichen Fleiß und Sorgfalt auf die Verzierung ihrer Lampen. Sie sind alle mit Figuren von Menschen und Thieren geschmückt; in deren Vorstellung Geschmack und Phantasie Hand in Hand arbeiteten.

Unter andern fiel mir folgende auf. An dem äußersten Ende eines Tisches von Erz, erhebt sich der Stamm eines alten Baums. Er hat schon seine Blätter verloren, und die Zweige sind im Fallen; an alle diese Zweige sind sieben bis acht Lampen von Erz, an Größe und Gestalt alle von einander verschieden, und mit der größesten Kunst und bewundernswürdigsten Eleganz gravirt, mit feinen Ketten ganz nachläßig befestigt, von welchen sie von verschiedenen Höhen und Zwischenräumen herabhängen.

Diese Kunst und Eleganz ist nicht weniger bewundernswürdig an ihren Hangeleuchtern, Tripoden und Lectisternien; vor allen andern bei einem Tripod, den drei Satyrs bilden, welche auf ihren Schultern ein großes Becken tragen. Die Figuren scheinen würklich zu athmen. Das heißt Leben in Erz gießen! Wir finden hier fast alle unsre Werkzeuge des Landbaues und der Wundarznei. Nothwendigkeit hat beinahe über die ganze Erde dieselben Gesetze u. Künste gelehrt.

Diese Sammlung von Werkzeugen, der Wundarznei, des Landbaues, der Kochkunst, Musik, des Krieges und des alten Gottesdienstes bildet hier für das Auge und die Imagination ein sehr sonderbares Gemälde.

Die Gestalt der Vasen, besonders der Becher, ist einladend, man mögte daraus trinken.

Ich setzte mich in einen kurulischen Sessel.

Nie vorher hatte ich eine von den Thränenflaschen (Lacrymatories) gesehen, jene kleinen Gefäße, worin man die Thränen auffammelte, welche über den Gräbern vergossen wurden. Jetzt brauchten sie nicht mehr so groß

zu

zu seyn, vielleicht auch besser, gar keine.

Die Römer trieben alles bis zur Ueberspannung; die Natur war zu eingeschränkt für sie, und nach jeder Seite hin versuchten sie über ihre Grenzen zu treten. Die Idee von der Eroberung der Welt, dem alten Römer von allen Ideen die erste, gab allen übrigen den Ton an; diese mußten daher nothwendig übertrieben werden, um zu jener zu stimmen.

Wer wird nicht erstaunen, wenn er nach Herkulanum kömt, und hier noch Eier sieht, so wie Korn, Brod, Oel und Wein, alles noch in vollkommen gutem Zustande; und eben so unversehrt noch, Kohlbecken, mit ihrer Asche und Kohlen.

Der menschliche Geist freut sich und erstaunt zugleich, daß eine so vergängliche Sache so vielen Jahrhunderten hat entrinnen können, als seit der Zerstörung von Herkulanum verflossen sind. Wir fühlen ein Vergnügen, ein Korn Getreide zu betrachten, das über die Zeit gesieget hat, und seine Ewigkeit mit der ehernen Bildsäule theilet.

Aber nichts scheint vielleicht mehr erstaunenswürdig, als die verbrannten Handschriften, welche selbst in diesem Zustande noch die Ideen aufbewahren, die ihnen anvertraut sind. Das Feuer hielt bei ihnen ein, und ließ grade so viel Stoff zurück, als zu ihrem Daseyn nöthig war. Aber wie ist es möglich, sie heraus zu holen, und den Zusammenhang wieder herzustellen, den die Flammen unterbrochen haben?

Der Weg dazu ist entdeckt; aber es gehört eine mehr als menschliche Geduld dazu, eine außerordentliche Geschicklichkeit, und die Arbeit von vielen Jahren. Jedes Bette von Asche wird nach und nach aufgewikkelt; aber mit unbeschreiblicher Langsamkeit und Vorsicht, und so wie sie es nach und nach loswickeln, kömt ein Blatt Papier hinterher, dünne wie Luft, drückt sich auf, und hält daran fest; so erhält man eine Zeile, und dann eine andere, und zuweilen am Ende eines Monats eine Seite c).

Welch

c) Der sinnreiche Mönch, Pater Anton Piaggi, ein Genueser von Geburt, der ehemals bei der vatikanischen Bibliothek einen Dienst hatte, und den man im Jahre 1754 hieher berief, ist der Erfinder der Maschine, mittelst welcher die herkulanischen Schriftrollen entwickelt werden. Die Arbeit ist äußerst mühsam. Die Maschine rückt nicht so geschwind fort, wie der Zeiger an der Uhr, und in einem Tage komt man nicht um einen Daumen breit weiter. An das Hintertheil des Papiers, wo keine Schrift ist, werden mit Gummi bestrichene Fäden geklebt, und denn wird die Maschine in Bewegung gesetzt. Mit einer Art Grabstichel wird ein Blatt von dem andern abgelöset, welches der schwerste Theil der Arbeit ist, das Abgelöste auf der hintern Seite mit Zwiebelschalen gefüttert, das Papier mit einem gewissen Geist bestrichen, und so nach und nach entwickelt. Alle diese Arbeit läßt sich nicht wohl verstehen, wenn man sie

Welch eine Sorgfalt wird erfordert, daß diese Asche, wenn sie gerührt wird, nicht zusammen fällt, und die gehörige Stelle für die Symbole der Gedanken zu erhalten, die ihr ganzes Daseyn ausmachen!

Der Theil dieser Handschriften, welchen man gerettet hat, ist der verbrannte; das Uebrige, was nicht vom Feuer berührt ist, ist verloren.

Es ist ihnen gelungen, ein griechisches Manuscript über die Musik wieder herzustellen d). Diese Arbeit würde weniger langsam von statten gegangen seyn, wenn sie nicht von der Regierung abhinge.

Die

nicht selbst siehet. — Wenn Pater Piaggi ein Stück losgemacht hatte, nahm er es ab, und legte es zwischen zwo Glastafeln, damit man es besser betrachten konte, und, weil er die größeste Geschicklichkeit besaß, Schriftzüge nachzuahmen, so schrieb er es mit allen den Lücken ab, welche in diesem aufgerissenen Papier so häufig sind, und gab diese Abschrift dem Canonicus Majusi, welcher versuchte, die Lücken auszufüllen und zu erklären. Wehrs.

d) Jetzt sind überhaupt von den 800 in Herkulanum gefundenen Schriftrollen vier Stück abgewickelt, und drei hat man zu entwickeln angefangen. Sonderbar ist's, daß die vier nunmehr entwickelten Stücke, die man zufälliger Weise nahm, von demselben Schriftsteller, nemlich vom Philodemus, sind. In der Ordnung, in welcher sie abgewickelt sind, handelt das erste Stück von der Musik, die darin getadelt wird, daß sie der Gesellschaft nachtheilig sey, und weichlich und weibisch mache; das andere von der Rhetorik, Volumen secundum; das dritte von Lastern und Tugenden, einander entgegen gesetzt; das vierte von der Rhetorik, Volumen primum. — An der fünften Rolle fand sich gleich vorne der Name ΦΑΝΙΑΣ, des Landsmanns vom Theophrast aus Eresus. Kaum hatte man angefangen, sie zu entwickeln, als der Abbate Galiani eines Tages ins königliche Museum kam; er fand nach Durchlesung der wenigen aufgewickelten Zeilen, daß dieser Traktat des Phanias von der Botanik handle. Als ein Mitglied der vom Könige von Spanien im Jahr 1756 zu diesen Alterthümern gestifteten Akademie (gli Accademici Ercolanesi) hielt er sich verbunden, dem Könige eine Probe davon vorzulegen, die er mit einer kleinen Abhandlung begleitete. Hierüber wurde derjenige, der die Handschriften übersetzen mußte, eifersüchtig, ob man gleich noch keine Zeile von seiner Uebersetzung gesehen hat, und man beredete den König, diese Handschrift sey von keinem wichtigen Inhalt. Man nahm eine andere vor, deren Inhalt noch unbekant ist, und die über 26 Jahr auf der Maschine blieb, ohne daß weiter, weil alles zerriß, daran abgewickelt wurde. — Die sechste Rolle ist ein lateinisches Werk von den Theatern, und die siebente ein mit oskischen Charaktern geschriebenes Werk. — Erst seit kurzem wird die Aufwickelung der herkulanischen Papiere mit größerem Eifer betrieben, wie vorhin geschehen ist. Man hat die Anzahl der Arbeiter und ihre Besoldung vermehrt. Jeder Arbeiter bekomt, außer dem monatlichen Honorario, 25 Dukaten für jede entwickelte Palme. Auch sind mehrere Uebersetzer der Schriftrollen angesetzt. Die jetzigen sind: Carlo Rosini, Pascale Baffi und Andrea Federia.

Schon

Die Büsten und Bildsäulen von Erz sind gröſsesten Theils im besten Geschmack, und von der feinsten Arbeit. Nichts kan, vorzüglich einem schlafenden Faun verglichen werden; er schläft würklich.

Zwei junge Kämpfer rissen gleichfalls meine Bewunderung fort. Sie sind völlig nackend, und beginnen den Kampf; man fühlt für sie, und vergiſst, daſs sie von Erz sind. Ich gerieth in die Versuchung, folgenden Vers des Roucher auf sie anzuwenden:

„Pour des combats plus doux l'Amour forma Vos charmes."

„Für sanftere Kämpfe schuf Amor eure Reize."

Alle die verschiedenen Zimmer des Kabinets sind mit Stücken von mosaischer Arbeit, die man in Herkulanum gefunden, ausgetäfelt. — Aber eine der gröſsesten Seltenheiten dieses berühmten Kabinets darf ich nicht übergehen. Sie besteht aus den Stücken eines Mörtels von Asche, welcher bei einem Ausbruche des Vesuvs eine weibliche Person ergrif, und sie ganz einwickelte. Dieser Mörtel, durch die Zeit zusammengedrückt, und um den Körper verhärtet, ist ein vollkommenes Bild davon geworden, und in den hier aufbewahrten Stücken siehet man den vollkommenen Abdruck der verschiedenen Theile, an welchen er sich befestigte. Einer stellt ihren halben Busen vor, der auſserordentlich schön ist; ein anderer eine Schulter, und ein dritter einen Theil ihres Gesichts. Alles zusammen genommen, sagt uns, daſs dies Frauenzimmer jung seyn muſste, groſs und wohlgebildet, und daſs sie im Hemde entran; denn einige Stücke von dem Linnen hangen noch an der Asche.

Schon vorlängst beschloſs man, eine Probe von den vier entwickelten Rollen des Philodemus herauszugeben. Piaggi, der auch zugleich die Aufsicht über eine Schriftgieſserei hatte, wo eine neue Art griechischer Lettern gegossen wird, die den Manuscripten des Philodemus völlig ähnlich sind, und dem man einen Gehülfen, Namens Vincencio Merli, gab, bekam Befehl, eine Colonne von einer dieser Handschriften aufs genaueste abzuschreiben, und in Kupfer zu stechen. Diese Platte fiel auch vortreflich aus, und solte der Vorrede zum letzten Theil der ehrnen Statüen beigefügt werden; es geschah aber nicht, zu jedermanns Verwunderung, und man ist dem Anfangs entworfenen sonderbaren Plane noch bis jetzt so getreu geblieben, daſs noch keine Zeile von den entwickelten Rollen gedruckt worden ist. — Doch soll nun derjenige Theil vom Museum herculanense, der unmittelbar auf den Theil folgen soll, welcher im Herbst 1788 die Presse verlassen, und die antiken Lampen und Leuchter enthält, von den Papieren handeln. Wehrs.

Der Schluſs folgt künftig.

Ein Kitt, der überall kein Wasser durchläßt *).

Die Verfertigung dieses Kitts ist meines Wissens noch nicht bekant, und da ich ein Augenzeuge von dessen Eigenschaft gewesen bin, so trage ich um so weniger Bedenken, solche, des allgemeinen Nutzens wegen, hier anzuzeigen.

Ich besuchte auf meiner letzten Reise einen Kaufmann, dessen Haus an einem ins Meer gehenden Damm lag. Sein Keller war immer voll Wasser, und, um diesem Uebel abzuhelfen, ließ er die Kellermauern niederreissen, und sie mit diesem Mörtel oder Kitt, neu aufbauen. Seit zehn Jahren hat er keinen Tropfen Wasser in seinem Keller. Der Keller ist völlig wasserdicht **), und nichts verdirbt ihm darin.

Der Kitt wird auf folgende Art gemacht.

Man löscht lebendigen Kalk statt Wassers mit Ochsenblut, und mischt so viel fein zerstoßene Backsteine, oder Ziegelmehl darunter, bis das Gemengsel die Consistenz des gewöhnlichen Mörtels erhält. Hiermit nun verbindet man nicht nur die Steine der Kellermauer, sondern überstreicht auch noch die ganze Mauer von aussen damit. Der Kitt trocknet sehr geschwind, und ist er völlig trocken; so ist er auch so hart und fest, daß man ihn auch mit der schärfsten Axt kaum wieder abhacken kan.

Will man einen sehr feuchten Ort mit diesem Kitt überziehen, wo er nicht so leicht trocknen kan, so braucht man nur die damit überzogenen Mauern mit Brettern zu bedecken, damit er nicht gleich, so lange er noch naß ist, wieder abfalle, und er trocknet alsdenn auch da bald.

Man siehet leicht ein, daß dieser Kitt bei Basseins, und sonstigen Arbeiten, die der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, von sehr großem Nutzen seyn könne.

Uebrigens hält sich mit Ochsenblut gelöschter Kalk eben so gut und lange, als der Kalk, der mit Wasser gelöscht ist; und ist er zur Arbeit zu trocken und zu dick geworden, so braucht man ihn nur aufs neue mit etwas Ochsenblut wieder gehörig zu verdünnen.

*) L'ésprit des Journaux Decembre 1788. p. 367.

**) Wie aber; wenn in die Keller, wie es gewöhnlich der Fall ist, das Wasser von unten durch den Boden dringt?

Anm. d. H.

Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Freitag, den 21ten August 1789.

Bruchstück aus einer Reise nach Italien.

(Schluß.)

Vesuv.

Diese wenigen Zeilen habe ich auf der Spitze des Vesuvs geschrieben, bei dem Schein eines Ausbruchs; eine Denkmünze, welche ich geschlagen habe, die Glaubwürdigkeit meiner Reise damit zu belegen, und diejenigen meiner Kinder, welche vielleicht einst kommen werden, dasselbe Schauspiel zu sehen, zu erinnern, an diesen Augenblick des Lebens ihres Vaters, und mit dieser Betrachtung vor ihren Augen ein so prächtiges Gemälde zu heben und zu verschönern.

Bei meiner Ankunft, ungefehr um 6 Uhr des Abends, zu Resina, ein kleines Dorf jenseit Portici, ließ ich meinen Wagen zurück, und stieg auf ein Maulthier, begleitet von drei handfesten Kerls, mit einer Anzahl Fakkeln versehen.

Ich fing an zwischen zwei Feldern hinauf zu steigen, die mit Pappeln, Maulbeer- und Feigenbäumen bedeckt waren, von schlanken und blühenden Weinreben an einander gewebt, die sich oft daran stützen, hier daran herabhängen, und dort hinaufschlängeln, und sich durch ihre eigene Kraft in der Luft halten.

Wie ich weiter fortging, zeigte man mir das Haus von Pergolese, wohin er sich zurückzog, um die Melancholie zu lindern, die zugleich so glücklich und traurig war, der er in einem Alter von 27 Jahren sein unsterbliches „Srabat„ verdankte, aber auch sein Grab wurde.

Ungefehr eine Stunde ging mein Weg durch lauter reizende Obstgärten, und darauf gelangte ich an ein ungeheures Lavafeld, das der Vesuv bei einem Ausbruch vor ungefehr 6 Jahren auswarf.

Ganz Neapel zitterte; als er aber diese Stadt einen Augenblick gedrohet, hemmete er den Fortgang des Feuerstroms; allein, obgleich gehemmet und ausgelöscht, so ist der Anblick doch noch drohend und furchtbar.

Die Gränzen dieser Lava, gleich dem Ufer der Seine, sind mit Rosen und Blumen bekleidet, und hie und da von jungem Gesträuche überschat-

tet, das von der fruchtbaren Asche, daß ich so rede, beständig bethauet und genährt wird.

Ich ging eine Weile auf einem sehr rauhen Pfade fort, und fand mich darauf zwischen schrecklichen Felsen, und in der Mitte von beweglicher Asche.

Der Boden wird hier nicht länger von Thieren betreten; sondern wieder von dem Menschen selbst, da er fast alle Gränzen der Natur entdeckt hat, und oft noch seinen Fuß weiter setzt, um über sie hinaus zu dringen.

Ich mußte mit der äußersten Beschwerde über ganze Haufen von Schlacken wegklettern, die unter meinen Füssen in Stücke zerfielen.

Hier weilte ich einen Augenblick, und sahe um mich her.

Vor mir flossen die Schatten der Nacht, und schwarze Wolken, schwanger vom Rauche des Vulkans, um die Stirn des Berges; hinter mir sank die Sonne hinter die Hügel, und erleuchtete mit ihren scheidenden Stralen die Küste von Pausilippo, Neapel und die See; indeß der Mond sich über der Insel Kapraja erhob; so, daß ich in einem und demselben Augenblicke die Wellen der See vor mir sahe, glänzend von den Stralen der Sonne, den Mond und den Berg Vesuv. Welch ein herrliches, welch ein großes Gemälde!!

Nachdem ich dieses Dunkel betrachtete, und jenen Glanz, diese schrecklichen, unfruchtbaren und verlassenen Scenen, und jenes Gesicht der Natur, so anmuthig, so beseelend, und erzeugend, jenes, das Reich des Todes, dieses, des Lebens; so warf ich mich in die Wolken, und setzte meinen Aufgang fort. Endlich erreichte ich den Krater.

Dies ist also der furchtbare Vulkan, der so viele Jahrhunderte gebrannt, der so viele Städte verschüttet, und ihre Einwohner verschlungen? Welcher jede Stunde dem grossen Lande, und dem üppigen Neapel drohet? Wo sie in diesem Augenblicke lachen, tanzen und singen, und nicht einmal an seine Verheerungen denken. Welch ein Licht scheint um die Oefnung her! Welch ein brennender Ofen in der Mitte! Aber der schreckliche Abgrund donnert, und schon wirft er mit einem entsetzlichen Krachen durch eine dicke Aschenwolke eine ungeheure Feuermasse in die Luft!

Millionen Funken und tausende von Steinen, sichtbar durch die Schwärze ihrer Farbe, zischen von der Geschwindigkeit ihres Auswurfs, fallen nieder, und kehren in den donnernden Schlund zurück, oder rollen an den Seiten des Berges herab. Nur hundert Schritte von mir fällt diesen Augenblick einer nieder. Plötzlich schließt sich der Abgrund, und öfnet eben so plötzlich seinen weiten Rachen wieder, und speiet einen andern Feuerstrom aus, indeß die Lava sich bis an den Rand des Kraters hebt, anschwillt, kocht, übergießt, und dann in einem langen Feuerstrome die schwarzen Seiten des Berges aufreißt.

Ich

Ich gerieth würklich in Entzükkung, als ich auf einmal diese Wüste betrachtete, diese Höhe, diese Nacht, und den Vulkan, brennend vor meinen Augen.

Ich wünschte die Nacht bei diesem Feuer hinzubringen, um zu sehen, wie die Sonne bei ihrem Aufgange mit dem Glanze ihrer blendenden Stralen, es auslöschen würde. Aber der Wind wehete zu heftig, und hätte mich bald vor Kälte erstarret; mit Bedauren stieg ich hinab.

Es kostet Mühe, den letzten Blick nach einer solchen Scene zu thun.

Lebe wohl Vesuv! Lebe wohl du Lava, und ihr Flammen, die ihr diesen tiefen Abgrund erleuchtet und krönet! Lebe wohl du Gebirge, so furchtbar, und doch so wenig gefürchtet! Solt du einst diese Palläste, jene Dörfer und jene Stadt, in deiner Asche begraben, so sey es nicht der Augenblick, wenn meine Kinder da sind!

Meine Führer hatten ihre Fackeln angezündet, und ich stieg, oder besser, rollete hinab, und sank halb in Asche.

Ich rollete so geschwind (es ist unmöglich anders hinab zu kommen) daß ich nur eine halbe Stunde brauchte, auf einem Wege, der mir drei Stunden zu erklettern gekostet. Einen von meinen Schuhen, in tausend Stücke zerrissen, fiel ab, als ich zur Hälfte hinunter war, und den andern mußte ich zurücklassen, wo ich die Maulthiere verlassen hatte.

Als ich herab stieg, begegnete ich einigen Engländern, die hinauf gingen; wir blieben einige Augenblicke stehen, und sprachen vom Vesuv, und unterbrachen mit unsern Fackeln einen Augenblick die Nacht, welche den Lavafluß bedeckte, und störten mit unserer Stimme das tiefe Schweigen, welches allenthalben um uns her herrschte.

Darauf schieden wir; und ich setzte meinen Weg fort, und kam sehr ermüdet nach Portici zurück. Ich legte mich gleich nieder, und schlief vortreflich. Aber um 6 Uhr des Morgens wachte ich auf, mit dem Gipfel des Vesuvs; sein Krater, sein Feuerschlund, Lava, alles lag vor meiner Einbildungskraft dar. Noch schauderte meine Seele vor den heftigen Bewegungen, welche sie die Nacht vorher empfunden.

Der Ausbruch des Vesuvs ist eins der prächtigen Schauspiele, die weder Pinsel noch Sprache beschreiben können, und welche die Natur bloß für die Bewunderung des Menschen aufbehalten zu haben scheint, wie den Aufgang der Sonne, und den unermeßlichen Ocean!

J. J. C. Timäus,
Lehrer und Aufseher bei der Handlungs-Akademie.

Hamburg.

Ueber die deutsche Heterographie.

Man hat in unsern Tagen auf verschiedene Systeme, woran einzelne Theile baufällig geworden waren, Angriffe gethan. Es hat sich aber gezeigt, daß sich nicht alles so leicht niederreissen ließ, als man dachte. Mit den alten Lehrgebäuden ist es, wie mit den alten Schlössern; sie sind beide sehr fest gebauet, weil man vormals in vielen Stücken gründlicher dachte, als jetzt, und sich diese Gründlichkeit selbst bis auf das Verkitten der Mauersteine erstreckte. Daher sind manche Versuche fruchtlos abgelaufen, wodurch man diesen oder jenen Grundpfeiler, der noch fest stehet, umzustürzen suchte. Desto leichter war es, andere, die schon morsch geworden waren, so wankend zu machen, daß die Bewohner des Stockwerks, das auf solch einem Pfeiler ruhete, sich genöthiget sahen, durch eine Hintertreppe von ihrer Höhe herunter zu steigen, oder auf andere Art für ihre Sicherheit zu sorgen. Daher entstanden mancherlei Scharmützel, und Leute, die sich bis jetzt der Gesellschaft entzogen, oder wegen einer gewissen Art von Entfernung zu viel Einfluß auf ihre Nebenmenschen gehabt hatten, wurden wieder gleich den Uebrigen.

Im Ganzen erregt es gemeiniglich Widerstand, von den hergebrachten Gewohnheiten abzugehen, seine Gedanken nach neuen Formen zu gießen, und die Systeme verbessern zu wollen. Denn bei einigen hat die Vorliebe für das Alte so sehr das Uebergewicht, daß der Geschmack am Neuen in der Wageschale immer oben schwebet. Sie finden es zu bequem, auf der Straße fort zu wandeln, die ihre Vorfahren gebahnt haben, als daß sie einen neuen, vielleicht kürzern, Weg wählen solten, wo man die Dornenbüsche und Steine des Anstoßes erst selbst wegräumen muß. Auch auf das Auge, das das Regelmäßige, Einheit in Mannigfaltigkeit, liebt, macht es einen widrigen Eindruck, Gebäude zu sehen, woran einzelne Theile niedergerissen sind. Es gehört immer einige Zeit dazu, die Lücken wieder auszufüllen, den Schutt wegzuräumen, und an der Stelle der weggerissenen Pfeiler andere aufzurichten. Ehe das nun geschiehet, sind selbst die nicht selten mit solchen Veränderungen oder scheinbaren Verwirrungen unzufrieden, die sonst eben nicht so sehr am Alten klehen.

Dem ungeachtet sind solche Reformen zuweilen nöthig. Nur solte man immer nach dem Gesetze der Stetigkeit dabei verfahren, und nicht verlangen, alles auf einmal umzuschaffen. Die Natur thut keinen Sprung. Zwar ward eine der größten Reformen, die man daher auch vorzugsweise Reformation nennt, nicht ganz in solchen sichtbaren Abstufungen bewirkt. Luthers Hitze befreiete uns fast auf einmal von dem drückenden Joche des

Pabstthums. Aber diese Ketten konten auch nur durch Gewalt zertrümmert, und die eisernen Thüren vom Gefängnisse der Gewissen mußten durch Pulver gesprengt werden. Gewöhnlich ist der langsame Gang der zuverläßigste. Dabei verfehlt man seinen Zweck am wenigsten, weil man die Natur zur Führerin hat. Selbst ein Kiesel wird nach und nach durch Regentropfen ausgehöhlt.

Dies hätte man auch bedenken sollen, da seit einiger Zeit in der deutschen Rechtschreibung viel Veränderungen vorgenommen, oder auch nur vorgeschlagen worden sind. Unstreitig schreibt man viel überflüßige Buchstaben. Gegen diese hatte man hauptsächlich seine Absicht gerichtet. Sie solten als fruchtlose Auswüchse vom Stamme der Orthographie abgeschnitten, als unnütze Mitglieder aus der Gesellschaft entfernt werden. Man sah auf sie als Rebellen gegen das Gesetz der Sparsamkeit. Fort mit ihnen! schrie man, und sogleich wurden einige, wie ehemals die kaiserlichen Regierungsräthe zu Prag aus dem Fenster gestürzt, andre zur Thür hinaus gejagt, und als Herumstreicher des Landes verwiesen. Klüglicher hätte man, meinem Bedünken nach, gehandelt, wenn man diese Herren ganz in der Stille beim Kopfe gekrigt und einen nach dem andern auf die Seite geschaft hätte. Dann würden sie sich nicht gewaltsam in ihre alten Plätze wieder eingedrungen haben. Als sich vor einigen Jahren eine ähnliche aber unverdiente Verfolgung gegen die armen Vokalen erhob, da ein Heer von Kraftmännern in den deutschen Parnas einbrach, und die Sprache verstümmelte, wurden jene eben dadurch gerettet, daß man sie durch solch einen gewaltsamen Sturm zu stürzen suchte. Geübte Leute, entrüstet über die barbarische Härte, womit man die deutsche Sprache behandelte, nahmen sich des unschuldig augegriffenen Theils an, und zerstreueten jene litterärische Kalmücken mit der Schärfe ihres Verstandes. Die Vokalen selbst appellirten durch einen ihrer vortreflichen Sachwalter, Herrn Wezel, an das Publikum, und baten um Schutz, weil sie Gefahr liefen, wie bei den Hebräern, unter die Konsonanten erniedrigt, oder gar mit der Zeit ganz von Haus und Hof verjagt zu werden.

Also die stufenweise Verbesserung wäre auch hier wohl rathsam, und man müßte die überflüßigen Buchstaben nach und nach entfernen. Sind denn aber wirklich überflüßige Buchstaben? Das ist der Punkt, um welchen sich die ganze Entscheidung der Frage herum dreht. Schriftzeichen sind, wie Jedermann eingesteht, gemalte Töne; sie sind das für's Auge, was der ausgesprochene Ton für das Ohr ist. Beide wirken in uns Vorstellungen, und führen unsrer Seele Ideen zu, durch die beiden Hauptpforten unsers Verstandes, das Gesicht und Gehör. Anfangs machte man wirklich seine Gedanken durch

Bilderschrift, und bezeichnete die Unbescheidenheit durch eine Fliege, die Ewigkeit durch eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Weil man aber diese Figuren von dem wirklichen Thiere, dessen Sinnbild sie nur seyn solten, misverstehen konte, so wählte man willkürliche Zeichen für jede Idee. Diese Sprache haben noch die Sinesen. Endlich erschien ein göttliches Genie, die Geschichte verschwieg uns seinen Namen, weil sie mit Erzählung blutiger Kriege und Mordthaten beschäftigt war, ein Genie fand sich, das für die einzelnen Töne, woraus alle Wörter zusammen gesetzt sind, willkürliche Zeichen erfand. Die Phönizier waren unter allen aufgeklärten Nationen mit die ersten, die diese Buchstabenschrift besaßen. Von ihnen kam sie nach Griechenland durch den Koch Cadmus, der sich heimlich vom Hofe zu Sidon wegstahl, weil er mit einer fürstlichen Prinzessin ein Liebesverständniß gehabt hatte. Die Römer lernten sie von den Griechen, und seit die siegenden Deutschen bei dem Umsturze West-Roms den ausgearteten Nachkommen jener Weltbeherrscher ihre Kultur, wie ihre Schätze, abnahmen, verstehen auch wir uns auf die Kunst, unsern Geist, wie der amerikanische Inka glaubte, in einen Brief zu schließen, und dadurch mit andern in der Entfernung zu reden. Diese Schriftsprache hat den Zweck, die ausgesprochenen Töne gleichsam für das Auge (ich bitte die Kritiker wegen dieses Ausdrucks um Vergebung) hörbar zu machen. Man solte also nur das schreiben, was gehört wird, damit die Kopie dem Originale nicht unähnlich werde. Beurtheilt man nicht den Werth eines Portraits nach der größern oder geringern Aehnlichkeit mit der Person, die es vorstellt? — „Ja" hör ich einige sagen, „wir schreiben aber auch das, was man ins künftige erst hört, damit wir den Forderungen der Abstammung und Ableitung Genüge leisten. In Gott hört man freilich nur ein t, aber weil es in Gottes zum Vorschein kömt, so zeigen wir dis schon im Voraus durch einen Wegweiser an, der die Aussprache nicht irre gehen läßt." Doch was würde man von dem Maler sagen, der das Portrait eines Kindes mit einem langen Bart und einer weißbestaubten Wollenperüke von Ziegenhaaren malen wolte, weil er weiß, daß es mit der Zeit einen Bart bekommen und eine solche Perüke tragen wird? Und womit will man denn das entschuldigen, daß Buchstaben geschrieben werden, die man in keinem Falle und bei keiner Umwendung des Wortes hört? Gleichen Wörter mit dem h hinter dem t nicht Thieren, die Beine auf dem Rücken und Augen unter den Fußsohlen haben? Solche Thiere giebt es freilich nicht, so wenig als man noch ein Einhorn antrift, weil es gegen die Verfolgungen der Naturforscher schon längst einen Zufluchtsort am gestirnten Himmel gefunden hat; aber desto mehr giebt es Wörter von dieser Art, die der emsi-

gen

gen Feder quer über den Weg laufen und sie aufhalten.

Das Gesetz der Sparsamkeit ist eines der ausgemachtesten und allgemeinsten Naturgesetze. Es gründet sich auf die Bemerkung, daß sowohl in der moralischen als Körperwelt große Wirkungen durch einfache Kräfte und geringscheinende Ursachen hervor gebracht werden; daß die Natur zur Erreichung ihres Zwecks nicht mehr Mittel anwendet, als dazu nöthig sind; und daß sie eben so wenig etwas umsonst schaft, als sie etwas unbenutzt oder umkommen läßt. Die Planeten bewegen sich um ihre Sonnen nach den zwei einfachen Gesetzen der Schwung- und Schwerkraft. Diese Sparsamkeit in der Natur, die zugleich ein Beweiß von der Macht und Weisheit des Schöpfers ist, welcher mit wenigem so viel ausrichten kan, muß von uns Menschen so viel als möglich nachgeahmt werden. Würde man nicht die Hausfrau für eine Thörin halten, die für sich und ihren Mann eben so viel anrichten läßt, als wenn zwanzig Personen bei ihr speisen? Und was würden wir von dem denken, der, um sich die Hände zu waschen, eine Tonne, die zehn Eimer hält, voll Wasser füllen und einen Scheffel Kleye hinein schütten ließe? Oder was von dem, der an statt grade zu gehn, ohne Noth und ohne Vortheil einen langen Umschweif nimt? Meinem Bedünken nach ist aber jeder unnütze Buchstabe ein Umweg, ein zweckloses Geschöpf, ein Zeitverderb, wofür wir der Regel der Sparsamkeit müssen Rechenschaft ablegen.

Die Herren Orthographen pflegen freilich gleich über einen herzufahren, und einen gewaltig zu zerzausen, wenn man sich untersteht, von der gewöhnlichen Unrechtschreibung etwas abzuweichen, und furchtsame Gemüther haben sich dadurch so in Schrecken jagen lassen, daß sie sich nur bei Privatgeschäften, um Zeit zu gewinnen, jener vernunftmäßigen Abkürzung im Schreiben bedienen; aber es sind doch immer noch viele, die sich dadurch nicht irre machen lassen, ihrer eigenen Art zu orthographiren treu bleiben, und sich desto fester in ihren Mantel einhüllen, je mehr der Nordwind auf sie los stürmt.

Und hierüber klagt eben der redliche Theil des Publikums. Wir erlernten mit Mühe und Anstrengung des Gedächnisses die eingeführte Orthographie, und nun sollen wir im Alter noch ganz anders schreiben lernen? So mancher ehrliche Buchstabe, der eine alte Bekanntschaft von uns ist, soll ohne Mitleid verstoßen werden? So manches Wort und so manchen Namen, die für uns glorwürdig sind, sollen wir unbarmherzig verstümmeln? Woran sollen wir uns halten, da ein jeder nach seiner eigenen Manier jetzt schreibt? welches ist der wahre Weg, den man zwischen so vielen zu wählen hat? Wo ist die Richtschnur unsers Verhaltens, und wo das System der Orthographie, das

die

die Alten errichteten? Kan der es auch wieder aufbauen, der es niederriß?

Ein solcher Strom von Klagen, der noch dazu mit dem Haupte der Stimmen, die O! und Ach! schreien, begleitet ist, könte einen leicht mit fortreißen. Man muß ihm aber einen Damm entgegen setzen. Man muß zeigen, daß man über die jetzige große Verschiedenheit in der Rechtschreibung sich nicht zu beklagen, sondern eher zu freuen hat, weil ein kleineres Uebel in Vergleich mit einem größern ein Gut ist, um so mehr, wenn in der Folge ein wichtiger Vortheil daraus entspringt. Man muß zeigen, daß die Klage über ein niedergerissenes System, wenn es den Namen eines Systems gar nicht verdient, weil die einzelnen Theile daran niemals übereinstimmten, ganz grundlos ist.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

In dem Chur-Hannöverschen Lande ist der Erdboden unweit des königlichen Jagdschlosses Görde, wie mir aus der Erfahrung bekant, gewiß mit einer der kältesten. Feld- und Gartenfrüchte, so früh die Bestellung derselben auch geschiehet, kommen daselbst immer vierzehn Tage später zur Reife, als in dem 1 Meile von da entfernten Hitzacker. Und wenn zu Hitzacker und andern nahen Oertern des Görder Holzes keine späte Nachtfröste mehr verspürt werden, so verfrieren noch zum öftern die Gartenfrüchte meiner Gördenschen Freunde, unerachtet der Boden derselben fast trockener Thon, und sandartig ist.

Um desto auffallender aber ist es mir daher, daß im abgewichenen denkwürdigen Winter die Kälte weder zur Görde, noch eine Meile unweit derselben so wenig an Taxus, Hekken und Pyramiden, als auch an Wallnußbäumen, Hollunderstauden, heinbüchen Hecken und Obstbäumen den geringsten Schaden verursacht; dagegen ich schon zu Uelzen, 3 Meilen von der Görde, erfrorne Taxus bemerkt, zu Peine, Fechelde und Braunschweig aber, 15 bis 17 Meilen von da gegen Süden, eine gänzliche Verwüstung nicht allein aller Taxusstauden, sondern auch aller Wallnußbäume, heinebüchen Hecken, Hollunderstauden, sehr vieler Obstbäume, und besonders der Aepfel- und frühen Kirschbäume.

Was solte wohl die Ursache dieser ungleichen Wirkung der Kälte seyn?

B.

Hannoverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 24ten August 1789.

Ueber die deutsche Heterographie.

(Schluß.)

Man schreibt entweder blos das Gehörte der guten Aussprache, oder man sieht bei der Orthographie auch auf die Abstammung und Ableitung der Wörter. Dies letztere ist ein Hauptpfeiler in dem so genannten System der orthodoxen Rechtschreibung. Zugleich bedient man sich da des h, oder auch nach i des e, und eines verdoppelten a, e, o, um den gedehnten Ton anzuzeigen, und verdoppelt den Endbuchstaben, wenn der Ton abgebrochen ist. Hier nun zeigt sich eben, daß gar keine Uebereinstimmung in den Grundregeln der eingeführten Rechtschreibung ist. Einige Wörter werden gedehnt ausgesprochen, und doch fehlt das Zeichen des gedehnten Tons, als: Ton, nur, schon, bloß. In allen diesen müßte nach jenem Grundsatze ein h stehen. Aber es fehlt, und dafür hat man es an einem andern Orte, wo schon ein Dehnungszeichen war, verschwendet, als in: sieht, flieht, verliehren. Oder man setzte es, um die lange Silbe zu bezeichnen, hinter das r, wo es in der Aussprache eben so wenig gilt, als in der Arithmetik eine Nul, die der Zahl zur linken Seite steht. Und wenn man das gedehnte bloß noch dazu mit ß schreibt, wie soll man denn orthographiren, wenn man bloß als einen abgekürzten Ton, wie floß, goß, Faß, schreiben wolte? Wo der abgebrochene Ton einer Silbe durch Verdoppelung des Endbuchstaben angezeigt seyn solte, findet man öfters auch das Gegentheil. Zur (statt zu der) wird eben so geschrieben, als nur. Verliebt solte verrliebt, um – umm heißen. Eben so wenig ist man seinem Grundsatze treu, in einem Stammworte dem neugierigen Auge schon im voraus zu zeigen, was erst in der Folge mit dem Ohre gehört wird, wenn eine Umendung eintrit, oder ein andres Wort davon abgeleitet wird. So gut man aus allzugroßer Freigebigkeit in Gott schon das t schreibt, was man in Got-

tes oder Götter hört, könte man auch die Endung es oder er in einer Einschaltung schon zum Nominativ mit hinsetzen.

Weil man es für seine Pflicht hält, einem jeden Worte immer recht deutlich vor die Stirn zu schreiben, woher es stammet, so verfallen Einige in sonderbare Unrechtschreibungen. Sie schreiben Beßter, (wie lispelnd!) weil es von Besser herkommen soll. Das brauchen wir aber nicht anzunehmen. Gut, wenn es comparirt wird, ist in allen Sprachen, die ich kenne, anomalisch, so, daß ich nicht optimus von bonus, noch best von better herleiten kan.

Auch da schmeichelt man dem Auge, statt auf den vernünftigen Rath des Ohrs zu horchen, wo man mit dem abgebrochenen Tone ein ä verbindet. Aus Land macht man in der mehrern Zahl Länder, ungeachtet man Lender sagt, und dies, wenn man ins künftige auch Lender schriebe, unserm deutschen Auge eben so wenig beleidigend seyn würde, als dem Engländer sein aus Man entstandener Plural Men. Man müßte nach jenem Grundsatz der Ableitung auch Hänne, und Bäcker schreiben, weil das erstere von Hahn und das letztere von Backen abstammt. Das eine ist aber ganz ungewöhnlich, und bei dem andern geräth die Zunge, ungeachtet das Ohr dagegen protestirt, in große Versuchung, das ä, welches abgekürzt seyn soll, gedehnt auszusprechen, weil das Auge noch nicht durch die Gewohnheit bestochen ist. Doch gesteh ich gern, daß es manchen dauern mag, diesen Zweig der alten Rechtschreibung, der noch am meisten zu grünen scheint, ganz abzuschneiden. Wem wird es nicht schwer, sich von Meinungen loszureißen, die man ihm von Jugend auf eingeflößt und gleichsam zu Saft und Blut bei ihm verwandelt hat? Aber es ist ja auch nicht nöthig, noch rathsam, daß man alles auf einmal verbessere.

Und warum soll man sich freuen, daß die Heterographie so sehr überhand genommen hat? — Weil dies der einzige Weg ist, der Orthographie die möglichste Vollkommenheit zu geben. Kan man ein Blumenbeet in Ordnung bringen, ohne das Unkraut auszujäten? Von manchen Städten, die sehr unregelmäßig sind, hat man einen Riß entworfen, nach welchem jeder, der sich ein neues Haus bauet, solches etwas vor- oder zurück rücken muß, nachdem es die Umstände erfordern, damit die Straße nach und nach gerade wird. Eh das nun zu Stande kömt, und das währt freilich lange, entstehet eine Disharmonie, die sich zuletzt in Uebereinstimmung endet.

Man sey also tolerant gegen die gutgesinneten Heterographen. Wenn sie nur nach Grundsätzen schreiben, und sich nicht von dem Strome der Mode wie leichtes Treibholz weit fortführen lassen! Wenn sie nur nicht eingewurzelten Haß gegen einzelne Buchstaben hegen, und sie nicht da vertreiben

wollen,

wollen, wo jene selbst im Ohre einen sichern Zufluchtsort finden, daß man denn anstatt entreißen, entreisen, für Hacke, Hake lieset! Die Ströme, die so verschieden in ihrem Laufe sind, ergießen sich zulezt doch alle ins Meer. So ist auch zu hoffen, daß man sich früher oder später über die Rechtschreibung vergleichen wird. Dann gebiert die Uneinigkeit die Eintracht, wie die Uebereinstimmung der Natur durch den beständigen Kampf gegen einander wirkender Kräfte unterhalten wird. Darum verdenke ich es Niemand, (und wer würde sich auch daran kehren?) wenn einige das schließende h hinter dem ofnen Tone, wo es nicht ausgesprochen werden kan, weglassen, als in froh, wenn sie das h hinter dem r in gedachten Silben an den rechten Ort seßen, als Rahr, oder wo das Ohr ihnen Erlaubniß dazu giebt, es gar nicht schreiben, als Teil. Ich verdenke es ihnen nicht, wenn sie dabei bleiben, den abgebrochenen Ton durch Verdoppelung des Endbuchstaben anzuzeigen, ungeachtet man in Sinn nur ein n hört; oder wenn sie das n des ofnen Tons weglassen und Friede schreiben.

Es ist Gewinn, auch nur weniger fehlerhaft zu orthographiren, wenn man sich noch nicht von allen Mängeln frei machen kan.

Aus dem nemlichen Grunde müssen aber auch die tolerirt und in Schuz genommen werden, die sich einen Verbesserungsweg wählen, welcher nach einer ganz entgegen geseßten Seite zu führen scheint. Diese gestatten dem n und h freien Zutrit, nicht aus Zuneigung oder Partheilichkeit, sondern weil diese Buchstaben in so vielen Wörtern überflüßig sind, daß das Weglassen derselben dem verwöhnten Auge gar zu auffallend seyn würde. Sie mögen sie auch deswegen nicht ganz verbannen, weil es ihnen dann ganz an einem Zeichen für den gedachten Ton fehlen würde. Und doch hat man das vorgeschlagene Zeichen der Dehnung noch nicht angenommen! Dafür enthalten sie sich aller der Mitlauten, die man nicht hört. Sie schreiben nicht gestellt, wollte, Gott, geseztr, sondern gestelt, wolte, Got, gesezt. Da sie wissen, daß z aus ts besteht, würden sie gern sezen, (set-sen) orthographiren. So lang es aber noch an einem Dehnungszeichen fehlt, könte man dies auch setsen lesen, und daher bedienen sie sich in solchen Fällen noch des tz. Wegen des Mangels an solch einem durchgängig anwendbaren Dehnungszeichen schreiben sie denn mit einem doppelten n zum Unterschiede von den; Mann zum Unterschied von Man; und Herr, her, Heer. Auch würden sie es ungern sehen, wenn einmal entweder F oder V allein, mit völliger Ausschließung des Andern, im Gebrauch bliebe, weil dann nicht Verse von Ferse, viel von fiel zu unterscheiden wären. Sie gönnen dem y in seyn einen Platz, damit es Niemand mit sein (suus) verwechselt, und die Namen werden sie unverändert lassen,

wenn sich über lang oder kurz eine Hauptverfolgung gegen die überflüßigen Buchstaben wieder erheben solte.

Diese zwei verschiedenen Wege, seine Schreibart *etwas* zu verbessern, und derer giebt es noch mehrere, führen alle zu einem Ziel. Dies ist der Umsturz der eingeführten Orthographie, auf deren Ruinen ein System der Rechtschreibung nach den Regeln der Sparsamkeit aufgerichtet werden muß. Man greift hier die Festung von verschiedenen Seiten an. Man verfährt behutsam und gelinde, weil das Heer der Rebellen so groß ist. Man nimt zuerst die Rädelsführer in Verhaft.

Es ist auch der Ausländer wegen zu wünschen, daß in der deutschen Rechtschreibung bald etwas festgesetzt werde. Sie können die alten Wörterbücher bei Lesung neuerer Schriften nicht recht gebrauchen. Freilich dürfen sie sich über uns aufhalten, daß wir bis jetzt so viel überflüßige Buchstaben schrieben und uns dadurch weit von der reinen Schriftsprache der Griechen und Römer entfernten; das thun sie selbst. Wie viel Zeichen haben nicht die Franzosen für den Selbstlaut v? Aber sie sehen es zum Theil als einen Beweis der unvollendeten Kultur unsrer Sprache an, daß man noch nicht über die Rechtschreibung einig geworden ist. Sie erwähnen auch, um uns dies noch fühlbarer zu machen, mit satyrischem Lächeln, daß in der deutschen Grammatik überhaupt noch so vieles nicht festgesetzt sey. Doch das kränkt den ächten Sprachforscher nicht. Er freuet sich, daß des freien Deutschlands Sprache noch keine Fesseln trägt, weil die Stellungen ihres reizenden Körpers nun auch mannigfaltiger und ungezwungener sind. Er bedenkt, daß Gold biegsamer als Kupfer ist. Und wenn der Gegner ihm allzuviel von der Delikatesse der französischen Sprache vorplaudert, so erinnert er ihn, daß die Franzosen das, was in Obersachsen Schnupftuch und in Niedersachsen Taschentuch heißt, noch Rotztuch (mouchoir von mucus) nennen.

Für die, welche sich scheuen, an der Orthographie, die sie einmal angenommen haben, in ihren alten Tagen noch etwas zu verändern, will ich nun noch erwähnen, was sie selbst schon wissen, daß die neue Rechtschreibung sehr leicht ist. **Klopstock** sagt: „zu wissen, wo f oder v hingehöre, ist allein viel schwerer, als die ganze Rechtschreibung, die ich vorschlage." Ich mögte Niemand zumuthen, zum zweitenmal sein Gedächtnis mit Erlernung so vieler willkürlichen Bestimmungen anzustrengen, als in der Rechtschreibung, die man in der Jugend lehrte, anzutreffen sind. Aber wer wolte nicht etwas Mühe übernehmen, um auch sein Theil zur Verbesserung der jetzigen Orthographie schon mit beizutragen, wenn er auch die gänzliche Hinwegschaffung der Schmarotzerbuchstaben nicht mehr erleben solte? Was würde man von dem Greise halten, der Bedenken trüge, Bäume für die Nachkommen zu pflanzen? —

Otto Giseke.

Etwas

Etwas zur Beantwortung der Anfrage im 60ten Stück dieses Magazins: die weißen Hüte betreffend.

Die Materialien, woraus unsere Hutmacher die Hüte verfertigen, sind bekantlich Schafwolle und Hasen- oder Kaninchenhaare, oder vielmehr das feine wollichte Haar, welches sich unter dem langen Haar auf den Hasen- und Kaninchenfellen befindet.

Von Natur weiße Hüte können aus dem bisher gewöhnlichen Hutmaterial entweder nur aus blosser weissen Wolle, oder aus Wolle und weissen Haasen- oder Kaninchenhaaren, oder aus letztern allein gemacht werden. Aus blosser Schafwolle verfertigte Hüte werden grob, etwas schwer, nicht sehr haltbar und leicht brüchig. Der Zusatz von weißem Hasen- oder Kaninchenhaar wird sie allerdings feiner und dauerhafter machen, aber auf der andern Seite auch viel theurer wie unsere feinen schwarzen Hüte, wenn man bedenkt, wie selten und theuer die weißen Hasen- und Kaninchenfelle bei uns sind, wie viel Hasen- oder Kaninchenhaar zu einem Hute erforderlich ist, und daß schon eine sogenannte Katze oder Palentin, von weißem Hasenfell, wie jetzt unsere Damen im Winter tragen, einige Thaler kostet.

Aus blossem weißen Hasen- oder Kaninchenhaar weiße Hüte zu verfertigen, daran ist, wegen der Theure solcher Felle, gar nicht zu denken, und es ist auch keinem Hutmacher zu rathen, dergleichen Hüte zu machen, wozu er wegen des hohen Preises schwerlich Liebhaber finden würde.

Unsere Hutmacher machen ihren feinen Hutfilz von Wolle und Hasen- oder Kaninchenhaar von allerlei Farbe. Sie sind froh, wenn sie zu den feinen Hüten nur immer so viel gewöhnliche Hasen- und Kaninchenfelle bekommen könne, wie sie dazu brauchen, und diese schon sind seit einigen Jahren schwer zu haben, und kommen doppelt so theuer als sonst zu stehen.

Die auf diese Art verfertigten feinen Hüte haben von Natur eine schäkigte graue schmutzige ungleiche Farbe. Nur durch eine dunkle Farbe, als: blau, grün, violett, dunkelroth, braun u. d. g. würde man ihnen eine egale Couleur geben können, allein, damit wäre noch nicht viel gewonnen, denn alle dunkle Farben schlucken, obgleich nicht so sehr wie die schwarze, doch noch immer genug die Sonnenstrahlen ein, und dabei verschießen sie mehrst alle leicht.

Wolte man aber mittel- oder ganz feine Hüte gar weiß färben, so würden sie durch den zur Bedeckung der Grundfarbe nothwendig dicken Auftrag der weißen Farbe an ihrer Feine verlieren, brüchig werden, ihren Strich nicht behalten, und wenn sie einige mal in starkem Regen gewesen, würde ein wiederholter Anstrich nöthig seyn, wodurch sie denn mehr, wie durchs Tragen, abgenutzt werden würden.

Der Dauerhaftigkeit wegen, und wegen der Wohlfeilheit also, hat man wohl die schwarze Farbe zur allgemeinen Hutfarbe gewählt, die auch gewöhnlich den mehrsten Gesichtern am besten kleidet, ob sie gleich auf der andern Seite alle die großen Unbequemlichkeiten mit sich führt, die in jener Anfrage bemerklich gemacht werden.

Wem es daher einerlei ist, ob er einen etwas leichtern oder schwerern und gröbern, dabei aber wohlfeilern Hut trägt, der trage ihn von purer weißen Schafwolle gemacht, in seiner natürlichen Farbe, und er wird alle Bequemlichkeiten davon verspüren, die in der Anfrage angeführt sind. Aber auch ganz feine leichte, dauerhafte und dabei wohlfeile weiße Hüte lassen sich verfertigen, wenn es nur unsern Hutmachern einmal gefällig wäre, aus etwas anderm, wie aus dem bisher gewöhnlichen Hutmaterial Hüte zu machen.

Ich habe schon anderswo gezeigt, daß die bei uns häufig wachsende Schwarzpappel (populus nigra) eine schöne weiße Wolle in großer Menge liefert, die zu mancherlei Zweck sehr nützlich und vortheilhaft gebraucht werden könte, und an vielen Orten schon gebraucht wird, bei uns aber leider noch immer wie unnütz verfaulen muß.

Ich habe angemerkt, daß das Wollengras (linagroſtis), das auf allen unsern magern Wiesen, beim Döhrnerthurm u. s. w. in Menge steht, und vor allen in den cellischen Moorgegenden sehr häufig wächst, für unsere Gegenden ein beträchtliches Landesprodukt werden könte a), wenn man es gehörig nutzte. Beide Wollarten können, außerdem, daß sich Strümpfe, Handschuh, Parchend, eine Art Linnen, Lichttochte, Seidenwatten, gutes Schreibpapier u. d. gl. wie die angestellten Versuche, sowohl im Kleinen als im Großen ergeben haben, mit Vortheil daraus verfertigen lassen, auch mit Nutzen, besonders bei den jetzigen hohen Preisen der Hasenfelle, in den Hutmanufakturen gebraucht werden.

Aus gehörig bearbeiteter und von den kleinen gelben länglichten Saamenkörnern gereinigter Pappelwolle von unserer Schwarzpappel, lassen sich feine weiße überaus leichte Hüte machen, die vor andern Hüten den Vorzug haben, daß sie nicht leicht das Wasser durchlassen, lange ihren Glanz behalten, und nicht leicht Fettigkeiten von Pomade u. d. gl. wie unsere gewöhnlichen Hüte, annehmen.

Ein Theil Wollengras, oder vielmehr ein Theil von den wollenartigen Fäserchen desselben, mit einem Theile gezupf-

a) Man sehe mein Buch: vom Papier, den vor der Erfindung desselben üblich gewesenen Schreibmassen, und übrigen Schreibmaterialien, 1te Ausgabe S. 432. und 435., 2te Ausgabe S. 529. und 531.

gezupfter weißen Seide verſetzt, liefert ungemein leichte weiße Hüte von ſeidenartigem Anſehen und Gefühl, und vorzüglicher Dauerhaftigkeit.

Beide Wollarten ſind zu dieſem Behuf bereits durch angeſtellte Verſuche gehörig erprobt, und die Verſuche ſind glücklich nach Wunſche, und über Vermuthen ſchön ausgefallen. Der verdienſtvolle, durch ſeine ſämtlichen Papierverſuche und andere gemeinnützige Schriften rühmlichſt bekante Herr Conſiſtorialrath Schäffer in Regensburg, that bei der jetzigen Theure der Haſenfelle, ſchon vor einigen Jahren zweien dortigen Hutmachern den Vorſchlag, aus einem Theil Wollengraswolle und einem Theil gezupfter Seide, oder Haſenhaaren Hüte zu machen. Die beiden Meiſter folgten ſeinem Rathe, und fabriciren jetzt die ſchönſten feinen und leichten Hüte aus dieſem Material b). Es würde ſehr leicht ſeyn, ſich von der Güte dieſer Hüte zu überzeugen, wenn man einen oder einige davon aus Regensburg kommen ließe; auch bin ich ſehr gern erbötig, einem hieſigen beſtimmten Hutmacher demnächſt wegen der etwanigen beſondern Behandlungsart dieſes neuen bislang unbenutzten Materials zu Hüten weitere Auskunft zu geben. Nur wünſchte ich dann, daß es damit nicht ſo gehen möge, wie mit dem Papiermachen. Ich habe nemlich auf meine Koſten aus verſchiedenen Materien aus dem Pflanzenreiche, bloß zum Verſuch, Papier machen laſſen. Der Papiermüller ſahe ein, daß ſich auch aus andern Dingen, wie aus alten Lumpen gutes Schreib- und anderes Papier, und zwar mit großem Vortheil machen ließe; er hatte das Material, woraus er meine Proben machte, oft im Ueberfluß in der Nähe, und doch fiel es ihm nie ein, zu ſeinem Papier etwas anders, wie Lumpen zu nehmen. Fehlte es ihm daran, ſo ließ er lieber ſeine Mühle ſtille ſtehen, und ſeine Geſellen feiern, als daß er aus den ihm von mir gezeigten neuen Materien für ſich Papier zu machen verſucht hätte.

Hannover. G. F. Wehrs.

b) S. deſſen Nachrichten hierüber im Journal des Luxus und der Moden von 1787. Nr. 10. S. 347.; imgleichen die Abhandlungen der Churfürſtl. Akademie zu München, Bd. 2., die Gewerbszeitung für Künſtler Manufakturiſten und Kaufleute, auf das Jahr 1787. St. 11. S. 83. u 84. St. 14. S. 106.

Ueber In- und Aufſchriften der Briefe.

Nach dem, was die Verfaſſer des 1ten und 6ten Stücks dieſes Magazins vom Jahre 1787 über dieſen Gegenſtand geſagt haben, bleibt immer noch die Frage übrig: wie jene Lücke gefüllt werden ſoll, die durch Weglaſ-

Weglassung der oft so gezwungenen Titulaturen, wenigstens in dem Briefe entstehet?

Läßt man die Gebornen weg, so scheint doch die Abänderung in Hochedler, Wohledler u. s. f. noch nicht passend genug zu seyn; weil manche Unbequemlichkeit daraus folgen würde, wenn man nicht jedem eben den Titel gäbe, den er seinem Range angemessen findet.

Wäre es nicht am besten, daß man das oft seltsame und undeutsche Geklingel der Titulaturen ganz abschaffte, und auf den ersten, richtigen und natürlichen Begrif eines Briefes — als Nachahmung der mündlichen Unterredung — zurückkäme? Man schreibe also, wie man spricht: „Mein Herr, Madam, Gnädiger Herr, Graf, Fürst u. s. f." Das ist natürlich! Und so wenig man bisher Jemanden im Gespräche mit den gewöhnlichen steifen Brieftiteln anzureden pflegte, eben so wenig solte man es aus dem obigen Grunde schriftlich thun.

Eben so wenig ist abzusehen, warum die Wörter Sie, Ihnen, nicht so gut auf dem Papier, als im mündlichen Vortrage stehen könten. Man würde dadurch mancher Verlegenheit entgehen, und seine Schreibart fliessender und ungezwungener machen.

Eine andere Thorheit, oder übertriebene Höflichkeit war bisher die, daß man sein kleines ich beständig dem Gömer nachsetzen zu müssen glaubte; woher denn oft der wunderlichste Periodenbau entstehen mußte. So finde ich noch in einer ganz neuen Dedication: „die Arbeit, welche Ew. Hochwohlgebornen ich unterthänigst zu widmen wage." Wie unnatürlich! Wär's denn ein Verbrechen, wenn der Verfasser sagte, welche ich Ew. u. s. f.? —

Daß man aber vollends den ganzen Titel auch auf die äußere Briefseite hinschrieb, verdient am wenigsten Entschuldigung. Was liegt der Post und jedem andern, der es liest, daran, ob der unbekante Verfasser eines Briefes seinen Correspondenten minder oder mehr ehre? Man schreibe also auf den Umschlag nicht mehr, als zur Bestellung des Briefes an die Behörde nothwendig ist. Gleichwohl kam mir noch kürzlich ein Umschlag vor, worauf stand: „An den Hochwürdigen, Insonders Hochzuehrenden" —

Endlich merke ich noch an, daß die große Catharine II. bereits ihren Unterthanen die sklavische Unterschrift: „unterthänigster Knecht" verboten, und dagegen den biedern Ausdruck: „getreuester Unterthan" gewählt hat. Auch solten alle schwülstige, lächerliche Titel ihrer Staatsbediente mit deren rechtmäßigen Amtsnamen vertauscht werden.

Burlage. Müller.

Hannöverisches Magazin.

69tes Stück.

Freitag, den 28ten August 1789.

Auszug aus der Lebensbeschreibung des Herrn Poivre, Ritters vom heiligen Geistorden, und ehemaligen Intendanten der Inseln Isle de France und Bourbon *).

Herr Poivre wurde im August 1719 zu Lion in einer Handelsfamilie geboren. Er ließ von seiner frühen Kindheit an einen sanften und folgsamen Geist blicken, hatte die größten Anlagen zu den Wissenschaften und Künsten, war äußerst dienstfertig, und suchte jedem auf eine thätige Art nützlich zu werden.

Seine ersten Lehrübungen waren glänzend. Er hatte sie schon in einem noch sehr zarten Alter geendiget, und studirte nun in der Gesellschaft der Missionarien des heil. Joseph zu Lion, deren Vorgesetzter ein Freund seiner Familie war, die Theologie. Des jungen Poivre's Fähigkeiten und seine starken Fortschritte in den Wissenschaften entgingen der Aufmerksamkeit der Jesuiten nicht, und sie waren eifersüchtig, daß er nicht ihr Zögling war.

Sie suchten ihn zu überreden, in ihre Gesellschaft zu treten, und stellten zugleich Herrn von Rochebonne, damaligem Erzbischof von Lion, vor, wie gefährlich es sey, wenn einem Kinde von so glücklichen Anlagen andere Grundsätze wie die ihrigen, eingeflößt würden. Allein, ihre Absicht schlug fehl. Poivre, der vielleicht, wenn sie diesen Schritt nicht gewagt hätten, ein Jesuit geworden wäre, fühlte mit Widerwillen den Zwang, den man ihm in Absicht der Wahl seiner Lehrer auflegen wolte, und bat seine Aeltern, ihn nach Paris in die Versammlung der auswärtigen Missionen gehen zu lassen. — Er ging nach Paris, endigte da seine Studien, und zeichnete sich aus.

Die Philosophie und Theologie, und der Unterricht der Catechumenen, wel-

*) Aus der zu Paris im Jahre 1786 erschienenen Nachricht von dem Leben, dieses in mehrerm Betracht sehr interessanten Mannes.

welcher ihm anvertrauet war, machten hier zwar seine Hauptbeschäftigungen aus; allein, nebenher legte er sich auch mit gutem Erfolg auf Zeichenkunst und Malerei, die er als Erholung, als Mittel ansah, in den Ländern, welche er sich schon damals zu durchreisen vornahm, desto besser fortzukommen, und viele nützliche Kenntnisse von daher in sein Vaterland zurück zu bringen.

Die Erziehung bei den Missionarien muß nothwendig Geschmack an Reisen erwecken, und einige von Herrn Poivre geschriebene Anmerkungen zeigen auch, daß er bei Erwählung des Standes seiner Erzieher nicht nur die Absicht hatte, der Religion zu dienen, sondern sich auch zugleich mehrere Kenntnisse von den Sitten, Gebräuchen, der Verfeinerung und Industrie der Nationen, die er kennen zu lernen Gelegenheit haben würde, zu erwerben, und Europa mit einigen der kostbarsten Produkte von Asien, Afrika und Amerika zu bereichern.

Er schien seine Bestimmung vorher zu sehen.

Die Obern der auswärtigen Missionen eilten, ihn ihrer Gemeinde einzuverleiben, und machten ihn zum Gehülfen ihrer Arbeiten. Sie schickten ihn nach China, von da er nach ihrer Vorschrift weiter nach Konchinchina reisen solte, ob er gleich eigentlich noch nicht in den geweiheten Orden getreten war.

Herr Poivre war noch nicht zu Kanton angekommen, als er von einer entweder betrogenen, oder treulosen Person, einen Brief in chinesischer Sprache erhielt, von dem man ihm gesagt, daß er ein Empfehlungsschreiben sey. Ein Chineser, der von einem Europäer beleidiget war, und nicht anders glaubte, als daß der Beleidiger selbst der Ueberbringer seyn würde, hatte den Brief geschrieben, und darin den Europäer als einen Schuldigen, über den sich die chinesische Nation zu beschweren Ursach hätte, und der den Tod verdiente, angeklagt.

Der junge Mensch, der nichts Arges vermuthete, überreichte das Schreiben dem ersten Mandarin, dem er sich nähern konte, und er wurde gleich ins Gefängniß geworfen.

Die chinesischen Gefängnisse sind sehr leidlich; er erlernte hier die Landessprache.

Der Vicekönig von Kanton, durch seine edle, sanfte, geduldige, ernsthafte und fast asiatische Standhaftigkeit eingenommen, durch seine Aufrichtigkeit gerührt, und über einen solchen verabscheuungswürdigen Betrug aufgebracht, wurde sein Beschützer, und verschafte ihm alle mögliche Erleichterung, ins Innere des Landes zu sehen, welches man sonst den Europäern gewöhnlich versagt.

Beinahe zwei Jahre lang hatte er sich hier aufgehalten, als sich die erwartete Gelegenheit zeigte, mit den Missionarien, in deren Begleitung er war, nach Konchinchina zu reisen. Er langte hier an, und brachte daselbst

selbst noch zwei Jahre zu. Der Vicekönig von Kanton hatte diese Reise gebilliget und erleichtert, und bei seiner Zurückkunft wurde Herr Poivre von diesem großen Mandarin, dem er auf verschiedenen kleinen Reisen folgte, und dem er nun beinahe länger als ein Jahr nicht wieder von der Seite ging, mit neuer Güte überhäuft.

Das Zutrauen, welches er sich bei ihm erworben hatte, verschafte den übrigen Franzosen öfters eine weit schleunigere und bessere Justizpflege, und eben dieses wurde in der Folge auch für das Interesse der indischen Compagnie äußerst nützlich.

Das französische Ministerium wurde benachrichtiget, daß an der äußersten Gränze Asiens ein junger Missionair der Nation wesentliche Dienste geleistet habe.

Des Herrn Poivre frühe Jugend, da er sich in China aufhielt, hinderte ihn dennoch nicht, ein richtiges und gründliches Urtheil über die Chineser zu fällen; und da er die Sitten und den Geist ihres Staats genau zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, bekam er für diese berühmte Nation eine Hochachtung, die unsere Kaufleute, weil sie sich bloß nur mit Trödlern und habsüchtigen Mäcklern, in dem von dem Mittelpunkt des Reichs entfernten Seehäfen abgeben, nie erhalten können.

Im Jahr 1745 reisete Herr Poivre wieder nach Frankreich, um seine Familie wieder zu sehen, um die Ordensbande unzertrennlich zu machen, und alsdann wieder ans äußerste Ende der Welt zurück zu gehen, wohin ihn sein Eifer rief. Das Schiff, worauf er sich befand, wurde von einem englischen, welches jenes an Stärke übertraf, in der Meerenge von Banca angegriffen, und mußte sich in ein Gefecht einlassen. Während desselben befand sich Herr Poivre bald auf der Schiffsgallerie, bald auf dem Kasteel, bald wieder auf dem Oberdeck, und überhaupt allenthalben, wo er am nützlichsten zu seyn glaubte. Er nahm mit an dem Manoeuvre Theil, sprach den Soldaten und Matrosen Muth ein, und leistete besonders den Verwundeten thätige Hülfe; eine Kanonkugel schlug ihm die Hand ab.

Um einen Begrif von seiner Seelenruhe zu geben, wollen wir nur dieses anführen, daß seine ersten Worte, wie er sich nur noch mit einem Arm sah, diese waren: **Nun werde ich nicht mehr malen können.** Dieses Vergnügen war bei ihm zu einer Art von Leidenschaft geworden.

Wenig Augenblicke nach der Verwundung wurde das Schiff erobert. Man warf den Missionair in den untersten Schiffsraum, und er blieb 24 Stunden ohne Verbindung; der kalte Brand zeigte sich schon, und man sah sich genöthiget, den Arm viel höher abzunehmen. Die Operation geschah am Bord der Engländer, und durch ihren Wundarzt. Kaum war sie jedoch geendiget, so brach, ehe noch einmal die Werkzeuge zum Ver-

binden angebracht waren, Feuer im Schiffe aus. Alles lief nun dahin, der Wundarzt so gut wie die andern. Der verlassene Poivre verlor eine große Menge Bluts, und bald darauf auch das Bewußtseyn. Vielleicht war dieses Wohlthat für ihn; denn der entsetzliche Aderlaß verhinderte und schwächte ein Entzündungsfieber, welches in dem heissen Klima Indiens sonst äußerst gefährlich ist.

Das Leben ist ein so sonderbares Räthsel, daß man niemals recht wissen kan, ob die Ereignisse, die uns begegnen, vortheilhaft, oder schädlich sind. Das harte Schicksal, welches Herr Poivre eben erduldet hatte, war die Quelle fast von allem Guten, welches er stiftete, und zugleich von allem Glück, das ihm wiederfuhr. Zwar würde er in jeder Laufbahn gewiß vielen Eifer, viel Talente und viele Tugenden gezeigt haben, und die auswärtigen Missionen, denen er sich widmete, bieten ohne Zweifel die größte Gelegenheit dar, sowohl der Religion als dem Staate nützlich zu seyn. — Aber, wenn er Missionair geblieben wäre, welches gewiß geschehen seyn würde, wenn er die Wunde nicht erhalten hätte, so würde er nicht Intendant geworden seyn; er würde denjenigen, die es nach ihm seyn werden, nicht den wichtigen Unterricht und das treffende Beispiel gegeben haben; er würde nicht die Annehmlichkeiten des häuslichen und patriarchalischen Lebens geschmeckt, ja er würde keine Frau von den seltensten Verdiensten geheirathet, und drei hofnungsvolle Töchter hinterlassen haben.

So ersetzte die Vorsehung mit Wucher, für ihn sowohl als uns, den Verlust seines Arms.

Er litt in dem nemlichen Treffen einen andern Verlust, der ihm nicht ersetzt ward. Er verlor nemlich sein Tagebuch, worin sich alles, was er in China, Konchinchina und Macao bemerkt hatte, aufgezeichnet fand, und dem noch überdies viele kostbare Zeichnungen beigefüget waren.

Die Engländer, denen es an Lebensmitteln fehlte, wurden durch ihre Gefangenen in Verlegenheit gesetzt. Sie brachten sie nach Batavia und setzten sie dort in Freiheit.

Herr Poivre beschäftigte sich während seines Aufenthalts in dieser Hauptstadt der holländischen Besitzungen, täglich mit nützlichen Gegenständen, er erwarb sich genau durchdachte Kenntnisse, sowohl von dem Anbau der kostbaren Gewürze, die die Holländer vormals noch ausschließlich besaßen, als auch von den Inseln, woselbst sie einheimisch sind. Von dieser Zeit an entwarf er das Projekt, welches er nachher in Ausübung brachte, nemlich sein Land dereinst damit zu bereichern.

Gegen das Ende des vierten Monats schiffte er sich mit dem Ueberrest der Franzosen ein, um den Winter über zu Mergui, einem Hafen des Königreichs Siam, zuzubringen, und von da alsdann weiter nach Pondichery zu gehen. Das Schiff war

äus-

äußerst schlecht, er stand schrecklichen Sturm aus, und schwebte in der allergrößten Gefahr.

Herr Poivre, welcher nicht mehr beim Manöuvre behülflich seyn konte, blieb kaltblütig, und ordnete seine Beobachtungen.

Weil sein Schiff auf dieser Reise oftmals anzulegen genöthigt war, suchte er sich unterdes von den Sitten und der Regierungsform der Malaien und Siameser zu unterrichten. – Er war damals noch nicht 27 Jahr alt, und dennoch wußte er schon aus dem Zustande des Ackerbaues der Völker, ihren Wohlstand zu beurtheilen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Ueber die sogenannte Gänsepest.

Auf die im 48ten Stück dieses Magazins befindliche Anfrage: über die sogenannte Gänsepest ꝛc. sind, ausser der schon im 51ten Stück bekant gemachten Beantwortung, noch acht andere Beantwortungen beim Intelligenzcomtoir eingegangen, aus denen hier das Wesentlichste mitgetheilt werden soll.

Es giebt vier Hauptgänsekrankheiten, denen die jungen Gänse vorzüglich in den Monaten Junius und Julius ausgesetzt sind, und die unter denselben oftmals ein allgemeines Sterben verbreiten.

Die erste ist die sogenannte Ohrenseuche. Sie wird, wie schon im 51ten Stück bemerklich gemacht worden, durch ein kleines Insekt verursacht, das unter dem Namen der Geitze bekant ist, sich vorzüglich an niedrigen feuchten Oertern im Grase, und auch in den Schafställen im Schafdünger aufhält, der Nahrung wegen den jungen Gänsen in die noch unbefiederten Ohrhölen kriecht, und das Gehirn anfrißt, wovon sie denn endlich den Tod nehmen.

Ein sicheres Präservativ dagegen ist, daß man gegen den Monat Junius um die Ohrhölen der jungen Gänse einen einige Linien breiten Kreis mit Oel, oder mit Thran, Terpentinöl, mit frischer mit fein gemachtem Knoblauch oder Wermuth vermischten Butter, oder noch besser, mit Theer zieht, als wodurch das Insekt nicht allein verhindert wird, ins Ohr einzukriechen, sondern auch nicht versucht, solches zu thun, weil ihm der Thran- Terpentin- Knoblauch- Wermuth- und Theergeruch zuwider ist. Gut ist es, wenn man die junge Gans auch zugleich unter den Flügeln mit vorbeschriebenen Dingen schmiert, denn darunter macht die Geitze ihre erste Brut, welche demnächst von da nach dem Halse und Kopfe zuwandert.

Da die junge Gans den Oelanstrich am Grase leicht abzuschaben pflegt, so muß das Bestreichen damit

alle acht Tage und zwar so lange wiederholt werden, bis die Ohrlöcher mit Federn bewachsen sind. Der Anstrich mit Theer dagegen braucht überhaupt nur einmal zu geschehen, denn solcher läßt sich nicht so leicht abwischen wie Oel oder Thran.

Hat sich die Geitze aber bereits im Ohr eingefressen, so hilft kein Bestreichen der Ohrlöcher mehr, sondern man muß alsdenn folgendes Mittel gebrauchen: Man schütte in ein Gefäß, in welchem wenigstens ½ Fuß hohes Wasser seyn muß, etwas Gerste, oder anderes Getreide, das gleich zu Boden sinkt, und nicht oben auf dem Wasser schwimmen bleibt, und setze solches der kranken Gans vor. Um das Futter vom Boden des Gefäßes hervor zu holen, wird sie oft ihren Kopf ganz unter das Wasser tauchen, und dadurch die in ihren Ohren sich befindenden Insekten nöthigen, ihre eingenommene Wohnung wieder zu verlassen.

Gänse, die keine Gelegenheit haben, sich an Orten, wo Schafdünger liegt, oft aufzuhalten, oder auf trockenen Weiden weiden, werden mit der durch die Geitze verursachten tödlichen Ohrenseuche sehr selten befallen. Auch sind die Gänse davon frei, die die mehrste Zeit auf großen Flüssen leben, denn über dem Wasser hält sich die Geitze, wegen des beständigen Windes, nicht auf.

Eine zweite Gänseepidemie ist die unter dem Namen Kah bekannte Gänsekrankheit. Der Kah entsteht, wenn die jungen Gänse was schädliches und ungesundes fressen oder saufen, wodurch denn ihre innere Theile nach und nach in Fäulniß übergehen.

Durch folgende Mittel kan man die Gänse größtentheils gegen diese Krankheit sichern:

a) Man gebe den jungen Gänsen in den ersten sechs Wochen ihres Daseyns täglich einmal zerschnittene Nesseln, die man mit etwas wohlzerriebenen Flachsknospen, in welchen aber kein Saame mehr seyn darf, und mit einigen Tropfen Terpentinöl vermischt hat, zu fressen. Auf zehn Gänse nimt man zu einer willkührlichen Menge Nesseln, zwei Hände voll zerriebener Flachsknospen, und etwa 6 bis 7 Tropfen Terpentinöl. Die jungen Gänse fressen dieses Gemengsel ohne weitern Zusatz nicht gerne, daher man es ihnen durch andere Zusätze, als: Brod, Schrot, Kleie u. d. g. angenehmer und schmackhafter zu machen suchen muß; und wollen sie es auch alsdenn nicht fressen, so mache man mit einem Zusatz von Schrot, Pillen daraus, und gebe ihnen solche ein. Oder man gebrauche folgendes Mittel, welches D. Daniel Gottfr. Schreber in seiner Sammlung verschiedener Schriften, welche in die ökonomischen, Polizei- Cameral- und andere Wissenschaften einschlagen, Th. 1. S. 364 vorschlägt: Man lasse den jungen Gänsen täglich eine Mahlzeit von gestampften Disteln, Träbern und ein wenig Gerstenschrot zurechte machen und in besondern Trögen vorsetzen,

daß,

daß, wenn sie von der Weide nach Hause kommen, sie diese Mahlzeit allemal vorfinden. Wöchentlich 3 bis 4 mal, nachdem man es nöthig erachtet, streue man auf dieses Futter die vom Rauchtaback gesammelte Asche oben auf; so wird man sehen, von was für gutem Effect dieses Mittel ist. Hiermit muß man bis zur Ernte continuiren, wiewohl man gegen diese Zeit hin die Tabacksasche seltener dabei gebraucht. Zu rathen ist aber, mit der Tabacksasche etwas sparsam umzugehen, damit die Gänse nicht zu stark darnach purgiren.

b) Man lasse die jungen Gänse zu keinem unreinen und stinkenden Wasser. Ihre Tränke muß reines, klares, und wo möglich, fließendes Wasser seyn.

c) Sie dürfen nicht an solchen Orten weiden, wo ein aus seinen Ufern getretener Fluß, oder andere Gewässer Schlamm zurück gelassen haben, oder wo viele Weidenbäume stehen. Die im Schlamm verfaulten Gräser, die Weidenblüthen, und eine Art kleiner Käfer, die sich vorzüglich häufig im Monat Junius bei den Weidenbäumen aufhalten, und von den Gänsen begierig aufgesucht und verzehrt werden, auch andere im Schlammwasser befindliche Insekten, besonders die Blutigel, welche sie mit hineinschlukken, sind ihnen äußerst schädlich.

Ist die Gans schon mit dem Kah befallen, welches man daraus abnehmen kan, wenn sie gar nicht fressen will, und die Spitze ihres Schnabels und ihrer Zunge weißer als gewöhnlich ist, so nehme man folgendes Mittel zur Hand:

Man mache oben auf der Zunge, da wo die Vertiefung längst der Zunge, ungefehr einen halben Zoll von der Spitze nach derselben zu, einen Schnitt. Ist der Einschnitt tief genug gemacht, so zeigt sich eine kleine Ader. Diese Ader schneidet man heraus, giebt der Gans ein Loth Butter, worin 6 bis 7 Pfefferkörner geknetet sind, ein, und läßt sie hierauf einige Stunden dursten.

Die **Auszehrung** ist die **dritte Krankheit**, woran die jungen Gänse häufig sterben. Diese fällt vorzüglich in die Zeit, wenn sie Federn bekommen, oder, wie der Hausmann im Bremischen sich ausdrückt, wenn sie Spulen machen. Alsdenn hat es mit ihnen eben die Bewandniß, wie mit jungen Kindern, wenn sie Zahne bekommen. Das Wachsen der großen Federn nimt ihnen Saft und Kraft weg, sie werden zuletzt so matt, daß sie nicht mehr im Stande sind, das Gras abzuschneiden, und endlich für Mattigkeit dahin sterben. Nothwendig ist es daher, daß man dafür Sorge trage, daß die jungen Gänse von der Zeit an, da sie die ersten Spulen treiben, bis dahin, daß das Hauptsächlichste geschehen ist, an guter Nahrung keinen Mangel leiden, daß man ihnen alle Abend etwas Brod, Gerste, Haber und dergleichen giebt, damit sie bei Kräften bleiben. Freilich wird alsdenn die Gänsezucht etwas

kost-

kostbar, zumal, wenn der Haber theuer ist, und der Himten mit 24 mgr. bezahlt werden muß; allein, will man seine Gänse zur Zeit des Spulens nicht besser futtern, wie sonst, so muß man die denn auch sterben lassen, die mit so weniger Nahrung nicht vorlieb nehmen wollen noch können. In den Maschgegenden ist dieses der Fall. Man futtert daselbst die Gänse so wenig mit Brod als Korn, welches doch in den meisten Geestgegenden geschiehet, und dieserwegen ist der Unterschied zwischen beiden so groß, daß Niemand leicht Maschgänse kaufen wird, so lange er noch Geestgänse haben kan, weil erstere sogar auf dem Maststall noch lange schwindsüchtig sind.

Ein alter erfahrner Landwirth versichert aus eigener Erfahrung zu wissen, das folgendes Mittel alles Sterben verhindere, wenn man nemlich den jungen Gänsen, zur Zeit, wenn sie die ersten Spulen trieben, etwas Kupferrauch zwischen Habern mischte, und sie selbigen fressen liesse, zugleich aber auch den Gänsestall mit Brennnesseln ausstreuete.

Er bestimmt die Quantität für 40 Stück etwa auf 1 ggr. bis 2 mgr., sagt, daß sie darnach ein Erbrechen bekämen, und denn noch etwa 8 bis 14 Tage alle Abend mit etwas Haber gefuttert werden müßten.

Ob das Mittel zuverläßig sey, und ob der Kupferrauch nicht vielleicht nur als Reinigungsmittel diene, der Haber aber die besten Dienste leiste, läßt man dahin gestellt seyn, und begnügt sich damit, das Mittel zum etwanigen Versuche bekannt gemacht zu haben.

Endlich soll das Saufen des Donnerwassers, das ist, solchen Regenwassers, welches nach erfolgten Gewittern in den Pfützen stehen bleibt, den jungen Gänsen tödtlich seyn. Im Cellischen wendet man schon seit Jahren gegen das aus dieser Ursache entstehende Gänsesterben folgendes Mittel an: Man treibt bei einem aufsteigenden Gewitter die Gänse in den Stall, sperret sie bis nach vorübergegangenem Gewitter darin ein, und läßt sie vorher, ehe man sie wieder ausläßt, Wasser saufen, worin Schießpulver aufgelöset ist, alsdenn schadet ihnen das in den Pfützen stehen gebliebene Donnerwasser nichts. In jedem Eimer voll Wasser löset man ungefehr ein Loth Schießpulver auf.

Hannover. Wehrs.

Anfrage.

Wo findet man Nachricht von der an der Leine so bekanten Erdweide zur Erlernung ihrer Behandlung?

Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 31ten August 1789.

Auszug aus der Lebensbeschreibung des Herrn Poivre, Ritters vom heiligen Geistorden, und ehemaligen Intendanten der Inseln Isle de France und Bourbon.

(Fortsetzung.)

Herr Poivre kam endlich nach Pondichery zurück, und hier erlebte er die berühmte Expedition von Madras, und die so nachtheiligen Zwistigkeiten der Herrn von Pleix und von Bourdonnais. Er tadelte auf gleiche Weise diese beiden Männer, so geschickt und berühmt sie auch sonst waren, und bemühete sich, wiewohl vergebens, sie auszugleichen. Er begleitete den zweiten nach Isle de France, welcher ihm zu folgen geneigter war.

Die Escadre, welche sie beide nach Europa übersetzen solte, mußte jedoch an der afrikanischen Küste mehrmals, und zuletzt bei Martinike, des Krieges halber, Halt machen.

Herr Poivre, der nun über Indien so viel Licht erhalten hatte, das dort über das Schicksal der Nation entscheiden konte, brannte vor Begierde, solches dem Gouvernement mitzutheilen. Er erreichte in einem kleinen Boote die Insel St. Eustache, wo er sich auf einer holländischen Suau nach Europa einschiffte.

Gleich bei der Einfarth in den Kanal brachte ihn ein Kaper von St. Malo auf, aber schon am vierten Tage wurde dieser von einer englischen Fregatte wieder aufgebracht, nach Guernesey geführt, und sodann nach acht Tagen, bei Unterzeichnung des Friedens, wieder ausgeliefert.

Die seltenen Beobachtungen und die großen Aussichten, die er von Asien mit zurück brachte, verbunden mit der Fertigkeit, womit er chinesisch, konchinchinesisch und malaisch redete, hefteten die Aufmerksamkeit der indischen Compagnie auf ihn, und veranlaßten, daß man ihn im Jahr 1732 als Königl. Minister nach Konchinchina schickte, um daselbst für die Compagnie einen neuen Handlungszweig zu gründen.

Der König von Konchinchina wurde durch den Anblick eines jungen Eu-

ropäers, mit dem er sich ohne Dollmetscher unterhalten konte, nicht wenig in Verwunderung gesetzt. Er wurde ganz für ihn eingenommen und erzeigte ihm die ausgezeichnetesten Gefälligkeiten.

Er war ein gefühlvoller, edelmüthiger, aber zugleich schwacher und vernachläßigter Fürst.

Herr Poivre legte bei seiner Rückkunft nach Isle de France, in den Magazinen der Compagnie sogar auch die besondern Geschenke nieder, welche er von diesem Souverain erhalten hatte.

Die vortheilhaften Gesinnungen, worin Herr Poivre den König von Konchinchina verließ, und der Unterricht, den er an seinem Hofe und in seinen Staaten eingesammlet, hätten die Basis der wichtigsten Speculationen abgeben können. Ewig schade, daß man sie vernachläßigte; wenigstens kan man sich nicht enthalten, dies äußerst sonderbar zu finden.

Wenn indessen gleich die politischen und Handelsaussichten, deren glücklichen Erfolg Herr Poivre vorbereitet hatte, nicht erfüllt wurden, so war denn doch dagegen seine Gesandschaft zu Konchinchina nicht ohne Nutzen. Er hatte sich nicht so sehr von dem Geschäft der Mission, welches er übernommen, fesseln lassen, und daher verwandte er öfters die größte Sorgfalt auf die Sammlung nützlicher Pflanzen, um sie auf Isle de France einzuführen und einheimisch zu machen. Den Pfefferbaum, den Caneelbaum, und verschiedene Bäume, die zur Färberei dienen, Harz und Firniß bei sich führen, wie auch verschiedene Arten Fruchtbäume hatte er schon hieher gebracht. Bereits 16 Jahr vorher war er der Wohlthäter dieser Insel, ehe er noch vermuthen konte, daß er hier dereinst Intendant werden würde.

Das schätzbarste aller Geschenke, welches er Isle de France machte, war der trockene Reis, der zu Konchinchina auf den Bergen wächst, nur eine mäßige Wärme nöthig hat, und gar keine Anfeuchtung erfordert. Man hielt hier einige Ernten davon; allein nach Herr Poivres Abzuge wurde der Bau dieses wichtigen Getreides den Negersklaven überlassen, die es, wie jeden andern Reis, anfeuchteten und solchergestalt diese Gattung von trokkenem Reis zu Isle de France gänzlich verdarben, da er doch von dieser Kolonie nach Europa hätte übergehen können, und noch jetzt unsere mittägigen Provinzen hätte bereichern sollen.

Unter die unzähligen Uebel, die Sklaverei und die daraus folgende Dumheit dem menschlichen Geschlechte veranlaßt haben, muß man auch noch jenes zählen.

Schon seit 20 Jahren, da dieser Vorfall bekant wurde, heißt es nun, daß man nach Konchinchina zurückkehren, und dort den trockenen Reis suchen müßte.

Europa verbrauchte in Indien in zwei Jahrhunderten Billionen, es mordete hier Millionen Menschen, und

und unterhielt dort eine beträchtliche Zahl tiefer Politiker, geschickter Generale, heiliger Missionarien, fleißiger Handelsleute und unerschrockener Helden.

Hätte sich jedoch nur ein einziger kluger Mann gefunden: so würde er eine Pflanze mit zurück gebracht haben, die weit nützlicher, als selbst Korn ist, und die alle das Uebel, welches so viele große Männer angerichtet haben, hätte ersetzen können. Kaum aber hat man darauf geachtet: man hat sie lieber verderben lassen, und wenn kluge Nationen, in einem aufgeklärten Zeitalter Kenntniß von diesem Schatz und von seinen Verlust erhielten, so sagten wohl einige einsichtsvolle Leute ganz kalt: „es ist Schade; allein, man fuhr doch fort zu handeln, sich zu überlisten, sich herum zu schlagen, ohne nur im geringsten daran zu denken, mit wie wenigen Kosten dieser Schade hätte ersetzt werden konnen.

Gleich nach seiner Zurückkunft von Konchinchina wurde Hr. Poivre von der indischen Compagnie auf eine geheime Gesandschaft nach Manilla geschickt. Seine Instruction verband ihn, das Geheimniß selbst den Bedienten der Compagnie zu Kanton, wo er durchreisen mußte, nicht merken zu lassen. Diese fanden sich dadurch beleidigt, und vermuthlich deswegen noch weit mehr, weil sie, wie sich in der Folge zeigte, auf einem andern Wege von demselben Geheimnisse unterrichtet wurden. Sie legten ihm alle Arten von Hindernissen in den Weg und setzten ihn ganz außer Stand, den Endzweck seiner Sendung ganz zu erreireichen. Er wurde also genöthiget, wieder nach Pondichery und Isle de France zurück zu gehen, obgleich er sich nur erst eines Theils seines Auftrags entledigt hatte. Unterdessen hatte er sich doch bei den Spaniern und unter den Eingebornen der verschiedenen Länder, die er durchreisen mußte, vorzügliche Freunde gemacht. Er hatte die Gemüther so vortheilhaft vorbereitet, und die Umstände in eine so glückliche Verfassung gesetzt, daß er sich von einer zweiten Reise alles versprechen konte.

Diese Reise hatte zum Hauptgegenstande, für Isle de France feine Gewürze anzuschaffen und hier einheimisch zu machen.

Herr Poivre brachte fünf Setzstämme von Muskatbäumen mit, die schon Wurzeln hatten, wie auch eine ziemliche Anzahl Muskatnüsse, welche zum Aufkeimen tauglich waren, und deren gute Eigenschaft sowohl Herr von Büffon als von Jussieu versicherten.

Gewürznelkenstauden konte er sich jedoch nicht verschaffen, ohne selbst nach den Molucken zu gehen, weil man den Gewürznelkenbaum nur alsdenn erst verkauft, wenn er zum Ausſprossen ganz untüchtig ist.

Herr Poivre, welcher der indischen Compagnie nun schon so wesentliche Dienste geleistet, deshalb auch von ihr immer die genugthuensten Beweise

weise ihm Zufriedenheit erhalten hatte, glaubte feste Gründe zu haben, auf den kräftigsten Beistand zur Fortsezzung einer Unternehmung rechnen zu dürfen, deren guter Ausgang gewiß war, und der dieser Compagnie nothwendig unsägliche Vortheile zu Wege bringen mußte.

Er hatte Europa sehr jung verlassen: sein kluger Kopf, sein reines Herz, hatte noch keine Erfahrung von französischen Sitten eingesogen. Sein natürlicher Verstand sagte ihm, daß eine große Handlungsgesellschaft gewiß durch ihren Vortheil bestimmt werde; daß alle ihre Entwürfe und Plane zusammenhängen müßten, und daß in dieser Verbindung auch der geringste Dienst nicht unbeträchtlich seyn könne. Nach diesen Grundsätzen urtheilte und handelte er. Allein, er lernte zu Isle de France, daß die indische Compagnie eben so, wie fast immer alle Gesellschaften, und selbst Republiken, in zwei Theile getrennt war; er merkte, daß derjenige, der zu der Zeit die Oberhand hatte, nicht mehr derselbe war, der seine Reisen begünstigt, und seinen Arbeiten Beifall zugerufen hatte; daß an der Spitze der Parthei, welche das Uebergewicht erlangt hatte, ein Directeur stand, dem es gar nicht darum zu thun war, das einmal angenommene Project seines Vorgängers von der Gegenparthei zur Ausführung zu bringen, und der, weil er holländischen Ursprungs war, unmöglich ein Vergnügen daran finden konte, sein neues Vaterland in Rücksicht eines so wichtigen Gegenstandes, als die feinen Gewürze sind, eine Nebenbuhlerin von seinem alten werden zu sehen.

Jezt begrif er die Ursache einiger der Schwierigkeiten, welche er sonst kaum hatte begreifen können, und die in der innern Uneinigkeit der indischen Compagnie ihren Grund hatten. Er sahe ein, daß er die erlangten Kenntnisse nicht nuzbar machen, und daß er sein Vaterland nicht mit den schäzbarsten Quellen des Reichthums der indischen Compagnie der Holländer bereichern könte, ohne zugleich mitten in den holländischen Besitzungen Lebensgefahr zu laufen, oder sich vielleicht dem Undank und der Verfolgung von Seiten der Franzosen selbst auszusetzen.

Herr Poivre war tenax propositi Vir; er trat mit Herrn Bouvet, einem der größten Seemänner, die je im Dienste der indischen Compagnie gewesen sind, und der bloß nur auf eine Zeitlang zu Isle de France das Commando führte, in Unterhandlung. Er machte so geschickt die alten und nicht wiederrufenen Instruktionen der indischen Compagnie geltend; er zeigte so klar die Wichtigkeit der Unternehmung, und die Gewißheit des guten Erfolgs, vorausgesezt, daß man ein Schiff hätte, welches man dazu widmen könte, daß Herr Bouvet, nachdem er das Nothdürftigste der Colonie, deren Seemacht sehr geringfügig und in schlechtem Zustande war, zusammengebracht hatte, es über sich

nahm,

nahm, diesmal der mächtigern Parthei zu misfallen, und dem neuen Argonauten eine alte kleine Fregatte von 160 Tonnen anzuvertrauen.

Dieses war bei den Umständen ein sehr großes und seltenes Beispiel von Eifer und Muth, welches Herr Bouvet hierdurch zu Tage legte, und wofür Herr Poivre beständig eine lebhafte Dankbarkeit behielt, ob es gleich nicht möglich gewesen war, dieses kleine und sehr schlechte Schiff mit einer andern, als äußerst schlechten Equipage, auch wenigen und schlechten Lebensmitteln zu versehen.

Während der Ausrüstung desselben, theilte Herr Poivre unter drei Colonisten von Isle de France seine Muskatsetzlinge aus, und gab ihnen wegen ihrer Wartung vortreflichen Unterricht.

Endlich schiffte er sich im Jahre 1754 auf die kleine Fregatte, la Colombe, ein.

Dieses kleine Fahrzeug war elend gebauet, alt, schlecht, dabei nur schwach equipiret, und segelte äusserst langsam.

Ungeachtet er beständig günstigen Wind hatte, so brauchte er dennoch, um nach Manilla zu kommen, doppelt so viel Zeit, als ein gewöhnliches Schiff zu derselben Reise nöthig gehabt haben würde.

Er landete daselbst, wie das Schiff der Gefahr unter zu sinken, nahe war, und die Besatzung schon seit langer Zeit am nöthigen Wasser Mangel litt.

Herr Poivre fand das Land im Feuer. Die spanische Regierung hatte einen gefährlichen Krieg mit allen benachbarten Nationen angefangen, und hielt den König Yolo gefangen.

Der Charakter des Herrn Poivre, sein ruhiger Geist, seine Sanftmuth und selbst seine Freimüthigkeit (denn ist diese mit Klugheit verbunden, so ist sie immer sehr nützlich) machten ihn außerordentlich zur Unterhandlung geschickt. Er brachte es so weit, daß er viele Gemüther wieder besänftigte; er hatte zu Manilla ein eben so großes Zutrauen, als er vorher zu Konchinchina genossen hatte, und unter andern lobenswürdigen Anwendungen, brauchte er es, um das Schicksal des Königs Yolo zu mildern.

Wie Herr Poivre nun einem wichtigen Theile seines Auftrages ein Genüge geleistet, sich die erforderlichen Kenntnisse erworben, die kleine Ladung seines Schiffes verkauft, und durch eine andere wieder ersetzt, sein Schiff wieder ausgebessert, sich die Ehrfurcht und das Zutrauen der Spanier, wie auch die Freundschaft des Königs Yolo und seiner Familie erworben hatte, ging er wieder zu Schiffe und nahm seinen Weg nach den Gewürzinseln. Verschiedene seiner Matrosen, und selbst zwei seiner Officiere, hatten das Schiff verlassen, weil sie die Fehler desselben kannten, und es unmöglich war, solches in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen, um an unbekannten Küsten landen, und durch das von Seeräubern unsicher

gemachte Meer segeln zu können, zumal jene wider alle Nationen ohne Unterschied herumstreiften, und so eben noch eine Galeere nebst einem vollkommen bewafneten, mit Kanonen besetzten und dazu mit einer zahlreichen Mannschaft versehenen Schiffe, weggenommen hatten.

Herr Poivre entzog sich der Gefahr nicht; er hätte ihr zum Theil ausweichen können, wenn er für jetzt wenigstens den Verfolg seiner Gesandschaft und Entwürfe aufgegeben hätte, und nach Isle de France den nächsten besten Weg zurückgekehrt wäre. Allein, er hatte schon damals so viel Mühe gehabt, um die schwachen Mittel zu erlangen, worüber er Verfügung machen durfte; er sah schon zum voraus, wie unschlüßig man war, sie weiter fortzusetzen, da eine unvollkommene Expedition den Widerstand zu rechtfertigen geschienen haben würde; und daher wolte er lieber dem Fortgang der Absichten, die er zu erfüllen hatte, getreu bleiben, und sich der Gefahr der Elemente überlassen, als sich der Willkühr der Regierung bloßstellen. Als er alles dieses mit Ruhe und Gleichheit der Seele erwogen hatte, entschloß er sich, abzureisen, und entweder seinen Endzweck zu erreichen, oder umzukommen.

Da er also gezwungen wurde, zurück zu kehren, ruhete er zu Timor eine Zeitlang aus, und errichtete hier mit dem König von Indien und dem portugiesischen Gouverneur der Insel ein Freundschaftsbündniß, die ihm hierauf einige Muskatsetzstämme, eine ziemliche Quantität Muskatnüsse und reife Gewürznägelein, in dem Zustande, worin man sie säet, verschaften, wiewohl sie zum Auskeimen schon zu alt waren.

Dies kan wenigstens die Möglichkeit bestätigen, daß es welche giebt, die zum Anbau geschickt sind.

Nach verschiedenen nützlichen Betrachtungen über die Passatwinde, langte er endlich zu Isle de France wieder an, und überschickte dem Oberconseil dieser Colonie den 8ten Jun. 1755 die mitgebrachten köstlichen Setzlinge, welche für seine Gewürze erkant wurden.

Diejenigen Setzlinge, die er das Jahr vorher den verschiedenen Einwohnern überlassen hatte, waren abgestorben, und mehrere Umstände liessen vermuthen, daß ihr Verderb nicht natürlich gewesen, sondern durch einen schlecht gesinnten Aufseher des Gartens bewürkt war, den die Gegenparthei, die sich der Aufsuchung der Gewürze widersetzte, nach Isle de France geschickt hatte. Der Ausgang lehrte, daß Herr Poivre wohl gethan, daß er seine Untersuchungen auf den Molucken nicht auf ein ander mal verschob.

Herr Bouvet war nicht mehr zu Isle de France. Ein neuer Gouverneur war in seine Stelle getreten. Dieser hatte keinen für Herrn Poivre günstigen Auftrag, weder von seinen Beschützern, die ihn für ertrunken hielten, und an seine Expedition nicht

weiter dachten, noch von seinen Gegnern, die weiter nichts, als sie zu vereiteln suchten.

Obgleich der Gouverneur sonst sehr gut gesinnt war, so konte und wolte er es doch nicht über sich nehmen, ihm irgend ein Mittel zu einer neuen Unternehmung zu verschaffen, deren glücklicher Ausgang, auf einem nur erträglichen Schiffe nicht mehr zweifelhaft war.

Bei solchen Umständen glaubte Hr. Poivre sich damit beruhigen zu müssen, daß er die mitgebrachte Ladung, welche sogleich mit Vortheil verkauft wurde, der Compagnie überließ, und bat um Erlaubniß, nach Frankreich zurück zu kehren.

Dies wurde ihm auf einem Schiffe bewilliget, das zu Madagascar überwintern solte.

Niemals verabsäumte Herr Poivre eine Gelegenheit, nützliche Kenntnisse einzusammeln, um solche in sein Vaterland mit zurück zu bringen. Auf Coromandel hatte er mit der größten Genauigkeit dem Verfahren der Indianer, bei der Druckerei der schönen Leinewand, welche unter dem Namen Perses oder Chittes bekant ist, nachgespähet, und die Zusammensetzung der Farben studirt. Zu China hatte er sich von den Materialien und der Verfertigung der Porcellaine, wie auch von der Zubereitungsart des Zeuges, welches wir Seide von Nankin nennen, gründlich unterrichtet, auch damit seit seiner Rückkunft sehr glückliche Versuche gemacht.

Dabei war er so bescheiden, daß selbst Personen, die mit ihm in der vertrautesten Gesellschaft lebten, nur abgerissene Stücke von einigen seiner Kenntnisse, und bloß die Erzählung eines Theils seiner Arbeit einsammelten.

Er kam mit großem Ruhm und mittelmäßigen Glücksumständen zurück.

Herr Bertin, der damals Generalcontrolleur war, und die Dienste des Herrn Poivre sowohl kante als zu schätzen wußte, bewog den König, jenem, ohne daß er es verlangt hatte, ein Geschenk von 20000 Franken zu machen.

Zufrieden mit dieser mäßigen Vergeltung, ließ sich Herr Poivre auf einem angenehmen Landsitze bei Lion nieder. Er überließ sich hier seiner Liebe zu den Wissenschaften, und er zog die seltensten Pflanzenarten aus allen vier Theilen der Welt.

Die Akademie der Wissenschaften hatte seinem Verdienste schon lange dadurch Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie ihn zum Correspondenten ernannte, die einzige Stelle, die sein Reisen ihm zu bekleiden erlaubten.

Sie gab ihm dies Zeichen der Hochachtung den 4ten Sept. 1754, und der gelehrte Jussieu sah seine Briefe als einen Schatz der Akademie an.

Nach seiner Zurückkunft wurde er auch von der Akademie der Wissenschaften zu Lion zum Mitgliede gewünscht, und aufgenommen, welcher er zwei Aufsätze betitelt: Betrachtungen über die Sitten und Künste der Völker von Afrika und Asien, verlas.

Die

Die Akademie verlangte, daß diese Aufsätze gedruckt werden mögten. Die Regierung billigte zwar ihren Entschluß, schob aber die Vollziehung auf.

Einige Exemplare hatten sich indessen schon verbreitet, und die auswärtigen Buchdrucker, die sie auf der Stelle nachdruckten, setzten ihnen ohne Vorwissen des Autors, den Titel vor: Reisen eines Philosophen.

Herr Poivre war zu sehr Philosoph, als daß er diesen Namen auf dem Titelblatt seiner Schriften hätte annehmen sollen; allein der Titel, welcher von den Buchhändlern erdacht, durch das Publikum bestätigt, und durch mehrere Ausgaben vervielfacht wurde, erhielt vor dem den Vorrang, den er seinen Werken gegeben hatte. Dieses unterhaltende, bestimmte, körnigte Werk enthält mehr Sachen als Wörter; man sieht darin alles ins helleste Licht gesetzt, wie im ganzen Weltgebäude die Glückseligkeit, die Bevölkerung, die Macht der Staaten, mit dem Ackerbau und der Freiheit im Verhältniß stehen, und in welchem Punkt die Hand des Despotismus, der Anarchie und des Aberglaubens, die Fruchtbarkeit eines Bodens, den der Himmel so sehr begünstigte, unnütz machen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Beantwortung der Anfrage im 55ten Stück dieses Magazins: vom Anbau des Kalmus.

Kalmus anzubauen ist sehr leicht; man sammelt im Sommer bei einer Abtrocknung in den sumpfigten Oertern die dicken Wurzelstangen davon, und wirft diese wieder an solchen Stellen ein, so machen sie ihre Fortpflanzung. Der Kalmus ist den Wiesen, und dem Landwirth im Heumachen niemals schädlich, denn er bleibt im Wasser, und Sumpfboden, und verläßt solchen nicht wie Merrettig, der sich in den Küchengärten einnistelt, und schwer auszurotten ist. Seine dicke Wurzeln liegen unter dem Wasser flach auf dem Sumpfboden, man kan sie entweder mit bloßen Händen, oder einer Harke herausholen, und auf die Weise den Kalmus beinahe mit einem mal gänzlich zerstöhren.

Seine Eigenschaften sind bekant, und sein Standort verdient vor einem anderen Schilf den Platz.

Hat Jemand Wiesen, die Abzugsgraben nach dem Strome haben, so werfe er in diese viele Kalmuswurzeln hinein. Der Vortheil ist noch dabei, daß die Fische, besonders die Karpfen, bei etwas hohem Wasser in die Graben schwimmen.

Hannover. E. F. Gutzeit.

Hannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Freitag, den 4ten September 1789.

Auszug aus der Lebensbeschreibung des Herrn Poivre, Ritters vom heiligen Geistorden, und ehemaligen Intendanten der Inseln Isle de France und Bourbon.

(Fortsetzung.)

Da Herr Poivre sich dessen entledigt zu haben glaubte, was er für das Glück anderer Menschen zu thun im Stande war, so bedachte er endlich auch sein eigenes.

Er war eben im Begrif, sich mit einer jungen Dame zu verbinden, die von edler Abkunft, reich an Tugenden, Sanftmuth und Reizen, kurz, in jeder Rücksicht würdig war, die Gesellschafterin eines gefühlvollen Philosophen zu seyn, als er erfuhr, daß, wenn man sich um das Publikum verdient macht, man sich zugleich die Pflicht und Verbindlichkeit auflegt, sich noch immer mehr darum verdient zu machen.

Sein Ansehen ließ mit Recht hoffen, daß keiner, als er, auf Isle de France und Bourbon, die Fehler aller Art einer Administration verbessern könne, die, seit sie nicht mehr in den Händen des Herrn von Bourdonnais war, stets Unglück gehabt hatte.

Die dringendsten Einladungen von Seiten des Gouvernements, welche zugleich die geschicktesten waren, das Bestreben, Gutes zu stiften, in einem Herzen zu verdoppeln, welches noch niemals aufgehört hatte, davon beseelt zu werden, trafen ihn mitten in den Vorbereitungen zu seiner Heirath an.

Er hatte guten Grund, eine abermalige Reise von 4000 Meilen wenig zu wünschen. Er genoß das glücklichste Loos, das ein Weiser nur wünschen kan, in einem reifen und noch nicht geschwächten Alter, verbunden mit der sichersten Hofnung, eine glückliche Ehe zu führen; versichert einer mäßigen Bequemlichkeit des Lebens, die er hinreichend und geehrt von schmeichelhafter und allgemeiner Achtung fand.

Er mußte selbst befürchten, daß nicht allein die Gefahren, die ihm sowohl das Meer, als auch die wichtigen

gen Posten, die er bekleidete, drohe-ten, seine jugendliche Freundin in Schrecken setzen, und eine Verbin-dung trennen mögten, deren Glück die Gnade und das Ansehen der Kö-nige nicht aufzuwiegen im Stande ge-wesen seyn würde.

In dieser Rücksicht beruhigten ihn zwar wieder der Muth und die Zärt-lichkeit, die sie ihm erwies. Aber doch mußte es ihm schmerzhaft seyn, sich von seinem angenehmen Aufent-halt, der Ruhe, und so vielen andern Glücksgütern loszureißen, die seinem ruhigen Charakter so unendlich theuer geworden waren, die er jedoch immer dem allgemeinen Wohl aufopferte. Er gehorchte den Befehlen des Königs und rechtfertigte sie durch den vortheil-haftesten Erfolg.

Er fand die Insel Isle de France und Bourbon in einer fast gänzlichen Zerrüttung. Der Anbau der Felder, die Handlung, die Festungen, alles war auf gleiche Weise vernachläßigt. Es glückte ihm, alles wieder herzu-stellen.

Einige seiner Reden an das Ober-consseil, von dem er Präsident war, sind gedruckt; sie sind die Meisterstücke der Vernunft und der Beredsamkeit, die edle Sprache des Magistrats, des Administrators und des Bürgers.

Seine erste Sorge richtete er auf Eßwaaren, die auf diesen Inseln sehr wichtig sind, weil sie nicht bloß für sich allein subsistiren, sondern zu Krie-geszeiten auch noch den Escadern des Königs Unterhalt geben müssen.

Er wandte die größte Thätigkeit an, von Madagascar, dem Vorgebürge der guten Hofnung, und aus Indien al-lerlei Hausvieh und alle zum Lebens-unterhalt der Einwohner und dem Bedürfniß der Schiffahrer erforder-lichen Produkte daselbst einzuführen.

Diese Betriebsamkeit des Herrn Poivre, die Lebensmittel zu vermeh-ren, und sich aller möglichen Mittel zu bedienen, sie auswärts zu erhal-ten, war für die Kolonie und den Staat von unschätzbarem Nutzen.

Im Jahre 1770 schickte der König beim Anschein des Krieges 10000 Mann, sowohl Land- als Seesolda-ten, nach Isle de France. Die Schiffe, welche sie transportirten, waren von allen Schiffsgeräthschaften entblößt; führten weder Lebensmittel zum Vor-rath, noch Geld bei sich.

„Ich weiß es wohl," schrieb der Herzog von Choiseul an Herrn Poivre, „daß man an allem Man-gel haben wird; aber Sie sind da, und wir rechnen auf Sie."

Er betrog sich nicht; denn Herr Poivre versorgte alles; und ungeach-tet zweier auf einander folgender Or-kane, welche die Insel in demselben Jahre verwüsteten, und eine große Anzahl Schiffe am Ufer auf den Strand jagten, rettete doch das Zu-trauen, welches er sich in Indien er-worben, und die Quellen, die seine Vorsicht ihm geöfnet hatte, sowohl die Truppen als Flotte.

Bei den Holländern auf dem Vor-gebürge der guten Hofnung, fand

Herr

Herr Poivre den größten Beistand. Er verdankte es dem guten Ruf seiner Ehrlichkeit. Die Provision, womit man ihn unterstützte, konte er nur bloß mit Wechseln bezahlen. Er mußte das Vorurtheil, welches die Holländer für die Engländer hatten, und ihr natürliches Mistrauen besiegen. Aber die Achtung und Freundschaft, die er den Chefs der Administration vom Cap eingeflößt hatte, behielten die Oberhand.

Man überlieferte die Provision, und begnügte sich mit Wechselbriefen.

Ungern fügen wir hinzu, daß dieses eben die Wechsel sind, deren Ausbezahlung so viele Schwierigkeiten gemacht hat, und erst unter der Regierung Ludewigs XVI. geschah.

Ein dänisches Kauffartheischiff, welches mit Masten, Tau- und Segelwerk beladen war, ging in den Hafen von Isle de France vor Anker. Durch Schmeicheleien und gute Behandlung, bewog Herr Poivre den Capitain, ihm seine Ladung, die man gerade höchst nöthig hatte, für einen sehr billigen Preis zu überlassen.

Sie wurde eben so, wie die holländische Provision, mit Wechselbriefen bezahlt; und auch diese Wechsel wurden erst zur Zeit, wie Herr Bertin auf eine Zeitlang interimsweise das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu besorgen hatte, angenommen.

Herr Poivre wußte sehr wohl, wie diese Art Vorfälle, die Unterstützung von außen her, erschweren müßten. Er suchte daher die einheimischen Hülfsquellen außerordentlich zu verstärken.

Belebt durch seine Ermahnungen, durch seine Sorgfalt und alle die Aufmunterungen, die seit seiner Ankunft in der Kolonie, bloß von ihm abhingen, brachte der Feldbau zu Isle de France und Bourbon reichliche Ernten von Weitzen, von Reis und andern Kornarten hervor.

Herr Poivre war der Meinung, daß den Menschen die Mittel zum Unterhalt nie zu nahe seyn könten.

Sowohl durch die Gesetzgeber von Asien, als durch seine eigene Vernunft aufgeklärt, glaubte er, daß man dem Himmel keinen angenehmern, und der Welt keinen nützlichern Dienst erweisen könne, als wenn man einen Baum pflanzte, oder ein Feld bearbeitete: Lehren des Zoroaster, deren Nutzen und Belohnung sich bei denen zeigt, die sie befolgen.

Geleitet durch ein natürliches Gefühl der Menschlichkeit und durch gesunde Vernunft, welche verlangten, daß man der Sklaven schone, wenn man sie nicht bloß als Werkzeuge des Feldbaues betrachtete; und, wie er sich selbst in dem Eingange einer Verordnung ausdrückt, die er den 10ten April 1771 zu Bourbon gab, unwillig über die ungeheuren Lasten, die die Neger auf den rauhesten und beinahe unwandelbaren Wegen tragen mußten, verbot er in dieser Verordnung, einem Neger künftig mehr als

60 Pfund schwer, und einer Negerin mehr wie 50 Pfund aufzubürden.

Vorhin lud man ihnen beinahe 120 Pfund, entweder auf den Kopf, oder die Schultern, und hiermit mußten sie weite Strecken auf Fußsteigen, worauf man sich selbst nicht einmal der Lastthiere bedienen konte, zurücklegen. Es ist traurig, daß ein so lobenswürdiger Befehl, welcher auf den Fortgang der Kultur, durch die Erhaltung derjenigen, die sie befördern, einen so großen Einfluß hätte haben können, vielleicht, oder vielmehr sehr wahrscheinlich, ohne Ausführung geblieben ist.

Hätte man ihn aber auch für weiter nichts, als eine bloße Nachricht und einen Unterricht ansehen wollen, so würde er doch in diesem Betracht noch von Nutzen gewesen seyn. — Die Administration, welche nur bloß Unterricht giebt, ist nicht weniger wichtig und heilsam, als die, welche befiehlt.

Herr Poivre, welcher von dieser Wahrheit überzeugt war, und jede Gelegenheit wahrnahm, die Bewohner der beiden ihm anvertraueten Kolonien über ihr wahres Interesse aufzuhellen, machte sich durch alle Arten von Dienstleistungen und gutes Verfahren, dem Herrn von Commerson verbindlich, welcher von seiner Reise um die Welt, die er in Gesellschaft des Herrn von Bougainville gemacht hatte, zurück kam. Er bewog ihn, zu Isle de France zu bleiben, um eine Naturgeschichte dieser Insel zu schreiben, und die Eigenthümer derselben zu belehren, die Reichthümer ihres Landes und diejenigen, welche ihnen ein wachsames Auge schon verschaft hatte, und noch alle Tage verschafte, anzuwenden.

Herr von Commerson lebte zu Isle de France beständig bei Herrn Poivre; er starb auch auf dieser Insel kurz nach der Abreise seines Freundes und Beschützers, in Mismuth und Verdruß über die Hintansetzung ihrer ehemaligen Arbeiten, worüber sie sich sehr wohl einverständigt hatten, ob sie gleich Anfangs verschiedene Grundsätze hegten.

Herr von Commerson, ein eifriger Botaniker, hielt eine jede Pflanze von gleichem Nutzen, wenn sie nur selten und neu war.

Herr Poivre, als Administrator und Philosoph, verachtete zwar die Seltenheit nicht, allein er richtete doch hauptsächlich sein Augenmerk auf den Nutzen; denn bloß nützliche Pflanzen waren es, worauf er seine Sorgfalt verwendete.

Unter den Bäumen, die er zu Isle de France bekant machte, und dort selbst kultivirte, müssen wir gleich den Brodfruchtbaum oder Rima bemerken, der sich da sehr vermehrt hat, wovon die Kolonisten schon anfangen Gebrauch zu machen, und der bald ihre vorzügliche Nahrung seyn wird.

Würde dieser Baum auch nach den Antillen versetzt, so würde er dereinst mit wenigen Kosten, sowohl den Weißen als Schwarzen, Unterhalt verschaffen.

Nach

Noch müssen wir des Ampalis, oder Maulbeerbaums mit der großen grünen Frucht von Madagascar, des Rosenölbaums, des Talgbaums, des chinesischen Thees, des Kampescheholzes, des unvergänglichen Holzes, oder Nouroucouye, des Canehlbaums von Ceylan und Konchinchina, aller der verschiedenen Gattungen des Cocosbaums, des Dattelbaums, des Mangasbaums, des Baums der vier Gewürze, der Eiche, der Tanne, des Weinstocks, des Apfel- und europäischen Pfirschbaums, des Avocat von den Antillen, des Mabolobaums von den Philippinen, des Sagobaums von den Molucken, des Seifenbaums von China, des Maran von Yolo, des Mahee, oder Mastbaums, und des Mangoustan gedenken, einer Frucht, welche für die beste von Asien und der ganzen Welt gehalten wird.

Allein, er machte sich noch weit berühmter durch den Erfolg, den endlich sein Fleiß und seine Kenntnisse hervorbrachten, die er seit 25 Jahren bewies, um es dahin zu bringen, Muskat- und Gewürznelkenstämme von den Molucken nach Isle de France in einer beträchtlichen Anzahl kommen zu lassen, um sich der Naturalisirung derselben zu versichern.

Er war schon, seitdem ihm die Verwaltung der Kolonie übertragen wurde, damit beschäftigt, in der Absicht seine alten Arbeiten wieder anzufangen.

Er hatte Herrn Provost, vormaligen Schreiber der Schiffe der indischen Compagnie, der malaisch sprechen konte, von allen ihren Umständen genau unterrichtet, und nachdem er diesen mit Briefen an verschiedene indianische Fürsten versehen hatte, ließ er ihn im Monat Mai 1769 auf der Corvette le Vigilant, welche Herr v. Tremigon, Officier von der königlichen Marine, als Schiffslieutenant commandirte, in Begleitung des Schiffs l' Etoile du matin, commandirt von Herrn d' Etcheveri, als Lieutenant der Fregatte, absegeln.

Die beiden Schiffe machten die Reise nach Manilla zusammen, paßirten Mindanao, berührten die Insel Yolo, deren König, nachdem er wieder frei geworden war, Herrn Poivre als seinen Vater ansah.

Dieser Fürst überreichte Herrn von Tremigon einen Brief an den König von Frankreich, den er seinen mächtigen Beschützer nannte.

Er gab ihnen verschiedenen nützlichen Unterricht, und versicherte die Seefahrer, daß, wenn sie in diesem Jahre die Absicht ihrer Expedition nicht erreichen solten, er ihnen im folgenden Jahre alle Stammarten, die sie nur irgend verlangen könten, verschaffen wolle.

Die Herren von Tremigon, d' Etcheveri und Provost, segelten hierauf nach der Insel Miao, wo jedoch ihr Suchen fruchtlos war; denn die Holländer hatten hier erst kürzlich die Gewürzstämme vernichtet.

Zwischen dieser Insel und der Insel Taffouri, brachte der Mangel an Lebensmitteln beide Commandanten zum

Entschluß, die Zeit zu sparen, indem ein jeder von ihnen ein Stück von der ihnen vorgeschriebenen Laufbahn machen solte. Sie kamen wegen des Orts ihrer Zusammenkunft überein. Herr von Tremigon begab sich nach Timor, wo er sich mit nothwendigen Lebensmitteln versehen, und Entdekkungen machen konte. Herr d'Etcheveri nahm hingegen Herrn Provost an Bord, mit der Ordre, alles dasjenige zu thun, was dieser für den Ausgang der Expedition und den Dienst des Königs am zuträglichsten halten würde.

Dies war der Ausspruch eines Raths, der am 10ten März 1770 auf dem Vigilant, einen Tag vor der Trennung der beiden Schiffe, gehalten wurde.

Herr Provost und Herr d'Etcheveri, Männer von vollkommenen Einsichten, durchkreuzten in ihren kleinen Schiffen alle östlichen Molucken, landeten verschiedene mal auf der Insel Ceram, und endlich, ohne daß weder die Republik Holland, noch ihre indische Compagnie, irgend eine rechtmäßige Ursache, ja selbst nicht einmal Vorwand zur Klage hatten, erhielten sie von den Königen von Gebi und Patani, zweien von den Holländern unabhängigen Souverains, eine große Anzahl Setzlinge von den beiden kostbaren Bäumen, und eine noch viel größere Anzahl von fruchtbringenden Beeren und Nüssen.

Auf der Rückreise drohte eine holländische Escadre einige Gefahr, welcher indessen Herr d'Etcheveri durch seine gewöhnliche Kaltblütigkeit und Vorsichtigkeit, theils aber auch dadurch, daß die geringe Größe seines Fahrzeuges keinen Argwohn erweckte, glücklich entging. Am bestimmten Orte traf er mit dem Herrn Tremigon zusammen. Man vertheilte die jungen Setzlinge, Muskatnüsse und Gewürznelken, auf die beiden Schiffe, die denn auch am 14ten Junius 1770 zu Isle de France ankamen.

Ein so lang gewünschtes Glück verewigte das Oberconseil von Isle de France in seinen Jahrbüchern, und vermöge eines Schlusses, welcher, so bald sich Herr Poivre entfernte, gefaßt ward, ersuchte es den König um eine besondere Gnadenbelohnung für einen Oberaufseher, welcher der Kolonie einen so wichtigen Dienst geleistet habe, und für alle, die Theil an der Ausführung seiner Plane genommen hätten. Das Conseil bat den Obercommandanten, Herrn Chevalier des Roches, er mögte es über sich nehmen, dem Minister den Wunsch der Compagnie mitzutheilen, weil er befürchtete, Herr Poivre würde aus Bescheidenheit das ihm gebührende Lob zu unterdrücken suchen.

Es war aber auch in der That kein geringfügiges Unternehmen. Denn nicht nur Frankreich, dem es eine neue Quelle von Reichthümern öfnete, sondern ganz Europa, welches dieses Produkt jetzt weit wohlfeiler wird haben können, muß es als ein wahres Glück an-

ansehen; hauptsächlich aber die Einwohner der Molucken: denn diese wird man nun nicht weiter zu unterdrücken brauchen, um sich in den Besitz ihrer Produkte zu setzen, und ein ausschliessendes Privilegium auf sie zu behaupten; so bald diese Grausamkeit keinen Nutzen mehr schaft.

Wir haben oben gemeldet, wie vielen Mühseligkeiten aller Art sich Herr Poivre unterziehen mußte, die nothwendig vor dem so wichtigen Dienste vorausgehen mußten, den er seinem Vaterlande und dem menschlichen Geschlechte leistete. Die Fähigkeit und die Kenntnisse, die er seinen verschiedenen Reisen verdankte, besonders aber der gute Ruf, in den er sich bei den Fürsten des Landes gesetzt hatte, waren schon allein im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche die holländische Compagnie den Seefahrern in den Weg legt, die zu den Molucken zu dringen suchen. Beinahe alle, die einen solchen Versuch wagten, bezahlten ihn mit ihrem Leben, und wurden Opfer der Grausamkeit und Wachsamkeit der Holländer.

Aber Herr Poivre, der sein ganzes Leben darauf verwandt hatte, überall wohlthätige Einrichtungen zu verbreiten, konte sicher seyn, allenthalben Freunde und Erkenntlichkeit anzutreffen. Die Oberherrn dieser Gegenden wußten theils aus eigener Erfahrung, theils aus der Erzählung ihrer Bundsgenossen, daß mitten unter diesen Franzosen, die sich ihnen nur wie furchtbare Krieger gezeigt hatten, sich dennoch ein weiser friedliebender Mann befände, der nur zu Leutseligkeit und Gelindigkeit gerathen habe. Herr Poivre genoß gewiß selbst die größte Wonne: der glückliche Ausgang seiner Unternehmung mußte seinem Herzen um so süßer seyn, da er ihn seinen Tugenden fast noch mehr, als seinem Geiste zu verdanken hatte.

Indessen war das Vergnügen, das er empfand, eine Unternehmung, die ihm die Hälfte seines Lebens kostete, sich so glücklich endigen zu sehen, nicht ganz ohne alles Unangenehme. Ein allgemeines Gesetz der Natur scheint es gleichsam zu fordern, daß es kaum eine glückliche Begebenheit geben soll, die nicht mit irgend einer Art von Bitterkeit verknüpft wäre, so wie es aber auch wiederum fast keine Widerwärtigkeit giebt, die nicht gewissermaaßen eine Vergütung mit sich führte.

Kaum waren die feinen Gewürzarten auf Isle de France angekommen, als der Eifer des Commandanten, und die einstimmige Meinung des Oberconseils, den einzigen Herrn Poivre ausgenommen, ein Mandat veranlaßten, worin jeder für einen Verräther erklärt ward, der einige von den Setzlingen der beiden neuen Bäume, welche Wurzel geschlagen hätten, oder einige Muskatnüsse und Gewürznelken, die zur Anpflanzung brauchbar wären, nach einer andern Kolonie brächte. Herr Poivre, betrübt, Niemand für seine Meinung zu sehen, war genöthigt, mit zu unterschreiben.

Zu-

Zugleich schrieb er aber auch an den Minister, und machte ihn auf die gefährlichen Folgen eines solchen ausschließenden Privilegiums aufmerksam, und trug es zugleich einem seiner Freunde, der hier von der Feder lebt, auf, sie in ein größeres Licht zu setzen. Dies wurde auch durch einige Memoires so gut bewürkt, daß der Herr Duc de Praslin, ein Mann von Geist und Gerechtigkeitsliebe, in einer Schrift, die sogleich gedruckt ward, sich ganz so wie Herr Poivre erkläre: man würde ungerecht und lächerlich handeln, wenn man eine nützliche Anbauung, wozu man in einigen Provinzen aufmunterte, in andern untersagen wolte; und daß die feinen Gewürze, wenn man sie auf Isle de Franle einschränken wolte, durch einen einzigen Orkan, oder durch die Folgen eines unglücklichen Krieges ausgetilgt werden könten.

Darauf beschleunigte er beim Könige die Ausfertigung des Befehls, Muskatbäume und Gewürznelkenstämme sowohl nach der Insel Bourbon als nach dem französischen Guyenne bringen zu lassen. Beide Baumarten kamen sowohl auf dieser als auf jener Kolonie gut fort. Beinahe konten sie schon ein Gegenstand des Handels werden, und ihre Früchte, ob sie gleich ihr Klima geändert haben, sind hier jetzt schon so schön und würzig als auf den Molucken selbst.

Der Schluß folgt künftig.

---

* * * * * * * *

Der unbekaunte Herr Einsender der Anfrage: Wo Saamen von dem im 59ten Stück des hannoverischen Magazins v. d. J. beschriebenen siberischen Erbsenbaum zu bekommen sey, und ob dieser nützliche Baum bereits im Churhannoverischen gezogen werde? kan einige Saamenkörner davon zur Probe aus dem Intelligenzcomtoir unentgeltlich erhalten. Zugleich meldet man ihm, daß die mehrsten Kunstgärtner hiesiger Lande den Baum ziehen, und vermuthlich auch Saamen davon verkaufen; auch daß er ausser den königlichen Gärten, in vielen Privatgärten vor Hannover gezogen wird.

Mehrere Auskunft vom siberischen Erbsenbaum, nicht *Acacia sibirica*, wie ihn der Herr Einsender jener Anfrage nennt, sondern *Robinia caragana*, pedunculis simplicibus, foliis abrupte pinnatis, findet man in den Schriften der Petersburgischen ökonomischen Gesellschaft I. S. 45. in den Abhandlungen der schwedischen Akadem. XII. S. 125. in Krünitz Encyclopädie I. S. 196. und im Leipziger Intelligenzblatt von 1768 S. 436.

Hannoverisches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 7ten September 1789.

Auszug aus der Lebensbeschreibung des Herrn Poivre, Ritters vom heiligen Geistorden, und ehemaligen Intendanten der Inseln Isle de France und Bourbon.

(Schluß.)

Herr Poivre ließ es nicht bei dieser Unternehmung bewenden, obgleich durch dieselbe schon 400 junge Setzlinge von Muskatbäumen; 10,000 Muskatnüsse, die schon gekeimt hatten, oder doch dem Auskeimen nahe waren; 70 Setzlinge von Gewürznelken und eine Kiste Gewürznägelein, die zum Theil schon ausgekeimt und aus der Erde waren, versendet war. Vorsichtig fürchtete er alle physische Zufälle, ja selbst moralische, die er schon aus mehr als einmal gemachter Erfahrung kante, und bald von neuem erfahren solte.

Im Junius 1771 schickte er auf dem Transportschiffe Isle de France, kommandirt von einem Fähndrich der königlichen Schiffe, dem Herrn Coetivi, den Herrn Provost nach den Molucken, wohin ihn die Corvette le Necessaire, von einem Oberofficier der indischen Compagnie, Herrn Corde geführt, begleiten solte. Sie machten eine neue Reise nach Gebi, und brachten von dort eine noch weit beträchtlichere Menge von Setzlingen und Körnern, von Gewürznelken sowohl als von Muskatbäumen zurück. Das Transportschiff kam den 4ten Junius 1772 wieder an, und die Corvette den 6ten. Diese Expedition, glücklicher noch als die erste, versicherte den französischen Kolonien den Besitz der feinen Gewürze auf immer.

Die vorige indessen wäre schon hinlänglich gewesen. Während daß die Herren Provost und d'Etcheveri auf dem Fahrzeuge der Morgenstern zu einer Unternehmung, deren guten Erfolg die sorgsamste Vorsicht ihnen zugesichert hatte, sich auf offnem Meere befanden, wurden inzwischen auf Isle de France alle mögliche Maaßregeln genommen, daß die jungen Setzlinge einen Boden und eine Bearbeitung vorfinden mögten, die ihnen am zuträglichsten wäre.

Herr Poivre hatte von der indischen Compagnie, an einem Orte, genannt Montplaisir, einen eingeschlossenen nicht weit vom Hafen von Isle de France gelegenen Platz angekauft, und hier auf seine Kosten einen sehr prächtigen Garten angelegt, der denjenigen nichts nachgab, welche die holländische Compagnie auf dem Vorgebürge der guten Hofnung bearbeiten läßt, und der, reichlicher noch, als jene, fast alle nützliche Pflanzen der beiden Halbkugeln in sich faßte.

Hier brachte er die Stunden zu, welche die Pflichten seines Amts ihm frei ließen. Herr Poivre hatte nicht nur eben so vielen Einfluß auf Sitten und öffentliche Angelegenheiten, wie vormals Cato, sondern er glich auch darin diesem großen Manne, daß er auf die geringsten Verfügungen bei ländlichen Arbeiten Acht gab, ja sie selbst anordnete; und hierdurch hauptsächlich erwarb er sich eine so große Geschicklichkeit in diesem Fache.

Er stand diesen für jeden Gelehrten sowohl, als für jeden Bürger, der es einzusehen fähig ist, wie viel wichtiger es seyn kan, eine nützliche Pflanze zu gewinnen, als eine neue Provinz zu erobern, gleich interessanten Platz, dem Könige in der Folge für eben den Preis ab, um welchen er ihn von der Compagnie erkauft hat. Um dem Vaterlande einen Dienst zu leisten, scheute er keine Kosten, sparte nichts an Einrichtungen, und ließ sich keine Mühe verdrießen, wenn die Verbesserung des Gartens es verlangte: und dies alles machte ihn auch zu dem verdienstvollesten Patrioten. In allen Theilen der asiatischen Kulturart hatte er den Herrn von Cere unterrichtet, dem er die Oberaufsicht des Gartens von Montplaisir zugedacht hatte, welche Stelle er diesem Manne damals zwar noch nicht verschaffen konte, die ihm aber doch noch nach der Zeit, seinen Wünschen gemäß, übertragen ward. Auch hat Herr von Cere diese Wahl durch seine sorgfältigen Bemühungen, seine Einsichten und seinen Muth gerechtfertigt. Man solte kaum denken, daß die letzt genannte Eigenschaft dem Herrn von Cere bei der Aufsicht und Unterhaltung eines Gartens, der Sr. Majestät gehört, sehr erforderlich wäre. Noch weniger aber wird man sich vorstellen können, daß selbst, nachdem alles den besten Erfolg gehabt hatte, und Herr Poivre schon wieder abgereiset war, sich doch noch Leute fanden, die, einzig durch Misgunst bewogen, es sich einfallen liessen, die kostbarsten Pflanzen, die er auf Isle de France einheimisch gemacht hatte, fast mit eben der Unverdrossenheit, mit welcher er sie hieher zu bringen suchte, wieder auszurotten. Dieser nur zu wahre Fall ward uns noch kürzlich von einem königlichen Minister bestätigt, unter dessen Augen es vorging, und der sein ganzes Ansehn nöthig hatte, um es zu verhüten, daß nicht der Garten und alle Pflanzen, die er enthält, ein Raub der Vernichtung wurden, und

um

um den Herrn von Cere gegen die Feinde zu beschützen, die sein patriotischer Eifer für die Erhaltung dessen, was dem Herrn Poivre so viel Arbeit kostete, ihm zugezogen hatte.

Werden einst die feinen Gewürze für Frankreich eine reiche Goldmine, so darf der Name des Herrn von Cere eben so wenig vergessen werden, als der Name seines berühmten Freundes, dem die Erkenntlichkeit der Pflanzer zu Cayenne ein edles und einfaches Denkmal im Garten des Herrn von Gers an einem Orte, wo gerade vier schöne Alleen von Gewürznelkenbäumen zusammenlaufen, errichtet hat.

Folgendes schreibt über den Garten von Montplaisir ein rechtschaffener, geistreicher und helldenkender Mann, der ganz Europa, Griechenland, Asien und Aegypten mit Nutzen durchreist ist, und jetzt eben von den Kolonien zurück kömt, über die Herr Poivre die Verwaltung hat.

„Der Garten des Königs zu Isle de France; sagt er, „scheint mir ein Wunder der Welt zu seyn. Das Klima dieser Insel ist so milde, daß sich die Produkte des ganzen Erdbodens hier vervielfältigen. Der Reisende findet in diesem Garten mehr als 600 Arten von kostbaren Bäumen oder Stauden beisammen, die aus den verschiedensten Ländern zusammen gebracht sind. Alle haben freilich noch nicht den höchsten Grad der Vollkommenheit, allein, es gehört Zeit und Sorgfalt dazu, wenn Bäume sich an ein fremdes Klima und die Natur eines stiefmütterlichen Bodens gewöhnen sollen. Dieser Theil der Kultur, der lange Erfahrung, Beobachtungsgeist und Philosophie verlangt, war gerade das Fach, worin Herr Poivre seine größte Stärke besaß. Auch Herr von Cere, sein Schüler, hat sich viele Kenntnisse in demselben erworben. Der Mangasbaum war 20 Jahre auf Isle de France gewesen, ohne taugliche Früchte getragen zu haben. Jetzt sind beide Inseln mit diesen Bäumen bedeckt, welche die herrlichsten Früchte in großem Ueberfluß hervorbringen. Eben dies ist bei vielen andern der Fall gewesen, die sich eben so allmählig erst verbesserten."

„Die Gewürznägelein, die aus dem königlichen Garten von Isle de France kamen, und die der Abt Raynal sah, waren, wie er sagt, klein, trocken und winzig. Diese Eigenschaften mußten sie als Früchte des ersten Ertrags schwächlicher und kraftloser Bäume, die nur kurz zuvor weit von ihrer Geburtserde verpflanzt waren, natürlich wohl haben. Jetzt würde er dies weder von der Frucht eben derselben Bäume, noch von denen sagen können, die Herr Hubert in seinem Garten zieht, welcher auf der Insel Bourbon mit dem besten Erfolge 8000 Gewürznelkenbäume kultivirt."

Solte man gleichwohl glauben, daß Misgunst, niedrige Denkart, Gleichgültigkeit fürs Wohl des Vaterlandes und der Menschheit, unter der Larve einer verachtungswürdigen

kargen Sparsamkeit, mehrere male der Regierung den Vorschlag gethan haben, den Garten von Montplaisir zu verlassen, oder zu zerstören, der doch schon so vielen Nutzen gestiftet hat, und noch stiften kan? Wäre das Ministerium weniger edeldenkend, weniger wohlthätig, und weniger von allem unterrichtet gewesen; und hätte der indische Held, Herr von Suffren dem Herrn Poivre, der Wichtigkeit seiner Plane und dem Nutzen seiner Bemühungen nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen; wer weiß, was geschehen seyn würde.

Herr Poivre hatte große Lust, zum zweiten mal mit dem trockenen Reis die Zahl der kostbaren Pflanzen, die diesen Garten bereichern, zu vermehren. Er schätzte diese nährende Pflanze noch höher als die schönsten Gewürze. Oft that er den Vorschlag zu einer Reise nach Konchinchina, um ihn von dort herzuholen, allein bis jetzt fügte ein gewisses Misgeschick es immer so, daß die Nationen und Regierungen bei allen ihren Unternehmungen fast allein nach Glanz geizten, ohne oft darauf Rücksicht zu nehmen, ob ihr eigentlicher Vortheil auch darunter litte. Den Oberaufsehern darf man dies nicht so sehr zur Last legen. Dies Unglück rührt vielmehr bloß von der Erziehung her, die man ihnen gab; bei welcher ihnen zwar viel von Ruhm vorgesagt wurde, nichts aber von den Mitteln, die Quellen der Subsistenz zu vervielfältigen und Nationen zu bereichern. Dem Herrn Poivre hatte man daher auch zwar erlaubt, alles in Ansehung der Gewürze zu thun, aber man glaubte nicht, daß Konchinchina, welches damals noch für den Handel nicht sehr wichtig zu seyn schien, es verdiene, eine Reise dahin zu machen, um Reis von dorten her zu holen.

Die Marine der Kolonie, die in sehr schwachen Umständen war, reichte nur kaum zu zwei verschiedenen Unternehmungen zu. Die Mittel, welche Herr Poivre ersonnen hatte, um beide möglich zu machen, fanden in der getrennten bürgerlichen und militairischen Gewalt, und in der Verschiedenheit der Absichten und Plane, die hiervon eine nothwendige Folge waren, ein unübersteigliches Hinderniß.

Da er sich nun genöthigt sahe, darauf Verzicht zu thun, während seiner Administration sich wieder von neuem trocknen Reis zu verschaffen; so versuchte er, die Kultur des nassen Reis dahin umzuändern, daß er ihn nach und nach daran gewöhnte, auch ausser Wasser aufzuwachsen. Er ließ ihn in verschiedenen Gegenden beim Anfange der regnigten Jahrszeit aussäen. An manchen Stellen ging er aus, an einigen hingegen fand sich, daß diese natürliche Anfeuchtung schon hinlänglich sey. Denn die Aussaat, mit weniger Nässe zufrieden, keimte, wuchs und trug Früchte. Es giebt daher heutiges Tages auf Isle de France eine Art Reis, die zwischen dem allgemein bekanten nassen, und dem

dem trocknen Reis von Konchinchina in der Mitte steht. Die Befeuchtung in der regnigten Jahrzeit, befördert seinen Wachsthum hinlänglich. Bis jetzt ist er noch nicht so weit, daß er mit Nutzen nach Europa verschickt werden kan. Er leidet doch noch immer sehr auf Isle de France, wenn der Regen nicht in überflüßiger Menge kömt; und man beklagt sich, daß der Regen immer mehr abnehme, je mehr das Land angebaut wird.

Allein man scheint sich Hofnung machen zu dürfen, daß, wenn man immer zur Aussaat von den Körnern nimt, die in solchen Cantons gewonnen sind, welche am wenigsten befeuchtet wurden und hoch liegen, man endlich doch dahin kommen werde, einen Reis zu erhalten, der in gemäßigten Klimaten fast ganz des Regens entbehren, und wahrer trockener Reis werne könne. Welch ein Schatz würde sich hier für Europa öfnen! Freilich wäre es der geradeste Weg, gleich nach Konchinchina zu schicken. Man würde vielleicht alsdenn zwanzig Jahr früher ein Mittel in Händen haben, die Art des Unterhalts und die Bevölkerung zu verdoppeln. Aber man solte dennoch dem Herrn Poivre vielen Dank dafür wissen, daß er, als alle Möglichkeit für ihn verloren war, diese so wichtige Getreidegattung aus dem Lande, wo sie einheimisch ist, zu erhalten, den kühnen Entschluß faßte, selbst ein solches Produkt hervorzubringen, und daß er alle seine gelehrte Theorie, die er sich über den Anbau und die Ausrottung der Pflanzen gesammelt hatte, hierbei in Ausübung setzte. Man muß sich Glück wünschen, daß es ihm zum Theil gelunist, und dem Himmel dafür danken, daß er der Erde diesen erfinderischen Mann schenkte, noch mehr aber dafür, daß er diesen Erfinder auch zugleich mit dem warmen Eifer belebte, seine Talente, Bemühungen, kurz, seinen ganzen Geist und alle seine Kräfte für das allgemeine Wohl in Thätigkeit zu setzen.

Herr Poivre verließ Isle de France im Jahre 1773. Da er einzig fürs allgemeine Wohl gearbeitet hatte, so brachte er nur das sehr mittelmäßige Vermögen zurück, welches seine Sparsamkeit, die nie in Geiz ausartete, ihm zu dem hinzugewann, was er schon vor seiner Administratur besaß. Dafür dauert aber auch sein Andenken noch in den Segenswünschen der beiden Kolonien, die ihm anvertrauet wurden.

Dennoch sah Herr Poivre bei seiner Ankunft zu Versailles alle Anzeichen seiner Ungnade vor Augen. Zwei Jahre verstrichen, ehe man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren ließ, die die Verwaltung seines Amtes verdiente. Aber unter der neuen Regierung trat Herr Türgot, der durch seine tiefen Einsichten sowohl, als durch seinen Muth eben solche Verfolgungen zu erdulden verdiente, und auch wirklich in der Folge ein Opfer derselben wurden, als erklärter Beschützer des Herrn Poivre auf. Die ehrenvollsten

Beweise von der Zufriedenheit des Königs, waren der Lohn seiner Dienste, und 12000 Franken jährlicher Pension wurden dem Orden des heil. Michaels, den er schon erhalten hatte, hinzugefügt.

Die Gnade des Königs schränkte sich nicht einmal auf eine solche Belohnung ein. Der König wünschte dem Herrn Poivre die Stelle eines Oberrichters in Handlungssachen zu Lion, und ließ ihn durch die Herren Turgot und Bertin aufmuntern, um diesen Posten anzuhalten. Allein die Wunden, welche die vielen Verdrüßlichkeiten seinem Herzen verursacht hatten, bluteten noch.

So groß seine Erkenntlichkeit war, konte sie ihn doch nicht zu einer abermaligen Entfernung in neuen Staatsangelegenheiten bewegen. Er versäumte es, die Wege einzuschlagen, welche zur Erlangung der Stelle nothwendig waren, und ward auch nicht gewählt.

Die Einkünfte von dem eigenen Vermögen des Herrn Poivre waren geringer, als das, was er durch die Freigebigkeit des Königs besaß. Aber seine klugen Einrichtungen, die Ordnung, die in seinem Hause herrschte, und die Sorgfalt einer würdigen Gattin, machte es ihnen möglich, ehrenvoll und standesmäßig zu leben, ihren liebenswürdigen Kindern eine hervorstechende Erziehung zu geben, und unzählige Wohlthaten auf die Dürftigen in der Gegend ihres herrlichen Gartens zu la Freta auszuschütten; wo sie ihre Tage an den Ufern der Saone, zwei Meilen von Lion, zubrachten, und wohin sich aufgeklärte Reisende begaben, um hier Seelenruhe zu genießen, und ihren Geist zu bereichern.

Herr Poivre sprach mit Leichtigkeit und Anmuth, aber nie mit künstlicher Wahl des Ausdrucks. Obgleich er eine erstaunliche Menge Sachen und Menschen gesehen hatte, und hiermit ausgebreitete Kenntnisse und ein bewundernswürdiges Gedächtniß verband; nahm er doch nie eine entscheidende Miene an. Sein Charakter und seine Grundsätze machten ihn gegen Irrthümer der Menschen eben so nachsichtig als gegen ihre Schwachheiten. Er liebte die Gesellschaft helldenkender Leute, ertrug aber doch die Thoren mit Gelassenheit. „Man kan" sagte er, „von jedem lernen." Selbst niederträchtige Menschen betrübten ihn mehr, als daß sie seinen Zorn rege machten. Nie warf aufwallende Hitze einen Flecken auf die stille ruhige Würde, die einen Grundzug seines Charakters ausmachte. Eine glückliche Mischung von Geist und Güte des Herzens gaben ihm unveränderliche Festigkeit, und erhoben ihn über Leidenschaften. Wenige Menschen übten wohl je die Philosophie so aus, wie er.

Seine Gesundheit, geschwächt durch die vielen Mühseligkeiten seines Lebens,

bens, litt in den beiden letzten Jahren desselben sehr. Und dennoch immer gleich heiter, weise und sanft, hörte er nie auf, ein angenehmer Gesellschafter zu seyn, und sein Umgang blieb stets denen, die ihn kannten, theuer und schätzbar.

Der Rath des Herrn Rast, eines Mannes, der ihm als Arzt und Freund gleich achtungswürdig war, bewog ihn, den Winter des Jahrs 1784 bis 1785 zu Hieres in der Provence zuzubringen. Diese Reise war ihm sehr heilsam, konte aber doch die Verwüstungen nicht wieder herstellen, die das Podagra in seinem Innern angerichtet hatte. Es war unmöglich, das Uebel nach den äußern Theilen hinzuziehen. Man konte sehen, wie Herr Poivre allmählig den Sommer über immer schwächer ward, und wie die Brustwassersucht diesen edlen rechtschaffenen Mann langsam, aber desto sicherer, untergrub.

Den 6ten Januar 1786 unterlag er endlich seiner Krankheit, im Anfange des Thauwetters, in eben der Ruhe, die ihn während seines ganzen Lebens nicht verließ, wie ein Philosoph und ein Mann von Religion, der, nachdem er seine Zeit wohlthätig angewandt hat, sich auch nun völlig der Güte des allgemeinen Wohlthäters anvertrauen konte.

Als die Nachricht von seinem Tode nach Paris kam, sah man erst, wie allgemein Herr Poivre geschätzt wurde. Auf allen Seiten wetteiferte man, sich für die Unterstützung der Witwe und der Kinder beim Könige zu verwenden. Eine Menge redlicher Bürger von jedem Stande und Range, die vornehmsten wie die geringsten, kamen in dieser Absicht, ohne sich vorher beredet zu haben, zusammen, und wechselseitig verwundert, sich einander anzutreffen, trugen sie gemeinschaftlich dem Herrn Marechal de Castries ihre dringende Bitte vor.

Nichts konte dem Andenken des Herrn Poivre ehrenvoller seyn, ob es gleich ganz überflüßig war. Denn, so bald der Herr Marechal seinen Tod erfahren hatte, that er dem Könige den Vorschlag, die Hälfte der Pension unter Madam Poivre und ihre drei Töchter zu vertheilen; und der König stand keinen Augenblick an, dies Gesuch zu bewilligen, weil er weiß, wie viel er dabei gewinnt, wenn er die Dienste geschickter und tugendhafter Männer noch an ihren Kindern belohnt.

---

* * * * * * * *

In einigen Gegenden des Lüneburgischen sollen die Ochsen auf eine äußerst schlechte Art angespannet werden. Ein Queerholz auf dem Nakken, und ein rundes Holz um die Kehle, sind das ganze Geschirr, wor-

woran der Ochse ziehen, und seine Arbeit verrichten muß. Das Thier bekomt davon große Beulen, die es kraftlos machen, anhaltende Arbeit zu verrichten. Weit besser wäre es, wenn man dem Ochsen ein etwas krummes, handbreites mit einem ausgestopften drellenen Kissen versehenes Joch vor die Stirn legte, welches auf jeder Seite ein Loch hätte, wodurch die Stränge gezogen würden, die hinten am Wagen oder Pfluge angebunden werden. Auf diese Weise behält der Ochse seine völlige Kraft, und ziehet bei guter Wartung gewiß so viel, wie 2 Pferde ziehen können.

Anekdote.

Die Araber sind von jeher den Pflichten der Gastfreiheit besonders treu gewesen. Dies bezeugen alle Reisende, die sich in jenen Gegenden aufgehalten haben, und man hat folgende wahre Anekdote unter die verschiedenen besondern Charakterzüge dieses Volks gerechnet.

Taleb hatte das Unglück gehabt, des **Emir Alkasar's** Vater zu tödten. Dieser brannte schon längst vor Begierde, sich zu rächen. Eines Tages, als er eben ausgehen wolte, seine Nachforschungen fortzusetzen, kam ein Unbekanter zu ihm, und bat demüthig um Herberge. **Alkasar** nahm seinen Gast mit aller ersinnlichen Gastfreiheit und Treuherzigkeit auf; hieß ihn sich an seinen Tisch nieder zu setzen, und bewirthete ihn auf's beste. Den andern Tag ging der Emir wieder aus, und durchstrich alle Winkel der Stadt, den Gegenstand seiner Rache auszuspähen. Er kam am Abend sehr verdrüßlich zu Hause, weil ihm jeder Versuch mißglückte. Der Fremde fragte ihn, da sie zu Abend speisten, sehr angelegentlich nach der Ursach seines Misvergnügens. Nach vielem anhaltenden Bitten erklärte Alkasar dem Unbekanten, daß er nun schon seit einem ganzen Jahre einen gewissen **Taleb** vergeblich suche; er sey der Mörder seines Vaters. „Nun denn, sagte der Fremde, und nahm einen falschen Bart ab, der ihn verstellte, so suche denn deinen Feind nicht weiter, er ist in deiner Gewalt. „**Ich bin Taleb!**" — „**Du Taleb?**" rief der Emir starr vor Verwunderung. Ist es wohl möglich? Aber siehe, du bist mein Gast. Da, nimm diesen Beutel, entferne dich aus meinem Hause; dann will ich zusehen, was ich thun muß.

Hannoverisches Magazin.

73tes Stück.

Freitag, den 11ten September 1789.

Etwas über die Stadt Uslar am Solling und umliegende Gegend.

Liebster Freund!

Sie fordern mich zur Erfüllung des Versprechens auf, welches ich Ihnen bei der schmerzhaften Trennung nach unserem mehrjährigen vertrauten freundschaftlichen Umgange, der uns so manche angenehme Stunde gewährte, geben mußte; nemlich Ihnen eine Beschreibung des Städtchens Uslar und der umliegenden Gegend, die Sie nur flüchtig gesehen haben, zu geben, falls ich mich nach Uslar begäbe. Dies ist nun zwar geschehen; aber schon muß ich wieder in einigen Wochen die hiesige Gegend verlassen; die Kürze meines hiesigen Aufenthalts, der noch dazu vorzüglich den Winter betroffen hat, erlaubt mir daher nicht, von allem Bericht abstatten zu können. Diesem kurzen Aufenthalt bitte ich deswegen es zuzurechnen, wenn ich von der alten Geschichte dieser Stadt und Gegend, zu welcher es mir an Quellen gefehlt hat, fast gar nichts, und überhaupt nur flüchtige Beobachtungen, unvollständige Nachrichten mittheile. Der Ursprung der Stadt fällt sehr wahrscheinlich in die Mitte des 13ten Jahrhunderts, in welchem die meisten hannoverischen Städte entstanden sind. In den vormaligen Zeiten, als sie noch die Residenz des Herzogs Erich II. war, welcher sie in eine Festung verändern ließ, und in den Jahren von 1546 bis 1584 mehrere mal sich daselbst aufhielt, war sie eine nicht unwichtige Stadt; sie war der Schlüssel zum Solling von mehreren Seiten; ihre Einwohner machten sich durch kriegerische Unternehmungen berühmt, und erwarben sich in umliegender Gegend Ansehen. Die Lage der Stadt ist zwar wie in einem Kessel, rund herum von einer Kette von Gebirgen umgeben; aber da sich die Einwohner vermittelst genauer Kenntniß dieser hinter einander gethürmten Gebirge, deren mannigfaltigen Höhen, Tiefen und Schlupfwinkel, und durch den listigen Gebrauch derselben in den ehemaligen Fehdezeiten zum Theil in deren Besitz zu erhalten wußten, so waren sie in der

mit einer festen Mauer umgebenen Stadt ziemlich sicher, ehe Schießpulver erfunden und im Kriege benutzt wurde. Nach einem auf hiesigem Rathhause befindlichen Dokument hat der Herzog Erich II. dieser Stadt, ohne Verlust irgend eines Privilegii, den Namen Freudenthal beilegen wollen.

Von dem Schlosse, welches Herzog Erich II. hier bauen ließ, sind kaum noch einige Trümmer vorhanden; bald nach seiner Vollendung ist es wieder, wie man sagt, durch Feuer zerstöhrt worden. Im dreißigjährigen Kriege hat die Stadt sehr gelitten; so wie auch damals mehrere Dörfer in umliegender Gegend bis auf den Namen nach vertilgt worden sind. Was alte Privilegien der Stadt anbetreffen, so hat sie, außer mehreren städtischen Gerechtigkeiten angeblich: Zollfreiheit für ihre Frachten u. d. gl. auf drei Meilen, freie Holzung aus den Königl. Churfl. Forsten, welches Recht sie gegen Abtretung der zwei in der Stadt befindlichen Mühlen an K. Ch. Cammer erhalten haben soll. Sie hat ferner das Recht, einen Deputirten zum Landtage zu schicken; doch alternirt sie mit diesem Recht mit den benachbarten Städten Moringen, Hardegsen und Dransfeld. Gegen die Juden ist sie noch so intolerant, daß keiner, außer dem Jahrmarkt, sich länger als 24 Stunden darin aufhalten darf.

Nach allen Gegenden hin ist die Stadt nur etwa 3 Meilen von gröſsern Städten entfernt. Gegen Morgen liegt Einbeck, nach Mittag Göttingen, gegen Abend Münden, nach Mitternacht Hörter und Holzminden.

Die hiesige Gegend ist, ungeachtet der Gebirge, ziemlich bebauet; davon die große Anzahl von Dörfern Beweise giebt, welche zum Theil alle sehr verborgen liegen. Die Einwohner manches Dorfs wohnen daher von Gebirgen eingeschlossen; weite Aussichten hat hier deswegen das Auge nicht, und dem, der an Ebene gewöhnt ist, gefällt es hier daher anfänglich nicht, um so viel weniger noch des Winters, da alsdenn die Wege durch die Gebirge oft gar nicht zu passiren sind, wodurch auch zuweilen die reitende Post aufgehalten wird. Aber um desto angenehmer ist die Gegend dem Auge, das öftere Abwechselung von Gegenständen liebt; ganz unerwartet wird man von gröſsern und kleinern Dörfern überrascht, so wie auch des Sommers angenehme grüne Thäler mit klaren geschlängelten Flüssen, gröſsere und kleinere grüne Hügel, dem Auge sich schnell darbieten; beschattende Gehölze gewähren des Sommers hie und da sehr angenehme Spatziergänge. Rund herum in einer Entfernung von anderthalb bis zwei Stunden, zählt Uslar fast 30 Dörfer; nemlich nach Morgen hin liegt Vahle, Dinkelhausen, Delliehausen, Espel, Bollensen, Gehrshausen, Volperhausen, Schlarpe; nach Mittag Allershausen, Schoningen; nach Abend Farlinghausen, Offensen, Hesebeck, Fürstenhagen, Olbers-

bershausen, Wahlshausen, Arnborn, Wiensen, Bodenfelde, Lippsberg, Gehrswalde; nach Mitternacht Nienover, die Spiegelhütte, Solingen, Camerborn, Schönhagen, Neuhaus, Silberborn und Eschershausen. Ausserdem befinden sich noch nahe bei der Stadt die Eisenhütten, welche aus der Unter- und Oberhütte bestehen, ferner die zum Kupferhammer gehörenden Wohn- und Arbeitshäuser, eine Oel- Papier- Loh- und Sägemühle, 2 Vorwerke, von denen das eine dem hiesigen Amte, das andere dem adelich von Hattorfschen Hofe zugehört, und die Ziegelbrennerei. Sechs Dörfer, als Vahle, Dinkelhausen, Allershausen, Wiensen, Solingen und Eschershausen, nebst den Hütten, sind hier eingepfarret. Bollensen hat zwar seine eigene Kirche, dessen Prediger aber wohnt hier, und versiehet hier den Gottesdienst zugleich mit.

Die Flüsse, welche durch und bei Uslar vorbei fliessen, gehören nur zu den kleineren. Einer komt unter dem Namen der Ahle von Solingen her in den Wiesen; sowohl die Unter- als Oberhütte benutzen denselben, indem für beide durch Graben das zu den Arbeitswerken nöthige Wasser daraus geleitet wird, welches sich nachher wieder darin ergiesset; ein zweiter komt von Eschershausen her aus den Gebirgen, der einen Zweig in die Wiesen nach der Ahle liefert, theils aber nach dem Kupferhammer fließt, und sowohl von den zur Verarbeitung des Kupfers hieselbst angelegten Arbeitswerken, als auch von einer Säge- Papier- und Oelmühle benutzt wird, nun durch die Stadt fließt, und daselbst 2 Mühlen treibt; noch ein anderer Fluß komt aus den Gebirgen über Vahle her, fließt über die Neustadt, und bekomt hier den Namen Martinebach. Die letztern Flüsse ergiessen sich alle unweit der Stadt in den erstern, nemlich in die Ahle, welche dadurch einen ziemlich starken Zuwachs erhält, durch die Wiesen nach Schoningen ihren Weg nimt, und sich endlich in die Weser ergiesset. Sämtliche Flüsse führen ein helles, klares und leichtes Wasser, in dem vorzüglich Forellen ihre Wohnung haben. Außerdem giebt es hieselbst verschiedene gute Quellen, als auf der Neustadt der sogenannte Kreuzbrunn, und eine andere Quelle auf der Unterhütte; beide, vorzüglich letztere, liefern ein sehr kristallhelles, reines, süsses und leichtes Wasser, das fast von allen erdigten und andern mineralischen Theilen frei ist, und daher vorzüglich zum Trinken von den hiesigen Einwohnern gebraucht wird. Auf dem Marktplatze hieselbst ist ein ausgemauerter Brunnen, in welchem ein darin befindlicher Pfoste, vermittelst eines Wasserfalls aus dem vom Kupferhammer kommenden Flusse beständig aus 4 Pfeifen Wasser liefert. Von dem in der Mitte der Straßen allhier befindlichen kleinen Bach, der aus dem vom Kupferhammer kommenden Flusse entlehnt ist, und in denselben sich wieder ergießt, werde ich nachher nochmals reden.

Anderthalb Stunden von hier, bei Bodenfelde, fließt die Weser vorbei, welches für die Stadt in Rücksicht der Handlung sehr wichtig ist.

Die Stadt selbst besteht aus der Alt- und Neustadt; beide machen 232 Häuser aus, welche ungefehr a) von 1250 Personen bewohnt werden: Uslar ist daher nur mäßig bevölkert.

Die Stadt ist mit 2 Haupt- und einem Nebenthor versehen, von denen 2 noch nach alter Art einen hohen viereckigten mit Steinen aufgeführten Thurm haben.

Da Uslar seit einem Jahrhundert und länger nur wenig durch Feuersbrünste gelitten hat, so sind zum Theil alle Häuser noch von sehr alter Bauart; mehrere haben ein Alter von zwei bis drittehalb hundert Jahren: nur selten wird hier, ungeachtet des hiesigen Holzvorraths, gebauet; gute und bequeme Wohnungen sind hier daher etwas rar. Die Häuser sind theils mit Ziegelsteinen, (die auf der hieselbst angelegten, der Cämmerei zugehörenden Ziegelbrennerei zu haben sind) theils mit rothen platten Sandsteinen, mit welchen der Solling reichlich versehen ist, bedeckt. Die Strassen gehen, 2 kleinere ausgenommen, vom Morgen nach Abend; sie sind ziemlich gut gepflastert, von gehöriger Breite, von beiden Seiten nach der Mitte zu etwas abhängend, und in der Mitte fließt, wie schon oben erwähnt worden, ein kleiner Bach, welcher das Regenwasser und viele der Luft schädliche Unreinigkeiten mit fort führet, und dadurch die Straßen stets reinlich und trocken erhält, welches die Gesundheit der Einwohner gewiß sehr befördert. Außer den Straßen in der Stadt, sorgt auch die hiesige Polizei, die dem jüngsten Senator obliegt, für die Verbesserung der Wege in dem außerhalb den Thoren zur Stadtgerechtigkeit gehörenden Gebiet; da widrigenfalls, wenn sie aus der Acht gelassen würde, gewiß binnen wenigen Jahren die Wege gar nicht mehr würden befahren werden können.

So wie hier nur wenig gute Privathäuser sind, so sind auch die wenigen öffentlichen Gebäude nicht in dem besten Zustande. Das hiesige Rathhaus ist zwar ziemlich groß und geräumig, bedürfte doch aber einige Ausbesserung. Die Kirche (St. Johannis), die bereits 500 Jahr alt, und für die, wegen der eingepfarrten Dörfer und Hütten, sehr zahlreiche Gemeinde fast zu klein ist, verfällt sehr; an mehreren Stellen regnet es durch; viele Risse drohen eine baldige stärkere Zerstöhrung. Es sind einige Schulzimmer zugleich mit an die Kirche gebauet. Die Kirche soll sonst sehr reich gewesen seyn, jetzt aber ist sie arm. Der bei der Kirche befindliche Thurm ist bisher an vielen Stellen

a) Da schon seit mehreren Jahren keine Zählung vorgenommen, so läßt sich jetzt die Anzahl nicht genau bestimmen.

len nicht bedeckt, und daher das Holz darin dem Regen sehr ausgesetzt gewesen; die Spitze des Thurms ist mit Bleiplatten bedeckt, welche es zeither etwas gefährlich gemacht haben, sich dem Thurm, * fürnemlich bei Windsturm, zu nähern, da schon oft große Stücke Blei von vielen Centnern heruntergefallen sind; es gereicht indes der Stadt zum Ruhm, daß sie jetzt darauf bedacht ist, zu befürchtenden Unglücksfällen vorzubeugen, da sie das Blei davon abnehmen, und für das, aus dem Verkauf des Bleies zu lösende Geld den Thurm sichern und ganz decken lassen wird.

Auf dem vor dem Thore befindlichen Kirchhofe haben im Anfang dieses Jahrhunderts einige hiesige reiche Familien eine wohl eingerichtete Kapelle massiv bauen lassen, fürnemlich zu dem Behuf, Leichenpredigten darin zu halten; da sie aber im siebenjährigen Kriege sehr durch die darin angelegten Lazarethe gelitten, und es an Gelde zur Ausbesserung des Gebäudes gefehlt hat, so ist sie schon jetzt ausserordentlich verfallen und so gar des Dachs an vielen Stellen entblößt b). Der vor dem Thore belegene Kirchhof ist auch viel zu klein für die zahlreiche Gemeinde, da, außer den Todten der Stadt Goslar, noch die von fünf Dörfern und den Hütten dahin beerdigt werden. Da an andern Orten die Gebeine jedes Todten 30 Jahre ungestöhrt zu ruhen pflegen, so ist hier solches nicht mal 10 Jahre möglich c).

Der hiesige Magistrat besteht aus einem studirten Burgermeister und 2 Senatoren, von denen der älteste Cämmerer ist. Alle Klagsachen, die nicht criminal sind, Polizei und dergleichen Stadtsachen gehören vor den Magistrat, Criminalsachen aber gehören vor das Amt daselbst.

Die Vermögensumstände der Cämmerei sind zwar ziemlich gut; jedoch das meiste von dem, was an Besoldungen der mit Aemtern der Stadt versehenen Personen, für Wohnungen derselben, was an Straßen- und Wegebesserungen, und überhaupt für die Stadt jährlich auszugeben nöthig ist, müssen die Einwohner und alle die, welche an Länderei und Gärten in der Uslarschen Stadtgerechtigkeit was besitzen, auf einem contributionsmäßigen Fuß aufbringen.

Das hiesige Stadtbier soll ein braunes Bitterbier seyn, es wird aber nur wenig, oft gar kein Hopfen dazu genommen, und verdient daher oft nicht den Namen eines Bitterbiers; indes ist es ein gutes durstlöschendes und nährendes Getränk. Wenn nicht die meisten hiesigen Familien selbst Bier

b) Soll und muß auch ganz eingehen. A. d. H.

c) Das wäre sehr kurz; wenn es wahr seyn solte; und müßte darüber höhern Orts Anzeige geschehen. Die sogenannte große Verwesungszeit ist 40 Jahr. A. d. H.

braueten, so würde das öffentliche Brauwesen in recht gutem Flor seyn.

Ungeachtet die hiesige Stadt bis jetzt, der Vorsehung sey Dank, wenig durch Feuersbrunst verloren hat, dazu gewis die Polizei beigetragen; so ist doch für Feuersgefahr, wenn eine ausbrechen solte, recht gut gesorgt; die Stadt besitzt eine Schlangen- und eine Röhrensprütze, nebst einer hinreichenden Menge lederner Eimer; auch das Amt, die Eisenhütten und die zum Kupferhammer gehörenden Gebäude sind mit Sprützen versehen. Daß es zum Gebrauch derselben an Wasser nicht fehlt, ist schon oben erwehnt.

Was die Nahrung und Gewerbe der hiesigen Einwohner anbetrift, so würden die Handwerker freilich in bessern Vermögensumständen seyn, wenn sie mehr Industrie, mehr Kunst und Dauerhaftigkeit an den Waaren, die sie verfertigen, bewiesen; daher die meisten Vornehmen ihre nöthigen Sachen in den benachbarten grösern Städten verfertigen lassen; indes können sie doch fast alle ziemlich fertig werden, wenigstens den nöthigen Lebensunterhalt bei guter Oekonomie für ihre Familien gewinnen. Die Bäcker vorzüglich, deren man hier 12 zählt, sind in ziemlich guten Vermögensumständen, dazu theils ein häufiger Absatz von Weißbrod auf den Dörfern, theils das freie Holz beiträgt. Auch die Knochenhauer, ob gleich ihrer 8 sind, haben ihr Auskommen, weil die vielen vornehmen Familien, die Hütten- und Landleute ihnen hinreichenden Fleischabsatz verschaffen. Die Müller, Lohgerber und Tabackspinner gehören auch noch mit zu denen, deren Erwerb vorzüglich blühet.

Ackerbau wird nicht so viel mehr von den Einwohnern betrieben, wie sonst wohl geschehen ist, als sie noch mehr eigenes Land in der umliegenden Gegend besessen haben; denn, nachdem viele Einwohner ihr Vermögen verloren, sind sie genöthigt gewesen, ihr Land an die Bewohner der benachbarten Dörfer zu verkaufen, welche daher jetzt das meiste Land von dem zur hiesigen Stadtgerechtigkeit gehörenden Lande besitzen und beackern. Hauptsächlich nur das Amt hieselbst, das 800 Morgen Land besitzen soll, von dem aber vieles von Uslar entfernt liegt, und der hiesige adelich von Hattorfsche Hof, der drittehalb hundert Morgen bebauen soll, versehen den hiesigen Ackerbau; denn ausserdem sind nur noch wenige andre, von denen jeder 20 bis 30 Morgen beackert. Das hiesige Erdreich ist leimigt und bergigt, und taugt, im Ganzen genommen, nicht viel; vieles belohnt kaum die Einsaat, wenn es nicht recht gut gedünget wird, worauf hier alles ankomt. Obgleich nun die Menge des Landes, denn die hiesige Gegend ist reichlich damit versehen, das wieder in etwas ersetzt, was dem Lande an Güte abgeht, so bringt doch die hiesige Gegend gewöhnlich nicht so viel Korn ein, als hier zur Consumtion

tion erforderlich ist. Außer den gewöhnlichen Getreidearten wird hier vorzüglich viel Flachs, theils aus dem rigaischen, theils aus selbst geerntetem Leinsaamen gezogen, von dessen Bearbeitung und Spinnen der ärmere Theil der hiesigen Einwohner sich fast einzig und allein seine Nahrung erwirbt. Taback wird hier gar nicht gebauet. Ein Hauptnahrungszweig der hiesigen Stadt ist die Handlung. Die nur ander-halb Stunden von hier vorbei fließende Weser trägt vieles dazu bei, da durch selbige der Transport der Waaren von da nach Bremen sehr erleichtert wird. Die vornehmen Familien allhier, die Garnison, die Hütten und die vielen umliegenden Dörfer verschaffen den Kaufleuten hinreichenden Waarenabsatz, und setzen diese dadurch in den Stand, den Hauptnahrungszweig der ärmeren Einwohner und der Landleute, nemlich den Leinwandhandel, desto stärker betreiben zu können. Mehrere Kaufleute hieselbst kaufen solche von verschiedenem Werth in ziemlich großer Menge auf, und verschicken sie nach Bremen, Cöln u. a. O. Um diesen wichtigen Nahrungszweig zu befördern, hat Königl. Churfürstl. Regierung hier eine Legge anlegen lassen.

Der Zustand des Hornviehes ist hier recht gut, und die Anzahl des Rindviehes ziemlich stark, obleich die öffentlichen Weiden dafür nicht die besten sind, da dasselbe sein Futter in Holzungen und an Bergen suchen muß, weswegen sonst mehrere Einwohner des Sommers die Kühe nach Neuhaus, 2 Stunden von hier, in die Weide geschickt haben; mit Wiesen ist indes Uslar dagegen wohl versehen, wiewohl viele derselben weit entfernt sind und einige saures Gras liefern. An Futter für den Winter fehlt es daher nicht; um so viel weniger jetzt, da seit mehrern Jahren der Kleebau nicht vernachläßigt wird; verschiedene werden auch in der Folge den zum Viehfutter empfohlnen Lucern bauen; Esparcette wächst in dem hiesigen leimigten Erdreich nicht, davon mehrere vergeblich angestellte Versuche zeugen. Außer dem Rindvieh werden hier auch mehrere hundert Ziegen gehalten, die ihren besondern Hirten haben; es scheint, als wenn das schwächliche Thier ziemlich gut die kalte Sollinger Luft vertragen kan: im vorigen Winter hat jedoch die außerordentlich heftige Kälte eine zahlreiche Menge weggeraft. Die Schafzucht hieselbst ist in sehr gutem Zustande; es werden 1800 bis 2000 Stück gehalten, welche theils dem hiesigen Amte, theils dem Pächter des adelich von Hattorfschen Hofes und den Bürgern zugehören. Schweine werden hier jährlich in hinreichender Anzahl gemästet. Die Bienenzucht wird hier nur wenig betrieben. Die Lieferung des eichenen Stabholzes aus den hiesigen Forsten nach Bremen, die zuweilen von den Kaufleuten allhier übernommen wird, giebt auch noch etwas Erwerb. Das Holz wird auf der Weser nach Bremen fortgeschaft. Andere

dere geringere Nahrungszweige, als verschiedene Tabacksfabriken allhier, etwas irdenes Töpfergut, das hier zubereitet wird, u. v. m. übergehe ich.

Die Landleute in hiesiger Gegend sind, im Ganzen genommen, ziemlich wohlhabend; sie sind bemittelter als die meisten Bürger und Handwerker allhier. Das meiste dazu trägt der Ackerbau bei, welchen sie sehr stark betreiben; der Acker wird von ihnen vorzüglich durch Pferde bestellt, doch werden auch um des so nöthigen Düngers willen Ochsen dazu gehalten. Viele Ackerleute erwerben sich zugleich noch was durch Brauteweinbrennen; ferner ist der Flachsbau und Zubereitung der Leinewand ein sehr wichtiger Nahrungsartikel für sie: Mehrere gewinnen ihr Brodt durch Verfertigung der Pottasche, welche sie stets, den Centner zu $7\frac{1}{2}$ bis 8 Rthlr. bei Herrn Eckhart, Besitzer der Spiegelhütte bei Nienover, verkaufen können; die zurückbleibende Erde wird zum Düngen des Landes gebraucht. Andere, als vorzüglich die Landleute in Schönhagen, welches mit herrlichen Wiesen versehen ist, haben großen Verdienst durch zahlreiche Viehzucht. Sehr viele werden von den Eisenhütten, dem Kupferhammer und der Spiegelhütte beschäftigt, welche den benachbarten Landleuten außerordentlich viel einbringen, sowohl durch die vielen Kohlenbrennereien, als auch fürnemlich durch die äuserst häufigen Fuhren, um Kohlen anzufahren, Eisensteine für die Eisenhütten von Harze herbeizuschaffen, (welches aber schon seit einiger Zeit wegen großen Vorraths eingestellt ist, und vielleicht auf immer unterbleibt) und um das zubereitete Eisen wieder zum Verkauf fortzuschaffen. Die Fuhren für die Eisenhütten sind sonst so beträchtlich gewesen, daß zuweilen bloß in einer Woche das Fuhrlohn 500 bis 600 Rthlr. betragen hat. Mehrere haben ihren Erwerb durch Holzverkauf nach benachbarten Oertern. Endlich werden auch viele mit dem Klafterholz beschäftigt, was jährlich aus dem Solling nach Hannover komt, da sie so wohl durch das Fällen, als auch durch das Anfahren desselben nach dem Wasser ihren Verdienst haben.

Der Schluß folgt künftig.

Anekdote.

Unter der Regierung Carls VI. bestand der Kopfputz der französischen Damen in hohen, Zuckerhüten ähnlichen Mützen, von deren Spitze ein Schleier herunter hing, dessen Länge sich nach dem Stande der Person richtete. Der Schleier einer Bürgersfrau fiel nur bis auf die Achsel, der Schleier einer adelichen Dame hingegen schleppte auf der Erde.

Hannoverisches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 14ten September 1789.

Etwas über die Stadt Uslar am Solling und umliegende Gegend.

(Schluß.)

Was die körperliche Constitution und die Gesundheitsumstände der hiesigen Einwohner und der benachbarten Landleute anbetreffen, so hat das hiesige Sprüchwort, „daß die Sollinger harte Köpfe, d. i. eine dauerhafte Gesundheit haben," viel wahres für sich; denn es fallen hier nicht so häufig epidemische Krankheiten vor als an andern Orten, und im Ganzen genommen, ist so wohl in der Stadt als auf dem Lande jährlich beträchtlicher Ueberschuß an Gebornen gegen die Verstorbenen. Die Bevölkerung würde sich hier daher auch ohne Zweifel sehr vermehren, wenn nicht jährlich mehrere in fremde Lande auswanderten, und wenn auf die Medicinalanstalten etwas mehr Rücksicht genommen werden könte; vorzüglich auch, wenn unterrichtete Hebammen auf dem Lande sogleich angesetzt werden könten, da die jetzigen wohl zuweilen theils manches nur betäubte neugeborne Kind sterben lassen, was zu retten wäre; theils die Kreißenden durch unschickliche Hülfe zuweilen in den Zustand setzen, daß sie für immer zur Bevölkerung untüchtig werden, und Zeitlebens einen siechen Körper haben.

Die Luft ist hier kalt, doch dabei mehr trocken und rein, dazu die reinen Straßen auch das ihrige beitragen. Man bemerkt diese, gegen andere, einige Meilen vom Sollinge ab belegene, Gegenden, auffallend kalte Luft vorzüglich in der Gegend von Neuhaus, wo man auf dem Harz zu seyn glaubt. Von dieser kalten trocknen Bergluft scheinen die Bewohner der hiesigen Gegend etwas abgehärtet zu seyn. Wenn diese daher eine bessere Lebensart führten, und statt des übermäßigen Genußes von Brantewein, und des dünnen, erschlaffenden, auszehrenden Kaffeegetränks, (den viele als Speise und Getränk Mittags und Abends genießen, ob er gleich keine Nahrung geben kan, da für eine ganze

Familie gewöhnlich nur von einem Loth ein ganzer Kessel voll gebrauet wird, und durch das lange Kochen ohnedem der nahrhafte, ölichte Theil verloren geht, wodurch daher durchaus endlich cachectische Krankheiten erzeugt werden müssen,) andere angemessenere Nahrungsmittel und dabei ein gutes Bier genößen, so würden sie sich gewiß einer sehr dauerhaften Gesundheit zu erfreuen haben.

Was die hier gewöhnlichen Krankheiten anbetrift, so ist die Ruhr eine der vorzüglich vorfallenden, welche sich hier oft im Herbst einfindet, sey es wegen der früher kälteren Nächte, oder von einem besondern epidemischen miasma; noch im vorigen Herbst wüthete sie hier und in umliegender Gegend sehr; an verschiedenen Orten hat sie bis in die Mitte des Winters geherrscht; sie ist zwar bei den meisten nur einfach, blos catarhalisch-rheumatischer Art, bei vielen aber auch mit faulichten Gallenfiebern verbunden gewesen. Auch die mit der Ruhr sehr verwandte Krankheiten, Rheumatismen, Schnupfen, Husten und andere von Erkältungen herrührende Uebel sind hier sehr häufig; am öftersten giebt hier dazu eine Erkältung der Füße Anlaß, welche von den Sandsteinen und Gips herrührt, die in den meisten Zimmern den Fußboden ausmachen. Blattern, die nur alle 3 oder 4 Jahr hier zu herrschen pflegen, bei der letzten Epidemie aber im vorigen Sommer sehr langsam und schleichend grassirt haben, sind hier gewöhnlich ziemlich gutartig; die Einimpfung würde hier daher wahrscheinlich recht gut von statten gehen; um so viel mehr, da man hier nicht so leicht die Verbindung mit einem faulichten Gallenfieber zu besorgen hat, als an andern benachbarten Oertern; denn so wohl die einfachen als complicirten Gallenfieber sind hier nicht so sehr häufig. Krätze ist hier seit einigen Jahren außerordentlich häufig gewesen.

Die kältere Luft scheint die hiesigen Frauenzimmer gegen die an andern Oertern häufigen Nervenkrankheiten abgehärtet zu haben. Denn diese, ich meine vorzüglich die hysterischen Beschwerden, zeigen sich hier nur wenig. Die kalte trockne Luft, der Mangel an stillstehendem Wasser und Sümpfen und das stärkere Nervensystem der hiesigen Einwohner sind ohne Zweifel Ursach, daß man hier die so genannten kalten Fieber fast gar nicht kennt. Der Keich- oder Stickhusten hat hier schon mehrere male epidemisch geherrscht, doch ist er fast bei Niemandem tödtlich gewesen, ungeachtet die meisten die Heilung blos den Naturkräften überlassen haben. Würmer, nemlich die so genannten Spulwürmer, sind hier bei den Kindern nicht so häufig, als in den benachbarten Gegenden.

In Rücksicht der Medicinalanstalten ist der hiesigen Stadt und Gegend ein besseres Loos zu wünschen, als das, welches ihr zeither wiederfahren ist; da hier nemlich kein festes Gehalt

für

für einen Arzt ist, und die Stadt nebst der nahen umliegenden Gegend wohl nicht ganz einen Arzt ernähren kan, so pflegt der Aufenthalt der Aerzte, die sich hieher begeben, nur immer von sehr kurzer Dauer zu seyn; oft ist daher der Ort ohne Arzt. Die Landleute nehmen deswegen gewöhnlich zu denen in benachbarten Gegenden sich aufhaltenden Quacksalbern ihre Zuflucht, die schon bei manchen hieselbst den Todt beschleunigten. Die Armen allhier, die, so groß auch die Mildthätigkeit der hiesigen Bemittelten gegen sie ist, doch in einer traurigen Lage sind, da ihre Anzahl zu groß, die Kirche nicht vermögend ist, viel mitzutheilen, und es übrigens an Fonds für Arme und Nothleidende fehlt; sind vorzüglich zu bedauren, wenn sie an Krankheiten darnieder liegen, da sie sich denn gewöhnlich blos dem Schicksal überlassen müssen, ohne sich der Hülfe eines Arztes, und der nöthigen Arzneien erfreuen zu können; ja, ich habe mit innigem Mitleiden zuweilen vier und mehrere arme Kranke in einem Hause, in einem Zimmer krank gesehen, die schon längere Zeit ohne alle Hülfe gelegen hatten. Sehr wichtig würde es daher ohne Zweifel für das Wohl der hiesigen Einwohner seyn, wenn für sie ein Arzt mit etwas festem Gehalt angesetzt würde.

Billig solte ich, da ich einiger hier herrschenden Krankheiten erwähnt habe, nun auch etwas von den hier wachsenden Pflanzen, wenigstens von den pharmaceutischen, mittheilen; da ich hier aber keinen Sommer, sondern nur blos den Winter und Frühling zugebracht habe, so ist mir solches nicht gut möglich, so gern ich es auch thäte.

Unter den vielen hier wachsenden pharmaceutischen Kräutern indes, die ich seit kurzem flüchtig bemerkt habe, sind mir vorzüglich aufgefallen die Wolferlen, (arnica montana L.) von der ich hier die Wurzel in faulichten Fiebern bei Auflösung der Säfte und gänzlicher Erschöpfung der Kräfte mit außerordentlich gutem Erfolg habe anwenden gesehen, und das Sauerklee (Oxalis acetosella L.) bei dem ich mich wundere, daß es hier noch nicht zur Zubereitung des Salzes verwendet worden ist, da es in den Gebirgen allhier in großer Menge wächst. Die Heidelbeerstaude (Vaccinium Myrtillus L.) trift man in den hiesigen Gebirgen in äußerst beträchtlicher Menge an.

Das hiesige kältere Klima scheint auch auf die Thiere etwas Einfluß zu haben; nicht so sehr auf das Hornvieh, als vorzüglich auf die hiesigen Pferde. Diese sind kleiner als in andern Gegenden, aber dabei dauerhafter, und scheinen daher von der Natur für die Berge geschaffen zu seyn, an welchen sie meistentheils arbeiten müssen. Die größere Dauerhaftigkeit der Pferde ist Ursach, daß zu Neuhaus eine Gestüterei angelegt worden ist, wo gewöhnlich 150 bis 200 Stück zugezogen werden, von denen man die besten nach England schickt.

Daß die Spiegelhütte bei Nienover außerordentlich viel Familien ernährt, überhaupt der hiesigen Gegend viel Nahrung verschaft, und, daß die allhier zubereiteten Spiegel vorzüglich nach Rußland verkauft werden, dies ist Ihnen, bester Freund, gewis schon völlig bekant, da Sie diese berühmte Spiegelhütte selbst in Augenschein genommen haben; und das muß jeder thun, der sie näher kennen lernen will, welches gewiß auch Niemanden gereuen wird, da sie besehen zu werden verdient.

Das bei der Spiegelhütte liegende Nienover erinnert noch an verflossene Jahrhunderte zurück, da das Fundament des jetzigen Amthauses noch zum Theil von dem Jagdschloß des Herzogs Erich I. herrührt, auf welchem längere Zeit hindurch die Herzogin Elisabeth, zweite Gemahlin des Herzogs Erich I., eine geborne Prinzeßin von Brandenburg, residirt hat. Das Jagdschloß wurde im siebenjährigen Kriege fast ganz zerstört, und nachher das jetzige Amthaus auf den zurück gebliebenen Trümmern gebauet.

Solten Sie, lieber Freund, noch mal in hiesige Gegend kommen, dann vergessen Sie doch auch nicht, die in dem eine kleine Stunde von Uslar belegenen Dorfe Schoningen kürzlich angelegte Fabrik, in der ein Steingut zubereitet wird, das von der Beschaffenheit des sogenannten englischen Steinguts ist, zu besehen. Die Fabrik wird wahrscheinlich in einigen Jahren in recht guten Flor kommen. Die zu dem Steingut erforderliche Erde, ein weisser fettiger Bolus, (welcher auch in den Uslarschen Pfeifenfabriken gebraucht wird,) ist in der Nachbarschaft des benannten Dorfs in ziemlicher Menge vorhanden.

Schließlich muß ich Ihnen noch sagen; daß ich von denen, einige mal in diesem Briefe zum Vergleich gebrauchten, benachbarten Gegenden, doch vorzüglich die Göttingsche meine, welche Ihnen gewiß noch von Seiten der daselbst gewöhnlich herrschenden Krankheiten sehr bekant ist.

Leben Sie wohl. Ich bin u. s. w.

Uslar, im Monat Junius 1789.

Ein Beispiel von den schädlichen Folgen einer unrichtig behandelten Krätze.

Die mehrsten Ausschläge der Haut, sie mögen von selbst, oder durch Ansteckung entstanden seyn, sind als Auswürfe anzusehen, wodurch der Körper sich verschiedener gesammleter und stockender Unreinigkeiten entlediget. Werden diese Unreinigkeiten durch zweckmäßige innerliche Mittel zum Auswurfe geschickter gemacht, die Säfte des Körpers verbessert und endlich

lich das Uebel selbst gehoben; so kan man die Ausschläge der Haut als heilsame Mittel zu einer dauerhaften Gesundheit ansehen. Werden aber im Gegentheil diese Ausschläge durch äuserlich unschicklich angewandte Mittel zurückgetrieben, ohne auf die Verbesserung der Säfte Rücksicht zu nehmen, und ohne ihnen einen andern Ausweg aus dem Körper zu verschaffen; so entstehen daraus die fürchterlichsten Folgen, indem die in dem Körper befindliche und nur auf eine kurze Zeit unterdrückte scharfe Unreinigkeit, edlere Theile angreift. Selten zeigen sich die übeln Folgen von einem schlecht behandelten Ausschlage gleich, nachdem der Ausschlag vertrieben ist, sondern erst nach Wochen und Monaten. Daher ist auch der Landmann so schwer und fast gar nicht von der Gefahr einer solchen unschicklichen Behandlung zu überzeugen.

Es ist hier nicht der Ort, diese Materie weiter aus einander zu setzen und die vielfältigen üblen Folgen, die aus der unschicklichen Behandlung eines Ausschlages der Haut entstehen können, namhaft zu machen. Ich begnüge mich daher, nur ein Beispiel anzuführen, das wegen seiner Wichtigkeit alle Aufmerksamkeit verdienet, und zum Beweise desjenigen hinreichend ist, was ich vorher gesagt habe.

Ein junger Mensch von etwa 23 Jahren, Namens H. B. zu W. im Amte O. hatte die Krätze, welche ihm von einem alten Weibe durch die Anwendung eines äußerlichen Mittels, das wahrscheinlich ein Arsenikalmittel gewesen ist, bald vertrieben wurde. Einige Zeit darauf bemerkte man an diesem jungen Menschen einen Anfall von Blödsinn, welcher endlich in einen völligen Wahnsinn überging. Man ließ ihn dienliche Mittel brauchen, um ihn von dieser Gemüthskrankheit zu heilen, sie schaften aber wenig Nuzzen, da man wahrscheinlich den ersten Grund dieses Uebels noch nicht wußte und also denselben auch nicht heben konte.

Am 5ten Nov. 1786 schnitt sich benannter H. B. des Morgens, als er eben im Begrif war, zur Kirche zu gehen, in einem starken Anfall von Wahnsinn, mit einem Scheermesser die Luftröhre (aspera arteria) ganz, und den Schlund (Oesophagus) bis über die Hälfte ab. Diese Wunde war, nach dem eingesandten Berichte des Amtschirurgus U. in O., ungefehr zwei und ein Viertel Zoll lang, und zwei und einen halben Zoll tief. Sobald mir dieser traurige Vorfall gemeldet wurde, schien mir die Beschaffenheit der Wunde und die starke Verblutung äußerst wenig Hofnung zu der Rettung dieses Unglücklichen übrig zu lassen. Indessen rieth ich anfänglich durch kühlende und darauf durch nahrhafte und stärkende Klystiere das Leben dieses Menschen so lange als möglich zu erhalten, und überließ die Behandlung dieser äußerst gefährlichen Wunde der geschickten Hand des Amtschirurgus U. Am Ende des Januars 1787 war bereits diese äußerst

gefährliche Wunde völlig wieder geheilet, und der Kranke war, eine große Schwäche abgerechnet, dem Körper nach, völlig wieder hergestellet.

Hohen Orts verlangte man hierauf mein Gutachten, ob dieser unglückliche junge Mensch von seiner Gemüthskrankheit geheilet werden könne, und auf welche Art dieses am besten zu bewerkstelligen sey. Mein Urtheil fiel dahin aus, daß, wenn man so glücklich wäre, bei diesem Gemüthskranken die zurückgetriebene Krätze wieder hervor zu bringen, derselbe von seinem Wahnsinn wahrscheinlich völlig geheilet seyn würde. Hierauf erhielt ich den Auftrag, diesen jungen Menschen in die Kur zu nehmen. Ich ertheilte daher dem Amtschirurgus U. zu O., wo dieser Unglückliche bewachet wurde, die nöthigen Vorschriften zur Vorbereitung des Körpers auf die vorgeschlagene Einimpfung der Krätze. Bei dem jungen Menschen stellte sich nach ungefehr 3 Wochen eine sehr starke Krätze ein, und mit derselben auch der völlige Gebrauch der Sinne. Ob diese Krätze durch die verordneten Mittel oder durch die Einimpfung wieder hervorgebracht ist, kan ich nicht mit Gewißheit bestimmen. Nach einigen Wochen wurde der Kranke auch von dieser geheilet. Seit der Zeit befindet sich dieser Mensch wohl, hat den völligen Gebrauch seiner Sinne, und ist ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft.

Mögte doch dieses traurige Beispiel von den übeln Folgen einer schlecht behandelten, sonst unbedeutenden Krankheit, manchen abschrecken, sich nicht oft in gefährlicheren Krankheiten den mörderischen Händen der hiesigen Halbmeister, alten Weibern, Harnpropheten und sonst berüchtigten Quacksalbern anzuvertrauen.

A. W. Roth, Dr., Landphysikus im Herzogth. Bremen.

Vegesack.

Beschreibung eines Naturspiels, da ordinaire Elstern, einige Jahre nach einander, jedesmal eine weiße Junge ausbrüteten.

Viele seltene Naturbegebenheiten bleiben unbekant, weil diejenigen, welche die mehrste Gelegenheit haben, solche zu finden, es nicht der Mühe werth achten, davon zu reden.

Im Jahre 1765 versprach mir ein Mann, aus Uschlag, im Oberamte Münden, von ungefehr, und da er sahe, daß ich einen jungen Kuckuck im Bauer, von Bachstelzen auffuttern ließ, welche denselben ausgebrütet hatten, eine ganz weiße junge Elster zu schicken. Dieser Mann erzählte mir hiebei:

Seit einigen Jahren habe ein Paar ordinaire schwarz- und weißbunte Elstern, an welchen nicht das geringste Abweichende zu bemerken sey, in seinem Garten beim Hause, auf einem nicht sehr hohen Zwetschenbaume genistet.

nistet. Jedes Jahr sey aus diesem Neste eine junge ganz weiße Elster herab und auf die Erde gefallen. Dieses sey, wie er in der Folge bemerkt habe, alsdenn geschehen, wenn die jungen Elstern Stoppelfedern bekommen und die weiße junge Elster von den übrigen noch im Neste befindlichen sich durch ihre Farbe unterschieden habe. Einmal, im siebenjährigen Kriege, hätten französische Soldaten den weißen jungen Vogel unter dem Baume gefunden, die übrigen jungen Elstern aus dem Neste genommen, und die ganze Brut gebraten und verzehret.

Da er selbst bei dem Ausnehmen der jungen Elstern aus dem Neste zugegen gewesen, um zu verhindern, daß sein Zwetschenbaum nicht zu sehr beschädigt werde, so habe er bemerkt, daß die im Neste gebliebenen jungen Elstern bereits an den Stellen schwarze Federstoppeln gehabt haben, wo die ordinaire Elstern schwarze Flecken zu haben pflegten. Diese seyn auch fett und groß gewesen. Die unter dem Baume gefundene weiße Elster habe hingegen nicht eine schwarze Federspitze an sich gehabt; ihr Schnabel sey weiß, wie gebleichtes Wachs und ihre Füsse roth, wie an einer weißen Taube gewesen. Und da diese weiße Elster sehr mager, klein und verkümmert gewesen, so habe er vermuthet, daß die alten Elstern diese junge, wegen ihrer weißen Farbe, nicht leiden mögen, sie nicht gefuttert, und endlich selbst aus dem Neste geworfen hätten.

In diesem Sommer habe er auf das Nest dieser Elstern etwas mehr Acht gegeben, und vor einigen Wochen wieder eine weiße ganz verkümmerte junge Elster unter dem Baume gefunden. Er habe dieselbe zweimal sorgfältig in das Nest gelegt; allein jedesmal, gleich nachher wieder auf der Erde gefunden. Hierauf habe er den artigen armen Vogel dem Todfallen nicht weiter aussetzen mögen, sondern denselben ins Haus genommen, seinen Kindern gegeben, welche ihn mit Brod, dicker Milch und Käse gefuttert, und so weit gebracht hätten, daß er anfange, allein zu fressen; er wolle mir dieses ganz zahme weiße Thierchen in den ersten Tagen schicken.

In den nächsten acht Tagen kam die versprochene weiße junge Elster nicht an, zu deren Bewirthung ich schon die nöthigen Anstalten gemacht hatte. Ich ritt selbst nach dem Dorfe Uschlag, um sowohl den jungen Vogel abzuholen, als auch selbst zu sehen, ob die Aeltern desselben in der Farbe von den gemeinen Elstern verschieden wären. Hier erfuhr ich, daß der Einwohner aus Uschlag die weiße Elster durch seinen Knaben an mich abgeschickt hatte, daß dieser aber solche an einen Schlächterburschen gegeben habe, welcher ihm heilig versprochen hatte, dieselbe richtig an mich zu überbringen. Bald nachher hörte ich auch, daß diese weiße Elster in Cassel bei der Menagerie verkauft sey. Der ehrliche alte Mann in Uschlag war

war sehr betrübt, daß sein Sohn hintergangen, und ich um das Präsent gekommen war; er vertröstete mich indessen damit, daß ich im nächsten Jahre gewiß eine weiße Elster aus seinen eigenen Händen erhalten solte.

Bei dieser Gelegenheit hielt ich mich so lange in des Mannes Garten auf, bis ich die alten Elstern nebst zwei jungen verschiedene male sehr genau auf den Bäumen betrachtet hatte. Ich fand an ihnen nicht das geringste Abweichende von den ordinairen schwarzbunten Elstern.

In dem folgenden Jahre, wie ich gar nicht mehr an eine weiße Elster dachte, kam der Mann aus Uschlag zu mir, und erzählte mir, daß er vor einigen Wochen eine weiße junge Elster aus seinem Elsternneste genommen habe, ehe solche von den Alten aus demselben geworfen, und vielleicht beschädigt werden können. Seine Kinder futterten solche groß. Er wolle dieselbe in wenigen Tagen selbst bringen, wenn sie allein fressen könne. In dem Neste haben noch drei junge Elstern gelegen, welche eben so bunt, wie die Alten gewesen; diese habe er in dem Neste liegen gelassen, damit die Alten sich nicht aus seinem Garten gewöhnen mögten; er wolle ihnen diesen Platz noch einige Jahre gönnen, da sie so bescheiden gewesen, ihm kein junges Hünchen wegzunehmen. Nach wenigen Tagen brachte der Mann mit vieler Freude, mir die junge, zahme, artige, weiße Elster.

Sie war weit kleiner, wie die ordinairen bunten Elstern, ungefehr von der Größe eines Schwarzamselmännchens; ihr Schnabel war wie weißes Wachs; ihre Augen und Füsse waren röth und die Krallen weiß. Alle Federn waren weiß. An einem recht hellen Orte, besonders im Sonnenscheine, zeigte sich an den Flügeln eine Schattirung, bei welcher diejenigen Stellen milchweiß erschienen, welche bei den ordinairen Elstern schwarz sind. Da, wo diese gleichfalls weiße Federn haben, waren die Federn der jungen Elster schneeweiß, und beide weiße Farben stachen fast so gegen einander ab, wie die Figuren gegen den Grund in gut gebleichtem Drell oder Dammast.

Ein Herr in Münden erhielt diese weiße Elster von mir, machte vergebliche Versuche, sie sprechen zu lehren, und hat solche verschiedene Jahre lebendig erhalten.

Auch in dem folgenden Jahre hatten die Elstern eine weiße junge ausgebrütet, allein früher aus dem Neste geworfen, als der Eigenthümer des Gartens es vermuthete. Dieser fand solche des Morgens todt unter dem Baume liegen, und brachte mir dieselbe. Ihr Schnabel, ihre Krallen und Federstoppeln waren weiß, ihre Füsse roth. Ich versuchte es, sie auszustopfen, es war aber bei der zu zarten Haut unmöglich.

Ich wurde von Münden weggerufen, und war nicht im Stande, dieses sonderbare Spiel der Natur weiter zu beobachten.

Springe. O. C. Niemeyer.

Hannoverisches Magazin.

75tes Stück.

Freitag, den 18ten September 1789.

Die Bastille.

Die nachstehende genaue Beschreibung, dieses berüchtigten Staatsgefängnisses sowohl, als der Art, wie die Gefangenen in demselben behandelt werden, rührt von einem französischen Edelmanne her, der 14 Jahre lang darin zugebracht, aber mit verschiedenen andern Gefangenen in demselben Umgang gehabt, in der letzten Zeit sehr leidlich gehalten, und dadurch in den Stand gesetzt worden ist, diese umständliche Schilderung davon zu entwerfen, welche nach seinem Tode die Erben versigelt, mit dem Beifügen fanden: „man solle sie außerhalb Landes drucken lassen, weil dadurch vielleicht in manchen Stücken eine Milderung des Verfahrens mit den Gefangenen könne bewirkt werden.“ So bald die kleine Schrift erschien, ließ der französische Hof sie strenge verbieten, und alle vorhandenen Abdrücke aufkaufen. Der durch seine mühsamen Untersuchungen über die Gefängnisse bekante Engländer Howard, dem der Zufall ein Exemplar davon in die Hände brachte, ließ vor einigen Jahren eine neue Auflage davon veranstalten, und schenkte mir, bei seiner Durchreise allhier, vor wenig Tagen ein Abdruck dieser Schrift, mit der Aeußeruug: „er glaube durch Bekantmachung dieser kleinen Schrift, vor mehreren Jahren schon, im Niederreißen der Bastille, den ersten Stein abgebrochen zu haben.“ *)

* * *

Das unter dem Namen der Bastille (Bastillje) bekante Staatsgefängniß in Paris, am linken Ufer des Flusses Seine, nicht weit vom Zeughause belegen, ist ein starkes Fort, oder Citadelle, in Gestalt eines langen Vierecks, und hat auf den beiden langen Seiten, auf jeder vier Thürme, die in gleicher Weite von einander entfernt siud. Das Ganze ist mit einer 60 Fuß hohen Mauer umgeben, und hat nur einen Eingang, nemlich nach

*) Aus der Beilage des 99ten Stücks der Berliner Haude und Spenerschen Zeitung d. J.

nach der St. Antonsstraße hin. An diesem Eingange steht Tag und Nacht eine Schildwache, die nicht zugeben darf, daß Jemand, aus Neugier, auch nur an der Aussenseite stehen bleibe, unerachtet man daselbst von dem Innern durchaus nichts sehen kan. Wenn man in diesen Eingang hineingeht, komt man bei einer Wachstube an einem 120 Fuß breiten Graben vorbei, der, innerhalb vorgedachter hohen Ringmauer, das Gebäude der 8 Thürme rund umher umgiebt, aber selten Wasser hat, ausgenommen nach langem Regenwetter, oder wenn die Seine sehr hoch ist. Ueber den Graben führt eine Zugbrücke auf einen Vorhof, wo man rechter Hand das geräumige Wohnhaus des Gouverneurs oder Commandanten der Bastille, links aber einen schmalen, gemauerten, mit 2 Wachhäusern versehenen Damm findet, der quer durch den großen Graben gezogen ist, und auf welchem man über 2 Zugbrücken, und durch 5 Thore, deren jedes mit Schildwachen, mit großen eisernen Stäben, Schlössern und Riegeln versehen ist, auf den ersten innern Hof gelangt. Dieser Hof ist 120 Fuß lang, 80 Fuß breit, hat in der Mitte einen Springbrunnen, rechts und links, auf jeder Seite 3 von den zuvor gedachten 8 Gefangenthürmen, und, dem Eingange gegen über, ein Quergebäude, durch welches man auf den zweiten innern Hof komt, der viel kleiner als der erste ist, indem er auf jeder Seite nur einen, nemlich den siebenten und achten Gefangenthurm hat. Alle acht Thürme sind durch eine Mauer mit einander verbunden, die in gleicher Höhe mit den Thürmen, von Quadersteinen aufgeführt, und 10 Fuß dick ist, so daß man oben rings umher bequem spazieren gehen kan; es stehen auch hier oben 13 Stück Kanonen, die bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert werden. Von den 8 Gefangenthürmen sehen 4 nach der Stadt, die 4 andern nach der Vorstadt St. Antonii hin. Jeder dieser Thürme hat seinen eigenen Namen; einige dieser Namen rühren von der Lage, andere von dem Gebrauch, zu welchem sie dienen, noch andere von den ersten Gefangenen her, die darin eingesperrt worden sind. Der erste heißt der **Brunnenthurm**; der zweite der **Freiheitsthurm**, (weil diejenigen, welche hier sitzen, mehr Freiheit als die übrigen, hellere Zimmer, und die Aussicht auf Paris und auf den Stadtwall, oder Bouleward, haben); der dritte heißt **Berthaudieren's**; der vierte **Bazinieren's**; der fünfte **Comte'thurm**; der sechste der **Schatzkammerthurm**; der siebente der **Capellen-**, und der achte der **Eckthurm**.

Besondere Fälle ausgenommen, werden alle Gefangene in die Thürme eingesperrt. In jedem ist für 6 Gefangene Platz, und zwar auf folgende Art: Zwei große Thüren, eine nach der andern, öfnen, auf ebener Erde, den Eingang in einen solchen Thurm; jede Thüre hat ein ungeheures Schloß, und drei eiserne Riegel, deren jeder

wie-

wiederum mit einem Vorlegeschloß verwahrt ist. Zwischen diesen beiden Eingangsthüren führt eine Treppe nach einem unterirdischen Kerker, wo auf einem nassen, lehmichten Boden, Kröten, Ratten und Spinnen, in den Steinritzen auch wohl Eidexen wohnen. In einer Ecke ragt ein eiserner Rost, ungefehr 6 Fuß lang, aus der Mauer hervor, über welchen Bretter gelegt sind. Dies ist die Lagerstätte des Gefangenen, und ein Paar Bund Stroh sein Bett. Zwei Thüren, jede 7 Zoll dick, eine dicht auf die andere, mit doppelten Riegeln und Schlössern versehen, verschließen diese finsteren Kerker, in welche das Tageslicht nie eindringt. Solche Gefangene, die etwas eingestehen, oder Mitschuldige angeben sollen, werden gemeiniglich in diese Kerker gesperrt, um sie durch die Abscheulichkeit eines solchen Aufenthalts in Furcht zu setzen, und bald zum Bekentniß zu bewegen. Ueber diesen Kellern sind nun in jedem Thurme 5 Gefangenzimmer, und gleich so viel Stockwerke, eines über dem andern. Sie führen in allen 8 Thürmen die Nummern 1 bis 5, und werden durch den Namen des Thurmes von einander unterschieden, also heißt es, zum Beispiel, Nr. 1. im Brunnenthurm u. s. w.

Nächst den unterirdischen Gefängnissen sind die so genannten Vogelbauer die ärgsten Kerker. Dies sind wirkliche Käfige, 8 Fuß lang und 6 Fuß breit, aus starken hölzernen, überall mit Eisenblech beschlagenen Stäben gemacht. Dort ist nun der Gefangene, völlig wie die wilden Thiere, die für Geld gezeigt werden, eingesperrt; Essen und Trinken wird ihm, vermittelst einer beweglichen eisernen Drehscheibe zugereicht, und auf eben diese Art auch der Unrath weggeschaft. Diese Vogelbauer stehen im untersten Zimmer (oder ersten Stockwerk) der der Thürme, doch giebt es deren überhaupt nur drei. Die gewöhnlichen Gefangenzimmer, nemlich Nr. 1 bis Nr. 4. in jedem Thurme, haben inwendig eine achteckige Form, sind 14 bis 15 Fuß hoch, und halten im Durchschnitt, aus einer Ecke nach der andern, ungefehr 20 Fuß. Die Fenster sind hoch, so daß man drei Stufen hoch steigen muß, um hinan zu kommen. Da sie durch die 10 Fuß dicke Mauer gehauen sind, so vermindert dies die Hellung sehr; jedes Fenster hat, innerhalb und ausserhalb, ein Gitter von armsdicken eisernen Stäben, und manchmal wohl noch ein drittes Gitter dieser Art in der Mitte der Mauer. In dem untersten Zimmer eines jeden Thurmes gehn die Fenster auf den Graben heraus, und haben folglich so viel als gar keine Aussicht, in den höher gelegenen Zimmern wäre sie an manchen Orten ganz gut, aber oft wird, um den Gefangenen noch härter zu strafen, vor dem mittleren in der Mauer befindlichen Gitter, eine weiße Leinewand ausgespannt, oder auch, an der Außenseite, ein Verschlag von Brettern gemacht, in welchen das Tageslicht von

oben herein fällt, da denn in beiden Fällen das Zimmer zwar durch eine Art von Dämmerung erhellet wird, alle Aussicht aber gänzlich verloren geht. Im Freiheitsthurm ist man in diesem Punkt am besten daran, weil dort die Fensteröfnungen, wie ein umgekehrter Trichter, nach innen zu weiter werden, folglich mehr Licht auffangen, auch nach Paris und nach dem Stadtwall hin freie Aussicht haben. Die Zimmer haben gewöhnlich alle Kamine; auch diese sind, wie die Fenster, hoch angelegt, und der Schornstein ist in jedem Stockwerk mit starken eisernen Stäben gegittert, seitdem ein Gefangener durch den Schornstein entkommen ist: aus gleicher Ursach sind auch alle Abtritte, in jedem Stockwerk gegittert: Nur wenige Gefangene sind so glücklich, eine Bequemlichkeit im Zimmer zu haben; bei den Uebrigen muß die Natur sich an die Stunden gewöhnen, zu welchen die Thürschließer gewöhnlich in die Zimmer kommen. In den Zimmern findet der Gefangene die nakten Wände, aber reich mit den Namen derer, die dort gesessen haben, mit Versen und mit Denksprüchen voll geschrieben; ein Himmelbett mit Vorhängen von grünem Rasch, einen Strohsack, 3 Madraßen nebst Pfühl und einer wollnen Decke, 2 höchstens 3 Stühle, wenn das Glück ihm wohl will, auch einen alten zerlumpten Großvaterstuhl, 2 Tische, 2 steinerne Wasserkrüge, 2 eiserne Gabeln, 1 Löffel und 1 Becher von Zinn, einen kupfernen Leuchter mit eiserner Lichtputze und einen Nachttopf. In manchen Zimmern haben die Kamine auch eiserne Holzböcke, noch seltener aber Schaufeln und Feuerzange. So genau auch alle Zimmer verwahrt sind, so sind sie doch ohne Ausnahme, im Winter, kalt und feucht, und der Zugluft sehr ausgesetzt. Nächst den unterirdischen Kerkern und den Vogelbauern, ist Nummer fünf, oder das oberste Zimmer in jedem Thurm, das unleidlichste Gefängniß. Es heißt die Calotte, (eine Name, den man in diesem Verhältniß zu deutsch wohl durch: Pechmütze ausdrücken könte.) Nicht nur die Decke dieser Pechmütze ist rund, wie ein Dom, sondern auch die Seitenwände sind gewölbt, und zwar, statt daß in den 4 untern Stockwerken jedes Zimmer flache Wände hat und achteckig ist, so bestehen die Seitenwände der Pechmütze auch 8 Schwiebbogen, jeder ungefehr 5 Fuß weit, so daß ein Bett darin stehen könte, und ungefehr drei Fuß tief. Durch diese Schwiebbogen wird aber der innere Raum des Zimmers sehr eingeschränkt, und es bleibt dem Gefangenen nur ein kleiner runder Platz in der Mitte übrig, wo er in einem Zirkel, wie ein Pferd in der Müßle, herumtraben, oder hinter seinem Tische, wie angenagelt, still sitzen muß. Hiezu komt noch, daß es in diesen Zimmern, wegen der Bauart und wegen der hohen Lage, im Sommer unausstehlich heiß, im Winter grimmig kalt ist, und daß sie nicht

Ka-

Kamine, ſondern Oefen haben; (an deren Heitzung die Franzoſen gar nicht gewöhnt ſind, und die ſie nicht gern haben.)

Nunmehro kennt der Leſer das Innere der Baſtille hinlänglich; es iſt alſo Zeit, ihm zu erzählen, wie die Gefangenen eigentlich behandelt werden. Alle Gefangenen werden bis auf den erſten innern Hof, in einem Wagen nach der Baſtille gebracht; ſo bald ſie hier ausgeſtiegen ſind, führt man ſie in den Audienzſaal, (der im Quergebäude befindlich iſt, welches den erſten und den zweiten innern Hof von einander ſcheidet,) alsbald erſcheint der Commandant, läßt des Gefangenen Namen, Stand, Alter, Herkunft, Geſchlecht (denn auch Frauenzimmer werden nach der Baſtille gebracht,) imgleichen Tag und Stunde ſeiner Ankunft in ein großes Buch eintragen. Darauf werden alle Koffer des Gefangenen durchſucht, Geld, Uhren, Ringe, andere Koſtbarkeiten, Meſſer und Scheeren werden ihm abgefordert, alles dieſes, Stück für Stück, in ein anderes großes Buch aufgezeichnet, und dem Gefangenen dann geſagt, daß er ſelbſt nachſehen, und durch ſeines Namens Unterſchrift beſtätigen ſolle, daß alle ſeine Habſeligkeiten richtig aufgeſchrieben ſeyn; dieſe werden ſodann nach einer großen Halle gebracht, und in einem von den Schränken verſchloſſen, deren daſelbſt an den Wänden ſo viel umher ſtehen, als Gefangenzimmer in der Baſtille ſind, mit deren jedem, einer von dieſen Schränken einerlei Nummer führt. Iſt der Gefangene eben nicht ein Mann von Stande, ſo werden ihm auch alle Taſchen, und was er am Leibe trägt, viſitirt. Nunmehro wird ihm ſein künftiger Aufenthalt angewieſen, den der Leſer, von den unterirdiſchen Kerkern bis zur Pechmütze herauf, bereits kennt. Außer dem bei Beſchreibung der Zimmer angezeigten Hausrath, wird jeder Gefangene noch mit folgenden Artikeln ausgeſtattet. Ein Bund Schwefelhölzchen; ein Feuerſtahl, etliche Feuerſteine und Zündſchwamm; täglich wird ihm ein Licht, alle Woche ein Beſen, vier weiße Servietten, ein Handtuch, alle 14 Tage 2 Bettlaken gegeben, und des Sonnabends wird ſeine ſchwarze Leibwäſche abgeholt, und ihm dagegen reine gebracht. Im Winter bekomt jeder, täglich 5 Kloben Holz für den Kamin; wer beſſer gehalten wird, kan brennen ſo viel er will. Es iſt eine Gnadenbezeugung, wenn ein Gefangener ſeinen Bedienten beibehalten darf, und dieſer iſt dann in jedem Betracht eben ſo ſehr ein Gefangener als ſein Herr, muß neben ſeinem Herrn ſchlafen, mit ihm ſpeiſen, darf nicht aus der Baſtille heraus, und ſo weiter. Wem ſein eigner Bedienter nicht geſtattet wird, kan einen Miethslaquayen bekommen. Dies ſind alte Invaliden, die ſich mit ihrem neuen Herrn zuſammen einſperren laſſen, ihm Handreichung und Geſellſchaft leiſten, und dafür täglich ohne die Koſt, 6 Groſchen (20 Sous) bekommen. Wer

so viel nicht daran wenden kan, muß sich selbst sein Bett und Kaminfeuer machen, das Zimmer ausfegen, und übrigens sich mit der täglichen Handreichung der Thürschließer begnügen, die ihm Essen und Wasser zutragen. **Für die Wohnung wird nichts bezahlt**; für die Kost und übrigen Unterhalt aber sind sieben verschiedene Classen. Prinzen und andere Personen sehr hohen Standes, müssen täglich 13 Thaler (50 Livres) bezahlen, (dafür werden sie aber auch nicht in die Thürme, sondern in dem Mittel- oder Quergebäude einquartiret, welches die beiden innern Höfe von einander scheidet; hier hat jeder drei Zimmer zu seinem Gebrauch,) die zweite Classe bezahlt täglich 9 Thaler (30 Livres,) die dritte 5 Thaler (20 Livres,) die vierte 3 Thaler (10 Livres,) die fünfte 1½ Thaler (5 Livres,) die sechste 20 Groschen (3 Livres,) die siebente 1 Gulden (50 Sous,) dieses letztere Kostgeld, als das geringste, muß auch für jeden eignen oder Miethslaquayen bezahlt werden. Zu 1½ Thaler für jeden Tag ist der Tisch folgendermaßen bestellt. An Fleischtagen: nemlich von Sonntag bis Donnerstag, des Mittags jedesmal eine ziemlich unkräftige Suppe, hinterdrein ein Stück unschmackhaftes Rind- oder vielmehr Kuhfleisch, und dann zum dritten Gericht, Sonntags vier kleine Pastetchen; Montags ein Teller grüne Bohnen oder anderes Gemüse; Dienstags abwechselnd, manchmal eine Bratwurst, oder ein gebackner Schweinsfuß, oder frische Schweinekarbonade; Mittwochs eine kleine Torte, die aber gemeiniglich entweder nicht recht gahr, oder aber zu Kohle gebrannt ist; Donnerstags ein Paar Hammelrippen. An den beiden Fasttagen, Freitags und Sonnabends, ein halber Karpfen, ein mal gebacken, das andere mal gedämpft; auch wohl frischen Seefisch, der aber die mehrste Zeit schon etwas angegangen ist, oder Stockfisch mit zerlaßner Butter und Senf, oder ein Zugemüse mit etwas Gebacknem, oder eine Mehlspeise. Des Abends giebts, an Fleischtagen: Ein Schnittchen Gebratenes von einer Kuh, Kalb, oder Hammel, mit einem Tellerchen Wurzelwerk dazu, auch wohl Sallat, der aber immer mit wahrem Lampenöl zurecht gemacht ist; an Fasttagen: ein Eiergebacknes, mit etwas Spinat, aus Wasser oder mit Milch gekocht. Hiezu täglich eine Bouteille schaalen Wein und ein Pfund Weißbrod. Alle vorgenannte Gerichte werden vom Sonntag bis zum Sonnabend, eine Woche wie die andre aufgetragen, so, daß man das ganze Jahr hindurch im Voraus weiß, was man jeden Tag zu essen bekömt. Der Unterschied zwischen dieser Classe, von 1½ Thalern täglich und 3 Thalern, besteht darin, daß die letztere noch Mittags eine vierte Schüssel, nemlich Braten hat, und dies ist abwechselnd, ein halbes Hühnchen, das am Pips gestorben ist, eine pockige Taube, oder ein Stück von einem Kaninchen, das nach den Kohlstrünken schmeckt; womit es gefüttert worden ist,

ist, oder ein Paar abgehungerte Vögel; und dann zum Nachtisch, je nachdem es die Jahrszeit erlaubt, ein Paar Kirschen, Johannisbeeren, Pflaumen, ein Apfel, ein klein Bisquitchen, oder ein Paar Rosinen und Mandeln. Dreimal des Jahrs, nemlich am drei Königs- am St. Ludewigs- und am Martinstage, bekomt auch die 1½ Thaler-Classe, Mittags Braten, und zwar ein halbes Hühnchen, oder eine halbe Taube vorhin erwähnter schmackhafter Art! Des Mittags wird schon um 11, des Abends um 6 Uhr gespeist. Alles Essen ist schlecht zubereitet, so, daß man in der Stadt um vier Groschen überall besser bedient wird; allein, weil der Commandant (Gouverneur) die Küche durch seinen Haushofmeister versehen läßt, und in diesem Artikel gar keinen Oberaufseher hat, vielmehr auf das, was er dabei gewinnen kan, mit angewiesen ist; so müssen sich die Gefangenen darin finden: beschweren sie sich; so wirds zwar auf einige Tage etwas besser, aber es ist doch nicht von Bestand, und man läßts ihnen wieder auf andere Art entgelten. Manchmal hat ein Gefangener es beim Polizeipräsidenten, (der Königl. Commissarius der Bastille ist,) ausgewürkt, sich von ausserhalb speisen zu lassen; es ist ihm aber im Preise gemeiniglich dreimal höher angerechnet, und es ist ihm bei andern Gelegenheiten eingeträkt worden. Gewöhnlich wird von Zinn gespeißt, eine besondere Gnade ist es, wenn man Fayançe und silberne Gabel und Löffel bekömt. Während der Mahlzeit steht unten an jedem Thurm eine Schildwache mit aufgepflanztem Bajonet, so lange bis der Thürschließer das unreine Geschirr wieder abgeholt hat. Was auf diesem übrig bleibt, gehört dem Thürschließer zu.

Der Schluß folgt künftig.

Noch ein Wörtgen über frühe Beerdigungen.

Bekantlich trift der Vorwurf der zu frühen Beerdigungen nicht allein die Juden, sondern auch die christchen Franzosen, welche wenigstens keine religiöse Grundsätze zur Vertheidigung ihres Verfahrens angeben können. Daher konte auch Bruhier, der über die Ungewißheit der Kennzeichen des Todes sein interessantes Buch schrieb, bei seiner Nation allein so viele Exempel von Personen sammlen, welche lebendig begraben waren. Inzwischen haben bei dem ganz neulich über diese Materie geführten medicinischen Streit einige die Glaubwürdigkeit vieler von Bruhier erzählten Geschichten lebendig begrabener Personen bezweifeln wollen, ich will daher zum Beweise der Möglichkeit, und um Bruhiers Glaubwürdigkeit zu retten,

aus

aus den allerneuesten Zeiten allein einige Exempel aus einem französischen wichtigen Werke auszeichnen, das auf Befehl des Königs so eben herausgekommen, und dessen Absicht ist, eine bessere Einrichtung des fürchterlichen Hotel-Dieu zu Paris ausfindig zu machen *). Unter die unverzeihlichen Fehler dieses abscheulichen Hospitals gehört auch der, daß man die Kranken so früh und noch ganz warm aus dem Bette nimt, so bald man glaubt, daß sie todt sind. „Ich will, sagt der Verfasser S. 446. zu den vielen Beweisen von blos anscheinenden Todesfällen noch zwei hinzusetzen, welche zeigen können, daß man in einem so großen und unordentlichen Spitale einem eignen Wundarzte die Aufsicht über die Todtenkammer übergeben solte, der dafür einstehen müßte, daß Niemand lebendig begraben würde. Der vorige Leibarzt des Königs, D. Garnier, ein Mann von großen Verdiensten, hatte seinen Onkel, Hrn. Garnier in der Kur, er verließ ihn einige Stunden, um noch andre Kranke in der Stadt zu besuchen; wie er wieder zu Hause kam, so entdeckte man ihm, daß sein Onkel unterdessen gestorben sey; er fand ihn auch wirklich schon aus dem Bette herausgenommen, an die freie Luft gelegt, ohne Bewegung, Gefühl, und Empfindung: er ließ aber sogleich sein Bette wärmen, ihm ein warmes Hemd anziehen, ihn reiben, und brachte ihn auf diese Art wieder zum Leben. Diese Geschichte habe ich von Hrn. D. Garnier selbst. Die andre ist von Hrn. Bellerete, einem gelehrten Arzte des Hoteldieu. Man hatte ihm einen Kranken dieses Spitals besonders empfohlen, nun konte er ihn einmal wegen andrer Geschäfte in 24 Stunden nicht wieder besuchen. Wie er da wieder kam, fand er seinen Kranken in der Todtenkammer. Er ließ ihn aber sogleich wieder aus seinem Todtenkittel herausnehmen, wieder in sein Bette bringen, wärmen, und rettete ihn. Die erste Geschichte bringt uns sehr natürlich auf die Gedanken, daß wir in unsern eignen Häusern, wenn unsre Aeltern, unsre Frau, unser Kind, unser Freund, dem Tode nahe sind, sie zu frühe den Bedienten, den Krankenwärtern und Todtenfrauen, überhaupt fremden Händen überlassen, die oft gleichgültig bei der Erhaltung unsrer Verwandte sind, und noch öfterer ein ganz anderes Interesse dabei haben als wir."

*) Memoires sur les hopitaux de Paris. par M. *Tenon.* imprim. par ordre du Roi. à Paris 1788. 4. av. fig.

Hannover. W.

Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 21ten September 1789.

Die Bastille.

(Schluß.)

Da in der Bastille nichts nach Regeln oder nach Gesetzen, sondern alles nach dem Befehl der Obern, oder nach der Willkühr der Vorgesetzten geschiehet; so wird auch in der Behandlung der Gefangenen durchaus keine Gleichförmigkeit beobachtet. Der Polizeipräsident von Paris ist der erste Vorgesetzte von der Bastille. Zu den Verhören ist ihm ein Staatsrath und noch zwei Justizräthe zugeordnet; Die Verhöre werden in dem mittlern Quergebäude, welches die beiden innern Höfe von einander scheidet, in dem sogenannten Audienzzimmer gehalten; das erste ist manchmal gleich am zweiten Tage der Verhaftnehmung, oft erst nach Verlauf mehrerer Wochen; dem Beklagten wird kein Advokat zugelassen, vielmehr bedient man sich der unwürdigsten Mittel, ihm irgend ein Geständniß abzulocken. Bald heißt es, man habe Zeugen, die man bei fernerem Leugnen gegen ihn könne auftreten lassen, und dann werde es um seinen Kopf schlimm aussehen; bald will man Papiere gefunden haben, die alles enthalten, was er nur noch selbst gestehen solle; bald drohet man ihm bei längerer Zurückhaltung, daß er einer außerordentlichen Commißion übergeben, und dann ungleich strenger als jetzt werde behandelt werden, auch bietet man ihm wohl die Gnade des Königs und augenblickliche Befreiung an, wenn er gestehen wolle, und läßt er sich dadurch bewegen, so heißts, man wolle dem Könige nun berichten, und zweifle nicht an seiner Begnadigung, die denn aber doch nicht eher als zu der vorher bestimmten Zeit erfolgt. So wie die Richter, eben so gehen denn auch alle Unterbediente in der Bastille zu Werke; alle legen den Gefangenen Schlingen, um sie auszulocken, und ihre Gesinnungen gegen die Regierung zu erfahren, und das alles wird dann von den Miethslaquaien und Thürschließern an, bis zu den höhern Bedienten herauf, den Richtern getreulich wieder

erzählt; in diesem Punkt können die Gefangenen sich nicht genug in Acht nehmen. Vor dem ersten Verhöre wird der Gefangene nie aus seinem Zimmer gelassen, nachher aber kan er auf einige Erleichterung hoffen. Die Direktion der Bastille bestehet aus dem Gouverneur, dem Untergouverneur, einem Major und einem Adjudanten. Der Major ist die erste Instanz; an und durch ihn muß alles gehen, was die Gefangenen sich ausbitten wollen; er muß um alles wissen, zu allem seine Einwilligung geben, so gar, daß der Gefangene heute sich dürfe barbiren lassen! (Dies letztere geschieht durch die Unterbedienten des Staabschirurgus, und zu dessen Vortheil.) Zu den Bittschriften an den Major wird dem Gefangenen bald Papier, Feder und Dinte bewilligt, und diese Bittschriften kan er durch die Thürschließer, die ihm das Essen zutragen, sicher bestellen lassen. Erlaubniß zu mehrerer Freiheit muß er in Briefen an den Polizeipräsidenten sich ausbitten, und diese Briefe unversiegelt an den Major schicken, der sie denn gleich dorthin befördert, indem ein eigener Bote darauf gehalten wird, der täglich zwei mal, am Mittag, und um 7 Uhr Abends, den Weg nach der Polizei macht. Verlangt man in der Zwischenzeit dem Polizeipräsidenten etwas vorzutragen, so wird unweigerlich, jedoch auf des Gefangenen eigene Kosten, ein Expresser mit den Briefen abgefertigt. Alle Antworten erfolgen offen, und gehen wieder durch die Hände des Majors. Wenn in einer solchen Antwort auf irgend einen Punkt gar kein Bescheid ertheilt, sondern derselbe ganz mit Stillschweigen übergangen wird, so ist dieser Theil des Gesuchs abgeschlagen. Unmittelbar an den König zu schreiben, wird Niemanden gestattet. Wenn der Polizeipräsident in die Bastille komt, welches mehrentheils wöchentlich einmal geschieht; so kan man sich Audienz bei ihm ausbitten; manchmal besucht er auch selbst die Gefangenen in ihren Thürmen, zumal wenn es Frauenzimmer sind. Wenn ein Gefangener nicht um eines groben Verbrechens, sondern mehr deshalb, weil er gewissen Privatabsichten entgegen gewesen ist, in der Bastille sitzt, oder, wenn er auf Lebenslang eingesperrt, oder wenn er durch seine Familie und andere Personen von Ansehn dem Polizeipräsidenten und dem Commandanten der Bastille besonders empfohlen ist; in allen diesen drei Fällen werden ihm mancherlei Begünstigungen bewilligt. Die gewöhnlichsten sind: daß der Gefangene täglich eine Stunde frische Luft schöpfen dürfe; dies geschieht, je nachdem man ihm entweder mehr oder weniger wohl will, entweder in dem großen innern Hofe, oder im Garten, (der hinter der Bastille in einer hervorragenden Bastion angelegt ist,) oder oben auf den Thürmen und der Mauer herum; im Garten und oben auf den Zinnen der Bastille wird dem Gefangen allemal ein Unteroffiecier von der Wache mitgegeben,

ben, im Hofe iſt dies nicht nöthig, weil er da von allen Seiten Aufſicht hat. Ein groſſer Vorzug iſt es, wem täglich zwei Spazierſtunden, eine des Vor- die andere des Nachmittags bewilligt, oder wem bei ſchlimmen Wetter erlaubt wird, ſtatt Spazierengehens, ſich in dem groſſen Saal, wo die Officiere der Baſtille gemeinſchaftlich zuſammen kommen, eine Stunde lang aufzuhalten. Den Gefangenen, die ſich unter einander kennen, oder die um einerlei Urſach willen hier ſizzen, wird, wenn ſie nichts mehr zu bekennen haben, auch wohl erlaubt, gemeinſchaftlich ſpazieren, und mit einander ſpeiſen zu dürfen; doch iſt dies äuſſerſt ſelten. Ganz vorzügliche Sorgfalt wird angewendet, daß diejenigen Leute, die, zu Beſorgung des Verkehrs zwiſchen der Stadt und Baſtille, bald innerhalb, bald auſſerhalb dieſer letztern zu thun haben, keinen von den Gefangenen zu ſehen bekommen, aus Furcht, daß ſie ihn erkennen, Beſtellungen von ihm nach der Stadt befördern, oder wenigſtens, daß er in der Baſtille ſey, und wie es ihm dem Anſchein nach ergehe, ausplaudern könten. Um dies zu verhüten, wird, ſo bald ein ſolcher Menſch über den Hof weggehen muß, mit einer Glocke ein Zeichen gegeben, auf welches der Gefangene, der etwa in dieſem Augenblicke eben im Hofe ſpazieren geht, ſogleich in eine Art von Rothſtall, (deren zu dieſem Behuf mehrere im Hofe vorhanden ſind,) eintreten muß, und nicht eher, als bis jener ganz vorüber iſt, wieder zum Vorſchein kommen darf. Damit auch die Unterbedienten in der Baſtille die wahren Namen und den Stand der Gefangenen nicht erfahren, ſo nennt man ſie in der Baſtille überall nur nach der Nummer des Zimmers, in welchem ſie ſitzen. Die Gefangennamen lauten alſo, z. B.: **Der Nummer eins vom Eckthurm; der Nummer drei vom Brunnenthurm** ꝛc. Der Gottesdienſt beſteht darin, daß täglich früh um 9 und um 12 Uhr Meſſe geleſen wird. Die Kapelle iſt im groſſen Hofe, linker Hand, nicht weit vom Freiheitsthurm, auf ebener Erde. Um der Meſſe beiwohnen zu dürfen, müſſen die Gefangenen ein für allemal Erlaubniß dazu haben. Nicht mehr als 5 Gefangene auf einmal können die Meſſe mit anhören, denn auch hier ſind ſie nicht in Freiheit, oder in Gemeinſchaft, ſondern jeder wird in ein Kabinet, von der Größe eines Schilderhauſes, geſperrt, deren drei in der Mauer eingehauen, die übrigen zwei aber von Holz erbauet ſind. In einem ſolchen Schilderhauſe kan der Gefangene von den Hausofficianten der Baſtille, welche die Meſſe mit anhören, nicht geſehen werden, denn das Fenſter iſt, inwendig und auswendig, mit eiſernen Gittern verſehen, und überdies iſt eine Gardine davor, die nur während dem Theil der Meſſe, wenn der Prieſter die Hoſtie weihet und aufhebt, aufgezogen wird. Von auſſen iſt das Schilderhaus mit einer ſtarken,

durch Eisen festgemachten Thüre verwahret, die ein ungeheures Schloß und 2 große Riegel hat. So bald alle 5 Gefangene in diese Schilderhäuser eingesperrt sind, wird, aus übergroßer Vorsicht, unten, an den Eingang der Kapelle, eine Schildwache mit aufgepflanztem Bajonet hingestellt, aber sobald die Messe zu Ende ist, noch ehe die Gefangenen zurückgeführt werden, wieder abgelöset, damit sie keinen ansichtig werden und erkennen könne. Andere Annehmlichkeiten, die man durch die Länge seines Aufenthalts, durch Gunst oder durch Empfehlung erhalten kan, sind: daß man seine Uhr, Messer, Scheere, Barbiermesser führen, Zeitungen und Journale lesen, in die Bibliothek gehen könne (die ein Fremder, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Bastille gestorben ist, und dem sie, weil er auf Lebenslang hier saß, zu seinem Gebrauch bewilligt ward, den Gefangenen zu gleichem Behuf vermacht hat,) daß man Feder und Dinte zu freiem Gebrauch bekomme, an seine Verwandte schreiben, Antwort von ihnen erhalten, und Besuch von ihnen annehmen dürfe. Dies letztere ist indeß keine so große Wohlthat als es scheint, denn der Gefangene darf einen solchen Besuch, erstlich, nicht in seinem Zimmer, sondern in dem Audienzsaal, annehmen, zweitens, darf er von der Ursach seines Verhafts, oder wie es ihm ergeht, nicht ein Wort reden, und damit dies sicher beobachtet werde, findet folgendes Ceremoniel dabei statt. Der Gefangene sitzt an einer Seite des Zimmers, der Besuchende ihm gegen über an der andern Seite, und in der Mitte zwischen beiden, ein Aufseher, der jedes Wort hören, jede Mine sehen kan! Der Staabschirurgus, der im Hause wohnt, läßt die Gefangenen durch seine Untergebenen rasiren, und zu seinen Sporteln ist der Verkauf von Kaffee, Thee, Chocolade, Zucker, Confitüren, und der nöthigen Arzneimittel, ihm allein überlassen. Er muß die Gefangenen, die krank werden, zuerst besuchen; ist der Fall von der Art, daß sie ausser ihm auch einen Arzt nöthig haben; so werden sie aus dem Thurm weg nach einem der über der Küche belegenen Zimmer gebracht; auf solche Weise wohnen sie nicht nur bequemer, sondern der Arzt bekomt auch bei seinem Besuch die eigentlichen Gefangenzimmer nicht zu sehen. Dieser Arzt wird vom Könige expreß für die Bastille besoldet, und wohnt in den Thuillerien (im Königl. Schlosse zu Paris.) Man hat nicht gern, daß ein Gefangener in der Bastille stirbt, wenigstens nicht, wenn es ein dem Publikum sehr bekanter Mann ist, (ohne Zweifel will man dadurch den Verdacht heimlicher Hinrichtungen vermeiden.) Wird ein Mann solcher Art tödtlich krank, so schaft man ihn zu seinen Verwandten, und läßt ihn da sterben; ist's ein weniger Bekannter; so wird er auf den St. Paulskirchhofe in der Vorstadt St.

Antons, und gemeiniglich, als obs ein Aufwärter aus der Bastille wäre, begraben, und auch so in das Kirchenbuch eingetragen. Nichts ist daher für eine Familie schwerer, als einen Todtenschein aus der Bastille zu erhalten. Der Militairetat der Bastille ist folgender: der Gouverneur oder Commandant; ein so genannter Königs-Lieutenant oder Untergouverneur, ein Major, ein Adjudant, ein Staabschirurgus, ein Ober- und zwei Untercapellans, und ein Beichtvater. Der Gouverneur hat ein starkes Gehalt vom Könige, und außerdem werden ihm 50000 Livres (ungefehr 13000 Rthlr.) unter dem Namen von Kostgeldern ausgezahlt. Es wird nemlich angenommen, daß, Jahr aus Jahr ein, 15 Gefangene in der Bastille wären, für deren jeden der König dem Gouverneur täglich 10 Livres (3 Thaler) vergütet. Diese Vergütung wäre freilich nicht nöthig, weil jeder Gefangene, der das Vermögen dazu hat, auf vorgedachten Fuß selbst bezahlen muß; es ist also gerade zu ein Geschenk des Königs an den Gouverneur unter dem Namen von Zehrungskosten der Gefangenen, doch steigt es nie über vorgedachte Summe, wenn auch statt 15, mehr als 40 Gefangene in der Bastille wären. Der Untergouverneur hat jährlich 1300, der Major 1000, der Adjudant 450, der Staabschirurgus 300, der Obercappellan eben so viel, jeder Untercappellan 100, der Beichtvater 250 Thaler stehendes Gehalt. Die Militairwache besteht aus einer Compagnie Invaliden von 100 Gemeinen und Unterofficiers, mit zwei Capitains und einem Lieutenant. Die Gemeinen erhalten außer der Mondur und kleinen Mondirungsstücken auch Holz, Licht und Salz unentgeltlich und 10 Sous, oder viertehalb Groschen, täglich. Weder Officiere noch Gemeine dürfen ohne eine besondere Erlaubniß des Gouverneurs außerhalb den Ringmauern der Bastille, in der Stadt, nicht einmal zu Mittag oder zu Abend essen, geschweige denn über Nacht ausbleiben. An stehendem Gehalt und andern Ausgaben kostet die Bastille dem Könige jährlich 30000 Thaler (100000 Livres.) Thürschließer, Aufwärter und andere Unterbediente, die Alters- oder Krankheitshalber zum Dienst unvermögend werden, haben lebenslänglich Gnadengehalt. Von den mannichfaltigen Anstalten, die zur Sicherheit der Gefangenen getroffen sind, ist der Leser im Lauf dieser Erzählung unterrichtet worden, nur ist davon noch einiges, was den Dienst der Soldaten betrift, nachzuholen übrig. Außer den gelegentlichsten Posten, die während der Mahlzeit und während dem Gottesdienst ausgestellt werden, stehen, den Tag über, an den 5 Eingängen innerhalb, desgleichen am äußern Eingang nach der Straße hin, überall eine Schildwache, und dann läuft innerhalb der äußern Ringmauer längst an derselben, eine hölzerne Gallerie umher, auf welcher Tag und Nacht

Schildwachen stehen, die beständig Acht geben müssen, ob sie an der Aussenseite der Thürme keine Anstalten oder Signale bemerken, durch welche sich die darin sitzenden Gefangenen in Freiheit zu setzen versuchen. In der Nacht werden die Schildwachen auf dieser hölzernen Gallerie verdoppelt. So wohl bei Nacht als bei Tage muß die Schildwache am innersten Eingangsthore stündlich mit einer Glocke ein Zeichen geben, zum Beweis, daß sie munter ist; auf der Gallerie wird zur Nachtzeit ein ähnliches Zeichen alle Viertelstunden gegeben, überdies geht daselbst alle Viertelstunde eine Patrouille, und ruft die Schildwachen an; diese müssen jedesmal ein kupfernes Zeichen in eine verschloßne Büchse stecken, die am Morgen geöfnet und nachgesehen wird, ob, und von welchem Posten etwa ein Zeichen fehlt. Die unmittelbare Bewachung der Gefangenen wird von den Thürschließern erwartet, deren sind in allem 4, für 2 Thürme allemal einer. Jedes Gefangenzimmer ist mit 3 Thüren, einer auf der andern versehen; für jede Thür ein Schloß, und 2 Riegel mit Vorlegeschlössern, macht auf die 5 Zimmer eines jeden Thurmes, in allem 45 Schlüssel, dazu noch die zu den 2 untersten Eingangsthüren in den Thurm gehörigen 6 Schlüssel, zusammen ohne die Kellergefängnisse, für jeden Thurm 51 Schlüssel, daß also jeder Thürschließer 102 Schlüssel in Verwahrung hat. Uebrigens wird auch über die Gefangenen eine Art von geheimen Journal geführt, in welchem die Ursachen und Umstände ihrer Verhaftnehmung, nebst Auszügen aus den Verhören, Anmerkungen und Anekdoten eingetragen werden; dies Journal wird vom Major geführt, und liegt unter dreifachem Schloß. Es ist so gar lange noch nicht in Gang gebracht, und eine Art von geheimer Geschichte der Bastille. Verbotene Bücher, welche die Regierung hat wegnehmen lassen, werden ebenfalls hier in großen gewölbten Zimmern verwahrt. Wenn endlich Jemand aus diesem Gefängniß in Freiheit gesetzt wird; so werden ihm zuerst alle seine mit hereingebrachte Habseligkeiten, nach dem beim Eintrit davon aufgenommenen Inventarium wieder zurück geliefert, deren Empfang er schriftlich bescheinigen muß. Hiernächst muß er einen Eid unterschreiben, des Inhalts: „daß er zu seiner Gefangennehmung durch ein Vergehen, durch Verblendung oder gröblichen Irrthum seiner Seits, Anlaß gegeben, daß er dem Könige unveränderlich treu, hold und zugethan, auch dankbar und erkenntlich dafür sey, daß Se. Majestät ihn nicht einer ausserordentlichen Commißion von Richtern übergeben habe, endlich daß er von allem, was er in der Bastille gesehen, gehört und erfahren habe, nichts entdecken wolle."

So wie es hier beschrieben ist, geht es seit den letzten dreißig Jahren in der Bastille zu, und wenn das gleich nicht fein und nicht löblich ist, so gings doch

vor etlichen hundert Jahren noch um vieles ärger zu. Ludewig der Eilfte, König von Frankreich, ließ im 15ten Jahrhunderte zwei Brüder, die Prinzen von Armagnac, in einen der unterirdiſchen Kerker ſperren; in jedem war ein 8 Fuß hohes Loch in Form eines Trichters ausgemauert, dahinein wurde jeder der beiden Prinzen geſteckt. Weil es nun unten ſpitzig zuging, konten die Füße nirgends ruhen, folglich hatte auch der ganze Körper keinen Ruhepunkt; zweimal des Tages wurden ſie heraus gezogen, und, in Beiſeyn des damaligen Gouverneurs der Baſtille, Philipp l'Huillier, gegeiſſelt, und alle Vierteljahre wurden ihnen, zur Verſtärkung der Strafe, 1 auch 2 Zähne ausgebrochen. Der älteſte dieſer Prinzen kam darüber von Sinnen, und ſtarb in der Raſerei. Der jüngſte überlebte den Tyrannen Ludwig den Eilften, ward wieder in Freiheit geſetzt, und hat im Jahre 1483 die Wahrheit dieſer ſonſt unglaublichen Behandlung durch einen eigenhändigen Aufſatz beſtätigt, wie in Boulainvillier Hiſtoire de l'ancien gouvernement de la france, lettre 14. Tome III. pag. 225. nachgeleſen werden kan.

(Gottlob, daß wir im Jahre 1789 leben, und daß jene Zeiten nie mehr wiederkommen können.)

Beantwortung der im 67ten Stück dieſes Magazins v. d. J. vorgelegten Frage über die widerſprechend ſcheinende Wirkung der letztern Kälte, in kältern und wärmern Gegenden.

Die Erfahrungen über die Kälte des letzten Winters ſind folgende:

1) In niedrigen Gegenden ſind viele Bäume erfroren, und in höhern Gegenden weniger.

2) In niedrigen Gegenden, die einen leichten und nicht naſſen Boden haben, ſind vorzüglich viele Bäume erfroren.

3) Noch ſtärker iſt die Wirkung des Froſtes alsdenn geweſen, wenn in einer niedrigen und trockenen Gegend die Bäume von Gebäuden oder andern Gegenſtänden gegen die Winde geſichert waren, und dabei die Mittagsſeite einigermaßen frei hatten.

4) Unter den erfrornen Obſtbäumen ſind die mehrſten vom Frühobſt, und unter den wilden Bäumen diejenigen, die am früheſten Saft treiben.

Aus dieſen Erfahrungen laſſen ſich zur Beantwortung der vorgelegten Frage, mit Zugrundlegung bekannter Wahrheiten der Naturlehre folgende Schlüße ziehen:

1) Nicht der hohe Grad des Froſtes, wie wir ſolchen im December und Januar hatten, iſt die Urſache des Erfrierens der Bäume, ſonſt müßten ſich die angeführten Erfahrungen umgekehrt verhalten, ſondern

2)

2) das Erfrieren der Bäume ist durch den im Monat März eingetretenen, ungleich geringern Frost verursacht.

3) Dieser Frost folgte auf die im Februar eingetretene gelinde Witterung, in welcher schon Saft in die Bäume getreten war, und er war blos in der Hinsicht schädlich, weil der frierende Saft sich, wie eine jede Feuchtigkeit, ausdehnte, und die Saftröhren, ihre Verbindung mit einander, und der Rinde des Baums so zerstöhrte, wie ungefehr ein Gefäß durch frierendes Wasser zersprenget wird.

4) Aus dieser Ursache war die Wirkung des Frostes am schädlichsten da, wo eine niedrige und warme Gegend, ein trockener und leichter Boden, und der Stand der Bäume in Beziehung auf Wind und Sonne, das Treiben des Saftes vorzüglich begünstiget hatten.

5) Blos die Zerstöhrung der festeren Theile des Baums, nemlich der Saftröhren, ihrer Verbindung unter einander, und mit der Rinde, ist die Ursache des Absterbens. Die Tragknospen blieben an denjenigen Bäumen, deren festere Theile nicht gesprenget wurden, völlig unversehrt, wie das häufige Obst, und die diesjährige volle Mast zur Gnüge beweiset.

Hannover. J. W. Illing.

Anfrage.

Bekanntlich sind durch den harten Winter auch in den Fürstenthümern Göttingen und Grubenhagen viel Obst- besonders Zwetschenbäume ausgegangen. Der hiedurch entstandene Schade wurde gleich Anfangs des Frühlings in den niedern Gegenden dieser Länder entscheidend sichtbar. In den bergigten und kältern Oertern aber schlugen die Bäume frisch aus, blüheten, und setzten reichliche Früchte an, besonders die Zwetschen; blieben in dem besten Wachsthum bis Anfangs August. Seit einigen Tagen aber werden, besonders auf alten Bäumen, die Zwetschen roth und trocken, das Laub gelb u. die Bäume davon entkleidet, und alles das scheint den Verlust aller Zwetschenbäume anzukündigen. Der hiedurch entstehende Schade ist für den Haushalt zu wichtig in seinen Folgen; daher wünscht man von erfahrnen Kennern die Frage in diesen Blättern beantwortet zu sehen: ob man wohl die Hofnung haben könne, daß die anjetzt dem Scheine nach verdorrenden Zwetschenbäume künftiges Frühjahr wieder ausschlagen, und was man allenfalls für Mittel anwenden müsse, dieses mit zu bewürken?

Hannoverisches Magazin.

77tes Stück.

Freitag, den 25ten September 1789.

Klag- und Bittschrift einer achtäßigen Pistole.
Ein Beitrag zur Münzgeschichte.

Ich halte mich gegenwärtig zu Alfeld unter der Hand bei einem ehrlichen Schutzjuden auf, und mit Schrecken vernehme ich, daß man mich in dem Hannoverischen, wegen meiner magern Beschaffenheit, tief unter meine corpulentere Brüder herabwürdigen, und mir blos einen meinem inneren Gehalt und Werthe angemessenen Rang anweisen will. Wer da weiß, was es in dem Hannoverischen sagen will, von einem höheren zu einem tieferen Rang herabgestoßen zu werden, der begreift leicht, welcher Donnerschlag diese Nachricht für mich seyn müsse. Wäre ich als eine schwindsüchtige Pistole in diese Welt gekommen, oder hätte ich auf meinen Reisen, gleich einem menschlichen Petitmâtre, meine volle blühende Gestalt aus eigner Schuld verloren, so würde ich mir das bevorstehende Schicksal selbst zuzuschreiben haben, aber man höre die traurige Geschichte meines verringerten Werthes, und keine gute Seele wird mir ihre Theilnahme versagen.

Ich habe den 12ten August 1704 in Paris unter dem großen Ludewig, der jetzt in der Menschengeschichte leider auch kaum noch für eine achtäßige Pistole gilt, das Licht dieser Welt erblickt.

Ein Trauring, welchen eine sehr vornehme Dame, die, wie ich höre, in den jetzigen irrespectueusen Zeiten den häßlichen Namen einer alten Zott soll erhalten haben, nebst ihrem übrigen goldenen Geschmeide, auf liebevolles königliches Ansinnen, und weil es der geschlagnen Armee gerade an Gelde fehlte, nach der Münze schikken mußte, gab mir mein erstes Daseyn.

Stark und schwer, wie ein junger Herkules, ging ich aus den Händen des Münzmeisters hervor, hatte fünf volle Aß Uebergewicht, und so reisete ich mit dem ersten Geldtransport nach der Armee in Bayern ab. Aber da ging auch gleich mein Unglück an. Zuerst kam ich in die Hände eines jungen Markis, welcher als Freiwilliger bei der Armee diente. Wie dann so die jungen Herrn bei der Armee sind,

kaum hatte der mich, als er schnell nach einer Pharaobank eilte, mich, ohne sich im mindesten um mein Gewicht zu bekümmern, auf Coeur Dame setzte, und nun wurde ich flugs zwischen funfzig Händen wie ein Ball hin und her geschleudert. Ein hungriger Commis gab mir, als er mich an seinen Nachbar liefern mußte, mit solcher Wuth einen Biß auf den Weg, daß ihm ein ganzes Aß von meinem Körper in den Zähnen stecken blieb, und erst am hellen Morgen kam ich durch ein va banc in die Hände eines bedächtigen fetten Brodtlieferanten, der mich nach seiner in einem benachbarten Flecken befindlichen Wohnung brachte. Hier erschien bald darauf ein Feldprediger, der bei der Armee gewöhnlich nur kurz der Tartüfe genannt wurde, dieser wog mich mit meinen Brüdern genau auf einer Goldwage ab, seufzte bei jedem Stück, und, da ich, ungeachtet meines durch den Biß erlittenen Verlustes, doch noch vier Aß Uebergewicht hatte, so wurde ich mit einigen andern in einen besondern Beutel gesteckt, und nach einem kleinen Hinterhaus in einer abgelegenen Straße gebracht. Aber hier ging mein Leiden erst recht an. Zuerst mußte ich in ein glühheißes Schwefelbad, in welchem zwei Aß von meiner ganzen Oberfläche hängen blieben, dann kriegte mich ein schwarzer Henkersknecht unter die Feile, nahm mir ohne Barmherzigkeit noch zwei volle Aß ab, so, daß ich nun all mein schönes Uebergewicht auf ein mal verloren hatte. Mein Henkersknecht benetzte mich darauf mit Wasser, steckte und und rieb mich in einem schwarzen Staube herum, und so reisete ich eingesiegelt nach Frankfurt am Mayn ab. Hier kam ich in die Hände einer armen Witwe mit vier Kindern, die ihr ganzes Vermögen in dem Concurs eines großen Patriciers bis auf eine einzige Pistole verloren hatte, und der die Gerichte aus Barmherzigkeit den Rest ihrer Forderung wenigstens in einer vollwichtigen Pistole zuerkant hatten. Die Arme mußte mich aber auch gleich wieder an ihren Sachwalter auf Abschlag seiner Deservitenrechnung bezahlen, welcher mich dann mit neun und neunzig meiner Brüder bei einem reichen Wechsler in einem benachbarten geistlichen Lande, der zugleich Landeszahlmeister war, auf kurze Zinsen austhat. Dieser Mann hatte es in der Absonderungskunst der schweren und leichten Pistolen weiter gebracht, als ich je nachher auf meinen Reisen gefunden habe. Ich will zum Unterricht unkundiger Wechsler hier wörtlich die Rubriken und den Maaßstab hersetzen, unter welche er seine Pistolen rangirt hatte, und die an jeder Schublade angeschrieben waren.

Nr. 1. Pistolen für vornehme Gönner, item Präsentpistolen, vollwichtig.

Nr. 2. Pistolen für simple Gönner und gute Freunde, — einaßig.

Nr. 3. Officialpistolen für die angesehene Dienerschaft im Lande, item auf Wechselzahlung nach Hamburg und Bremen, — zweiaßig.

Nr.

Nr. 4. Officialpiſtolen für die geringere Dienerſchaft im Lande, item für homines ſui juris auf erſte Hypotheken, item für Krämer, Bäcker, Schlächter, Schuſter, Schneider, mittelmäßige Autoren und ſonſtige Privatperſonen, mit welchen Contobuch und Abrechnung gehalten wird,

dreiäßig und etwas darunter.

Nr. 5. Piſtolen für begüterte Minorennes und filios familias auf eidliche Verſchreibung und à 6 pro 100 Zinſen, — vieräßig.

Nr. 6. Pro detti unbegüterte gegen 8 pro 100, — fünfäßig.

Nr. 7. Pro detti, wenn ſie verliebt oder Spieler ſind, nachdem ſie nahe an der Volljährigkeit, oder ihre Väter alt und ſchwächlich ſind, à 10 pro 100, — ſechs- bis zehnäßig.

Nr. 8. Für geringe Bauersleute und Tagelöhner, die müſſen nehmen, was rund iſt.

Ich kam, meiner Schwere wegen, unter die vornehmen Gönnerpiſtolen, und wurde kurz darauf an den Kammerdiener eines vornehmen Mannes ausgezahlt, der mich aber auch gleich mit mehreren meines Gehaltes bei dem Wechsler ſelbſt wieder gegen dreiäßige Piſtolen und 1½ pro Cent Agio umſetzte, und bei der Gelegenheit dem Wechsler verſprach, ihn ſeinem Herrn bei dem An- und Ausziehen beſtens zu empfehlen. Gegen Abend kam ein anderer vornehmer Gönner in Perſon, der bei dem Wechsler ſeine Gehaltsquitung auf ein Jahr voraus gegen baar Geld umſetzte, und von dieſem wurde ich an einen Juden gegen Zurücklieferung eines dreimal prolongirten Wechſels ausgezahlt. Nun kam ich zum zweitenmal in ein heißes Schwefelbad, und, nachdem ich noch zwei Aß in der Hitze ausgeſchwitzt hatte, wurde ich an einen Roßkamm überlaſſen. Da mir aber das Schwefelbad eine etwas blaſſe Farbe zugezogen hatte, faßte mich dieſer Grobian mit ſeinen dicken Fäuſten an, rieb mich ſcharf auf dem Fußboden, raſch war noch ein Aß weg, und nun wanderte ich leicht, wie ein franzöſiſcher Tanzmeiſter, mit in den ſiebenjährigen Krieg.

Ich übergehe mit Stillſchweigen, wie viel Ungemach mir in dieſen ſieben Jahren zugeſtoßen iſt, wie oft ich da Wohlwollen und Freundſchaft geſtiftet habe, wo bloßes Verdienſt ſie nicht erheiſchen konte, wie oft ich unmittelbar und mittelbar manchem luſtigen Gecken von mancher ſtädtiſchen Modedame einen kraftloſen Minneſold habe erringen helfen; wie oft ich aber auch von der Unſchuld unter dem Strohdache, ohne meine Schuld, mit Verachtung bin zurück geworfen worden. Faſt ſchäme ich's mich zu ſagen, wenn ich an meine erſte Herkunft gedenke, wie einſt ein queckſilberner aimable roué mich bei einer gewiſſen Gelegenheit in ein Gefäß fallen ließ, ein Gefäß – dergleichen weiland Prinz Biribinker in eine Nymphe verwandelte — und wie mir in dieſem Gefäß noch zwei volle Aß abgeätzt wurden.

Kurz, wie der Krieg aus war, hatten mich alle gehabte Unglücksfälle bis zu einer fünfäßigen Pistole heruntergebracht. Ich ging nun in Gesellschaft einer großen Anzahl meiner leichten Brüder und einiger preußischen und braunschweigischen Anverwandten nach Hamburg ab, um daselbst al Marco verkauft zu werden, und kam da auf ein angesehenes Wechselcomtoir, wo ich meinen Platz wieder unter den fünfäßigen erhielt. Einstens, im Herbste 1772, als mein Herr die hannoverischen Anzeigen laß, legte er mitten im Lesen die Brille weg und rief voll Freude: Christian schicke mit der Abendpost das Restchen Fünfäßer nach Hannover — Aber Vater, da sind sie ja jetzt eben verboten? — Narre! pack ein, eben weil sie da verboten sind, gelten sie nun für voll. Mir wolte es so wenig, wie dem Christian, in den Sinn, was da der Alte sagte. Inzwischen mußte ich mit erster Post fort nach Hannover an den Schutzjuden Feist, und da fand ich dann, daß der Alte recht hatte. Nachmittags drei Uhr kam ich daselbst an, zwischen Licht und Dunkel übergab mich Feist auf einen beschwornen Wechsel an einen filium familias von dem ersten Range, und noch an demselben Abend ging ich aus dessen Händen in einer Assemblee an dem Vierlichtertisch in die Gewalt einer gnädigen Dame über. Tages darauf wurde ich durch ihren Hausverwalter auf das Fleischbuch ausbezahlt. Der Schlächter zuckte die Schulter, reisete mit mir auf das Land, und brachte mich bei einem Heidbauern für Kälber unter: der Bauer, der gerade sein Mondgeld zu bezahlen hatte, trug mich zu dem Contributionseinnehmer, der wog mich, machte große Augen, gab mich zurück, und warnte den Bauern, sich ja bald von mir los zu machen, welcher mich dann auch aus Angst in der Geschwindigkeit bei dem Schutzjuden im Dorfe mit 8 ggr. Schaden umwechselte. Der Jude brachte mich gar bald für Schaffelle an einen Schnuckenschäfer wieder unter, welcher an den Verwalter zu Z. Michaelis Gefälle zu entrichten hatte. Aber, mein' ich dann, der Verwalter war klüger, wie der Einnehmer, der redete dem Schäfer wegen meiner Leichtigkeit so scharf ins Gewissen; sprach so bedenklich von Confiscation und Strafe, daß der arme Schäfer mich ihm für vier Thaler Cassenmünze überließ, und ihm noch einen Gotteslohn dazu wünschte. Dieser ehrliche Mann trieb neben seinem Dienste noch einen kleinen Handel mit hannoverischem Cassengelde, der ihm schon so viel eingebracht hatte, daß er ein Capitälchen von einigen tausend Thaler bei einer öffentlichen Casse zum Besten der Unterthanen zu 4 pro Cent belegt hatte. Auf das Wechseln war er ein recht loser Vogel, und mich brachte er gar bald mit einem Glas Kümmelaquavit und einem guten Worte an einen gutsherrlichen Vollmeier für 4 Rthlr. 24 mgr. ganz nagel neuer Cassenmünze wieder unter. So wanderte ich lange Zeit in einem Kreislaufe zwischen vornehmern und ge-

geringern Händen herum, doch ſo, daß ich, wie ſich's gebührt, von den Stärkern immer für voll, und von den Schwächern immer nur für fünfäßig ausgegeben wurde. So habe ich mehrere Jahre hindurch alle hannoveriſche Eß- und Spielklubs beſucht, bin auf allen Aſſembleen, auf allen adelichen und bürgerlichen Kaffe- und Theegeſellſchaften erſchienen, und in Pari's und Commerzſpielen als eine honette Piſtole angenommen und ausgegeben worden. Auch wird ſich ſchwerlich ein Hazardwinkel von der neuen Hauptſtraße bis in den Rademacherwinkel hinein finden, der mir unbekant geblieben wäre, und wetten wolte ich wohl, daß kein Contobuch in ganz Hannover vorhanden iſt, in welchem ich nicht wenigſtens einmal zum ſaldiren auf Abſchlag wäre gebraucht worden. Hundert mal habe ich die Frachtſtraße von Harburg bis Münden in den Taſchen der Fuhrleute hinauf gereiſet, und hundert mal bin ich mit der ordinairen Poſt wieder, nach einem kurzen Aufenthalt in Hannover, Celle und Lüneburg, nach Harburg zurück gekommen. Dieſes ewige Hin und Herlaufen zwiſchen ſo mancherlei Fingern von allen Ständen hat mich dann endlich bis zu dem achtäßigen Zuſtande herab gebracht, in welchem ich mich jetzt befinde. Seit der Zeit habe ich mich mehrentheils in dem Grenzhandel zwiſchen dem Hannoveriſchen und Hildesheimiſchen brauchen laſſen, und es ſind bei dem Linnen- und Garnhandel manche anſehnliche Geſchäfte mit mir und meines Gleichen gemacht worden, hauptſächlich aber habe ich in demjenigen ſegenreichen Verkehr ſehr oft circulirt, welcher ſo hinter den Licentſtuben her getrieben wird, und wobei die Goldwagen nicht üblich ſind, ob ich gleich auch noch mit unter, wie wohl ſeltener, auf Aſſembleen in Hildesheim und Hannover erſchienen bin. Nun aber halte ich mich, wie geſagt, ſeit ein Paar Tagen bei einem ehrlichen Schutzjuden in Alfeld auf Speculation auf.

Dieſes iſt eine wahre getreue Darſtellung meiner unglücklichen Geſchichte. Sie zeigt aber doch, daß, wenn ich gleich ſeit meiner Geburt dreizehn Aß an meinem Gewichte, ich doch noch nichts an meiner Ehre verloren habe, und daß mich alle angeſehene und wohl erzogene Leute bei der Ausgabe immer für vollwichtig angeſehen haben, und ich nur dann die Schande einer achtäßigen Piſtole getragen habe, wenn ich aus den Händen des gemeinen Pöbels bin ausgegeben worden.

Dieſer Ehre einer vollwichtigen Piſtole will man mich nun, wie es heißt, in dem Hannoveriſchen auf einmal durch ein ausdrückliches Geſetz berauben. Man will auf jedes fehlende Aß ein enormes geſetzliches Agio von 2 mgr. bei allen Piſtolen, die unter zwei Aß ſind, ſetzen, und mich alſo um 16 mgr. in meinem Rang herabwürdigen, und, damit mich ja kein geringer Menſch für voll annehmen möge, ſo ſollen in jedem Städtchen

und Flecken die Einnehmer oder eine andere Person verpflichtet werden, die Pistolen auf jedermanns Verlangen ohne Unterschied, für eine Erkenntlichkeit von zwei Pfenningen auf jedes Stück, auf justirten Süsserodschen Goldwagen abwägen zu müssen, und wenn sich ein Stärkerer beigehen läßt, einem Schwächern eine Pistole für voll zu geben, die es nicht ist, so soll dem Schwächern die Pistole als confiscirt zufallen. Man begreift leicht, was ein solch heiloses Gesetz für traurige Folgen für mich haben müsse. Kein geringer armer Mensch, so einfältig er auch seyn mag, wird mich nun ohne Agio annehmen, und, ist das, so wird mich auch kein rechtlicher kluger Mann mehr verlangen, denn, was soll man sich mit einer schwindsüchtigen Pistole in der Tasche schleppen, auf die nichts zu gewinnen ist, die man nur mit Agio ausgeben darf, und bei der man wohl gar noch die Confiscation riskirt, wenn man ihr die Ehre anthun will, sie für voll auszugeben. Kurz, nun erst werde ich wie ein Dieb und Räuber aus dem Lande gejagt werden.

Und warum dieses heilose Gesetz? Hauptsächlich nur um dem geringen Mann und dem Bauern, wie es heißt, allezeit zu dem Seinigen zu verhelfen, und, weil auch der Geringste im Lande eben so gut seine vollwichtige Pistole wie seinen vollwichtigen Semmel haben soll. Mit dem fatalen Menschenrecht! — Noch wolt ich es gelten lassen, wenn man in dem hannoverischen, so wie jetzt in meinem Vaterlande, eine ausdrückliche Verordnung hätte, daß Menschenrecht auch für geringe Leute gelten solte. Aber Menschenrecht ohne irgend einen Landtagsabschied oder sonstiges Gesetz für den geringen Mann geltend zu machen, da, wo man überdem weder durch schlechten Finanzzustand, noch durch vorherigen Despotismus und dadurch umgerührten turbulenten Genfer Freiheitssinn, noch durch das Geschrei milzsüchtiger Philosophen, denen es nie in der Welt zu Dank gemacht wird, noch sonst durch irgend eine Ursache dazu genöthigt wird, das ist mir auf meinen Reisen durch andere Ländern eben noch nicht vorgekommen, und die Herren von der hannoverischen Regierung mögen mir es verzeihen, wenn ich sie in diesem Punkte als würkliche Sonderlinge ansehe, solten sie auch gleich darunter blos die Hauptliebhlingsidee ihres Landesherrn erfüllen.

Doch meinetwegen mögen die Begriffe von Menschenrecht durch das stete Beispiel der Landesherrn in die Herzen aller Hannoveraner von dem Premierminister bis auf den Tagelöhner herab tief eingeprägt und eingemünzet seyn, ich habe nichts dagegen, trotz des Brustbildes, was ich auf meinem Bauche trage, wenn es nur nicht zur vorgedachten Verordnung komt.

Da man jetzt doch in den dasigen Landen den Handel und die Manufakturen in Aufnahme bringen will, so würde es auch, nach meinem Bedünken, ganz widersprechend seyn, wenn man gerade nun dem Lande das Pistolen-

stolencommerzium entziehen wolte, das bisher einen so ansehnlichen Handlungszweig ausgemacht hat, und wobei sich mancher Einwohner, Christ und Jude, recht gut gestanden hat. — Noch hoffe ich also, daß man keinen so offenbaren Bock gegen die Handlungswissenschaft machen wird. Solte es aber doch mit der heilosen Verordnung Ernst werden, dann bleibt mir freilich kein anderer Wunsch, keine andere Bitte übrig, als daß ich leichter Franzose je eher je lieber in die hannoverische Münze ein, und als ein Schrot und Korn gerechter Hannoveraner wieder herausgehen möge.

Etwas von Keilsteinen.
(Den irrig sogenannten Donnerkeilen.)

Im 40ten Stück der hannoverischen nützlichen Sammlungen vom Jahr 1757 wurde eine kleine Abhandlung unter dem Titel bekant gemacht:

„Die ältesten Wehr und Waffen, „wie sie unter den steinernen Monu„mentis heut zu Tage vorgefunden „werden."

Liebhabern von Althümern mußte solche sehr willkommen seyn; auch mir war sie es, besonders deswegen: weil der ungenannte Herr Verfasser sehr gründliche und belehrende Bemerkungen, vorzüglich über den wahrscheinlichen und eigentlichen Gebrauch der Keilsteine, oder Fäustlinge (wie sie Beckmann in seiner Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg nennet) machet, als von welchen Ueberbleibseln der Geräthschaften unserer ur-uralten deutschen Vorfahren, ich selber eine nicht geringe Anzahl, von verschiedener Form, Größe und Steinart, in meiner kleinen Sammlung antiker Sachen aufzuweisen habe, und worauf ich einen besondern Werth, in Betracht ihrer Seltenheit und unstreitigen Alterthums setze.

Die einfache Gestalt, die unsere Alten diesen steinernen Keilen zu geben für gut gefunden, oder vielmehr aus Noth, in Ermangelung erforderlicher Hülfsmittel und Werkzeuge, zu geben gezwungen gewesen sind, und die, im Ganzen genommen, bei kleinen und großen Stücken, immer die nemliche ist, läßt bei uns die Frage rege werden: auf was Art sie solche an einem Stiele wohl mögen gehörig befestiget haben? Denn, in der That! dieses muß wegen ihrer Struktur eben nicht so ganz leicht zu bewerkstelligen gewesen seyn.

Der Herr Verfasser jenes Aufsatzes ist zwar des Dafürhaltens, daß man sie an eine hölzerne Stange gesteckt und sie mit Riemen oder sonst dergleichem Etwas, dergestalt feste gebunden, daß sie zu fernerem Gebrauch haben geführet werden können; allein, dieser seiner Meinung kan man, meines Bedünkens, nicht so ganz vollkommen beipflichten, wenn man die den Keilsteinen eigenthümliche Form in Erwegung zieht.

Zu unsern Zeiten noch hat sich eine Gelegenheit ereignet, wo dieser Ge-

gew

genstand etwas näher hätte erläutert werden können, wenn es sich gefüget, daß ein Alterthumsforscher eben an Ort und Stelle gegenwärtig gewesen wäre. Der selige Herr Oberlandbaumeister von Bonn nemlich, schenkte mir noch kurz vor seinem Ableben ein Paar große, recht schöne solcher Keilsteine, (welche in der Gegend Moisburg auf der Heide bei großen Steinen, die man daselbst losgegraben und gesprengt, gefunden worden) und schrieb mir dabei: „— und einer war auf einem ausgehöhlten Stiele noch feste." — Dieses Zeugniß wäre nun freilich für die Meinung des obgedachten Herrn Verfassers; gleichwohl kan ich bei alledem mir die Sache denn doch noch nicht recht erklären, und jene Frage bleibt noch immer unerörtert.

Vielleicht aber dient in diesem Fache der Alterthumskentnisse folgender Auszug aus der **allgemeinen Geschichte der Länder und Völker** von Amerika, erster Theil S. 329. zu einiger Aufklärung. Wenn der Verfasser die mühsame Arbeit beschrieben hat, die die eingebornen Wilden anwenden müssen, einen großen Baum durch allmäliches Abbrennen zu fällen, und solchen nächstdem durch Hülfe steinerner Axte zum seinem Gebrauch zu aptiren, so fährt er folgendermaaßen fort:

„Die steinerne Beile, deren ich eben Erwähnung gethan, sind seit undenklicher Zeit in Amerika im Gebrauch gewesen. Sie sind von einer Art harten und mit vieler Arbeit zubereiteten Kieselsteins, und erfordern ungemeine Mühe, ehe sie diese Gestalt bekommen. Die Art der Verfertigung bestehet nemlich darin, daß sie durch starkes Reiben auf einem andern Kieselsteine scharf gemacht, und ihnen durch Länge der Zeit und vielfältig angewandte Bemühung die Gestalt einer Axt gegeben wird. Oftermalen kan die Lebenszeit eines Wilden hiezu nicht allemal hinreichend seyn, daher komt es auch, daß sein dergleichen Hausgeräthe, wenn es auch gleich noch so ungeschickt und unvollkommen ist, dennoch von den Kindern als ein kostbares Erbschaftsstück ihrer Aeltern angesehen wird. Wenn der Stein nun endlich bereitet ist, so verursacht der dazu erforderliche Stiel neue Sorge; hierzu muß ein junger Baum ausgesucht, und ein Stiel, ohne ihn zu hauen, daraus gemacht werden. Dieser Baum wird also in der Mitte des einen Endes gespalten, und der geschärfte Stein hineingeklemmet. Wenn nun der Baum fortwächst, so schliesset er den Stein dergestalt in sich ein, daß er selten wieder davon los gemacht werden kan. In verschiedenen Kunstzimmern Frankreichs findet man noch dergleichen Steine, die (Cerauniennes) Donnerkeile genennet, und in diesem Königreiche an Oertern gefunden werden, wo die Steine insgemein von ganz anderer Beschaffenheit sind. Diese Steine sind ein abermaliger Beweiß, daß die ersten Einwohner Galliens eben dergleichen Gebrauch, als die Amerikaner noch heutiges Tages thun, damit gemacht haben; denn diejenigen Amerikaner, die entweder ganz und gar keinen, oder doch sehr wenigen Umgang mit den Europäern haben, sind gezwungen, sich an ihre alte Gewohnheiten zu halten." — Zweifelsohne sind also die auf deutschem Grund und Boden gefundene Keilsteine von unsern Vorfahren zu ihren Zeiten auf nemliche Art bestielet worden.

E. W.

Hannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 28ten September 1789.

Beschreibung eines algirischen Schafbocks.

Durch die Güte des Herrn Obersten von Dachenhausen erhielt ich im vorigen Winter einen algirischen Schafbock, welchen derselbe aus Gibraltar mitgebracht hatte. Da dieses Thier sich durch seine Grösse, seine Hörner, seine feine Wolle, besonders aber durch seinen ungeheuren breiten Schwanz, von den hiesigen Schafen unterscheidet, so wird es manchem nicht unangenehm seyn, von demselben und dessen Nachkommen eine Beschreibung zu lesen, wenn es gleich an Abbildungen in Kupferstichen nicht fehlet. Am Leibe war dieser Bock weiß; er hatte eine dichte sehr feine Wolle, welche über einen feinen Drath aufgekräuselt zu seyn schien, und sich, wie die Haare auf dem Kopfe eines Mohren, fest zusammen rollete. Die Länge der aus einander gezogenen Wollhaare betrug 8 Zoll, obgleich der Bock nicht lange vor der Abreise geschoren war.

Die Schäfer pflegen diese Art Wolle, welche man bei einigen jungen Lämmern der hiesigen besten Art findet, Knötchenwolle zu nennen.

Sein Kopf war stark geramset, fuchsroth, mit einer weißen Bleſſe, welche vom Kopfe bis etwas unter die Augen herabging. Seine langen herabhängenden Ohren und alle 4 Füsse in den Fesselgelenken waren roth gesprenkelt. Unter den Augen hatte er sehr große Thränenhöhlen, und diese waren mit eben dergleichen stark riechenden Feuchtigkeit angefüllt, welche man bei dem Hirsche antrift. Er hatte überaus lange anderthalb mal gewundene dunkelbraune sehr dicke Hörner, in deren Mittelpunkte die Schollohren lagen.

Die Spitzen dieser Hörner waren glänzend weiß, ragten 2 Zoll zu beiden Seiten des Gehöres hervor, und waren in die Höhe gerichtet. Mit diesen Spitzen schlug er von beiden Seiten, wie das wilde Schwein, wenn er zum Zorn gereizt und von andern Thieren angefallen wurde. Seine Stimme war tief, heiser, und von der Stimme der hiesigen Schafe so verschieden, daß diese in den ersten Tagen furchtsam davon liefen, wenn er sich hören ließ. Das Sonderbarste

an diesem Thiere war sein Schwanz. Dieser glich mehr einem kleinen Kissen, war bis auf die Hessen beinahe so breit, wie der Rücken, 7 Zoll dick, und bestand bloß aus Fette.

Die Wurzel des Schwanzes erstreckte sich zu beiden Seiten bis über die Lendenwirbel, und war 14 Zoll breit. Dieser Fettklumpen endigte sich unten bei den Hessen, mit einem stumpfen Winkel, bis zu dem Fortsatze des dünnen Schwanzes, welcher noch 5 Zoll lang darunter herab hing. Der dicke Theil des Schwanzes vom Weideloche bis zu dem dünnen Fortsatze, war auf der untern glatten und nicht mit Haaren besetzten Seite 12 Zoll lang. Ich war begierig, zu wissen, ob die schwere Masse an beiden Seiten des Schwanzes, durch einige aus den Schwanzknochengelenken hervorragende Knochenfedern unterstützt würde; allein, ich fand bei der nachherigen Oefnung die Schwanzknochen rundlich, wie bei den Hammeln hiesiger Art, ja sogar etwas dünner. Der Fettklumpen des Schwanzes wog, nachdem das Fell davon genommen war, 14 Pfund 4 Loth. Die Schwere des Schwanzes verursachte, daß das Thier beim Gehen mit dem Hintertheile von einer Seite zur andern schwankte, daß er mit den Hinterbeinen sehr weit ging, nicht so geschwind wie unsere Schafe, gehen und traben konte, sondern sich beim Eilen gleich in den Gallop setzen mußte. Obgleich damals, wie ich dieses sonderbare Thier erhielt, die Begattungszeit der Schafe längstens vorbei war, so war mir doch sehr vieles daran gelegen, von ihm Nachkommen zu haben. Die Größe des Thiers, die feine, dichte und lange Wolle, und sein vieles Fett, reizte mich, mit ihm Versuche zu der Veredelung unserer Landschafe zu machen.

Ich richtete daher für ihn ein kleines Serail ein. Von den Schönen, welche gegen den Muselmann nicht zu spröde waren, wurden zwei trächtig, und brachten in der Mitte des Junius dieses Jahrs ein Bock- und ein Kibbenlamm zur Welt. Diese glichen in allen Stücken dem Vater. An dem obern Theile des Schwanzes waren sowohl bei dem Kibben- als dem Bocklamme, zwei Beutel, welche zu beiden Seiten der Schwanzknochen 2 Zoll breit und 3 Zoll lang sich ausdehnen liessen, allein annoch leer waren. Mein Schäfer befürchtete, daß der Schwanz, wenn solcher zu der Größe, wie bei dem alten Bocke, heranwachsen würde, dem Kibbenlamm bei der künftigen Begattung hinderlich seyn mögte, und rieth, solchen, wie bei unsern Mutterschafen, abzuschneiden. Ob ich gleich überzeugt bin, daß die Natur, außer den Misgeburten, jedes Thier so formet, daß es zu der Zeugung und seiner Vermehrung geschickt ist, und ob ich gleich gewünscht hätte, die Möglichkeit der Begattung bei dem großen Vorhange über die Geburtstheile des Mutterschafes in dessen natürlichen Zustande zu sehen, so gab ich doch

nach,

nach, da ich nicht gewiß wußte, ob nicht vielleicht der große Schwanz bei diesem Mutterlamme, wovon ich nur ein einziges hatte, ein Spiel der Natur seyn mögte. Ihm wurde der Schwanz mit vieler Vorsicht abgeschnitten, und bei dem starken Bluten verbunden. Um das kurze Ende des gebliebenen Schwanzes wächst gegenwärtig ein großer runder Fettklumpen.

Bei dem Bocklamme füllet sich die beutelige Haut am Schwanze immer mehr, und die Hörner ragen schon stark hervor. Beide Lämmer haben bereits die Größe der vier Monate früher gefallenen Lämmer hiesiger Art; an Stärke der Knochen und an Fette übertreffen sie diese aber ungemein. Die Wolle ist dichte und fein, wie Seide. Ihr Gang ist schwer und verursacht, daß sie bei ihrem Fette der Heerde nicht gut folgen können. Der alte Bock, welcher bei dem gewöhnlichen Schaffutter sehr fett blieb, wurde bald nach dem Bespringen der Schafe krank. Vielleicht mogte der vorige gar zu strenge Winter, welcher zu sehr von der bisher gewohnten warmen Luft verschieden war, seine Krankheit, welche in einer Verstopfung bestand, verursacht haben. Vielleicht entstand solche auch von dem Mangel der sonst gewohnten Nahrungsmittel. In Gibraltar war er gewohnt gewesen, die in Menge weggeworfenen Pomeranzenschalen aufzusammeln, und sich mit solchen öfters allein zu sätigen. In meiner Küche, wo er sich öfters einfand und den Abfall vom Gartengewächse aufsuchte, fand er dergleichen Leckerbissen nicht. Alle angewandte Mittel waren vergeblich; er starb. Bei dessen Oefnung fand sich unter dem Magen ein großes durchgebrochenes Geschwür. Ich ließ ihn abmalen und ausstopfen.

Die Länge des sehr geramseten Kopfes, von der Nase bis an die Hörner, war 10 Zoll. Die Dicke des Kopfes unter den Hörnern, im Umfange, war 21 Zoll. Das Horn am Kopfe im Umkreise 8 Zoll. Das anderthalb mal schneckenförmig gewundene Horn war 25½ Zoll lang. Die Länge des Thiers vom Horne, am Kopfe, bis zu des Schwanzes Anfang, war 48 Zoll, und die Höhe vom Fusse bis zum Wiederrisse, ohne Wolle, 36 Zoll. Der Schwanz oben an der Wurzel war 14 Zoll breit, und unten vom Weideloche bis zu dem dünnern 5 Zoll langen Fortsatze des Schwanzes, 12 Zoll lang. Die Dicke des Fettes im Schwanze war im Durchmesser 7 Zoll. Das hintere Bein hatte an der untern Röhre 4½ Zoll, und das vordere Bein 3½ Zoll im Umfange. Der Brustkern war 5½ Zoll breit. Die beiden Klokken am Halse waren 2 Zoll lang und die Thränenhöhlen 1 Zoll lang und ½ Zoll tief.

Springe, den 27ten Aug. 1785.

Nachricht von den Nachkömlingen des algirischen Bocks.

Oft pflegt demjenigen der mehrste Unfall zu begegnen, für dessen Erhaltung man die mehrste Sorge trägt.

Bei den beiden Lämmern, welche ich von dem algirischen Bocke erhalten hatte, war die Anlage zum Fettwerden eben so stark, wie bei ihrem Vater. Diese ungewöhnliche Fettigkeit, und der daher entstehende träge und beschwerliche Gang, machten es unmöglich, sie bei der Heerde der übrigen Lämmer zu lassen. Sie wurden mit ihren Müttern in einen besondern Kamp gethan, um daselbst bei der gesunden Gräserei so lange zu saugen, als die Mütter Milch haben würden. Wir sind in der Nothwendigkeit, unsere Felder gegen die Verheerung, von Seiten des Wildes, durch Wildwächterhunde zu schützen. Diese fanden die in dem Kampe befindlichen beiden Lämmer, nebst ihren Müttern, des Abends, ehe solche in den Stall gebracht werden konten, jagten solche durch die Befriedigungshecken in den Wald, wo sie erst am vierten Tage nachher wieder gefunden wurden. Dem jungen Bocke war ein Vorderbein zerbrochen, und alle vier Stücke waren sehr beschädigt, so, daß auch eine von den Müttern bald darauf starb.

Bei dem erfolgten Absetzen und Aufstallen der beiden Lämmer blieb ihr fernerer Wuchs fast gänzlich aus, ungeachtet ihnen vorzüglich gutes Futter gereicht wurde. Der mit vieler Mühe geheilte Beinbruch des Bocks hielt diesen besonders zurück. Die Wolle artete auf beiden bei der Winterfutterung beinahe in Haarwolle aus, und ihr Gewicht betrug, bei der nachherigen Schur, kaum Zweidrittheil gegen die Wolle von einem geringen Jährlinge hiesiger Art. Der Schwanz des Bocks wuchs nicht zu der Breite heran, welche sich bei dem Vater fand, indessen war derselbe doch noch einmal so breit, wie der Schwanz eines guten hiesigen Hammels. Ich glaubte, daß die Unvollkommenheit dieser beiden Thiere durch eine Verhitzung bei dem Laufen vor den Wildwächterhunden entstanden sey, und hofte, daß solche in den folgenden Generationen sich verlieren mögte. Ich ließ verhüten, daß vor dem Herbste 1787 der Bock nicht springen und das Schaf nicht trächtig werden konte. In dieser Zeit aber wurden dem jungen Bocke neun auserlesene Schafe und seine Schwester zugesellet. Diese Schwester und neun Schafe von vorzüglicher Größe und Wolle wurden im Herbste 1788 dem jungen Algirer wieder besonders zugegeben.

Sehr auffallend ist es, daß beide Lämmer, welche die junge Algirerin mit ihrem Bruder in diesen beiden Jahren erzeugt hatte, und im Frühjahre 1788 und 1789 zur Welt brachte, Misgeburten waren. Das zuerst von ihr geworfene Lamm war ein

schö-

schöner Bock, seinem Großvater, dem Algirer am geramseten Kose, an den sich schon zeigenden Hörnerspitzen, an dem Beutelschwanze, an der Farbe und Wolle ähnlich; allein, es fehlte ihm das Weideloch. Der Mastdarm war vorhanden, endigte sich aber vor dem ganz zugewachsenen Felle. Dieses wurde geösnet; es ging Mist ab, allein der künstliche After wurde brandig und dieses junge Lamm starb. Das im Frühjahr 1789 geworfene Lamm war dem alten Algirer in allen Stücken ähnlich, es fehlten demselben aber die Kniescheiben und der Gaumen. Es konte nicht saugen und starb. Der von vielen Naturlehrern behauptete Satz, daß durch die Begattung zu nahe verwandter Thiere öfters Mißgeburten entstehen, erhält durch die beiden Vorfälle viele Wahrscheinlichkeit. Diese wird noch größer, wenn man mit diesen zwei fehlerhaften Geburten, der von den Geschwistern erzeugten Lämmer, diejenigen Lämmer vergleicht, welche der junge algirische Mulatte mit andern nicht mit ihm verwandten Schafen erzeugte.

Alle diese Lämmer waren gesund, und hatten die Aehnlichkeit mit dem alten Algirer. Nur eins von diesen Lämmern ist mit einem Auge blind gewesen. Da demselben aber frühzeitig genug der Halm gestochen wurde, so ist dieses Auge wieder vollkommen klar. Vielleicht ist diese Schäferoperation einigen Lesern, ja selbst einigen Haushältern, unbekant; diesen wird es nicht unangenehm seyn, eine kurze Beschreibung dieser Art, die durch böse Feuchtigkeiten trübe gewordenen Augen der Schafe zu heilen, hier zu finden. Bei den Thieren, welche nur eine Reihe Zähne in dem Untermaule haben, besonders bei den Schafen und Ziegen, sind in dem Gaumen zwei kleine Kanäle sichtbar, welche sich bis in die Nasenhöhlungen in der Gegend der Augen erstrecken. Die Oefnungen dieser kleinen Kanäle erscheinen vorn im Gaumen gleich hinter dem Zahnfleische, in der ersten Kerbe auf beiden Seiten der Mittelnath wie rothe Pünktchen. In diese Oefnungen wird alsdenn ein unter der Aehre scharf abgeschnittenes dünnes Ende eines glatten Strohhalms gesteckt und hinauf geschoben, wenn ein Schaf Gefahr läuft, durch böse in das Auge getretene Säfte blind zu werden. Ist nur ein Auge schadhaft, so wird auch nur auf der fehlerhaften Seite dieser Halm gesteckt, so weit nach dem Auge zu hinauf geschoben, bis er die Gegend des Augenwinkels erreicht, alsdenn aber im Gaume so scharf abgeschnitten, daß er gar nicht hervorragt. Es wird gemeiniglich hiezu eine Länge von 4 Zollen bei einem erwachsenen Schafe erfordert. Dieser Halm bleibt in den Kanälen so lange stecken, bis ihn die Natur selbst, aufgelöset, wieder forttreibt. Durch ihn wird die mehrste Zeit die böse Feuchtigkeit von den Augen in kurzem abgeleitet.

Die von dem jungen algirischen Bock und andern guten hiesigen Schafen gefallenen Lämmer bleiben kleiner

wie die hiesigen, ihre Wolle ist noch nicht so gut wie die in meiner Heerde gewöhnliche Kluftwolle, und meine Hofnung, eine Veredelung der hiesigen Schafe durch den algirer Bock zu erreichen, ist nicht erfüllet worden.

Springe, den 7ten Aug. 1789. O. C. Niemeyer.

Erfahrungen über den Zuwachs des eichen Holzes, und dessen Verhältniß, sowohl unter sich nach dem Unterschiede des Alters, als gegen büchen Holz.

1) Eine alte gepflanzte Eiche, wenigstens 200 Jahr alt, die in der Spitze schon pollsohr zu werden anfängt, hielt $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch über der Erde gemessen im Umfange:

den 20ten März 1780 – 12 Fuß 9 Zoll
" 13ten Mai 1789 – 13 " – "

ist also in 9 Jahren gewachsen 3 Zoll, thut jährlich $\frac{1}{3}$ Zoll.

2) Eine Mitteleiche, von der man nach der noch bekanten Zeit ihrer Pflanzung weiß, daß sie höchstens 100 Jahre alt seyn kan, hielt auf eben die Art gemessen im Umfange:

den 20ten März 1775 – 8 Fuß $2\frac{1}{2}$ Zoll
" 20ten März 1777 – 8 " 7 "
" 16ten März 1780 – 8 " 11 "
" 13ten Mai 1789 – 9 " $7\frac{1}{2}$ "

diese Eiche hat also zugenommen,

in der ersten Periode von 2 Jahren	—	$4\frac{1}{2}$ Zoll
in der zweiten Periode von 3 Jahren	—	4 "
in der dritten Periode von 9 Jahren	—	$8\frac{1}{2}$ "
Summe in 14 Jahren	—	1 Fuß 5 Zoll

thut im Durchschnitt jährlich $1\frac{3}{14}$ Zoll.

3) Eine junge gepflanzte Eiche von 50 bis 60 Jahren hielt gleichfalls $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch über der Erde gemessen

den 20ten März 1775 – 3 Fuß 11 Zoll
" 20ten März 1777 – 4 " 2 "
" 16ten März 1780 – 4 " $4\frac{1}{2}$ "
" 13ten Mai 1789 – 4 " $10\frac{1}{2}$ "

hat also zugenommen

in der ersten Periode von 2 Jahren	—	3 Zoll
in der zweiten Periode von 3 Jahren	—	$2\frac{1}{2}$ "
in der dritten Periode von 9 Jahren	—	6 "
Summe in 14 Jahren	—	$11\frac{1}{2}$ Zoll

thut im Durchschnitt jährlich $\frac{23}{28}$ Zoll.

4) Eine in einem 100jährigen reinen Eichenzuschlage aus dem Kern gedrängt aufgewachsene Eiche hielt im Umfange

den 18ten März 1780 – 4 Fuß $1\frac{1}{2}$ Zoll
" 13ten Mai 1789 – 3 " 6 "

hat also in 9 Jahren zugenommen $4\frac{1}{2}$

4½ Zoll, thut im Durchschnitt jährlich ½ Zoll.

Alle 4 Eichen stehen in einem Revier auf einerlei Boden.

5) Am 31ten Mai 1779 wurde eine von einem damals noch lebenden Manne vor 58 Jahren an einen steilen steinigten Brink einzeln gepflanzte auf 22 Fuß lang reinschaftige Eiche und eine nahe daran zu gleicher Zeit gepflanzte Büche, welche wegen vorhabenden Baues des Eigenthümers beide abgehauen werden solten, gemessen, und hielten im Umfange

die Eiche — 5 Fuß 7 Zoll
die Büche — 6 : 2½ :

6) Wurden in einem gut bestandenen 40- bis 50jährigen Büchenheisterort von den aus dem Kern dazwischen aufgeschlagenen jungen Eichen zehn Stämme nach der Reihe, wie sie vorfielen, gemessen, und durchgehends 1, 2 auch 3 Zoll stärker befunden, als die danebenstehende Büchen.

Anwendung.

Aus diesen Versuchen ergiebt sich:

1) Daß der Zuwachs des Holzes nach Beschaffenheit der Witterung sehr ungleich sey, und die letztern 9 Jahre, in welchen strenge und späte Fröste, auch dürre Sommer vorgefallen, dem Holzwuchse besonders ungünstig gewesen.

2) Daß die alten Eichen, so lange sie im Poll noch grün sind, der Umlauf des Saftes also Statt findet, zwar nicht aufhören zu wachsen, dieser Zuwachs aber wenig betrage, und es daher nicht rathsam sey, sie solcherhalb länger stehen, und das Holz anbrüchig werden zu lassen.

3) Daß die Mitteleichen den stärksten Zuwachs haben, ohne Noth also nicht zu früh müssen gehauen werden.

4) Daß frei stehende Eichen, die ihre Wurzeln von allen Seiten ausbreiten können, ungleich stärker wachsen, als andere in geschlossenen Orten, und dennoch gutes reinschaftiges Holz geben, wenn nur grade und starke Heister dazu genommen, und im übrigen die bekanten Regeln einer guten Eichenpflanzung beobachtet werden.

5) Daß nahe an einander stehende Eichen und Büchen sich im Wachsthum nicht hindern, weil sie ungleiche Elementartheile erfordern und aus der Erde ziehen, und daß daher eine vermischte Pflanzung von Eichen und Büchen am besten gedeihe.

6) Daß enge Eichenpflanzungen, welche in wenigen Jahren die Hut und Weide ganz überschatten und verderben, auch in Rücksicht auf die Forstkultur weder gut noch nothwendig seyn, sondern daß man auf eine weniger schädliche und wegen des bessern Wuchses weit vorzuziehende Art zu langem reinschaftigen eichen Bau- und Nutzholz gelangen könne, wenn in den Büchenörtern Eichen in mässigem Verhältniß mit angezogen werden,

den, die, da sie weit genug aus einander zu stehen kommen, für sich reichliche Nahrung finden, und aus dieser Ursache vorzüglich schnell wachsen, ohne daß sie der andern Holzart von den ihr homogenen Theilen etwas entziehen, oder im Wachsthum hinderlich sind.

P. W.

Nachricht von einer besondern Art Brantewein, der in Schweden gebrannt wird *).

In Stockholm ist man, so wie in andern kältern Ländern, weit mehr an spirituöse Getränke gewöhnt, als in mildern Himmelsstrichen. Selbst Damen von Stande trinken hier nicht selten Brantewein. Vor dem Mittagsessen versammelt sich die ganze Familie, weiblichen und männlichen Geschlechts zum Frühstück, das aus Brod, Butter, Käse, Wurst u. d. g. besteht, und jeder trinkt sein Glas Brantewein dazu.

Nicht aller Brantewein wird in Schweden aus blossem Korn gebrannt. Man hat daselbst geringere und wohlfeile Sorten, die von Korn und einer gewissen Art großer schwarzer Ameisen gemacht werden. Dieses in den dortigen Gegenden sehr häufige und für die dasigen Bewohner äusserst beschwerliche Insekt führt, wie chymische Versuche ergeben haben, ein gewisses öligtes, spirituöses und säuerliches Wesen bei sich.

Man findet es gemeiniglich in kleinen runden, aufgeworfenen Hügeln unter den Tannenbäumen.

Daß die Schweden dieses Insekt in ihren Branteweinbrennereien gebrauchen, wird man nicht so sonderbar finden, als daß sie es wie eine schmackhafte angenehme Speise ansehen. — Ich ging mit einem jungen Schweden von Stande in einem nahe bei Gothenburg belegenen Gehölze spatzieren. Er sahe einen solchen Ameisenhaufen, setzte sich oben darauf, knif den unzähligen Bewohnern desselben die Köpfe und Flügel ab, und verzehrte solche mit dem größten Appetit. Mein junger Freund versicherte mich, daß die Thierchen von dem angenehmsten säuerlichen Geschmack wären, der völlig der Zitronensäure gliche, und suchte mich zu bereden, seinem Beispiel zu folgen, und gleichfalls davon zu essen; allein es war mir unmöglich, meinen Ekel vor dieser Speise zu überwinden.

*) Universal Magazine of Knowledge and pleasure, for July 1739. p. 28.

Hannoverisches Magazin.

79 tes Stück.

Freitag, den 2ten October 1789.

Ueber die Schädlichkeit des Taxus bei Thieren.

Obgleich hin und wieder, und selbst in diesem Magazin *), mehrere Beispiele von dem tödtlichen Genuß des Taxuslaubes bei Thieren angeführt sind, so scheinen doch wenigstens die Versuche, die der Herr Oberförster Ahlers zu Bremervörde mit diesem Laube bei Pferden, Schafen, Ziegen und einem jungen Reh angestellt, und im 19ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1783 umständlich beschrieben hat, zu beweisen, daß es durchaus kein den Thieren schädliches, vielmehr sehr gedeibliches Futter sey. Der Hr. Oberförster empfiehlt daher den fleißigen Anbau des Taxus, und wünscht, daß es den Forstmännern nach seinem Beispiele gefallen mögte, diesen Baum, dessen Holz nicht nur überaus schön zu allerlei Möbeln, sondern auch dessen Laub ein vorzügliches Futter für milchendes Vieh sey, in den Forsten anzuziehen.

Da nun aber so viele Beispiele, die die schädliche und tödtliche Eigenschaft des Taxus bei Thieren beweisen, öffentlich bekant gemacht sind, und dieses Laub auch von je her für giftig gehalten ist, die vom Herrn Oberförster Ahlers gemachten Versuche aber das Gegentheil ergeben; so ist man natürlich so lange in Verlegenheit, sich für die eine oder die andere Meinung zu erklären, bis man durch zweckmäßig angestellte Versuche sich von der Würkung desselben bei Thieren belehrt hat.

In der Ueberzeugung, daß eine auf genaue und wiederhohlte Versuche gegründete Beantwortung dieser Streitfrage für manchen eben so wichtig als nützlich ist, sie mag für oder gegen den Genuß des Taxus bei Thieren ausfallen, entschloß ich mich um so leichter, solche durch Versuche auszumachen, da sie so genau mit meinen dermaligen Berufsgeschäften verbunden ist. Ich habe auch würklich die mir seit ein Paar Jahren vorgekommenen Gelegenheiten zur Aufklärung des obigen Streitpunkts benutzt,

*) Siehe das 8te, 53te und 55te Stück d. M. von 1781.

nutzt, und mich dadurch in den Stand gesetzt, das Resultat meiner Versuche, daß die giftige und tödtende Eigenschaft des Taxus bei Thieren unläugbar beweist, darlegen zu können.

Ich hoffe, daß es für die gründliche Ueberzeugung von der Richtigkeit meiner Behauptungen nicht gleichgültig ist, wenn ich nicht blos das nackte Resultat meiner Versuche, sondern auch die Nebenumstände, das Verhalten der Thiere bis zu ihrem Tode, und das, was ich nachmals bei der Oefnung in ihren Leibern wahrgenommen habe, genau mit anführe, um andere über die Wahrheit meiner Meinung selbst urtheilen zu lassen.

Ich will zuerst die mit Pferden angestellten Versuche erzählen, und hierauf die Erfahrungen, die ich desfalls bei Ziegen gemacht habe, folgen lassen.

Erster Versuch.

Anfangs October 1787 gab ich des Morgens um 9 Uhr einem 4½jährigen Hengste, der von robuster Natur und in so weit gesund war, wegen eines unheilbaren Schadens am rechten Hinterschenkel aber abgeschaft werden mußte, drei Unzen geschärbtes frisches Taxuslaub, mit drei Händen voll Haber, und etwas Wasser angefeuchtet, zu fressen. Er verzehrte dies in meiner Gegenwart mit desto größerm Appetit, da ich ihm des Abends zuvor, und auch des Morgens nur wenig hatte zu fressen geben lassen. Um 11 Uhr gab ich ihm ein ähnliches Futter, das er ebenfalls mit Appetit verzehrte. Wie er sich hiernach wohl befand, so gab ich ihm um 1 Uhr abermals ein angefeuchtetes Futter, bestehend aus vier Unzen Taxuslaub mit vier Händen voll Haber, das er zwar sofort auffraß, indessen doch nicht mit der Begierde und in der Geschwindigkeit, als die beiden vorhergehenden Futter. Als ich gegen 2 Uhr in den Stall ging, erblickte er bei Eröfnung der Thür ein Pferd, zeigte sich ganz munter, und wieherte. Ich machte die Stallthür zu, um ihn ruhig zu erhalten und besser zu beobachten; konte aber nichts veränderliches in seinem Pulse, noch sonst an seinem Verhalten, wahrnehmen, außer, daß er mir zu Zeiten eine besondere Traurigkeit in seinem Blicke zu äußern und zu schlummern schien. Etwa um 2 Uhr verließ ich das Pferd, und glaubte nichts weniger, als daß es crepiren würde. Nach Verlauf von einer halben Viertelstunde hörte ich einen Fall im Stalle, eilte sogleich hinein, und traf das Pferd zu meiner äußersten Verwunderung auf der rechten Seite liegend, mit ausgestreckten Schenkeln und convulsivischen Bewegungen, vornemlich in den Augen, an, so, daß es nach wenigen Minuten crepirte.

An dem nemlichen Tage um 5 Uhr öfnete ich das Pferd, um die etwa an den Eingeweiden und im Innern desselben befindlichen Spuren der Würkung des Taxus zu erforschen. Bei der genauesten Untersuchung der Eingeweide des Hinterleibes, der Brusthöhle und des Kopfs konte ich nichts

weiter,

weiter, was von dem Genuß des Taxus herzuleiten gewesen wäre, wahrnehmen, als ungewöhnlich viel Luft in dem Magen, die ihn ziemlich stark ausgedehnt hatte, und ein Paar rothe und entzündete Stellen, etwa von der Größe eines Guldens. Beide Herzkammern enthielten sehr dunkel gefärbtes nicht völlig geronnenes Blut. Der gefressene Taxus befand sich im Magen, und nur weniges war davon im Zwölffingerdarm anzutreffen.

Zweiter Versuch.

Ausgangs October 1787 gab ich einer $3\frac{1}{2}$jährigen Stute von mittelmäßiger Größe, die ziemlich mager war, und wegen großer und schmerzhafter Gallen am rechten Sprunkgelenke einen Verschwind an eben der Lende, sonst aber sehr guten Appetit hatte und munter war, Morgens um halb neun Uhr drei Unzen zerschnittenes frisches Taxuslaub mit drei Händen voll Haber vermischt, angefeuchtet, zu fressen. Sie verzehrte dies in meiner Gegenwart mit vielem Appetit, da sie des Morgens früh nur ein kleines Futter gehabt hatte. Um 9 Uhr gab ich ihr ein ähnliches: und da sie auch dieses sogleich auffraß und nichts kränkliches darnach zeigte, so reichte ich ihr um halb 10 Uhr abermals ein Futter von der besagten Art. Nach 10 Uhr schien sie zu Zeiten etwas träumend zu stehen, allein am Pulse spürte ich keine merkliche Veränderung. Gegen 11 Uhr fiel sie plötzlich, wie vom Schlage gerührt, um, bekam convulsivische Zufälle in den Schenkeln und Augen, und crepirte in wenigen Minuten.

An eben dem Tage, Nachmittags um 3 Uhr nahm ich die Oefnung dieses Pferdes vor, und machte dabei folgende Bemerkungen: Die Gedärme enthielten wenig Luft, der Magen war aber sehr davon ausgedehnt. In beiden Herzkammern befand sich eine mäßige Portion eines sehr schwärzlichen und grümeligen Bluts. Es waren so wenig in der Bauch- und Brusthöhle als sonst irgendwo Spuren von Entzündung anzutreffen, und der gefressene Taxus befand sich lediglich im Magen.

Dritter Versuch.

Ausgangs November 1787 gab ich des Abends 8 Uhr einem ziemlich robüsten wiewohl sehr magern etwa 15 Jahr alten Wallachen drei Unzen frisches Taxuslaub, mit drei Händen voll Haber vermischt, angefeuchtet, zu fressen. Dieses Pferd hatte sich die Nacht los gemacht und eine starke Portion Heu zu sich genommen. Am folgenden Morgen um 8 Uhr gab ich ihm ein solches Futter als den Abend zuvor, das es denn auch mit Appetit auffraß. Um 1 Uhr Mittags reichte ich ihm ein ähnliches, nach dessen Genuß es einen schläfrigen Blick äußerte, auch mehrmalen ein Kopfnicken, welches durch Krämpfe verursacht wurde, bekam. Diese Erscheinungen vergingen nach und nach wieder: daher ich ihm um 6 Uhr von neuem ein Futter, wie das erste war, reichte. Gegen 7 Uhr stellte sich wieder ein vorzüglich

schläfriger Blick ein, auch bekam es mehreremal Zuckungen im Halse und trippelte oft mit den Vorderbeinen. Um 9 Uhr gab ich diesem Pferde das fünfte Futter mit Taxus, so, daß es nunmehro in etwa 24 Stunden 15 Unzen Taxuslaub gefressen hatte. Dieses Futter verzehrte dies sonst sehr gefräßige Pferd äußerst langsam. Der schläfrige träumende Blick, die ungewöhnliche Gleichgültigkeit und die Krämpfe, die sich durch ein Ziehen des Halses und Kopfnicken zu Tage legten, nahmen zu, und es stürzte um 1 Uhr Mitternachts auf einmal um und crepirte nach einigen Zuckungen.

Am folgenden Nachmittage 2 Uhr wurde die Oefnung vorgenommen. Der Magen und die Gedärme waren sehr von Luft ausgedehnt und die dünnen Gedärme hatten an mehreren Stellen rothe Striche und mäßig entzündete Flecken. In beiden Herzkammern befand sich viel schwärzliches grümeliges Blut, wie auch polipöse Gerinnungen von Lympha. Der gefressene Taxus wurde im Magen, in den dünnen Gedärmen, und im Blinddarm angetroffen. Dieses Pferd wurde einige Tage zum Präpariren der Muskeln aufgehoben, ohne wahrzunehmen, daß es ungewöhnlich früh in Fäulung überging.

Vierter Versuch.

Ausgangs November 1788 gab ich Abends 6 Uhr einem ziemlich kleinen und verkümmerten, sonst aber muntern 3jährigen Wallachen, der ein Bölker oder Köker war, sechs Unzen frisches Taxuslaub mit sechs Händen voll Haber, angefeuchtet, das er ohne abzusetzen verzehrte. Bei dem Genuß aber, vornemlich als er es beinahe verzehrt hatte, kökte er so entsetzlich viel, als ich es noch nie von einem Pferde gehört habe. Er schien hierauf etwas schläfrig zu werden, stürzte um halb 8 Uhr auf einmal um, und verreckte nach einigen heftigen Zukkungen.

Den andern Mittag fand ich bei der Oefnung den Magen nebst den Gedärmen stark von Luft ausgedehnt, wobei blos auf der äußern Seite des Magens, nach der Leber zu, auf einer zwei Hände großen Stelle viel Blut gestockt war, und sich an den dünnen Gedärmen mehrere kleine gering entzündete Stellen zeigten. Der Taxus war schon bis in den Blinddarm gedrungen.

Fünfter Versuch.

Anfangs December 1788 gab ich einer magern aber gesunden etwa 15jährigen Stute fünf Unzen frisches Taxuslaub mit einer guten Portion Haber, angefeuchtet, zu fressen, ohne daß ich kränkliche Zufälle darnach entstehen sah. Am folgenden Tage gab ich ihr wiederum vier Unzen Taxuslaub unter Haber zu fressen. Am dritten Tage gab ich ihr drei Unzen, und am vierten Tage neun Unzen in zwei Portionen, mit Haber vermischt, zu fressen. Sie stand, nachdem sie es verzehret, zwar träumend, hatte aber dennoch Lust zum Futter. Am fünften Tage gab ich ihr in zwei Portionen

nen vierzehn Unzen Taxus mit Haber und Weitzenkleie. Hiernach wurde sie merklich schläfrig, fiel eine Stunde, nachdem sie es gefressen, um, und zappelte sehr, kam jedoch wieder zu Beinen, bezeigte aber durch Hin- und Herschwanken eine große Schwäche im Hintertheil, und ob sie gleich ein Verlangen nach dem Futter bezeigte, so stürzte sie doch nach einer Viertelstunde wieder zu Boden und verreckte nach einigen Zuckungen.

Drei Stunden, nachdem sie crepirt war, wurde sie geöfnet. Die dünnen Gedärme waren gleich einem Stricke zusammengezogen und an vielen Stellen leicht entzündet. Der Magen war sehr von Luft aufgeblasen und die darin befindlichen rothen Magenwürmer (Oestrus-Larven) schienen sich, so wie auch bei den andern crepirten Pferden, recht wohl zu befinden.

Außer diesen angeführten Versuchen, habe ich noch einige in den Wintermonaten bei Pferden gemacht, die aber eben so, als die erwähnten, ausfielen.

Erfahrungen über den tödtlichen Genuß des Taxus bei Ziegen.

Versuch.

Im November 1787 hielt ich meiner großen schönen vierjährigen milchenden Ziege einen etwa eine Unze schweren Taxuszweig vor, den sie mir aus den Händen nahm, und mit Begierde verzehrte. An eben dem Tage Abends 9 Uhr gab ich ihr wiederum eilf Unzen Hand lange Taxuszweige, die sie mit dem besten Appetit auffraß. Sie ließ diesen Abend nichts besonders an sich merken, so wenig als am andern Morgen, außer daß sie etwas träge war, und nur halb so viel Milch als gewöhnlich hatte. Einige Stunden, nachdem sie gemolken, wurde sie merklich trauriger, die Haare lagen nicht wie gewöhnlich, glatt auf der Haut, und sie selbst legte sich mit auf die Seite gebogenem Kopfe und Halse. Das ihr vorgehaltene Heu fraß sie zwar, allein sehr langsam und wiederkäuete nicht. Wenn sie zu Zeiten aufstand, stand sie krumm, zusammengezogen und mit den Hinterbeinen übergeköthet. Vom Mittage an wolte sie gar kein Futter mehr, und gegen 4 Uhr Nachmittags verreckte sie auf dem Bauche liegend.

Am folgenden Morgen um 9 Uhr wurde sie geöfnet. Bei der Oefnung der Bauchhöhle ließ sich ein sehr widerlicher fauligter Geruch spüren. Die dünnen Gedärme waren an mehreren Stellen entzündet, und es befand sich als Folge von der Entzündung einige Tassenköpfchen voll röthlich gefärbtes Wasser in der Bauchhöhle. Die Magen waren etwas aufgeblähet, zeigten aber nichts von Entzündung, und die die Magen auskleidende Sammthaut hatte sich abgetrennt. In beiden Herzkammern wurde viel schwärzliches nicht ganz geronnenes Blut angetroffen.

Zweite Erfahrung.

Im Anfange des Monats August fragte mich des Morgens ganz früh die Frau eines Tagelöhners wegen ihrer kranken Ziege um Rath. Sie erzählte mir, daß die Ziege den Abend zuvor gehörig gefressen und munter gewesen sey, jetzt aber beständig liege und sich zu Zeiten so heftig zusammenziehe, daß sie ganz laut an zu blöcken finge Nach einigen ihr desfalls gemachten Fragen erzählte sie mir, daß die Ziege nebst ihrem gewöhnlichen Abendfutter abgeschnittene Taxuszweige gefressen habe, die ihr von Kindern zugetragen und in den Koben gesteckt wären. Jetzt war die Ursach ihrer Krankheit bekant genug, und es war nichts gewisser zu erwarten, als daß sie crepirte, wie es auch eine Viertelstunde nachher geschahe.

Bei der Oefnung dieser Ziege, verschiedene Stunden nach ihrem Tode, fand man die Eingeweide in eben der Beschaffenheit, als wie bei der vorigen, und in den Magen, vornemlich in dem ersten (Panse) befanden sich viele hinunter gefressene Taxuszweige.

Gerne hätte ich auch einen Versuch mit dem Taxus bei einem Stück Rindvieh machen mögen, allein, da mir auf dergleichen Versuchen bislang nichts vergütet wird, und mir die desfalls angestellten schon ohnehin kostbar genug gewesen waren, so ist es unterblieben. Der Taxus wird übrigens auf diese Viehgattung einen eben so schädlichen Einfluß, als auf die Pferde und Ziegen machen, wie man im 53ten und 55ten Stücke dieses Magazins vom Jahre 1781 Beispiele davon aufgezeichnet findet.

Da meine Versuche bei Pferden alle im Winter gemacht sind, so hatte ich mir vorgenommen, diesen Sommer noch einige mit ihnen anzustellen, allein der harte Winter, der fast alle Taxus in hiesiger Gegend getödtet, hat meinen Vorsatz vereitelt. Die Versuche des Herrn Oberförsters Ahlers mit dem Taxus sind übrigens auch im Winter geschehen, und daß er auch den Thieren im Sommer Gift ist, beweist sowohl die zweite Erfahrung mit der Ziege, als auch die im 55ten St. d. M. vom Jahre 1781 gegebene Nachricht.

Daß ich übrigens zu meinen Versuchen den wahren Taxus, und nicht vielleicht ein anderes dem Taxus irgend ähnliches Gewächs genommen habe, dafür kan ich Bürge seyn; indem ich ihn nicht nur aus drei oder vier verschiedenen Gärten erhalten, sondern ihn auch vor dem Gebrauch zuverläßigen Kennern vorgelegt habe. Ob es vielleicht aber mehrere Arten von Taxus gebe, wovon die eine giftig ist, die andere aber nicht, daran zweifeln sehr gute Kenner, und versichern, daß ihnen nur eine Taxusart bekant sey.

Es ist aus dem Verhalten und dem Tode der Thiere, wenn sie Taxus gefressen, so wie auch aus der nachmaligen Oefnung ihrer Leiber zu ersehen, daß dieses Gift sehr heftig auf die Nerven würkt, und zwar nicht allein

auf

auf diejenigen, die es unmittelbar berührt, sondern auf alle des ganzen Körpers und selbst auf das Gehirn. Es veranlaßt Zuckungen, lähmt die Nerven und greift den Ursprung des körperlichen Lebens an, dergestalt, daß die Thiere wie vom Schlage gerührt umfallen und sterben.

Die aus obigen Versuchen abzuleitenden Lehren sind: daß man

1) keinen Taxus anpflanze, wo Pferde und anderes Vieh hinkömt, weil manches ihn auch allein und ohne großen Hunger frißt; und daß man

2) die Zweige, die in den Gärten abgeschnitten sind, nicht, wie es öfters der Fall ist, auf Wege und solche Oerter hinwirft, worüber allerlei Vieh gehet.

Hannover. A. C. H.

Vorschlag zu einem Tacktmesser zur Musik.

Tackt nenne ich die Größe eines Zeitraums, in welchem der Musikus eine bestimmte Anzahl Töne auf einander folgen lassen und vortragen muß — die Länge eines musikalischen Worts — im Zeitmaaße.

Diesen kleinen Zeitraum abzumessen, und alle auf einander folgende von eben derselben Größe zu machen, bedient sich der Musikus der Hände — sind diese beschäftiget, der Füße, und wenn auch diese beschäftiget sind, des Kopfs —

Wenn mehrere Musici zusammen spielen, so müssen alle in einerlei Zeiten dasjenige vortragen, was ihnen vorgeschrieben ist.

Wüßte man, wie lange — nach der Uhr — man an einem Verse eines Liedes z. B. singen müßte, man zählte die Tackte, dividirte hier mit der Zeit, so wäre die Mensur bestimmt.

Aus der Unkunde des Zeitmaaßes, dessen sich der Komponist bedient hat, und welches doch ein sehr nothwendiges Stück ist, das derjenige wissen muß, der es vortragen will, entstehen oft schiefe Urtheile über dasselbe — man tadelt, ohne zu wissen warum — sucht Fehler in dem Stücke selbst, die doch blos allein in der verfehlten Mensur liegen, die so öfters der Ursprung des Unangenehmen ist.

Kan aber diese Mensur nicht bestimmt angegeben werden? kan man nicht den Zeitraum mathematisch gewiß bestimmen, in welchem ein Tackt vorgetragen werden muß? Wir wollen sehen.

Der Mathematicus bedient sich zur Abmessung kleiner Zeittheilchen des Pendels. Die Länge desselben bestimmt die Zeit, in welcher eine Schwingung geschiehet. Ein Pendel, der 8 Fuß $8\frac{1}{2}$ Linie lang ist, thut zu Paris in Zeit einer Sekunde auch eine Schwingung; ist er kürzer, so thut er in eben der Sekunde mehrere,

ist

ist er länger, wenigere. Man kan also die Länge des des Pendels bestimmen, der für jeden Zeitraum eine Schwingung verrichtet.

Diese Bestimmung der Größe der Zeittheilchen ist gewiß richtiger, als jene mit Händen und Füßen. —

Wenn nun der Komponist seinem Stücke die Länge des Pendels beifüget, der, während der Zeit, in welcher ein Tackt vorgetragen werden muß, eine Schwingung vollendet, so ist die Zeit gehörig mathematisch bestimmt, und man weiß die Mensur dieses Stücks jedem deutlich zu sagen, und beim Vortrage, leicht zu finden.

Der ganze hierzu gehörige Apparat bestehet in einem Maaßstabe, einem seidenen gewächsten Faden, an welchem eine bleierne Kugel hängt, und einer Rolle oder Wirbel, so irgend wo befestiget ist. Man gebe dem Abstand des Schwerpunkts der Kugel von der Rolle oder Wirbel das Maaß, vermittelst des Maaßstabes, so der Komponist vorgeschrieben hat, stoße die Kugel an, so schlägt sie denselben Tack, den der Komponist verlangt, und die wahre Mensur ist gefunden.

Nordhausen. Rosenthal.

Noch eine Beantwortung der Anfrage im 55ten Stück d. M. v. d. J. wie sind Wetterableiter auf Windmühlen anzulegen?

Pflanzet an allen 4 Ecken oder Seiten eurer Windmühle, 40 bis 50 Schritt davon entfernt, einen virginischen, oder, wenn ihr solchen nicht bekommen könt, einen hiesigen Pappelbaum, welcher in einigen Jahren einige Fuß höher wächst, als die Flügel und das Dach zu eurer Windmühle hoch sind. Wolt ihr währender Zeit, daß diese Stämme so hoch wachsen, für das Einschlagen der Donnerwetter sicher seyn, so stellet eine lange tannene Stange, welche 1 Fuß höher ist, als die Flügel und das Dach zu eurer Windmühle, neben dem Pappelstamm, und befestiget diesen daran. Könt ihr keine so lange tannene Stange in einem Stücke bekommen, so laßt sie durch zwei oder drei Stücke zusammensetzen, und an den Enden mit Eisen befestigen, welches jedoch nicht horizontal, sondern schräge herunter die Stange umgeben muß.

Seyd durch einige tausend Erfahrungen zuverläßig versichert, daß ein Donnerschlag allemal, wenn er einschlägt, eine von diesen Stangen, und nicht eure Windmühle treffen wird.

Erratum. Im 78ten Stück des Magazins Seite 1244 in der 2ten Spalte Z. 2 von unten auf lies: 13ten Mai 1789. 4 Fuß 6 Zoll, statt: 3 Fuß 6 Zoll.

Hannoverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 5ten October 1789.

Ueber den Gebrauch des Eises.

Eine göttingische Probeschrift von diesem Jahre (J. G. Schroeder Diss. de glacie medicamine) behandelt einen Gegenstand sehr gut, der seiner Gemeinnützigkeit wegen auch außer dem medicinischen Publikum bekant zu werden verdient, weswegen denn ein kurzer Auszug daraus mit einigen Einschiebseln eines Arztes, die in Parenthesi stehen, hier nicht am unrechten Orte zu seyn scheint.

Der Verfasser redet zuerst von den Vorkehrungen, das Eis das ganze Jahr durch aufzubewahren. Schon die Griechen verstanden diese Kunst, und Alexander ließ schon bei einer Belagerung große Eisgruben machen, die er mit Spreu und Eichenlaub bedekken ließ, um den Trank seiner Soldaten zu ihrer Erfrischung und Stärkung mit Eis abzukühlen. Von den Griechen gieng sie zu den Römern, die jene darin übertrafen. Nero ließ sich ganze Teiche mitten im Sommer mit Eis und Schnee abkühlen, um sich darin zu baden. Heliogabalus ließ, nach Plinius und Suetons Berichte einen Berg zu einem Eiskeller aushöhlen, und war bei der Tafel nicht heiter, wenn nicht ein großer Eisvorrath da war. Von den Römern lernten es nach gerade andere mit ihnen verbundene Völker, und es scheint, als ob es die Deutschen auch schon früh gewußt haben, aber sichere Nachrichten davon hat man erst seit der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit sich viele Eisgruben in Ungarn, Böhmen, Mähren und Schlesien gefunden haben, um den Wein im Sommer kalt zu machen. In unsern Tagen finden sich solche fast in ganz Europa und anderswo aller Orten, besonders aber, nach des Verfassers Meinung, in Liefland, da jeder Geistlicher und Gutsbesitzer mehr oder weniger Eiskeller zu haben pflegt, wenn auch das schickliche Eis dazu Meilen weit herbei geschaft werden muß.

Eisgruben müssen tief ausgegraben werden, in einem trocknen und sandigen Boden, welcher das etwa aufthauende Eis in sich saugt; mit Bohlen, oder besser mit einer Mauer, gefuttert werden, damit die Erde nicht

einstürze; ihre Lage ist am besten am Fuße eines Berges, wo er der Mittagssonne nicht ausgesetzt ist, die Thür aber muß gegen Norden und doppelt seyn; ferner das Dach muß noch in der Erde und von Holz seyn, weil solches nicht so stark von der Sonne erwärmet wird als Ziegel; auch ist es letzlich gut, daß viele und schattigte Bäume umher gepflanzt werden. So sollen die Eiskeller in Liefland, (des Verfas. Vaterlande,) beschaffen seyn, worin man das Eis in dem obgleich kürzern, aber meistens wärmern Sommer bis zum Winter erhält.

Es ist nöthig, daß das Eis aus reinem und nicht schlammichtem Wasser entstanden sey, und in großen Stücken bestehe, die nicht so leicht aufthauen als kleinere. Bei der Anfüllung des Kellers muß man die Zwischenräume der großen Stücke mit kleinern möglichst ausfüllen, und bei strenger Kälte alles noch mit eiskaltem Wasser übergießen, damit beinahe eine einzige Masse entstehe, die der eindringenden Wärme am besten wiedersteht. Auch darf man mit der Einbringung nicht bis zu den letzten Wintermonaten zaudern, weil das Eis schon weicher ist.

Die medicinischen Würkungen des natürlichen einfachen Eises sind aus der Kälte *) erklärbar und mannigfaltig. Schon kaltes Wasser hat durch seine Kälte mancherlei gute Würkungen, welche das Eis wegen größerer Kälte allerdings übertrift. Man hat eingeklemmte Brüche, die nicht zurückgebracht werden konten, mit äußerlich angewandtem kalten Wasser zurückgebracht, und wo dieses die Hülfe versagte, mit Eise oder Schnee. Ueberhaupt aber sind die Würkungen des Eises so verschieden, (so wie auch im allgemeinen der Kälte,) daß sie sogar im Widerspruch zu stehen scheinen, welchen aber die genauere Kenntniß des thierischen Haushalts hebt.

Das Eis ist ein ganz vorzüglich stärkendes Mittel, durch Verdikkung des thierischen Leims und durch Zusammenziehung der Fasern, durch beides wird nemlich der Zusammenhang und also die Stärke und Würksamkeit vermehrt. Bekant genug ist das Naturgesetz, daß Kälte die Bestandtheile einander näher bringt, so wie sie die Wärme entfernt, daß jene also die Kälte vereiniget, welche diese trennt. Auch wird die wechselseitige Einwürkung der flüchtigen und festern Theile größer, wenn die flüchtigen bis zu dem gehörigen Grade dichter und concentrirter, und die festen stärker werden. Wenn also das Gluten im Körper (und die Säfte überhaupt) dünner und aufgelöst sind, verbunden mit Erschlaffung und Abzehrung (auch Krämpfen und mancherlei Nervenzufällen) so wird die Kälte des Eises, sie mag

*) Wenn der Verfasser sie auch noch außerdem von der specifischen Schwere herleiten will, so ist doch in der That nicht abzusehen, in welcher Rücksicht solche hier in Betracht kommen könne.

mag äußerlich oder innerlich angebracht werden, von großem Nutzen seyn. So auch, wenn von Erschlaffung der Gefäße und Auflösung des Blutes übermäßige Blutflüßige oder wässerigte Ergießungen entstehen, die den Zeitaufwand für andere stärkende oder zusammenziehende Mittel nicht erlauben.

Das Eis ist ferner ein auflösendes Mittel, und das zwar vorzüglich bei Stockungen und Austretungen, die von Schwäche entstehen. Seine Kälte wird, da die Zusammenziehung zur Zertheilung oder Auflösung bewürken, (so wie auch bei innerlichen Ergiessungen die ergießenden Oefnungen schließen und die Thätigkeit der einsaugenden befördern oder herstellen.) Wahnsinnige Personen sind durch ausgehöhlte Eisstücke, die man auf den Kopf legte, verbunden mit einem warmen Bade des Körpers hergestellt. (Gleichen Vortheil erhalten oft vom Schlagfluß Betroffene von dieser Behandlung, welche Würkung besonders die **zurücktreibende Kraft** des Eises beweiset, als welche man durch jene warmen Bäder an entgegen gesetzten Theilen natürlich sehr erleichtert.)

Das Eis widersteht der Fäulniß. So wie nemlich die Fäulniß (so fern der Wortgebrauch einen Grad anfangender Fäulniß im lebenden thierischen Körper bezeichnet,) ihren Grund in Schwäche der festen und Auflösung der flüßigen Theile hat, so wird ihr die Kälte des Eises durch Stärkung und Verdichtung steuern. Auch eine gewisse Art Gährung in den Säften wird sie auf gleiche Art heben, außerdem auch durch andere erfahrungsmäßige Kraft, womit die Kälte jede andere Gährung verhütet oder unterbricht. **Lettson** setzt die kalte Luft nächst der Chinarinde, als das stärkste fäulnißwidrige Mittel, bei faulen Fiebern. **Sarcone** heilte die gefährliche Auftreibung des Unterleibes in diesen Fiebern mit Schnee oder Eis, welche er auf denselben legen ließ.

Das Eis ist auch ein reizendes und anfachendes Mittel, indem es dem Herzen durch vermehrten Andrang des Blutes sowohl neuen Reiz als Kraft giebt. Ohnmächtige hat man durch Schnee oder Eis, womit man die Fußsohlen rieb, hergestellt. (Auch bei den Arten von Schlagflüssen, die von zu großer Leere der Gefäße im Kopfe, oder Schwäche, Entnervungen oder Ausleerungen entstehen, kan man durch solche kalte Behandlung der Füße helfen.)

Das Eis ist kühlend und lindernd, wesfalls es bei Entzündungen großen Nutzen hat, die von Schwächung eines Theils herrühren, (nicht aber bei solchen, bei welchen sich eine Absetzung eines Krankheitsstofs findet.) Es absorbirt eines Theils die Hitze der Entzündungen, andern Theils treibt es durch Verengerung der Gefäße den Andrang der Säfte zurück, vermindert also den Geschwulst und die Röthe, und lindert den Schmerz bei Frostbeulen und Brandschäden, ist

also sein frühzeitiger Gebrauch gleich nach Entstehung des Uebels sehr würksam, auch bei Entzündungen, die von Quetschungen herrühren, (schädlich aber würde es seyn bei rosenartigen und andern Entzündungen, die von einer abgesetzten Schärfe herrühren. Dagegen wird es bei Zahnschmerzen oft Linderung schaffen, indem es das andringende Blut zurück treibt. In allen solchen Fällen aber ist es angemessen, wenn man Wärme an entgegengesetzte Theile anbringt, um den zurückgetriebenen Säften einen andern Raum zu verschaffen.)

Sogar kan das Eis unter gewissen Umständen schweißtreibend werden, so widersprechend das auch mit den vorigen zu seyn scheint. So wie es nemlich die Gefäße, da, wo es angebracht wird, anfangs zusammenzieht, und die Säfte nach innen treibt, so wird nachher durch die dadurch vermehrte Gewalt des Herzens und der großen Gefäße, wieder in jenen Theilen eine Erweiterung der Dunstöfnungen und Schweiß erfolgen, so wie gerade dasselbe nach dem Hautkrampfe bei dem ersten Zeitraum des Fiebers, welches der Fieberfrost ist, geschieht, daher könte allenfalls das Eis sogar ein Mittel werden, den Fieberfrost zu heben.

(Bei erfrornen Personen wird angebrachte Kälte darum so heilsam, weil sie den ersten und niedrigsten Grad der Wärme mittheilt, so höchst nachtheilig als dagegen größere Grade der Wärme sind, weil davon eine Zerstörung der Organisation erfolgt. Solte also ein erfrorner Körper die Kälte des Eises übertreffen, so würde es auch da für den ersten Anfang helfen können, wenigstens zerschabtes Eis, doch ist es gewöhnlich, Schnee dafür zu gebrauchen, der seiner Lockerheit wegen einen etwas geringern Grad der Kälte besitzt, von welchem man bei weiterer Behandlung zum kalten Wasser fortgeht. Hier pflegt sich dann ordentlich eine Eisrinde wie um erfrorne Eier anzusetzen, zum sichern Beweise der ausgehenden Kälte.)

So weit von der Aufbewahrung und Würkungen des einfachen natürlichen Eises, nun vom künstlichen Eise oder den verschiedenen Arten des zum Genuß bestimmten Gefrornen.

Verschiedenen bereiteten Flüßigkeiten giebt man durch künstliche Kälte die Gestalt eines breiartig Gefrornen. Man mischt daher zwei Theile zerstossenes Eis, oder auch wohl Schnee, mit einem Theile Kochsalz, umgiebt damit in einem weiten Gefäße zu einer Handbreit dasjenige Gefäß, welches die zum Gefrornen bestimmte Flüßigkeit enthält, und schüttelt oder drehet es (nach Beschaffenheit etwa eine halbe Stunde lang) in der umgebenden Eismaschine herum, bis es die verlangte Consistenz erhält. Kochsalz ist zur Vermehrung der Kälte seines geringen Preises und auch seiner hinlänglichen Würksamkeit wegen am geschicktesten. Am nächsten komt ihm Salmiac, schwächer aber ist Salpeter, doch wird es durch rauchenden Salpeter-

petergeist und Vitriolöl weit übertroffen, wodurch man sogar den Quecksilber zum gefrieren bringt. Wenn die Eismasse zu früh aufthauet, wechselt man sie mit neuer ab. Das einmal gebrauchte Kochsalz kan man durch Abrauchung und Anschießung von neuem zu diesem Gebrauch anwenden, so gar soll dieses dazu wirksamer seyn, als neues.

Den Alten war wohl diese Bereitungsart von Gefrornen noch nicht bekant, doch wußten sie allerdings blos mit Eis und Schnee ihren Getränken einen beträchtlichen Grad der Kälte zu geben. Auch machten sie zu solchen Getränken verschiedene Mischungen, als Wasser mit Honig, wie dergleichen Getränke noch heutiges Tages unter den Pohlen und Litthauern mit zugesetztem Pfeffer und Ingber üblich ist. Auch mischten die Alten Meerwasser und Honig, welchem sie überdem wohl noch Eßig zusetzten. Ausser dem Gebrauch für Kranke fand sich dergleichen auch wohl auf den Tafeln der Reichen. Am nächsten komt mit jetzt gebräuchlichen Gefrornen ihre Mulsa überein, die aus Wein, Honig und Gewürzen bestand, nur daß wir statt des Honigs Zucker gebrauchen.

Da in unsern Zeiten das Studium der Leckereien so äußerst weit getrieben ist, so sind auch die Mischungen des Gefrornen so mannigfaltig, daß sie nicht leicht aufgezählt werden können. So wie man denn eines Theils damit vorzüglich für den Gaumen gesorgt hat, so fordert anderntheils die medicinische Anwendung derselben in Ansehung der Mischung und Heilkräfte alle Aufmerksamkeit.

Man bereitet Gefrornes überhaupt 1) aus den Säften saurer Früchte, als Citronen, Limonen, Pomeranzen, Kirschen, Johannisbeeren, Berberis und Himbeeren (auch Erdbeeren und Brombeeren). Ausser dem lassen sich auch die ausgepreßten Säfte von Sauerampfer und Sauerklee u. s. w. dazu anwenden. Man nimt diese Säfte entweder frisch, wenn es die Jahrszeit erlaubt, klärt sie durch Stillstehen ab, und macht sie mit aufgelößtem Zucker zum Gefrornen; oder man nimt zu andern Jahrszeiten, die aus diesen Säften bereiteten Gelee, und löset solche vorher in einem wohlschmekkenden Wasser, als Rosin- Pomeranzblüth- oder Kirschwasser auf. Dergleichen Gefrornes von sauren Säften ist auflösend, kühlend, erquickend, treibt etwas auf den Schweiß, den Stuhl, oder Urin, wiedersteht der Fäulniß, und dämpft alcalische Schärfen; 2) aus gewürzhaften Früchten, Kräutern und Blumen, zu welchem Ende man entweder ihr wesentliches Oel, mit Zucker abgerieben, oder ihr destillirtes Wasser, oder auch ihre Pulver anwendet. Ausser den ausländischen theuren und unserm Klima weniger angemessenen Gewürzen, kan man auch die einländischen füglich nehmen, als Münze, Fenchsel, Anis Coriander. Solch Gefrornes hat die Würkung der genommenen Gewür-

ze, ist daher mehr oder weniger stärkend und wärmend, befördert die Verdauung, treibt auch wohl Schweiß oder Urin. Es ist aber leicht zu erachten, daß ihr Misbrauch, durch reizende Schärfe, die sie in den Körper bringen, nachtheilig wird; 3) aus Milch und Rohm, oder aus Abkochungen schleimichter und nahrhafter Vegetabilien, so wie aus mancherlei andern Abkochungen, die man blos ihrer Heilkräfte, oder des Geschmacks wegen wählt. So läßt sich Gefrornes bereiten aus isländischem Moos, Salat, Süßholz, Althee, süßen Mandeln, Cacao, China, Kaffee, u. s. w. Die Würkungen derselben erklären sich außer der Kälte des Eises und der Substanz, die man gewählt hat, außerdem auch aus den dazu genommenen Eidottern und Zukker, wovon erstere in vorzüglichem Grade nähren, und letzteres auflöset, reiniget und nährt, auch fäulnißwidrig ist. Ueberhaupt sind diese Arten von Gefrornen die nöthigsten und nützlichsten, weil sie meistens nähren, und Schärfen einwickeln, oder durch stärkende oder andere Kräuter, die durch die Kälte erhöht werden, sich so sehr anpreisen.

Im allgemeinen schaft der diätetische Gebrauch der Gefrornen durch die Kälte der Gesundheit wichtige Vortheile. Besonders angemessen würden sie gegen die Erschlaffung und Schwächung der Verdauungswerkzeuge und die mancherlei übrigen Nachtheile seyn, die eine Folge des eingerissenen Misbrauchs der warmen Getränke, des Thees und Kaffee, sind. Es ist bekant genug, daß dieser den Nervenkräften so sehr zuwider ist, und Schwindel, Zittern und Wallungen veranlaßt, auch erschlaft und die Säfte zu sehr verdünnt, dabei zu dem traurigen Uebel der Hysterie und Hypochondrie, zu Wassersucht, Cacochymie und Gicht, Blutflüssen und weiblichen Krankheiten Anlaß giebt. Die sitzende Lebensart verschiedener Stände und des Frauenzimmers befördert diese Folgen noch mehr. Zu ihrer Verhütung kan nichts angemessener seyn, als der Gebrauch dienlicher Gefrornen. Auch andern, die in den Tempeln der Liebe zu viel geopfert, oder die Züge des Bachus zu fleißig mitgemacht haben, schaffen sie wichtigen Nutzen. Genesende, Entkräftete und Müde stärken und erquicken sie.

Indes muß die jedesmalige Quantität nicht zu groß seyn, weil dann durch zu große Kälte die Verdauung oder der Umlauf im Unterleibe gestöhrt würde; man genieſſe sie Theelöffel weise und langsam, und wähle die Ingredienzen nach seinen Bedürfnissen.

Indessen ist es Gewissenssache des Arztes, auch für ihren Misbrauch zu warnen. Natürlich werden sie bei Erhitzungen vom Tanz, Reiten, Fechten und starker Arbeit und Bewegung schädlich seyn. Die Eiskälte, die in der Speiseröhre unmittelbar an der glühend heißen Lunge herabgeht, und denn sich im Magen und Unterleibe verbreitet, macht gefährliche Antreibungen

bungen des Bluts nach der Brust, Stockungen darin, oder Entzündungen, Knoten und Geschwüre, und giebt zu einer fast unfehlbaren Schwindsucht Anlaß, kan sogar plötzlich tödten, wovon es an Beispielen nicht fehlt. (Schaudernd ist es für jeden, der mit den Geschäften und Würkungen des Körpers bekant ist, zu sehen, wenn brausende oder nervenschwache Jünglinge, oder Mädchen von Stunden langen gewaltsamen Tänzen, wobei Blut und Leidenschaft im Feuer steht, nun gleich gierig über kalte Trünke oder gar Gefrornes herfallen. Man könte manchem gleich prophezeien, du hast den Becher des Todes getrunken, und wirst in kurzem nicht mehr da seyn.)

Es giebt auch Krankheiten, wo Gefrornes ein wichtiges, sehr zu empfehlendes, Heilmittel ist. Bei Fiebern, wenn materielle Ursachen weggeschaft sind, würde die Chinarinde in Gestalt eines Gefrornen ungleich würksamer seyn; eben so bei anfangender Schwindsucht diese, oder das Decoct des isländischen Mooses in gleicher Gestalt. Bei faulen Fiebern die sauren Gefrornen; bei Blutspeien desgleichen ihr innerlicher Gebrauch, wenn nicht ein krampfhafter Zustand es verbietet, so wie bei andern Blutflüssen der äuserliche Gebrauch des Eises. Eine bekante langwierige und oft unbezwingliche weibliche Krankheit, die Folge der Schwäche, der sizenden Lebensart und übeln Säfte ist, haben Aerzte bisweilen mit Gefrornem geheilt.

(Eis und Gefrornes sind daher sehr wirksame diätetische oder medicinische Mittel, bei zweifelhaften Fällen bediene man sich also des Rathes seines Arztes. Diese aber haben damit ein so kräftiges Mittel in den Händen, welches für sie Empfehlung verdient, und häufiger benuzt werden könte.)

Nachricht von der im Orient üblichen Gewohnheit des Gliederreibens.

Fast alle orientalische Reisebeschreiber melden uns, daß es im Orient überall üblich sey, sich zu einer gewissen Zeit des Tages die Glieder recken und reiben zu lassen; keiner aber hat uns diese Operation so umständlich beschrieben, als Anquetil, aus dessen Reisen sie hier entlehnt ist.

Gewöhnlich pflegt dieses Recken und Reiben allemal im Bade zu geschehen.

Wenn man die Kleider abgelegt, komt der Badediener und legt denjenigen, der baden will, auf eine Tafel, besprengt ihn mit warmem Wasser, reibt ihn am ganzen Leibe, und zieht alle Glieder, so wie die Finger, aus einander. Endlich legt er ihn auf den Bauch, setzt ihm die Knie in die Seiten, packt ihn bei den Schultern an, und macht, das ihm der

Rück-

Rückgrad etliche mal kracht; bei einem jeden Zuge giebt er ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf die muskulösen Theile, fast wie die Stallknechte thun, wenn sie die Pferde striegeln. Dieses ist das erste Stück Arbeit. Alsdenn zieht der Bader einen haarnen Handschuh an die rechte Hand, fährt damit über den Körper mit solcher Strenger hin und her, daß ihm selbst der Schweiß darüber ausbricht; reibt hierauf die Haut, wo sie am härtesten ist, zum Exempel, auf den Fersen, mit Bimsenstein, und darnach den ganzen Leib mit Seife und wohlriechenden Wassern, und wenn auch dieses geschehen ist, scheert er die Haare ab.

Diese Operation dauert drei Viertelstunden, und man wird dadurch wie neu geboren. Man fühlt in dem Körper eine gewisse Leichtigkeit und Ruhe, welches eine Würkung des Reibens und Streichelns an allen Theilen des Körpers ist.

Man komt in einen gelinden Schweiß, worauf hernach eine angenehme Erfrischung erfolgt. Alsdenn fängt man gleichsam aufs neue an zu leben.

Von dem Wort Entsprechen.

Hier sind 98 Worte, in welchen das ent die Bedeutung und Kraft nicht hat, welche es in dem 99ten, nemlich **Entsprechen**, haben soll.

Entadeln, entäusern, entbehren, entbieten, entbinden, entblöden, entblössen, entbrechen, entbrennen, entbrüsten, entbürden, entdecken, entehren, enterben, entfahren, entfallen, entfärben, entfernen, entfliegen, entfliehen, entschließen, entflöhen, entfremden, entfreien, entführen, entgehen, entgeistern, entgelten, enthalftern, enthalten, enthaupten, entheben, entheiligen, enthüllen, entkleiden, entkommen, entkräften, entladen, entlarven, entlassen, entlasten, entlaufen, entledigen, entlegen, entlehnen, entleihen, entlernen, entmannen, entmasten, entzweien, entpaaren, entpanzern, entquillen, entrathen, entreissen, entrichten, entrinnen, entrücken, entrüsten, entsagen, entscheiden, entschlafen, entsagen, entschließen, entschlupfen, entschuldigen, entschütten, entschwimmen, entseelen, entsetzen, entsiegeln, entspinnen, entsprießen, entspringen, entstehen, entstellen, entsündigen, enttragen, entübrigen, entwachsen, entwasnen, entwehren, entweichen, entweihen, entwenden, entwerden, entwerfen, entwickeln, entwischen, entwöhnen, entwurzeln, entziefern, entziehen, entzücken, entzünden, entzweien, entzwisten.

Freilich ist der Sprachgebrauch ein Tyrann, welcher oft alle rechtliche Einwendungen verunnützet. Wenn sich aber Sprachgebrauch und Gründe wider ein Wort entören, so mögte es, (wenigstens in der widrigen Bedeutung) ausgemerzelt werden müssen. Und in dieser Rücksicht wird sich das Wort Entsprechen in dem vermeintlichen postliminio nicht schützen können.

—m.

Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Freitag, den 9ten October 1789.

Kurze statistische Uebersicht von Frankreich *).

Frankreich, dieses große schöne Königreich, hat von je her die Aufmerksamkeit von Europa auf sich gezogen. Von den Zeiten des Julius Cäsars an bis auf den heutigen Tag war dieses Land der Schauplatz der allermerkwürdigsten, zum Theil auch sonderbarsten Begebenheiten und Auftritte; kein Zeitraum war, da es sich nicht sehr auszeichnete; keine Zeit, vorzüglich in den letztern beiden Jahrhunderten, da es nicht fast an allen Welthändeln Theil nahm, da es nicht, es mogte seyn im Getümmel schrecklicher Kriege, oder im Schooße des stillen beglückenden Friedens, eine Rolle spielte, wie sie nur in diesen Jahrhunderten ein Volk spielte. Seine Geschichte ist voll der größten, der außerordentlichsten Auftritte; seine Macht, zu Wasser und zu Lande, obschon sich nicht immer gleich, war doch nicht selten dem ganzen übrigen Europa furchtbar, ward nur nach den erschöpfendsten fürchterlichsten Kriegen, nachdem die Nation es mit den größten vereinigten Mächten aufgenommen hatte, auf eine Zeitlang geschwächt, und allmählich erhob sie sich wieder zu einer Höhe, die den Neid aller Nachbarn rege machte. — Freilich, jede Saite, die zu stark angezogen wird, muß endlich zerspringen; jedes Land, dessen Fürsten zu oft unnöthige kostbare Kriege führen, die Kräfte des Staats zu oft im Uebermaaße anstrengen, dessen innere Konstitution nicht von der Art ist, daß sie auf alle Fälle ein festes dauerhaftes System gründe, muß am Ende nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge in einen Zustand gerathen, der, vermöge der veränderten Umstände in allen seinen Theilen, irgend eine Revolution hervorbringt, die dem Ganzen eine veränderte Gestalt giebt. Dieser Grundsatz, auf die allerneueste Geschichte Frankreichs angewendet, giebt, wie ich glaube, folgendes Resultat. Schon die ungeheuren, ja fast unaufhörlichen Kriege Lud-

*) S. Büsching, Achenwall, Volkmanns Reisen, Hammerdörfer und Kosche, Politisch. Journal und Schlözers Staatsanzeigen.

Ludwigs XIV., von Schmeichlern, aber auch nur von denen, der Große genannt, brachten den Staat an einen Abgrund, (dieser König machte dadurch 4500 Millionen Livres Schulden) aus dem er auf eine, nur zu schimpfliche, Art durch das famöse System des Law, und andere Operationen herausgerissen ward; und was Frankreich unter Ludwig XV. theils durch blutige, kostbare Kriege, theils durch eine unverantwortliche Verschwendung der öffentlichen Gelder gelitten hat, davon ist das Andenken noch zu neu, das ist zu bekant, als daß es einer genauern Darstellung bedürfte; als aber endlich der amerikanische Krieg die Zerrüttung und traurige Lage der Finanzen aufs Aeußerste brachte, zugleich aber auch — welches nicht unbemerkt gelassen werden muß — durch die so lebhafte Unterstützung der Freiheitsliebe der englischen Amerikaner, so wie nicht lange nachher der holländischen Patrioten, **der Geist der Freiheit** und Unabhängigkeit in den sonst ihrem Souverain so sehr ergebnen, so unterthänigen Franzosen **rege gemacht** ward, so erfolgte allmählich zuletzt eine Revolution, die so wohl wegen des Nationalcharakters der Einwohner Frankreichs, als auch in Rücksicht ihrer eignen Beschaffenheit eins der ausserordentlichsten Phänomene unsers Jahrhunderts ist. Wer das Entstehen der jetzigen Revolution aus jenen Quellen bezweifelt, den glaub ich dadurch zu überzeugen, wenn ich es wage, zu behaupten, daß ohne die, größtentheils durch Kriege verursachte, Erschöpfung, ohne den aus eben dem Grunde aufs höchste gestiegnen Geldmangel, und das eben hierdurch, besonders im Innern des Reichs, verbreitete tiefe Elend des Volks, wodurch dasselbe zu demjenigen Grad von Verzweiflung gebracht zu seyn scheint, von welcher die meisten, aus den öffentlichen Blättern bekanten, Auftritte bezeichnet sind, — daß, sag ich, ohne diese Erschöpfung, ohne diesen Geldmangel und seine auf die Nation gethanen Würkungen, der König sich schwerlich je in der Nothwendigkeit befunden haben würde, sich mit seinen Unterthanen über die Herbeischaffung der Staatsbedürfnisse gleichsam in einen gütlichen Vergleich einzulassen, seiner unumschränkten Macht zu entsagen, und alles auf den guten Willen der Nation ankommen zu lassen; daß, mit einem Worte, ohne dieses Zusammentreffen von Umständen, vielleicht nie, jene auf ewig in der französischen Geschichte merkwürdig bleibende, **Zusammenberufung der Reichsstände** Statt gefunden haben würde, welche jetzt der königlichen Gewalt Gesetze vorschreibt, und wahrscheinlich dem Reiche eine Verfassung geben wird, welche, wie ich glaube, mit Recht **die neue Konstitution von Frankreich** genannt werden kan. Daß nicht noch einige wichtige mitwürkende Nebenumstände eintraten, als Kornmangel, Ungehorsam der Truppen u. s. w. will ich nicht in Abrede seyn, sie halfen die Katastrophe voll-

vollenden. Sie ist wichtig, diese Katastrophe, und wird nicht ohne große Folgen bleiben. Der Erdkreis, so weit er von Europäern und von Menschen bewohnt ist, die mit Frankreich in irgend einer Verbindung stehen, wird nun sein Augenmerk auf die Unternehmungen der versammelten Repräsentanten der Nation, und auf die Art der Konstitution richten, welche ihre Allgewalt für das Königreich, das bisher leider so oft unter dem Druck des Despotismus und einer fehlerhaften Staatsverfassung seufzte, das, vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit bei einer, in den vorigen Zeiten dem wahren Wohl des Staats angemessenern, Verwaltung auf den Gipfel einer Macht, und eines Wohlstandes gestiegen seyn würde, desgleichen jetzt kein Volk in Europa besitzt, festsetzen wird.

* * *

Frankreichs geographische Fläche, oder alles das, was in Europa zu diesem Reiche gehört, Corsika ausgenommen, beläuft sich nach Büsching auf 10000, nach Neckers Angabe aber auf mehr als 16000 Quadratmeilen. Seine Grenzen sind bekant, so wie seine Gebürge, unter welchen die Alpen gegen Savoyen und Piemont, und die Pyrenäen die höchsten sind. Seine Flüsse, (die Seine, Loire, Garonne und der Rhone) verbunden mit herrlichen Kanälen, unter welchen der von Languedoc der merkwürdigste ist, geben den Provinzen eine sehr nützliche Verbindung unter sich, und gewähren dem Handel eine Erleichterung, die für das Ganze von wesentlichen Vortheilen sind. – Nach der alten Art, das Reich einzutheilen, spricht man immer von zwölf Hauptgouvernements, zu denen noch die eroberten Provinzen zugeschlagen wurden, allein sie ist unter den neuern französischen Schriftstellern nicht mehr gebräuchlich; nach diesen wird Frankreich vielmehr in 41 militairische Gouvernements, oder Gouvernements generaux eingetheilt, die alle auf einerlei Fuß gesetzt sind. Eine andere Eintheilung ist die in Ansehung des Finanzwesens, in Generalites; in Absicht der kirchlichen Verfassung, in 18 Provinzen nach eben so vielen Erzbischöfen; und endlich in Rücksicht der Civilverfassung nach den Parlementen. Jedes der 41 Gouvernements hat seinen Statthalter, der gewöhnlich einer von den Großen des Reichs ist, das Commando über die Truppen führt, die Unterhaltung der Vestungen besorgt u. s. w. Unter den Besitzungen in den übrigen Welttheilen sind die Antillen in Westindien wegen ihrer so sehr einträglichen Produkte die wichtigsten.

Ein herrliches Klima, das alles dasjenige im Ueberfluß hervorbringt, was man von einem gemäßigten Himmelsstrich erwarten kan, beglückt dieses Land. Der bei weitem größre Theil des Bodens ist sehr fruchtbar, aber in vielen Gegenden ist Saumseligkeit, schwache Aufmunterung, und vornemlich die drückende Last der enorm

großen Abgaben Ursache, daß ganze Strecken öde und ungenutzt da liegen. Dem ungeachtet bringt Frankreich seine meisten Bedürfnisse nicht nur selbst hervor, sondern gewinnt auch noch von manchen einen Ueberfluß, den es seinen Nachbaren zuführen kan. Leider läßt sich dies letztere nur nicht von dem wichtigsten und unentbehrlichsten seiner Produkte des **Pflanzenreiches**, dem **Getreide**, sagen. Hier muß man die traurige Bemerkung machen, daß Frankreich bisher den Ueberfluß, den es reichlich haben könte, nicht nur nicht gehabt, sondern oft Mangel – wie das in diesem Jahr der Fall ist –, ja wohl Hungersnoth gelitten hat. Und die Ursache? Der Bauer erliegt unter der Last der schweren Abgaben und den Erpressungen der Einnehmer, und ist nicht vermögend, sein Land gehörig zu bestellen. In den mittlern Provinzen liegen viele tausend Aecker wüste. Man rechnet, daß Frankreich in schlechten Jahren nur für funfzehn Millionen Menschen Brodt liefert, und das für die übrigen zehn Millionen benöthigte aus der Fremde holen muß a). Erst seit 1754 ist man auf die fehlerhafte Einrichtung, besonders im Handel mit Getreide, aufmerksam geworden, allein die Menge der Abgaben verhindern noch immer das Aufkommen des Landmanns. **Wein** wird fast allenthalben in einer solchen Menge gebauet, daß selbst der Ackerbau darunter leidet. Den Werth dieses Produkts, ein Jahr ins andre gerechnet, schätzet man auf 300 Millionen Livres und die Zahl der Aecker (arpens) Weinberge auf 1600,000. Aus dem schlechten Weine wird ein **Brantewein** und **Eßig** gebrauet, davon die Ausfuhr nicht unbeträchtlich ist. Der Bau des Flachses, Hanfs, des Tabacks und der Seide wird nur nachläßig getrieben. **Baumöl** ist ein wichtiger Artikel in der französischen Handlung; wem ist nicht das Provenzeröl bekant? An allen Arten von **Obst**, wie auch an Kräutern, die theils in der Arznei, theils in der Färberei gebraucht werden, ist das Land sehr gesegnet; dieses ist aber in Ansehung des **Holzes**, wegen der schlechten Wirthschaft damit, nicht der Fall, obgleich nach **Neckers** Angabe allein die königlichen Forsten eine Million Aecker (arpens) ausmachen.

Die Produkte des **Thierreichs** sind freilich in Frankreich gar nicht unwichtig, aber doch zu den Bedürfnissen der Nation nicht hinreichend. Die **Rindviehzucht** ist, im Ganzen genommen, in einem schlechten Zustande, daher muß durch die Einfuhr aus Irrland, Deutschland ꝛc. das zu diesem Artikel gehörige ersetzt werden. Besser, aber noch nicht ganz den Bedürfnissen des Reichs angemessen, ist die **Pferdezucht** beschaffen. In Poitou und Guyenne ist die stärkste **Maulesel-**

zucht,

a) Madame de Pompadour machte einst die wahre Bemerkung: Die meisten Friedensschlüsse in Frankreich habe seit einem Jahrhunderte der Hunger geschlossen.

zucht, die aber doch jener vielen Schaden thut. Poitou und Auvergne sind das Vaterland der Esel. Schafe und Ziegen sind zwar in ziemlicher Menge da, aber es muß doch zum Gebrauch der Manufakturen noch sehr viele Wolle aus der Barbarei, der Schweiz, Deutschland und England herbeigeschaft werden. Wildpret, als: Rehe, Hirsche, Hasen, besonders Kaninchen, die ein Lieblingsgericht der Franzosen sind, giebt es allenthalben in Menge; unter dem wilden Geflügel werden die rothen Rebhüner (Perdrix rouges) sehr geschätzt. Von Fischen, und darunter vorzüglich Thun- und Blackfische, Sardinen (Sardines, Clupea sprattus) und Makrelen liefern die Flüsse und Seeküsten einen großen Vorrath.

Unter den Produkten des Mineralreichs ist das Salz, dessen Handel aber durch die Generalpächter, die dem Könige 54 Millionen Livres dafür bezahlen, bisher ausserordentlich beschränkt ward, das wichtigste. Der Ueberfluß ist so groß, daß den Ausländern für 10 Millionen überlassen werden kan. Hin und wieder giebt es auch Steinkohlen. Von Metallen ist das Kupfer und Eisen in beträchtlicher Menge da, dagegen gehen für Gold, Silber und Stahl jährlich viele Millionen auswärts.

Was die Kunstprodukte Frankreichs betrift, so muß man gestehen, daß beinahe alle Manufakturen, da das Land alle seine Erzeugnisse selbst bearbeitet, sich in einem blühenden Zustande befinden. Schon zu Ludwigs XI. Zeiten nahmen sie einen glücklichen Anfang, litten aber sehr in den bald darauf folgenden Religions- und Bürgerkriegen. Nachdem sie sich unter Heinrich IV. schon schnell wieder erhoben hatten, kamen sie in der Folge unter Colberts Ministerio in die glänzendsten Umstände. Aber durch Ludwigs XIV. unbesonnene Vertreibung so vieler tausend Protestanten, die größtentheils Fabrikanten waren, ward ihnen ein unersetzlicher Stoß beigebracht, da diese ihre Künste aller Art in Holland, England und Deutschland verbreiteten. Indessen erholten sie sich seitdem allmählich wieder, und man findet in Frankreich nicht leicht einen größern oder kleinern Ort, wo nicht irgend eine Art von Indüstrie herrschen solte. Was eigentlich den französischen Manufakturen und Fabriken sehr vortheilhaft ist, das sind die Vorurtheile andrer Nationen, die sich durch ihre Anhänglichkeit an französische Moden und Glanteriewaaren ꝛc. den Franzosen zinsbar machen. Paris insonderheit ist der Hauptsitz der Moden, und tausende von Menschen finden ihren Unterhalt in der Vorliebe andrer Nationen. — Vorzüglich blühend sind die Seidenmanufakturen, deren vornehmster Sitz zu Lyon, Tours, Paris und in einigen andern Städten ist. Der erstern Stadt giebt man 7000 Stühle. Tours liefert viele geblümte Stoffe, und die sogenannten Gros de Tours führen den Namen davon. Nach Büsching waren

in Frankreich 1500 Seidenmühlen, 28000 Weberstühle für Stoffe, 12000 für Bänder und Galonen, und 20000 für Strümpfe; so daß sich eine halbe Million Menschen mit der Seidenarbeit beschäftigte. Ein sehr wichtiger Nahrungszweig, besonders für die Hauptstadt des Reichs, sind die berühmten **Fabriken von Tapeten**, oder sogenannten Gobelins, und von türkischen und persischen Tapeten, ferner die von **Spiegeln** und die von Porcellain zu Seve. **Reveillons** Schiksal wird meinen Lesern noch aus den Zeitungen bekant seyn. Er hatte die herrlichste Tapetenmanufaktur, mußte es aber gestatten, daß sie von dem wüthenden Pöbel in kurzer Zeit gänzlich zu Grunde gerichtet ward. Sehr wichtig für Paris ist auch der **Buchhandel** daselbst. Zwei Drittel, und noch mehr, von allen in Frankreich erscheinenden Büchern werden allein in Paris gedruckt. Man behauptet, daß dieser Artikel und die Druckereien jährlich einen Gegenstand von mehr, als 40 Millionen Livres, ausmachen. Die **Wollenmanufakturen** sind in diesem Jahrhundert wieder sehr in Aufnahme gekommen. Da die Franzosen ihre Tücher, die aber den englischen an innerer Güte nicht gleich kommen, wohlfeiler liefern, als die Engländer, ihnen auch ein beßres Ansehen zu geben wissen, so haben sie ihre Rivalen an vielen Orten, besonders in der Levante, verdrängt. Die feinsten Tücher werden zu Paris, Abbeville, Sedan und Elboeuf gemacht.

Die **Leinwand-, Spitzen- und Nesseltuchfabriken**, oder überhaupt alles, was aus Flachs verarbeitet wird, machen den dritten Hauptzweig der französischen Manufakturen aus. Sie sind in den meisten Provinzen in einem blühenden Zustande. Die Ausfuhr des **Papiers**, wovon das feinste dem holländischen gleich kömt, hat auch sehr zugenommen. Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, die übrigen Kunstprodukte, als der ungeheuren Menge von **Galanteriewaaren**, der **Stahl- und Eisenwaaren**, der **Zuker- Pergament- Seifen- Salpeter- Schnupftaback-** und andrer, minder erheblichen, **Fabriken** weitläuftiger zu erwähnen. Man kan sich ungefähr einen Begrif von der Größe der Industrie in Frankreich machen, wenn man hört, daß es allein in Paris 141 Handwerks- und Krämerinnungen und Kunstzünfte giebt.

Aus diesem allen läßt sich leicht der Schluß machen, daß Frankreich einen sehr **blühenden** und **vortheilhaften Handel** besitzen müsse. Wirklich stehen diesem Reiche auch außer der englischen Nation, alle andere, selbst die holländische, darin nach. Der **innere Handel**, aus einer Provinz in die andere, wird durch die Heerstraßen, die freilich eine schreckliche und kostbare Plage des Landmanns sind, noch mehr aber durch die oben erwähnten Flüsse und Kanäle sehr befördert. Sehr wichtig ist auch der **Küstenhandel**, wodurch die Produkte von einem Seeorte zum andern, oder von

liesen in die Flüsse geschaft werden. Zur Beförderung des innern Handels dienen auch die grossen Messen zu Lyon, Bourdeaux und Beaucaire, wovon die letzte innerhalb zehn Tagen für ungefehr sechs Millionen Livres umsetzen soll. Der auswärtige Handel Frankreichs aber geht durch alle Theile der Welt, und die beiden Hauptzweige sind der Handel nach den westindischen Inseln und der Levante. Jener nebst der Fischerei bei Newfoundland liefert jetzt jährlich für 125 Millionen Livres Produkte, von denen die Franzosen nach Abzug ihrer eignen Bedürfnisse noch für 73 Millionen Livres den Ausländern überlassen können. Der levantische Handel ist fast ganz in den Händen der Kaufleute von Marseille, und man rechnet den Betrag dieses Handels jährlich auf 56 Millonen, so, daß die Franzosen über die Hälfte des levantischen Handels, der überhaupt auf 100 Millionen geschätzet wird, an sich gezogen haben. Sie finden hier einen außerordentlichen Absatz ihrer Tücher, insonderheit der so genannten Londrinen und andrer wollnen Waaren, ferner von Eisen- und Stahlwaaren, vielerlei Galanterien, Kaffee und Zucker aus ihren westindischen Inseln ꝛc. Dafür erhalten sie wieder Seide, Baumwolle, Kameelhaar von den angorischen Ziegen, Aloe, Weyrauch und verschiedne andere Materialwaaren. Der ostindische und afrikanische Handel ist weniger beträchtlich. Necker giebt den Betrag der ostindischen Handlung mit Einschluß der Produkte von den Inseln Isle de France und Bourbon jährlich auf 18 Millionen an.

Mit den europäischen Nationen führt Frankreich meistens einen sehr vortheilhaften Aktivhandel, theils zu Lande, theils zur See. Zu Lande geht er über Bayonne und Perpignan nach Spanien; über Lyon und Geneve nach Italien und der Schweiz; über Straßburg und Metz nach Deutschland; und über Ryssel nach den Niederlanden und Holland. Ausserordentlich stark ist der Abzug von Waaren nach den vereinigten Niederlanden. Die Holländer holen jährlich für 50 Millionen Gulden Waaren. Deutschland b), England, Spanien, Portugal, Italien, die Schweiz und die nordischen Reiche erhalten eine sehr große Menge französischer Produkte. Ueberhaupt befindet sich Frankreich in Ansehung seiner Handlung gegen andere Reiche in einer vortheilhaften Lage, und gewinnt außerordentliche Summen. Der größte Gewährsmann für die Richtigkeit der Bestimmung der Handelsbilanz von Frankreich, Herr Necker, schätzt den jährlichen Ueberschuß zum Vortheil der Nation auf

b) Im 25ten Heft des Schlözerischen Briefwechsels S. 126 findet man die Behauptung, daß allein Hamburg jährlich für 27, und Bremen für 6 Millionen Waaren aus Frankreich erhalte.

auf 70 Millionen, indem er im zweiten Bande ſeiner Finances de France S. 128. die Exporten auf 295, die Importen aber auf 229 Millionen Livres anſchlägt, oder, in einer von ihm angenommenen runden Zahl, auf 300 Millionen für die Exporten, und 230 für die Importen.

Was könte, was würde Frankreich bei dieſem außerordentlichen Vorrathe von natürlichen Reichthümern geworden ſeyn, was könte es jetzt ſeyn, wenn es minder unvorſichtige Regenten gehabt; keine, oder weniger ſo verheerende Kriege geführt hätte? Was könte es noch werden, wenn die Proteſtanten freie Religionsübung erhielten, die ſchwer drückenden Abgaben, die beſonders für den innern Handel ein großer Zwang ſind, erleichtert und andere Misbräuche abgeſchaft würden? Denn was für einen vortheilhaften Schluß man auch aus dem reichlichen Vorrathe von Natur- und Kunſtgütern auf das Glück und den Wohlſtand der Einwohner zu machen berechtigt ſeyn mögte, ſo iſt demungeachtet in vielen Gegenden, zumal auf dem Lande und in den kleinen Städten das Elend des Volks unglaublich groß. Der Unterthan wird von unzähligen Abgaben niedergedrückt. Das franzöſiſche Finanzſyſtem iſt das verwickeltſte, das man ſich nur denken kan; alle Finanzkünſte ſind erſchöpft, um Geld zu erpreſſen. Ein Heer von Einnehmern und Harpyen wacht mit aller möglichen Sorgfalt über die Auflagen, und kan ſich deſto mehr bereichern, je mehr verſchiedne Abgaben ganz von ihrer Willkühr abhängen, oder wenigſtens dadurch erhöhet werden. Die Vortheile der Finanzpachter ſind zu groß; ein groſſer Theil der öffentlichen Gelder, ja viele Millionen, bleiben in ihren und den Händen der Untereinnehmer, welche eben ſo viele Blutigel ſind, und komt alſo nicht einmal in den königlichen Schatz. Eben dieſer ungeheuren Abgaben wegen muß das Reich, wie jedes andere Land, das ſich in gleicher Verdammniß befindet, in einer immerwährenden Entkräftung bleiben, und der Staat hat eine unglaubliche Schuldenlaſt zu verzinſen. Es iſt eine allgemein bekante Sache, daß ſeit mehrern Jahren, da beſonders der letzte Seekrieg ſo große Summen verſchlang, die Ausgaben ungleich größer geweſen ſind, als die Einnahme.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Anfrage.

Man hat verſchiedene durch die Erfahrung wirkſam befundene Mittel wider das Aufſchwellen von zu jungem zu vielem oder zu naß gefreſſenem Klee bei dem Rindviehe, hat man nicht auch ein ſolches Mittel bei den Pferden?

Hannoverisches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 12ten October 1789.

Kurze statistische Uebersicht von Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Nation bringt jährlich 584,400,000 Livres auf. Necker nimt für Frankreichs Bevölkerung 24,800,000 Seelen an, zieht man von dieser Summe 124,000 für Korsika ab, so bleiben 24,676,000; mithin kommen auf jeden Kopf, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts 23 Livres, 13 Sols, 8 Deniers. Eine der verhaßtesten und drückendsten Abgaben ist die **Salzsteuer** (Gabelle), welche ganz von dem Gutdünken der tyrannisirenden Generalpächter, die, wie oben erwähnt worden, für dieses Monopol eine Pacht von 54 Millionen bezahlen, abhängt. Jede Familie in den Provinzen, wo sie üblich ist, muß eine gewisse Quantität Salz verbrauchen; man rechnet auf sieben Personen wenigstens 100 Pfund oder einen Minot. Der Preis des Salzes ist so unglaublich verschieden, daß der Minot z. B. in einigen Provinzen der Grande Gabelle (d. h. solchen Provinzen, wo das Salz am theuersten ist,) auf 60 bis 61 Livres steigt, und in der daran liegenden Provinz, die vielleicht gerade eine von denen ist, die unter Heinrich II. die Freiheit von der Abgabe erkauften, z. B. Bretagne, nur 3 Livres gilt. Daher entsteht der Schleichhandel, wodurch so viele Menschen unglücklich werden a). Die **drei Vingtiemes**, nach deren jedem alle Unterthanen von allen Arten von Einkünften den 20sten Pfennig bezahlen müssen, sind nicht weniger verhaßt. — Die Generalpächter, diese Millionärs, haben einen Theil der Abgaben gepachtet, und sie bereichern sich vom Blute der geplagten Unterthanen; ein ganzes Heer von Auf-

a) Jährlich werden über 300 Männer wegen Kontrebanden mit Salz und Taback auf die Galeeren geschickt; und insgemein sitzen 17 bis 1800 gefangen. S. Necker Administration des Finances T. 2. p. 57 fg.

Aufsehern halten sie zur Verhütung des Unterschleifs b). — Nach der im Februar 1786 getroffenen Einrichtung müssen sie jährlich überhaupt 146 Millionen Livres geben.

Um sich ungefähr einen Begrif davon zu machen, wie die Einkünfte der Könige allmählich herangewachsen sind, liefre ich hier von einigen Königen das Verzeichniß. König Franz I. hatte nur 16, Heinrich II. 18, Heinrich IV. schon 30, und Ludwig XIII. 50 Millionen Livres. Im Jahre 1685, kurz nach Colberts Tode, betrugen sie 140, und 1715. 160 Millionen. Unter Ludwig XV. nahmen sie zum Erstaunen zu, da die Ausgaben dieses Fürsten durch Kriege, unordentliche Wirthschaft, übelverstandne Pracht, und zuletzt durch die unerhörte Verschwendung der Gräfin du Barry aufs höchste stiegen, so, daß im tiefsten Frieden Schulden gemacht werden mußten. Dem jetzigen Könige, der überhaupt während seiner Regierung mannigfaltige Beweise seines Edelmuths und seiner Sehnsucht, sein Volk glücklich zu sehen, gegeben hat, kan man das Lob einer weisen Oekonomie keinesweges absprechen. Dieser Monarch, der in Rücksicht seines Herzens zu den besten Fürsten gehöret, opferte selbst vieles auf, machte mancherlei Einschränkungen, um dem Staate Summen zu ersparen; aber um die Revolution in Amerika, von der freilich die Nation viel, viel mehr erwartete, als der Erfolg bis jetzt bewiesen hat; von der sie sich ungleich glänzendere Hofnungen in Rücksicht auf den größern Flor ihres Handels, und den Wachsthum ihrer Macht und ihrer seit Jahrhunderten schon so sehr gewünschten Superiorität über England, machte, als bis jetzt eingetroffen sind, um diese Revolution zu befördern, oder vielmehr zu vollenden, mußte man einen Krieg unternehmen, dessen ausserordentlicher Kostenaufwand die Kräfte des Staats in einem Maaße überschritt, daß nach geendigtem Kriege Ein Finanzminister nach dem andern umsonst alle Finanzkünste aufbot, um nur die nöthigsten Gelder herbei zu schaffen. Es ist allgemein, daß jener Einschränkungen und dieser Bemühungen ungeachtet, dennoch ein übermäßiges Deficit Statt findet, und daß der Hauptzweck der Zusammenberufung der Reichsstände und ihre angelegentlichste Sorge die seyn soll, die Nation gegen den lange gefürchteten Staatsbankrot zu sichern.

In der Schätzung der **Anzahl der Einwohner** ist man bis auf die Mitte dieses Jahrhunderts in einem großen Irrthum gewesen. Man nahm gewöhnlich die Summe von 19 Millionen an; selbst Hr. Büsching ist in seiner Ausgabe der Erdbeschreibung von

b) Die Brigaden, heißt es in Necker Administration de Finances S. 82. welche die Kontrebande an den Grenzen und im Innern des Reichs hindern sollen, bestehen aus mehr als 2300 Mann, und kosten über 8 Millionen.

von 1777 bei dieser Annahme geblieben, weil damals die neuern Berechnungen noch nicht bekant waren. Vor etwa 20 Jahren behauptete der Abt Expilly 22, und da seit 1772 das Tabellwerk eingeführet ist, so ist man der Wahrheit schon näher gekommen. Moheau, der dasselbe zum Grunde legte, bringt über 23 Millionen heraus, und der Verfasser des Aufsatzes in Schlözers Staatsanzeigen (B. 2. S. 235. B. 3. S. 303.) nimt ungefehr 25 Millionen an, wogegen aber der Verfasser der historisch-politischen Untersuchung über Frankreichs Staatsvermögen Hamb. 1786, der nur etwa 23½ Millionen zugeben will, starke Einwürfe macht. Bestimmter und zuverläßiger, als alle ältere Angaben, obgleich bei weitem noch nicht evident, sind die von Necker. Seine Angaben in seiner Administration de France sind im Auszuge folgende: die Mittelzahl der Geburten in einem von den zehn Jahren, von 1770 bis 1780, war 940,935, der Verstorbenen 818,491, der Heirathen 213,774. Wenn man das Land, die großen und kleinen Städte, zusammen nimt, so ergiebt sich, daß auf 25¾ eine Geburt kömt, folglich wäre die Anzahl der Einwohner Frankreichs 24 Millionen 229,073. In den fünf letztern Jahren von obigen zehn, von 1776 bis 1780 steigt die Mittelzahl der Geburten in einem Jahr auf 963,207 und da käme eine Summe von 24 Millionen 802,580 heraus. Man muß aber bemerken, daß die Listen bis jetzt noch nicht ganz vollständig waren, daß 40000 Einwohner von Clermontois, und viele nicht zur römischen Kirche gehörige, die also nicht in derselben getauft wurden, nicht dazu gezählt worden sind, und daß man also, Korsika mit eingerechnet, wohl eine Million Geburten annehmen kan, welches eine Bevölkerung von beinahe 26 Millionen gäbe. Um desto sicherer zu gehen, gründet Herr Necker sein Werk nur auf eine Bevölkerung von 24,800,000 Menschen. — Es läßt sich indessen schon der Schluß machen, daß sie noch ungleich stärker seyn würde, wenn so viele, an sich oft sehr fruchtbare, Distrikte nicht wüste lägen, oder doch schlecht angebauet wären, wenn der Luxus, die Leibrenten und der Hang zu Ausschweifungen nicht so viele Heirathen verhinderten, und wenn den gemeinen Mann der Druck der enormen Abgaben nicht so häufig von der Ehe abhielte und ihn zu Auswanderungen verleitete, die sich nach Moheau ein Jahr ins andre auf 13000 Menschen erstrecken sollen c).

Die Hauptzüge im Charakter der Franzosen, der übrigens nach den

c) Vor zwanzig Jahren zählte man in London an 30000 Franzosen; in Spanien rechnet man 8000, in Italien 15000, in der Türkei 10000, und viele tausend halten sich in Deutschland und dem Norden auf. Indessen kehren nach einigen Jahren manche wieder in ihr Vaterland zurück.

Provinzen, die sie bewohnen, sehr verschieden ist, sind, im Ganzen genommen: Munterkeit, Lebhaftigkeit und Witz, (weswegen **Muralt** die Bemerkung macht, sie hätten mehr bel esprit, aber weniger bons sens, als die Engländer); mit unter, besonders bei jungen Franzosen, Flatterhaftigkeit und Leichtsinn, Vorliebe für alles, was französisch ist; ferner Dienstfertigkeit gegen Jedermann, Höflichkeit und Uneigennützigkeit, tiefe Ergebenheit gegen ihren König, worin es ihnen bis auf die neueste Epoche, da man diese allgemeine Anhänglichkeit und blinde Unterwürfigkeit bei weitem nicht mehr in dem Grade erblickt, keine Nation zuvorthat; und endlich eine Ehrliebe, die aber leider nur zu oft in Tollkühnheit ausartet.

Der Unterschied des Charakters der Franzosen in einigen Provinzen, wie ihn ein Ungenannter in Schlözers Staatsanzeigen B. 4. S. 339. treffend schildert, ist bemerkenswerth. Jenseits der Garonne, sagt er, rollt lauter Weingeist in den Adern der Landesbewohner, alles lebt an ihnen und zeigt eine gewisse Schnellkraft, die sich in allen Geschäften und in ihrer Industrie äußert. Zwischen der Garonne und Charente lodert jenes Nationalfeuer schon zusehends weniger, und erlöscht gänzlich, so bald man die guten Limosins erreicht hat. Indessen sind sie arbeitsam und mässig. Diese guten Eigenschaften verschwinden aber, so wie man sich der Provinz **Berry** naht. Hier trift man das non plus ultrà von Faulheit und Sorglosigkeit an. Die Berrichons sind daher äußerst arm und sehen gleichwohl den die mehrste Feldarbeit verrichtenden Auvergnats müssig zu. So wie man sich aber durch Berry dem Orleansois und der Loire nähert, so wächset die Thätigkeit wieder bei dem Landmanne, und erreicht bald den hohen Grad, welcher diese Provinz nebst Touraine und Anjou zu den schönsten Gärten bildet. Das von Limosin gesagte gilt auch von Agoumois und von einem Theile des Perigord, so wie Poitou mit Berry viel Aehnliches hat. Das Bassin zwischen der Garonne und Loire kan für den Sitz der französischen Faulheit, Sorglosigkeit und der daraus entstehenden Armuth angesehen werden.

Die so lange gedauerte **Eintheilung der Nation in den Adel, die Geistlichkeit und den dritten Stand** hat auf dem jetzigen Reichstage durch die unerschütterliche Beharrlichkeit des letztern in seinen Beschlüssen beinahe ihre Endschaft erreicht. Der **Adel** besteht aus vier Klassen: den Prinzen vom Geblüte, dem hohen, dem gemeinen oder niedern alten Adel, und dem neuen Adel. Der Abt **St. Pierre** rechnet gegen 50000 adeliche Familien im Reiche. Das Vorurtheil, daß der Adel durch den Handel, durch Pachtung eines Landguts und Annahme geringer Bedienungen beschimpft werde, hatte die Folge, daß derjenige Edelmann, der sich mit einem dieser Gegenstände beschäf-

schäftigte, ihn wirklich verlor, daß also auch mancher adelichen Familie eben deswegen ihr Aufkommen erschweret wird. Ganz anders verhält sichs bekantlich mit dem englischen Adel. — Die Anzahl der Erzbischöfe beläuft sich auf 18, (nach ihnen wird das Reich in 18 geistliche Provinzen eingetheilt) und der Bischöfe auf 111, deren gesamte Einkünfte man gegen fünf Millionen Livres schätzt; Pfarrer zählt man ungefähr vierzig tausend, männliche Abteien und Priorate 770, weibliche 317, und eine Menge von Klöstern aller Orden. Die Einkünfte der ganzen Geistlichkeit schlägt Necker auf 110 Millionen Livres an, wovon aber ein Ansehnliches in den königlichen Schatz fließt, und noch mehr zur Verzinsung der ungeheuren Schulden angewendet werden muß d). Von der so oft gerühmten Freiheit der gallikanischen Kirche, oder, wie man lieber spricht, der Kirche von Frankreich, die sich auf die verschiedenen zum Theil sehr wichtigen Vorrechte des Souverains, der sämtlichen Geistlichkeit und aller Glieder der französischen Kirche erstreckt, findet man etwas in Büschings Erdbeschreibung B. 2. S. 340.; noch mehreres aber in S. J. Baumgartens Abhandlung darüber. Eine sehr gründliche Abhandlung über die Verfassung der Geistlichkeit in Frankreich, steht im 30ten Heft der Schlözerischen Staatsanzeigen. Man glaubt, daß die Anzahl aller dazu gehörigen Personen, seitdem sich ihre Anzahl theils durch Verordnungen des Staats, theils durch Erkaltung der Mönchsfrömmigkeit, theils durch die allgemeine Verachtung des Mönchsstandes so außerordentlich vermindert hat, sich jetzt auf etwa 130,000 belaufe, da man sonst nach Achenwall 500,000, nach Büsching 400,000, nach Totze 300,000 und nach Moheau beinahe 200,000 zählte. – Was die herrschende Religion betrift, so ist, seitdem Ludwig XIV. den Schutzbrief, oder das Edikt von Nantes, vom Jahre 1598, im Jahre 1685 wieder aufhob, und dadurch viele tausend der besten und geschicktesten Unterthanen aus dem Lande trieb, überall die katholische Religion eingeführet worden. Indessen hat doch bei allen Drangsalen und schrecklichen Grausamkeiten unter der Regierung jenes schwachen Königs und bei allen Bedrückungen, die protestantische Religion nicht unterdrückt werden können. Vielmehr leben in der Stille noch viele tausend Protestanten, und man schätzt ihre Zahl in Languedoc und andern Provinzen auf drittehalb Millionen. Vielleicht nimt ihr Schicksal bei der jetzigen allgemeinen Umschaffung der

d) Nach dem Beschlusse der Nationalversammlung, nach welchem die Zehnten und mehrere Einkünfte der Geistlichkeit aufgehoben werden sollen, wird sich diese Summe künftig um ein Großes vermindern.

Staatsverfassung von Frankreich noch eine günstigere Wendung. Traurig mußte für den Menschenfreund die unerwartete Nachricht seyn, daß diejenigen patriotischen Mitglieder der Nationalversammlung, welche zum Besten ihrer protestantischen Mitbürger den ersten Schritt wagten, in ihren edlen, ihnen, die sie größtentheils Katholiken waren, ewig zur Ehre gereichenden, Bemühungen, bei ihren Mitrepräsentanten so wenig Unterstützung fanden, und für dasmal ihren ganzen menschenfreundlichen Plan scheitern sehen mußten.

Eine große **Kriegsmacht** zu unterhalten, war in den letztern Jahrhunderten, vorzüglich aber unter Ludwig XIV., Lieblingsmaxime des französischen Hofes. Die vielen Kriege haben die Nation kriegerisch gemacht, obgleich den Franzosen nicht immer ohne Grund vorgeworfen wird, daß sie nicht abgehärtet genug sind, um die Strapazen des Feldzuges zu ertragen. Ihr Artillerieweſen ist in treflichem Zustande, weil man, insonderheit unter Ludwig XIV., mehr auf die Eroberung und Vertheidigung fester Plätze bedacht war, als viele Feldschlachten zu liefern. Die Cavallerie steht in besserem Rufe, als die Infanterie. Der zahlreiche Adel ist genöthigt, Kriegsdienste zu nehmen. Ueberhaupt aber ist der Kriegsstand sehr geehrt. Auffallend ist es, daß Frankreich, ob es gleich 25 Millionen Einwohner hat, doch ganze Regimenter Schweitzer, Deutsche, Irrländer und Italiäner unterhält. — **Karl** VII. führte zuerst die stehenden Armeen in Europa ein. **Ludwig** XIV. hatte die ungeheure Anzahl von 450000 Mann, die Seesoldaten mit eingeschlossen, auf den Beinen, und in den letzten Kriegen **Ludwigs** XV. wurden auch gegen 300000 Mann gehalten. Im Jahre 1776 bestand die französische Landmacht in allem aus 174 Regimentern, welche 230 Bataillons Mousquetire, 113 Compagnien Grenadire und 230 Eskadrons Reuterei ausmachten, die, wenn sie als **vollzählig** angenommen werden, aus 312926 Mann bestehen würden. Allein, man muß hierbei bemerken, daß die Regimenter nie vollzählig sind, und daß die Miliz, welche allein 74550 Mann ausmacht, nicht ins Feld zieht, so, daß nach einer Berechnung im politischen Journal 1784. S. 1155. alle zum Kriegsdienste fertigen französische Truppen im Jahre 1784 sich auf nicht mehr, als 190000 Mann belaufen haben. Zu den **königlichen Haustruppen** (la Maison du Roi) gehören die Garde du Corps, die Schweitzergarde, die französische Garde, (mit letzterer ist bekantlich eine große Veränderung vorgegangen) 3375 Mann, die Schweitzergarde 2250, die Gensdarmerie ꝛc.

Die ehedem so wichtige und ansehnliche Stelle eines *Connetable de France* ist aufgehoben, und seitdem sind die Marschälle von Frankreich die höchsten Kriegsbedienten.

Die

Die **Seemacht** hat mancherlei abwechſelnde Schickſale erlitten. **Ludwig** XIV. brachte ſie, da ſie vorher wenig bedeutete, zu einer ſo furchtbaren Höhe empor, daß ſeine Flotten ſich nicht nur mit der vereinigten Flotte der beiden eigentlichen Seemächte, England und Holland, meſſen, ſondern auch wichtige Vortheile über ſie erfechten konten; allein, im ſpaniſchen und ſpäter im öſterreichiſchen Erbfolgekriege ward ſie ſo zu Grunde gerichtet, daß, wie Voltaire behauptet (Precis du Siecle de Louis XV. C. 28.) nur ein einziges Kriegsſchiff übrig blieb. Kaum hatte ſie ſich wieder ſchwach erholet, als ſie abermals in dem Kriege von 1755 bis 1763, durch die Engländer faſt gänzlich vernichtet ward. Hingegen war ſeit dem Pariſer Frieden die ganze Sorgfalt des Hofes auf die hingeſunkene Seemacht gerichtet, und man ſahe recht deutliche Beweiſe der guten Würkungen dieſer nöthigen Aufmerkſamkeit im amerikaniſchen Kriege. Im Jahre 1782 zählte Frankreich nicht weniger, als 75 Linienſchiffe. Die Flotte wird nach der neuen Marineordnung vom Junius 1786 in 9 Eskadres getheilt. In Friedenszeiten betragen die **Seetruppen**, mit Inbegrif der Oekonomieofficianten, ungefehr 10000 Mann. Alle längs der Küſte wohnenden Unterthanen, die ſich mit der Fiſcherei, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe zur See beſchäftigen, ſind in Claſſen getheilt, und in den Seehäfen aufgezeichnet, um im Nothfall zum königlichen Dienſte als Matroſen gebraucht zu werden. Außer dieſen claßificirten Küſtenbewohnern, ſind alle in einer Breite von 2 Meilen längs der Küſte befindliche Mannsperſonen zu einer Küſtenmiliz (Milices Garde-Côtes) enrollirt und in 112 Capitaneries, jede zu einigen Compagnien, eingetheilt, die zuſammen über 150000 Mann ausmachen ſollen.

In Abſicht der franzöſiſchen **Münzſorten** iſt folgendes zu bemerken: Man rechnet in Frankreich gewöhnlich nach **Livres** e) oder **Francs**, ob es gleich eine eingebildete Münze iſt. Ein livre **tournois** bedeutet 20 Sols, weil die alten zu Tours geſchlagenen livres tournois ſo viel gelten, und hingegen die zu Paris geprägten 25 Sous gelten. Die jetzt gangbaren Münzen ſind: **in Golde:** Louis d'or oder Schild-Louis d'or zu 24 livres oder 6 Rthlr. 2 bis 3 gr. Conventionsgeld, doppelte Louis d'or zu 48 livres; halbe Louis do'r zu 12 livres, die aber ſelten ſind. **In Silber:** Ecu, kleiner Thaler zu 3 livres; Groß Ecu, oder Ecu de ſix francs, ein groſ-

e) oder franzöſiſchen Pfunden. Die Namen der franzöſiſchen Münzen Livre, Sous oder Sol und Denier, kommen aus den Zeiten der Franken her, in deren Geſetzen man die Wörter Libra, Solidus und Denarius häufig findet. Das Pfund beſtand damals wirklich aus 12 Unzen reinen Silbers.

großer Thaler, Laubthaler, Dukaton, gilt 6 Livres, oder 1½ Thaler Conventionsgeld. Diese sind die beiden gewöhnlichen Geldsorten. Die kleinern von feinem Silber sind selten, und immer nicht in hinlänglicher Menge im Reiche vorhanden. Sie heissen 24 Sousstücke, 12 und 6 Sousstücke. Zwei und anderthalb Sousstücke hat man in Billon, d. i. in Silber, aber mit einem starken Zusatze von Kupfer; sie sind auch nicht häufig. In Kupfer hat man Stücke von 1 Sous (drei bis vier Pfennig), von 6 Deniers, und Liards zu 3 Deniers. — Die Veränderung, welche vor einigen Jahren in Frankreich in Ansehung des Münzfußes vorging, erregte grosses Aufsehen. Alle alten Louis d'or wußten umgeschmolzen werden, so, daß 16 neugeprägte Louis d'or so viel an Golde wägen, als vorher 15, daher sind die neuen um ein Livre schlechter, als die alten, ob sie gleich eben wie diese noch 24 Livres gelten sollen.

Was bis zur Revolution in der Staatsverfassung Frankreichs von den französischen Publicisten zu den **Reichs-Grundgesetzen** gerechnet ward, waren bloß die **Thronfolge** und die **Untheilbarkeit des Reichs**. Mehrere wolten sie nicht annehmen, weil der König bei seiner uneingeschränkten Macht an nichts gebunden sey. — Welch eine zum Erstaunen große wichtige Veränderung der Umstände in dem kleinen Zeitraum von etwa drei Monaten! Wer hätte es unter einem Ludwig XIV. oder seinem Nachfolger, ja wer hätte es noch vor wenig Jahren wagen mögen, eine andere Sprache zu führen, dem Könige eine absolute Machtvollkommenheit abzusprechen, oder seine Erhabenheit über die Gesetze in Zweifel zu ziehen! Doch, ich will meinen Lesern in ihren Gedanken über diese Totalveränderung in der französischen Constitution nicht vorgreifen. — Der Thron in Frankreich ist erblich, aber bloß von männlicher Seite, weil durch das salische Gesetz f) das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausgeschlossen wird. Im Jahre 1715 ist den Ständen die Vollmacht ertheilt worden, nach Abgang des ächten bourbonischen Stammes einen König zu erwählen. In den neuesten Berathschlagungen der Reichsstände über diesen Punkt, ist hierüber nichts Genaubestimmtes verordnet worden, wohl aber darüber, daß ein König nicht, wie ehemals, mit dem vierzehnten, sondern für künftige Zeiten mit dem ein und zwanzigsten Jahr *majorenn* seyn soll.

f) Vermöge dieses alten fränkischen Gesetzes, welches auch die Successio salica heißt, fällt die Krone nicht auf den Spinnrocken. Man sagt auch Lilia non nent, wegen der Lilien im königlichen Wapen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

83tes Stück.

Freitag, den 16ten October 1789.

Kurze statistische Uebersicht von Frankreich.

(Schluß.)

Ludwig XI. war es, welcher zu der bis aufs Jahr 1789 völlig uneingeschränkt gebliebenen Macht des Königs den Grund legte; Kardinal Richelieu erweiterte sie unter Ludwig XIII., und Ludwig XIV. brachte sie während seiner langwierigen Regierung auf den Gipfel des Despotismus. Hier ist vielleicht der Ort, der Reichsstände und der Parlementer zu gedenken. Die Versammlung der Stände des Reichs hieß in den ältern Zeiten das Parlement. Philipp IV. machte daraus einen Ausschuß und stiftete davon im Jahre 1294 zu Paris eine beständige Versammlung, welche den Namen Parlement beibehielt. Dafür wurden jene Reichstäge der Stände desto seltener, und der vom Jahre 1614 würde vielleicht der letzte gewesen seyn, wenn nicht die jetzt obwaltenden, oben bemerklich gemachten Umstände den König genöthigt hätten, die Stände wieder zusammen zu rufen. — Die anfänglich so sehr ausgedehnten Vorrechte des Parlements sanken allmählig durch die vielfältigen Schmählerungen despotischer Könige bloß auf die Handhabung der Justiz, und das Recht, bei neuen Verordnungen nöthigenfalls Vorstellungen zu machen, herab. Ludwig XV. hob es sogar im Jahre 1771 ganz auf, bis sein Nachfolger es 1774 unter gewissen Einschränkungen wieder herstellte. Noch eingeschränkter ist die Macht der Provinzialparlementer. Diejenigen sechs Provinzen, wo die Stände das Recht besitzen, sich über die neuen Auflagen zu berathschlagen und deren Erhebung zu besorgen, heissen Pays d'Etats. —

Es konte wohl keine andre, als höchst nachtheilige Folgen für den Staat nach sich ziehen, daß die Parlementsstellen und größtentheils auch die übrigen Aemter nach und nach käuflich wurden, und dieses Verkaufen nunmehr als eine Einnahme des Staats angesehen ward. Bisher wurden die Aemter, als Häuser und andere Sachen öffentlich zum Verkauf ausgeboten, und in den öffentlichen Blättern ward darnach gefragt. In

den Pariser Affiches, einer Art von Intelligenzblättern, kommen dergleichen Artikel sehr häufig vor a). Unter Heinrich IV. wurden die gekauften Aemter sogar erblich gemacht, mit der Bedingung, daß die Besitzer jährlich den 60sten Pfennig von den Einkünften des Amts bezahlen solten. Diese Abgabe heißt Droit annuel, oder Paulette, von ihrem Erfinder Paulet. Doch scheint diesem Unwesen durch den Beschluß der Nationalversammlung sein Ende bevorzustehen, wenn anders die Herbeischaffung der gewiß nicht unbeträchtlichen, aber doch nicht anders als höchst billigen, Entschädigungssumme der Ausführung dieses heilsamen Vorhabens nicht zu viele Schwierigkeiten in den Weg legen wird.

Die vornehmsten Ritterorden in Frankreich sind: der vom heiligen Geist, der von Heinrich IV. zum Andenken gestiftet wurde, daß er die polnische Krone 1573, und die französische 1574 am Pfingsttage erhalten hatte; jeder Ritter hat 3000 Livres Pension; der Kriegsorden vom heil. Ludwig, den Ludwig XIV. 1693 für verdienstvolle Officiere stiftete; die Großkreuzer, Commandeurs und ungefehr 200 Ritter haben Gnadengehalte, jene 6000 Livres, letztere 200, 300 bis 2000 Livres; nach dem Muster dieses Ordens, der nur für katholische Officiere ist, stiftete Ludwig XV., um auch die vielen protestantischen Officiere zu belohnen, 1759 den Orden du Merite militaire. Der Orden vom heil. Michael, als der älteste weltliche französische Orden, ward 1469 von Ludwig XI. gestiftet, und weil er ganz in Verachtung gekommen war, von Ludwig XIV. 1665 erneuert. Der geistliche Orden vom heil. Lazarus entstand zu den Zeiten der Kreuzzüge und in Frankreich 1137. Die Ritter tragen weltliche Kleidung und können heirathen. Dieser Orden hat gleich andern geistlichen Orden seine Commenden, wovon er die Einkünfte ziehet. Uebrigens hat der König allein das Recht, alle Ritter zu ernennen.

Die Geschichte der wichtigsten Staatsveränderungen Frankreichs ist den meisten Lesern zu bekant, und der Rahmi dieser Blätter zu beschränkt, als daß ich anders, als in der Kürze, davon handeln könte. Daß dieses Reich überhaupt seit mehr als Einem Jahrhundert eine äußerst wichtige Rolle gespielt habe, ist schon oben erwähnt worden. Beinahe kein Krieg entstand in Europa, oder keine Begebenheit von Bedeutung ereignete sich

auf

a) Eine Sammlung solcher Anzeigen, die zum Theil lächerlich sind, kan man in Schlözers Briefwechsel St. 4. S. 49. lesen. Einer verlangt z. B. eine Charge sans beaucoup d' Exercice; der andere eine, qui n' exige aucune connoissance des Affaires; der dritte sagt: Moins il y aura d' exercice, mieux elle conviendra, u. s. w.

auf der politischen Schaubühne unsers Welttheils, an der Frankreich nicht einen mehr oder weniger entfernten, unmittelbaren oder doch wenigstens mittelbaren Antheil nahm, ja in den neuesten Zeiten bis auf die Revolution in Holland — denn von diesem Zeitpunkt an verlor es seinen bisherigen großen Einfluß — ward es sogar der Mittelpunkt aller Negociationen der europäischen Höfe.

Der durch Julius Cäsar nach Ueberwindung der Celten oder Gallier in Gallien gegründeten und über 400 Jahre lang gedauerten Herrschaft der Römer, machten zuletzt die Franken, die aus Deutschland kamen, durch ihre Einfälle und durch den entscheidenden Sieg unter ihrem König Chlodowich im Jahre 486 ein Ende, und stifteten nun das nach ihnen benannte Königreich Frankreich. Die schwache und schläfrige Regierung der Nachfolger Chlodowichs nährten und beförderten das Emporstreben der Oberhofmeister des Königs (Majores domus), die sich wirklich im Jahre 752 des Throns bemächtigten, und nach Absetzung des Königs Childerich III. die merovingische Familie ganz verdrängten, indem sich der Major domus desselben, Pipin, der erste des karolingischen Stammes, auf seinen Thron schwung. Wem ist nicht der große Mann aus diesem Hause bekant, Karl der Große, der durch seine wahrhaftig großen und des Danks der Nachwelt würdigen Thaten den Stamm der Carolinger so berühmt machte, der sein Reich bis zu einer, vorher noch nie erreichten, Größe und Stärke empor brachte; der das ganze heutige Frankreich, ein Stück von Spanien, die Niederlande, den größten Theil von Deutschland, ein Stück von Ungarn, und die größere Hälfte von Italien unter seinem wohlthätigen Scepter vereinigte, sich im Jahre 800 die römische Kaiserkrone aufsetzte, und so diese seit einigen 100 Jahren erloschene Würde erneuerte? Schade, daß er keine, seiner würdige, Nachfolger hatte! Denn im zehnten Jahrhundert verloren die Karolinger deshalb die Krone, da sich Hugo Kapet, Herzog von Isle de France, nach Verdrängung Karls, Herzogs von Lothringen, als des rechtmäßigen Kronerben, derselben bemächtigte. Dieser König ist auch der Stammvater aller bis auf unsere Zeiten nachfolgenden Könige von Frankreich gewesen, wenn gleich die seit dem vierzehnten Jahrhundert regierenden nicht in gerader Linie, sondern in Seitenlinien von ihm abstammen. Um diese Zeit fing Frankreich an, ein von Deutschland und Italien abgesondertes Reich zu werden. Hugo Kapets Nachfolger blieben wegen der mächtigen Lehnsleute immer schwach, und entkräfteten sich im dreizehnten Jahrhundert noch mehr durch die Kreuzzüge, die Frankreich mehrere Millionen Menschen raubten. Nach dem Tode Karls IV., mit dem sich der eigentliche Stamm der Kapetinger endigte, bestieg Philipp VI. Graf von

Valois, als nächster Seitenverwandter, im Jahre 1328 den Thron. Schon unter den vorigen Königen besaßen die Herzöge von der Normandie das von Wilhelm eroberte England, sie brachten durch Heirathen viele französische Provinzen an sich, und waren den Königen an Macht weit überlegen; jetzt aber, da Eduard III. von England Philipp dem sechsten den Thron streitig machte, beginnt der Zeitraum, da unaufhörliche Kriege mit den Engländern, deren Könige noch fortdaurend Ansprüche auf die französische Krone machten, das Reich beunruhigen, den Thron mehr als einmal erschüttern, und die Engländer sich gar unter dem wahnwitzigen Karl VI. (am Ende des vierzehnten Jahrhunderts) in den Besitz des größten Theils von Frankreich setzen, bis ihnen endlich Karl VII. bis auf Kalais alles wieder abnimt. Dieser Fürst war der erste König von Frankreich, der ein stehendes wohlgeübtes Kriegsheer, auch in Friedenszeiten unterhielt, und auch derjenige, welcher zuerst ohne Bewilligung der Reichsstände neue Auflagen ausschrieb. Ludwig XI. (reg. von 1461 bis 1481) gründete die despotische Macht der Könige. Er bemächtigte sich nach dem Tode Karls des Kühnen von Burgund, des Herzogthums Burgund, der Grafschaft Artois und der burgundischen Besitzungen in der Piccardie, auch der Provence, und stiftete die Posten in seinem Reiche, welche nachmals in andern Ländern nachgeahmt wurden. Mit Ludwig XI. kam das Reich an das Haus Orleans, als die jüngere valesische Linie; weil er aber ohne Erben starb, so trat der erste Prinz vom Geblüte, Graf von Angouleme, unter dem Namen Franz I. die Regierung an, der viel gegen Kaiser Karl V. verlor, und mit dem Pabste das berühmte Concordat errichtete. Sein Sohn Heinrich II. (reg. von 1547 bis 1559) war desto glücklicher gegen Karl V. Er brachte die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun an sich, und unter seiner Regierung verloren die Engländer auch Kalais, als den letzten Ort, den sie bisher noch in Frankreich besessen hatten. Ihm folgten seine drei Söhne in der Regierung nach einander, und Frankreich war die ganze Zeit ein trauriger Schauplatz innerlicher Zerrüttungen, die durch fanatischen Religionseifer und Bürgerkriege veranlaßt wurden. Catharina von Medicis, Karls IX. Mutter, und die guisische Familie, spielten hier die vornehmsten Rollen. Nie stieg das Elend höher, als unter dieses eben genannten Königs Regierung. Das Pariser Blutbad am 24ten Aug. 1572 wirft auf seine Regierung einen unauslöschlichen Schandfleck. Diese grausenvolle, entsetzliche Begebenheit ist ohne Zweifel die abscheulichste That in der ganzen christlichen Geschichte. — Heinrich III. ward von einem Dominikanermönch ermordet, und da mit ihm das Geschlecht Valois ausgestor-

ſtorben war, traf die Reihe der Thronfolge Heinrich von Bourbon, König von Navarra, den nächſten Verwandten des königlichen Hauſes. Dieſer große König ſtellte die Ruhe und den Wohlſtand ſeines Reichs wieder her, und er würde gewiß noch mehr zum Beſten deſſelben gethan haben, wenn er nicht 1610 durch mörderiſche Hände wäre hingerichtet worden. Unter Ludwig XIII. führte der berühmte Richelieu das Staatsruder, er demüthigte die unruhigen Großen und verſtärkte die königliche Macht ſehr, ſo wohl im Innern des Reichs, als außer demſelben. Im weſtphäliſchen Frieden wurden die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, ingleichen die Landgrafſchaft Elſaß von dem deutſchen Reiche an Frankreich überlaſſen. Jetzt war Frankreich auf dem Wege, das mächtigſte und furchtbarſte Reich zu werden, wenn nicht ein Ludwig XIV. durch ſeinen unbegränzten Ehrgeiz, ſeine unerſättliche Ruhmbegierde und Eroberungsſucht, und durch ſein Streben nach unumſchränkter Macht, Prachtliebe und Vergnügungen aller Art dieſes ſchöne Reich in eine große Entkräftung, in die äußerſte Erſchöpfung, und den größern Theil ſeiner Unthanen in tiefes Elend verſetzt hätte. Seine Regierung war ein Gewebe von Unruhen und ungerechten Kriegen; hunderttauſende von Menſchen und Millionen erpreßter Geldſummen wurden ſeinem Ehrgeize und ſeinen Leidenſchaften aufgeopfert, und die Folgen davon waren, außer dem Verluſte ſo vieler tauſend guten Unterthanen eine ganz ungeheure Schuldenlaſt, die ſo manchen, der ſein Vermögen dem Staate geliehen hatte, ins Unglück ſtürzte. Sein abergläubiſcher Religionseifer, zu dem er ſich in ſeinen ſpätern Jahren neigte, koſtete vielen tauſend ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen Vermögen, Ruhe, Glück und Leben; über fünf mal hundert tauſend von ihnen flüchteten aus dem Lande. — Ludwigs XV. Regierung, ſeine mit ſchlechtem Glücke und zum größten Nachtheil ſeines Reichs geführten Kriege, ſeine Verſchwendung u. ſ. w. ſind bekant genug; und die neueſte Geſchichte Frankreichs unter Ludwig XVI. liegt vor jedermanns Augen da; deswegen übergehe ich ſie. Jedermann weiß, daß dem Reiche jetzt eine Hauptrevolution bevorſteht, deren Urſachen ich oben zum Theil entwickelt zu haben glaube. – Wahrſcheinlich iſt es, ſo bald für Frankreich die glücklichen Zeiten eintreten werden, daß ſeine Regierung unnöthige Kriege vermeidet, daß die Abgaben gemildert, der Ackerbau ermuntert und ausgebreitet, der Fleiß dieſer wirklich arbeitſamen Nation auf verſchiedne noch nicht genugſam in Aufnahme gebrachte Zweige geleitet würde, daß alsdenn dieſes, troß der erlittnen Unglücksfälle und Bedrükkungen, dennoch blühende, in ſich mächtige, an Gütern der Natur und

Kunst so reiche Königreich zu einem hohen Grad von Vollkommenheit, Wohlstand, Macht und Reichthum gebracht werden könne.

Hannover. G. F. Palm.

Noch etwas vom musikalischen Zeitmesser.

(Man sehe das 79te Stück dieses Magains von d. J.)

Der vom Hrn. Rosenthal in Nordhausen gethane Vorschlag zu einem musikalischen Zeitmesser, ist auch von einem andern geschehen. Bei Petit und Schöne in Berlin ist auf 1½ Bogen klein Octav folgende Schrift erschienen, und für 3 ggr. daselbst zu bekommen: Beschreibung eines musikalischen Zeitmessers. Mit einer Kupfertafel. Berlin 1790. Der Verfasser hat sich nicht genannt, und beschreibt dieses sehr einfache und um desto mehr brauchbare Instrument, vermittelst dessen das Tempo, oder Zeitmaaß in der Musik sehr richtig bestimmt werden kan, eben so, wie uns solches Hr. Rosenthal in dem oben angeführten Stück dieses Magazins beschrieben hat. Die Hauptsache besteht, wie auch Herr Rosenthal anmerkt, in einem Pendulum, welches nach Belieben verlängert und verkürzt werden kan, nebst einer langen Skala, wornach sich die Länge des Pendulum für jedes Tempo einrichten läßt. Die übrige Beschaffenheit des Instruments findet man in der Beschreibung desselben, und in der beigefügten Kupfertafel, wo es in dreierlei Stellungen abgebildet ist. Der ungenannte Verfasser dieser kleinen Schrift giebt den Hrn. Professor Bürja in Berlin als den Erfinder des Instruments an, und bemerkt, daß man, den öffentlichen Nachrichten zufolge, auch von Herrn Weiske, Dom- und Stadtkantor zu Meissen, ein Mittel zur Bestimmung des Tempo zu erwarten hat, dessen Beschaffenheit aber noch unbekant ist. – Vielleicht ist es noch nach langen Jahren nicht unwichtig, den ersten Erfinder des musikalischen Zeitmessers zu wissen, und jetzt, da die Erfindung noch ganz neu ist, läßt sich solches am leichtesten ausmachen. Es frägt sich also, wem gebührt die Ehre dieser neuen Erfindung, Herrn Rosenthal, Herrn Bürja oder Herrn Weiske? Ferner gebührt sie einem von ihnen allein, oder haben sie alle Antheil daran, und ist jeder von ihnen für sich, ohne von des andern Erfindung etwas zu wissen, auf die Entdeckung gekommen? Die beste Auskunft hierüber werden die drei eben genannten Herren selbst geben können. Herr Rosenthal hat seinen Vorschlag zu einem musikalischen Zeitmesser bereits unterm 16ten Aug. d. J. dem hiesigen Intelligenzcomtoir zugeschickt.

Hannover. G. F. Wehrs.

Schutz-

Schutzrede für das Wort Entsprechen.

Daß sich in unserer Sprache so viele Wörter finden, wo die vorgesetzte Silbe ent eine negative, oder entäußernde Eigenschaft bezeichnet – obgleich dieses bei weitem nicht der Fall bei allen in dem 80ten St. dieses Magazins von d. J. angegebenen Wörtern ist – beweiset gar nichts wider die analogische Richtigkeit des Worts **Entsprechen**.

Die erste Silbe desselben ist hier eine Abkürzung des Worts **entgegen**, und **Entsprechen** soll nichts anders ausdrücken, als: daß zwei Dinge sich gleichartig bezeigen, daß sie sich gleichsam entgegen kommen, und in Einen Punkt zusammen treffen; zwei Töne im Unisono.

Mein Wunsch entspricht dem ihrigen. Was heißt dies anders, als: unsre Wünsche treffen in Einen Punkt zusammen?

Aus diesem Gesichtspunkt scheint mir das Wort nicht allein philosophisch richtig, sondern auch von einer treffenden bildlichen Darstellung zu seyn, und daher wohl nicht seines wohlgewonnenen Bürgerrechts entsetzt werden zu dürfen.

L. v. Klg.

---

* * * * * * *

Ein in dem Pfarrgarten zu Ohrdorf, im Amte Knesebeck stehender junger Birnbaum, der von dem Froste des letzten Winters sehr gelitten hatte, bekam im Frühling Blätter und Blüthen, die auch zwar Früchte ansetzten, aber bald verwelkten und nebst dem Laube abfielen. In voriger Woche bemerkte man an diesem Baume neue Blumenknöspen, die dermalen würklich ausgeschlagen sind. Man siehet also diesen Baum jetzo, am Ende des Septembers, in voller Blüthe. Da die nun bereits eintretende kalte Witterung die Blüthe bald vernichten wird, so ist es zu bedauren, daß man den Baum nicht in ein Gewächshaus bringen kan, um zu sehen, ob die darauf folgende Frucht diesesmal zu ihrer gehörigen Vollkommenheit kommen werde.

Diese artige Erscheinung wird deswegen bekant gemacht, weil sie vielleicht die Hofnung giebt, daß mehrere durch den Frost gelittene Bäume sich gegen künftiges Frühjahr wieder erholen werden.

Wittingen, den 26ten Sept. L.

In

In dem Noth- und Hülfsbüchlein von Herrn Becker ſteht Seite 25, daß man Salz unter den Schnee miſchen müſſe, wenn bloßer Schnee ein erfornes Glied nicht auftauen wolle, und in der neuen für Niederdeutſchland eingerichteten Auflage dieſes nützlichen Buchs Seite 26 iſt das Mittel eben ſo angegeben. Dies iſt entweder überhaupt oder doch unter den meiſten Umſtänden unrichtig, denn Salz giebt dem Schnee den fürchterlichſten Grad der Kälte, und ein Glied, was nur mäßig erfroren iſt, muß nun gänzlich und faſt unheilbar erfrieren. Man wünſcht daher, daß Sachverſtändige das Recept prüfen, und das Nöthige darüber bekant machen mögen, denn es hat ſchon beträchtlich Unglück angerichtet, und iſt für die Zukunft noch mehr Unglück davon zu beſorgen.

Anekdote.

Der Baron von Pöllnitz reiſete bei einer Winternacht, wo die Wege ungemein verſchneiet waren, und der Schnee noch immer anhielt. Sein Poſtillion ſtieg einmal über das andere ab, um ſich nach dem Wege umzuſehn. Er gab auch dieſem Herrn zu verſtehen, daß er beſorge umzuwerfen, weil er den Fahrweg nicht recht treffen könne.

Er hörte endlich huſten und rief: Seyd ihr da, Stoffer? Ihm wurde mit Ja geantwortet. Er wandte ſich hierauf zum Herrn von Pöllnitz, und ſagte zu ihm: Seyn ſie nur gutes Muths; nun wollen wir den Weg ſchon finden. Es iſt ein Blinder da, der uns zurecht weiſen ſoll. Der Baron ſah dieſes für einen unzeitigen Scherz an, und gab desfalls dem Poſtillion einen Verweis, der aber ſagte: Herr, dieſer Blinde iſt ſchon ſeit zwanzig Jahren dieſen Weg täglich zweimal gegangen, und hat ſich niemals geirret. Er mag ihn nun riechen oder fühlen können, genug, er wird uns zurechte weiſen; und jeder andere, wenn er auch Luchsaugen hätte, würde ihn bei dieſem Schneegeſtöber nicht finden können, als eben der blinde Stoffer.

Druckfehler. Im vorigen Stück, S. 1299. in der Note muß ſtatt 2300 Mann 23000 geleſen werden.

Hannoverisches Magazin.

84tes Stück.

Montag, den 19ten October 1789.

Beschreibung der Insel Staffa.

Vom Hrn. Profes. Arnemann.

Es ist nicht gar lange, daß die Insel Staffa unter die groſſen Naturmerkwürdigkeiten mit aufgezählt worden. Die einzige, ziemlich kurze, und mehr geometrische Beschreibung des Baronet Banks, in Pennants Reisen nach den Hebriden, verdanken wir blos einer zufälligen Bekantschaft, welche der Baronet machte, und ohne diesen glücklichen Umstand wäre sie vielleicht den dortigen Gegenden nur allein bekant.

Staffa liegt an der Westseite der Insel Mull im atlantischen Ocean, und ist nicht, wie man nach der angeführten Beschreibung schlieſſen solte, die einzigste in ihrer Art; vielmehr eine Continuation der groſſen Basaltfelsen-Kette, welche vom westlichen Schottland, der Insel Mull u. a. sich unter dem Ocean forterstreckt, und nordwestwärts mehrere Inseln formirt, deren Verbindung man durch die überall hervorragenden Felsenspizzen sehr leicht fortführen kan. Die Gröſſe der Insel ist nicht sehr beträchtlich, ungefehr eine engliche Meile lang, und eine halbe Meile breit. Sie ragt nicht sehr hoch aus der See empor, und hat im Umriß genau das Ansehen eines langen beladenen Bootes. Die Weite des Oceans, die kleinen nahe gelegenen Inseln, an welchen unaufhörlich die Wellen schäumend sich hinanwälzen, und die vielen Felsenspitzen, welche überall in dieser Gegend hervorragen, erschweren die Farth nach Staffa ausserordentlich. Kleine Böte sind zu dieser Expedition nur allein geschickt, und die See ist selten ruhig genug für diese: Oft, wenn die Farth selbst glücklich überstanden, ist doch das ganze Unternehmen vergebens, weil es unmöglich ist, ans Land zu kommen, ausser bei der vollkommensten Meersruhe. Die ganze Insel ist rund umher mit schroffen Klippen und Felsenspitzen umgeben, an welchen die Wellen des Oceans beständig mit Heftigkeit toben, und an diesen muß man hinauf ans Land klettern. Die Farth

von der Insel Mull nach Staffa dauert gewöhnlich drei Stunden. Wie man mehr und mehr der Insel sich nähert, unterscheidet man verschiedne detaschirte Portionen, und Hügel und Thäler, welche die Insel formiren. Solche Basaltfelsen machen immer, wie ich wenigstens aus eigner Erfahrung schließe, einen mehr als gewöhnlichen Eindruck: Sie haben in ihrem Exterieur etwas großes und kühnes, was man bei andern Gebirgarten nicht so häufig bemerkt. Auf meiner Tour durch die schottischen Hochländer und die Hebriden, war mir immer der Unterschied sehr auffallend.

Die Nordseite der Insel Staffa, an welcher man gewöhnlich landet, ist sehr wenig versprechend. Der Basalt ist hier mehrentheils ungeformt, und die wenigen Säulen, welche man entdeckt, sind durch die Wellen der See abgenutzt. Ich ließ das Boot nun nach der Westseite um die Insel rudern, denn fast alle die großen Merkwürdigkeiten sind an den Aussenseiten. Die Insel ist hier rund umher mit hohen aufrecht stehenden Basaltsäulen wie mit einer Mauer umzogen und gleichsam befestigt, welche auf einer Grundlage von nicht kristallisirtem Basalt ruhen, und den Stürmen und dem Brausen der See Trotz bieten. Zu ihrer Beschützung gleichsam haben sie ein Stratum von kleinen Säulen über sich. Von der Insel erstreckt sich an dieser Seite eine Felsenspitze in die See, worin eine unzugängliche Höle von der Natur gebildet worden, in welcher unaufhörlich die Wellen hinein stürzen und zurück brausen. Ueberall ragen auch kleinere Felsen an dieser Seite der Insel aus dem Ocean, worüber die Wellen schäumend sich hinwälzen, und durch ihr dumpfes Getöse das Ungewöhnliche und Große, was dieser Anblick gewährt, noch um vieles vermehren. Inzwischen kan man dies im geringsten nicht mit der südöstlichen Seite der Insel in Vergleich bringen. Alles was man nur Großes und Erhabenes von der Natur im Steinreich erwarten kan, erblickt man an dieser Seite. Jede Beschreibung ist unfähig, die sublimen und ehrfurchtsvollen Empfindungen auszudrücken und mitzutheilen, die der Anblick dieses großen Werks der Natur gewährt. Mehr als funfzig Fuß hohe perpendiculaire Basaltcolumnen, mit erstaunender Regelmäßigkeit an einander gereiht, formiren an dieser Seite der Insel ein weites und hohes Amphitheater. Die Säulen ruhen auf einer festen Grundlage von unkristallisirtem Basalt, und haben ebenfalls eine starke Oberlage aus unzähligen kleineren Säulen, die in allen möglichen Richtungen und Formen unter einander liegen, und einander durchkreuzen. Durch das beständige Anspülen des Oceans schien die Grundlage schwärzlicht, die Säulenordnung bräunlicht, und die obre Lage gelblicht, grün, röthlich, durch die Strahlen der Morgensonne erleuchtet. Das Amphitheater war im Schatten und schauerlich, und mit stärkern

Ge-

Getöſe hallte feierlich das Brauſen des thürmenden Oceans unaufhörlich wieder, das den Geiſt zu ſchwermuthsvollen Empfindungen herunterſtimmt. In der Grundlage des Amphitheaters ſieht man eine länglicht viereckte Oefnung von ungefehr drei Fuß Höhe, welche ſchräg in den Felſen hinabgeht. Man belegt ſie mit dem Namen Shags Cave, oder die Höle des Geiſtes; und wirklich iſt die Macht einer ſolchen Reſidenz ſchon im Stande, uns eine hohe Idee von dem Berggeiſte zu geben.

In nicht ſehr großer Entfernung von dieſem Amphitheater, etwas mehr nordöſtlich, iſt die berühmte Höle Fingals. (Fingal's Cave) Der Name Fingals Höle iſt blos durch eine Verwechſelung entſtanden, Fingal ſahe ſie gewiß nie. Selbſt der Name Fingal iſt ein gemachter Name. Der Held Oßians hieß Fion Mac Coul d. i. Fion Couls Sohn, woraus man den viel beſſer klingenden Namen Fingal in ſpätern Zeiten machte. Dieſe hochländiſche Worte etwas verändert, und anders ausgeſprochen, geben den wahren und eigentlichen Namen der Höle, der auf die Natur derſelben ſelbſt gegründet iſt: nemlich die angenehm oder ſanft tönende Höle (the sweet sounding cave); nur durch ein Mißverſtändniß, vielleicht auch um die Höle deſto berühmter zu machen, gab man ihr den Namen Fingals Höle.

Dieſe Höle iſt durch eine Continuation der großen Baſaltcolumnen formirt, welche das Amphitheater bildeten. Sie erſtreckt ſich weit in den Felſen von Nordoſt zu Oſt, und ihre Länge beträgt nach den Ausmeſſungen des Baronet Banks, die ich hier entlehne, 371 Fuß 6 Zoll; die Höhe beim Eingange 117 Fuß 6 Zoll, und am Ende 70 Fuß; die Breite am Eingange 53 Fuß 7 Zoll, und am Ende 20 Fuß. Der Eingang hat mit einem ächt gothiſchen Bogen, der an der einen Seite, zumal an der Baſis, etwas eingefallen iſt, ziemliche Aehnlichkeit. Die ganze innre Bekleidung beſteht aus einer Reihe von 40 Fuß hohen Pfeilern, an beiden Seiten des Gewölbes vortreflich an einander gereiht und von bräunlicher Farbe. An der Decke deſſelben hängen faſt der ganzen Länge nach neben einander große Baſaltcolumnen einige Fuß tief herunter: ein natürliches Plafond das einen ſehr großen Effekt macht. Längſt den beiden Seiten des Gewölbes gehen noch einige Reihen niedriger Säulen von ungefehr einem bis zwei Fuß im Durchmeſſer faſt ganz bis zum Ende derſelben, und auf dieſen, die nicht alle von gleicher Höhe ſind, geht man, faſt wie auf einer Treppe, in die Höle ein, welches man mit großer Sicherheit thun kan, da ſie vollkommen helle und ohne alle mephitiſchen Dämpfe iſt. Selten iſt die See ruhig genug, daß hochländiſche Familien, die als Luſtparthie Staffa beſuchen, mit kleinen Böten in die Höle hineinfahren können, um mit ihrer beliebten Sackpfeife und andern Inſtrumenten ein

Concert darin anzustimmen. Die Wirkung sanft tönender Instrumente ist in diesem natürlichen Concertsaale sicher unvergleichlich. Das Lärmen der Wellen, die von der zurückkehrenden Fluth hintereinander in die Höle getrieben wurden, war dem Donner gleich.

Von dieser Höle geht nun nach Osten längst der Insel noch eine Reihe von Säulen von 55 Fuß perpendiculairer Höhe. Diese Colonade hat eine Verpallisadirung gleichsam, von ähnlichen neben einander gereihten Säulen, welche von ihrer Basis ziemlich weit in die See sich erstecken. Die Enden dieser Säulen sind mehrentheils ganz platt, einige ausgehölt und andre ein wenig abgerundet, doch so, daß man ganz bequem durchgeht. Nordwärts nimt die Höhe dieser Säulen allmählig ab, und endigt denn in schiefer Richtung in den ungeformten Massen, deren ich vorin erwähnte, und in einer Reihe kleiner gebogener Säulen, welche schief an der Aussenseite der Insel anliegen. An dieser Seite sind noch zwei kleine Hölen neben einander, von welchen die eine einem ächt gothischen, die andere einem sächsischen Bogen einigermaaßen gleicht. Beide sind nicht sehr über der Oberfläche der See erhaben, und sind auch, so viel ich weiß, ohne besondre Namen. Auch liegt an dieser Seite von Staffa ein kleiner konischer Berg, den man mit dem Namen Boo Shala zu belegen pflegt, eine Benennung, deren Etymologie ich nicht habe erfahren können. Dieser kleine Berg ist völlig isolirt, und enthält an seiner Basis etwa 5 Fuß im Durchmesser. Er ist durchgehends aus mehreren Stratificationen kleiner aufrechtstehender Basaltsäulen zusammengesetzt, und scheint mehr einem Werk der Kunst ähnlich. Die Regelmäßigkeit, womit dieses geschehen, ist außerordentlich.

Auf der Insel selbst ist noch eine andere Höle, von welcher man bislang keine Notiz genommen, ungemein merkwürdig. Sie hat sicher eben so viel, wo nicht mehr Ausserordentliches, als die berühmt gewordene Fingals Höle. Ich erwähnte vorhin, daß die Insel Staffa aus verschiedenen detaschirten Portionen, und aus Hügel und Thäler formirt sey. In dem weitesten Thale der Insel geht eine weite, und dem Augenmaaße nach ungefehr 70 Fuß hohe Höle tief in den Felsen, welche man mit dem Namen Schifshöle (Ships cave) allgemein belegt. An dem Eingange dieser Höle ist zu beiden Seiten der Felsen etwas ausgehölt, und große Basaltsäulen liegen hier auf das bewundernswürdigste gebogen, fast der ganzen Länge nach neben einander, wie die Rippen in einem Kriegsschiffe, von welcher Aehnlichkeit die Höle auch den Namen erhalten hat. Allmählig verenget sich die Höle, und geht alsdenn weit in den Felsen hinein; sie ist dunkel, und von dem beständigen Heruntertröpfeln des Wassers von der Oberfläche sind Säulenstücke mit herabgerissen: Alles

dies

dies giebt dem Ganzen das Ansehen alter Ruinen.

Ueberhaupt darf man aus den vielen Oefnungen und Hölen, welche an allen Seiten der Insel sich befinden, wohl den Schluß machen, daß sie beinahe ganz ausgehölt sey. Die Grundlage der Insel ist ganz und gar ungeformt, und ein roher Basaltfelsen (materia rudis), vielleicht aus der Materie entstanden, die bei der Kristallisation der Säulen zu Boden sank. Der obere Theil der Insel ist, so weit ich überall Spuren davon entdecken konte, total kristallisirt: Eine Congeries von Säulen, in aller nur gedenkbaren Verschiedenheit, Form und Größe. Von jenen hohen Columnen, und den Spitzen der Säulen, welche mitten auf der Insel hervorragten, und mehr als vier Fuß im Diameter dick waren, habe ich kleinere zu einem Zoll im Durchmesser; selbst ganz kleine vollkommene Säulen von der Größe einer Erbse auf Staffa gefunden, desgleichen ich nirgend vorher erwähnt, oder bemerkt gesehen habe. Ich fand sie an einer Stelle, die bei Stürmen den Wellen des Oceans ausgesetzt ist, daher sind sie etwas mehr abgerundet; allein man entdeckt, ohne die Einbildung zu Hülfe zu nehmen, die Seiten ganz vollkommen.

Man findet auf dieser Insel Säulen in jeder nur zu erwartenden Richtung. Einige sind ganz gebogen, gleichsam wie ausgehölt, andere nur halb, oder nur einem Theile nach, und auch diese von 60, 70 Fuß hohen Säulen zu solchen, die kaum einen halben Fuß ausmessen, und deren Diameter ungefehr einen Zoll beträgt. Die kleinen Berge und Abhänge auf der Insel, bestehen durchgehends aus zusammengestellten oder an einander gereiheten Säulen in allen Formen und Richtungen, und überall ragen auf der Insel die Spizzen großer Columnen aus der Erde. Viele sind mit Gras bewachsen und verwittert.

Die Zahl der Seiten, welche diese Säulen haben, ist eben so verschieden. Ich habe sie von drei, vier, fünf, sechs und sieben Seiten gefunden: die mehrsten waren indeß von fünf, sechs und sieben Seiten.

So merkwürdig diese Insel als eines der erhabensten Werke der Natur überhaupt genommen ist, das an innerer Größe den berühmten Riesendamm an der Küste von Irrland (Giant's Causeway) selbst weit übertrift; eben so sehr ist sie es besonders noch in scientifischer Rücksicht für den Chemisten und Mineralogen. Der ungeformte Theil des Basalts ist auf dieser Insel überall mit Zeolith gleichsam durchwachsen, und in den Klüften und hin und wieder zwischen den Ritzen der Säulen, findet man diese nicht gar lange bekant gewordene Steinart in ziemlicher Menge. Ich habe besonders vier verschiedene Arten von Zeolith auf dieser Insel entdeckt;

diese sind: 1) der kubische Zeolith, in kleinen Würfeln; mehrentheils von Farbe gelblich, es giebt aber auch eine Varietät von ganz weißer Farbe, 2) der strahlichte Zeolith; beim Zerschlagen und auch in verwitterten Stücken, entdeckt man Strahlen, die aus einem gemeinschaftlichen Centro fortlaufen. Diese Art kömt dem Isländischen sehr gleich. 3) Der glasartige Zeolith; gleich den Granaten, welche man auf dem Aetna und Vesuv findet. 4) Der wollichte Zeolith; wie feine Baumwolle in kleinen Höhlen; diese Art ist auf Staffa selten. Auf der Insel Mull findet man noch den traubenförmigen und glimmerartigen Zeolith, von welchem ich keine Spur auf Staffa entdeckt habe: auch Tufa, die man zuweilen in kleinen Stücken gefunden haben will, habe ich nicht gesehen. Der Basalt ist fast durchgehends von einerlei Art: grobkörnicht, und von Faröe mehrentheils schwärzlicht, an einigen wenigen Stellen mehr bräunlicht und hellgrau. Die größern Säulen schienen von feinerem Korn zu seyn. Hin und wieder sahe ich auch feine Adern von Achat in dem Basalt, und neben den Ufern an verschiedenen Stellen kleine Stücke Granit.

Die Insel selbst ist unbewohnt. Sie enthält drei kleine Hütten, im Geschmack der hochländischen Architektur, aus zusammen gestellten Basaltstücken, die fast ganz verfallen, und von ihren Bewohnern verlassen worden. Der Boden der Insel ist nicht ganz unfruchtbar: allenthalben wächst gutes Gras, und man hat auch seit einem Jahre angefangen, Haber hier auszusäen, nebst der Gerste die einzige Getreideart, die man in den Hochländern antrift, und woraus sie die Haberkuchen verfertigen, wovon Reisende zu rühmen wissen. Außerdem auch hat die Insel eine Quelle guten süssen Wassers.

Unsere Naturforscher, welche die Säulenform des Basalts mit dem runden Zerspringen, und den Rissen eines aufgetrockneten Mehlbreies vergleichen, scheinen ganz und gar nicht an die großen Produkte der Natur gedacht zu haben, unter welchen Staffa eine so vorzügliche Stelle behauptet. Hingegen scheinen alle solche Data vielmehr die Behauptung zu begünstigen, die ich vorhin zu beweisen mich bemühete *); daß die Formation der Basaltsäulen nur durch eine wahre Kristallisation geschehen seyn könne.

London.

*) Man vergl. das 60te Stück dieses Magazins.

Nach-

Nachricht von dem Acazien- oder sibirischen Erbsenbaum, welcher im 59sten Stück dieses Magazins von diesem Jahre empfohlen wird.

Ich habe durch die Güte des Herrn Plantagemeisters Baars aus Herrenhausen, und von einem Freunde aus Braunschweig in diesem Frühjahre eine kleine Portion von dem Saamen dieses Baums erhalten, welchen ich im April in gutes Gartenland säen ließ. Ungeachtet derselbe lange in der Erde lag, weil er vermuthlich zu tief gelegt war, so sind dennoch einige Pflanzen bereits 6 Fuß hoch, welche ein schönes Laub und Ansehen haben.

Ich kenne keinen Baum von so geschwindem Wachsthum.

Wenn die übrigen Eigenschaften dieses schönen und schnell wachsenden Baums so beschaffen sind, wie solche in obgemeldetem Stück des Magazins, in der Encyclopädie, in Rammelts Gartenbuch, braunschweigischem Magazin und andern Nachrichten beschrieben werden, so verdienet er die sorgfältigste Anpflanzung, nemlich:

1) Er nimt mit ziemlich schlechtem Boden vorlieb.

2) Er kan sowohl zu großen Alleebäumen, als zu undurchdringlichen Hecken gezogen werden.

3) Er kan den stärksten Frost ertragen.

4) Das Holz ist hart, und nicht allein gutes Feuerholz, sondern auch von sehr gutem Gebrauch zu Tischen, Commoden, ꝛc. auch zum Wasserbau und Röhren unter der Erde.

5) Das Holz ist weder dem Wurmfraß noch der Fäulniß unterworfen.

6) Ist frei von Raupen und Insekten.

7) Er kan, wie Weiden, alle drei Jahre geköpfet, oder der Stamm an der Erde abgehauen, und als Buschholz genutzet werden, weil er, wie die Espen, auch durch Ausläufer der Wurzeln sich ungemein vermehret.

8) Die Blätter sind dem Vieh ein angenehmes Futter.

9) Die Frucht ist für Menschen und Vieh brauchbar.

10) Die wohlriechende Blüthe giebt einen Thee von gutem Geschmack ꝛc.

Ich werde im Herbst oder künftigen Frühling einige meiner jungen Bäume in verschiedenes Erdreich zum Versuch verpflanzen lassen, und demnächst dem Publikum den Erfolg bekant machen. Zugleich ersuche ich alle Patrioten gehorsamst, auch ihre Erfahrungen durch dieses Magazin gütigst mitzutheilen; denn die Bemühung, dem einreissenden Holzmangel zuvor zu kommen, verdient den größten Dank unserer Nachkommen.

Eistrup. J. A. v. Becquer.

Von

Von den Blasen auf dem Wasser beim Regen.

Ich habe einige Sommer hindurch die Bemerkung angestellet, auf was Art die Blasen auf dem Wasser entstehen, und glaube, daß diese Anmerkungen nicht ganz unrichtig sind.

Von dem Nebel an, bis zu den größesten Tropfen, bestehet der Regen oder die Tropfen des Regens in verschiedenen Größen; ja wohl gar in sechs- und siebenfacher Größe; zu einer Zeit große, zur andern Zeit größere, je nachdem die Wolken groß oder klein, oder ein allgemeiner Regen entstehet. Die Gewitterwolken geben auch nicht allemal einerlei Grösse von Tropfen. Aber nicht alle von diesen verschiedenen Regentropfen können Blasen verursachen, indem die feinen Regentropfen zu leicht sind, die großen aber auf der obern Fläche des Wassers zerflattern oder sich brechen, bevor sie eindringen können; nur die zweite oder dritte Mittelsorte Regen machen Blasen; je stiller der Wind, je mehr Blasen giebt es. Das macht, wenn es stille ist, so können sich die Regentropfen in der Luft ganz rund bilden; und wenn diese runde Tropfen auf das Wasser fallen, so dringen sie ihrer Runde wegen auf eine gewisse Tiefe ins Wasser, und die Geschwindigkeit des Falles macht, daß eine Oefnung hinter den Tropfen im Wasser bleibt. Diese Oefnung wird von der Oberfläche des Wassers mit der ausnehmendsten Geschwindigkeit wieder verschlossen; alsdann dringet die Luft hervor, und entstehet die Blase. Diese Blasen sind überaus dünne, und werden von der Luft sehr bald zerstöhrt, so, daß die meisten auf klarem, oder stehendem Wasser, nicht länger wie zwei bis drei, die wenigsten kaum an vier Secunden stehen. Hergegen stehen die, so auf den Mistpfützen entstehen, noch einmal so lange. Dieses mag wohl daher kommen, weil das Wasser der Mistpfützen eine Art Fettigkeit hat, und dadurch zähe ist. Solte dieses nicht den Naturforschern Anlaß geben, zu untersuchen: worin es bestehe, daß so verschiedene Regen entstehen?

Anfrage.

Wer theilet uns in diesen Blättern die Naturgeschichte des Schwaans mit? Bisher dient dieser Vogel nur so zur Lust; allein, wo Teiche sind, ist er auch nützlich. Er hält solche vom Unkraut rein, und vertreibt die Frösche. Seine Unterhaltung kostet wenig oder nichts. Und ich kenne Oerter, wo er, so wie die Gans, gewullet wird, und seine Federn für besser, als die der Gänse, gehalten werden.

Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 23ten October 1789.

Würkungen der letzten Winterkälte $\frac{1788}{1789}$ auf das Pflanzenreich.

Die Folgen dieses Winters sind in einer Provinz, in einem kleinen Umfange, von oft nur 300 Quadratschritten, sehr verschieden gewesen, bald hat die Kälte mehr, bald weniger, bald auf eine und dieselbe Pflanzengattung gar nicht gewürkt, so, daß mancher in Verlegenheit gerathen wird, welchen Ursachen er diese Verschiedenheit zuschreiben soll. Häufige und in mehreren Gegenden gemachte Beobachtungen, deren Resultate, im Durchschnitt genommen, sehr genau übereinstimmten, haben mich in den Stand gesetzt, eine Ursache der mehrern oder wenigern Schädlichkeit zu finden, die den Grundsatz, den ich schon vor mehrern Jahren bei Angewöhnung fremder Pflanzen an den westphälischen Himmelsstrich, angenommen, wie wahr bestätigt.

Ehe ich die verschiedenen Fälle erzähle, will ich erst die Pflanzen anzeigen, die überhaupt am mehrsten von der Kälte gelitten haben.

Unter den Apfelbäumen litten 1) diejenigen am mehrsten, welche bereits am Stamm kränklich waren, Brand- oder Krebsschaden u. d. gl. hatten.

2) Die mehrsten Zwergbäume dieser Gattung, sowohl an Geländern, als im Freien. Nur in glücklichen Lagen ist diese Art Bäume am wenigsten beschädiget worden.

3) Gewisse Spielarten, als: Calville blanche & rouge, Reinette d'or & gris, einige Arten Sommeräpfel, u. d. gl. m. Diesen Unterschied konte man am deutlichsten in gut geordneten Baumschulen bemerken, z. B. in der Plantage zu Hannover, wo allemal ganze Reihen erfroren, und dazwischen wieder ganze Reihen gut geblieben waren. Fast durchgehends waren sie bis auf die Pfropfstelle erfroren, wo diese nicht vom Schnee bedeckt gewesen war.

Von den Birnbäumen gilt das Nemliche, was ich bei den Aepfeln Nr. 1. 2. und 3. gesagt habe, nur mit dem Zusatz, daß fast alle, große

und kleine, welche auf Quittenstämme gepfropft gewesen, ganz erfroren sind; diejenigen ausgenommen, welche vortheilhafte Standörter hatten, wovon ich weiter unten rede.

Unter den Kirschbäumen haben die süssen Spielarten am mehrsten gelitten; unter den sauren nur wenige, und zwar größtentheils nur an den Blüthknospen. Die übrigen haben alle mehr oder weniger geblühet, und Früchte getragen, je, nachdem ihr Standort mehr oder minder glücklich war.

Schadhafte Pflaumenbäume erfroren ganz; andere schienen sich zu erholen, schlugen aus, blüheten, brachten ihre Früchte bis zur halben Größe, und verdorreten dann erst; welches auch vielen Kirschbäumen widerfuhr.

Alte Pfirschen- und Abrikosenstämme sind fast alle erfroren, jüngere haben sich wieder erhohlt; von den Mandelbäumen hingegen, so ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, hatten wenige, und nur an den Blüthknospen, gelitten.

Alte Wallnuß- zahme Kastanien- und schwarze Maulbeerbäume, sind in den mehrsten Gegenden gänzlich todt, jüngere und ganz junge Bäume haben sich wieder erhohlt, bald mehr, bald weniger.

Die Lamberts- Zellernuß- Quitten- Mispel- Johannisbeer- Stachelbeerstauden und Rosenstöcke haben alle, im Durchschnitt genommen, gleichviel gelitten; sie erhohlten sich wieder, doch blieb der erfrorne Theil matt, wovon noch viele mit Blättern und Früchten plötzlich im Sommer starben. Der Wurzelstand, welcher vom Schnee bedeckt gewesen, ist unbeschädigt geblieben, daher sie aus diesem wieder herrliche Triebe gemacht, und die Rosenstöcke größtentheils noch vortreflich geblühet haben.

Ich will nun die einzelnen Fälle erzählen, wo ich von den vorbenannten Gattungen bald mehrere, bald einzelne Exemplare, theils sehr wenig, theils ganz unbeschädiget und ganz todt angetroffen habe.

Es wird noch von den mehrsten Baumliebhabern mündlich und schriftlich, selbst in dem berühmten Millerschen Gartenlexikon, behauptet, daß ein Baum oder Pflanze, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren, einen von Gebäuden, Mauern oder andern Bäumen beschützten Stand haben müsse. Der letzt verflossene Winter hat dieses Vorurtheil sattsam widerlegt, welches folgende Beispiele beweisen sollen. Den auffallendsten Beweis liefert der Schloßwall zu Detmold, auf welchem sich eine sehr ansehnliche Sammlung von Obstbäumen befindet, wovon auch nicht ein einziges Exemplar erfroren ist. Er ist von allem Schutz entblößt, und den vier großen und allen zwei und dreißig kleinen Winden völlig ausgesetzt. So gar Weinstöcke, welche den größten Theil einer Wand des Schlosses ungefehr gegen Südsüdost einnehmen, haben nicht im mindesten gelitten, und

hängen voller Trauben, ungeachtet sie der Ostwind, welcher im vorigen Winter der herrschende war, recht der Länge nach bestreichen konte. Im nördlichen Deutschland ist der größte Theil der Weinstöcke, die nicht an die Erde gelegt worden, erfroren, oder hat doch wenigstens stark gelitten.

Auf verschiedenen Stellen dieses Walles sind einige alte Abrikosenstämme unbeschädiget geblieben, ob sie gleich an keiner Wand, sondern ganz frei standen; einer hatte Früchte.

In dem nahe dabei, aber tief liegenden, mit hohen Mauern und Tannenhecken umgebenen Schloßgarten hingegen haben viele Bäume stark gelitten. Espalier- und hohe Bäume sind theils halb, theils ganz erfroren, doch sind hier noch manche auf Quittenstämme gepfropfte Birnbäume gut geblieben, die doch in andern Gegenden fast alle todt sind. Zahme Kastanienbäume haben etwas gelitten, sich aber wieder erhohlt. An einigen Orten im Fürstenthum Minden habe ich dergleichen, wie Eichbäume groß, ganz erfroren angetroffen; sie standen an einem niedrigen, eingeschlossenen Orte. Hier sind einige große Wallnußbäume, weil sie etwas beschützt stehen, ganz erfroren, die übrigen, dem Ostwinde stärker ausgesetzte, haben wenig gelitten, und sich wieder erhohlt.

Eine gute Viertelstunde weit von der Stadt über dem Gute Herberhausen, stehen drei dem Ostwinde völlig ausgesetzte Wallnußbäume, die fast gar nichts gelitten haben, mit vielen Früchten. Eben so fand ich es bei dem adelichen Gute Haldem im Fürstenthum Minden, wo viele im Schutze stehende Bäume dieser Gattung theils ganz erfroren sind, theils stark gelitten haben, hingegen sind etliche hundert Schritte davon auf einer Anhöhe ganz freistehende Bäume gut geblieben, und tragen Früchte.

Die auf dem Schloßwalle befindlichen Lamberts- und Zellernußstauden sind unbeschädiget geblieben, da doch die in niedrigen und beschützten Gegenden theils alles Oberholz verloren, theils stark gelitten haben. Selbst die wilden Haselnußstauden in solchen Gegenden sind nicht verschont geblieben.

Pfirschen- und Abrikosenbäume haben in ganz Deutschland von der letzten Winterkälte sehr gelitten. Zu Hannover fand ich in dem Garten eines Privatmannes eine Pfirschenwand, welche den Winter über sehr sorgfältig mit Matten und Stroh verwahrt gewesen war, ganz todt, obgleich der Garten überdies eine sehr beschützte Lage hatte. In dem Garten des Hn. Postmeisters Kaiser zu Detmold hingegen, der eine ziemlich freie Lage hat, sind die Pfirschenbäume gut geblieben, und tragen Früchte.

Diese Fälle zusammen genommen, nebst denen, so ich weiter unten von einigen wilden Bäumen und Sträuchern anführen will, werden hinreichend seyn, zu beweisen, daß eine freie Lage den Bäumen und Sträuchern zu-

träglicher sey, als eine beschützte, und jene nur mit Recht ein vortheilhafter Standort genennet werden könne. Man findet noch immer, wie ich oben gesagt habe, Vorschriften, diese oder jene Pflanze an einen vor Ost- und Nordwinden beschützten Ort zu pflanzen, um sie gut durch den Winter zu bringen; nach meinen Erfahrungen ist dies, wenn mir an der Erhaltung einer Pflanze durch alle Winter etwas gelegen ist, gerade der Weg, sie in dem ersten harten Winter, wie der letzte war, zu verlieren. Zum Glück, daß wir solcher Winter in einem Jahrhundert höchstens nur drei bis vier haben, sonst würden manche Obstgattungen, die größtentheils nach obiger Vorschrift gepflanzt sind, wieder aus unserm Himmelsstrich vertilgt werden. Zum Glück, sage ich; denn man würde thöricht handeln, wenn man nicht jeden Platz, ohne auf dessen Lage und Beschaffenheit, in Absicht aufs Erfrieren, Rücksicht zu nehmen, bestens benutzen wolte. Wir würden der saftigen Frucht des Pfirschenbaums und anderer Obstgattungen, die an einer warmen Wand besser als im Freien gedeihen, gänzlich entbehren müssen, wenn wir aus Furcht, sie in 18 oder 24 Jahren zu verlieren, keine pflanzen wolten. Aus obigen Erfahrungen aber ergiebt sich's auch nun, daß es besser sey, wenn man bei großen Pflanzungen, und bei Bäumen, deren Verlust so leicht nicht wieder zu ersetzen ist, auf Lage und Beschaffenheit des Orts Rücksicht nimt. Wenn von jenen auch hier und da eine und die andere Obstgattung verloren gehet, so trägt doch außer der Lage, auch die Verschiedenheit des Erdbodens, die Beschaffenheit der vorhergehenden Jahrszeiten, vieles dazu bei, daß an andern Orten, im Ganzen genommen, die nemlichen Gattungen erhalten werden, die hier aus natürlichen Ursachen erfrieren mußten. Z. B. wenn im vorhergehenden Sommer und Herbst die herrschende Witterung feucht ist, so wird die Pflanze in einem schweren guten Boden zu lange im Wachsen erhalten, das Holz wird nicht reif, und ein geringerer Grad von Kälte, als der mittlere im vergangenen Winter, ist hinlänglich, es zu zerstöhren. Bei vorhergehender trockener Witterung, oder in einem leichten sandigten Boden, in welchem sich die Feuchtigkeit in kurzer Zeit verliert, kan aus entgegengesetzten Ursachen das Holz eher reifen, und wird dadurch in den Stand gesetzt, einem stärkern Grad der Kälte zu widerstehen. Herbstwinde sind auch deshalb wohlthätig, weil sie die Ausdünstung der Pflanzen, und dadurch ihre Reifung befördern. Gewiß würden die schädlichen Folgen des letzten Winters häufiger gewesen seyn, wenn nicht der Sommer im vorigen Jahre außerordentlich trocken gewesen wäre. Dieses bestätiget der Winter 1785/1786. Der Nachsommer und Herbst von 85 waren größtentheils feucht; das Holz von den Pfirschen- Abrikosenbäumen, babylonischen Weiden und einigen andern fremden Pflanzen, wurde nicht völ-

völlig reif, obgleich nur in einigen Tagen die Kälte sehr heftig war, so litten doch erstere sehr stark, und die babyloniſchen Weiden erfroren allenthalben bis auf die Wurzeln, aus denen die mehrſten wieder ausſchlugen.

Noch ein Umſtand des nemlichen Winters verdient hier nachgehohlt zu werden: alle Pfirſchenbäume, die ich ſah, und die mit Stroh oder Matten gegen den Froſt verwahrt waren, litten ungleich mehr als diejenigen, welche entweder aus Nachläßigkeit oder gefliſſentlich unbedeckt geblieben waren. Ein 40jähriger unbedeckter Pfirſchenbaum, den der zu der Zeit ebenfalls herrſchende Oſtwind beſtreichen konte, litt faſt gar nichts, auch iſt er in dem letzten Winter weniger als die übrigen, die keinen ſo freien Stand hatten, beſchädiget worden. In einem andern Garten, wo an einer Wand ein Theil Pfirſchenbäume bedeckt, der andere unbedeckt geblieben war, erfroren erſtere ganz, letztere aber litten nur wenig.

Aus dieſen Beobachtungen folgt alſo:

1) Daß für einen frei ſtehenden Baum weniger Nachtheil von der Winterkälte zu beſorgen iſt, als für einen andern der nemlichen Gattung, der an einem beſchützten Orte ſtehet, deſſen Holz von der ſtreichenden Luft oder dem Winde nicht trocken erhalten werden kan.

2) **Daß ſich unbedeckte Bäume bei einem harten Winter beſſer erhalten als bedeckte.**

Es läßt ſich auch erklären, warum leicht bedeckte Bäume in gewöhnlichen, bisweilen auch in harten Wintern gut bleiben. Oft kan bei tiefem Schnee eine leichte Bedeckung einen Froſtableiter abgeben; ſchwerlich aber eine ſtarke Bedeckung, wenn der dahinter befindliche Baum naß oder feucht iſt, weil der Froſt alsdenn natürlicher Weiſe auf den Baum geleitet, und mithin der Gefahr des Erfrierens eher ausgeſetzt wird, als der halb bedeckte, oder ganz unbedeckte.

Wer ſeine Pfirſchen- oder Abrikoſenbäume erhalten will, thut beſſer, wenn er ſie ohne Bedeckung ſtehen läßt. Wer ſich ihrer noch mehr verſichern will bediene ſich der Mauer des Hrn. Profeſ. Jetzens, den Froſt von den Bäumen abzuleiten, welche in dem 25ten St. der mindenſchen Anzeigen d. J. ausführlich beſchrieben iſt. Daß es viele willkürliche und unwillkürliche Froſtableiter giebt, iſt den Beobachtern in dieſem Fache längſt bekant; die Sache verdiente durch mehrere Verſuche erörtert zu werden.

Baumgärten von hochſtämmigen Bäumen erfordern durchaus eine freie offene Lage. Dieſes beweiſen außer dem hieſigen Schloßwalle noch viele namhafte Oerter, die alle Jahre ihre mehrentheils reiche Ernte einer ſolchen Lage zu danken haben. Nach den Beobachtungen des Hrn. Forſtverwalters Belis haben die höher liegenden Bauern am lippiſchen Walde faſt jährlich Obſt, wenn die Bäume der niedriger liegenden, oder enger

eingeschlossenen Bauern von den Spätfrösten beschädiget werden, weil sie hier nicht von der Luft trocken erhalten werden können. Die Waldnebel senken sich bei heitern Frühlingsmorgen in die Thäler, und werden dadurch für die Bäume der höhern Gegenden Frostableiter.

Zur Bestätigung dieses Grundsazes will ich die oben versprochenen Fälle von einigen wilden Bäumen u. Sträuchern, sowohl einheimischen als fremden, anführen.

Die gemeine Eiche. Quercus Robur. L. scheint in höheren Gegenden gar nichts gelitten zu haben; und doch ist keine ganz verschont geblieben. Bekantlich haben wir in diesem Frühjahr keine schädlichen Spätfröste gehabt, die die Blüthe verdorben hätten, dem ungeachtet haben nur die frei stehenden Bäume Früchte angesezt, und doch wird man an eben diesen Früchten noch etwas von der Würkung der Winterkälte gewahr; sie sind für diese Jahrszeit noch so klein, und es ist zu befürchten, daß sie nicht alle ausfallen werden. Eben dieses Merkmal findet man an allem übrigen Obste, welches, im Durchschnitt genommen, nicht zu der gehörigen Grösse, wie in gewöhnlichen Jahren, gelangt.

In tiefern Gegenden hat der Eichbaum ungleich mehr gelitten. In manchen Gegenden sind ganze Distrikte in der obern Hälfte der Krone unbelaubt gebliebten; an vielen, die sich mit Mühe wieder erhohlt haben, werden sich wahrscheinlich noch in einigen Jahren üble Folgen zeigen.

Die Wald- oder Rothbüche. Fagus sylvatica. L. hat in hohen Gegenden nichts gelitten, hingegen in niedrigen und eingeschlossenen Gegenden ist der Nachtheil sehr merkbar; lezterer hat auch keine Früchte angesezt.

Die natürlich gewachsenen Hagebüchen haben wenig, und in hohen und freien Gegenden gar nichts gelitten; Kopfbüchen in niedrigen Gegenden sehr stark, viele sind ganz erforen. Den Hecken von dieser Gattung ist es nicht besser ergangen.

Die natürlich gewachsene Pechtanne, Rothtanne. Pinus picea, *du Roi*, hat in niedern Gegenden etwas gelitten; Hecken und Pyramiden davon viel; viele sind ganz abgestorben.

Die Edeltanne. Pinus Abies. *du Roi*, in hohen Gegenden nichts; in niedrigen bald mehr, bald weniger, doch haben sich die mehrsten dieser Tannen gröstentheils wieder erhohlt.

Sowohl die natürlich gewachsenen als geschnittenen Iben- oder Taxusbäume. Taxus baccata. L. sind in freien Gegenden gut geblieben, in niedrigen und eingeschlossenen aber die mehrsten ganz verfroren.

Der frei stehende Heuschreckenbaum. Robinia Pseudoacacia. L. ist gut geblieben; eingeschlossene sind abgestorben.

Die rothblühende **Akazie**, Robinia hispida. L. litt im Winter 1785/86 sehr stark,

ſtark, in dem letzten Winter hingegen wenig, an den mehrſten Orten nichts.

Der ſchwarze **Wallnußbaum**, Juglans nigra, L. hat in jedem Standorte der Kälte widerſtanden. Er verdiente, des Holzes wegen, häufiger angepflanzt zu werden, da er ſo dauerhaft iſt, und ſein Holz das des gemeinen Wallnußbaums übertreffen ſoll.

Der gemeine **Hollunder**, Sambucus nigra, L. iſt in hohen Gegenden gut geblieben, in niedrigen aber ſind ſowohl die alten Stämme als niedrigen Stauden dieſes Baums bis auf die Wurzeln erfroren, aus denen ſie nun wieder ausgetrieben haben.

Die **Hülſe, Stechpalme**, Ilex Aquifolium, L. iſt der einzige Strauch, der auf dem hieſigen Schloßwalle, in Hecken gepflanzt, etwas gelitten hat; ſo iſt er auch in hohen Gegenden, natürlich gewachſen, nicht ganz verſchont geblieben, dagegen iſt er in niedrigen bis auf die Wurzel erfroren.

Zum Schluß muß ich noch bemerken, daß Detmold nebſt der umliegenden Gegend, im Ganzen genommen, gegen andere Gegenden, die ich in dieſem Jahre zu beobachten Gelegenheit gehabt, am wenigſten von der Winterkälte mitgenommen worden.

Solte ein ſcharfſichtigerer Beobachter noch andere phyſiſche Urſachen über den Unterſchied des Erfrierens in eir und derſelben Gegend angeſtellt haben, ſo wird er durch Bekantmachung ſeiner Beobachtungen bei allen Baumliebhabern den größten Dank verdienen.

Detmold. **Stein, Hofgärtner.**

Eine neue Grasart.

Aus London iſt kürzlich gemeldet, daß in Nordamerika eine neue Sorte von Gras entdeckt worden, welches in England viel beſſer fortkomt, als auf ſeinem natürlichen Boden, und für den Landmann viel gutes verſpricht. Dieſes Gras pflanzt ſich ſelbſt fort, ſowohl durch die Wurzeln als durch die Keime und Saamen. Es bekomt eine Art von Rinde, bleibt jederzeit grün, und iſt als grünes Futter ſowohl als Heu, viel nützlicher, als einige andere Grasſorten. Verſchiedenes Vieh frißt es ſehr gern. Es bekomt demſelben wohl, und es wird geſchwinder fett davon, als in den gewöhnlichen Weiden. Dieſes Gras leidet auch nichts von Hitze oder Kälte, und wächſt eben ſowohl bei Froſt als Hitze. Man ſäet es in den Monaten März und April, und kan es zu allen Zeiten verpflanzen; die Pflanzen müſſen 9 Zoll weit von einander geſetzt werden. Wenn es einmal groß iſt, bekümmert man ſich eben ſo wenig darum, als um andere Wieſen. Es wächſt in einem jeden Boden, am beſten aber in Kleiboden. Kräuterkun-

dig

dig zu reden, schließet dieses Gras die beiden Geschlechte der Cornucopiæ und Alopecurus in sich. Mit dem ersten hat es einen einfachen Blumenkranz (Corolla), doch ohne die Einfassung (Involucrum). Es hat auch keinen Bart (Arista), wie das andere. Uebrigens komt es in allen mit jenem überein. Doct. Hunter von York besitzt etwas Saamen von diesem Grase, und es wäre zu wünschen, daß man es auch suchte nach Deutschland zu bekommen.

Hannover. G. F. Wehrs.

Anekdote.

Hamiri, einer der weisesten und besten Kaiser von Sina, kehrte nach großen Siegen über die in sein Reich eingebrochenen Tatarn, in die große Stadt Nanking zurück, um sich da der Freude über sein Glück ganz zu überlassen. Nachdem er einige Tage ausgeruhet hatte, erwartete das Volk, welches von Natur Pomp und Gepränge liebt, den triumphirenden Einzug, welchen die Kaiser bei solchen Gelegenheiten zu halten pflegen. Sein Gemurre kam zu den Ohren des Kaisers. Er liebte sein Volk, und that gern alles, was in seinem Vermögen stand, seine gerechten Wünsche zu befriedigen. Er ließ es also versichern, daß er an dem nächsten öffentlichen Festtage einen der glorreichsten Triumphe halten würde, der je in Sina gesehen worden. Das Volk frohlokte über seine Herablassung, und versammelte sich an dem bestimmten Tage vor den Thoren des Pallastes, voll ungeduldiger Erwartung. Hier wartete es eine Zeitlang, ohne irgend eine von den Zubereitungen zu sehen, die gewöhnlich einem feierlichen Gepränge vorher zu gehen pflegen. Die Laterne mit tausend brennenden Kerzen ward noch nicht hervorgebracht, und die Feuerwerke, welche gewöhnlich die Stadtmauern bedeckten, wurden noch nicht angezündet. Das Volk murrte schon aufs neue über diesen Verzug, als mitten in seiner Ungeduld die Thore des Pallastes sich öfneten, und der Kaiser selbst erschien, nicht in Glanz und Pracht, sondern in gewöhnlicher Kleidung, begleitet von den Blinden, den Krüppeln und den Armen der Stadt, alle in neuen Kleidern, und jeder so viel Geld in der Hand, als zur Bestreitung seiner Bedürfnisse auf ein Jahr hinreichte. Das Volk ward anfangs bestürzt, erkante aber bald die Weisheit seines Kaisers, der es hierdurch lehrte, daß **Tugend ausüben und befördern, und Menschen glücklich machen, der höchste Gipfel menschlicher Glorie sey.**

Hannoverisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 26ten October 1789.

Leben des berühmten deutschen Malers Anton Raphael Mengs.

Unter unserer im Auslande so lange verkanten Nation hie und da Männer auftreten zu sehen, die durch glänzende Talente und Verdienste allgemeine Bewunderung erregen, und selbst von Völkern ausnehmend geschätzt werden, welche bisher in dem Wahne standen, daß nur auf ihrem Boden ächte Genies gedeihen können: das ist der herrlichste Triumph für den Patrioten, und der ehrenvolleste Ersatz für alle unverständigen oder hämischen Verkleinerungen, wodurch der respektable Name der Deutschen bald von unsern westlichen, bald transalpinischen Nachbarn entweiht wurde.

Oft gewährte uns vorzüglich die letzte Hälfte dieses zu Ende laufenden achtzehnten Jahrhunderts einen solchen Triumph. Fruchtbar an deutschen großen Gelehrten und Künstlern in allen Fächern, widerlegte sie das Vorurtheil völlig, welches besonders jenseits des Rheins schien einheimisch geworden zu seyn, und sich dort vom Vater auf den Sohn, vom Witzlinge auf den Philosophen, und von diesem auf das servum pecus der Skribler und Nachbeter verbreitete, bis es sich endlich gar in die Sprache einschlich a): als ob nemlich das hispida Germania des Tacitus auf die Geisteskultur seiner mildern Nebenländer Verzicht thun müsse. — Sie ließ Köpfe von uns ausgehen, denen selbst die Regionen, worin man so ungern fremden Schimmer duldet, ihre Ansprüche auf eine Glorie nicht streitig machten. Vielleicht ist folgender biographischer Versuch ein nicht unwillkommner Beitrag zu ihrer Geschichte.

Anton Raphael Mengs wurde im Jahre 1728 am 12ten März zu Dres-

a) C'est bien Allemand! Ah! qu'il est Allemand! das sind doch keine Complimente? Wären sie es, so hätte ein Frauenzimmerchen im nördlichen Deutschlande, das sich dieser Ausdrücke bediente, so oft von bürgerlichen die Rede war, sehr seine Absichten damit verfehlt.

Dresden b) geboren. Sein Vater stand daselbst als Maler im Dienste des Fürsten, an dessen Hofe die schönen Künste des Geschmacks mit den Erfindungen der üppigen Sinnlichkeit in die Wette schwelgten, und der so wie sein Sohn, berühmt durch die Anlegung der unvergleichlichen Bildergallerie zu Dresden, seine Residenz zu einem wahren Sammelplatz für Künstler aller Art machte.

Schon als 6jähriger Knabe äuserte unser deutsche Raphael Genie und Neigung zur Malerei, die ihm sein Vater desto weniger zu verleiden für gut fand, je sicherer er ihn dadurch für die Gunst des Königs und für einen einträchtlichen Posten zu erziehen hoffen durfte. Durchaus unpsychologisch und in der That nicht väterlich war freilich der erste Unterricht des angehenden Künstlers; er würde vielleicht jede andre Kindsseele auf immer gelähmt haben. Zween Jahre lang mußte der Knabe mit dem Crayon arbeiten, dann erst durfte er mit dem Pinsel Muster von Raphael und Caraccio nachbilden, oder Abends bei Licht, um die Mischung und Würkung des Helldunkels zu lernen, antike Bildsäulen verkleinern. Handwerksmäßig gab man ihm täglich 2 bis 3 Stück auf, und ein unbarmherziges Gericht erging über jeden daran mißrathenen Zug. Dabei mußte er allen Freuden und Bequemlichkeiten entsagen, die dem reifsten Kopfe nach einer mühsamen Anstrengung so willkommen sind, und den minder gesetzten Geist allein vor Abstumpfung sichern. Sein harter Vater hütete ihn sorgfältig auf dem Zimmer, und wenn er es nicht konte — eine verschlossene Thür. So brachte er seine erste Jugend hin, ohne Bewegung in freier Luft, ohne Umgang und Spiele, und oft bei seinen einsamen Arbeiten — was ihm der Pinsel am wenigsten entleiden konte — mit leerem Magen.

Aber selbst unter dieser ertödtenden Behandlung entwickelte sich das Talent des seltenen Jünglings mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit. Nur in einer unüberwindlichen Blödigkeit und Schüchternheit – merkts euch ihr pädagogischen Tyrannen! – Bei dem Manne, der nachher mit Königen umging, und in die Atmosphäre der päbstlichen Heiligkeit kam – in einer an Grobheit gränzenden Schüchternheit, und an dem siechen Körper, der späterhin dem Künstler die empfindlichsten Leiden zuzog, äuserten sich sein ganzes Leben hindurch die trau-

b) Meusel ließ mich hier ein französisches Original verbessern, dem ich in Ermangelung anderer Hülfsmittel mehrentheils gefolgt bin. Es ist ein Auszug aus der italiänischen Biographie unsers Mengs, welche der Ritter von Azara den Werken desselben, Parma 1780. voran geschickt hat. Ich las darin – Originaire de Lausace il naquit en Boheme.

traurigen Spuren dieſer unnatürlichen Härte.

Im zwölften Jahre ging er unter der Aufſicht ſeines Vaters nach Rom. Das Herz ſchwoll ihm vor Freude beim Anblicke alle der Schönheiten, welche dieſer Mittelpunkt des erfinderiſchen Aufwandes in ſich vereinigt. Unabläßig arbeitete er im Vatikan nach den beſten Muſtern. Laokoon, Torſo di Belvedere, und die beſten Stücke des Raphael beſchäftigten gleich anfangs ſeinen glücklichen Pinſel ſo gut, daß er bereits nach Verlauf eines Jahrs den König Auguſt durch ein Probeſtück recht angenehm überraſchen konte. Und doch ſtimmten dieſe Fortſchritte die Strenge ſeines Vaters gegen ihn nicht herab. Bei einem Schnitte Brods und — in dem beſten Weinlande — bei einer Flaſche mit Waſſer, die ſeine gewöhnliche Nahrung ausmachten, mußte der arme Jüngling in eben dem Grade von körperlichen Kräften verlieren, als er an Stärke des Geiſtes zunahm.

Kaum war er nach einem 3jährigen Aufenthalte in Rom zu ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt, als ihn der König mit einem guten Gehalt in ſeinen Dienſt nahm. Aber keine Beweiſe der Huld ſeines Fürſten konten den regen Wunſch in ihm erſticken, das Treibhaus für Künſtler, welches er ſeiner Lernbegierde viel zu früh, ich weiß nicht, ob aus ökonomiſchen Urſachen, oder nach dem Rufe des Königs, oder nach der Laune ſeines Vaters hatte verlaſſen müſſen. Er bat und erhielt vom Hofe die Erlaubniß mit Beibehaltung ſeiner Stelle wieder nach Rom zu gehen. Auch dieſes mal begleitete ihn ſein ſtrenger Mentor dorthin. Er beſuchte nun die Malerakademie und die anatomiſchen Vorleſungen im Hoſpital del ſanto Spirito; legte ſich aufs Kleinmalen c), und im zwanzigſten Jahre ſeines Alters zählte ihn Rom unter die größten Künſtler ſeiner Art. Verſchiedene Große machten ihm die annehmlichſten Bedingungen, wenn er in dieſer Stadt beiben wolte, wozu ſie ihm die Erlaubniß vom ſächſiſchen Hofe auszuwürken verſprachen. Allein, er opferte abermals ſeine Neigung dazu dem Eigenſinne eines mürriſchen Vaters auf, und ging auf deſſen ungeſtümes Verlangen im Jahre 1749 wieder nach Dresden zurück, nachdem er

c) Der Hr. O. A. R. von Ramdohr glaubt, daß die lange Uebung im Miniaturmalen unſerm Mengs eine gewiſſe Steifheit gegeben habe. Er beurtheilt überhaupt den deutſchen Künſtler in ſeinem fürtreflichen Werke „Ueber Malerei und Bildhauerkunſt" ziemlich ſtrenge. Deswegen ſind aber die Stellen für dieſen um deſto ehrenvoller, wo er zu ſeinem Lobe ſpricht. Ich will nur zwo davon anführen:

„Allerwärts, wo ich das Werk (einen Plafond in der Villa Albani) unſers Mengs im Einzelnen betrachte, zieht es meine ganze Bewunderung auf ſich. Vielleicht iſt nie in neuern Zeiten ein männlicher Körper ſchöner gemalt

er sich vorher mit einer liebenswürdigen Römerin verbunden hatte, deren Bekantschaft ihm das Aufsuchen des schönsten Musters für eine Madonne verschafte; — ohne Zweifel die beste Empfehlung für ihre Reitze.

Jetzt schien ihm nichts mehr zu dem frohesten Lebensgenusse zu fehlen, und doch fehlte ihm alles — ein heiterer Geist in einem gesunden Körper. Sein unnatürlicher Vater an dem sanften Manne keinen Widerstand gegen seine notorischen Ungerechtigkeiten gewohnt; und vielleicht unmuthig darüber, den einträglichen Posten seines Aufsehers aufgeben zu müssen, beraubte ihn unter dem nichtigsten Vorwande aller seiner Effecten, und selbst seines Geldes. Zwar blieb er deswegen nicht hülflos, weil ihn der Hof außer einem schönen Hause jährlich 1000 Rthlr. zur Pension anwieß: aber doch würkte dieser Vorgang sehr stark mit zu der Melancholie, welche ihn auf eine Zeitlang ergrif, während sein schwächlicher Körper, schon gewöhnt an die milde Luft Italiens, durch zunehmende Kränklichkeit litt.

Wenn diese Unannehmlichkeiten die Gemüthsruhe unsers Künstlers stöhrten: so konten sie doch seine Thätigkeit nicht hemmen. Er fuhr fort, die Bewunderung und Wohlthaten seines Hofes durch die größten Meisterstücke zu verdienen. So verfertigte er die beiden Gemälde über den Seitenaltären in der vom Könige erst gebauten Kirche im Schlesse, und mit dem Auftrage der malerischen Verzierung des Hauptaltars erhielt er abermals die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom.

Nicht wie vorhin, unter den Augen eines hartherzigen Vaters, sondern in Gesellschaft einer fürtreflichen Gattin und einer kleinen Tochter, die wahrscheinlich noch jetzt zu Madrid lebt, und dort an einen berühmten Kupferstecher Carmona verheirathet ist, fand er in dem warmen Klima jenseits den Alpen bald seine Gesundheit, und bei der neuen Nahrung für seinen wißbegierigen Geist bald die Vergessenheit seines Kummers wieder. Beifall und Achtung begleitete ihn wohin er kam. Unter mehrern angesehenen Kennern seines Verdienstes wurde jetzt ein gewisser Milord Northumberland sein Bewunderer. Er hatte für diesen die Schule von Athen gemalt, und widerlegte durch seine Arbeit das be-

malt worden als der, des Apollo. Alle übrigen Figuren sind schön gestellt, sehr fein und richtig gezeichnet, gut gründet, und colorirt mit einer Stärke, die nur einem Mengs in Gemälden al Fresco möglich war." S. Th. 2. Seite 29. und:

„Mengs hat einzelne, vorzüglich jugendliche Figuren in einer Vollkommenheit gemalt, die ich (an) keinem andern Künstler kenne. Ich würde, wenn ich zu wählen hätte, kein Bedenken tragen, Figuren, an denen liebliche Heiterkeit den Hauptzug im Charakter ausmacht, mir lieber von ihm, als von einem Raphael, Correggio, oder Tizian malen zu lassen." Th. 2. S. 31.

bescheidene Urtheil völlig, womit er sich von dem unsterblichen Meister jenes herrlichen Stücks ausdrückte: „er kenne dessen Schönheiten noch bei weitem nicht."

Jedoch, ein dauerhaftes völliges Glück war unserm Mengs nicht bestimmt. Während er in Rom immer mehr Ruhm einerntete, setzte der in Sachsen so verheerende Krieg seinen größten Wohlthäter außer Stand, ihn ferner zu unterstützen. August mußte nach Pohlen flüchten, und sein Günstling verlor jährlich 1000 Rthlr. In dieser Verlegenheit blieb ihm nichts übrig, als bei seiner Kunst zu darben, oder sie bis zu günstigern Aussichten zu einem Handwerke für Brod, herab zu würdigen. Zum Glück für sein Genie, zog dieser Unstern bald vorüber. Ein Ruf Carls des dritten, damaligen Königs von Neapel, entlastete ihn der Nahrungssorgen, unter denen noch kein großer Kopf gebildet worden ist. Hier fand er am Hofe freilich ein Heer von Neidern und Ohrenbläsern — man weiß, wie weit es der Italiäner, und besonders der Neapolitaner, in diesen Hofqualitäten bringen kan, wenn es der Ehre eines Mannes gilt, den der Fürst hervorziehet; — allein, Carl ließ sich dadurch in seiner Meinung von unserm Landsmanne nicht irre machen, und würdigte ihn von jetzt an beständig der ausgezeichnetesten Gnade. Grade damals vertauschte er seinen bisherigen Thron mit dem spanischen, gab aber Mengs vor seiner Abreise den Auftrag zum Gemälde seines Prinzen und sicilianischen Nachfolgers. Wie sehr dies Werk seinen Erwartungen entsprochen habe, äußerte er bald durch die Einladung des Künstlers nach Madrid. Ehe sie erfolgte, ging dieser nach Rom zurück, und legte an dem Gewölbe in der Villa Albani und andern Meisterstücken Proben seiner Geschicklichkeit ab, über deren Werth Kenner und Halbkenner nur eine Stimme haben.

Im Jahre 1761 schiffte er sich nach Spanien ein, in dessen Königsstadt ein wohl eingerichtetes und mit allen Bequemlichkeiten versehenes Haus, nebst einem sehr ansehnlichen Gehalte, seiner wartete. Hatte der glückliche Pinsel des Ausländers den eifersüchtigen Italiänern lautes Lob abgenöthigt, so siegte er, von der königlichen Huld unterstützt, jetzt auch über die Grandezza der spanischen Don's, die ihn anfangs gewaltig anschnarchten, aber bald leiser wurden, als sie sahen, daß er zween ihrer berühmtesten Maler d) den Preis abgewann. Hie und da spielten freilich, wie man leicht denken kan, Neid, Eifersucht und Hofkabale dem schlichten Manne noch einen hämischen Streich, deren keiner ihm jedoch so wehe that, als die Entfernung von

d) Einer davon war der berühmte Sicilianer Corrado.

seiner geliebtesten Gattin. Er hatte sie in Rom zurücklassen müssen. Schwermüthige Sehnsucht nach ihr; Uebermaaß im Arbeiten, wovon die fast unglaubliche Menge seiner im königlichen Schlosse noch befindlichen Stücke zeugt; vielleicht auch, wie man ihm Schuld giebt, eine karge Lebensart, bestürmten abermals seinen Geist und Körper aufs heftigste. Nur eine fünfte schleunige Reise nach dem Orte, woran seine ganze Seele hing, konte ihn wieder herstellen. Zärtlich für seine Gesundheit besorgt, erlaubte sie ihm der König. Unterwegs fühlte er eine solche Entkräftung, daß er nicht weiter als bis nach Monaco kommen konte, wo er sich geschickter Aerzte bediente, und dann durch sie gestärkt, dem Ziele seiner Sehnsucht entgegen eilte.

Ohne seine Kur völlig abzuwarten, ergrif er in Rom die Malplatte wieder, und was in Madrid zu seiner Krankheit beitrug, schien ihm hier seine Gesundheit wieder zu geben. Besonders arbeitete er jetzt für Clemens XIV., und erhielt dafür, ausser andern Beweisen der Gnade, von Sr. Heiligkeit den Orden vom goldenen Sporn. Drei Jahre verflossen so; er war wieder hergestellt, und doch äußerte er wenig Lust, schon nach Spanien zurück zu kehren. Der König, welcher ihm noch immer seinen Gehalt hatte auszahlen lassen, wurde endlich empfindlich darüber, und ließ ihn, wiewohl mit größter Schonung, durch seinen Gesandten am päbstlichen Hofe an die Rückreise erinnern. Da erwachte in ihm das volle Gefühl seiner Pflichten. Keine wehmüthige Thränen seiner gebeugten Gattin und Kinder, keine Bitten seiner Freunde, konten ihn länger halten. Er eilte nach Neapel, wo er verschiedene ihm vom Hofe aufgegebene Stücke unvollendet ließ, und sodann über Florenz nach Madrid zurück.

Unbeschreiblich geschwind gelang ihm hier die Menge der Meisterstücke, die man aus dieser kurzen Periode von ihm aufbewahrt, und das mußte sie, wenn der Hof noch seine Talente benutzen solte. Denn nicht lange darauf zwang ihn abermals sein trauriger Gesundheitszustand zu einer Reise nach Rom. Der König erhöhete seinen Gehalt, und bestimmte seinen Kindern eine Pension.

Bisher war dieser Ort sein Lieblingsaufenthalt gewesen; aber er wurde für ihn eine Wohnung der Trauer, als ihm der Tod die liebenswürdige Theilnehmerin seiner Schicksale, und in ihr den Gegenstand der reinsten innigsten Zärtlichkeit, die wenige Menschen in dem hohen Grade fühlen als er, aus den Armen rang. Darüber in die schwärzeste Melancholie versenkt, welche die wenigen Kräfte seines leichenähnlichen Körpers vollends verzehrte, und — unter den Händen einer Wundernonne, die seine,

ne, nur für die Malerei noch nicht abgestumpfte Seele bis zum Glauben an ihre Kuren herabstimmte — fand ihn seine letzten Augenblicke mit dem Pinsel in der Hand, ehe er mit seiner Verkündigung e) fertig geworden war. So starb einst Apelles bei seinem Gemälde der Venus. — Die Akademie v. S. Lucas folgte ihm zu Grabe. Sein Monument von Bronze steht im Pantheon neben dem Denkmale Raphaels. Der Ritter von Azara setzte es ihm mit folgender Inschrift:

Ant. Raph. MENGS
Pictori *Philosopho*
Jos. Nic. de Azara amico suo P.
MDCCLXXIX.
Vixit Ann. LI. Mens. III. Dies XVII.

* * *

Setz' ihm unter uns jeder Freund seines Volks, jeder Verehrer des Verdienstes ein unzertrümmerliches Denkmal in seinem Herzen! Er war ein Opfer tyrannischer Erziehung — ein seltener Günstling der Fürsten — ein noch selteners Genie, und — ein Deutscher!

Hannover. G. W. F. B...k.n.

e) Ist diese vermeintliche Verkündigung des Ritters Azara vielleicht eben das Stück, dessen Herr von Ramdohr Th. 3. S. 161. erwähnt; — eine Erscheinung Christi der heil. Catharina von Genua? — Letzteres ist, laut der angeführten Stelle, von den Schülern Mengs vollendet worden.

Vom Nutzen der Steinkohlenasche *).

Ich habe ersehen, daß man die Asche von den Steinkohlen, als einen Unrath wegschüttet, und dieses oft, wenn sie noch glühend ist, an solche Orte, wo dadurch leicht Feuersgefahr entstehen könte. Ein Beweis, daß man den mannigfaltigen Nutzen dieser Asche und ihren Gebrauch nicht kennt. Ich glaube daher dem Bürger sowohl, als auch insbesondere dem Landmann, keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen einige, auf Erfahrung gegründete Bemerkungen, in Absicht auf den nützlichen Gebrauch derselben, mittheile. Hier sind sie: 1) Man vermischet diese Asche mit dem Leimen oder Thon, aus welchem die Ziegel gebrannt werden, und alsdann erhalten diese davon eine größere Stärke und Festigkeit, als sie sonst zu haben pflegen. 2) So dienet selbige auch dem Acker zu einer vortreflichen Düngung; daher kaufen die Pächter und Landleute in England, wenn sie gleich viele Meilen von London abgelegen wohnen, selbige in dieser Absicht häufig auf, und sehen die Beschwerlich-

keiten

*) Aus der Casselschen Policei- und Commerzienzeitung.

keiten eines weiten Weges, in der Hofnung einer reichern Ernte, nicht gu. Jedoch muß man hierbei den Unterschied wohl beobachten, daß der Boden des Ackers thonigt oder lettig, folglich kalt und naß sey; welches auch gemeiniglich und fast immer in solchen Gegenden der Fall ist, wo Steinkohlen gegraben werden. Diejenigen Landleute, welche die Steinkohlen anfahren, würden daher sehr wohl thun, wenn sie jedesmal eine Quantität dieser Asche mit zurücknehmen, so wie dieses auch jeder andere thun könte, der etwas auf seinem Wagen in die Stadt geführt. Sie hätten alsdann den doppelten Vortheil, daß sie keinen besondern Weg zu machen nöthig hätten, und ihren Acker zugleich mit der besten und in solchen Gegenden mehrentheils mangelnden Düngung versehen könten. Endlich kan auch erwähnte Asche in den Gärten mit großem Nutzen angewendet werden. Solte es also wohl nicht eine sehr nützliche Veranstaltung seyn, wenn, sowohl zu Verhütung jener Gefahr, als auch zu Erreichung dieses Nutzens, gedachte Asche an einen besondern, auf öffentliche Kosten ausgemauerten und bedeckten Ort geschüttet würde? indem selbige, wie anderer Kummer, jeden Morgen, oder auch über den andern Tag, von Jemand, der dazu bestellet worden, an denjenigen Orten, wo in der Stadt Kohlen gebrannt werden, aufgesammelt und dahin geführet würde, wo sie alsdann Jeder, dem damit gedienet, gegen ein Geringes bekommen könte, bis daß man erst den Nutzen davon eingesehen und erprobt, in welchem Fall sich dann ein Jeder zu einer auch etwas erhöheten Abgabe von selbst verstehen würde; so, daß nicht nur jene Kosten dadurch bald wiederum ersetzt, sondern in der Folge auch noch gewonnen werden könte. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß man mehrere Steinkohlen im Lande ausfindig zu machen bemüht seyn mögte, welche ein so vortrefliches Surrogat, sowohl des Holzes, als auch der Düngung in jenem Fall, abgeben.

Etwas zu der Erfindung, das Wasser lange trinkbar zu erhalten.

(Man sehe das 11te Stück dieses Magazins von d. J. Seite 159.)

Die Erfahrung hat es nach angestelltem Versuch bestätiget, daß gekochtes Wasser sich in einer weißen Bouteille mit einem gläsernen Stöpfel über ein Jahr lang hell und klar, so, daß man durchsehen können, erhalten habe, und nach Verlauf dieser Zeit an Geschmack in Ansehung des rohen Wassers kein Unterschied im Trinken verspühret worden.

Hannoverisches Magazin.

87tes Stück.

Freitag, den 30ten October 1789.

Verzeichniß der Lektionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1789 bis Ostern 1790 gehalten werden sollen.

Gegen das Ende des vorigen Jahres erlitt das Pädagogium einen Verlust, der ihm überaus schmerzhaft und traurig war. Es verlor durch das unvermuthete Absterben des Herrn Direktors, M. Carl Friedrich Meißner, seinen ersten Lehrer, der seit sechs und dreißig Jahren durch die treueste Verwaltung der von ihm bekleideten Aemter, und vornemlich durch eine zwanzigjährige, kluge und gewissenhafte Direktion der ganzen Anstalt, so vieles zum Flor derselben beigetragen hatte.

Das Königl. Ministerium hat zu Wiederbesetzung der erledigt gewesenen ersten Lehrstelle, diesesmal eine Hinaufrückung der am Pädagogio bereits stehenden Lehrer zu beschließen huldreichst geruhet. Es ist demnach dem Rektor Pätz die erste Stelle nebst der Direktion der Anstalt gnädigst anvertrauet; der Conrektor Leopold aber zum zweiten, und der bisherige erste Collaborator Brohm zum dritten Lehrer, so wie endlich der zweite Collaborator Görges zum ersten Collaborator des Pädagogii ernannt worden.

Der Rektor Pätz hat bisher die christliche Glaubenslehre nach dem Dommerichschen Handbuche vorgetragen, und ist damit zum Ende gekommen. Er fängt diesen Unterricht jetzt von neuem an, und wird in Zukunft Griesbachs Anleitung zum Studium der populairen Dogmatik dabei zum Grunde legen: Montags und Donnerstags von 9 bis 10.

Die obere Classe der Scholaren unterweiset er in der Philosophie, nach Feders Lehrbuche der Logik und Metaphysik, und wird in diesem halben Jahre die Logik anfangen: Dienstags und Freitags in der ersten Vormittagestunde.

Auf die bisher vorgetragene griechische Litteratur folgt nun wieder eine encyclopädische Lektion. Er wird in derselben erstlich eine allgemeine Uebersicht von der ganzen Gelehrsamkeit geben; dann aber einige einzelne Theile

derselben besonders abhandeln, und diesesmal, um der zunächst auf die Akademie abgehenden Scholaren willen, die theologische und juristische Encyclopädie vornemlich in einiger Vollständigkeit vortragen: Dienstags und Freitags von 2 bis 3.

In der lateinischen Sprache unterrichtet er ferner, wie bisher, alle drei Classen der Untergebenen in verschiedenen durchgehends statarischen Lektionen.

Der Vorbereitungsclasse nemlich trägt er Dienstags von 3 bis 4, und Donnerstags von 8 bis 9 die Grundsätze der lateinischen Sprache vor, wobei die Schellersche Sprachlehre zu Hülfe genommen wird, und zeigt die Anwendung derselben durch genaue Erklärung eines leichten Schriftstellers, diesmal des Aurelius Victor: Dienstags und Freitags von 5 bis 6; so wie auch mit dieser Classe durch Uebersetzung kleiner deutscher Formeln und Perioden ins Lateinische, die insgesamt nach den vorher erklärten Regeln sorgfältig beurtheilt und verbessert werden, ein Anfang im Lateinschreiben gemacht wird.

Der mittlern Classe wird er die zweite Hälfte von Cicero's Briefen an Verschiedene, Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11 erklären, und zugleich Montags und Donnerstags von 3 bis 4 die in der untern Classe angefangene Uebung im Lateinschreiben fortsetzen. In einer dieser Stunden werden die hauptsächlichsten Regeln des lateinischen Stils vorgetragen, erklärt, und sogleich durch Ausarbeitungen in Ausübung gebracht; in der andern aber vorhin erklärte und von ihm ins Deutsche übersetzte Stellen aus Cicero's Briefen, oder auch ganze Briefe von den Untergebenen ins Lateinische zurückgesetzt, und dann mit dem Originale verglichen.

Mit der obersten Classe wird Virgils Gedicht von der Landwirthschaft, das im verflossenen Sommer angefangen worden, geendigt, und darauf noch eine oder die andere Satyre des Juvenals gelesen werden: Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Sonnabends von 8 bis 9.

Die unter den drei obern Lehrern abwechselnde Lehrstunden, Mittwochs und Sonnabends von 4 bis 5, die vornemlich der deutschen Sprache und Litteratur gewidmet sind, bestimmt er, da die Reihe, sie zu halten, an ihm ist, für die Geschichte der deutschen Poesie von der Barden Zeit an, bis auf unsere Tage; und, wenn nach deren Endigung noch Zeit übrig seyn solte, wird er Spaldings kleine Schrift von der Bestimmung des Menschen, und einige Rammlersche Oden erklären.

Für diejenigen Untergebenen, welche Juristen werden, und nächstens zur Akademie abgehen wollen, bestimmt er eine Privatlektion von 2 Stunden wöchentlich zur Erklärung des Textes der Institutionen.

Der Conrektor **Leopold** trägt die Anfangsgründe der hebräischen Sprache vor, wobei er die Pfeiffersche Gram-

matik

matik zum Grunde legt, und lieset zur Uebung im Analysiren einige ausgesuchte Stücke aus dem zweiten Buch Mose: Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Der griechischen poetischen Classe erklärt er die Odyssee des Homer vom 10ten Gesange an: Montags und Donnerstags von 3 bis 4 Uhr.

Die erste griechische Ordnung lieset unter seiner Anleitung die Cyropädie des Xenophon: Dienstags und Freitags von 4 bis 5, und Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Der ersten lateinischen Ordnung erklärt er Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11 den Livius, worin er vom 23ten Buche an fortfahren wird.

Mittwochs von 8 bis 9 übet er die Vorbereitungsclasse in der lateinischen Prosodie.

Uebungen in allerhand Arten deutscher Aufsätze, als Briefen, Erzählungen, Behandlungen leichter moralischer Sätze u. s. w. stellt er mit einem Theil der Untergebenen Dienstags von 9 bis 10, und Freitags von 3 bis 4 an, und trägt dabei die Grundsätze des deutschen Stils vor. Auch stellt er Uebungen in der Declamation an.

Statt der römischen Alterthümer, lehrt er im bevorstehenden Winter die alte Geographie nach dem Oberlinischen Grundrisse: Dienstags und Freitags in den letzten Frühstunden.

Der dritte Lehrer **Brohm** wird nach dem Schröckhschen Lehrbuche die allgemeine Weltgeschichte vom Anfange an in 3 Stunden wöchentlich vortragen: Dienstags von 3 bis 4, Mittwochs und Donnerstags von 8 bis 9.

Die mittlere lateinische Ordnung wird er mit der Erklärung von Ovid's Metamorphosen zu beschäftigen fortfahren: Montags und Donnerstags von 4 bis 5, Dienstags und Freitags von 5 bis 6.

Mit der Vorbereitungsclasse lieset er Cäsar's gallischen Krieg: Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und Freitags von 8 bis 9. Am Sonnabend in der ersten Stunde diktirt er einen deutschen Aufsatz, der, ins Lateinische übersetzt, von ihm vorher verbessert, und mit Anzeige von den Gründen der Verbesserung in der nächsten Stunde zurückgegeben wird.

Der mittlern griechischen Ordnung wird auch in diesem halben Jahre Xenophon's griechische Geschichte erklärt: Dienstags und Freitags von 4 bis 5, Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10.

In der griechischen Fundamentalclasse wird Gedike's Lesebuch gebraucht und dabei vorzüglich die grammatischen Elemente dieser Sprache gelehrt: Dienstags und Freitags in der letzten Frühstunde.

Den Unterricht in der englischen Sprache besorgt er in Privatstunden. Hiebei werden die Schriftsteller ganz nach den Kenntnissen und Fähigkeiten der Zuhörer gewählt, so wie auch hierauf bei den übrigen Beschäftigun-

gen in dieser Sprache Rücksicht genommen wird.

Der Collaborator **Görges** wird die Erklärung der Lebensbeschreibungen des Nepos für die Vorbereitungsclasse fortsetzen: Montags und Donnerstags von 10 bis 11, und 3 bis 4; imgleichen Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11.

Der mittlern lateinischen Ordnung erklärt er die erste Decade des Livius: Montags und Donnerstags von 5 bis 6, Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde.

Auch übt er seine Zuhörer in der Verfertigung lateinischer Aufsätze: des Sonnabends von 8 bis 9.

Der obersten lateinischen Classe wird er Cicero's Bücher von den Pflichten erläutern: Dienstags von 9 bis 10, und 5 bis 6, und Freitags von 5 bis 6.

Mit eben der Classe wird er Freitags von 3 bis 4 Uebungen im lateinischen Stile anstellen.

In der italiänischen Sprache wird er, auf Verlangen, besondern Unterricht ertheilen.

Der Collaborator **Schaubach** wird fortfahren, die Geographie nach dem kurzen Abriß der Geographie von Fabri vorzutragen: Dienstags von 9 bis 10, und Freitags von 3 bis 4.

Eben derselbe wird die reine Mathematik nach Segners Lehrbuche vortragen: Dienstags und Freitags von 4 bis 5.

In den physischen Lehrstunden wird er diesen Winter die Hydrostatik und die Lehre von der Luft nach Nicolai's Handbuche vortragen: Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10.

In Privatstunden wird er für diejenigen, die entweder in öffentlichen Stunden nicht gegenwärtig seyn können, oder in einem oder dem andern Theile der Mathematik oder Physik noch besondern Unterricht verlangen, diese Wissenschaften ebenfalls vortragen.

Der Lektor **Thiret** wird der ersten Classe, Mittwochs von 11 bis 12, nach geendigter 8ten Tragédie de Racine, die darauf folgenden Stücke, Iphigénie und Phédre, französisch, und im erforderlichen Falle, deutsch erklären; und Sonnabends in eben der Stunde mit derselben Classe, seine gewöhnliche Assemblée halten, wo, wie vorhin, schriftliche und mündliche Erzählungen und Reden durch seine Zuhörer vorgetragen, und die dabei vorkommende Sprachfehler sogleich mündlich, und dann auf der Stube schriftlich von ihm verbessert werden.

Die zwote Classe wird am Dienstage von 11 bis 12, die Fables de la Fontaine weiter lesen, und Freitags in eben der Stunde, Fabeln von Gellert, und Stücke aus andern deutschen Schriftstellern, schriftlich übersetzen, wobei die Abweichung beider Sprachen vorzüglich bemerkt wird.

Die dritte Classe wird Montags von 11 bis 12, l'Histoire de Charles XII. par Mr. de Voltaire ferner lesen, und zur Uebung im Schreiben, ebenfalls

falls von 11 bis 12, allerhand Stücke aus der Geschichte extemporell überſetzen.

Der vierten Claſſe wird er Montags und Donnerſtags von 6 bis 7, angenehme Stücke aus den Contes Moraux de Mr. Marmontel erklären, und endlich

In der fünften wird er am Dienſtage und Freitags von 6 bis 7, die Lettres des Herrn Profeſſors von Colom, wie gewöhnlich, leſen laſſen, und ſeine Zuhörer zugleich mit den Grundſätzen der Sprache beſchäftigen.

Auſſer den öffentlichen Lehrſtunden werden noch, wie ſonſt von allen fünf Claſſen, ſowohl franzöſiſche Aufſätze als deutſche Ueberſetzungen nach Belieben gemacht, und vom Lehrer auf der Stube verbeſſert.

Auſſer dieſen wiſſenſchaftlichen und Sprachlektionen, unterweiſet noch der Cantor **Liebau** öffentlich einen Theil der Scholaren in der Calligraphie, Montags und Donnerſtags, und im praktiſchen Rechnen am Dienſtage und Freitage, beidesmal in den Stunden von 4 bis 5; ſo wie er auch am Montage und Donnerſtage, gleich nach Tiſche, in der Vocalmuſik Uebungen anſtellt, und in beſondern Stunden, welche, wie die folgenden Maitreslektionen beſonders bezahlt werden, wenn es verlangt wird, auf der Davidsharfe Unterricht giebt.

Im Tanzen giebt der Tanzmeiſter **Rudolph**, und eben derſelbe auch in der Inſtrumentalmuſik auf der Geige und Flöte Lektion; imgleichen der Organiſt **Zimmermann** auf dem Clavier.

Dieſe drei Lehrer halten auch Dienſtags und Freitags Collegium Muſikum, um die Liebhaber der Muſik im Zuſammenſpielen zu üben.

Die bis jetzo noch erledigte Stelle eines Zeichenmeiſters wird demnächſt mit einem geſchickten Manne, und, wie wir hoffen, ſo bald wieder beſetzt werden, daß auch er, mit dem Anfange unſrer Lektionen, ſeine Unterweiſung wird anfangen können.

Etwas über die Baſtille und ihren Erbauer.

(Größtentheils aus dem 203ten Stück des Journal de Paris von dieſem Jahre.)

Bei den vor kurzem entſtandenen Unruhen in Paris, welche unter andern merkwürdigen Folgen auch die Zerſtöhrung der ſo berüchtigten Baſtille nach ſich gezogen haben, wird es dem größten Theil der Leſer dieſes Magazins nicht unwillkommen ſeyn, wenn man ſie mit einigen Nachrichten über dieſe ſo verhaßte Fortereße bekanter macht, die in der neulich herausgekommenen **Spenerſchen ausführlichen Beſchreibung** vergebens aufgeſucht werden.

Die Baſtille wurde unter der Regierung und auf Befehl König Carls des Fünften erbauet, und Hugo Au-

briot, damaliger Intendant der Finanzen des Königs, auch Prévôt oder Stadt- und Bürgermeister von Paris, aus Dijon gebürtig, hatte die Ausrichtung dieses Baues, und legte am 22ten April 1370 den ersten Grundstein dazu. Im Jahre 1382 war der ganze Bau erst vollendet.

Eben dieser Aubriot hat Paris mit mehrern merkwürdigen Gebäuden versehen. Er erbauete oder erweiterte vielmehr das petit Châtelet, ein gleichfalls bekantes Gefängniß in dieser Hauptstadt Frankreichs; er stellte die große Brücke, le grand Pont, jetzt le Pont-au-Change genannt, wiederum her, welche durch eine Ueberschwemmung der Seine gänzlich zerstöhrt war; endlich war er auch der Erfinder und Anleger der ersten unterirdischen Kanäle und Abzüge, durch welche die Unreinigkeiten und das faule Wasser von den Straßen der Hauptstadt abgeführt wurden.

Aber eben dieser Aubriot wurde zuletzt unter der Regierung des jungen König Carls des Sechsten das Opfer seines Eifers für das gemeine Beste und die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe.

Er ließ neulich einst einige unruhige Studenten einziehen. Die Universität, stolz auf die ihr verliehenen unbeschränkten Freiheiten und Vorzüge, nahm das Verfahren so übel auf, daß sie von Stund an unter dem Beistand des Herzogs Carl von Berry, einer der Vormünder und Onkel des jungen Königs, eine Kabale gegen ihn anzettelte, welche für Aubriots Glückseligkeit um so gefährlicher werden mußte, da man die Religion mit ins Spiel gemischt hatte.

Man klagte ihn der Ketzerei an, und er wurde verdammt, den Rest seines Lebens in eben dieser von ihm erbaueten noch nicht vollendeten Bastille zuzubringen.

Frankreichs Regierung hatte damals keine bessere Consistenz als jetzt. Ludowig, Herzog von Anjou, ältester Onkel des jungen Königs, und Präsident des demselben während seiner Minderjährigkeit zugeordneten Staatsraths, erschöpfte heimlich den königlichen Schatz, und verwandte solchen, nebst dem größten Theil der Einkünfte des Staats, zur Eroberung des ihm kurz vor dem Tode des letztern Regenten im Testament vermachten Königreichs Neapel. Dies gab Anlaß zu der äußersten Verwirrung im Reiche. Die Armee blieb unbesoldet, und der Soldat suchte sich durch Verheerungen und Plünderungen im Lande zu entschädigen. Neue drückende Auflagen, wodurch dem Mangel im Schatz abgeholfen werden solte, empörten den Pöbel von Paris, und man sahe sich genöthiget, von ihrer Einforderung abzustehen. Allein, die alten Quellen reichten bei weitem nicht hin, die Staatserfordernisse zu bestreiten. Der König nahm daher im folgenden Jahre 1381 zu jener abgeschaften Auflage aufs neue seine Zuflucht. Hierüber entstand aber ein allgemeiner Aufruhr. Das Volk in Paris drang in das

Stadt-

Stadthaus, um sich Waffen zu holen, und fand daselbst einige tausend **Streithammer**, welche Art der Waffen dieser aufrührerischen Rotte nachmals den Namen Maillotins gab. Mit diesen Waffen schlugen sie alle zur Einnahme dieser Auflage gesetzten Bediente tod.

Ihr Unfug ging so weit, daß sie dieser Auflage sich mit Nachdruck zu widersetzen unter einem Anführer streiten wolten – und hier fiel ihre Wahl auf den unglücklichen Anbriot, dessen Verdienste noch immer von dem größten Theil des Hofes und dem ganzen Volke geschätzt wurden.

Die Bastille ward von ihnen ohne großen Widerstand forcirt und Aubriot befreiet. Ein Mann von so rechtschaffener Denkungsart wie er, konte mit gutem Gewissen eine geraubte Freiheit in der Maaße wieder annehmen, als er sie verloren hatte, ohne den Wunsch seiner Befreier zu erfüllē. Aubriot kehrte also noch an dem nemlichen Abend seiner Befreiung heimlich in sein Vaterland zurück, woselbst er 1382 verstarb, und der König Carl der Sechste gab die entworfene neue Auflage, gegen ein Geschenk der Stadt Paris von 100,000 Franken, gutwillig auf.

Hannover. Münter.

Zuverläßige und bewährte Mittel gegen das Erfrieren der Kartoffeln.

Simpliciſſimum ſæpe optimum.

Der vergangene Winter, die große Kälte desselben, die Noth so vieler armer Menschen, auch selbst derer vom Mittelstande; die Noth so vieler Landleute, die so selten Keller haben, um ihre Kartoffeln zu conserviren, die viele vergebliche Mühe, die sich so manche geben, um nichts unversucht zu lassen; der wieder zu erwartende Frost fordert mich auf, einige Erfahrungen darüber dem Publikum mitzutheilen.

Die eine Erfahrung ist im vorigen Frühling aus den **darmstädtschen** Anzeigen in die **dillenburger** aufgenommen worden. Sie erfordert weiter keine Mühe, als daß man die Kartoffeln so trocken als möglich **rund um oben und unten in 3 Fuß Heu einpackt.** Man macht in einen großen Heuhaufen ein Loch, doch so, daß unten 3 Fuß Heu bleiben, legt 3 Fuß Heu darauf, und die Kartoffeln sind völlig vor dem Erfrieren gesichert.

Eine andere Erfahrung, die beinahe dieselbe ist, verdient um deswillen eben so viel Achtung, weil sie die

eigene

eigene Erfindung eines Landmannes *) ist, der schon viele Jahre lang mit dem glücklichsten Erfolge dies Mittel anwendet. So oft derselbe im Herbst in seiner Scheure ein Fach leer gedroschen hat, futtert er sie völlig oben und unten und an den Seiten in Stroh ein — und auch im vorigen Winter ist ihm nicht eine erfroren.

Wer es weiß, wie oft bei den größten Bemühungen, diese edlen Gewächse, diese unentbehrlich gewordenen Bedürfnisse der Menschen, im vorigen Winter dennoch nicht haben erhalten werden können, der wird es jedem Dank wissen, der ein Mittel ausfindig macht, das zur Erhaltung thätig und würksam abzweckt. Man weiß, daß selbst geheizte Stuben (denen nemlich, die keine Keller hatten) zuletzt nicht mehr würken wolten. Und wie kostenspielig ist dies nicht? — Ein großer Theil wurde noch dadurch verdorben, daß die zunächst am Fenster liegenden Erfronen viele ihrer Brüder ansteckten; selbst die in dem Abfall vom Flachs, in Scheive, wie man es in dem größten Theile von Niedersachsen nennt, gepackten Kartoffeln, welches sonst das gewöhnlichste Mittel der Landleute ist, blieben nicht ganz befreiet. Ich mache um so mehr jetzt diese Mittel bekant, weil es grade die beste Zeit ist, und jeder, der keinen Keller, und in diesem Fall befindet sich doch wohl der ungleich größere Theil, oder einen solchen Vorrath hat, daß er ihn nicht im Keller lassen kan, oder der seinen Keller zu nöthigern Bedürfnissen brauchen will, sich ohne alles Bedenken dieser einfachen und natürlichen Mittel bedienen kan.

* Er heißt: Johann Jobst Runze in Beßingen, und ist einer der reichsten Landleute im Amte Wickensen.

—r.

Anfrage.

Da man vor einigen Jahren auf Anrathen eines Forstbedienten den Versuch machte, aus Eicheln Oel zu schlagen, dieser Versuch aber nicht so ausgefallen, daß die gehofte Quantität Oels daraus erfolgte, indem aus einem Himten Eicheln nur ½ Quartier Oel geliefert wurde; so würde es dem gemeinen Wesen sehr zum Besten gereichen, weil besonders dieses Jahr viele Eichelmast, aber wenige Schweine vorhanden sind, wenn von einem Sachverständigen in diesen Blättern bekant gemacht werden könte, wie und auf was Art die Eicheln präparirt werden müssen, wenn daraus eine gute Quantität Oel erfolgen soll, und würde derjenige, welcher davon baldige Nachricht zu geben beliebte, sehr vielen Dank verdienen.

Hannoverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 2ten November 1789.

Noch ein Wort über Indüstrieschulen.

Es war zu erwarten, daß, wie eine jede neue Idee, so auch die von der Verbindung von Werkschulen mit den Lehrschulen, nicht gleich allgemeinen Beifall, sondern auch hie und da Widerspruch finden werde. Und den hat sie auch gefunden. Dies schadet aber der guten Sache so wenig, daß sie vielmehr dadurch befördert wird, und es wäre auch unbillig, wenn man nicht den Einwendungen gegen eine Idee alle Aufmerksamkeit gönnen wolte. Sind sie ungegründet, so widerlege man sie; sind sie gegründet, so gebe man ihnen Gehör. Unpartheilichkeit ist bei einer so wichtigen Angelegenheit, als die Untersuchung der Vorschläge zu Schulverbesserungen, Hauptpflicht. Es sind mir verschiedentlich Einwürfe gegen die Errichtung von Indüstrieschulen gemacht, die ich sämtlich nebst noch einigen andern, in einem mir eben erst zu Gesicht gekommenen Aufsatze im deutschen Museum a) vorgetragen finde. Zwar enthalten die in meiner Nachricht von der Schule zu Roßdorf b) befindliche historischen Data sowohl, als auch einige Anmerkungen dazu, schon eine indirecte Beantwortung der meisten dieser Einwürfe; indessen dürfte eine nähere Beleuchtung derselben nicht überflüssig, sondern zweckmäßig und dem Publikum angenehm seyn. Ich mache daher damit hier einen Versuch.

Der Verfasser jenes Aufsatzes zeigt sich als ein Mann, der über die Sache, wovon er schreibt, nachgedacht hat, und dem die Verbesserung der Schulen am Herzen liegt. Sein Vortrag ist gesetzt und bescheiden. Ich übergehe seine Beurtheilung des übrigen Theils des Plans, den der verehrungswürdige preußische Minister von Zedlitz entworfen hat, und bleibe nur bei dem stehen, was über die in den Land- und niedern Stadtschulen ein-

a) Ueber den Plan zur Verbesserung der Schulen in den preußischen Staaten; ein Schreiben im deut. Mus. 9tes St. Sept. 1788. Nr. 3.

b) Hannov. Magazin 25tes St. d. J.

einzuführende Anleitung zur Indüstrie gesagt wird. Es entging nemlich dem einsichtsvollen Minister die Bemerkung nicht, wie viel Vermehrung der Indüstrie, zur Bildung und Aufklärung des gemeinen Mannes beitrage. Er will daher, daß in den Trivialschulen der Städte und in allen Landschulen, auch Indüstrie, sie bestehe nun in Spinnen, Knütten, Nähen, oder Flechten von Strohhüten und Sieben u. d. gl. getrieben werde. Hierüber theilt der Verfasser jenes Schreibens seine Bedenklichkeiten auf folgende Art mit:

„Ich bin sehr dafür, daß die Kinder in kleinen Städten und auf dem Lande, ja selbst in der Hauptstadt zur Handarbeit angehalten werden. Allein, ob die Schule der Ort dazu sey, dünkt mich doch, ob es gleich eine von den Lieblingsideen mancher unsrer Pädagogen ist, noch zweifelhaft zu seyn. Gehen Sie in die Trivialschulen der Hauptstadt, in die Schulen der kleinen Städte und in die Dorfschulen, und sie werden beinahe überall die Klage hören, daß die Kinder unbemittelter und insonderheit armer Aeltern sehr oft ausbleiben, weil sie die Aeltern zu Hause nöthig haben, etwa um ihre kleineren Geschwister zu warten, oder bei den häuslichen Geschäften den Aeltern zur Hand zu gehen, oder, wenn sie größer werden, auf dem Felde, oder beim Handwerke zu helfen. Wenn Sie Sich genauer darnach erkundigen, werden Sie finden, daß die Sache insgemein ihre Richtigkeit hat, ja manche Aeltern werden Ihnen grade heraus sagen, daß sie ihr Kind gern zur Schule schickten, wenn es nur nicht Brodt verdienen helfen müßte. So ist es auf dem Lande und in der Stadt. Es läßt sich auch begreifen, daß wenn, zumal bei einer zahlreichen Familie, die Land- und Stadtmädchen etwas mit Spinnen, die Bauerknaben mit Gänsehüten und die Bürgerknaben durch Ziehen und Helfen bei der Stuhlarbeit, oder in den Tabacksfabriken etwas verdienen, solches unbemittelten Aeltern schon eine große Hülfe seyn müsse. Hier ist also ein Uebel, woran Land- und Stadtschulen krank liegen, und was tiefer steckt, als daß demselben blos durch Verbesserung des Unterrichts der Lehrmethode abgeholfen werden könte. Aber die Kinder sollen, sagen Sie, nach dem gegenwärtigen Plane, in der Schule ja auch arbeiten. — Ganz recht; aber warum in der Schule, wenn sie zu Hause schon genug zu thun haben, vielleicht mehr verdienen, oder doch ihren Aeltern nützlicher seyn können? Wenn der Schullehrer kan, und Zeit und Lust hat, so zeige er ihnen blos in einer Nebenstunde, wie dergleichen nützliche Handarbeiten zu verrichten sind, und lasse sie höchstens Versuche machen, muntere sie auch durch kleine Geschenke auf, dergleichen zu verrichten. Aber die eigentliche Arbeit muß zu Hause geschehen. Vornemlich, weil die meisten Aeltern dieser Art, ihre Kinder zu Hause nöthig haben,

haben, und ſie nicht zu halben oder ganzen Tagen entbehren können, ſie auch zu den häuslichen Geſchäften, welche ihnen grade die nützlichſten ſind, am beſten anführen, bei der Handarbeit ihre kleine Anzahl auch beſſer überſehen und zurecht helfen können. Gehen aber die Kinder nur wenige Stunden lang des Tages in die Schule, ſo werden ſie gewiß vom kleinſten bis zum größten hinlänglich beſchäftigt ſeyn, um alles zu lernen, was in dem preußiſchen Plan angeſchrieben worden iſt. Doch geſetzt auch, daß ſich Aeltern finden, welche ihre Kinder zu ganzen Tagen entbehren können, ja, die es ſogar gern ſehen, wenn ſie in der Schule etwas verdienen, ſo entſtehet die Frage: Ob aus den Indüſtrieſchulen nicht mit der Zeit Spinnereien, Webereien, Fabrikanſtalten u. d. gl. werden würden, wo man wohl auf den Vortheil der Anſtalt, aber nicht auf den Nuzzen der Kinder ſiehet, wo das eine Kind blos den Haspel drehet, das andere blos aufwickelt, das dritte blos ſortirt u. ſ. w., ohne in ſeinem Leben mehr zu lernen. Und ſolte das lange Sitzen in der frühen Jugend, was doch bei manchen Handarbeiten nöthig iſt, und das lange Beiſammenſeyn vieler Kinder, in einem insgemein nur kleinen Zimmer nicht offenbar der Geſundheit ſchädlich ſeyn? Wenigſtens kenne ich Häuſer, wo viele Kinder zuſammen Handarbeiten verrichten müſſen, aber eben deshalb auch ihre geſunde Geſichtsfarbe und ihre jugendliche Munterkeit großentheils verloren haben, und aus Unkunde zu allen häuslichen Geſchäften unbrauchbar worden ſind. Wer gewinnt nun wohl durch dergleichen Anſtalten? Wahrlich nicht der Staat oder die Kinder, ſondern blos der einzelne gewinnſüchtige Menſch, dem dergleichen Anſtalten gehören, oder der darüber von Seiten der Obrigkeit geſetzt iſt. In dem Hauſe der Aeltern müſſen die Kinder zwar auch arbeiten, aber ſie haben doch offenbar mehr Raum und mehr Bequemlichkeit, und dürfen nicht immer auf einer Stelle ſitzen, und verrichten die Handarbeit nur alsdann, wenn es nichts anders zu thun giebt. Sie verdienen vielleicht mit der Handarbeit eben darum weniger, aber ſie bleiben auch geſunder, und werden nützlichere und brauchbarere Menſchen."

So weit der Verfaſſer jenes Schreibens, den ich im Verfolg dieſes Aufſatzes, der Kürze wegen, nur den Verfaſſer nennen werde. Ich will nun meine Gedanken über deſſen Raiſonnement, das in gewiſſer Rückſicht viel Wahres enthält, in andrer aber irrig iſt, ohne Rückhalt eröfnen.

Wenn der preußiſche Schulverbeſſerungsplan, in Abſicht der Anleitung der Jugend zur Indüſtrie dahin gehet, daß die Kinder erſt **nach dem Schluß der gewöhnlichen Schulſtunden, die übrige Zeit des Tages**, in Handarbeiten ſollen unterrichtet und geübt werden, ſo muß ich den Einwendungen des Verfaſſers da-

gegen Beifall geben. Ich habe zwar jenen Plan, bald nachdem er öffentlich bekant wurde, gelesen, allein, da ich ihn jetzt nicht vor mir habe, muß ich es unbestimmt lassen, ob er in jener Beurtheilung von dieser Seite misverstanden, oder recht gefaßt sey. So viel ist gewiß, daß von dem Verfasser gegen Werkschulen, **die eigentlich mit den Lehrschulen nicht verbunden wären**, gestritten wird. Denn er spricht von **ganzen Tagen**, welche man die Kinder beschäftigt halten wolte, und zweifelt, daß viele Aeltern ihre Kinder so lange würden entbehren können oder wollen; er spricht von Unkunde in den häuslichen Geschäften, als einer wahrscheinlichen Folge der Indüstrieschule, weil die Kinder dadurch abgehalten werden würden, ihren Aeltern dabei behülflich zu seyn; er fürchtet das Fabrikanstalten daraus werden, und die Kinder des **langen** Sitzens wegen Gesundheit und Munterkeit verlieren mögten u. s. w. Dies alles könte nur dann Statt finden, wenn wir die Kinder **den ganzen Tag über**, theils mit dem gewöhnlichen Schulunterricht, theils mit Handarbeiten beschäftigt halten wolten. Allein, dies ist wenigstens nicht die Meinung derer, die zuerst in den hannoverischen Landen auf die Errichtung von Indüstrieschulen gedrungen, und Versuche damit gemacht haben. Auch wäre dies allerdings eine Idee, die vieles wider sich hätte, sowohl auf dem Lande, als in den Städten.

Auf dem Lande können, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, die Aeltern ihre Kinder nicht lange aus dem Haushalt und von der Feldarbeit entbehren. Man muß zufrieden seyn, wenn sie solche den Winter über, die wohl überall eingeführten sechs Stunden, und im Sommer einige Tage in der Woche, ein Paar Stunden des Vormittags, zur Schule schicken, und die Klage ist allgemein, daß es schwer hält, sie dahin zu bringen, daß sie die Kinder nicht dennoch oft zu Hause behalten. Sie länger oder gar ganze Tage in der Schule zu lassen, dazu würden und könten die Landleute sich schwerlich irgendwo verstehen. Es würde aber auch den Kindern selbst nicht zuträglich seyn, weil deren Bestimmung es nothwendig macht, daß sie frühzeitig zu ländlichen Arbeiten angeführt, und dadurch, daß sie in der Jugend schon sich viel bewegen und in die Luft kommen, stark und abgehärtet werden.

Aber auch in den Städten dürfte die Einführung dieser Art von Kinderindüstrie nicht leicht möglich zu machen und überhaupt nicht anzurathen seyn. Einmal können die Taglöhner und geringeren Handwerker ebenfalls ihrer Kinder, am wenigsten der grössern, nicht zu ganzen Tagen, aus den vom Verfasser angegebenen Gründen entrathen. Ferner darf man den Kindern dieser Classe von Städtebewohnern am wenigsten ihre Freiheit zu sehr beschneiden, weil aus ihnen Handwerker, Soldaten, Tagelöhner,

Dienst-

Dienstmägde und Weiber gebildet werden müssen, die nicht weichlich, sondern gesund, rüstig und muthig sind. Sie müssen daher herum laufen und springen, spielen, und ihre physischen Kräfte ausarbeiten, auch sich an allerlei Witterung gewöhnen können; nur daß sie keinen eigentlichen Unfug auf den Gassen treiben, die Vorübergehenden nicht necken, oder sich sonstige Stöhrung der öffentlichen Ruhe erlauben dürfen. In ihren Wohnungen aber sind sie gewöhnlich enge eingeschlossen, in den Schulen noch enger, und Arbeit ruft die Stadekinder selten ins Freie. Daher wäre es ihnen gewiß nicht gut, wenn man sie zu ganzen Tagen in Industrieschulen einsperrete.

Und was für eine Einrichtung wolte man auch treffen, um diese Kinder den ganzen Tag über zu beschäftigen? Solten sie in den gewöhnlichen Schulhäusern, nach dem Schluß der Schulstunden bleiben, und daselbst zur Arbeit angehalten werden, so hat der Verf. Recht, wenn er dagegen einwirft, daß die Zimmer in diesen Häusern gemeiniglich zu enge sind, und daß das lange Beisammenseyn darin, der Gesundheit der Kinder nachtheilig werden würde. Wie könte es auch ein Schullehrer aushalten, die Kinder vom Morgen bis an den Abend um sich zu haben? Denn einer Lehrerin in Handarbeiten könte ein solcher roher Hause doch unmöglich allein überlassen werden. Sie würde ihr Ansehen schwerlich lange zu behaupten im Stande seyn.

Wolte man aber eigene Häuser zu Industrieschulen bauen, wohin sich die Kinder nach genossenem Schulunterricht begeben solten, so gebe ich darüber Folgendes zu bedenken:

Erstens; Was für ein ansehnliches Capital würde erforderlich seyn, um nur in einer etwas großen Stadt zwei solcher Häuser geräumig genug zu erbauen, und was für ein starker Fond, um die etwanigen Abgiften davon zu bezahlen, sie in Bau und Besserung zu erhalten, Werkzeuge und Feurung und Licht für den Winter anzuschaffen, auch eigne Aufseher der Häuser und dann noch Lehrer und Lehrerinnen zu besolden. Dieser große Aufwand ist zur Erreichung des intendirten Zwecks nicht nothwendig, wie nachher gezeigt werden soll.

Zweitens; Würden diese Industrieschulen vom großen Haufen wohl anders als Werkhäuser angesehen werden? Würden Aeltern, die für ihrer Kinder Unterhalt noch irgend zu sorgen im Stande wären, sich auch freiwillig dazu verstehen, ihre Kinder in solchen Häusern arbeiten zu lassen, wenn sie auch etwas darin verdienten, da ihr Vorurtheil denselben den Gedanken von Armuth, oder gar noch einen schlimmern, wie ich fast für gewiß behaupten mögte, anheften würde, und da der Verdienst der Kinder ihnen auch das nicht werth seyn dürfte, was sie auf die von ihnen zu entbehrende Hülfe rechnen könten? Zwang

aber muß von solchen Anstalten ganz entfernt bleiben, oder sie verfehlen ihren Zweck, und hören auf wohlthätig zu seyn.

Drittens; Wie beschwerlich würde den Kindern der Weg aus den Lehrschulen in die von denselben zum Theil entfernten Indüstrieschulen, zumal im Winter, werden! Wie viel Zeit ginge über dem Hin- und Hergehen verloren! Wie leicht könte es mancherlei Unfug veranlassen, wenn ganze Schaaren von Kindern mehrmals des Tages durch die Straßen einen Weg zögen! Wenn die Lehrschulen geendigt werden, so zerstreuen sich die Kinder sonst bald, weil das eine hierhin, das andere dorthin geht. Auch könten die kleineren Kinder und die schwächlichen am Unterricht in der Indüstrie im Winter gar keinen Antheil nehmen, weil diese bei der rauhen Witterung die vielen Wege nicht würden thun können. Ja selbst die erwachseneren und stärkern würde man, in den eigentlichen Wintermonaten, nicht wohl ohne einige Gefahr in die Indüstrieschulen schicken können, weil, wenn die Lehrschulen des Nachmittags geschlossen werden, der Abend nahe ist. Man würde sie also erst spät aus der Indüstrieschule entlassen müssen, sonst wäre es unnütz, so große Anstalten zu machen, und die Zimmer für sie zu heitzen. Aber solte man nicht befürchten, daß es manchem Kinde auf mehrerlei Art zum Schaden gereichen mögte, wenn man sie, erst nachdem es schon dunkel geworden, zu Hause gehen ließe? — Im Sommer aber mögten diese Indüstrieschulen wohl sparsam besucht werden, weil die Aeltern ihre Kinder nach der Schulzeit dann am wenigsten entbehren können, diesen es auch unangenehm seyn würde, wenn sie in der schönen Jahrszeit zu sehr eingeschränkt werden solten.

Viertens; Der Verfasser hat wohl nicht ganz Unrecht, wenn er die Frage aufwirft: Ob aus solchen Indüstrieschulen nicht mit der Zeit Fabrikanstalten werden mögten, worin man vielleicht mehr auf den Vortheil der Institute, als auf den Nutzen der Kinder sähe. — Wie zwar beides, nebst der Sorge für Reinlichkeit, Gesundheit, Sittlichkeit und Häuslichkeit, auch übrige Bildung der Kinder in öffentlichen Erziehungshäusern, sehr wohl neben einander bestehen könne, und wie darin Kinderindüstrie im vollkommensten Grade möglich zu machen sey, ohne in den gerügten unverantwortlichen Fehler zu verfallen, daß nemlich die Kinder nur zu einer Art von Arbeit angeführt würden, daran wird Niemand zweifeln, der das Werkhaus vor Hannover gesehen hat, und dessen musterhafte Einrichtung kennt. — Aber die Frage ist, wenn man an einem Orte mehr fabrikmäßige Indüstrieanstalten für Kinder errichten wolte, würden derselben, würden nicht auch der Fabrikate wohl zu viel werden? Würde es nicht vielleicht, wegen Vielheit dieser Institute, an der nöthigen sehr genauen Oberaufsicht fehlen, ohne welche selbst

jenes

jenes Werkhaus, welches gewiß wenig seines Gleichen hat, das nicht seyn würde, was es ist? — Man mögte antworten, hier wohnten auch Kinder nebst vielen Erwachsenen bei einander, und würden vom Institut gänzlich erhalten, welches bei den Industrieschulen der Fall nicht seyn würde. — Dennoch aber würde die Weitläuftigkeit dieser Anstalten, bei einem Zusammenfluß von mehreren hundert Kindern, die sich bloß zum Arbeiten versammelten, wegen Anschaffung von Materialien, Verkauf der Fabrikate, Bezahlung der Kinder, sehr strenge Ordnung und beständige genaue Inspektion höchst nothwendig, aber auch gewiß sehr schwer machen.

Meiner Einsicht nach sind also die Einwendungen des Verfassers gegründet, in so ferne sie gegen Industrieschulen, wie er sie sich denkt, gerichtet sind. Hingegen in keinem Stücke treffend, gegen die mir bekanten, bis jetzt in, und an einigen Orten um Göttingen bestehenden Institute der Art. Um dies zu beweisen, will ich jetzt die schon sonst gegebene, aber wohl noch nicht genug bekante Beschreibung derselben zuerst wiederholen, und dann einige Anmerkungen, wozu des Verfassers Behauptungen mich veranlassen werden, hinzufügen.

Lehr- und Werkschule ist nach diesem Plan der Industrieschulen genau und in einem Hause verbunden, nur daß jede ihr abgesondertes Zimmer hat. Die Schuljugend versammelt sich zuerst in der Lehrstube, worin mit Gesang und Gebet angefangen und sämtlichen Kindern in der ersten Stunde Religionsunterricht ertheilt wird, nach dem eingeführten und bis jetzt noch zum Grunde zu legenden Landescatechismus. Sodann begeben sich die jüngeren Kinder in die Werkstube, worin unter Aufsicht einer Lehrerin, wozu man, wenn es die Umstände erlauben, eine Person aus des Schulmeisters Familie am liebsten nimt, Anleitung zu allerlei Handarbeiten gegeben wird; die älteren in der Lehrstube zurück gebliebenen Kinder werden unterdessen im Lesen und Schreiben geübt. Darauf kommen die jüngeren Kinder zum Buchstabenlernen, Buchstabiren und Anfang im Zusammenlesen, in die Lehrstube zurück, die größern hingegen werden in die Werkstube geschickt. Zum Schluß versammeln sich wieder sämtliche Kinder in der Lehrstube, und werden nach Gesang und Gebet entlassen. Damit wird Nachmittags wieder angefangen, und während, daß dann die erste Abtheilung der Kinder Unterricht im Rechnen erhält, arbeitet die zweite in der Werkstube. Dann wechseln beide Abtheilungen, und unterdessen, daß nun die erste arbeitet, erhält die zweite wieder Anleitung zum Lesen, und wird von einem guten Schulmeister auf allerlei Art im Nachdenken geübt. Zuletzt kommen wieder alle in der Lehrstube zusammen, um das Tages zuvor, oder auch mehrmals die Woche über, aus dem Catechismus, dem

Ge-

Gesangbuche, der Bibel, Erklärte, und dann Erlernte her zu sagen, theils zur Uebung des Gedächtnisses überhaupt, theils um die Sachen selbst dem Gedächtniß besser einzuprägen, und darauf wird wie gewöhnlich geschlossen. Wenn gleich vielleicht einige Verschiedenheit in der Eintheilung und Abwechselung der Stunden, an den verschiedenen mir bekanten Orten, wo bis jetzt Indüstrieschulen eingeführt sind, Statt haben mag, so ist dieselbe doch nicht beträchtlich, und im Ganzen die Einrichtung dieser Schulen der gegebenen Beschreibung gemäß und sich gleich. Dabei entbehren also die Aeltern ihre Kinder nicht länger, als gewöhnlich höchstens etwa eine halbe Stunde, welche die Schule vielleicht länger währen mag, und da sie nun doch während dieser Zeit etwas verdienen, indem sie nicht für den Vortheil des Instituts, sondern für sich arbeiten, so halten sie die Aeltern auch weit weniger vom Schulgehen ab, als sonst. Der Verfasser behauptet mit Grunde, daß die Noth mancher Aeltern geringeren Standes, welche sie zwinge, sich von ihren Kindern zum öftern auch während der Schulzeit helfen zu lassen, ein Uebel sey, welches tiefer stecke, als daß demselben bloß durch Verbesserung des Unterrichts und der Lehrmethode abgeholfen werden könne. Die beschriebene Art von Indüstrieschulen ist ein würksames Mittel dagegen. Der Absenten werden dadurch ungleich weniger. Der erste Einwurf fällt also hiedurch von selbst weg, eben so der andere, den Zeitverlust betreffend. Der Verf. meint, wenn die Kinder nur wenige Stunden des Tages in die Schule gingen, so würden sie gewiß vom kleinsten bis zum größten hinlänglich beschäftiget seyn, um alles zu lernen, was sie in den Schulen lernen solten. — Allein, es ist unmöglich, eine Menge Kinder von so verschiedenem Alter, von 3 bis 14 Jahren, in einem Zimmer zugleich in beständig nützlicher Beschäftigung zu erhalten. Ich mögte den Lehrer sehen, der dazu tüchtig wäre, unter einem oft großen Haufen von Kindern immer allen alles zu werden. Man komme daher in eine Trivialschule, so oft man wolle, so findet man die älteren Kinder mehrentheils müßig oder doch zerstreuet, wenn die jüngeren, und diese, wenn jene besonders vorgenommen werden.

Der Schluß folgt künftig.

Anekdote.

Ein Maler, der zwei Personen, die einen Proceß mit einander geführt hatten, malen solte, malte den, der den Proceß gewonnen, in bloßem Hemde, und den, der ihn verloren, ganz nackend.

Hannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 6ten November 1789.

Noch ein Wort über Indüstrieschulen.

(Schluß.)

Durch die strengste Aufmerksamkeit eines geschickten Lehrers, kan es bei der gewöhnlichen Schulverfassung doch nicht ganz vermieden werden, daß nicht ein Theil der Kinder müßig sitzet. Aber durch die Trennung derselben wird diesem Uebel am sichersten abgeholfen, und die Erfahrung lehret, daß die Kinder bei dieser Einrichtung in wenigerer Zeit und mit geringerer Mühe, von dem, was ihnen auch sonst in Schulen beigebracht wird, zum Theil mehr lernen, und dann die Handarbeiten noch oben drein. Man mögte einwerfen, durch das Wandern aus einer Stube in die andere und durch die Abwechselung, würden die Kinder ja gestöhrt und zerstreuet. Vielmehr geschiehet dies dadurch weit häufiger, wenn von denselben zweierlei Geschäfte in einer Stube vorgenommen werden, z. B. wenn die kleineren ihr Pensum in Gedanken überbuchstabiren sollen, während daß die älteren laut lesen, oder wenn diese ihre Lektion murmelnd überlernen, während daß jene buchstabiren, und den Anfang mit dem Zusammenlesen machen. Daher der Schulmeister einen Theil seiner Aufmerksamkeit immer darauf verwenden muß, die minder beschäftigten Kinder in Ruhe zu erhalten. Aber kan diese erzwungene Ruhe wohl dazu dienen, die Lebhaftigkeit und Thätigkeit der Kinder zu befördern? Die Abwechselung des Lernens und Arbeitens, die Bewegung, die ungezwungene Unterhaltung in der Werkstube, muntert im Gegentheil die Kinder auf, und man siehet sie lebhafter nun auch in der Lehrschule. Das Schulgehen wird ihnen nicht mehr zur Last, sondern zur Lust, sie kommen gern und bleiben nur, wenn sie müssen zurück. Freilich muß der Lehrer auf Ordnung halten, welches ihm auch so schwer nicht wird, ja er selbst stehet seinem Amte mit größerem Vergnügen vor, weil die mehrere Munterkeit der Kinder auch ihn aufheitert, und er müßte ein fühlloser Mann seyn, wenn ihm nicht der Anblick der arbei-

tenden Kinder in der Werkſtube, die er täglich einige mal beſucht, Freude machen ſolte.

Hiedurch wird die Frage des Verfaſſers: Warum die Kinder gerade in der Schule arbeiten ſollen? zum Theil ſchon beantwortet, weil nemlich durch dieſe Art der Schulindüſtrie der Schulunterricht von Seiten des Lehrers und der Schüler unſtreitig gewinnt. Auſſer dem Nutzen der Indüſtrieſchulen in der Rückſicht, muß ich auch noch dieſen bemerken, daß dadurch manche Viertelſtunde erübriget wird, die ein geſchickter Lehrer dazu anwenden kan, den Kindern allerlei nützliche Nebenkentniſſe beizubringen, wozu es ſonſt, zumal bei einer großen Anzahl, oft an Zeit fehlt. Auch dienet die Indüſtrieſchule zu einem Mittel, die Kinder auf mancherlei Art zum Fleiß, ſelbſt in der Lehrſchule anzuſpornen, denn noch hat ſich's bei allen bis jetzt nach dieſem Plan in hieſigen Gegenden errichteten Indüſtrieſchulen beſtätiget, daß die Kinder überhaupt gern darin arbeiten, und alſo den Ausſchluß davon, mithin auch den Verluſt des ſonſt zu erwartenden Verdienſtes, oder der Zeit, die ſie zu Verfertigung eigner Arbeit anwenden könten, als eine empfindliche Strafe anſehen. Dazu komt dann hauptſächlich noch dieſes, (welches gegen die Behauptung des Verfaſſers: daß die eigentliche Arbeit der Kinder zu Hauſe geſchehen müſſe, zu merken iſt) daß die Kinder bei dieſer Einrichtung mit Arbeiten bekant werden, die ſie ſonſt entweder gar nicht, oder doch nur ſchlecht verrichten lernen, als Knütten, Nähen, Baumwolle und Wolle und fein Garn aus Flachs und Hede ſpinnen, und in Städten noch beſonders mit allerlei Handarbeiten, mit denen ſich eigentliche Handwerker nicht beſchäftigen, und womit der gemeine Mann, auch der geringere Bürger, doch etwas verdienen kan, als Knüppeln, Sticken, Stroharbeit, Flechten von Matten oder Pantoffeln, Verfertigung von Leineweberkämmen, u. d. gl. Man muß die geringeren Volksclaſſen in Städten, und den Landmann im Allgemeinen, nicht recht kennen, wenn man mit dem Verfaſſer behaupten will, daß die Aeltern ihre Kinder ſelbſt zu dieſer Art Arbeiten am beſten anführen könten. Denn, verſtehen ſie etwa, ich will nicht ſagen alle, ſondern nur größtentheils, dieſelben? Hier muß ich geradezu widerſprechen. Bei weitem der größte Theil der Landleute und des gemeinen Mannes in den Städten, hat, ſo weit er mir bekant iſt, nur eine unvollkommne, mehrentheils gar keine Kentniß, von eigentlichen Handarbeiten. Im Göttingiſchen wenigſtens können viele vom weiblichen Geſchlecht aus dieſer Claſſe gar nicht, andere nur ſehr langſam und ſchlecht knütten, faſt durchgehends ſind ſie ungeſchickt, die Nadel zu führen, und nur ein Stück Zeug ordentlich auszubeſſern, vielweniger ein neues ſelbſt zu verfertigen, größtentheils wiſſen ſie keinen Saum ordentlich zu nähen, daher faſt alles linnene und andere Zeug von Näherinnen

und

und Schneidern gemacht wird. Der Baumwolleſpinnerei will ich gar nicht erwähnen, weil es darauf in hieſigen Gegenden ſo ſehr nicht ankomt, aber äußerſt wenige verſtehen ſich auch nur aufs Wolleſpinnen. Ihre beinahe einzige Handarbeit (denn die Haushaltsgeſchäfte gehören hier nicht her) iſt, grobes Garn aus Flachs und Hede zu ſpinnen, vom Feinſpinnen wiſſen ſie auch nichts. Nun muß zwar das Spinnen des Flachſes zu 2 bis 4 Stück aus dem Pfunde, immer Haupthandarbeit der hieſigen Landleute bleiben, wegen des beträchtlichen Handels, der bekantermaaßen mit dem aus dieſem Garn verfertigten Linnen zu 1 und 1¼ Elle breit, getrieben wird. Allein, was für ein großer Gewinn würde es für dieſelben ſeyn, wenn ſie ſich mehr auch auf jene Handarbeiten legten! — Das männliche Geſchlecht kan auch nur grobes Garn ſpinnen, und jene Leinewand weben. Nur ſehr wenige haben gelernt, Wolle zu ſpinnen oder zu knütten, beides aber wäre ihnen, zumal das Knütten, den Knechten und Soldaten, doch höchſt nützlich. — So unwiſſend aber hier der gemeine Mann in allerlei Art von Handarbeit iſt, wird er es anderer Orten auch wohl ſeyn, wenn ich gleich einzelne Ausnahmen, und daß in manchen Gegenden andere Handarbeiten dem Locale gemäß vorzüglich getrieben werden, zugebe. Wie können nun aber die Kinder dieſelben da zu Hauſe erlernen oder verrichten, wo ſie die Aeltern ſelbſt nicht verſtehen? Und ſolte dieſes im Preußiſchen, wenigſtens in manchem Diſtrikt, der Fall nicht auch ſeyn? — Wie ſehr iſt aber nicht zu wünſchen, daß dieſe Volksclaſſe überall mehr Anleitung zu dieſen häuslichen Arbeiten erhalte, theils um für das eigene Bedürfniß der Kleidung beſſer und wohlfeiler ſorgen zu können, theils um dadurch in Stand geſetzt zu werden, bei dieſer ausgebreiteteren Indüſtrie ſich auf mehreren Wegen etwas zu erwerben, vorzüglich dann, wenn auf dem allgemeinſten nicht viel zu verdienen iſt, z. B. wenn der Flachs in einem oder mehreren Jahren nicht geräth, und es alſo wenig zu ſpinnen und zu weben giebt. Der einſichtsvolle Verfaſſer ſiehet dies ſehr wohl ein, daher ſagt er, er ſey ſehr dafür, daß die Kinder in großen und kleinen Städten und auf dem Lande, zur Handarbeit angehalten würden, nur zweifle er, ob die Schule der Ort dazu ſey. Aber wo und wie ſoll es denn geſchehen? Von Seiten der Aeltern iſt es im Allgemeinen, wie ich gezeigt habe, nicht zu erwarten. Nach geſchloſſenem Schulunterrichte ſind aber die Kinder ihren Aeltern, oder ſich ſelbſt überlaſſen, und weiter unter keiner Aufſicht von Seiten des Staats. Was kan nun dieſer, auſſer in der Schule, zur Beförderung der Kinderindüſtrie beitragen, zumal in Landen, welche wenige Fabriken haben? — Höchſtens in Nebenſtunden, meint der Verfaſſer, möge ein Schulmeiſter, der Zeit und Luſt habe, den Kindern zeigen, wie dergleichen

nützliche Handarbeiten zu verrichten wären, sie Versuche machen lassen, und durch kleine Geschenke sie aufmuntern, dergleichen zu verrichten. Allein wie selten wird dies einmal geschehen, wenn es dem Willkühr der Schulmeister überlassen bleibt, und sie nicht dafür besonders belohnt werden. Welcher Schulmeister verstehet auch wohl diese Arbeiten; wie wenige werden Anweisung darin geben können? Und wenn sie einer verstünde, würde es anständig für ihn seyn, im Knütten, Nähen, u. d. gl. zu unterrichten? Dazu schickt sich besser eine Lehrerin unter Aufsicht des Schulmeisters. Weiter, sollen die Kinder Versuche in Handarbeiten unter Anleitung des Schulmeisters machen, so müssen sie ja würklich in der Schule arbeiten, welches aber der Verfasser mit denen, so gegen die Industrieschulen sind, nicht will. Hier ist also ein Widerspruch. Eine unvollständige Anweisung dazu, mögte auch von wenigem Nutzen, vielmehr schädlich seyn. Was endlich die kleinen Geschenke betrift, wo soll der Schulmeister die hernehmen? Es wäre unbillig, zu verlangen, daß er sie den Kindern aus seinem eigenen Vermögen machen solte, wenigstens müßte also dazu erst ein Fond ausgesetzt werden. Errichtet man aber ordentliche Industrieinstitute, so findet sich weit eher Gelegenheit, sie durch kleine Belohnungen zum Fleiß zu ermuntern, ja sie werden schon, wenn sie arbeitsam sind, durch das, was sie entweder aus selbst mitgebrachten Materialien verfertigen, oder für Verarbeitung der ihnen gereichten verdienen, hinlänglich belohnet.

Der Einwurf, daß Industrieschulen leicht in Fabrikanstalten ausarten mögten, trift die oben beschriebenen kleineren Institute der Art nicht. Ihrer Natur nach können sie sich darin nicht verwandeln. Hier ist kein Entrepreneur, der nur auf seinen Vortheil sehen mögte. Der Schulmeister wird für das Zimmer, das er dazu hergiebt, und für die Aufsicht, und die Lehrerin für den Unterricht verhältnißmäßig bezahlt. Was den Kindern von ihren Aeltern an Materialien gegeben wird, wozu man sie auf alle Weise zu ermuntern sucht, verarbeiten sie für sich, und für das, was den ärmeren zu verarbeiten gereicht wird, erhalten sie eine angemessene Belohnung, entweder an Gelde, oder an Kleidungsstücken, die man ihnen dafür machen läßt. Der Prediger hat die Oberaufsicht über ein solches Institut, und siehet dahin, daß gehörige Ordnung erhalten werde.

Ein wichtiger Nutzen dieser Anstalten liegt auch noch darin, daß sie zur Bildung des Volks ungemein viel beitragen. In den gewöhnlichen Schulen kan der Prediger und Schulmeister selten die eigentliche Denkungsart und die Sitten der Kinder recht kennen lernen. Sie müssen da stille sizzen, und dürfen nur dann reden, wenn sie gefragt werden. Ganz anders ist es in den Werkstuben. Da sind die

Kin-

Kinder mehr ſich ſelbſt überlaſſen, dürfen plaudern und ſcherzen, da alſo kan man ſie ausmerken, und mit ihren Tugenden und Fehlern bekant werden. Ein vernünftiger Prediger, der ſie da beobachtet, ein guter Schulmeiſter, der von Zeit zu Zeit dieſe Stube beſucht, eine verſtändige Lehrerin, die von dem Verhalten der Kinder beiden referiret, die Lehrerin ſelbſt, was können ſie nicht durch allgemeine und beſondre Ermahnungen und Warnungen, durch Lob und Tadel, durch Strafen und Belohnungen ausrichten, wie viel zur Beförderung häuslicher Tugenden beitragen! Man kan mit Recht behaupten, daß durch dieſe Inſtitute unter den Vorſtehern der Schule und den Kindern ein vertraulicheres, familienartigeres Verhältniß entſteht, welches den Kindern nicht anders als zuträglich ſeyn kan. Und wenn nun mit der Zeit aus dieſen gebildeteren und indüſtriöſern Kindern wieder Aeltern werden, ſolte dies nicht einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf die Moralität und den Wohlſtand der folgenden Generationen haben? Gewiß, dieſe Indüſtrieſchulen verfehlen den Zweck, den man durch ſie zu erreichen ſucht, nicht, wenn die Vorſteher derſelben, wie im allgemeinen vorausgeſetzt werden kan, es redlich damit meinen.

Bei dieſer Behauptung habe ich vor dem Verfaſſer jenes Schreibens den großen Vorzug, daß er theoretiſch urtheilt, für mich aber die Erfahrung ſpricht. Die göttingiſche Werkſchule und roßdorfer Indüſtrieſchule, welche nun ſchon mehrere Jahre beſtehen, ſo wie die an einigen andern Orten um Göttingen ſpäter errichteten, beſtätigen das, was ich von dem großen Nutzen derſelben angeführt habe, unwiderſprechlich. Und ich ſelbſt, nachdem ich in Stand geſetzt worden bin, zu Kloſter Marienſtein ſeit Oſtern d. J. eine ähnliche Veranſtaltung zu treffen, habe die geſegneten Würkungen derſelben vor Augen, indem die daſige Schule ſeit der Zeit eine ganz andre und beſſere Geſtalt gewonnen hat. Auch haben die Kinder in der kurzen Zeit in allerlei Handarbeiten, wovon ſie vorher nichts wußten, Progreſſen gemacht, die meine Erwartung überſteigen.

Jeder Patriot wird es daher mit theilnehmendem Vergnügen bemerken, daß man an mehreren Orten hieſiger Gegenden und auch in der Hauptſtadt des Landes darauf bedacht iſt, Indüſtrieſchulen zu errichten, und daß bei dem Schulmeiſterſeminarium daſelbſt dieſe Anſtalt ſchon getroffen iſt, welches Gelegenheit geben wird, ſie nach der beſten Verfaſſung weiter zu verbreiten. Jeder Patriot wird aber auch wünſchen, daß man in den übrigen Provinzen unſers Landes, wo die Umſtände es thunlich machen, auf die Einführung von Indüſtrieſchulen ſchon jetzt denken möge. Noch iſt weiter, außer im Göttingiſchen, kein Ort im Lande mir bekant geworden, wo

ein Versuch damit gemacht wäre, als Hameln, allwo es bei der Garnisonschule geschehen ist. Da, wo Kirchenmittel, oder andre gemeinnützige Fonds vorhanden sind, und wo brauchbare Schulmeister stehen, ist dies doch so schwer nicht, zumal auf dem Lande. Schwieriger ist es schon da, wo es an einem Fond, die Kosten der ersten Einrichtung und Erhaltung dieser Institute daraus zu bestreiten, fehlt. Daher wagt der Freund des Vaterlandes noch den Wunsch, **daß für solche Oerter ein allgemeiner Fond zu diesem Behuf ausgemittelt und bestimmt werden mögte!** Wie gesegnet würden die Wirkungen davon für das Land seyn!

Auch in den Städten müßte man jedoch, meines Dafürhaltens, aus den angeführten Gründen, den Plan, dessen Ausführbarkeit und Nutzen man nun schon aus mehrjährigen Erfahrungen kennt, befolgen, und nicht den, gegen welchen der Verfasser, wie aus dem obigen erhellet, gegründete Einwendungen macht. – Sind die Fonds hinreichend, so setze man bei der Schule eines jeden Kirchspiels eine Lehrerin an, und verbessere durch das, was den Lehrern für die Stubenmiethe und Aufsicht auszusetzen wäre, die mehrentheils nicht einträglichen Schuldienste, damit sie mit desto mehr Lust und Thätigkeit denselben vorstehen. Sind eigne Schulhäuser da, so wird es so schwer nicht seyn, darin Arbeitsstuben, ohne große Kosten zu aptiren. Wohnen hingegen die Schulmeister zur Miethe, so reiche man ihnen dafür so viel mehr, als nöthig ist, ein Haus oder eine Gelegenheit, mit einer geräumigen Stube mehr zu miethen. In solchen Städten, wo die Armen- oder Kirchenfonds schwach, und die Kinder nicht an die Schule des Kirchspiels gebunden sind, worin die Aeltern wohnen, wäre aber fürs erste die göttingische Industrieschule zur Nachahmung zu empfehlen. Alle die Kinder in Göttingen, für welche das Schulgeld aus der Armencasse bezahlt wird, werden an die Marienschule gewiesen, bei welcher das bekante vortrefliche Institut ist, darum weil die ärmere Classe der Einwohner davon den größten Nutzen hat. Da, wo man sich nach diesem Vorbilde richten wolte, müßte, wenn die übrigen Schullehrer darunter litten, das, was ihnen an Schulgelde abginge, denselben durch eine verhältnißmäßige Vergütung ersetzt werden. Wiewohl die Errichtung von Industrieschulen in jedem Kirchspiel, wo sie möglich zu machen wären, noch vorzüglicher seyn würde, weil alsdann auch die nicht eigentlich armen Kinder einer Stadt, Antheil daran nehmen könten. Die Prediger führten die Aufsicht über diese Schulen. Was die in den Städten mit den Knaben vorzunehmende Arbeiten betrift, so müßten sich diese freilich wohl auf mehr Gegenstände verbreiten, als auf dem Lande, wo es rathsam ist, sich auf Knütten, Nähen, Spinnen und

was damit in Verbindung ſtehet, oder das Locale an die Hand giebt, einzuſchränken. Doch dürfte man ſich auch in Städten nicht mit ſolchen Arbeiten, die eigentlich für Handwerker gehören, abgeben, dies wäre zweckwidrig, und die Knaben werden dieſe Arbeiten auch immer beſſer bei zünftigen Meiſtern lernen. Ihnen aber allgemeine Vorkentniſſe von dem, was jedem Handwerker und ſonſtigem Handarbeiter zu ſeinem Geſchäfte zu wiſſen dienlich ſeyn kan, aus der Mathematik, Phyſik, Mechanik und Meßkunſt zu verſchaffen, würde allerdings nützlich ſeyn. Allein es ſetzt dies beſonders geſchickte Schulmeiſter und ein kurzes und ſehr faßliches Lehrbuch voraus, nach welchem nur das allgemein Anwendbare praktiſch vorgetragen werden könte.

Wenn man alſo dies letzte auch fürerſt noch müßte anſtehen laſſen, ſo entſprechen auch ohne das Indüſtrieſchulen von der beſchriebenen Gattung beſſer ihrem Zweck, und erfordern bei weitem nicht einen ſo großen Koſtenaufwand, laſſen ſich auch ungleich leichter einrichten, überſehen und dirigiren, als wenn man eigne Häuſer dazu erbauen wolte, und ſind daher für Stadt und Land gleich empfehlungswerth.

Parenſen. G. L. Dinglinger.

Nachſchrift.

Folgender Auszug eines eben erhaltenen Briefes, von einem Manne, der große und anerkante Verdienſte um Beförderung der Indüſtrie und um Armenpflege hat, und deſſen Stimme in dieſem Fach geltend iſt, wird hier am rechten Orte ſtehen.

„Wenn ich ſie einmal ſprechen werde, ſo kan ich ihnen noch manches von den neuen Schuleinrichtungen erzählen, da ich bei einer neuerlich gemachten Reiſe ins **Würzburgiſche**, in dieſer Rückſicht manches geſehn und gehört habe. Der daſige Fürſtbiſchof will alle Schulen ſeines Landes auf dieſen Fuß ſetzen. Wo von Seiten der Gemeinen die erforderlichen Koſten nicht herbeigeſchaft werden können, da ſchießt er zu, und es iſt zu bewundern, wie er ſich um das Schul- und Armenweſen ſo ganz genau bekümmert. **In den Stadtſchulen ſind die Arbeitsclaſſen ſchon durchgängig mit den Lehrclaſſen verbunden, und ich habe mich herzlich gefreuet, daß in beiden ſo viel Ordnung herrſcht.** Das daſelbſt angelegte Schulmeiſterſeminarium iſt ganz dazu eingerichtet, daß die Leute auf dieſe Schuleinrichtungen vorbereitet werden. Werden ſie nun im Lande angeſetzt, ſo wiſſen ſie gleich, wie ſie das Ding angreifen ſollen.“

G. d. 3ten Aug. 1789. W.

Es

Es enthält dieſer Brief alſo einen abermaligen angenehmen Erfahrungsbeweis für das, was ich zur Empfehlung der mit den Lehrſchulen verbundenen Werkſchulen angeführt habe. Er zeigt auch, wie viel in kurzer Zeit zur Beförderung ſo heilſamer Anſtalten geſchehen könne, wenn es unter öffentlicher Autorität und mit Unterſtützung von Seiten des Landesherrn geſchieht. Es iſt zu wünſchen, daß der verehrungswürdige Fürſt, den man ſchon aus mehreren Nachrichten in Schlözers Staatsanzeigen und Meiners und Spittlers hiſtoriſchem Magazin, als einen ſehr edel denkenden Herrn kennt, viele ſeines Gleichen finden möge, die ſich auf eine ähnliche Art um ihre Unterthanen unſterblich verdient machen! — Es iſt ſehr zu wünſchen, daß auch reiche Particuliers ſich durch ſolche Beiſpiele bewegen laſſen mögen, durch wirkſame Beiträge die weitere Ausführung eines ſo wohlthätigen Plans zu unterſtützen.

Der aufgeklärte Fürſt beweiſet durch die Art, wie er denſelben in ſeinem Lande zur Wirklichkeit bringt, daß er ihn ganz durchſchauet. Er macht nemlich die Indüſtrieſchulen nicht zu einer eigentlichen Polizei- ſondern zu einer Schulverbeſſerungsſache, und hierin geht er, meiner Einſicht nach, den rechten Weg. Nur dann, wenn die, ſo die Aufſicht über die Lehrſchulen haben, zugleich auch Inſpektoren der damit verbundenen Werkſchulen ſind, kan ein Hauptzweck derſelben, Bildung der Jugend der untern Stände, durch allmählig vermehrte Aufklärung des Verſtandes und Beſſerung des Herzens nach und nach erreicht werden. Dieſen Zweck der Indüſtrieſchulen darf man nie aus den Augen verlieren, und jede andere Abſicht, die man dabei hat, muß ihm ſo untergeordnet werden, daß derſelbe immer das Hauptziel bleibt, wornach man ſtrebt.

Ich behaupte nicht, daß die Indüſtrieſchulen, wenn man ſie erſt allgemein einführte, alle Unmoralität ausrotten würden. Kein Mittel, es habe Namen wie es wolle, wird in dieſem Sinne, aus dieſer Welt die beſte machen können. Aber, daß im Ganzen die Moralität der Bewohner eines Landes ungemein dadurch gewinnen würde, das darf man mit gutem Grunde hoffen.

Parenſen. Dinglinger.

Hannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 9ten November 1789.

Schreiben aus Paramariboo, der Hauptstadt in den holländischen amerikanischen Kolonien.

Erster Brief.

Wundern Sie sich nicht, wertheſter Freund, daß ich aus Paramariboo an Sie schreibe, da ich Ihnen in meinem letzten Briefe von London meldete, daß ich meine Reise nach Neuyork und Philadelphia fortzusetzen gewillet sey? Ich habe diesen Entschluß geändert, weil ich mit einigen Schiffscapitains nicht völlig einig werden konte. Nachdem ich mich noch einige Zeit in London aufgehalten hatte, reisete ich nach Amsterdam wieder zurück, und von dort nach dem Haag. Hier fügte es sich, daß ich mit dem Hrn. v. M** der ehedem im Haag unter der Garde als Capitain gestanden, und nun seit einigen Jahren verschiedene Plantagen in Amerika besitzt, bekant ward, und in dessen Gesellschaft mit dem Schiffe Helena Margaretha die Reise hieher antrat. Diese Gesellschaft war mir um desto vorzüglicher, da er mir die so lange Reise mit seinen Nachrichten und Erzählungen von Südamerika auf eine angenehme Art verkürzte, und mir einen ziemlich vollständigen Begrif von diesem Lande zum voraus beibrachte. Hätte ich aber auch dieses Umganges entbehren müssen, so glauben Sie dennoch nicht, daß man auf den Wasserreisen, wo keine Städte, Dörfer, Fluhren, Felder und Waldungen mit ihren freudigen Bewohnern den Reisenden die Zeit verkürzen, eine nothwendige lange Weile erdulden müsse, zumal da nach den Schiffgesetzen gar keine Spiele um Geld oder Gewinn verstattet werden. Nein, wertheſter Freund! ich bin versichert, daß Sie in der Folge mir dieses nicht allein eingestehen, sondern daß Sie auch manchesmal wünschen sollen, mein Reisegefährte gewesen zu seyn.

In dem Kanal hatten wir eine geraume Zeit solche widrige Winde, daß wir Dünkirchen und die englischen Küsten, welche in dieser Gegend mehrentheils aus Kreidebergen bestehen, und perpendiculair abgegraben zu seyn scheinen, funfzehn Tage lang im Gesicht

behielten. Ein fürtreflicher Anfang ihrer anmuthigen Reise! werden Sie gedenken. Sie haben Recht, dieser Anfang gefiel mir auch nicht, und benahm mir sehr die Hofnung, in sieben Wochen, wie man mich versichert hatte, die surinamischen Küsten zu erreichen. Doch, wenn ich bei jeder Gelegenheit Ihre und meine Gedanken erzählen will, so wird allein die Beschreibung dieser Reise ein Tractat werden. Wissen Sie also, daß wir nach langem Hin- und Herkreuzen endlich die große spanische See erreichten. Ich freuete mich über den sehr günstigen Wind, und die anmuthige Witterung. Allein, wie kurz war meine Freude! Ein siebenzehntägiger gewaltiger Orcan zerbrach unsern mittlern Mast völlig, und die vordern Masten wurden sehr beschädigt. Mit diesem heftigen Winde wurden wir den flämischen Eylanden vorbei gegen Madera hingetrieben, und es folgte darauf eine Windstille, die drei Wochen anhielt, und uns Zeit ließ, das an unserm Schiff Zerbrochene wieder herzustellen.

Sie sind ein Freund der Naturkunde, erlauben Sie mir daher, Ihnen eine Beobachtung bekant zu machen, die mir sonderbar vorkomt, und von der die Schiffleute sagten, daß sie nicht sehr ungewöhnlich wäre. So weit ich sehen konte, war die Luft vollkommen rein. In einer großen Entfernung stieg eine kleine trübe Wolke auf. Sie kam näher, und brachte das Meer in solche ungestüme Bewegung, welche gewöhnlich nur durch starke Orcane verursacht wird, und daß auch die größten Schiffe bei solchen Vorfällen einer großen Gefahr ausgesetzt seyn sollen.

Der sich drehende Wind, und die gute Erfahrung unsers Schiffers, brachten uns endlich in die schon so lang gewünschte Ostpassaat. Der Wind blieb uns günstig, und wir gelangten gegen die französische Küste Cayanna, welche unterm 7ten Grad nördlicher Breite liegt. Hier konte may das auf dieser Seite liegende feste Land mit bloßen Augen deutlich unterscheiden. Wegen des starken Stroms aber, welcher durch Ebbe und Fluth in der See entsteht, mußten wir gegen drei und einen halben Grad aufwärts segeln, um mit dem Strom in die Mündung des Surinameflusses zu kommen, und mit der Fluth in den Haven zu laufen, der annoch drei Meilen von der Küste im Lande gelegen ist, wo wir gegen Abend die Anker auswarfen.

Hier muß ich Ihnen melden, daß bis ungefehr in die Mitte des grossen spanischen Meers zweierlei Winde von der amerikanischen Seite und dessen festem Lande beständig streichen, der eine, so gegen Amerika geht, wird nach der Sprache der Seefahrer die Ost- der von daher kommende aber die Westpassaat genannt. Dieses ist auch die Ursache, daß die von Europa nach Amerika gehenden Schiffe auf ihrem Rückwege nicht denselben Strich

nehmen

nehmen können, sondern hinwärts die Ost- und herwärts die Westpassaat suchen müssen. Diese zweierlei Winde bestreichen auch wechselsweise das feste Land von Südamerika, nemlich der Ostwind von sechs Uhr des Morgens bis um diese Zeit des Abends, und die Nacht hindurch der Westwind. Woher aber diese regelmäßige Abwechselung der Winde entstehe, das hat, so viel ich weiß, noch kein Naturforscher entdeckt.

Noch wünschen Sie wohl nicht, mein Reisegefährte gewesen zu seyn! Bei mir wenigstens würde die bisherige Beschreibung diesen Wunsch nicht erregen. Denn Stürme, Windstille, zerbrochene Masten, die Freude, in einer Entfernung festes Land mit bloßen Augen zu sehen, würde gewiß meine Begierde nicht reitzen, mein Leben in Gefahr zu setzen! und dennoch zweifle ich nicht, daß Sie mich beneiden werden, wenn Sie des Neides fähig wären, wenn ich Ihnen meine Beobachtungen erzähle, die ich in der offenbahren See gemacht habe.

Ich habe, wie Sie wissen, keine Kenntniß von den andern Weltkörpern und dem Lauf der Sterne, daher ich auch im Anfange, wie ich eine merkliche Veränderung derselben wahrnahm, sehr mißvergnügt darüber ward, daß ich, so wie die meiste Jugend, in dieser vorzüglichen Wissenschaft, die die Majestät des Schöpfers so sehr verherrlichet, nicht mehr war unterichtet worden, und daß es uns so gar an einem Buche fehlt, woraus man diese herrliche Wissenschaft sich bekant machen könte. Dem ungeachtet entdeckte ich, je näher wir gegen Amerika kamen, prächtige Gestirne, die ich in Europa nie entdeckt hatte. Der Mond, welcher bei dem Ab- und Zunehmen sich nur in meinem Vaterlande mit seinem halben Zirkel aufwärts, oder doch nur gelehnt gezeigt hatte, lag hier, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, auf dem Rücken, und kehrte seine Spitzen grade in die Höhe. Welch einen angenehmen Zeitvertreib würden Sie, wertheste Freund! sich bei diesen Beobachtungen gemacht haben, da Sie sich der Sternkunde mehr, als ich, gewidmet! Und würden Sie nicht manche Nacht mit Beobachtungen vergnügt hingebracht haben?

Der hiesige Arzt, Hr. Dr. Stock, (ein Sohn des ehedem in Jena gestandenen Professors,) mit dem ich das Vergnügen habe, bekant zu seyn, hat sich seit einigen Jahren mit Beobachtung der Weltkörper, welche in hiesigen Gegenden sichtbar sind, beschäftiget, und wird, vielleicht nächstens hiervon ein Werk der Welt überliefern, welches Sie nicht ohne Vergnügen lesen werden.

Ich habe Ihnen gesagt, daß wir in der spanischen See eine Windstille von drei Wochen hatten. Diese überführte mich von der Mannigfaltigkeit und Menge der in der See wohnenden Geschöpfe. Wie unbeschreiblich hat Gott diesen Theil unsers Erdballes mit seiner Allmacht gesegnet. Eine unzählbare Menge von Fischen, ganze Heer-

den anderer Gattung von Seethieren, welche an den vordern Theilen ihres Körpers den vierfüßigen sehr ähnlich waren, spielten vom Morgen bis zum Abend ohne Aufhören um unser Schiff, im Wasser. Schaaren weise sahen wir fliegende Fische sich in der Luft uns nähern. Wie sehr mußte dieser unerwartete Anblick mein Auge belustigen, wie sehr mußte meine Seele die vollkommene Weisheit des Schöpfers preisen, wie ich mich von der Ursache unterrichtete, warum diese Gattung von Fischen mit Flügeln begabt sind, vermittelst deren sie sich aus ihrem Element begeben, und der Luft auf eine kurze Zeit sich anvertrauen können. Dieser fliegende Fisch hat ungefehr die Größe eines Herings. Seine Flügel sind zwischen den vordern ziemlich langen Floßfedern an dem Körper befestigt, und bestehen aus einer zarten dünnen Haut. Von Farbe ist er weiß, und glänzend wie polirtes Silber, er hat ein angenehmes süßes Fleisch, und hierdurch wird er der Nachstellung gewisser Raubvögel sowohl, wenn er sich außer dem Wasser sehen läßt, als auch verschiedener großer Fische im Wasser, mehr als andre Fische ausgesetzt. Sein ärgster Verfolger im Wasser ist der **Heiang**, dessen gewöhnliche Länge sieben auch acht Fuß ist, und der in der Dicke 15 bis 16 Zoll hält. Dieser Heiang hat keine Gräten oder Gerippe, sondern anstatt dessen einen drei Viertel Zoll breiten Rückgrad. Sein Fleisch ist als ein Seefisch sehr süß von Geschmack. Die Haut dieses Fisches wird getrocknet und an die Schreiner und Drechsler zum poliren verkauft, sie ist scharf, gleich einer feinen Raspel oder Feile, und er läßt sich bei stillem Wasser mit einem Stück Speck an einem starken Angel ohne große Mühe fangen. Ich habe bei der Oefnung dieser gefangenen Fische ihren Magen mit fliegenden Fischen ganz angefüllt gefunden.

Bei den Eylanden St. Thomas und St. Crux sollen die fliegenden Fische so häufig gefangen werden, daß man sie um sehr wohlfeile Preise daselbst kaufen kan.

Der Heiang hat bei dem Fange der fliegenden Fische einen Gehülfen, welcher **Sauger** genannt wird. Dieser ganz kleine schwarze Fisch hänget oder sauget in den Gegenden, wo keine fliegende Fische sind, sich an den Bauch des Heiang, und läßt sich so mit fortführen. Trift nun der Heiang Gegenden an, die seinen leeren Magen füllen können, so bleibt er im Wasser still stehen, der kleine Sauger aber geht unter die fliegenden Fische, und lockt sie zusammen. Der Heiang weiß wegen seines scharfen Gesichts durch das helle Meerwasser die Zeit, da sein Fang am vortheilhaftesten ist, schießt mit unglaublicher Geschwindigkeit auf seinen Raub, und verschlingt so viel er davon erhaschen kan. Der Sauger aber nimt seinen vorigen Platz am Bauche wieder ein. Und so wird er auch manches mal mit dem Heiang gefangen. Auf diese Art habe ich meine Sammlung mit einigen Saugern bereichert. Wie sehr wünschte ich,

von

von jeglicher Gattung der hiesigen Meerbewohner nur ein einziges Stück mit mir nehmen zu können! Allein, es war nicht möglich, und Sie werden die Ursachen dieser Unmöglichkeit anzuführen mir gerne schenken. Eben so wenig werden Sie es mir auch als einen Fehler meiner Aufmerksamkeit auslegen, daß ich nicht eine jede Gattung von Thieren und Fischen, die ich hier gesehen habe, umständlich beschreibe. Doch glaube ich, daß eine etwas ausführliche Beschreibung des Torninon, von dem ich wenigstens niemals etwas gelesen habe, Ihnen angenehm seyn wird. Diese Fische ziehen gewöhnlich in großen Heerden bei einander, und lassen sich vornemlich bei schönem Wetter sehr häufig sehen, wenn es aber stürmt, siehet man sie seltener. Daß zwei oder drei aber nur beisammen sind, wird man fast niemals finden. Es scheint, daß ein Schiff ihnen sehr etwas Angenehmes seyn muß, indem sie sich gern demselben nähern, und wenn man noch so stark segelt, sie dennoch das Schiff in einiger Entfernung ganze Tage hindurch begleiten, und sich entweder vor oder neben demselben, mit einem beständigen Spielen unter und über dem Wasser fortarbeiten. Ihre Größe ist dem Ansehen nach etwa 18 bis 20 Fuß lang, und von einer proportionirlichen Dicke. Der Rücken ist scharf zugespitzt und ziemlich schwarzbraun von Farbe, gegen den Bauch aber etwas heller. Ihr Kopf ist länglich, läuft vorne spitz zu, und gleichet ziemlich einem Schweinekopf.

Oben, wo der Kopf sich von dem Körper scheidet, ist eine runde Oefnung, etwa 3 bis 4 Zoll im Durchschnitt. Durch diese Oefnung sprüzzen sie das Wasser, welches sie durch den Mund in sich ziehen, gleich den Springbrunnen, in die Höhe. Es ist ein prächtiges Spektakel, wenn die Sonne gegen so viele schwimmende Fontainen scheint. In der spanischen See können sie wegen ihrer ausnehmenden Geschwindigkeit und Stärke nicht gefangen werden. Ihr gewöhnlicher Lauf ist sehr besonders, und unterscheidet sich von allen Arten der mir bekanten Seefische. Sie erheben sich nemlich aus dem Wasser, und schießen über dasselbe bogenweise hinweg. Bei Sonnenschein und gutem Wetter hebt er sich wohl 12 und mehr Fuß über dem Wasser in die Höhe, und wirft sich in der Länge drei bis viermal in der Luft herum, bevor er das Wasser wieder erreicht. Prüfen Sie sich einmal, mögten Sie diesem großen Luftspringer wohl nicht mit zugesehen haben? Man sagte mir, daß diese Art Fische sich in diesen warmen Gewässern nicht länger aufhielten, als bis sie zu ihrer vollkommenen Größe gelanget und fett geworden sind, alsdann suchten sie andere Gegenden, und fänden sich häufig bei Neuyork ein, woselbst sie auch leicht zu fangen wären, vermuthlich weil das kältere Wasser ihre Geschwindigkeit und Stärke schwächet. Ihr Fang hat ehedem wenig Nutzen geschaft; nur noch vor wenig Jahren hat man sie zu nichts gebraucht, als etwas

Thran aus ihrem Fette zu braten. Nunmehr aber hat ein Jude zu Neuyork einen ganz besondern Vortheil von ihnen erfunden. Er untersuchte das Gehirn und Fett an dem Kopfe dieses Fisches, und fand, daß es dem Wallrath sehr gleich komme. Er sammelte eine große Menge dieser Fette, allein sie waren ihm ein todtes Capital, und er konte sich keinen Absatz davon verschaffen. Damit er jedoch nicht alle seine Mühe umsonst mögte gehabt haben, und um seinen gesammelten Vorrath nur einigermaaßen zu nutzen, versuchte er es, Lichter davon zu verfertigen. Diese geriethen so gut, daß sie vor den Wachslichtern noch einen Vorzug hatten, und er bekam in kurzer Zeit hievon einen solchen Absatz, daß er große Fabriken angelegt hat, und seine Lichter bei starken Quantitäten verschickt. Nach Paramariboo allein, werden dieser Lichter jährlich viele tausend Pfund gebracht, und daselbst um einen holländischen Gulden verkauft.

Amsterdam liegt bekantermaaßen unter fünf und funfzig und die surinamischen Colonien unter sechs und fünf Graden. Wie wir ungefehr die Mitte, nemlich zwanzig und einige Grade erreicht hatten, kamen wir in eine Gegend der See, welche wegen des beständig darin schwimmenden Grases die Crußsee genannt wird. Dieser Bezirk mag leicht hundert und funfzig bis zwei hundert Meilen groß seyn. Wir gebrauchten sechszehn Tage, um mit gutem Winde daran vorbei zu kommen. An einigen Orten treibt oder schwimmt dies Gras in solcher Menge und so dicht beisammen, daß man in einiger Entfernung glauben solte, man würde ziemlich große Inseln erreichen.

Es soll sich nicht selten zutragen, daß Schiffe, des Nachts bei starkem Winde zwischen dieses Gras getrieben, und einige Tage darin sitzen geblieben sind. Um dieser Gefahr auszuweichen, und dadurch nicht aufgehalten zu werden, sucht man so viel möglich die dichtesten dieser Gegenden auszubeugen. Dieses war kein angenehmer Umstand für mich, und ich wäre gern einmal mitten darin gewesen, weil die Naturalienkabinette in London und Holland mich überzeugten, daß sehr viele wunderbare kleine Insekten, mehr denn tausend Arten kleiner Conchilien, und anderer Meergeschöpfe darin gefunden worden. Nunmehr aber mußte ich mich begnügen, das einzelne in der See herum schwimmende Gras mit kleinen Netzen aufzufangen, worin ich aber zu meinem Verdruß niemals hievon etwas antraf. Dennoch gab diese Beschäftigung mir Gelegenheit, das Crußgras näher zu untersuchen, welches aus langen und vorne runden Blättern bestehet, die sehr artig gebildet sind, und Blumen trägt, die ganz kleiner halb aufgegangener Lindenblüte nicht unähnlich sind.

Noch eine ganz besondere Bemerkung kan ich Ihnen nicht unentdeckt lassen. Es waren auf unserm Schiff 48 Rekruten, welche unser Schiffscapitain zum Dienst der westindischen

Compa-

Compagnie in Holland mit nach Amerika nehmen solte. Diese mogten nicht sorgfältig genug gewesen seyn, sich von dem Ungeziefer zu befreien, welches sich ein despotisches Recht anmaßt, die Menschen zu quälen, und durch diese Nachläßigkeit mogten diese kleinen Tyrannen des menschlichen Körpers sich so sehr vermehrt haben, daß die Rekruten, vermuthlich mit vielem Grunde, über diese ihre Plage sich bei dem Schiffscapitain zum öftern beschwerten. Dieser ermahnte sie zur Geduld, mit der Versicherung, daß sie ihrer Feinde bald los werden würden. Ich läugne nicht, daß das Murren der armen Leute, statt einer Hülfe diesen Trost zu erhalten, mir nicht unbillig schien. Ich erstaunte aber, wie wir kaum die mittlere Höhe des spanischen Meers erreicht hatten, wo die Wärme merklich zunahm, daß die Rekruten die Beschäftigung des Reinigens nicht mehr nöthig hatten, und die vorhin geführten Klagen gänzlich aufhörten, so, daß es das Ansehen hatte, als wenn diese quälende Geschöpfe mit einmal verschwunden wären. Hier kennt man diese Art von Ungeziefer gar nicht.

Ich habe Ihnen oben erwähnt, daß wir längs der Küste von Cayanna so nahe vorbei segelten, daß wir das feste Land mit bloßen Augen sehen konten. Sie können glauben, daß meine Neubegierde bei mir ein starkes Verlangen erregte, diese amerikanische Gegend durch eigene Untersuchungen kennen zu lernen. Mein Verlangen aber blieb ein vergeblicher Wunsch, und ich muß mich jetzt begnügen, Ihnen nur das zu erzählen, was ich aus sichern Nachrichten davon habe in Erfahrung bringen können. Solte dieses Land bebauet und in fruchtbaren Stand gesetzt werden, so müßte man, wie überhaupt in Amerika, den Anfang damit machen, die großen Waldungen und dicken Gebüsche abzubrennen oder abzuhauen. So unmöglich es auch scheint, daß wegen der beständig anhaltenden Hitze unter dem siebenden und sechsten Grade diese Arbeit von Europäern verrichtet werden könte; so faßte doch Frankreich den Vorsatz, da die dortigen eingebornen Indianer zur Arbeit nicht tüchtig sind, dieses Land durch Franzosen bebauen zu lassen, und es wurden zu diesem Ende eine große Anzahl Freiwilliger als Colonisten dahin gebracht, mit Lebensmitteln versehen, und zu Anziehung zahmer europäischer Thiere ihnen alle Hülfe geleistet. Der unermüdete Fleiß dieser Leute brachte auch einen ziemlichen Strich Landes in brauchbaren Stand, eine ansteckende Krankheit aber, rafte fast alle mit einmal hinweg, und machte ihrer Bemühung ein Ende. Dennoch ließ Frankreich seinen Vorsatz nicht fahren, dies Land durch eigene Unterthanen zu bevölkern, sondern schickte alle Gefangenen beiderlei Geschlechts, die wegen ihrer ausschweifenden und strafbaren Lebensart gestraft zu werden verdienten, dahin, und hiemit wird auch noch bis jetzt fortgefahren. Diese letzten Colonisten sollen dort recht gut leben,

und Frankreich hat dadurch bewiesen, daß diese Gegenden ohne Hülfe der eingebornen Indianer und Mohren können kultivirt werden, ja wenn mit dem angefangenen Eifer fortgefahren wird, Kaffee und Zucker u. d. gl. anzupflanzen, so könte solches in kurzer Zeit den holländischen Plantagen eine merkliche Abnahme im Handel verursachen.

Damit die Schiffe, welche Colonisten oder Lebensmittel nach Cayanna bringen, nicht leer oder mit Ballast wieder zurück gehen, weil die dortigen neu erbaueten Produkte zur Befrachtung der Schiffe noch nicht hinreichen, so werden selbige mit hartem und schwerem Holze, das im Wasser zu Boden sinkt, z. E. Locus, Cornatepi, grün, roth und braun hart, ferner braun und roth Bollentrie, u. d. gl. beladen, wovon die Franzosen allerlei hölzerne Sachen, die zum Theil sehr sauber ausgearbeitet sind, und gebeizt zu seyn scheinen, verfertigen.

Sie werden es mir nicht übel nehmen, wertheſter Freund, daß dieses Schreiben etwas lang gerathen ist. Ich habe lieber die Grenzen eines gewöhnlichen Briefes überschreiten, als in der Entfernung, wodurch wir getrennet sind, Ihnen unvollständige Nachrichten mittheilen wollen. Solte die hiesige schwere und dicke Luft, und die beständig drückende Wärme mich nicht auch, wie so vielen Europäern, hier mein Grab finden lassen, so werde ich künftig Ihnen, so viel mir möglich ist, von dem surinamischen Lande und dessen Colonien, Flüssen, Nutzung des Landes, und den hiesigen Plantagen Nachricht geben. Ich werde suchen, Ihnen einen Begrif beizubringen von der hiesigen Hauptstadt, Regierungsform, den Festungen, den Landesbewohnern, ihren Religionen und Handwerkern; von Anpflanzung der nach Europa zu sendenden Produkte sowohl, als der hiesigen Lebensmittel; von dem Leben der Negersklaven, der Freineger, und der würklichen Indianer oder Bukken; von den großen Waldungen, den inländischen Thieren und Insekten; von dem blauen Berge, und was mir sonst Merkwürdiges vorkommen wird. Stellen Sie sich aber nicht vor, daß ich mich an die vorbeschriebene Ordnung so sehr genau binden werde, eben so wenig, als Sie es von mir fordern können, daß ich meine Einkleidungen mit solcher angenehmen Schreibart schmücken soll, als Sie in Ihren muntern Briefen an mich, sich zu bedienen pflegen. Ich weiß, daß Ihnen vornemlich an der Wichtigkeit der Sachen gelegen ist; Sie würden es mir daher verdenken, wenn ich Ihnen in Ihrer Schreibart nacheifern, und dadurch wichtige Nachrichten schwächen wolte. Diese Nacht wird das Schiff St. Marcus mit der Ebbe in See stechen, mit welchem ich diesen Brief abzuschicken gedenke. Ich schließe also und bin ꝛc.

J. G. Hölling.

Hannoverisches Magazin.

91tes Stück.

Freitag, den 13ten November 1789.

Schreiben aus Paramariboo.

(Siehe das 90te Stück.)

Zweiter Brief.

Wertheſter Freund!

Das ganze Land, welches die Holländer in dieſem Welttheile beſitzen, und vor Zeiten gegen Neuyork von den Engländern ausgewechſelt haben, wird nach dem Hauptfluſſe dieſer Gegend **Suriname** genannt. Es liegt unterm ſechſten Grade, und iſt außer einem hohen Berge, welcher der **blaue Berg** genannt wird, eine vollkommene Ebene, die mit den vortreflichſten Waldungen, und wegen ſeiner Dicke, nicht zu paſſirenden Gebüſche umgeben iſt. Dieſe dicken Gebüſche und Waldungen verhindern, daß die Größe dieſes Landes noch nicht beſtimmt werden kan. Drei große Flüſſe, nemlich die **Suriname**, **Maraweina** und **Cottica** ſchaffen dieſem Lande einen groſſen Vortheil. Sie entſpringen tief im Lande, und weil ſie ihren Weg in einer ziemlichen Entfernung von einander fließen, ſo haben die Wildniſſe dieſes Landes deſto leichter und mit viel größerem Nutzen brauchbar gemacht werden können; denn die flachen Schiffe, welche große und kleine Pünten genannt werden, können ohne große Mühe mit der Fluth über funfzig Meilen aufwärts, und mit der Ebbe wieder zurück kommen. Welch ein großer Vortheil iſt es nicht, wertheſter Freund, daß mit dieſen Fahrzeugen die aus Europa kommende Waaren, und die nöthigen Lebensmittel mit ſo wenigen Koſten den Plantagen zugeführt, und dagegen die dortigen Produkte, und die vielen Arten des vorzüglichſten Holzes, welches ich Ihnen ein ander mal näher beſchreiben werde, nach dem Hafen zurückgebracht werden können! Damit Sie aber wiſſen, was man hieſelbſt unter Plantagen eigentlich verſtehe, ſo will ich mich bemühen, Ihnen einen Begrif davon zu machen. Es iſt ein Strich Landes von etwa acht bis neun hundert Morgen groß, welcher durch Aufräumung der darauf befindlichen Waldungen und dichten Gebüſche in ſolchen brauchbaren

Stand gesetzt sind, daß die hiesigen Früchte daselbst angebauet werden können. Die mehrsten sind einem kleinen Dorfe nicht unähnlich. Bei dem Eingange findet man gleich die Wohnung des Eigenthümers, auf der einen Seite neben demselben verschiedene Häuser, als für den Direkteur, Chirurgum, Negerofficier, den Zimmer- und Mauermeister, gegen über auf der andern Seite, die Zuckermühle und die dazu gehörigen Siedereien, daneben die Stampftröge zur Abhülsung des getrockneten Kaffees, und die Siebmaschinen zur Reinigung desselben. Vor und neben diesen Gebäuden sind große Plätze mit besonders dazu gebackenen Steinen belegt, und rund herum mit einer kleinen Erhöhung eingefaßt. Auf diesen Flächen wird der reife Kaffee zum Dörren und Austrocknen an die Sonne gelegt, nachher in dem Stampfhause ferner von den Hülsen befreiet und gereiniget. Hinter diesen Häusern sind auf beiden Seiten die Hütten und Wohnungen der Sklaven gassenmäßig angelegt, und in der Mitte ist das Wachthaus der Sklaven befindlich. Es werden des Nachts auf allen Plantagen an den Grenzen, um sowohl die Lebensmittel gegen die Beraubung der Buschneger zu sichern, als auch die Raubthiere, besonders die wilden Schweine, abzuhalten, Wachen ausgestellet. Unter Buschnegern werden die verstanden, welche sich in vorigen Zeiten wider ihre wenige Europäer empöret, dieselben umgebracht, die Plantagen ruiniret und in den Wildnissen sich nicht allein ernähret, sondern auch so stark vermehret haben, daß sie bis hieher noch nicht gänzlich haben vertilgt werden können. Ich werde Gelegenheit nehmen, bei Beschreibung der Bucken Ihnen von dieser Gattung Neger ausführlicher zu erzählen.

Die Eigenthümer der Plantagen, einige portugiesische Juden ausgenommen, wohnen gewöhnlich nicht auf den Plantagen, sondern in ihren Häusern in der Stadt, und begeben sich nur auf eine kurze Zeit dahin, vornemlich im Winter, oder wenn die Hitze am schwächsten ist, (denn nach unserm Klima ist auch diese Jahrszeit noch ein schwüler Sommer) so wie in Europa die Vornehmen ihre Landgüter im Sommer besuchen. Ausser dieser Zeit siehet man daselbst keine Europäer, als allein den Direkteur, Chirurgum, Negerofficier, und die beiden Handwerksleute.

Der Direkteur regiert alles, und von demselben empfängt der Negerofficier seine Befehle, was die Sklaven arbeiten sollen, und dieser überzeugt die Sklaven mehr mit dem bei sich habenden Instrument was ihre Pflicht ist, als mit Worten. Der Chirurgus beschäftigt sich bloß mit seinen Patienten. Der Zimmermann und Maurer aber unterweiset in wenig Jahren so viele Sklaven in diesen Handwerkern, daß sie selbst fast nichts zu thun haben, als nur die Aufsicht über die letztern zu führen.

Ja

Ja, auf verschiedenen Plantagen sind die Sklaven in diesen Handwerkern schon so weit gekommen, daß die europäischen Mauer- und Zimmermeister auf denselben entbehrt werden können, und die Sklaven füglich ihre Stellen vertreten. Einige Eigenthümer der Plantagen treiben dies noch weiter, und schicken ihre schon ziemlich abgerichteten Sklaven nach Holland, um sie allda völlig unterrichten zu lassen. Hiedurch erhalten sie große Vortheile. Denn ein europäischer Zimmermann oder Maurer, der sein Handwerk vollkommen verstehet, erhält außer der freien Wäsche und gutem Traktement im Essen und Trinken, drei hundert und funfzig bis vier hundert Gulden, und hat dabei einen Negersklaven zu seiner Aufwartung. Jene aber müssen umsonst arbeiten, und wenn es ihnen recht gut wird, so werden sie etwas besser als andere Sklaven gehalten.

Wenn ein Sklave seines Verbrechens halber zum Tode verurtheilt wird, so haben die Plantagen die Gerechtigkeit, daß er nicht nach der Hauptstadt auf den Richtplatz geführt wird, sondern der Fiscal muß nach der Plantage kommen, und daselbst empfängt der Missethäter seine Strafe.

Nunmehro will ich die Ehre haben, Ihnen zu melden, wie die Plantagen angelegt zu werden pflegen. Wenn einem Colonisten acht bis neun hundert Acker Land, welches, wie schon gemeldet, aus Waldungen und Gebüschen bestehet, angewiesen sind, so werden zwei Drittel, oder höchstens drei Viertel davon weggeräumet, der übrige und beste Theil aber bleibt stehen, damit er sich des Vergnügens der Jagd, und des Nutzens in Bau- und Brennholz nicht entziehe. Die ersten zwei Jahre wird das durch Fällung oder Abbrennen des Holzes gesäuberte Land mit den hiesigen gewöhnlichen Lebensmitteln, als Binnannen, Teiger und Caro oder Maagis bestellt, um durch die Anbauung dieser Früchte das Land mit Graben und Hacken locker und mürbe zu machen; alsdann werden Kaffeebäume, Zuckerrohr und Baumwolle, oder Cottunbäume, jede Gattung in einen Bezirk besonders reihenweise gepflanzt. Die Kaffeebäume setzen sie acht Fuß, das Zuckerrohr und Cottunbäume sechs Fuß, die Cacaobäume aber zwölf Fuß aus einander. Der Kaffeebaum erfordert einen ziemlich trocknen Boden, und wird erst nach dreien Jahren tragbar, alsdann giebt er bei jeder Pflücke, wie es dort genannt wird, oder bei jeder Sammlung ein Pfund getrockneter und gesäuberter Kaffeebohnen. Dieser Baum wird hier ganz anders, als in Europa in den Treibhäusern gezogen. Man beschneidet ihn nicht, und in der Art seines Wachsthums ist er dem Taxus, welcher von sich selbst pyramidalisch aufwächst, ähnlich. Werden die unteren Zweige ihm gelassen, so wächst er bis zu seiner natürlichen Größe, zehn höchstens zwölf Fuß in die Höhe, und er

trägt von unten bis zum Gipfel seine Früchte, welche zweimal des Jahrs, nemlich im April und October, ihm abgenommen, an der Sonne gedöret, gestoßen und von den Hülsen gereiniget, die im Stoßen gequetschte von den ganz gebliebenen abgesondert und versandt werden.

Das Zuckerrohr wird ohne Wurzeln in ein feuchtes und schweres Erdreich gesteckt, so wie in Europa die Weiden gepflanzt zu werden pflegen, und komt in eilf bis zwölf Monaten zur Reife. Um den Zucker aus dem Rohr zu pressen, wird solches auf die Mühlen gebracht, die mehrentheils aus Mangel des Wassers durch Hornvieh getrieben werden. Zwei eiserne Walzen, die achtzehn Zoll dick sind, und nahe an einander stehen, werden durch größere und kleinere Räder in Bewegung gesetzt, fassen das Zuckerrohr, und pressen den Saft so sehr heraus, daß das zwei Zoll dicke Zukkerrohr, auf der andern Seite als flach gedrücktes trocknes Stroh herausfällt. Dieser Saft wird eingesotten, und mit langsamem Abrauchen unter beständigem Umrühren getrocknet, wozu das ausgepreßte Zukkerrohr statt des Feuerholzes verbraucht wird. Ist nun dieser Saft dergestalt eingesotten, so wird er in Fässer gethan, die nicht scharf zusammen gefügt sind. Diese werden reihenweise auf ein Gerüst gelegt, worunter ein Behältniß ist, das die annoch herauströpfelnde Feuchtigkeit auffängt, welche man hier Malas nennt. Wenn nun das Zuckermehl keinen Malas mehr fallen läßt, so werden die Fässer völlig gebunden und nach Europa zur weitern Verfertigung gesandt, denn in Südamerica werden keine Zuckersiedereien oder Raffinagen von den Holländern geduldet. Die Anbauung des Baumwollenbaums und Cacao verspare ich bis künftig, und bin unverändert ꝛc.

J. G. Hölling.

Fest der Ackerweihe in Sina.

Wir können seine Beschreibung nicht besser als durch die Mittheilung der Ankündigung selbst geben, die das Ceremonialtribunal in Peking öffentlich davon bekant machen ließ, als der jetzige Kaiser Kien-Cong dieses zur Ehre des Ackerbaues gestiftete alte, und von seinen Vorfahren ziemlich vernachläßigte Fest im Jahre 1767 in seine vorige Würde einsetzte, „Seine Majestät, lautet diese Ankündigung, werden den 22ten in eigner hoher Person die Gebräuche des Akkerbaues beobachten. Am Abend vorher werden die Mandarinen der Hofcanzlei, mit der erhaltenen Instruktion, sich nach dem Sien-Nong-Tan (einem den Erfindern und Beschützern des Ackerbaues gewidmeten Orte) begeben; die Mandarinen der Finanz-

canz-

cammer werden die Ackerwerkzeuge zubereiten, einige Kästchen mit Saat anfüllen, und alles dieses den Mandarinen der Regierungscanzlei der Stadt Peckin einhändigen, welche es in seidene Decken hüllen, in große Kasten legen, und vor sich her zu dem zu ackernden Felde tragen lassen werden. Daselbst werden sie durch kleine rothe Bretter abzeichnen, wie viel Land ein jeder Fürst und Reichsbeamte zu pflügen habe, auch werden sie alle Ackerwerkzeuge in der dazu bestimmten Gallerie aufstellen. Am Tage des Festes versammeln sich die Mandarinen der Hofcanzlei mit dem Ceremonienmeister und seinem Gefolge bei Anbruch des Tages bei dem Hofe Tschin-Kin-Cong, worauf sich der Kaiser, mit zehn der ersten Officiere, seiner Leibwache, dahin begiebt, um auszuruhen, und die bei diesem Fest gewöhnliche Kleidung anzulegen. Die Großen, die nach ihm das Land pflügen sollen, legen gleichfalls andre Kleider an. Unterdessen werden der für den Kaiser bestimmte Pflug, die Peitsche und der Kasten mit Saat aus den Decken genommen, und nebst den Ackerinstrumenten der Fürsten und Reichsbeamten an den Seiten des zu ackernden Feldes, oder des Ken-So, rangirt. Der Ceremonienmeister und einige andere Beamte versammeln sich an der Südseite dieses Feldes; die Ehren Aeltesten, vierzehn Sänger, sechs und dreißig Musikanten, und zwanzig Bauern mit ihren Strohhüten auf dem Kopf, und mit Schaufeln, Hacken, Gabeln und Besen in den Händen, stellen sich in zwei Reihen an die rechte und linke Seite des Ken-So; eben dieses thun funfzig Fahnenträger, zwei und dreißig Aeltesten der peckinschen Regierungscanzlei, und dreißig Bauern der drei Klassen. Alle beobachten bis zum Anfang der Ceremonie eine ununterbrochene Stille. Wenn die Stunde der Ackerbestellung herannaht, geht der erste Mandarin der Hofcanzlei nach Hofe, um Se. Majestät einzuladen. Der Ceremonienmeister ergreift eine Fahne, und schwenkt sie dreimal; drei Fürsten und neun Reichsbeamte, die in Gesellschaft des Kaisers pflügen, gehn ein jeder an seine Stelle. Der Kaiser erscheint in Begleitung der zehn vornehmsten Officiere der Leibwache, und hat sein Gesicht nach Süden gewandt. Bei seiner Ankunft ruft ein Mandarin des Ceremonialtribunals: Gebt den Pflug; und sogleich fällt der Präsident der Finanzcammer, das Gesicht nach Norden gekehrt, auf die Knie, und giebt Sr. Majestät den Pflug in die rechte Hand. Nun ruft ein anderer Mandarin des Ceremonialtribunals: gebt die Peitsche; und der erste Mandarin der peckingschen Regierungscanzlei überreicht kniend und ebenfalls nach Norden gewandt, die Peitsche der linken Hand des Kaisers. Zwei Aeltesten führen die Ochsen, zwei Bauern der ersten Klasse halten den Pflug, der Präsident des Ceremonialtribunals und der erste Mandarin der Hofcanzlei gehn vor ihnen her. Alle

Fahnenträger schwenken ihre Fahnen, und die Sänger singen zum Schall der Instrumente; der erste Mandarin der peckinschen Regierungscanzlei trägt das Kästchen mit der Saat, und der Präsident der Finanzcammer säet. Seine Majestät pflügen drei Furchen. Nun ruft ein Mandarin: empfangt den Pflug! und wieder: empfangt die Peitsche! welches mit eben den Ceremonien, wie oben geschieht. Der Kaiser setzt sich auf die erhabene Gallerie, und Pflug, Saatkästchen und Peitsche werden mit seidenen Decken bedeckt. Nun pflügen die drei Fürsten jeder fünf Furchen, und nach ihnen die neun Reichsbeamte, jeder neun Furchen. Ein Aeltester führt die Ochsen, zwei Bauren halten den Pflug, und zwei Mandarinen von niedern Klassen verrichten das Säen. Ein Mandarin des Ceremonieltribunals bringt hierauf alle Mandarinen der peckinschen Regierungscanzlei und alle Aeltesten und Ackerleute, in gehöriger Kleidung mit ihrem Ackergeräthe in den Händen, an die Westseite der Gallerie, wo sie drei mal auf die Knie fallen, und jedesmal drei Verbeugungen bis auf die Erde zur Bezeugung ihrer Dankbarkeit machen. Alsdenn treten sie ab, um die angfangene Begleitung des Ken-So zu vollenden, und der Kaiser fährt in einem ofnen Wagen in seinen Pallast zurück.

Noch etwas von der Schwade oder Mannapflanze.

(Siehe das 32te Stück von d. J.)

Die Mannapflanze oder Schwade ist eine von den Pflanzen, welche sich aus der Wurzel und durch den Saamen fortpflanzet. An der Elbe und im Dannenbergischen, wo sie gesammlet wird, ist sie den mehrsten Einwohnern unter dem Namen Grasgrütze bekant. An der Weser wächst sie auch, und sie könte daselbst in beträchtlicher Menge geerntet werden, aber ist hier bisher noch wenig oder fast gar nicht bekant, noch weniger weiß man die Grütze daraus zu machen, deren Verfertigung der Hr. Verfasser im 32ten Stück ganz richtig lehrt.

Die Schwade liebt einen mehr nassen als trocknen Boden. Steht sie auch gleich den Sommer über einen halben Fuß tief im Wasser, so schadet ihr solches nicht allein nichts, sondern sie wächst alsdenn desto munterer und schöner. In bloßer Moorerde wächst sie selten, es sey denn, daß solche mit Sand vermischt wäre, sonst wächst sie in allerlei Lande, weniger oder mehr, je nachdem das Erdreich gut oder schlecht ist. Sie kan die stärkste Kälte aushalten, kömt gegen das Frühjahr, wenn sich noch gar keine andere Pflanzen sehen lassen, in

den

den Wassergräben und niedrigen Oertern, wo manchmal noch anderthalb bis zwei Fuß Wasser stehet, von unten über die Oberfläche des Wassers hervor, und breitet ihre Grasspitzen darauf aus. Sie ist auch unter dem Namen Flottgras bekant, und läßt sich auch schon im Herbst, wenn die Witterung gut ist, auf der Oberfläche des Wassers sehen, welche sie fast ganz bedeckt. Die Pferde lieben sie sehr, gehen, wenn sie früh ausgetrieben werden, oft darnach bis an die Knie ins Wasser, und fressen sie begierig von der Oberfläche des Wassers ab.

Der Schwadesaamen wird um Johannis reif, und so bald er zeitig ist, fällt er auch gleich ab. Das Abfallen der Körner fängt oben in der Spitze der Aehre zuerst an. So bald man dieses bemerkt, muß man ihn einsammeln, welches zu jeder Tageszeit geschehen kan.

Achim.

Die Aehren sind dünne, schmal und über einen Fuß lang. In hinlänglich mit Wasser versehenem fetten Boden werden sie auch wohl einen und einen halben Fuß lang. Sie bestehen in lauter Abtheilungen oder Fächern von kleinen Aehren, die gleichsam stufenweise von einander zu 2 bis 3 eines Zolles lang an einem dünnen Halm, woran die Hülsen oder Spreu, worin das Korn sitzt, schuppenweise auf einander liegen. Die Stuffen oder Fächer sind unten weit, und laufen bis oben hinaus immer enger zusammen.

Die Körner haben die Gestalt der Weitzenkörner, sind so groß wie Hirse und mit einer schwärzlichen dünnen Haut umgeben. Diese Haut wird in der Stampfe gleichsam herunter gepreßt, oder gedrückt, und dadurch werden sie zu Grütze zubereitet.

J. Köhne.

Einfall eines Spatziergängers.

Beim Anblick der Rotunde, welche für Leibnitzens Brustbild jetzt gebauet wird, dürften sich alle Stimmen wenigstens dahin vereinigen, daß dieses schöne Denkmal der Esplanade zur größesten Zierde gereiche. Ich schweige von den übrigen Absichten dieses Monuments, durch dessen Errichtung ein längst gemachter Vorwurf auf eine auszeichnende Art von uns abgelehnt wird.

Man sieht hier wiederum einen Beweis, wie es, mehrentheils, nur auf die Wahl eines günstigen Zeitpunkts ankomme, um etwas großes und gutes zu Stande zu bringen.

Hoffentlich wird es auch bei diesem Anfange nicht bleiben. Die schönen Werke der Kunst haben zu viel Reiz, um nicht durch ihren Anblick fruchtbare

bare Ideen zu erregen, die vereinigter Geschmack und Reichthum demnächst glücklich ausführen.

Es sey mir erlaubt, dem Publikum einen Gedanken der Art zu weiterer Prüfung vorzulegen.

Die Esplanade ist schon an sich ein angenehmer Platz, durch seine günstige Lage zwischen der Alt- und Neustadt, und durch seine Pflanzungen, die jetzt im besten Wuchse stehen; aber, in Absicht auf den Effekt des Leibnitzischen Monuments, liesse sich wohl nichts passenderes denken, als beim innern Eingange unserer Esplanade, dem Denkmal gegen über, ein Porticus im halben Zirkel, ungefähr im Geschmack des Säulenganges zu Cassel.

Solten sich nicht in unserer von so vielen wohlhabenden und patriotischen Mitbürgern bewohnten Stadt durch eine freiwillige Subscription die dazu erforderlichen Kosten zusammen bringen lassen, zumal wenn das Gebäude nur von Backsteinen errichtet würde? Wer weiß auch, welche Quellen sich dafür noch öfnen würden, wenn der Vorschlag höhern Beifall erhielte?

In unserm nördlichen Klima, wo die Winter so daurend sind, ist ein bedeckter Spatziergang ein wahres Bedürfniß, das man immer dringender fühlt, je mehr man sich davon überzeugt, daß eine tägliche mäßige Bewegung in freier Luft zu Erhaltung der Gesundheit höchst nöthig sey.

Die beinah südliche Lage würde sich also vorzüglich dazu schicken, bei heitern Wintertagen die Sonnenstralen aufzufangen.

Für die Officiere könte das Gebäude vor der Parade bei bösem Wetter zum Obdach dienen, auch liesse es sich wie eine Börse an bestimmten Stunden, so wie überhaupt zu Zusammenkünften von spatzierlustigen Personen aus allen Ständen gebrauchen.

Wolte man ausserdem für die allgemeine Unterhaltung, für gerechte Ertheilung der ehrenvollen Bürgerkrone, und für Nacheiferung der Nachkommen sorgen; so könte man in der Rückwand, zwischen jeder dritten oder vierten Säule, Nichen anbringen, und es gestatten, daß darin die Brustbilder, um das Vaterland verdienter Männer, deren Namen jeder Leser hier selbst denken mag, von Verwandten, oder Verehrern ihrer Verdienste aufgestellt würden.

Hannover, im Oct. 1789. P—t—s.

Hannoverisches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 16ten November 1789.

Ueber Blitz- und gegen Frostableiter.

Ohne allen Zweifel hat die nützliche Erfindung des Blitzableiters den Hrn. Gubernialrath von Bienenberg auf den Gedanken gebracht, auf ähnliche Art Frostableiter zu verfertigen. Dieses Unternehmen würde Lob und Beifall verdienen, wenn es nicht der Natur nach unmöglich wäre, eine solche Erfindung zu machen. Wie, sagt man, unmöglich? Der Frostableiter ist ja schon würklich erfunden, alle öffentliche Blätter bezeugen es, und was würklich ist, muß ja auch möglich seyn? Freilich bezeugen die öffentlichen Blätter, daß er erfunden sey, aber, ob diese Erfindung in der That den Namen eines Frostableiters verdiene, das ist eine andere Frage; eine Frage, welche die Erfahrung nie, und wenige Physiker nur, mit ja beantworten werden. Blitz und Frost sind zwei einander ganz entgegen gesetzte Wirkungen der Natur, ihre Schädlichkeit kan daher unmöglich auf ähnliche Weise von uns entfernt werden. Zwar glaubt man, zwischen beiden eine auffallende Aehnlichkeit zu finden, indem man behauptet, der Grund von jenem sey die elektrische, von dem Gefrieren aber die kaltmachende Materie, und schließt nun so: kan ich jene durch einen Draht ableiten, warum solte ich diese nicht auch durch ein Strohseil von meinen Bäumen entfernen können? Aber giebt es auch solche Materien? Nach meinem Urtheile muß man bei Untersuchung der Natur nicht gleich zu unbekanten Materien, und zu verborgenen Kräften seine Zuflucht nehmen, ob man gleich dadurch in den Stand gesetzt wird, ohne weiteres Nachdenken, jede Naturbegebenheit zu erklären; denn wozu hilft mir eine Erklärung, die eben so dunkel, als die zu erklärende Sache selbst ist? Wird der, der nicht einsiehet, woher der glänzende Schnee so schön weiß ist, klüger, wenn ich ihm sage: das macht die weiß machende Kraft! — Und doch hat man sich bei den wichtigsten Naturbegebenheiten auf diese Art geholfen. Kaum wurde die Elektricität mit ihren besondern Wirkungen entdeckt; so suchte man gleich die Gründe davon in einer unbekanten Materie, und diese Meinung hat so viel Beifall gefunden, daß sie jetzt

fast durchgehends von allen Physikern behauptet wird; woraus aber diese Materie bestehe, und wie sie so besondere Wirkungen hervor bringen könne, darüber ist man sehr uneins. Die mehrsten behaupten, daß sie ein eigenes, äußerst feines und elastisches Fludium sey, das allenthalben im Weltall ausgebreitet wäre. Aber durch diese Meinung bin ich noch um nichts klüger; denn wie viele äußerst feine und elastische Fluida giebt es nicht? Auch sind die Gründe, worauf diese Meinung beruhet, bei weitem nicht hinreichend, mich von ihrer Wahrheit zu überzeugen. Die Ursach der Elektricität kan wohl nichts weniger, als ein ganz eigenes Fluidum seyn. Sie scheint vielmehr ihren Grund in der Atmosphäre der Körper zu haben. Zu dieser Behauptung geben die Körper selbst Veranlassung, denn auffallend ist es, warum wohl nicht alle Körper elektrisch sind, und es doch durch Mittheilung werden können. Man untersuchte daher genau den Unterschied zwischen beiden, und hat durch viele Beobachtungen herausgebracht, daß alle Körper, die eine Atmosphäre haben, auch ursprünglich elektrisch, welche aber keine haben, nicht elektrisch sind. Alle Körper aber, bei denen man eine Atmosphäre antrift, enthalten auch Phlogiston, oder das allerfeinste aufgelößte Oel, mit dem sich viele Feuertheile verbunden haben; je mehr oder weniger sie davon enthalten, desto stärker oder schwächer pflegt auch ihre Elektricität zu seyn. Reibe ich nun einen solchen Körper, so setze ich dadurch seine Feuertheile, und mit ihnen sein Phlogiston, in Bewegung. Die herausströmenden Feuertheile sind im Begriffe sich davon zu begeben, weil ihnen aber die Atmosphäre mehrere Berührungspunkte, als die Luft giebt; so müssen sie sich in derselben aufhalten. Indes zur Ruhe können sie darin nicht kommen, sondern sie werden in einer beständigen Zirkelbewegung um den Körper fliegen, sich wieder in ihn hinein ziehen, und aufs neue herausströmen, und eben hierdurch leichte Körperchen anziehen und von sich stoßen. Diese Bewegung der Feuertheile kan man bei einer elektrischen Kugel deutlich wahrnehmen; auch ist sie ganz natürlich, indem die Atmosphäre die Centripedal-, und die ihnen mitgetheilte Geschwindigkeit die Centrifugalkraft ausmacht; aus der Wirkung dieser beiden Kräfte aber eine Zirkelbewegung entstehen muß. Jene nun schon in eine heftige Bewegung gesetzte Feuertheile bedürfen nur noch eine sehr geringe Verstärkung, um die äußerst feinen Gefäße ihres Phlogistons zu zersprengen und sich zu entzünden. Diese erhalten sie durch den Druck, den ein fester Körper verursacht, wenn er an den in hohem Grade elektrischen Körper stoßt. Die a) Elektricität hat also ihren Grund in der Atmosphäre der Körper,

a) Kan also wohl unmöglich, wie der Hr. Dr. Kühn in seiner Geschichte der medicinischen

per, die Materie selbst ist Phlogiston. Die nicht ursprünglich elektrischen Körper werden also unter keiner andern Bedingung eher elektrisch werden, bis man ihnen eine Atmosphäre gegeben hat, und diese erhalten sie gleich, wenn man ihnen Phlogiston mittheilt. Durch Annahme dieser Meinung, die sich auf Vernunftschlüsse, Versuche und Erfahrung gründet, kan man alle vorkommende Ereignisse bei der Elektricität erklären, dahingegen bei einer angenommenen ganz eigenen elektrischen Materie vieles dunkel bleibt. Ich mögte z. B. wissen, wie die Vertheidiger derselben sich helfen wollen, wenn sie die Wolken, oder die Luft, als ursprünglich elektrische Körper annehmen, und die Natur unter dem stärksten Regen elektrische Wirkungen hervor bringen lassen, da doch bekantermaaßen die geringste Nässe die Elektricität aufhebt, und zwar aus dem guten Grunde, weil alsdann die verdickte Luft den Feuertheilen, welche aus dem elektrischen Körper strömen, eben so viele Berührungspunkte giebt, als seine eigene Atmosphäre. Es muß also wohl die Entstehung des Blitzes aus andern Ursachen entspringen, als der Funke beim Elektrisiren. Wer übrigens bedenkt, daß saure Salze, wenn sie sich mit verdickten Oelen mischen, gleich eine lebhafte Flamme erzeugen b), wird, ohne Hülfe der Elektricität, die Entstehung des Blitzes erklären können.

Wenn nun ein nicht ursprünglich elektrischer Körper dadurch elektrisch wird, daß man ihm Phlogiston mittheilt: so müssen zur Zeit des Gewitters unter gewissen Bedingungen in freier Luft aufgerichtete, oder an seidenen Schnüren hängende eiserne Stangen, sogleich elektrisch werden; denn Phlogiston ist alsdann genug in der Luft enthalten, und gern verbindet es sich, wegen der vielen Berührungspunkte, die ihm das Eisen giebt, mit ihm, dies geschiehet auch würklich, unzähliche Versuche bestätigen es. Aber eben deswegen, weil jene Stangen elektrisch werden, ist man auch dadurch im Stande, Blitzableiter zu verfertigen. Wenn ein solcher Leiter auf einem Gebäude stehet, so sauget er einen großen Theil brennbarer Dünste, die sich in seiner Nachbarschaft befinden, ein, wird äußerst elektrisch, und erhält hiedurch einen sehr starken Dunstkreis, welcher der beste Weg für den Blitz ist. Denn je stärker und größer der Dunstkreis eines Körpers ist, desto eher wird er vom Blitz getroffen. Eben daher

cinischen und physikalischen Elektricität behauptet, eine in allen Körpern befindliche Flüßigkeit seyn; denn sonst mögte ich wissen, warum nicht alle Körper ursprünglich elektrisch sind, und es doch durch Mittheilung werden können.

b) Wie man solches deutlich sehen kan, wenn man den rauchenden Salpetergeist mit Nelken- oder einem andern verdickten Oel zusammen giebt.

komt es, daß die Eiche weit häufiger vom Blitz getroffen wird, als der Wallnußbaum, denn jene hat eine starke, dieser eine äußerst schwache Atmosphäre c). Die Atmosphäre aber giebt dem Blitze mehrere Berührungspunkte, als die Luft, verschaft ihm Nahrung, er muß sich daher nothwendig nach ihr ziehen. Das zuerst in der Luft entstandene Fünkchen des Blitzes brennt so lange, als es in einer Reihe fort brennbare Dünste antrift. Gehen diese nun bis zu einem festen Körper, so fährt er mit der größten Heftigkeit in denselben, und je mehr er durch seine Dichtigkeit widersteht, desto stärker wird er auf ihn wirken und ihn zernichten. Habe ich nun durch einen Leiter einen großen Theil der um mein Haus befindlichen brennbaren Dünste gesammelt, und die ihn umgebende Luft damit angehäuft: so kan der in der Nähe entstehende Blitz das Haus nicht treffen, sondern er wird sich auf einem weit bequemern Wege nach dem Leiter ziehen, und auf diese Art nach einem Orte geleitet, wo er beim Abblitzen keinen Schaden mehr thun kan.

Dies wären also in gedrungener Kürze die Gründe, weswegen man den Blitz ableiten kan. Es ist jetzt meiner Absicht zuwider, durch hinzugefügte Beispiele und weitläuftigere Auseinandersetzung diese Theorie noch wahrscheinlicher zu machen. Mag nun auch Jemand diese, oder eine andere Meinung annehmen: so wird doch jeder so viel eingestehen müssen, daß zur Zeit des Gewitters wirklich eine brennbare Masse in der Luft befindlich sey, und daß diese Masse durch einen Körper, mit welchem sie sich lieber, als mit der Luft, verbindet, aus ihr gezogen und abgeleitet werden könne.

Aber wo ist dies beim Gefrieren? Beim Gefrieren ist nichts in der Luft, was abgeleitet werden könte. Kälte und Frost entstehen, wenn man den Körpern ihre Feuertheile nimt, und ihnen dadurch ihre Wärme raubt. Denn Wärme ist weiter nichts, als ein geringer Grad von Bewegung der Feuertheile in einem Körper, welches durch Reiben hervorgebracht wird. Eine kalt machende Materie aber, ob sie gleich von verschiedenen Physikern behauptet wird, ist in der Natur nicht. Nur zu wenige Einsicht von den Kräften derselben hat jener Materie ihr Daseyn gegeben. Man fand nemlich verschiedene Ereignisse beim Gefrieren, die sich, nach einmal angenommenen Grundsätzen, nicht gut erklären liessen, und so war denn jene Materie das beste Hülfsmittel. Ich will einige Beispiele hersetzen: So

fährt

c) Mögte doch diese wichtige Wahrheit bekanter unter dem Landmann seyn, der grade den Eichenbaum am liebsten um und nahe bei seinem Hause zu pflanzen pflegt, und eben hiedurch dem Blitze Veranlassung giebt, am ersten und leichtesten seinen Gebäuden zu schaden.

führt man an: die höchsten Berge, in den heissesten Erdstrichen, sind auf ihren Spitzen mit ewigem Eise und Schnee bedeckt, zum deutlichen Beweise, daß sich die kaltmachende Materie in einem sehr starken Maasse in den höhern Luftgegenden aufhalte; denn sonst wäre dies unerklärbar, da doch die Spitzen der Berge der Sonne näher liegen, als die untern Thäler, und den ganzen Tag von ihr beschienen werden. Allein, bei Behauptung dieses Satzes hat man nicht bedacht, daß die Luft desto dünner wird, je höher sie stehet. Die äußerst dünne Luft also, welche die Spitzen hoher Berge umgiebt, kan nur sehr wenige Feuertheile in sich enthalten. Woher solte dann die Wärme kommen? Etwa durch das stete Bescheinen der Sonne? Aber die Sonnenstralen sind ja nicht selbst Feuer, sondern können nur, durch ihren starken Stoß, die in dem Körper enthaltenen Feuertheile in Bewegung setzen, und eben dadurch Wärme und Hitze verursachen. — Ferner fand man, daß gefrorne Sachen, wenn sie aufgethauet waren, einen andern Geschmack erhalten hatten. Man schloß daher, wenn bloß Beraubung der Feuertheile die Ursach des Gefrierens ist; so müssen die gefrornen Sachen im Geschmacke dieselben bleiben, wenn man ihnen das vorher besessene Feuer wieder giebt. Aber dies verhält sich nicht so; es muß daher wohl eine eigene Materie seyn, die das Gefrieren verursachet, und den Geschmack verdorben hat. Allein, der Geschmack einer Sache rührt von der verschiedenen Mischung ihrer Theile her. So oft ich ihre Mischung ändere, so oft erhält sie auch einen andern Geschmack, und gerade dies geschiehet durch das schnelle Aufthauen der gefrornen Sachen. Nehme ich z. B. einen durch die Kälte zu Eis gewordenen Apfel, und bringe ihn in die warme Stube, so dringen die Feuertheile mit solcher Heftigkeit in ihn, daß sie die feinen Gefäße desselben zersprengen, dadurch seine Mischung ändern, und ihm einen andern Geschmack geben; daß dem würklich so sey, erhellet deutlich daraus, daß der Apfel seinen vorigen Geschmack behält, wenn ich ihn nicht so geschwind aufthauen lasse, sondern ihn zuerst in eiskaltes, dann in kaltes Wasser ꝛc. lege, und mich auf diese Weise bemühe, das zu häufige und schnelle Eindringen der Feuertheile zu verhüten, und dennoch ihm allmählig die vorige Wärme wieder mitzutheilen. Es giebt Beispiele genug in der Natur von Sachen, die ihren Geschmack verlieren, ohne daß fremde Theile hinzu kommen. Ein faules Ei ist in diesem Betracht sehr von einem frischen Eie unterschieden! Wer wird aber deswegen wohl behaupten wollen, daß die faul machende Materie Ursach davon sey? Nein! nicht sie, sondern die Wärme ist es, die die Mischung des Eies ändert, und seine Theile in Gährung bringt. Es würde zu weitläuftig seyn, mehrere Beispiele

herzusetzen; kurz, es giebt kein Ereigniß beim Gefrieren, das sich nicht solte erklären lassen, ohne zu einer gänzlich unbekanten, nicht beweisbaren, sondern bloß in der Einbildungskraft existirenden Materie seine Zuflucht zu nehmen.

Der Schluß folgt künftig.

Etwas zur Beantwortung des im 68ten Stück dieses Magazins enthaltenen Vorschlages: aus zwei Landesprodukten weiße Hüte zu machen.

Es war mir auffallend, aus jenem Aufsatze zu vernehmen, daß die darin beschriebenen so sehr nützlichen und bisher verkanten Produkte zur Verfertigung weißer Hüte so sehr brauchbar seyn solten, und ich stellte daher einige Versuche im Kleinen damit an, die mich belehrt haben, daß es nicht rathsam sey, Hüte daraus zu machen.

Es ist bekant, daß alles thierische Haar oder Wolle ein gewisses durch animalische Säfte erzeugtes Leben in sich enthält, vermittelst dessen es sich auch noch nach dem Tode des Thiers, wovon es genommen worden, erhält, und eine Zeitlang fortwächst. Diese in dem Haar oder der Wolle verhüllte Kraft, oder Leben, wie ich's nennen mögte, bewürkt allein die Krimpfung und das Zusammenziehen eines Huts, und schließt daher alle anderen vegetabilischen Arten Haare oder Wolle, von was für Art sie auch seyn mögen, wie untauglich davon aus. Man hat sich noch wenig um die Ursache dieses Zusammenziehens bekümmert, ob es gleich das einzige Fundament ist, worauf alles bei der Hutmacherei ankomt. Die wenigsten Hutmacher denken daran, und sind froh, wenn sie nur ihre Hüte glücklich zu Stande bringen. Ich glaube, daß dieses im thierischen Haar liegende Vermögen des Zusammenziehens eine elektrische Kraft seyn müsse, die, wenn sie durch das Reiben oder Walken bewegt worden, das Haar zusammen ziehet, und auf die Weise dem Hutfilz die Festigkeit giebt. Diese elektrische Kraft ist aber bei einigem Haar sehr verschieden. Bei Bieber- und Kaninchenhaar und Wolle ist sie stark, bei Hasenhaar aber sehr schwach; und erst vor 50 bis 60 Jahren entdeckte man sie von ungefehr dadurch daran, daß man an einem mit Scheidewasser überstrichenen Hasenfell, welches man um das verwundete Bein eines Pferdes geschlagen hatte, beim Abnehmen bemerkte, daß das Haar darauf durch die Nässe eingekrimpft war. Man kam daher auf den Einfall, dem Hasenhaar durch Beitzung oder Bestreichung die völlige Kraft des Zuges zu geben, und hiedurch

durch wurde es denn so sehr nützlich und brauchbar.

Alles Haar, das diese Eigenschaft nicht hat, und wäre es auch übrigens ein noch so schönes Landesprodukt, welches selbst dem Bieberhaar gliche, kan nicht zum Hutmachen gebraucht werden.

Was die weißen Hüte anbetrift, so bekenne ich selbst, daß alle die im 68ten Stück angeführten Schwierigkeiten der Verfertigung eines feinen und leichten weißen Huts von mittlerem Preise im Wege stehen, zweifle aber, daß solchen dadurch abgeholfen werden könne, wenn man diese Hüte aus Graswolle (Linagroſtis) verfertiget.

Es ist wahr, dieses an Weiße und Glanz der Seide sehr ähnliche und im Frühsommer ergiebige Produkt, hat zwar alle äußerlichen, keinesweges aber die innern dazu erforderlichen Eigenschaften. Die Bestandtheile des Wollengrases sind nicht die eines natürlichen Haares, sie sind wässerigt und mürbe, lösen sich nach dem Abfall der Wolle bald in der Nässe der Luft auf; und die Krimpfung fehlt ihnen gänzlich, mithin verbinden sie sich auch nicht, mit demjenigen, womit man sie etwa versetzen wolte, und haben eine Neigung zum Reissen und Brechen, die, ehe der Hut einmal zu Stande käme, ihn verderblich machen würde. Ueberhaupt wäre es Schade, wenn der größte Theil eines guten Gemisches diesem so geringen Zusatz forthelfen solte; welches auch nicht einmal Seide thun würde, ob sie gleich zwar keine vegetabilische Säfte, aber auch keine krimpfende Eigenschaft eines thierischen Haars in sich enthält.

Gleichergestalt verhält es sich mit der Schwarzpappelwolle (populus nigra). Sie ist zwar fein und weiß, enthält aber ebenfalls keine innere elektrische Kraft. Sie ist nach dem Abfall ein todtes Wesen, das weder Krimpfe annimt, oder mit mäßigem Zusatz einen haltbaren Filz liefert. Auch durch Beitze wird man beiden Produkten die Krimpfung nicht verschaffen können, sondern die Materie dadurch nur immer mürber machen. Unmöglich ist es daher (wenigstens mir gewesen), aus einem von Natur todten und leblosen Haar oder Wolle einen edlen, derben und dauerhaften Filz zu machen. Man siehet täglich Exempel, daß oft Hüte von dem gesundesten und kräftigsten Hasenhaar durch eine nur sehr geringe Misbehandlung brechen; wie viel mehr nun nicht von einem todten Haar?

Bringt ein Hutmacher seine guten Filzhüte unter dem fingirten Namen dieses neuen Produkts an, so wie mancher unter dem Namen eines Castors seine Hüte verkauft; so ist ihm diese Täuschung zwar nicht zu verdenken, wolte er sie aber würklich aus den beiden vorgeschlagenen Produkten machen, so würde den Käufer bald die kurze Dauer des Huts davon überzeugen, und künftig abschrecken.

Daß

Daß diese Wollarten durch eine gewisse Vermischung zu Handschuhen, Strümpfen u. d. gl. sehr brauchbar seyn, gestehe ich inzwischen gerne ein, denn hier wird sie zusammengesponnen, eins hält das andere, und bei der Bearbeitung ist wenig Nässe nöthig; beim Hutmachen aber muß sich die Materie durch gewaltsame Hitze und Nässe selbst zusammen arbeiten. Noch weniger zweifle ich, daß sie zum Papiermachen sehr nützlich seyn; weil solches kein Zusammenziehen, sondern nur eine erforderliche Auflösung zu den Eigenschaften einer Masse bedarf.

Man könte noch mancherlei vegetabilische Arten Wolle anführen, als z. E. die Schwarzdistelwolle, die sogenannte Deich- oder Schilfstangenwolle, welche letztere so ergiebig ist, daß oft ein Halm 2 Loth feine Wolle giebt, ferner unsere gemeinnützige Baumwolle, u. d. gl. m. Allein, sie enthalten alle nicht die innere Wirkung eines thierischen Haars, und sind daher zur Hutfabrikatur unbrauchbar. In Frankreich wird die so allgemein bekante Seidenpflanze, wegen ihrer Feinheit und Ergiebigkeit, in vielen Manufakturen verarbeitet, und wegen ihrer vortreflichen Farbe zu den sogenannten Cardinalshüten verbraucht. Der Herr Professor Mönch that daher vor etlichen Jahren den Vorschlag, sie zu den gemeinen Filzhüten zu gebrauchen; allein, es ging damit, wie mit allen dergleichen Wollarten, und wie er selbst schreibt, soll sie die Nässe in der Verarbeitung nicht vertragen, und die Hüte davon sollen brüchig werden. Man siehet also den natürlichen Unterschied beiderlei Arten Wolle, oder Haar, und kan man nach oberwähntem Grundsatz sicher schließen, daß alle vegetabilische Haarwolle, sie möge Namen haben und so fein seyn, wie sie nur immer wolle, mit keinem wahren Vortheil zu Hüten zu gebrauchen ist. —

Es wird also wohl immer einigen Schwierigkeiten ausgesetzt bleiben, einen weißen, leichten und feinen Hut um geringen Preis zu machen, weil die hiezu nöthigen Produkte theuer, und schwer zu haben sind. Da nun ein weißer Hut in gewissem Betracht des Sommers seine Vorzüge, bei schlechter Witterung aber auch seine Unbequemlichkeiten hat, so mag es wohl freilich manchen Hutmacher abschrecken, Versuche zu wagen, bei denen er befürchten muß, daß ihm seine Mühe und Arbeit nicht bezahlt werde. Solte er aber das Gegentheil sehen, so glaube ich nicht, daß es ihn verdrießen noch gereuen würde, Mittel auszufinden, gute leichte, feine, weiße Hüte für billigen Preis in Menge zu liefern.

Hannover. F. G. Gräven, Hutmacher.

Hannoverisches Magazin.

93tes Stück.

Freitag, den 20ten November 1789.

Ueber Blitz- und gegen Frostableiter.

(Schluß.)

Wenn im Winter die Sonne nur kurze Zeit des Tages unsern Erdstrich bescheinet, und ihre Strahlen noch dazu schief auf denselben fallen; so kan sie natürlicher Weise nur wenige Feuertheile in Bewegung setzen, und eben daher nur geringe Wärme verursachen. Kommen hiezu nun noch andere zufällige Dinge, als kalte Winde ꝛc. so müssen die Feuertheile desto eher zur Ruhe gebracht werden, und die Kälte wird alsdann einen hohen Grad erreichen. Denn, je mehr Feuertheile ich einem Körper raube, um desto stärker gefriert er auch. Die Salze besitzen besonders die Eigenschaft, daß sie vermöge ihrer Dichtigkeit viele Feuertheile in sich fassen, und zur Ruhe bringen können. Man kan daher durch ihre Hülfe die Kälte auf eine ausnehmende Weise vermehren. Wie aber eine kaltmachende Materie Gefrieren verursachen könne, ist ganz unerklärbar. Ihre Vertheidiger behaupten zwar, daß sie die Eigenschaft besäße, flüßige Körper gerinnend zu machen, und in feste zu verwandeln; aber dies kan mit nichts bewiesen werden. Sie behaupten ferner, die Theile jener Materie ständen mit den Feuertheilen in einem ewigen Streite, so, daß immer jene vor diesen, und diese vor jenen, fliehen müßten. Wo also, sey es nun von diesen oder jenen, der größte Theil ist, da ist auch der Sieg! Schön! — Nur Schade, daß es mit der Natur des Feuers gar nicht übereinstimmt, vor der Kälte zu fliehen, denn das Feuer, als ein äußerst elastischer Körper, muß sich nothwendig immer da am liebsten hinbewegen, wo es den wenigsten Widerstand findet, die Kälte aber widersteht ihm gar nicht. Es ist daher ein unwidersprechliches ewiges Naturgesetz, daß sich in Bewegung gesetzte Feuertheile stets nach der kältern Gegend ziehen müssen. Giebt es nun aber keine kaltmachende Materie, so ist es auch unmöglich, einen Frostableiter zu erfinden; denn wo nichts abzuleiten ist, kan auch nichts abgeleitet werden. In die den Baum

von allen Seiten umgebende kalte Luft müssen sich nothwendig die Feuertheile ziehen, welche durch die Circulation der Säfte bei den Bäumen in Bewegung sind, wahrlich, kein Strohseil wird dies verhüten. Der trockne Frost indeß pflegt selten, und nur einigen Arten von Bäumen zu schaden. Aber kurz vor dem Gefrieren hergegangene Nässe; auf große Kälte schnell folgendes Thauwetter; sogenannter Rauhfrost und kalte Nordwinde, verderben manchen Baum. Das beste Verwahrungsmittel, was man bisher dagegen weiß, ist: daß man die Wurzel des Baums gut mit Mist belegt, ihn selbst aber stark mit Stroh bewickelt, und wo es seyn kan, Matten vor ihm herziehet. Ein nach des Hrn. Gouvernialraths v. Bienenberg Vorschlag angebrachter Frostableiter verschaft gar keinen Vortheil; denn er kan, wie dies ein jeder leicht einsehen wird, weder die Bäume vor der Kälte schützen, noch zu schnelles Aufthauen, Rauhfrost und Winde von ihnen abhalten. Zu bedauren würden daher diejenigen Gartenliebhaber seyn, die durch diese Erfindung getäuscht (denn wer solte an dem Nutzen einer so öffentlich bekant gemachten, auf Erfahrung sich gründenden und fast von keinem noch widersprochenen Sache zweifeln) ihre Espaliers, Orangerie und übrigen zarten Gewächse, ohne weitern Schutz der Kälte aussetzen, und sie deswegen verlieren solten.

Jeden öffentlich hievor zu warnen, ist der Zweck dieses kurzen Aufsatzes. Solte sich indeß der Herr G. Rath von Bienenberg auf seine damit gemachten Versuche berufen, so bitte ich, uns erst zu beweisen, daß keine andere Ursache, die seine Bäume vor dem Froste hätte bewahren können, möglich gewesen wäre, als der Ableiter. Daß übrigens derselbe gerade Stroh und Wasser zu seinem Leiter gewählt hat, rührt vermuthlich von einem alten und bekanten Aberglauben her, daß nemlich diese Dinge Gegenmittel gegen die Kälte seyn sollen. Ich habe es sehr oft gesehen, daß man im Frühjahr Gefäße mit Wasser in die Gärten setzt, um dadurch den Frost aus der Luft zu ziehen. Wer dieses glauben kan, dem steht es frei; allein, ich mögte ihm nie dazu rathen, es öffentlich dem Publikum als ein untrügliches und Nachahmung verdienendes Mittel anzuempfehlen. Aber, könte man sagen, daß das Wasser die Kälte an sich ziehe, zeigen ja die beim Frostableiter gemachten Versuche; man findet nemlich, daß das Gefäß, worin der Leiter ging, weit stärker gefroren war, als die ohne Leiter nahe dabei gesetzten Gefäße. Allein, aus diesem Versuche folgt weiter nichts, als daß ein Gefäß mit Wasser, worin ein Strohseil steckt, etwas stärker gefrieret, als andere unter gleichen Bedingungen hingesetzte Gefäße, bei welchen das Strohseil fehlt; dies rührte vermuthlich daher, weil das Stroh das Wasser an verschiedenen Stellen länger offen erhält, und deswegen

wegen die kalte Luft stärker hineindringen, und ihm mehrere Feuertheile rauben kan. Aber vielleicht soll auch dieser Versuch nicht die Frost an sich ziehende Kraft des Wassers zeigen, sondern nur beweisen, daß das Strohseil geschickt sey, Frost abzuleiten. Freilich haben viele, schon seit alten Zeiten her, (versteht sich, ohne allen physischen Grund) dem Strohe solche wohlthätige Wirkungen zugeschrieben. Sie banden daher in der Neujahrsnacht Strohseile um ihre Bäume, in der festen Ueberzeugung, sie vor Frost zu bewahren, und ihre Fruchtbarkeit zu befördern.

Mislangen die Versuche, so mußten zufällige Dinge die Ursache seyn; gerieth aber das Obst, wehe dann dem, der diesen Segen nicht als eine wohlthätige Wirkung des Strohwisches ansehen wolte. —

G. Sk.

Beitrag zur Kenntniß deutscher Sitten und Gebräuche zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Aus einem Briefe.

Bei Gelegenheit einer Aufforderung im Journal von und für Deutschland wegen Mittheilung von Nachrichten solcher Prediger, die wider das Tabackrauchen öffentlich gepredigt hätten, theilte mir ein Freund eine kleine Schrift mit, aus welcher ich Ihnen, mein Freund, einiges mittheile. — Sie haben vielleicht Gelegenheit, dem Urheber jener Aufforderung mit diesen Nachrichten zu dienen; meine nächste Absicht ist aber auch, Sie mit diesem lächerlichen Zeuge, das einen Beweis der Dumheit und des Aberglaubens mancher sogenannten Seelenhirten damaliger Zeiten abgiebt, einige Augenblicke zu vergnügen. Jene Schrift führt den Titel: Allgemeine und der Zeit höchst nothwendige Sittenlehre, welche erstlich aus dem Grunde entdecket das große Verderben der Menschen, insonderheit in der heutigen Welt ꝛc. 1719. ohne Namen des Verfassers. — Sie scheint erst nach dem Tode desselben herausgekommen zu seyn, und aus einigen Anmerkungen des Herausgebers erhellet, daß jener Tenhart hieß, und zu Nürnberg (vermuthlich als Prediger) noch 1719 gelebt hat. Diese Schrift enthält: 1) Schilderung des großen Verderbens der Menschen zu den Zeiten des Verfassers. — Sehr weitläuftig hält sich derselbe über die fehlerhafte Erziehungsmethode seiner Zeit auf. — (Hier sagt er in der That manches Wahre, was noch in unsern Tagen beherzigt zu werden verdiente.) Dann eifert er gewaltig wider die Modesucht und den Luxus; und beschließt

mit gewaltigen Drohungen und Ermahnungen. 2) Ein Brief an die eigen- und kreaturliebige Menschen; sonderlich an die Hunde- und Katzenliebhaber. 3) Warnung an die Tabacksbrüder. Dieser letzte Artikel ist es, aus dem ich Ihnen Bruchstücke, mit getreuer Beibehaltung des Stils, vorlegen will. „Als ich, sagt der Verfasser, etliche Menschen sahe Tabacktrinken, sprach der Herr zu mir Unwürdigen: Menschenkind! siehest du den Gräuel der Verwüstung, welcher sich in der Menschen Herz verborgen gesetzt, und sich als einen Gott anbeten lässet durch das vielfältige und verdammte Tabacktrinken und Tabackschnupfen; daran sich bald alle Menschen durch Betrug und List des Teufels gewöhnet haben; und diesen stinkenden Tabacksgott ohne Unterlaß anbeten und verehren? — Merkt es doch! liebwerthe Menschen, wie ihr als Tabacksbrüder und Tabacksschwestern alle, ja alle vom Teufel betrogen seyd; — denn schauet, wie diejenigen, die allerlei Speisen fressen, davon sie dick und fett werden, ein Zeugniß ablegen, daß der Bauch ihr Gott ist — also ziehet auch ihr durch dies Unkraut die Feueressenz in euch hinein, und blaset den Rauch zu einem Zeichen eurer Verdammniß wieder zum Munde hinaus ꝛc." — Wie schön ist dies gesagt! lieber Freund! — Der Herausgeber dieser Schrift muß ein eben so rüstiger Kämpfer wider den Taback gewesen seyn, als der Verfasser selbst; denn er hat es für nöthig gefunden, über diesen Artikel uns folgende Erläuterung zu schenken. Es ist in der That erschrecklich, sagt er, daß so gar viele, nicht allein unverständige Menschen, sondern auch die Herren Geistliche und andere, die geistlich seyn wollen, und in vielen Dingen gute Erkenntniß haben, sich vom Satan durch dies Unkraut betrügen lassen; und so zu sagen, Tag und Nacht an diesem Drecke saugen. —

Hören Sie nur noch eine kleine Probe von seinem Eifer wider die damalige Modesucht. — Es versteht sich, daß dies hauptsächlich von Nürnberg gilt; wo der Verfasser lebte. — Viele Aeltern, sagt unser eifriger Seelenhirte, sind vom Satan so verblendet, daß sie mit der gewöhnlichen Kleidertracht nicht zufrieden; sondern sie führen allerlei fremde Moden, und fremder Völker Kleider ein. — Sonderlich hat sich der Satan an das Frauenvolk gemacht. — Der Modeteufel kan ihnen die Kleider und Hauben nicht närrisch genug erdenken und angeben. — Da muß eine Maschehand auf den Hauben bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ohre, bald hinten, bald vorne aufgericht, bald die Läng und die Quer seyn; — bald müssen sie so — bald wieder anders seyn; damit es nur neue Moden heißt. — Da müssen die Schuhe und Pantoffel mit Absätzen erhöhet und hoch gemacht seyn, als nur immer möglich ist; und dieses alles nach dem Willen des Satans; damit sie eine lange Per-

son

son präsentiren, da können sie (nemlich die Schuhe) mit Gold und Silber, mit Bändern, Borten und Schnüren und mit anderm Zierrath nicht kraus, bunt und toll genug ausgemacht werden. Da haben sie nicht Schürze oder Röcke genug auf einander legen können, um sich nur recht dick zu machen – bis endlich die Reifröck dazu gekommen ꝛc. Zwar geschiehet solches bei dem Frauenvolk nicht allein; sondern auch bei den hoffärtigen Mannsbildern insgemein; die auch allerhand hoffärtige Modekleider tragen; — auch theils nicht wissen, wie sie ihre Füße auf den Gassen setzen sollen. – Da wollen sie sich auch noch nach dem Willen des Satans durch Haarkräuseln, Pudern, Perüken tragen u. d. gl. immer schöner machen, als sie von Gott erschaffen. —

Solte die Liebhaberei für Hunde und Katzen damals mit zum Modeton gehört haben? War vielleicht den Damen damaliger Zeit das Schooßhündchen ein so unentbehrliches Bedürfnis — als noch jetzt mancher Dame unserer Zeit? Wenigstens werden Sie aus folgender Stelle sehen, wie allgemein sie gewesen seyn müsse. — Die Hunde- und Katzenliebe, sagt Tenhart, hat sonderlich unter den so genannten Christen heutiges Tages so eingerissen, daß, wenn sie ausgehen, reiten oder fahren, so muß ihr Hund oder Hündlein als ihr verfluchter Abgott auch dabei seyn — ja der Satan hat sie so verblendet, daß sie solche wohl gar in die Kirche mitnehmen. — Darum wünsche ich, daß alle eure Hunde und Katzen, welche euren Seelen ein Gift seyn, auf einmal verrecken mögten — denn werdet ihr euch nicht zeitlich von dieser verdammten Hundeliebe los machen! so gebe ich für euer Seligkeit nicht einen Pfennig!!

Doch ich bin des Abschreibens müde, lieber Freund! — und auch Sie werden hoffentlich zur Genüge haben.

Braunschweig. J. G. F. S.

Den braunen Kohl vor dem Verfrieren zu bewahren.

Es giebt Winter, in welchen der braune Kohl, der grade in die Höhe steht, entweder zum Theil oder auch wohl ganz und gar verfrieret, so, daß kein einziger Strunk gut bleibt. Dieses war z. B. im Jahre 1784 1789 der Fall. Soll der braune Kohl auch bei dem stärksten Frost gut und frisch bleiben, so muß man ihn an die Erde legen, und dieses kan auf zweierlei Art geschehen. Man hebt entweder mit dem Spaden die Erde einer Hand breit tief und etwa zwei Zoll weit von der Wurzel des Kohls aus, drückt den Strunk nach der Seite, wo die Grube gemacht ist, zur Erde, scharrt wieder ein wenig Erde auf die Wurzel, tritt etwas feste mit dem Fuß

darauf, und bringt ihn dadurch platt an die Erde; oder man faßt den Strunk im Ausgange des Octobers, oder wenn man glaubt, daß es zu frieren anfangen werde, mit der Hand ungefehr in der Mitte, dreht ihn behutsam um, so, daß er beim Niederbiegen nicht abbricht, und biegt den Herzpoll so weit nieder, daß er auf die Erde zu liegen komt.

Von dem Kohl, den ich im Herbst vor dem letzten strengen Winter auf diese Art behandelt, ist mir kein einziger Poll verfroren, da hingegen aller Kohl, bei welchem diese Behandlung nicht geschah, gänzlich verdarb.

Ich bin hierin der Natur gefolgt, denn vielfältige Beobachtungen haben mich gelehrt, daß aller Kohl, der von selbst niedergefallen war, sich auch bei dem strengsten Frost gut erhalten hatte.

Achim. J. Röhne.

Vom Nutzen der reifen Gurken.

Die Gurken sind bekantlich in ihrer Art eine sehr nützliche Frucht; denn man kan sie auf mancherlei Art gebrauchen. Man macht sie in Eßig oder Salz ein, ißt sie wie Salat oder gekocht u. s. w. Allein, diesen mannigfaltigen Gebrauch macht man nur von ihnen, wenn sie noch nicht reif sind. Sind sie reif, und man hat die Körner herausgenommen, so hält man ihr Fleisch für unbrauchbar und wirft es weg, unerachtet man es doch eben so, wie das Fleisch der Kürbisse zubereiten kan, und es noch angenehmer und süßer schmeckt wie der Kürbisbrei. Auch kan man Kürbisfleisch mit der Hälfte oder einem Drittel Gurkenfleisch versetzen, wodurch das Muß merklich versüßet wird.

Die Gurken sind zu diesem Gebrauch gleich nach Michaelis, oder wenn sie bereits ganz reif, d. i. gelb sind, gut. Man nimt alsdenn die Körner und das inwendige schleimigte Gehäuse mit einem Messer heraus, welches sich auch leicht vom Fleische ablösen läßt, schält sie wie die Kürbisse ab, schneidet das Fleisch in Würfel, und bereitet es denn weiter zum Essen zu. Im Ganzen genommen, ist dieser Vorschlag nur eine Kleinigkeit: Aber warum soll man nicht auch das Geringe nutzen, wenn es gut und brauchbar ist.

Achim. J. Röhne.

Im 83sten Stück dieses Magazins S. 1327 ist der im Noth- und Hülfsbüchlein S. 26 gethane Vorschlag, ein Paar Hände voll Salz unter den Schnee zu mischen, wenn der Versuch, mittelst des Schnees allein den Frost aus einem erstarrten Gliede zu bringen, nicht gelingen solte, für gefährlich erklärt worden. Ich danke dem Herrn Urheber dieser Bemerkung für seine Aufmerksamkeit auf diesen Umstand, ersuche ihn und andere aufmerksame Leser um mehr solcher Erinnerungen, und bin sehr geneigt, sein Urtheil zu unterschreiben; so wie ich seiner Bitte an Sachverständige, jenes Recept zu prüfen und das Nöthige darüber bekant zu machen, beipflichte. Nur setze ich zu dieser noch hinzu, daß Aerzte, welche Erfahrungen darüber gemacht haben, bestimmen mögten, wie lange die Operation mit Schnee oder Eiswasser fortgesetzt werden muß, ehe alle Hofnung verloren, und was alsdenn zu thun ist, wenn Schnee und Eiswasser nicht helfen, und man den Grad der Kälte doch nicht durch Salz verstärken darf? Tissot erzählt einen Fall, wo das Schnee- und Eisbad sechs mal wiederholt und allezeit 1 bis 2 Stunden lang fortgesetzt, und dadurch Füße wieder hergestellt worden, die schon schwarz waren,

Gotha. K. Z. Becker.

Anekdoten.

Als Garrick das letztemal in Paris war, lud Preville ihn auf sein Landgut ein. Preville wurde für einen der vollkommensten Schauspieler des französischen Theaters gehalten. Garrick, der eben bei lustiger Laune war, that ihm den Vorschlag, in einer der Miethskutschen hinzufahren, die von Paris nach Versailles gehen, da Previlles Landgut an diesem Wege lag. Als sie sich eingesetzt hatten, befahl er dem Kutscher, zuzufahren, der ihm aber antwortete, er müßte erst seine volle Zahl von vier Person haben, so bald er die hätte, würd er fahren. Garrick kam auf einen Einfall, wodurch er zugleich seinem Kollegen ein Pröbchen von seiner Kunst geben wolte. Unterdessen nemlich, da der Kutscher sich nach andern Passagieren umsahe, hüpfte er aus der Thür, ging um die Kutsche herum, verstellte sein Gesicht und bot sich dem Kutscher als einen dritten Passagier an, ohne daß er das Geringste von dem Betruge merkte. Dies that er noch einmal, und wurde wieder, zu Previlles Erstaunen, als ein vierter Passagier angenommen. Nun sprang er zum dritten male heraus und redete

den

den Kutscher als Fremder an, der ihm aber mit grämlichem Tone antwortete, er habe seine Zahl schon voll und er würde wirklich ohne ihn abgefahren seyn, wenn nicht Preville herausgerufen hätte: da der fremde Herr nur ein kleiner Mann wäre, so wolten sie ihn noch mit einnehmen, und schon sehen, wie sie Platz fänden.

* * *

Hogarth nahm sich, wenige Monate vor der Krankheit, die seinem Vaterlande eine der vorzüglichsten Zierden raubte, die Ausführung eines Gemäldes vor, welches er sein letztes Stück nannte. Die erste Idee dazu stieg ihm in einer Gesellschaft auf, als das begeisternde Glas an seinem Tische herumging. „Mein nächstes Werk, sagte Hogarth, soll das Ende aller Dinge seyn." — „Nun, wenn das ist, versetzte einer der Gäste, so wird das Ihre letzte Arbeit seyn, denn mit dem Ende aller Dinge wird auch der Maler ein Ende nehmen." — „Das wird er, erwiederte Hogarth, mit einem schweren Seufzer, und darum, je eher ich mein Werk vollende, desto besser!" Er fing es also schon am folgenden Tage an, und arbeitete an der Zeichnung mit einem Fleiß, die eine Besorgniß zu verrathen schien, daß er die Vollendung derselben nicht ableben würde. Er vollendete es gleichwohl auf die sinnreichste Art, indem er alles, was irgend das Ende aller Dinge bezeichnen konte, zusammengruppirte: eine zerbrochene Flasche, — einen alten bis auf den Stumpf abgeschabten Besen, — die Kolbe einer Flinte, — eine gesprungene Glocke, — einen abgespannten Bogen, — eine in Stücken zerfallene Krone, — Thürme in Ruinen, — das Schild eines Wirthshauses, der Welt Ende genannt, herabstürzend, — den abnehmenden Mond, — eine brennende Karte der Weltkugel, — einen umfallenden Galgen, der Leichnam herausgefault, und die Ketten in zerbrochenen Stükken herabhängend, — Phöbus und seine Rosse todt in den Wolken, — ein zertrümmertes Schiff, — die Zeit mit zerbrochenem Stundenglase und Sichel, — eine Tabackspfeife in seinem Munde, deren letzter Dampf eben ausgeht, — ein aufgeschlagenes Schauspiel mit den Worten: Alle gehen ab, am Ende der Seite, — einen ledigen Geldbeutel, — und ein Concursinstrument gegen die bankerotte Natur. „Ganz gut so, rief Hogarth, nichts fehlt nun noch, als dies; indem nahm er in einer Art von prophetischen Wuth seinen Pinsel, und warf das Bild eines zerbrochenen Pallets hin.

„Finis, rief er jetzt aus, ich bin fertig — alles ist vorbei." Merkwürdig ist's, und vielleicht wenig bekant, daß er dies letzte Stück keinen Monat überlebte, und seit dem nie wieder das Pallet in die Hand nahm.

Hannoverisches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 23ten November 1789.

Wie die Lohgerbereien durch inländische Pflanzen, um die Eichen zu schonen, und fremde Materialien zu ersparen, fortzusetzen sind.

Der einreißende Holzmangel machet die Menschen je mehr und mehr sinnreicher, auf Mittel und Wege zu denken, wie demselben zu begegnen sey; deswegen hat man schon vorlängst in den öffentlichen Nachrichten einen Preis bestimmt, um die rechten Mittel zu erfahren, welche eine eben so gute Gerberlohe, als die Eichen- und andere Baumrinden geben. In der Mitte des Augustmonats 1753 ist dieser wichtigen Aufgabe durch den Hrn. Hofrath Gleditsch zu Berlin bereits Genüge geschehen, und zwar mit 8 neuen Arten von Lohgerberleder, welche von den Meistern für ächt erkant, und ohne die Eichen- und andere Baumrinden zu Stande gebracht worden. Auch diese sollen uns dienen, die Kenner wirthschaftlicher Begebenheiten auf weitere Spuren des Nachdenkens zu bringen. Vielleicht werden diese neuen Sorten von Lohgahrleder auch bei uns in Zukunft zu einem Beweise dienen, daß wir nach und nach die Eichen- und andere Rinden, wie mehrere fremde Materialien auch entbehren lernen. Zu mehrerer Erläuterung unserer Gedanken wollen wir in folgendem einen ganz kurzen Begrif 1) von der Gerberei, so weit wir sie kennen, und 2) von den Gerberpflanzen selbst, wie sie beschaffen seyn müssen, ertheilen.

1) Das **Gerben** oder **Gahrmachen** der Häute bestehet darin, daß diese, wenn sie zuvor vom Fleisch, Fett, Blut, Haaren und allen Unreinigkeiten gereinigt und gebeitzet worden, durch die Händearbeit des Gerbers und durch Hülfe besonderer Materialien dahin gebracht werden, daß sie die der Fäulung, dem Wurmstich und dem Mottenfraß unterworfenen Theilchen gänzlich ablegen und dermaßen derb gemacht werden, daß sie sich in ein brauchbares, theils festes, theils geschmeidiges Leder verändern.

Die vielerlei Leder aber lassen sich ganz bequem in drei bekante und gebräuchliche Hauptarten abtheilen, als:

1) in das **weißgahre**, 2) in das **ſämiſchgahre**, und 3) in das **lohgahre Leder**. Und folglich giebt es denn auch ſo viel Hauptarten von Gerbereien.

Alle Gerber von nur genannten drei Hauptarten haben anfangs einerlei Arbeit mit einander gemein, nemlich die **Vorarbeit**, vermöge derſelben werden die Felle und Häute der Thiere 1) vom Blut und Unrath rein gewaſchen, 2) durch den Aeſcher, d. i. durch eine Beitze von Kalch, gelöſet, oder mit Sand und Salz dahin gebracht, daß ſie die Haare oder Wolle gehen laſſen. Der Gerber nennt dieſes abſchwitzen. Und endlich 3) daß dieſe von Haar und Wolle abgeſtrichenen oder noch einmal gerauften und von Fett und Fleiſch völlig gereinigten Häute fleißig abgeſpühlt, und wie bei etlichen, auf der glatten Seite, (der Narbe) etwas abgeſtoßen werden. Eine ſolche von Haaren entblößte Haut wird eine **Blöſſe** genennet, und zu guten und ſaubern Ledern beſonders ausgeleſen.

Die beiden erſten Arten der Gerbereien gehen wir um deswillen vorbei, weil ſie ſich in ihren folgenden Arbeiten ſolcher Materialien bedienen, welche in allen drei Naturreichen zu Hauſe ſind, als Alaun, Küchenſalz, Weinſtein, Kleie, Mehl und Fiſchtrahn. Die Lohgerberei hingegen giebt uns Gelegenheit, von ihr ein mehreres zu ſagen, da ſie ſich der wohl getrockneten Pflanzen oder ihrer Theile ganz allein bedienet, aus welchen allein die eigentliche Lauge oder Lohe zur Lederart gemacht wird. Dieſe unterſcheidet ſich wieder in vier beſondere Arten, als: 1) in die **gemeine Lohgahre**, 2) die **Juchtengahre**, 3) die **Corduangahre**, und 4) in die **Saffiangahre**.

Alle **Lohgahren** oder **Gewächslaugen**, durch deren Hülfe die Häute zu Leder gemacht werden, ſind entweder **kalte** oder **warme**. Die **kalte Lohgahre** iſt die einfacheſte und leichteſte, aber auch die langſamſte. Sie wird bei den ſchweren groben Pfund- und Sohlledern gebraucht, und beſtehet darin, daß man die Häute mit dem groben Pulver von Eichen- oder **Birkenrinden** abwechſelnd in hölzerne Gefäße einleget, oder in die Erde und Gruben bringet, wo man ſie über und über damit beſtreuet. Die Bearbeitung wird etlichemal wiederholet, bis ſich die Häute völlig in ein brauchbares Leder verwandelt haben, welches je zuweilen nach Verlauf eines Jahres geſchieht. Die Gerber, welche die Häute mit dieſer Gahre bearbeiten, werden auch **Rothgerber** genennet, und die Eiche, die die Rinde dazu giebt, die **Rotheiche**. Die Art, die Häute **warm** zu gerben, iſt mühſam, aber auch kürzer, als die vorhergehende. Man begießt in hölzernen Gefäßen die Lohe mit lauwarmem Waſſer, in welches die rein gewaſchenen Häute gebracht und fleißig gerühret werden. Nach 8 Tagen wird die Brühe abgezapft, gewärmt, auf neue Lohe gegoſſen, und den Häuten wieder gegeben. Damit fährt man ſo lange fort, bis die

die wirksamsten Bestandtheile aus der Lauge die Zwischenräume des Gewebes dermaßen durchdrungen und die Fasern durch ein Zusammenziehen diejenige Festigkeit, Steife und Stärke erhalten haben, daß sie sich völlig in lohgahres Leder verwandeln, welches denn zum Trocknen aufgehangen, und an den Lederbereiter zum Zurichten gegeben wird.

Die Juchtengahre kan bei uns auf eine so wohlfeile Art schwerlich, oder gar nicht unternommen werden, als bei den Russen. Und der besonders eigene Geruch des rußischen Juchtens komt von zwei brandigten und schmierigen Oelen her, womit dieses Leder bei der Zurichtung beschmieret wird.. Das eine ist das Kienpastenöl (Ledum) das andere aber das Birkenrindenöl, welches schwarzer Degend oder Dögend, von dem gemeinen Mann aber schwarzes Degenöl genennet wird.

Beim Corduan- und Saffianmachen, zu welchem eigentlich Bock- und Ziegenhäute gebraucht werden, wird bei dem erstern der Schmack, d. i. die getrockneten Blätter und Zweige des Gerber- oder Färberbaums, bei dem zweiten aber der Gallus verarbeitet. Die Häute werden halb Dutzendweise zusammen genähet, ins lauwarme Wasser gebracht, und mit vorbesagten gröblich gestoßenen Pulvern dieser Unterschied beobachtet, daß die glatte Seite des Corduans auswärts, des Saffians aber inwärts gebracht werden muß.

Der angenommen Ordnung nach muß nun auch

2) von den zum Gerben dienlichen gemeinen inländischen Gewächsen selbst etwas gedacht werden.

An solchen Gewächsen, die an statt der Eichen- und Birkenrinden, oder an statt des Schmacks und Gallus bei den Lohgerbern würklich können gebraucht werden, finden wir in den Churſächsischen Landen eben so wenig Mangel, als in den Königl. Preußischen und Churbraunschweigischen Ländern. Etliche sind sehr stark und grob, u. folglich vor allen andern die brauchbarsten. Andere aber sind viel feiner und schwächer, als jene, und also auch viel schlechter, als die ersten. Genug, wenn man in denselben eine Kraft zu verdicken und zusammen zu ziehen antrift. Folgendes Verzeichniß von den vorzüglichsten Arten derselben kan an statt aller übrigen hinreichend seyn, welches die neuern Erfahrungen vielleicht gar bald vermehren werden.

1) Comarum palustre. Linn. Quinque folium palustre rubr. Bauh. Roth-Fünffingerkraut, Wasser-Fünffingerkraut. Wird im Sommer nach der Blüthe gesammelt. Es wächst in tiefen sumpfigen Orten, zwischen den Wäldern und auf moosigen und torfigen Pfülen.

2) Spiræa ulmaria. Linn. Regina prati. Dod. Barba capræ florib. compactis. Bauh. Geißwedel, Geißfuß, Geißbart. Wächst häufig in dem tiefen

sen und nassen schattigen Gebüsche um die Gräben.

3) Spiræa Filipendula. Linn. Filipendula vulg. Bauh. Saxifragia rubra Officin. Rother Steinbrechfilipendel. Wächst auf trockenen Wiesen, Hügeln und sogar in Heiden, auf warmen Grasplätzen.

4) Spiræa Aruncus Barba capræ fl. oblongis. C. B. Drymopogon. Rupp. Waldbart. Wächst auf den Gebirgen, und ist in den Untererzgebirgen häufig zu finden.

5) Potentilla Anserina. Linn. & Bauh. Gänserich. Ist überall anzutreffen.

6) Potentilla argentea. Linn. Quinque folium fol. argenteo. Bauh. Grosses Stein-Fünffingerkraut, Fünffingerkraut mit weißen Blättern. Wächst überall an unbebaueten Orten bei den Dörfern und Landstraßen in leichtem Boden.

7) Tormentilla erecta. Linn. & Officin. Tormentillwurzel. Ist ein gemeines und bekantes Gewächs.

8) Geum urbanum. Linn. Caryophillata vulg. Bauh. Benedictenwurzel. Nelkenwurzel. Ist überall auf dem Lande in Büschen und Hecken zu finden.

9) Geum rivale. Linn. Caryophillata aquatica, natante fl. Bauh. Bergbenedictenwurzel. Wasserbenedictenwurzel. Wird auf sumpfigen Wiesen und dergleichen Gebüschen gefunden.

10) Fragaria. Erdbeeren. Erdbeerkraut.

11) Agrimonia. Odermenige. Bruchkraut. Ist an vielen Orten häufig anzutreffen.

12) Lythrum. Salicaria. Linn. Lisimachia spicata purpurea. Brauner Weiderich. Blauer Fuchsschwanz. Diese Pflanzen findet man an feuchten und niedrigen Orten, und werden wegen ihrer Blumen in Gärten unterhalten.

13) Archimilla vulg. Sinau. Frauenmantel. Löwenfuß. Diese hat ihre Oerter auf nassen, kalten und niedriegen Wiesen, um die Quellen, und kan mit geringer Mühe erbauet werden.

14) Sorbus aucuparia. Linn. Sorbus sylvestr. Cam. Vogelbeere. Eibischbaum. Epschen. Ebischbeeren. Von diesen werden die jungen ausgewachsenen Zweige mit dem Laube genommen.

15) Rubus fruticosus. Linn. Rubus vulg. B. Große Brombeerstaude. Hiervon werden die Keime und Blätter genommen.

16) Prunus spinosa. Linn. Prunus sylv. B. Schleedorn. Die unreifen Früchte und Rinde von den Wurzeln.

17) Rosa Canina & eylanteria. Linn. Die Feld- oder Heckrose, Hainbutten, nebst der Weinrose. Davon können die Blätter zum Gerben gebraucht werden.

18) Mespilus germ. Mespelstrauch. Von der wilden Stande nimt man die Zweige mit dem Laube.

19) Cornus Mas. Linn. Sylvestris mas. Bauh. Horlitzen. Cornelkirschen. Die Zweige mit den Blättern.

20) Vitis vinifera. Der gemeine Weinstock. Die abgeschnittenen wil-

den

H. L. (E.) 1908.

Nov. 23, 24, 25, 26, 27, 30, Dec. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31, 1909.

Jan. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Feb. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26.

March 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

April 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

May 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

June 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

July 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Aug. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Sept. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Oct. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Nov. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26.

Dec. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31.

1909.

Jan. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Feb. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28.

March 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

April 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

May 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

June 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

July 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Aug. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

Sept. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Oct. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Nov. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

Dec. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

1910.

Jan. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Feb. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28.

March 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

April 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

May 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

June 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

July 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Aug. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

Sept. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Oct. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Nov. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

Dec. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

1911.

Jan. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Feb. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28.

March 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31.

April 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

May 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

June 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

July 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Aug. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

Sept. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Oct. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Nov. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Dec. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

1912.

Jan. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Feb. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29.

March 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

April 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30.

May 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

June 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

July 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Aug. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Sept. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

Oct. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

Nov. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Dec. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

1913.

Jan. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

Feb. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28.

March 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

April 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30.

May 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

June 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30.

July 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

Aug. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Sept. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30.

Oct. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Nov. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30.

Dec. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

1914.

Jan. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Feb. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26.

March 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

April 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

May 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

June 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

July 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Aug. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Sept. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Oct. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Nov. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26.

Dec. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31.

1915.

Jan. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Feb. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28.

March 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

April 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

May 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

June 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

July 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Aug. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

Sept. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Oct. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Nov. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

Dec. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

1916.

Jan. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Feb. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29.

March 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31.

April 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

May 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

June 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

July 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Aug. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

Sept. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Oct. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Nov. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Dec. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

1917.

Jan. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Feb. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28.

March 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31.

April 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

May 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

June 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

July 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Aug. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

Sept. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Oct. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Nov. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Dec. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

1918.

Jan. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Feb. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28.

March 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

April 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30.

May 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

June 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

July 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Aug. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Sept. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

Oct. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

Nov. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Dec. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

1919.

Jan. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

Feb. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28.

March 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

April 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30.

May 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

June 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30.

July 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

Aug. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Sept. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30.

Oct. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Nov. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30.

Dec. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

1920.

Jan. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Feb. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26.

March 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

April 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

May 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

June 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

July 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Aug. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Sept. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Oct. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Nov. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26.

Dec. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31.

1921.

Jan. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Feb. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28.

March 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

April 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

May 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

June 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

July 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Aug. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

Sept. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Oct. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Nov. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

Dec. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

1922.

Jan. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Feb. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28.

March 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31.

April 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

May 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

June 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

July 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Aug. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

Sept. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Oct. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Nov. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Dec. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

1923.

Jan. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Feb. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28.

March 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31.

April 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

May 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

June 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

July 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Aug. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

Sept. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Oct. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Nov. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Dec. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

1924.

Jan. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Feb. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29.

March 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

April 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30.

May 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

June 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

July 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Aug. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Sept. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

Oct. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

Nov. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Dec. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

1925.

Jan. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

Feb. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28.

March 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

April 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30.

May 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

June 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30.

July 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

Aug. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Sept. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30.

Oct. 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Nov. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30.

Dec. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31.

1926.

Jan. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Feb. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26.

March 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 31.

April 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

May 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28.

June 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 29, 30.

July 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30.

Aug. 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31.

Sept. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30.

Oct. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 28, 29.

Nov. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26.

Dec. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31.

1927.

Jan. 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 31.

Feb. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18

welches die Felder an manchen Orten, ſeiner Menge wegen, genug ausſauget.

37. Hypericum vulg. Johanniskraut. Die ganze blühende Pflanze wird getrocknet.

38. Geranium ſanguineum. Blutwurzel. Das Kraut und die Wurzel haben gleiche Beſtandtheile. Dieſe Pflanze iſt an erhabenen hüglichten Orten, in den Vorhölzern und an den Hecken gar nicht ſelten.

39. Symphytum Officin. oder Conſolida major. Schwarzwurzel. Wallwurzel. Beinweller. Kraut und Wurzel werden geſammelt, wenn ſie im ſtärkſten Wachsthum ſtehen. Sie wollen wegen ihres groben und erdhaften Schleimes, bei der Anwendung wohl behandelt ſeyn.

40. Iris Pſeudo - Acorus. Linn. Iris paluſtris lutea. Tabern. Acorus adulterinus. Bauh. Gelber Waſſerſchwertel. Gelbe Teichlilien. Hiervon kan man die Pflanze oder die Wurzel noch beſſer gebrauchen. Die letztere giebt einen farbigten Saft, faſt wie rothe Rüben, und wird bei beſondern Lebergahren Dienſte thun.

41. Sparganium erectum. Linn. Sparganium ramoſum & non ramoſum. Degenkraut. Igelsknoſpen. Schwertel. Iſt in feuchten und ſumpfigen Gegenden überall gemein.

42. Quercus robur. Die Eiche. Anſtatt der Rinden, thun die jungen ausgewachſenen Zweige mit den Blättern, von Schneideleichen, ꝛc. die beſten Dienſte, ſie mögen zur kalten, trockenen oder warmen naſſen Lohgahre gebraucht werden.

43. Fagus ſylvatica. Büche. Rothbüche. Das Laub nebſt den Rinden ſind gut zu gebrauchen.

44. Betula Alnus. Die Eller oder Erle. Hiervon geben die Blätter und jungen Zweige eine Lohgahre.

45. Betula alba. Die Birke. Blätter und Rinden ſind zu gebrauchen.

46. Salix caprea. Linn. Salix latifolia rotunda. B. Die Werfte. Saalweide. Die Rinden von drei- bis vierjährigen Aeſten ſind ſehr brauchbar.

47. Carpinus Betulus. Linn. Weißbüche. Davon werden Blätter und junge Zweige geſammelt.

48. Pteris Polypodium mas. Linn. Filix mas. B. Johanniswurzel. Farrenkraut. Hiervon nimt man die Wurzel und das Kraut, wie bei der nachfolgenden Pflanze, den

49. Pteris Polypodium aculeatum. Linn. Filix aculeata major. Bauh. Spißfarren.

50. Cincinalis aquilina Pteris aquilina. Linn. Filix ramoſa major. B. Farrenkraut. Roßfarren. Hiervon wird das ausgewachſene Kraut in der Mitte des Heumonats geſammelt.

51. Equiſetum arvenſe. Kannenkraut. Katzenzagel. Das Kraut wird nach der Ernte auf den Feldern geſammelt.

52. Lichen pulmonarius. Linn. Muſcus pulmonarius. B. Lungenkraut.

Lun-

Lungenmuß. Wächst in den dicken Wäldern und den alten Eichen und Büchen.

Alle diese Gerbepflanzen sind bei uns gemein und oft überflüßig genug. Die rechten Gerbepflanzen, bis auf wenige, geben kein recht gutes Futter. Sie werden nicht an allen Orten, auch nur von etlichen Arten der Thiere gesucht, und insgemein bei besondern Jahrszeiten, in Ermangelung anderer, von ihnen genossen. In Ansehung ihres Unterschiedes, welchen die Grundmaterien machen, lassen sie sich in zwei Hauptarten abtheilen. Alle ihre Bestandtheile sind, überhaupt betrachtet, bei allen zusammen, an und für sich feuerbeständiger Natur, und zwar entweder erdhaftschleimige, oder erdharzigschleimige.

Die erste Art der wahren Lohgerbepflanzen, hat fast keinen, oder doch nur einen sehr schwachen Geruch. Der Geschmack aber ist herbe und zusammenziehend. Die von der andern Art haben in ihrer Vermischung außer den feuerbeständigen Theilen, bald ein schmieriges oder bitteres Wesen, bald aber auch einen gewürzhaften und balsamischen Geschmack. Daher ist es leicht begreiflich, was sie auf die vom Fett gereinigten und zuvor gebeitzten und gewaschenen frischen Häute für eine Wirkung thun können, wenn sie mit einer öfters aufgegossenen Brühe oder Lauge solcher Gewächse, oder auch nur mit ihrem gröblichen Pulver abwechselnd, so lange zusammen geschlagen und bearbeitet werden. Sie werden davon, als durch einen besondern Balsam durchdrungen, und ihre faserigen Gewebe zusammen gezogen, fester und dichter gemacht, daß sie hernach als ein wirkliches Leder der Fäulung und den Insekten sehr lange widerstehen können.

Zu diesem fügen wir noch eines der sichersten Kennzeichen, das die Gerbepflanzen von andern merklich unterscheiden kan. Dasselbe findet sich bei ihrem Pulver und den davon gekochten Brühen, wenn sie mit einem reinen Eisenvitriol vermischt werden. Man nimt die zu Pulver gemachte Gerbepflanze, und thut sie, entweder zu einem aufgelöseten reinen Eisenvitriol, oder man thut einen gewissen Theil von diesem Vitriol in eine mit einer Gerbepflanze gekochte Brühe, welche zuvor durch Löschpapier gegossen ist. Bei dieser Vermischung entstehet bald eine röthliche oder dunkelrothe, bald eine blaue oder auch schwarze Farbe u. s. w.

Der Schluß folgt künftig.

Schon

Schon vor mehreren Jahren wurde von dem Pastor Grasmann in einer Preisschrift der Nutzen des Kälberkrops zur Viehfutterung sehr angepriesen, und meldete er unter andern, daß er sich desselben zum Futter für seine Kühe, Kälber und Schafe, sehr vortheilhaft bediene, auch die Wurzeln für seine Schweine; und könne er das Kraut jährlich vier- bis fünfmal abhauen. Ich dachte damals mit diesem Gewächse einen Versuch zu machen, konte aber keinen Saamen erhalten, weil auf meinen Wiesen sich solcher nicht findet, gab mich auch um so eher dabei zufrieden, da ich an gutem Viehfutter keinen Mangel habe, und nachher von andern hörte, daß man den Kälberkrop dem Vieh für nicht gesund hielte. Wie ich endlich in diesem Magazin vom Jahre 1783 fand, daß der Kälberkrop als sehr schädlich angegeben wurde, welcher von keinem Vieh gefressen würde, und dessen Vertilgung mit allem Fleisse zu beschaffen sey; so glaubte ich, Herr Grasmann müßte vielleicht ein ganz anderes Gewächs gemeinet haben. Als indeß der Pastor Schmund in einer Preisschrift dem Kälberkrop eine neue Lobrede hielt, und behauptete, daß es noch dahin stehe, ob in Vergleichung des Klees, der erstere nicht gewinnen würde; so scheinet es mir der Mühe werth zu seyn, durch Proben zu bestimmen, ob die beiden Herren Prediger Recht haben, oder diejenigen, welche das angeführte Gewächs als sehr schädlich, vertilgen wollen; und ich wünschte, daß sich ein Landwirth finden mögte, der deshalb einen Versuch anstellte, und solchen demnächst bekant machte, zumal, da der Kleebau für einen Unerfahrnen seine Unbequemlichkeiten hat, und in manchen Fällen zurück schlägt.

S.

Anekdote.

Ein äußerst furchtsamer Mensch, der schon verschiedene mal zu Paris des Abends auf den Straßen beraubt war, wagte es gar nicht mehr, aus dem Hause zu gehen. Man rieth ihm, Pistolen bei sich zu tragen; allein er antwortete: die werden mir die Räuber gewiß auch wegnehmen.

Hannoverisches Magazin.

95tes Stück.

Freitag, den 27ten November 1789.

Wie die Lohgerbereien durch inländiſche Pflanzen, um die Eichen zu ſchonen, und fremde Materialien zu erſparen, fortzuſetzen ſind.

(Schluß.)

Nun komt es nur auf die Kenner und Liebhaber dergleichen Pflanzen ſelbſt an, ſolche zu rechter Zeit ſammeln zu laſſen, ſie bei dem inländiſchen Manufakturweſen weiter zu verſuchen, und richtig anzuwenden. Es wird aber auch nicht überflüßig ſeyn, hier von den erſten Ledern eine kurze Nachricht zu geben, welche mit etlichen von dieſen Gerbekräutern zu Berlin gemacht, und als ächtes Kaufmannsgut erkant worden ſind. Die wohlgerathenen Verſuche, durch welche der damalige Herr M. Klein neue lohgahre Lederarten aus Schaf- Hammel- Kalb- und Ziegenfellen hervorgebracht, ſind folgende:

1) Man nahm von dem klein geſchnittenen Kraute des Roßfarrens (Cincinalis) das im Heumonate geſammelt worden, 2 Hände voll; auf dieſes wurden den erſten Tag 2 Maaß ſcharf warm gemachtes Brunnenwaſſer gegoſſen, um es auszuziehen. Hierin legte man ein Viertel vom Schaffelle, da die Brühe lauwarm worden war, und ließ es täglich einmal rühren. Den 7ten Tag wurde die Brühe abgegoſſen, gewärmet, und wieder auf 2 Hände voll Kraut aufs neue gegoſſen. Das Fell, welches ſchon etwas bräunlich geworden war, ließ man 10 Tage lang in dieſer Lohe ſtehen, und zuweilen rühren. Den 10ten Tag kochte man die abgegoſſene Lauge abermals mit eben ſo viel vom Kraute, als zuvor; man ſchied die Lauge aber durch ein Tuch wieder davon, und legte das Fell von da an in die bloße ſtarke Brühe ohne Kraut. Eben dieſes wurde den 17ten Tag wiederholet, und den 18ten noch eine ſchwächere Lauge, die man aus dem ſchon einmal ausgebrüheten Kraute herausgezogen hatte, mit der vorigen warmen vermiſcht. Und den 20ten Tag wurden mit der gewärmten Lauge

zum letztenmal 2 Hände voll Roßfarrenkraut gebrühet, und das nunmehr völlig in Leder verwandelte Fell herausgenommen, von dem Gerber zugerichtet, und für gut erkant.

Der 2te Gerberversuch wurde mit Schaffell und dem im August gesammelten, wohlgetrockneten und zerschnittenen Kraute des braunen Weiderichs (Lythrum) nach Art des ersten Versuchs, mit einigen kleinen Veränderungen angestellt. Nach einer Stunde war das Fell von der Lohe schon angegriffen, und hatte eine rothbräunliche Farbe erhalten. Innerhalb 12 Tagen war es ein lohgahres, mulliches, schönes Leder, welches der Gerber für gut erkante, und zurichtete.

Zum 3ten Versuche wurde Schaffell, und das in der Blüthe gesammelte Kraut von Geißfuß genommen. Das Leder erlangte in 14 Tagen seine völlige Gahre, nach welchen man es zurichtete.

Zum 4ten Versuche wurde ein Stück von einem Kalbfelle, und das Kraut vom rothen Fünffingerkraute angewendet. Man hat das Kraut zweimal ausgelauget, und dreimal mit frischen Zusätzen abgewechselt. Die Lauge ist innerhalb 3 Wochen achtmal gewärmet worden, und hat in solcher Zeit ein gutes narbiges Leder gemacht.

Durch den 5ten Versuch, da man ein Viertel von einem Kalbfelle mit dem kleinen weißen aufrecht wachsenden Fünffingerkraute gerbete, erhielt man unter gleichen Umständen, und in eben der Zeit, ein Leder, das an Farbe und Güte mit dem vorhergehenden größtentheils überein kam.

Der 6te Versuch mit dem dritten Viertel vom Kalbfelle, und dem Kienpast, gab ein sehr gutes röthliches Leder, von einem besondern Geruche. Wenn man statt des Kalbfelles ein Ziegen- oder Schaffell dazu nimt, erhält man ein recht schönes Handschuhleder.

Bei dem 7ten Versuche bediente man sich des Roßfarrenkrautes, und eines starken Ziegenfelles, woraus ein schöner Cordvan entstanden.

Der 8te Versuch geschah mit dem braunen Weidrich auf einem kleinen Ziegenfell. Das Leder wurde fein und gut und etwas braun.

Der 9te und 10te Versuch wurde mit einem Hamelfelle und mit Birkenblättern und Erlenlaube gemacht. Beide Leder fielen gut aus. Das letztere hellbräunlicher, als das mit Eichenlohe gegerbte zu seyn pflegt; das erstere aber etwas gelber, als das letztere. Die Güte war bei beiden aber einerlei.

Den 11ten Versuch machte man im Winter mit jungen Zweigen von Eichen, die samt den Blättern waren abgeschnitten worden. Die Lauge grif das Kalbfell sehr an, und gab ein Leder, das den beiden vorhergehenden gleich kam, aber dunkler war.

Diese Versuche werden genugsam erweisen, daß man mit andern einheimi-

heimiſchen Gewächſen auch recht wohl gerben könne, die nichts weniger als Eichenrinde, Schmak, Gallus u. d. gl. ſind. Allein, eben dieſe u. d. gl. Verſuche müſſen wiederholet werden. Sie erfordern bei ihrer weitern Anwendung Zeit, eine reife Ueberlegung und einen guten Willen.

Noch Etwas über den Bau und die Benutzung der Runkelrüben.

Die im 43ten Stücke dieſes Magazins befindliche Abhandlung, über den Anbau bemeldeten Gewächſes, verdient die größte Aufmerkſamkeit eines jeden denkenden Landwirths. Ich ſchmeichle mir daher vielleicht nicht ohne Grund, die Bekantmachung dieſes Aufſatzes, man ſehe ſelbigen als Zuſatz zu jenem, oder als ein eigenes für ſich beſtehendes Ganze an, werde, da in ſelbigem manches anders behandelt, manches näher erläutert wird, dem Oekonomen ein nicht unangenehmes Geſchenk ſeyn. Zuvor muß ich anzeigen, daß alles, was ich hier ſage, nicht mir gehört, ſondern erborgt iſt. Meine Miniatürverſuche kan ich nicht weiter in Anſchlag bringen, als in ſo fern, daß ſie, ſo klein ſie waren, der Erwartung entſprachen, welche ich mir bei Leſung des vorliegenden Aufſatzes machte. Mein ganzes Verdienſt, worauf ich allenfalls Anſpruch machen könte, iſt, wenn ich mich bemühe, die Methode meines Verfaſſers durch dieſe Blätter denen bekant zu machen, die die Schriften deſſelben nicht leſen, oder die nicht im Stande ſind, auf Bücher etwas zu verwenden. Um nicht zu weitläuftig zu werden, liefere ich nur einen Auszug des Ganzen, ſo viel, ohne der Deutlichkeit zu ſchaden, geſchehen kan. Wer mehr wiſſen will, wird auf die Quelle verwieſen, woraus ich ſchöpfte*).

Außer den im 43ten Stück dieſer Blätter bemerkten Namen der Pflanze, welche beſchrieben werden ſoll, nennt ſie mein Autor auch Rangen, Dickrüben, Viehrunkeln, lat. Beta rubra radice rapacea, und ertheilet dieſer Rübe und deren Nutzen für Maſt- und Melkvieh, das ihr gebührende Lob. Er ſagt ferner, die Runkelrübe iſt eine Abart von den Mangoldgattungen, von welchen ſie ſich, durch ihre außerordentlich dicke rübenartige Wurzel, merklich unterſcheidet; die, wenn ſie nicht fehlerhaft iſt, wohl Wurzelfaſern, keinesweges aber Nebenwurzeln oder Zacken haben muß. Dieſes iſt, wie bekant, bei allen Wurzelgewächſen ein Fehler, welcher durch unrechte Behandlung derſelben, mehrentheils veranlaßt und bei ächtem Saamen faſt immer dadurch vermieden wird, daß das zu allen Wurzelgewächſen beſtimmte Land keinen ſichtbaren Miſt mehr in ſich habe, und tief und fein gegraben werde.

Um

*) Discau Vortheile in der Gärtnerei, 6te Sammlung. Coburg 1786.

Um nun wirklich gute Runkelrüben zu ziehen, da man mit dem gekauften Saamen so oft hintergangen wird, ist es nothwendig, sich einige Kenntnisse von der wirklich ächten Sorte zu erwerben, um davon selbst Saamen zu erziehen. Außer den oben angeführten Kennzeichen, ist noch ein Beweis der ächten Sorte, wenn die Stiele der Blätter nicht wie beim Mangold, breit, sondern mehr rund, wie bei den rothen Rüben, sind.

Endlich giebt noch die Farbe ein Merkmal von der ächten Art. Man hat nemlich dreierlei Farben von diesen Rüben, als weiße, gelbe und rothe. Eben so sind die Blätterstiele gefärbt. Sind die Blätter der rothen Art sehr braun und die Stiele fast so dunkelroth, als an den rothen Rüben: so ist die Wurzel gewiß mehr rothe als Burgunderrübe. Sind letztere hingegen etwas helle, dabei glänzend und etwas breit, wie sie von rechtswegen seyn sollen, so stammt sie vom Mangold in gerader Linie ab.

Es liegt, wie ich nicht zu beweisen brauche, recht viel daran, daß man bei rechter Kultur eines Gewächses, selbiges auch in möglichster Vollkommenheit erziehe, und den meisten meiner Leser wird bekant seyn, wie viel guter und vollkommen ächter Saamen dazu beiträgt. Ich rathe also, selbigen selbst zu erziehen. Man suche sich daher die stärksten Wurzeln, die röthlich, gerade und ohne Nebenzacken sind, aus, untersuche die Farbe und Form der Blätter, und verwerfe durchaus jede, welche auch nur den kleinsten Fehler hätte. Diese Rüben, wovon eine geringe Anzahl vielen Saamen giebt, setze man im Frühjahr, wenn keine starke Fröste mehr zu besorgen sind, in gutes, aber nicht frisch gedüngtes saamenreiches Land, 2 bis 3 Fuß ins Quadrat, daß deren 3 in 2 Reihen also zu stehen kommen ∴. Sie weiter aus einander setzen, ist mehr nützlich als schädlich, nicht aber das Gegentheil, wodurch ihnen die nöthige Nahrung, Luft und Sonne entzogen, und der Saamenernte merklich geschadet wird. Dieses geschiehet auch, wenn sie an eine Mauer gepflanzt und nur mit einer vorgebundenen Stange vor dem Umfallen geschützt werden. Besser ist die erste Art, und das Festbinden an mannshohen Stangen. So bald die Saamenkapseln gelb oder braun werden, schneidet man, da selten alle zugleich reifen, die reifenden Stengel ab, und hängt sie zum Nachreifen unter ein luftiges Obdach.

Die beste Zeit zur Aussaat des Saamen ist in der letzten Häfte des Mai's oder Anfangs April. Länger damit zu warten, ist, da der Saame langsam kömt, gefährlich, da zu Erziehung recht großer Rüben, das möglichst frühe Versetzen nothwendig ist. Selbige aber schon im Herbst in der Hofnung aussäen wollen, um daraus recht frühe Pflanzen zu erziehen, hilft nichts; denn außer, daß mir der Saame weit später aufging und vieler ganz ausblieb, steht noch mit Recht zu befürchten, daß, wenn auch die Pflanzen gehörig wüchsen, und in

den

den ersten Frühlingstagen die beste Hofnung geben, entweder späte Fröste sie verderben, oder wenn dieses nicht geschehen solte, sie doch nach dem Verpflanzen, wo nicht alle, doch gröszten Theils noch in diesem Sommer, also zur Unzeit in Saamen schieszen, und die ganze Hofnung verloren geht.

Ein im vorigen Sommer gut gedüngtes, etwa zu Kohl oder dergleichen Gewächsen, welche starke Düngung erfordern, benutzter Acker, welcher bereits im Herbst gegraben worden, ist ihnen am zuträglichsten.

Ist der Saame, wie er es denn bei sorgfältiger Erziehung seyn wird, vollkommen: so säet man ihn besonders schon deswegen, weil aus den zu säenden Saamenkapseln mehrere Pflanzen auf einer Stelle aufgehen, sehr dünne. Stehen dieselben zu dicht: so leiden sie, drängen sich unter einander zu sehr in die Höhe, werden spillbeinig und legen dadurch den Grund zum unzeitigen Aufschieszen. Ausserdem aber sind sie so weichlich, daß beim Verpflanzen viele zu Grunde gehen, und durch Nachpflanzen mit Mühe ersetzt werden müssen.

Andere stecken den Saamen gleich in gehöriger Weite an den Ort, wo er zur Pflanze erwachsen und stehen bleiben soll, und sparen dabei die Mühe des Versetzens. Man hat mich versichern wollen, die so behandelten Rüben wüchsen zu einer ansehnlichern Gröse als die Versetzten, mehrerer Vortheile nicht zu gedenken. Mein Verfasser hat diese Methode, wie er sagt, nicht versucht. Ich mögte selbiger aber wohl den Vorzug geben.

Wer die letzte Art annehmen will, zieht nach der Schnur 2 bis 3 Fuß von einander entfernte, nicht tiefe Rinnen, steckt ebenfalls auf jede 2 bis 3 Fuß drei Körner nur ganz flach eingedrückt in eben der Ordnung wie bei dem Pflanzen der Wurzeln zum Saamen bemerkt worden. Wo mehrere Pflanzen aufgehen, zieht man die schlechtesten weg, und läßt die besten stehen.

Sie wachsen in jedem Boden, er sey schwer oder leicht, wenn er nur gehörig fett ist und die Nahrung liefert, welcher sie reichlich bedürfen. Ein leichtes und dabei fruchtbares Erdreich ist auch ihnen, wie überhaupt allen Wurzelgewächsen am gedeihlichsten.

Wer mit dem Garten- oder Feldbau nur einigermaßen bekant ist, wird ohne mein Erinnern leicht selbst einsehen, daß dieses Gewächs nicht immer auf einem Felde gezogen werden kan, ohne schon im zweiten Jahre schlecht und im dritten völlig zu mis-rathen. Je mehr aber mit den Feldern gewechselt wird, und je seltener man sie auf die nemliche Stelle pflanzt, je besser ist es. Ein zum ersten mal damit bebauetes Feld giebt alle Zeit die reichste Ausbeute. Frische Düngung vertragen diese Rüben gar nicht, es sey denn mit Schlammerde, welche bereits ein Jahr auf Haufen gelegen und sich gebrannt hat. Fruchtbare Brachäcker schicken sich zu Erziehung dieses Gewächses sehr gut, und ver-

interesiren sich gewiß weit besser als wenn sie nach der noch nicht völlig abgeschaften Sitte ein Jahr wüste liegen und mit einer Heerde Schafen betrieben werden, welche auf diesen unfruchtbaren Steppen hungern müssen.

Will man die Methode wählen, sie vom Pflanzenbette zu versetzen, so geschehe dieses, so bald die Pflänzchen nur einigermaßen die Größe dazu haben, welches bei nicht zu später Aussaat zu Ende des Mais wird geschehen können. Es ist besser, wenn die Pflanzen nicht zu groß sind, sie bewurzeln ehender und gedeihen besser wie die großen. Müßte man aber große Pflanzen nehmen, so verstutzt man die längsten Blätter nebst der Wurzel, erstere können doch von der Pflanze nicht vermehrt werden, und ziehen oft durch ihr Verderben den Untergang des ganzen Gewächses nach sich. Letztere trägt zum größer werden der Rübe nichts bei, und kan auch bei kleinen Pflanzen, wenn sie zu lang ist, bis auf 4 oder 5 Zoll verstutzt werden.

Man setzt sie in mit einem Pflanzstock gemachte gerade Löcher, drückt sie fest an, wie es bei Kohl und andern zu versetzenden Pflanzen Gebrauch ist, behält die Weite, die beim Saamenlegen beobachtet wird, bei, und gießt die gesetzten Pflanzen stark an. Alsdann werden die Löcher zugestoßen und man fährt mit mäßigem Angießen so lange fort, bis sie Wachsthum zeigen. Sie näher setzen, schadet auf allen Fall, eine weitere Distanz aber ist bei gehöriger Güte des Bodens nicht zu verwerfen, da die Größe der Rüben die mangelnde Stückzahl reichlich ersetzen wird. Gleich nach der Pflanzung, besonders wenn, wie es zuweilen geschieht, die Pflanzen alle Blätter bis auf das Herz verlieren, sieht eine solche Pflanzung kümmerlich aus, allein, es würde vergebene Mühe seyn, wenn man sogleich nachpflanzen oder an dem Aufkommen und gutem Gedeihen der Rüben verzweiflen wolte. Wenn nur noch ein Herzblatt grün ist, so kan man sicher darauf rechnen, die Wurzel sey noch in gutem Stande, und werde bald mehrere treiben. Wartet man nun auch noch geduldig den halben Wuchs ab, so bedecken die Blätter nicht nur das Feld völlig, sondern wachsen in der Folge über einander dergestalt her, daß kein Fleckchen Erde zu sehen ist. Die Rüben aber sind dann schon so dick, als eng stehende niemals werden können.

So bald nun alles im vollen Wachsthum ist, fängt man an, die Erde um die Pflanzen her aufzulockern, ohne jedoch selbige an sie zuhäufen, hiemit fährt man so lange fort, wie es die wachsenden Blätter erlauben und der Boden es nöthig hat. Dieses ist theils zu Vertilgung des Unkrauts, theils zu Beförderung des Wachsthums der Wurzeln eine höchst nothwendige Arbeit. Dabei ist nur zu beobachten, daß der Arbeiter dieses Auflockern der Erde im Zurückgehen verrichtet, und also immer auf das nicht aufgelockerte Land trit. Bei dem ersten Behacken werden die Wurzeln

noch

noch nicht aufgeräumt, breiten sich aber die Blätter mehr aus, und das Auflockern wird zum letzten mal unternommen, so räumt man die Erde um die Wurzeln so weit weg, daß selbige 2 bis 3 Zoll über der Erde bloß stehn, dieses befördert, besonders im schweren Boden, den Wachsthum der Wurzeln vorzüglich.

Um nun dieses Gewächs doppelt zu nutzen, bedient man sich der gesunden und nahrhaften Blätter zum Viehfutter, welche darnach sehr gut gedeihen, gute und fette Milch geben, oder stark mästen, allein, dieses schadet der Wurzel äußerst, besonders, wenn es zu früh oder ohne Schonung unternommen wird. Wer aber das Abblaten nicht ganz unterlassen kan, erwarte wenigstens die Zeit des halben Wuchses, und fange um Bartholomäi an, nehme auch mehr nicht als zwei der untersten Blätter. Ueberhaupt kan ich das Blaten nicht anders als in großen Pflanzungen vorzunehmen anrathen, wenn man dabei vorsichtig verfährt: so ist der Nuzzen immer so groß, daß er den dadurch verursachten Schaden die Wage hält. Im Kleinen aber ist es um so ehender zu widerrathen, da es nicht anders als auf Kosten der Wurzeln geschehen, und das wenig erlangte Futter, welches dem Viehe dadurch zukomt, für den Schaden nicht Ersatz geben kan. Die Blätter kommen auch bei der Rübenernte nicht um; da diese mehrentheils im October einfällt, so halten sie sich, wenn sie an einen luftigen Ort nicht zu dicke noch feste auf einander geschüttet werden. Bei einem größern Vorrathe, als man etwa in 14 Tagen verfuttern kan, ist es rathsam, selbige mit Salz wie sauren Kohl in Tonnen, oder gemauerten oder ausgedielten Gruben einzumachen, und den Winter über, wo dem Viehe nur trocken Futter gegeben werden kan, zu verbrauchen.

Wer etwa 8 Tage vorher, ehe die Rüben ausgegraben werden sollen, sie ein oder zwei mal blatet, begeht, da die Wurzeln ausgewachsen und zu ihrer rechten Größe gelangt sind, eben keinen Fehler. Ehender aber damit anzufangen, dürfte, zumal bei warmer Witterung, deswegen schaden, weil der im Stillstande befindliche Saft zum Blättertreiben aufs neue in Bewegung gesetzt werden dürfte, und könte dieses der Dauerhaftigkeit der Rüben im Winter merklich schaden.

Zum Beweise, wie gut ein Feld, welches man mit Runkeln bepflanzt, sich verintereßiret, gebe ich folgende eigene Erfahrung an: Ich setzte den 30ten Mai 1785 auf ein wie vorbemeldet zubereitetes Feld 509 Pflanzen, welche nach meiner so eben gegebenen Vorschrift behandelt wurden. Ich hatte die Freude, sie so vorzüglich zu ziehen, wie ich sie in hiesiger Gegend noch nicht gesehen hatte. Den 30ten Septemb. belud ich mit meiner Ernte 2 zweispännige Wagen, und betrugen die größten 6 bis 8 Pfund am Gewicht, ohne das Kraut. Schlage ich nun jede Rübe nur im Durch-

schnitt

schnitt zu 4 Pfund an, ohne einige Verunglückte mit zu rechnen, so kommen doch 20 Centner heraus. Mit dem Kraut fütterte ich 2 Stück Vieh über 14 Tage im Ueberfluß. Es thut mir leid, daß ich bei diesem Versuch versäumt habe, das Gewicht der Blätter zu berechnen, welches, da sie schwer wiegen, ebenfalls beträchtlich gewesen seyn muß.

Ich merke noch an, daß man beim Abschneiden der Blätter die Wurzel verschonen, und keine Scheibe von der Krone mit abschneiden muß, sie halten sich sonst nicht so lange.

Auch ist es gut, die Rüben an einem sichern Orte etwas abluften zu lassen, doch müssen sie nicht welken, ehe man sie in den Keller bringt. Hat man Platz genug in demselben, so kan man sie zu besserer Erhaltung in Sand legen.

Ich kan nicht entscheiden, ob vor Michaelis verfutterte, also noch unreife Rüben, dem Viehe schaden, wie einige behaupten. Allein, daß es auf allen Fall ökonomischer ist, sie zu der gehörigen Dicke heran wachsen zu lassen, braucht wohl nicht bewiesen zu werden.

Außer der Benutzung dieser Rüben zum Viehfutter und Kaffeezusatz, kochen einige den süßen Saft wie den von gelben Wurzeln zur Sirupdicke ein, um ihn an Speisen zu gebrauchen. Auch kocht man besonders die gelbe Sorte wie rothe Rüben zum Salat.

Meine Eitelkeit ist nicht so groß, daß ich die angegebene Kultur der Runkeln als die einzig beste empfehlen solte oder wolte, vielmehr bin ich sehr davon überzeugt, daß man in dem Garten- und Feldbau nicht leicht auslernt, diesem zufolge kan es viele bekante und vielleicht noch mehrere unbekante Vortheile bei Erziehung dieser Rüben geben, wodurch sie merklich verbessert oder veredelt werden können. Meine Absicht geht einzig dahin, eine Methode bekant zu machen, die mir wenigstens zweckmäßig scheint und Nutzen schaft, und so manche widersinnige Behandlung, welcher sich dieses Gewächs unterwerfen muß, zu verdrengen, wodurch so mancher Versuch verunglückt, so mancher Oekonom abgeschreckt, und das Vorurtheil begünstigt wurde; hier oder dort geriethe dieses Gewächs nicht. Ich kan mit Grund das Gegentheil behaupten. Wenn man sich an meine Vorschrift hält, so wird man seines Zwecks nicht verfehlen. Ich wünsche, Landwirthe, die den Ackerbau nicht blos mechanisch treiben, zu Versuchen zu reizen, und darf hoffen, daß die, welche den Bau einmal versuchen, selbigen gewiß nicht wieder aufgeben.

Celle. E. A. K.

Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 30ten November 1789.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1789.

Im Julius.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	3.	18.	7.	0.	3.
Mittage.	1.	21.	4.	0.	5.
Abende.	3.	17.	3.	0.	8.
Mitternächte.	6.	13.	10.	0.	2.
Ganze Tage.	3¼.	17¼.	6.	0.	4½.

5 Tage Gewitter, 9 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme { Morg. v. Sonn. Aufg. 57, 3 / Mittags im Schatten 71, 6 } Gr. Fahrnh. { gr. d. 13ten 84 Gr. / kl. d. 1ten 51 Gr.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags 29, 753 Zoll engl. { größte d. 9ten 29, 98 Zoll. / kleinste d. 24ten 29, 57 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 23, Grad. { größte d. 12ten 48 Gr. / kleinste d. 16ten 4 Gr.

Mittlere Ausdünstung unter Dach 0,032 Zoll. { größte d. 14ten 0,050 Zoll. / kleinste d. 28ten 0,049 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 3, 01 Zoll.
Gesamter Niederschlag 4, 11 Zoll Regenwasser.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 17, 4 Fuß in 1 Secunde. { größte d. 1ten 35 Fuß N W. / kleinste d. 18ten u. 26ten 0, 0 Fuß.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	$2\frac{1}{2}$.	$9\frac{1}{2}$.	5.	6.	$4\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	1.	1.	1.
Mittage.	$2\frac{1}{2}$.	3.	$2\frac{1}{2}$.	$9\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	4.	2.	1.	2.
Abende.	4.	4.	4.	8.	$3\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	1.
Mitternächte.	5.	3.	2.	8.	3.	1.	5.	2.	2.
Ganze Tage.	$3\frac{1}{2}$.	$4\frac{7}{8}$.	$3\frac{3}{8}$.	$7\frac{7}{8}$.	$3\frac{7}{8}$.	$1\frac{3}{4}$.	$2\frac{7}{8}$.	$1\frac{3}{8}$.	$1\frac{1}{4}$.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 9,79 / Abends 10,28 } Fuß.

größte d. 17ten 11,15 Fuß. Wind NW. Geschwind. 20 Fuß.

kleinste d. 18ten 8,70 Fuß. Wind still.

Im August.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	10.	5.	10.	3.	3.
Mittage.	13.	9.	5.	0.	4.
Abende.	14.	8.	6.	0.	3.
Mitternächte.	17.	5.	8.	0.	1.
Ganze Tage.	$13\frac{1}{2}$.	$6\frac{3}{4}$.	$7\frac{1}{4}$.	3.	$2\frac{3}{4}$.

3 Tage Gewitter, 2 Abende Nordlicht, 13 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 58,7 / Mittags im Schatten 71,8 } Gr. Fahrnh.

größte den 21ten 81 Grad.

kleinste den 28ten 49 Grad.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags 29,945 Zoll engl. { größte d. 17ten 30,17 Zoll. / kleinste d. 22ten 29,53 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 21, Grad. { größte d. 6ten 46 Grad. / kleinste d. 28ten 2 Grad.

Mittlere Ausdünstung unter Dach 0,034 Zoll. { größte d. 29ten 0,052 Zoll. / kleinste d. 20ten 0,019 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 3,73 Zoll.

Gesamter Niederschlag 0,83 Zoll Regenwasser.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 17,8 Fuß in 1 Secunde. { größte d. 7ten 42 Fuß WNW. / kleinste d. 15ten 0,0 Fuß.

Der Wind ist gewesen;

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	$2\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	2.	$6\frac{1}{2}$.	5.	$2\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	0.
Mittage.	$1\frac{1}{2}$.	1.	$3\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	6.	$1\frac{1}{2}$.	9.	1.	1.
Abende.	$1\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	2.	$8\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	2.	9.	2.	0.
Mitternächte.	$\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	2.	9.	5.	1.	$8\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{2}$.	0.
Ganze Tage.	$1\frac{1}{2}$.	$1\frac{3}{8}$.	$2\frac{3}{8}$.	$7\frac{5}{8}$.	$5\frac{1}{8}$.	$1\frac{1}{4}$.	8.	$2\frac{1}{4}$.	$\frac{1}{4}$.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 9, 71 / Abends 10, 07 } Fuß.

größte den 7ten 12, 35 Fuß. Wind W N W. Geschwindigk. 42 Fuß.
kleinste den 30ten 8, 45 Fuß. Wind O S O. Geschwindigk. 42 Fuß.

Im September.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.
Morgen.	4.	9.	6.	1.	10.	0.
Mittage.	1.	20.	1.	0.	7.	1.
Abende.	5.	8.	10.	0.	7.	0.
Mitternächte.	11.	5.	7.	0.	7.	0.
Ganze Tage.	$5\frac{1}{4}$.	$10\frac{1}{2}$.	6.	$\frac{1}{4}$.	$7\frac{3}{4}$.	$\frac{1}{4}$.

1 Tag Gewitter. 5 Abende Nordlicht. 12 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme { Morg. v. Sonn. Aufg. 53, 7 / Mittags im Schatten 65, 0 } Gr. Fahrnh. { gr. d. 11ten 77 Gr. / kl. d. 17ten 42 Gr. }

Mittlere Höhe des Barometers des Mittags 29, 73 Zoll engl. { größte d. 13ten 30, 18 Zoll. / kleinste d. 20ten 29, 12 Zoll. }

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 32, 7 Grad. { größte d. 23ten 64 Grad. / kleinste d. 4ten 10 Grad. }

Mittlere Ausdünstung unter Dach 0, 027 Zoll. { größte d. 4ten 0, 044 Zoll. / kleinste d. 23ten 0, 011 Zoll. }

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 2 Zoll.

Gesamter Niederschlag 3, 15 Zoll Regenwasser.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 20, 4 Fuß in 1 Secunde. { gr. den 18ten 56 Fuß N N W. / kleinste den 15ten 3 Fuß S W. }

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
Morgen.	5½.	7½.	8½.	3.	1½.	1.	1½.	1½.
Mittage.	2½.	7½.	10½.	6.	1½.	1.	1.	0.
Abende.	3.	3½.	13.	4½.	2.	½.	3.	½.
Mitternächte.	5.	3½.	10½.	4½.	2.	½.	2.	2.
Ganze Tage.	4.	5½.	10⅛.	4½.	1¾.	¾.	1⅞.	1.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 10,01 / Abends 10,16 } Fuß.

größte d. 18ten 12,30 Fuß. Wind NNW. Geschwindigkeit 56 Fuß.
kleinste d. 13ten 8,40 Fuß. Wind W. Geschwindigkeit 7 Fuß.

* * * * * * *

Die Witterung des ganzen Jahrs vom 1ten October 1788 bis dahin 1789 läßt sich folgendermaaßen übersehen:

	Heiter.	Gewölkt.	Bed.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schn.	Reif.
Tage:	77½.	102¼.	87.	10¼.	64¼.	3½.	16¼.	3½.

31 Abende Nordlichte. 27 Tage Gewitter.
64 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme { Morgens vor Sonnenaufgang 41,93 / Mittags im Schatten 51,10 } Gr. Fahrh.

größte den 13ten Jul. 84 Grad.
kleinste den 3ten und 4ten Jan. 5 Grad unter Null.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags 29,779 Zoll engl. { größte den 5ten Jan. 30,78 Zoll. / kleinste den 26ten Febr. 28,76 Zoll. }

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 36,4 Grad. { größte den 28ten Jan. 80 Grad. / kleinste den 9ten Mai — 6 Grad. }

Gesamter Niederschlag 28,43 Zoll.
Gesamte Ausdünstung in freier Luft 18,25 Zoll.
Gesamte Ausdünstung unter Dach 6,387 Zoll.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes 15,1 Fuß in 1 Secunde. { gr. den 18ten Sept. 56 Fuß NNW.

Der Wind iſt geweſen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Tage.	32.	39⅛.	60.	65⅛.	41⅛.	30¼.	56⅛.	30¾.	10.

Mittlere Höhe der Meersfluthen 9,79 Fuß.

größte d. 7ten Octob. 15,75 Fuß. Wind NW.
kleinſte d. 13ten Jan. 6,20 Fuß. Wind OSO.

* * * * * * * *

Mit der diesjährigen Ernte iſt der Landmann ziemlich wohl zufrieden. Stroh, Gras und Laub iſt bei der feuchten und warmen Winterung des Monats Junius etwas ſtärker und mehr als gewöhnlich gewachſen. Hingegen iſt die Ergiebigkeit an Getreide und Früchten nur mittelmäßig. Man rechnet den Ertrag unſerer Marſchlande ungefehr für Weitzen 8½fältig, Rocken 9fältig, Gerſte 13fältig, Haber 16fältig, Bohnen 13fältig. Alles, einige Bohnen etwa ausgenommen, iſt trocken und gut eingebracht.

Herrſchende Krankheiten dieſes Jahrs (vom 1ten Oct. 1788. bis 89.)

1) unter Menſchen: das hier gewöhnliche gutartige Scharlachfieber, oder Frieſel, wie es einige nennen. Von 133 Patienten dieſer Krankheit, die hier und zum Theil aus dem Lande Wurſten bei unſerm Phyſikus, Herrn Dr. Neumeiſter, Hülfe ſuchten, ſind 11 daran geſtorben, weil ſie theils zu ſpät zum Arzt kamen, theils neben dieſem noch an andern unheilbaren Uebeln laborirten.

2) Unter Schafen: eine epidemiſche Reude, oder Pocken, wie es hier genennet wird, woran verſchiedene krepirten.

C. W.

Nordcarolina.

Die beiden Prediger Storch und Roſchen, welche im vorigen Jahre von einer Geſellſchaft Helmſtädtiſcher Profeſſoren nach Nordcarolina befördert wurden, leben dort, ein jeder bei ſeiner Gemeinde, zufrieden. Herr Storch, aus deſſen Briefe vom 28ten Mai d. J. dieſe Nachrichten gezogen ſind, hat drei Gemeinden übernommen, wovon die ſtärkſte, zu der ſogenannten Orgelkirche ſich haltende, an der Second Creek, aus 87 Familien beſteht. Er rühmt, daß ihm die Leute mit Liebe und Achtung begegnen, und daß er ſeinen nothdürftigen Unterhalt bei ihnen finde. Seine ganze Einnahme, Beſoldung und Accidenzien zuſam-

men genommen, belaufe sich ungefehr auf 100 Pfund nordcarolinischen Papiergeldes, wovon das Pfund etwa 3 Rthlr. deutschen Geldes betrage, wiewohl man doch für viele Pfunde desselben kaum einen deutschen Thaler bekommen könne. Seine Gemeinde läßt ihm ein Haus bauen, und hat ihm den Vorschuß zum Ankaufe einer eigenen Plantage, ohne welche man dort nicht fertig werden kan, angeboten. Bis dahin wohnt er in der Stadt Salisbury, in deren Akademie er doch einige Studirende findet, welche sich von ihm im Hebräischen unterrichten lassen, wo er aber auch noch besonders eine kleine deutsche Schule angelegt hat, um die Jugend an ein reineres Deutsch zu gewöhnen. Auf den Herbst wird er etwa 50 Kinder zu confirmiren haben. Herr Roschen, der gleichfalls Liebe und Achtung genießt, hat 4 Gemeinden, wovon er auch ungefehr 100 Pfund dort gangbaren Papiergeldes einzunehmen hat. Er wohnt 18 englische, oder 3 deutsche Meilen entfernt von Herrn Storch, durch einen breiten Fluß von diesem getrennet, hat sich bereits eine Plantage gekauft, und gewöhnt sich sehr gut an die dortige Luft und Lebensart. Uebrigens sind doch die Beschreibungen abschreckend für jeden, der sich gelüsten lassen wolte, aufs Gerathewohl dorthin zu wandern; auch noch bei weitem nicht beruhigend genug, um jetzt schon einen dritten Prediger zu einer gleichen Reise zu ermuntern.

Von dem Büchervorrathe, der theils aus Helmstädt, theils aus Leipzig nach Rostock gebracht ist, sind die gebundenen Exemplare nicht allein hinreichend, die in Charleston subscribirten, und dort zur Beihülfe für die Prediger angewiesenen 20 Guineen, imgleichen die von London her in Hannover mit 370 Rthlr. in Golde ausgezahlten und seitdem mit den Zinsen auf 384 Rthlr. angewachsenen Buffloecreeker Kirchengelder abzutragen, sondern es bleibt dann auch noch ein ansehnlicher Ueberschuß an gebundenen Büchern, die den beiden Predigern Storch und Roschen, um ihren Muth zu beleben, zu ihrer freien Disposition, solche zu verkaufen, oder zu verschenken, überlassen werden; und zwar dem erstern zu zwei Drittel, dem zweiten zu einem Drittel. Von diesem Vorrathe ist schon der erste Kasten auf Altona (wo die Herren van der Smissen großmüthig für dessen weitern Transport sorgen wollen) gesandt; der zweite, auch schon gepackte, wartet auf die erste Schiffsgelegenheit; der dritte soll gleich nachfolgen, so bald der Buchbinder, der schon den ganzen Vorrath in Händen hat, fertig ist.

Rostock, den 10ten Aug. 1789. Velthusen.

Etwas

Etwas über die inwendigen eisernen Klappen in den Schornsteinen.

Die eisernen Klappen vor den Rauchlöchern in den Schornsteinen, haben bekantlich den großen Nutzen, daß man nach Gutfinden den Rauch dadurch auffangen, und bei entstehendem Feuer in den Schornsteinen die Rauchlöcher verschließen kan. So wie indessen auch nicht die allerbeste Einrichtung von Seiten frei ist, von welchen betrachtet, solche nicht auch etwas Nachtheiliges haben solte, so ist es auch diese. Es ist bekant, daß die Rauchlöcher gewöhnlich an solchen Oertern befindlich sind, aus welchen durch das Loch kein Licht in den Schornstein fallen kan. Es ist ferner bekant, daß die Schornsteine, um entweder mehrere Röhren in einen Schornstein zu bringen, oder Schornsteine von den Seiten nach der Mitte eines Gebäudes zu führen, oft große Krümmungen haben, und geschleift sind.

Beides hat zur Folge, daß die Klappen, zumal alsdenn vom Schornsteinfeger inwendig nicht gesehen werden können, wenn das Rauchloch, wovor die Klappe befindlich, in dem untern Theile des Schornsteins angebracht ist. Wäre nun jeder Schornsteinfeger und jeder Besitzer eines solchen Schornsteins vorsichtig genug, den Schornsteinfeger an die Klappe zu erinnern, oder solche selbst zuzuziehen, so würden die Klappen von wenigern nachtheiligen Folgen für den Schornsteinfeger seyn, als solche gewesen sind.

Eine lange Erfahrung hat indessen bewahrheitet, daß eine solche Vorsicht unterblieben, und Schornsteinfeger bei offen gestandener und nicht gesehener Klappe sich dergestalt darunter gestoßen, daß solche ganz betäubt und außer Bewußtseyn gebracht, im Schornsteine herunter gestürzt und höchst unglücklich gewesen sind.

Außerdem sind nicht selten dadurch Feuersbrünste entstanden, daß ein im Schornsteine entstandenes, und nicht frühzeitig genug entdecktes Feuer bei offen gestandener Klappe, durch das Rauchloch um desto heftiger gedrungen, und Balken angezündet, da solches von der Klappe aufgefangen, und durch das Loch beinahe steil in die Höhe geführt worden. Beides Nachtheilige hat man bei einem Schieber oder eisernen Platen so auf einem kleinen Vorsprunge im Schornsteine aus und eingeschoben, und womit der Rauch eben so gut als mit einer Klappe aufgefangen werden kan, nicht so sehr zu befürchten.

1) Ist bei Schiebern das Fegen im Schornsteine aus dem Grunde nicht so gefährlich, weil ein Schieber von einem darunter kommenden Stoße in die Höhe weichen kan, wodurch der Stoß nicht so stark wird,

als er unter einer aufgestellten Klappe, deren Hespen, worin solche hängt, es nicht zulassen, daß solche in die Höhe weichen, und nachgeben kan, seyn muß.

Entstehet 2) unglücklicher Weise im Schornsteine Feuer, so treibt a) die Stärke des Feuers einen Schieber leichter in die Höhe, und gewinnt dadurch im Schornstein Platz, und b) wird die Flamme nicht aufgefangen und durch das Rauchloch nicht in die Höhe geleitet, weshalb solche die Balken über den Rauchkammern nicht so leicht ergreifen kan.

Ist nun auf der auswendigen Seite des Schornsteins außerdem noch über dem Rauchloche ein kleines Dach oder Vorsprung von etwa Leimensteins Dicke angebracht, so wird dadurch die Flamme aus dem Schornsteine noch mehr horizontal geführt, wodurch solche von ihrer Stärke außerordentlich verliert, und nicht so geschwind zünden wird, als wenn solche bei einer aufgestellten Klappe durch das Rauchloch beinahe perpendiculair in die Höhe steigen kan.

Versiehet man nun hiebei auch auf der auswendigen Seite das Rauchloch mit einer Klappe, die auf der auswendigen Seite ohnehin weit dichter anschließen kan, als es auf der inwendigen Seite der sich zwischen die Klappe und das Loch setzende Rauch zuläßt, und das Anschließen verhindert, so ist wohl nicht zu läugnen, daß solche Schieber den inwendigen Klappen weit vorzuziehen sind.

K.

Anfrage.

Ein großer Freund von Canarienvogelhecken, besitzt dies Jahr ein Paar, welches dreimal glücklich 4, 2 und 3 Junge ausgebracht, und zur völligen Größe und Alleinfressen erzogen hat. Demselben ist es unerklärbar, woher es komme, daß bei einerlei Futterung die erste Brut bis auf einen völlig gesund geblieben, die beiden andern Bruten aber, und jener eine, nach erlangter Vollwüchsigkeit, auf einmal traurig und rauh wurden, periodisch die fallende Sucht bekamen, einige Tage jedoch bei anhaltendem Fressen so hin lebten, und einer nach dem andern wegstarben. Solte Jemand gleiche Fälle in einer Hecke erfahren haben, die Ursache davon und würksame Mittel dagegen wissen; so wird man sich zum lebhaftesten Dank verpflichtet halten, wenn beides letztere in diesen Blättern bekant gemacht würde.

V. O.

Hannoverisches Magazin.

97tes Stück.

Freitag, den 4ten December 1789.

Von der diesjährigen epidemischen Ruhr zu Gifhorn, als Beitrag zur Geschichte der vaterländischen Gesundheitsconstitutionen.

Vom Hrn. Doctor und Landphysikus Jugler.

Le Ciel à le former se prepare longtems.
BOILEAU.

Die ganze erste Hälfte dieses Jahrs hindurch war mir nicht ein einziger Fall vorgekommen, wo ein Aderlaß als Basis, so zu reden, indicirt gewesen wäre; ob es gleich hin und wieder aus individuellen Nebenindicationen veranstaltet werden mußte. Kleins linderndes Pulver, Salmiak, der wiener laxirende Aufguß, der Brechweinstein, die abgekochte Queckenwurzel, Mittelsalze ꝛc. waren, im Ganzen genommen, die Axe, um welche sich mit erwünschtem Erfolge beinahe alle Formeln, sogar im harten Winter, dreheten. Ein auswärtiger über sechzigjähriger Kranker, dessen Untersuchung ich am ersten Tage einem Stellvertreter überlassen mußte, wurde gut zur Ader gelassen, weil er Pleuresie habe, die ich am folgenden Tage für eine unächte Peripneumonie von gastrischer Art erkante: er war dadurch so geschwächt, daß er nur mit Mühe zu einigen Kräften wieder bei seinen Jahren gelangte. Alles war gastrisch und gallicht, mit zähem Schleim untermischt. Die Phalanx meiner Kranken bestand aus Landleuten, die, ohne Fieber, durch verdorbenen Appetit, harten, unregelmäßigen, oder verstopften Stuhlgang, Magendrücken, Beängstigungen und Stichen von Blähungen, mehr oder minder harten Unterleib, Husteln, Uebelkeit, u. s. f. sich als Candidaten zur Emesis und zu Kleins bekantem Pulver qualificirten. Am Ende des Januars bemerkte man im Amte Burgdorf ein gallichtes Fieber, wobei sich mit unter Petechien einstellten; da ich keinen Kranken daran sah oder sprach, und keinen finden konte, der mir Kran-

kengeschichten hätte genau genug erzählen können; so konte ich meinen, gelegentlich geforderten, Rath nicht speciel einrichten. Auch hörte ich seitdem nichts wieder davon. Nach der, im Februar eingetretenen, mehrentheils nassen Frühlingswärme, (welche besonders, wie die nachherige häufige Gewitterluft, denjenigen beschwerlich fiel, die mit ihrer Brust nicht im besten Verein standen,) fanden sich gastrische, rheumatische, Pleureſien und Peripneumonien häufiger ein; Würmer fingen an, ihr Spiel zu treiben, aus welchem ein Paar mal bitterer Ernst wurde. Auch eine Rose zeigte sich wohl hier und da sporadisch. Bei einigen meldete sich die Gicht. Die Würmer behaupteten von dieser Zeit an ihre Rolle anhaltend: der Seitenstich und die Brustkrankheit aber kamen im Mai und Junius nur noch einzeln vor. Dagegen wurden in diesen beiden Monaten Rheumatism und Gicht ausgebreiteter; (ich selbst litt in diesem Jahre mehr, als je, an gewöhnlichen gichtischen Anomalien) und kalte Fieber, die im März schon auf dem Lande verschiedentlich geherrschet hatten, bei uns einheimisch. Etliche dieser Fieber waren ursprünglich eintägige; andere, die dreitägig waren, nahmen nach einer, durchaus nothwendigen, Abführung wohl den Quotidiantypus an: alle aber wichen hernach sehr leicht und ohne Folgen der Peruvianischen Rinde. Etliche trockne, drückend schwüle Tage hinter einander, die wir im Junius hatten, brachten mehrere apoplektische Attaken, die ein Brechmittel geschwind und völlig vertrieb, wobei jedoch mehrentheils erst nach einem kleinen Aderlasse die Galle turgeſcirte.

In solcher Beschaffenheit der allgemeinen Gesundheitsconstitution kam nun der Sommer herbei. Eine weitläuftige Schilderung desſelben mögte hier überflüßig seyn, da er bei Jedem noch in frischem Andenken ist. Wir mußten ihn, fast im eigentlichen Verstande, im Kalender suchen; nur wenige Wochen waren es, wo wir auch außer demſelben uns seiner erfreuen konten. Kälte, Näſſe, heitere, stille, reine Witterung, Wind, Hitze, wechſelten fast beſtändig in einer Woche, ja oft an demſelben Tage, unter sich ab. Die wenigen anhaltend schönen Tage entwickelten sich häufig erst, nach kalten Morgen, aus Nebel und Regenwolken, und schloſſen oft, unter der Hülle eines eben solchen Nebels, mit eben so kalten Abenden. Auf einen etwas kühlen Tag folgte gegentheils wohl zuweilen ein lauer Abend. — Unter dem Rocken fand sich verhältnißmäßig vieles Brandkorn. Auch an Mehlthau fehlte es nicht. Der ſtrenge Winter hatte viele Obſtbäume, beſonders Aepfel- und Pfirſchenbäume, Weinſtöcke, ꝛc. ausgedörret. Das Obſt ſelbſt, was gerathen war, kam theils ſpät, theils hatte es nicht die gehörigen recht durchgekochten Säfte. Regen und Kälte und das hoch übergetretene Waſſer, das im Anfange des Julius noch nicht ganz von den Wieſen

sen verlaufen war, hatten theils die eingelegten Gartensämereien weggespühlt, und das aufsprossende Sommergemüse verdorben, theils es in seiner rechtzeitigen Ausbildung zurückgehalten. Das vorjährige Wintergemüse bildete daher länger, als es eigentlich solte, in den gewöhnlichen Küchen die Fronte der Speisen: Zubereitungen von Mehl, Eiern, u. d. gl. machten den Succurs aus; und wer noch etwas daneben aufstellen, aber aus keinem eigenen großen Haushalte die Rekruten nach Gefallen wählen konte, mußte sich mit geräucherten, gesalzenen, gepöckelten, ꝛc. Fleischarten behelfen. Fische waren, außer einem besondern Vorfalle, nicht so zu haben, wie man sie sonst hier haben soll; und frisches Fleisch ermüdet sehr oft an kleinen Orten, wo die Abwechselungen unter den Gattungen desselben periodisch zu kommen pflegen, wie das Quartanfieber. Tauben waren in diesem Jahre äußerst selten. Das Korn war in hohem Preise: das Brod vom neuen Rocken häufig näßig und schwarz.

Dazu müssen nun noch etliche andere specielle Umstände in Anschlag gebracht werden. Mancher ließ sein Gras mähen, als noch die Arbeiter so, wie der Acht gebende Eigenthümer, bis über die Knöchel dabei im Wasser stehen mußten. Von der Erhitzung, Erkältung, und deren Folgen, welchen überhaupt diejenigen ausgesetzt waren, die in dem abwechselnden Sommer draussen in freier Luft arbeiten mußten, brauche ich hier nichts zu sagen. Mancher, der auf dem Felde zu thun hatte, legte sich auch wohl in den Sonnenschein auf die feuchte Erde zur Ruhe. Nächstdem folgte für die hiesigen Einwohner das Torfstechen, das bei der, in die Erde eingesogenen Näsſe, auch nicht ohne Erkältung abging, und wobei wohl hin und wieder in diesem Sommer einer tiefer ins Wasser sank, als er willens gewesen seyn mogte. Eine Art sogenannter frühzeitiger Kartoffeln, die Aerzten nicht unbekant ist, wurde von den gemeinen Leuten noch frühzeitiger, unreif, schon im ersten Anfange des Augusts wenigstens, ausgegraben, und erschien auch mit unter wohl auf andern Tischen. Ganz früh im September wurden zum Theil schon die gewöhnlichen Kartoffeln ausgerodet; und noch früher geschah dies von denjenigen, welche sie nicht aus eigenen Feldern holten. Man weiß, wie Kinder es machen; zumal Kinder armer Leute, die gegen den Hunger nehmen, was sie finden. Unreifes Obst muß in sehr großer Menge verschlungen seyn: Bäume, die zum Fouragiren von ausserhalb der Gärten bequem standen, und ziemlich voll gesessen hatten, wurden ledig, ehe die Frucht reifte, und ohne, daß man unter den Stämmen die Flüchtlinge fand. In der Tasche eines erwachsenen Dienstmädchens entdeckte man, nachdem sie an der Ruhr bettlägerig geworden war, noch einen Rest unreifer, kaum bräunlich gefärbter, Pflaumen. Und

wer kan wissen, welche Menge unreifer Johannis- und Stachelbeeren dem Magen aus Hunger, Albernheit, lüsterner Ungeduld, ꝛc. aufgedrungen worden?

Nach allen diesen und ähnlichen Vorbereitungen, und nachdem zu Ende des Junius ein gastrisches Blutbrechen einmal sporadisch vorgekommen war, quartirte sich nun zwischen Mitte und Ende des Julius die Ruhr in denjenigen Theil unsers Orts ein, welcher binnen dem braunschweiger Thore und der sogenannten Saudbrücke liegt. Dies ist die südliche Hälfte des Städtchens, und zugleich die schmutzigste, unreinste; von Dünsten mancherlei Art und Exhalationen der vor den Häusern aufgethürmten Misthaufen angefüllt; bei Regenwetter mit der Jauche des losgespühlten, abgeflossenen Mistes überschwemmt; größtentheils mit engen, niedrigen, dumpfigen Katen bepflanzt, die oft mehr als eine, Familien in noch engere und dumpfigere, der wenigen reinen und freien Luft beraubte, mit Diminutivis von Schiebfenstern versehene Stübchen eingekerkert, in sich fassen; der hauptsächlichste Wohnsitz der Armen und Dürftigen, die, bei ihrer ohnehin ungesunden äußern Lage, Reinlichkeit nicht zu kennen pflegen, wenigstens nicht ausüben können, oft nicht mögen; — in allem Betrachte also, der Regel nach, für Epidemien und Contagium um so empfänglicher.

Von auswärts kriegten wir diesmal die Ruhr gewiß nicht: nirgends hatte man sie im Umkreise der Nachbarschaft vorher bemerkt.

Man hörte im ersten Anfange nur wenig von der Krankheit sowohl selbst, als auch von den Kranken. Ich wußte weiter nichts davon, als was das Gerücht sagte. Theils ließ sich in der ersten Zeit das Uebel in seiner gelindesten Gestalt sehen: theils wurde es von denen, die es befiel, entweder deswegen nicht geachtet, oder aus andern Ursachen verheimlicht: theils glaubte ich wirklich, sowohl ehe sich Kranke bei mir meldeten, als auch noch bei dem ersten derselben, die eigentliche Ruhr in diesem Uebel nicht finden und erkennen zu können. Ich hatte bereits im März, Mai und Junius vier auswärtigen Kranken Recepte ausgeben müssen, wovon der im ersten Monate seit Weihnachten v. J., einer im Mai seit Martini, und der aus dem letzten Monate seit neun Wochen, blutigen Durchfall mit Leibschmerzen, ohne Fieber, hatten; wogegen, nach der verschiedenen Beschaffenheit, die Rhabarber, der Aufguß der Arnica und des Cardobenedict, das Decoct der Blätter und Blumen des Wollkrautes, ꝛc. leichte Hülfe schaften. In der Kur, die ohnehin bis gegen die Mitte des Augusts hinzu ohne besondere Umstände bequem von statten ging, machte der Name der Krankheit keinen Unterschied. Nach vorgenommenen Ausleerungen (denn diese blieben auch hernach, bis zu Ende der Epidemie, die allererſten Indicate) hoben die eben angezeigten Mittel, bei Erwärmung

des

des Unterleibes und dem flüchtigen Liniment, alle Zufälle leicht und völlig. Nach dem ersten Gebrauche des Simarubendecocts, verlor sich mehrentheils sogleich das Blut unter dem Stuhlgange; und eben dasselbe machte, mit etwas Cascarillextrakt verstärkt, oder auch die Quassia, darauf den baldigen Beschluß der Kur. Die Kranken, selbst Kinder, fühlten sich, nach der Art, sehr erträglich, konten herum gehen, spielten auf der Straße, und die wenigsten gebrauchten überhaupt etwas, oder was an Hausmitteln gebraucht seyn mag, that in dieser Periode der Krankheit seine Wirkung ohne weitere Folgen. Das Fieber war sehr gelinde, oft beinahe unmerklich; inzwischen doch immer so, daß ich gar bald bei dem zweiten Patienten auch über den Namen der Krankheit mit mir eins wurde, da es mit dem Hauptsymptome immer in dem genauesten Verhältnisse stand. Eine, etwa nachbleibende, Lenterie verlor sich ohne Umstände nach bittern Mitteln und gutem Rothwein.

Von etwas vor der Mitte des Augusts aber an begann das Uebel seinen bisher blos einfachen, unvermischten catharrhalischen Charakter häufig abzulegen, und Haus bei Haus fast um sich zu greifen. Gerade in der Mitte dieses Monats kam es über die Sandbrücke auch in die nördliche Hälfte des Orts. Im Ganzen genommen, blieb es immer gutartig, und die mehrsten kamen leicht davon; besonders, die gleich Anfangs für sich Abführungen genommen hatten, und sich schonten. Diese stellte dann oft ein einziges Glas voll Arznei wieder ganz her. Allein, die Krankheit wurde in ihrem Wesen heftiger; die Befallenen litten mehr und länger, und mußten allgemeiner ins Bette; das Fieber war stärker, angreifender, anhaltender; die Schmerzen nahmen zu, und die Stuhlgänge waren weit häufiger, und bewirkten weniger, als in dem ersten Zeitpunkte. Zuweilen hatten die Kranken des Tages über mehr Ruhe, aber in der Nacht desto öftere Stuhlgänge. Bei manchen, nicht allgemein, fand sich Verstopfung, Verminderung, oder Brennen des Harns. Empfindliche Rückenschmerzen, welche das Liegen noch immer vermehrte. Schmerz in der Stirn, und eingenommener Kopf. Häufigere Uebelkeit; bittrer Geschmack; beengte Präcordien. Die Galle mischte sich weit mehr ins Spiel, und vertheilte die Karten. Auf ein gegebenes Brechmittel wich sie bei einigen noch nicht ganz. Bei etlichen kamen ganze Stücke trockner Galle heraus. Die, welche Schleim und Galle vermischt von sich gaben, waren durchgängig leichter daran, als andere, die mit unbeträchtlichem Schleime mehr lautere grüne Galle ausbrachen. Diese letztere behielten die Uebelkeit und einen häslichen Geschmack, den sie wie aus Bitterm, Saurem und Salzigem zusammengesetzt angaben, und empfanden ein Spannen und starkes Brennen im Unterleibe, das sich zuweilen bis in

die Bruſt erſtrecke: der Stuhlgang, obgleich er gelinde unterhalten wurde, hielt wohl auf einmal an: es erfolgten große Beängſtigungen und bei einigen freiwilliges wiederholtes Erbrechen von eben ſolcher Galle, bei völlig unbelegter Zunge. Dabei große Begierde nach klarem kalten Waſſer. Hier war kauſtiſche Galle und galligt-entzündlicher Zuſtand, den kühlende und und löſende Mittel, ein Aderlaß, (es war dicke Speckhaut auf dem Blute), Zugpflaſter, und was nach den Umſtänden erforderlich war, nicht immer hoben. Es verſteht ſich, daß zu Anfang der Krankheit die nöthigen Reinigungen vorgenommen waren. Blutigel hatten ihre eigenſinnige Periode, und faßten nicht an. Klyſtire waren faſt nie einzubringen, und wurden gleich in der Thüre wieder zurückgeſtoßen. Bei Kindern, wo es nicht mehr res integra und anfänglich die Ausführung der Unreinigkeiten verſäumt worden war, oder welche in die Claſſe derer gehörten, über die Hr. Hofmedicus **Lentin** in ſeinem neueſten Werke *) eine wichtige Frage aufgeworfen hat, ging dieſer Zuſtand unter excoriirenden Stuhlgängen ins Brandigte über, und machte mit oder ohne Scheurchen allem ein Ende. Auch bei Kindern, die mit den Zähnen arbeiteten, oder mit Würmern geplagt waren, wenn ſie nicht vorher mit der Störkſchen Lattwerge, oder dem Wurmſaamen, der dies Jahr herdurch beſonders leicht die unwillkommenen Gäſte abtrieb, präſervirt worden, verurſachte dieſer galligt entzündliche Charakter mehrentheils hartnäckige böſe Verwicklungen der Krankheit. Ein, auf Indication gegebenes Vomitif hob bei einer erwachſenen Patientin, wo man auf ſo etwas gar nicht muthmaſſen konte, einen Spulwurm heraus, der beinahe drei Viertelellen lang war.

Manche befielen mit der Ruhr erſt, nachdem ſie ſchon gegen ſechs Tage einen bloßen ſimpeln Durchlauf ohne Schmerzen und Fieber ſtillſchweigends erduldet hatten.

Faſt durchgängig waren bei meinen Patienten allerhand Nervenzufälle vorhanden; mehrentheils im Paroxysmus des Fiebers, hin und wieder auch noch wohl überdem auſſer demſelben. Frauenzimmer empfanden ſie öfter, anhaltender, und in höherem Grade, als Mannsperſonen. Doch führten ſie an ſich keine Gefahr mit. Auſſerordentliche Schwere der Glieder, gewiſſermaßen an Lähmung gränzend, war mit allen Graden dieſes Symptoms verbunden. Der gelindeſte Zufall war ein gewiſſes plötzliches, unwillkührliches Zuſammenſchießen, das nur wenige Augenblicke anhielt; derjenigen Empfindung gleich, die man zu haben pflegt, wenn man im Traume von einer Höhe herunter ſtürzt, oder wenn, wie das Sprichwort lautet, der Tod einem über

*) Beiträge zur ausübenden Arzneiwiſſenſchaft S. 197.

über das Grab läuft. Dieses hatten auch Mannspersonen; selbst die, welche geschwind genug und leicht von der Krankheit kamen, und beim Herumgehen bleiben konten. Frauenzimmer klagten großentheils über Kälte im Leibe, oder in einer Seite des Unterleibes, oder in den Knien, oder überhaupt in einer der Extremitäten, wenn auch wirklich die Hitze des Fiebers da war, und sie im kritischen Schweisse des Paroxysmus lagen. Eine sonderbare, unbeschreibliche Empfindung, die auf einmal von der Fußzehe durch den Körper ging. Ein Kriechen, als wenn Ameisen unter der Haut immer rund um liefen, (aber keinem eigentlichen Jucken gleich,) in den äußern Gliedmaßen überhaupt, oder blos einem und anderem Gelenke. Ein krampfhaftes Zusammenziehen der Finger in die flache Hand, mit Unvermögen zum willkührlichen Gebrauche in dem Augenblicke; auch wohl zugleich ein Aufwärtsziehen der Zehen in dem kreuzweise entgegen gesetzten Fuße. Bei einigen fing sich dies mit einem oder etlichen ganz weißen, runden, Flecken an, die auf der Haut im Handgelenke jedes mal zuvor entstanden; dann folgte das Ziehen der Finger ꝛc. und den Beschluß machte ein sogenannter Schlaf des gezogenen Gliedes. Mit unter stellten sich auch wohl ein wirkliches, aber gelindes, Zucken, oder ein Zittern, dieser Gliedmaßen ein. Zuweilen nahm der Zufall, wenn er vorher kreuzweise agirt hatte, in der Folge seinen Sitz blos in den Extremitäten einer und derselben Seite; und dann immer, so viel ich bemerkt, an derjenigen, deren Arm von Anfang dies Symptom erlitten hatte. Zugleich kamen zwischendurch Klagen über einen empfindlichen Schmerz in dem Plattfuße, oder dem Ballen irgend eines Fußes. Nur eine Kranke war, die bei mehrjährigen irregulairen Attaken von Ausschlag sich über ein beschwerliches, wirkliches, Jucken auf dem Kopfe, im Gesichte, und über den ganzen Leib beschwerte, das aber ohne Weiteres sich nach einem Vomitif verlor, obgleich etliche der erwähnten Nervensymptome hernach noch blieben.

So behielt die Epidemie ihren Fortgang bis zu Ende. Nur änderte sie im Anfange des Septembers ihren Verlauf in so fern, daß oftmals das die Ruhr begleitende Fieber, irregulairer war; die Ruhr selbst nur überhaupt ein Paar Tage anhielt, und sodann unmittelbar ein Quotidianfieber entstand, bei dessen Paroxysmen die angezeigten Nervenzufälle, wenn sie vorher da gewesen waren, sich fortdaurend auch einstellten und bei dessen Kur es darauf ankam, nicht zu früh zur peruvianischen Rinde zu greifen, und sie noch anfänglich mit auflösenden Dingen zu versetzen. Bei einigen trat dies Fieber (deutlich von einer andern Art Abendfieber unterschieden, welches etliche am Ende der Krankheit befiel, deren Körper sehr entkräftet, oder überhaupt schwächlich und reitzbar, war) täglich des Abends ein

und

und zog sich tief in die Nacht hin. Eben so verhielt es sich bei einem Manne, der gar die Ruhr nicht gehabt hatte, und von freien Stücken dies Fieber bekam. Es nahm seinen Typus fest gegen Abend, und wolte anfangs nicht weichen und nicht rükken: auf einmal fing es an, in grossen Sprüngen zu anticipiren, und verschwand.

Hin und wieder stellten sich, meistens bei Kindern, während dessen simple Durchfälle ohne Weiteres ein, wobei der Schleim klumpenweise abzugehen pflegte, und die höchstens in einem Paar Tagen geendigt waren. Kurz nach der Mitte des Augusts zeigte sich im Orte einmal sporadisch eine falsche, einfach-rheumatische, Pleuresie, die binnen drei Tagen bei simpler Behandlung gehoben wurde. Gegen das Ende desselben Monats bekam ich Auswärts einen bejahrten Kranken an der Melaena, die sich auf Fehler der Leber und Hämorrhoidalumstände gründete. Zwischendurch fanden sich bei mehreren einzelne catarrhalische oder rheumatische Beschwerden von allerhand Art, wobei die ersten Wege immer die vornehmste Indication lieferten; auch bei Kranken, die an der Ruhr lagen, bemerkte ich hie und da, ohne Erleichterung oder Verschlimmerung der Hauptkrankheit, anwandelnde rheumatische Schmerzen in den Gliedern, den Zähnen ꝛc. oder einen vorübergehen Schnupfen u. dgl. Von Auswärts meldete sich im August einer mit einem intermittirenden Fieber, und im September ein anderer, mit Ohrenbrausen und Flüssen im Kopfe. Gegen die Mitte des letzten Monats kriegte Jemand, der sonst schon vom Uringries verschiedentlich gelitten hatte, nach ziemlich langer Zwischenzeit eine Attake davon wieder, mit beschwerlichem, halbunterdrücktem, Abgange des Wassers, gewöhnlichen Krämpfen, und großer Uebelkeit: ein gegebenes Vomitif leerte auch hier mit deutlicher Erleichterung ausserordentlich viele klare Galle aus.

Der Schluß folgt künftig.

Anekdote.

In einer französischen Gerichtssession war ein großes Geräusch. Der Richter sagte dem Gerichtsdiener: „Macht doch, daß es stille werde; wir haben nun schon, wer weiß, wie viele Sachen abgethan, ohne sie recht hören zu können.

Hannoverisches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 7ten December 1789.

Von der diesjährigen epidemischen Ruhr in Gifhorn, als Beitrag zur Geschichte der vaterländischen Gesundheitsconstitutionen.

(Schluß.)

Im Ganzen gerechnet, war in der nördlichen Hälfte des Orts die Ruhr bei weitem nicht so allgemein und so ausgebreitet, als sie im südlichen Ende sich gezeigt hat. Ich weiß mehrere einzelne Personen und ganze Häuser, die völlig wohl auf blieben. Andere zum Theil kauften sich allenfalls mit einem Poltern und gelindem Ziehen im Unterleibe, höchstens mit einem mäßigen, kurzen, gewöhnlichen Durchfalle ab. Jedoch war ich selbst in beinahe gleicher Verdammniß. Ich bekam eines Nachmittags, nach einem eben geschriebenen kränkend-verdrießlichen Briefe, eine plötzliche große Uebelkeit und eine unbeschreibliche Schwere in allen Gliedern: nach und nach ein vorbeistreifendes Kneipen um den Nabel, in einem gelinden Grade, gleichsam mir nur zu zeigen, was es thun könte, wenn es wirklich wolte: etwas fieberhaftes, besonders gegen Abend: öfters eine Empfindung, als ob die Mitte des linken Schenkelknochens ganz fehlte, oder ohne Gefühl wäre, und einen Schlaf in diesem Beine: eines Abends eine starke Anwandlung vom Schnupfen. Durchfall zeigte sich gar nicht, und ich blieb bei meinem gewöhnlichen Herumgehen und meinen Geschäften. Da ich die Schwachheit habe, mir nicht selbst ernstlich etwas verschreiben zu können, vorher den Bitterbrunnen getrunken hatte, und jetzt den Pyrmonter trank, wobei auch diesmal, wie in andern Jahren, ein juckender Ausschlag über den Leib mich vexirte; so ließ ich dem Dinge ungestört seinen Willen, und war nach vier oder fünf Tagen, nachdem ich etliche Nächte hinter einander in heftigem Schweiße zugebracht, absolvirt.

Zur Präservation gegen das Uebel schien nichts indicirt zu seyn, als Reinigung der ersten Wege, nöthige Wurmmittel, Warmhaltung des Unterleibes und der Füße, Vermeidung

alles unreifen Obstes, und sorgfältige Reinigung des reifen, so wie des Gemüses, vom Mehlthau ꝛc.

Ueber die Kur ließ sich kein allgemeiner Plan weiter entwerfen, als daß, wenn die Kranken es nicht schon für sich gethan hatten, gleich zu Anfange überall ausgefegt werden mußte. Das übrige richtete sich nach der Verschiedenheit der Körper, der Symptome, und des Ganges der Krankheit. Ueberhaupt aber verließ mich während dieser zweiten Periode der Epidemie die Simaruba fast ganz; auch die Arnica schien nicht bei dem galligt entzündlichen Charakter paßiren zu wollen, wenn auch das Nöthige vorher veranstaltet war. Der Aufguß des Cardobenedicts, mit dem Extract desselben und der Cascarille, bewieß sich am wirksamsten. Auch das Decoct von Leinsaamen, nach Erforderniß der Umstände mit bittern Sachen oder gelinden Opiaten versetzt. Ganz zum Beschluß nahm ich die Quaßia lieber, als die peruanische Rinde, wenn nicht besondere Umstände die letztere ausdrücklich forderten. Nach den gehörigen Prämissen stand ich mich bei einer Zugabe vom Sydenhamischen Laudanum ꝛc. unter den erwähnten Aufguß oder das Decoct fürtreflich; besonders, wenn die Nervenzufälle fortdauerten; wo ich denn für Frauenzimmer das Castoreum und den großen Baldrian mit größtem Nutzen verband. Unter andern war dies der Fall bei einer Kranken, die seit einem Paar Monaten schwanger war, vorher schon einmal unrichtige Niederkunft gehalten hatte, während der Ruhr von den beschriebenen Nervenzufällen vieles und oft empfand, und der überhaupt auch vorher krampfhafte kleine Beschwerden nicht fremd gewesen waren. Wo bei erfolgten Wechselfiebern eben solche Zufälle blieben, that der Baldrian unter der China, so bald man sicher zu derselben schreiten durfte, augenscheinliche Dienste.

Eine erwachsene Kranke von leichtempfindlichem Nervensystem, die bereits seit langen Wochen täglich Abends etwas fieberhaft gewesen war, und ein, schon lange indicirtes, Brechmittel stets verschoben hatte, bekam eines Tages plötzlich Schmerzen im Leibe, ein irregulaires Fieber und gegen dreißig Stuhlgänge. Das Erforderniß des Brechmittels dauerte dabei noch immer fort, und dieses bewirkte am folgenden Morgen mehrmalige Auswürfe von vieler alter und jüngerer, Galle. Schon die ganze Nacht vorher aber hatte der Stuhlgang sich verloren, und kam auch an dem Tage der Emesis nicht ein einziges mal wieder, da sonst der, bisher hier übliche, Brechweinstein zuweilen wohl widerabsichtlich nach unten zu wirken pflegt. Bis zum fünften Tage der Krankheit konten blos Klistire den Stuhlgang bewirken: er erfolgte allzeit mit Leibschmerzen, und es gingen verschiedentlich harte Stücke ab. Die Manna, die Tamarinden mit der Manna, die zerflossene Weinsteinerde, ꝛc. thaten nichts: Pulver aus einem Mittelsalze

salze mit etwas Baldrian, alle zwei Stunden wiederholt, brachten endlich die Oefnung gehörig zu Gange, die aber doch nie ohne Schmerzen im Leibe vor sich ging, und verschiedentlich noch verhärtete Stücke lieferte. Am dritten Tage fanden sich Schmerzen im Rücken, und in der linken Seite; abwechselnd nach der Brust herauf: noch etwas Uebelkeit. Am vierten Tage stellten sich mehrere von den beschriebenen Nervenzufällen ein: die Schmerzen im Rücken und in der Seite dauerten fort; im Unterleibe waren sie intermittirend, wie bei den Dysenteristen: das Fieber nahm heute einen regulairen Lauf an. Es schien sich hernach zum Quotidianfieber zu arten, und fing an vor zu setzen. Allein, bald nahm es einen fixen Typus an; zuerst nach dem Essen, darauf gegen Abend, wobei es die Nacht durchhauste. Ein meist trockner, prickelnder, Husten, mehrentheils Abends; Beängstigungen und Enge der Brusthöhle; Herzklopfen; Aergerlichkeit; Schwäche und Schmerzen in den untern Extremitäten; der vorher erwähnte Schmerz in der linken Seite, besonders beim Husten; kurzer Othem; die Art des Fiebers, bei dessen Eintrit regelmäßig die Nervenzufälle erschienen ꝛc — Alles dies, und das schon vor der Krankheit da gewesene Fieberhafte, machten nun andere Maaßregeln nothwendig, wobei auf Leber und galligten Stoff, sitzende Lebensart, und Dysthymie die vorzüglichste Rücksicht zu nehmen war.

Bei einer andern Kranken, die seit fünf Tagen die Ruhr gehabt hatte, und deren Brust nicht die stärkste war, stopfte sich am Abend des fünften Tages der Stuhlgang auf einmal. Ich bekam nun am folgenden Morgen die Kranke zur Behandlung. Es war starke Beängstigung da; Fliegen der Glieder; trockner Husten; etwas geschwollener und harter Unterleib. Klistere und die Tamarinden mit der Manna stellten den Durchlauf gelinde wieder her, der sich, bei gelinder Unterhaltung durch das Decoct der Graswurzel mit dem Sauerhonig, nun allmählig stillte, daß die Kranke in etlichen Tagen völlig hergestellt war.

Eine andere klagte über Schmerzen im Unterleibe und im Kreuze, Uebelkeit, bittern Geschmack. Der Stuhlgang war natürlich. Ein Brechmittel leerte viele Galle mit etwas geronnenem Blute aus. Sie hustete am folgenden Tage noch ein bischen dergleichen Blutes herauf; und nun erfuhr ich, daß sie vor etlichen Tagen bei warmer Witterung eine Tonne voll Gest eine Meile weit getragen hatte. Ich nahm darauf nicht, sondern auf die epidemische Constitution Rücksicht. Im Unterleibe waren noch Schmerzen und ein Kollern: kein Durchfall: etwas Fieberhaftes. Ein verdünnender kühlender Trank hob alle Zufälle.

Dicht vor der Mitte des Septembers begann die Epidemie in ihrer Ausbreitung nachzulassen. Der Kranken, die ich hatte, wurden weit weniger, und man hörte auch lange so all-

gemein nicht mehr davon. Auswärts zeigte sich um diese Zeit einmal galligt-rheumatischer Seitenstich. Gegen den Ausgang des Septembers aber loderte das Uebel noch einmal wieder etwas empor. Mit dem Anfange des Octobers hatte ich blos noch ein Paar Kranke, die am Ende des vergangenen Monats befallen, und aus demselben mit der Plage in den neuen übergetreten waren. Doch hörte man noch hin und wieder, aber sparsam, davon. Nach der Mitte des Septembers und noch bis in die Mitte des Octobers meldeten sich, theils im Orte, theils ausser demselben, verschiedene Kranke mit trocknen Coliken, welche das gepreßte Ricinusöl, löffelweise gegeben, bald hob.

Von fauligtem Charakter der Ruhr, oder überhaupt von Neigung zur Fäulniß, ist mir vom Anfange bis zu Ende auch nicht ein einziges Exempel vorgekommen. Eben so wenig vom rein-inflammatorischem Genius der Krankheit. Jedoch hat unter dem hiesigen Militair sich von jedem dieser beiden Charaktere Ein Beispiel gezeigt.

Bei einer bejahrten armen Kranken sah ich bald nach der Ruhr ein Rose an beiden Beinen entstehen. Ein anderer Patient von etwa 14 Jahren soll hinterher Geschwulst in den Knien bekommen haben mit Unvermögen zum Gehen. Ob bei beiden vielleicht etwas Metastatisches hier zum Grunde gelegen haben mögte, kan ich nicht beurtheilen, da ich letzteren nicht gesehen, und von der erstern nicht erfahren konte, ob die Rose nicht durch Fehler der Diät entstanden, und eine Krankheit für sich gewesen sey; unzusammenhängend mit dem ersten Uebel. Wenigens hatte dieselbe Patientin schon während der Ruhr sich, wider mein Verbot, mit einem guten Stücke steifen Pfannkuchens und groben Brodtes einmal delectirt: und die Folge war, daß ich mit der Kur wieder von vorne anfangen mußte.

Die Krankheit machte keinen Unterschied zwischen Geschlecht und Alter. Bestimmte kritische Tage waren nicht zu beobachten. Zwei skrophulöse Soldatenkinder sind gestorben, indessen ein siebenjähriger sehr verwachsner Knabe, der nicht lange zuvor an einer Ascites gekrankt hatte, glücklich davon gekommen ist. Er starb jedoch um die Mitte des Octobers an einem Rückfalle der Wassersucht.

Daß das Uebel diesmal ansteckend gewesen ist, bezweifle ich gar sehr. Aber einerlei gemeinsame Ursachen wirkten mehr oder minder, später oder früher, oder zu gleicher Zeit, auf die Körper der Menge. Eine Mutter schlief bei ihrer dysenterischen Tochter bis zu deren völligen Herstellung, ohne nur minder gesund zu werden, als sie sonst war. Heute befiel einer in dem einen oder dem andern Hause, und nach vierzehn Tagen wohl in demselben ein anderer, nachdem unterdessen die Krankheit schon wieder mehrere andere, benachbarte oder nicht benachbarte, Häuser mitgenommen hatte. Ich selbst blieb, bis auf den klei-

nen angeführten Prodromus, frei davon, ob ich gleich in manchen Krankenzimmern die dunstvollste Luft einzog, nie etwas anderes, als eine gewöhnliche Prise Taback bei mir trug, und überdem noch, da ich kurzsichtig bin, mehrentheils, vorzüglich von Kindern, eben keine ambrosischen Düfte aus dem Krankenbette einathmete.

Außer dem Orte hat die Krankheit sich, wenigstens vor der Mitte des Septembers gewiß nicht, gar nicht gezeigt. Im Gegentheil fürchtete man sich wohl hin und wieder auswärts für unsere Einwohner: die Epidemie war gefährlicher gemacht, als sie in der That je gewesen ist. Der einzige Kranke, den ich an diesem Uebel vielleicht auswärts hatte, war in Wilsche, eine Stunde von hier: er holte am 29ten Jul., also, als hier am Orte eben erst die Epidemie sich zu zeigen anfing, selbst ein Recept von mir, und wußte seiner Angabe nach nichts vom Fieber. Er ist darauf, wie ich höre, völlig genesen. Ungefehr mitten im August herrschten in der Gegend um Dieckhorst kalte Fieber, und hatten gegen Ende des Septembers noch nicht ganz aufgehört. In der Mitte dieses Monats aber hieß es auf einmal, in Gahmsen sey die Ruhr Haus bei Haus; auch in Ribbüttel lägen etliche daran. Anfangs des Octobers wurde mir gesagt, sie zeige sich in Kalberlah. Gewiß ist die Krankheit auswärts lange nicht so zum Ausbruch gekommen, als bei uns im Orte; oder sie müßte außerordentlich geheim gehalten seyn. Bei mir wenigstens hat sich, nach dem Patienten in Wilsche, kein einziger auswärtiger Ruhrkranker gemeldet. Nur aus Gahmsen kriegte ich um die Mitte des Septembers und nach dem Anfange des Octobers zwei Kinder in die Kur, die beide, der Angabe nach, blutigen Durchfall gehabt hatten und an den Beinen geschwollen waren, und wovon nun das eine an Entkräftung und Lienterie, das andere aber am Husten, Erbrechen, ꝛc. litt. Allein, vielleicht muß man überhaupt hierbei, (ich meine die Ruhr außer dem Orte) in Anschlag bringen, daß wohl kein Uebel ist, dessen Ursache und Natur der gemeine Mann sich, seiner Meinung nach, augenscheinlicher und leichter erklären kan, und wogegen es also mehr sogenannte Hausmittel giebt, als eben die Ruhr.

So bald ich sah, daß die Epidemie hier im Orte ernsthaft zu werden anfing, machte ich davon bei dem K. und Ch. Amte Anzeige, welches darauf den Armen und Dürftigen freie Medicin auf der Apotheke bewilligte. Ich fürchtete anfänglich, da die Zahl derselben hier nicht unbeträchtlich ist, daß nunmehr meine Wohnung gleichsam gestürmt werden mögte. Sonderbar auffallend aber ist es, daß aus dieser ganzen Menge sich — nur zwei überhaupt bei mir meldeten, wovon die eine noch dazu nur Vorboten des Uebels empfand, und dieselbe war, welche die Tonne voll Geist eine

Meile weit getragen hatte. Die gesamte Apothekerrechnung für das K. und Ch. Amt beträgt demnach von der ganzen Epidemie baare 1 Rthlr. 29 mgr.

Ich schließe mit der Liste der hier am Orte an der Ruhr Verstorbenen. Ihre Summe beläuft sich überhaupt auf vierzehn, wovon eilfe in der südlichen Hälfte des Orts, (zwischen dem braunschweiger Thore und der Sandbrücke) und drei in der nördlichen, (zwischen der Sandbrücke und dem celler Thore) ihre Wohnungen gehabt hatten. Drei von diesen vierzehnen, alle drei Kinder, gehen auf meine Rechnung. Hier ist die Tabelle:

	Monat.	Männlichen Geschl.	Weiblichen Geschl.	Unter 1 Jahre.	Unter 2 Jahren.	Zwischen 2–5 J.	Zwischen 5–10 J	Zwischen 10–20 J.	Zwischen 30–40 J.	Zwischen 60–70 J.	Von 80 Jahren.
Im Jul. 1.	27. Jul.	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1
	14. Aug.	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—
Im Aug. 2.	16. —	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—
	1. Sept.	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—
	1. —	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—
	1. —	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—
	4. —	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—
	8. —	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Im Sept. 10.	9. —	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—
	11. —	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—
	11. —	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—
	11. —	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—
	29. —	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Im Oct. 1.	8. Oct.	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—
14.	—	9	5	2	2	3	1	1	1	3	1

Etwas über die Wanzen, und ein Mittel dagegen.

Die Wanzen gehören unstreitig zu einer der ersten Gattung von Ungeziefer, die den Menschen sehr beschwerlich fallen, sie sind nicht nur die gewöhnlichen Mitbewohner der Hütten, wo Armuth und Elend herrschet, sondern es sind auch oft davon, und ich mögte sagen, fast nie, die Schlösser und Palläste der Großen, besonders in volkreichen Städten, nicht frei. Ueber die Entstehung dieser unangenehmen Gäste in einem Hause, läßt sich freilich wohl nichts Zuverläßiges behaupten; die mehrste Zeit aber kan man ihre Existenz wohl dem Gebrauch alter davon angesteckter Meublen zuschreiben; jedoch ist dies bei einem neu erbaueten Hause,

so

so durchaus auch neu meublirt ist, und wo man sie oft nach wenigen Jahren ebenfalls antrift, gar nicht der Fall.

Ich weiß davon keine andere Ursach anzugeben, als Schmutzerei, vernachläßigte Reinlichkeit des Hauses, und eine von vielen Ausdünsten angefüllte eingeschlossene Luft in den Zimmern. Aus diesem eben Gesagten läßt es sich auch, wie ich glaube, leicht erklären, warum eben die Palläste der Großen, und die Hütten der niedrigen Classe von Menschen, von diesem Uebel mehr angesteckt sind, als die Häuser des Mittelstandes, weil daneben in diesen mehr Aufsicht auf gründliche Reinlichkeit von Seiten der Eigenthümer selbst gewandt werden kan. Das sicherste Mittel, sich vor diesem leidigen, sich so geschwinde einwuchernden Ungeziefer zu bewahren, ist vor allen Dingen, eine beständige Reinlichkeit des ganzen Hauses, und insbesondere der Zimmer, auch der, die nicht bewohnt werden, nöthig, hauptsächlich aber der Schlafkammern, als dem Lieblingsaufenthalt der Wanzen; man versäume daher nicht, alle Meublen, auf und unter welchen sich der Staub sammeln kan, wenigstens wöchentlich ein oder mehrere male abkehren zu lassen. Man dulde in seinem Hause nie Winkel, wo Hauskehrig lange Zeit liegen bleibt; auch die sogenannten Polter- oder Meublenkammern, deren es in jedem eingerichteten Haushalt eine giebt, müssen zu Zeiten gelüftet und gereiniget werden: denn bei alten abgenutzten und an einem Orte ruhig stehenden Mobilien hat man dieserwegen am meisten zu befürchten.

Ein anderes eben so nöthiges Verwahrungsmittel ist, so oft wie möglich, den Zimmern, besonders den Schlafkammern, am Tage durch Zugwind frische Luft zu geben; ferner, erlaubt es die Lage des Schlafgemachs, so setze man seine Bettestelle so, daß sie am Tage diesem Zugwinde ausgesetzt ist: denn selten findet man Wanzen, wo sie nicht hinreichenden Schutz dagegen haben.

Die Schlafkammern sind, wie schon gesagt, ihr liebster Aufenthalt, und besonders die Bettestellen. Meiner Meinung nach, brüten sie nie in den Betten selbst, wohl aber in den Bettestellen, und in deren verborgensten Ritzen, weil sie hier Nahrung und Wärme am bequemsten und nähesten zu finden scheinen.

Folgendes Mittel gegen die würkliche Existenz dieses Ungeziefers, ist meiner Ueberzeugung nach, im Stande, ein Haus und die darin befindlichen Meublen völlig von diesem Uebel zu befreien. Man nimt nemlich:

6 bis 8 Stück große Queken,
für 6 mgr. Degenöl,
für 3 mgr. rothes Präcipitatpulver,
¼ ℔ schlechten Rauchtaback,
2 gute Hände voll Wermuth, und
eben so viel Lavendel;

zerschnei-

zerschneidet die Queken und Kräuter, und läßt alles zusammen in einem irdenen Topfe mit $3\frac{1}{2}$ Quartier Wasser zugedeckt, eine Stunde langsam kochen, gießt es alsdenn durch ein nicht zu dichtes linnenes Tuch, und bedient sich dieses Extrakts zum Weißen der Zimmer, zu einem Eimer Weiße ungefehr 1 Quartier, je nachdem das Zimmer mehr oder weniger von Wanzen angesteckt ist.

Zu den Meublen aber, die mehr als die Wände der Sitz dieser Brut sind, gebraucht man es folgendermaassen: man sucht die Meublen, hauptsächlich die Bettestellen, in so viel Theile wie möglich, aus einander zu nehmen, wäscht sie mit heissem Wasser ab, bestreicht sie durchaus mit obigem Extrakt, den man gleichfalls heiß macht, und läßt sie ein oder zwei Tage in der Luft stehen, damit sich der Geruch verliere, und ist es thunlich, die Umhänge zu waschen, und die Betten einige Tage nach einander zu sonnen und auszuklopfen, so ist man für diese sicher; ein gleiches Anstreichen geschiehet mit den Thüren und Bekleidungen derselben, und schadet dieses der Malerei, wenn es nur keine weiße Lackfarbe ist, nicht im mindesten. Bei Zimmern, wo Tapeten sind, bleibt freilich nichts anders übrig, als diese abnehmen zu lassen, und sich des Extrakts, wie beim Weißen, zu bedienen.

Da die Queken, als ein wesentlicher Theil des Gebrauchsmittels, nicht zu allen Jahrszeiten zu haben sind, so kan man leicht den ausgepreßten Saft bis zum nächsten Frühjahr in Bouteillen aufbewahren, als welche Zeit überhaupt die beste zum Gebrauch dieses Mittels ist, weil man leichter die junge Brut, als die Wanze selbst, tödten kan.

Dies ist ein sicheres auf Erfahrung gegründetes Mittel wider dieses Ungezieser; ich habe, auf obige Art behandelt, Zimmer und Meublen davon gereiniget gesehen, und mich dünkt, es verlohnet sich wohl der Mühe, einige Weitläuftigkeiten in der Verfahrungsart nicht zu achten, da man Häuser und Meublen, wovon man weiß, daß sie von Wanzen angesteckt sind, immer unter ihren Werth hält, zu geschweigen der ekelhaften Unbequemlichkeit, so der Mensch von diesen Geschöpfen hat.

Berlin. J. L. D – s.

Hannoverisches Magazin.

99tes Stück.

Freitag, den 11ten December 1789.

Vom Sibirischen- oder Staudenrocken.

Es ist seit ein Paar Jahren in hiesiger Gegend eine Gattung Rocken unter dem Namen des Sibirischen- oder Staudenrocken bekant geworden, welcher dem äußerlichen Ansehen nach wenigen oder gar keinen Unterschied in den Körnern vor guter hiesiger Frucht zeiget, dessen Erträglichkeit aber besonders gerühmet wird, weil er sich viel stärker bestauden, das ist, viele Halme aus einem Saamenkorn treiben, keinen vorzüglich guten Boden, und nur den vierten Theil der Aussaat, selbst in nicht frisch gedüngtem Lande erfordern soll, um eine gleich starke Ernte zu erzielen.

Da ich durch einen würdigen Freund aus L., der diesen ausländischen Rocken schon einige Jahre mit Nutzen gebauet zu haben versicherte, einige Himten davon im Herbst 1788 erhielt, entschloß ich mich, eine nach Möglichkeit zuverläßige Probe damit anzustellen, um den Werth oder Unwerth des großen Rufs, worin er stand, selbst zu beurtheilen, zumal ich sicher dabei auf den Beistand meines geschickten und erfahrnen Verwalters Rechnung machen konte.

Wir wählten dazu 3 Stücke in jedem der beiden mit Rocken zu bestellenden Schläge, wovon der eine frisch bedüngte Brach oder ausgebrochenes Land, so nach der hiesigen Wechselwirthschaft vier Jahre zur Holländer-Weide gedienet: der andere aber schon in diesem Jahre Rocken getragen hatte. Diese Stücke lagen in jedem Schlage beisammen, waren von gleicher Güte, Erdvermischung und Größe. Beide Schläge haben einen guten oder sichern Rockenboden. Im fetten oder frisch bedüngtem Schlage hielt jedes der ausgesuchten Stücke $2\frac{1}{3}$, im magern Schlage, der nach Bedüngung schon Rocken getragen, aber nur $1\frac{2}{3}$ den Morgen zu 120 Quadratruthen gerechnet.

Alle 6 Stücke wurden durch die nemlichen Arbeiter gepflüget, geegget, und in meinem Beisein besäet.

Es wurden 3 Stücke in jedem Felde gewählt, um zugleich den von einem andern Wirthschaftskundigen gemachten Zweifel, daß wahrscheinlich guter hiesiger Saatrocken, eben so dünne gesäet, das nemliche, wie der

Staudenrocken leisten würde, zu beurtheilen.

Das 1te Stück in jedem Schlage ward mit Staudenrocken,

das 2te Stück dünne mit guter reiner von Marschrocken erzielten Saat, und

das 3te Stück nach hiesiger Landesart mit eben dieser Saat, also dicke besäet.

Mehrerer Kürze wegen werde ich diese Nummern ohne Zusatz in der Folge beibehalten, so daß

Nr. 1. Staudenrocken,
Nr. 2. dünne Saat,
Nr. 3. dicke Saat bedeutet.

Nr. 1. im fetten Schlage ward mit 7 Spint, deren 4 auf einen Himten gehen,
Nr. 2. gleichfalls mit 7 Spint,
Nr. 3. mit 7 Himten oder 28 Spint,
Nr. 1. im magern mit 5 Spint,
Nr. 2. ebenmäßig mit 5 Spint,
Nr. 8. mit 5 Himten oder 20 Spint besäet.

Die besonders schlechte diesjährige Frühlingswitterung nahm im letztern Felde überhaupt, also auch auf allen 3 Stücken die Saat so sehr mit, daß, wenn sie gleich nach dem ersten heftigen anhaltenden Froste und großen Schnee noch recht gut stand, doch bei dem nachher erfolgten naßkalten Wetter sie sich sichtlich täglich verlor, das Unkraut die Oberhand gewann, und die nachherige Ernte mehr aus Nachwuchs oder Unterrocken, wie aus Halmen vom ersten Herbstwuchse bestand, wenn gleich es mir doch vorkam, als wenn die Aehren des Staudenrockens etwas länger und auch vollwüchsiger waren. Dahergegen hatte sich die Saat im fetten Schlage besser gehalten, sich auch viel stärker erholt, weil sie mehr unterm Fuß hatte; doch zeigte sich bei den dünnen Saaten auch hierin mehr Gras oder Futter, wie bei der dicken, wo sonst gar keines zu sehen war.

Bei der Ernte ist jedes Stück einzeln besonders gemähet, aufgebunden, eingefahren und eben so ausgedroschen worden.

Von Nr. 1. im fetten Schlage sind $25\frac{2}{5}$ Stiege

die Stiege zu 20 Bunden oder Garben gerechnet.

Von Nr. 2. — $23\frac{1}{10}$;

Von Nr. 3. jedoch durch Zufall in etwas schwächerm Lande — $36\frac{2}{5}$;

Von Nr. 1. im magern 16 ;

Von Nr. 2. — 16 ;

Von Nr. 3. — $20\frac{1}{2}$;

rein aufgeharket, eingescheuret worden.

Hieraus sind

Von Nr. 1. erster Gattung 5 Sack $4\frac{1}{2}$ Himten

den Sack zu 6 Himten oder 4 Scheffel gerechnet.

Von Nr. 2. —	5	;	—	;
Von Nr. 3. —	8	;	$1\frac{1}{4}$	;

Von der andern Gattung

Von Nr. 1. —	1	;	$1\frac{1}{2}$	;
Von Nr. 2. —	–	;	$4\frac{1}{4}$	;
Von Nr. 3. —	2	;	$1\frac{1}{2}$	;

gedroschen worden.

Nach

Nach Körnern berechnet, hätte also

Nr. 1. im fetten	—	19 5/7	Körner
Nr. 2.	—	17 1/7	;
Nr. 3.	—	7 1/7	;
Nr. 1. im magern	—	6	;
Nr. 2.	—	3 4/7	;
Nr. 3.	—	2 7/10	;

wieder gegeben.

Hiernach zu beurtheilen, ist der Ausschein sehr stark, zumal im fetten Schlage sowohl für den Staudenrokken, wie für die dünne Saat.

Allein, wie bald verschwindet dieser Anschein, wenn man die Berechnung nicht nach dem Körnerertrage, sondern nach der Ausbeute, die der Flächeninhalt des ohne die mindeste Ersparung an Bestellungs- und Erntekosten bestelleten Landes gegeben, macht; wie hoch sich nemlich dieser oder jener Morgen verintereßirt hat; alsdenn fällt das Produkt ganz anders aus.

Die im fetten Schlage in

Nr. 1. gesäete 7 Spint Staudenrokken haben mir	—	138	Spint
nach Abzug der Saat	–	7	;
		131	Spint

oder 32 3/4 Himten

Nr. 2.	—	120	Spint
nach Abzug der Saat	–	7	;
		113	Spint

oder 28 1/4 Himten

Nr. 3.	—	197	Spint
nach Abzug der Saat	–	28	;
		169	Spint

oder 42 1/2 Himten

Gewinnst getragen.

Nehme ich nur einen willkührlichen, etwa den zur Zeit der diesjährigen Ernte dem hamburger gleichkommenden Kornpreis an, den Himten zum Gulden gerechnet; so haben mir die 2 1/3 Morgen

in Nr. 1.	—	32 3/4	Gulden
in Nr. 2.	—	28 1/4	;
in Nr. 3.	—	42 1/4	;

eingebracht.

Gehe ich zur Probe im magern über, so bestätiget sich dieses gleichfalls.

1 2/3 Morgen in Nr. 1. haben getragen	—	30	Spint
Aussaat abgezogen mit		5	;
bleiben	–	25	Spint

oder 6 1/4 Himten, also 6 1/4 Gulden.

in Nr. 2.	—	19	Spint
Aussaat abgezogen mit		5	;
bleiben	–	14	Spint

oder 3 1/2 Himten, also 3 1/2 Gulden.

in Nr. 3.	—	54	Spint
Aussaat abgezogen mit		20	;
bleiben	–	34	Spint

oder 8 1/2 Himten, also 8 1/2 Gulden.

Ich habe also in beiden Feldern von dem Flächengehalt zwar weniger von Nr. 2. wie von Nr. 1. erhalten. Dagegen hat die dicke Saat merklich die Oberhand behalten, hat reinere Frucht gegeben, und sich ungleich beßer verintereßirt.

Zugleich bestärket diese sorgfältig angestellte Probe den so oft bestrittenen Satz alter erfahrner Hauswirthe

hiesiger Gegend, daß das dünne Säen nie Vortheil schaffe; doch ist auch gewiß, daß der Staudenrocken dasselbe eher verträgt, wie der gewöhnliche.

Eine genauere Uebersicht ergiebet ferner, daß die dünne Aussaat das 25te Korn geben müssen, wenn sie der dicken Saat in der Ausbeute nach dem Flächengehalte gleich kommen sollen.

Denn 1 Morgen dick besäet mit

	12	Spint
hat mir getragen —	84	;
hievon die Aussaat mit	12	;
abgezogen, beiben —	72	Spint
1 Morgen dünne besäet mit Staudenrocken soll Ertrag geben	75	Spint
Hievon ab die Saat —	3	;
Bleiben Gewinn gleichfalls	72	Spint

Ich werde, da diese Probe nochmalen zu wiederholen in beiden Feldern eines Theils wegen besonderer Umstände, andern Theils wegen entgangener mehrerer Korneinnahme und des damit verknüpften vielen Zeitverlustes, insonderheit bei den Erntegeschäften, nicht thunlich fällt, noch einen Versuch mit einer verstärkten Aussaat, da ich 2 Spint statt 1 von eingeerntetem Staudenrocken nehme, machen, um zu sehen, ob diese glücklicher ausfallen werde, und alsdenn vielleicht den Ausschlag mittheilen; inzwischen wünschte ich, daß mehrere Hauswirthe ihre angestellten Erfahrungen eben so genau mittheilen mögten, da ich weiß, daß verschiedene diesen oft genannten Rocken ausgesäet haben, und zum Theil davon zufrieden gewesen seyn sollen, wenn gleich wieder andere nur das 10te Korn gebauet haben wollen, wobei sie offenbar nach vorstehender Berechnung noch weit mehr, wie ich, verloren haben müssen. Hiernach bestünde also der Vortheil nur blos darin, daß bei gänzlichem Mißwachse wenigere Aussaat verloren gehen würde, eine Besorgniß, die Gott Lob so selten ist, daß sich keiner dadurch bewegen lassen wird, eine Erspahrung an der Aussaat der Hofnung zum mehreren Gewinne vorzuziehen.

K. im L. F. G. v. K.

Auszug eines Schreibens aus einem benachbarten Lande; Bohnen- und Erbsenzusatz zum Rockenmehl betreffend.

Ich habe die Ehre, angeschlossen zwei Sorten Brodts, so wie es jetzt von vielen Landleuten hiesiger Gegend verfertiget wird, einzusenden.

Nr. 1. ist Brodt, so wie in meinem eigenen Haushalt verfertigt wird. Dieses Brodt wird aus ⅞tel Rocken und ⅛tel vorigjährigen weißen Erbsen verfertiget, welche beide Fruchtsorten in der angegebenen Proportion auf dem Kornboden unter einander melirt, und so zur Mühle gebracht werden.

Bei

Bei dem Säuren ist eben so verfahren als wenn es bloßes Rockenmehl wäre, aber beim Knäten wird der Teich steifer ausgeknätet, und denn dafür gesorget, daß er bald in den Ofen komme, welches den Nutzen hat, daß das Brodt nicht aufreißt. Dieses Brodt ist zwar ziemlich dicht, hat einen etwas starken Geschmak, ist aber von klarem Ansehn, und wird von den Leuten gerne gegessen, sie rühmen auch, daß sie länger, als mit bloßem Rockenbrodte damit auskämen. Diese Probe ist bereits 14 Tage alt.

Nr. 2. bestehet aus 3 Himten Rokken und 1 Himten Bohnen, jedes ist für sich allein gemahlen, das Rockenmehl von den 3 Himten wurde Abends gesäuret, und am folgenden Morgen wurde der 1 Himte Bohnenmehl zum einknäten gebraucht, wovon nur wenig übrig blieb. Die Behandlung vom Säuren bis zum Knäten geschahe auf eben die Weise, als es beim bloßen Rockenmehl zu geschehen pflegt.

Uebrigens bemerkt man, daß das Brodt, wozu Bohnenmehl gesetzt worden, bei weitem nicht so stark an Geschmack und Geruch befunden wird, als dasjenige, worunter Erbsen genommen sind *). Die Bohnen verdienen daher zu diesem Gebrauch den Vorzug, die Landleute essen dies Brodt sehr gerne, befinden sich wohl dabei, erhalten durch diesen Zusatz weit mehr Pfunde am Brodt, auf eine wohlfeilere Art, ungerechnet, daß sie auch weiter damit kommen, weil es nicht so geschwind verdauet, oder mit andern Worten, sättigender ist. Zugleich lege ich bei dieser Gelegenheit zwei Mehlproben bei.

Nr. 1. ist Mehl aus $\frac{5}{6}$tel Rocken und $\frac{1}{6}$tel weißen Erbsen unter einander gemahlen.

Nr. 2. ist bloßes Bohnenmehl.

Manche nehmen statt Bohnen, Gerste unter den Rocken, welches auch ganz gut ausfällt, ein jeder sucht nach Möglichkeit auf dem Rocken zu sparen, da dieser bei seiner geringhaltigern Güte gegen andere Jahre dennoch im Preise steigt.

W. D.

*) Verschiedene, welche jene Brodsorten allhier gekostet, sind dem Anführen des Herrn Verfassers völlig gleicher Meinung. Vorzüglich gut ward das mit Bohnenmehlzusatz versehene Brod gefunden. Klbg.

Klagen und Bittschrift eines kranken Hengstfüllens.

Olim meminisse juvabit.
Virg.

Ich bin von sonner Abkunft, anderthalb Jahr alt, und halte mich jetzt in dem Stalle eines Amtmanns zu E. auf. Gelähmt an allen meinen Gliedern, bin ich kaum im Stande, mich einige Minuten auf den Beinen

zu erhalten, um mein Bischen Futter zu mir zu nehmen. Mein Versorger schmält bitter auf mich. Er grübelt lang über die Ursachen meiner Krankheit, und hat mich einem elenden Kurschmidt übergeben, der nichts von dem versteht, wie mir geholfen werden kan. Er hatte sich die größte Hofnung von meiner blühenden Jugend, von meinem herrlichen Wuchs gemacht — und jetzt sieht er mich so verkrüppelt, so abgezehrt, so elend, daß er mich zu verlieren fürchtet. So gewiß es ist, daß ich unter den Händen des Viehdoctors erliegen werde; so wenig fürchte ich meinen Tod. Und ich wünsche, lieber den Tod zu leiden, als wieder aufzukommen, um aufs neue meinem vorigen Ungemach entgegen zu sehen. Ich sterbe um so viel ruhiger, als weniger ich mein Leiden verschuldet habe.

Ehe ich aber von dieser Welt scheide, finde ich es für nöthig, hier die Ursachen meiner Krankheit anzugeben, und ein Wort zu reden für das Beste meiner Brüder, die meistens dasselbe Schicksal mit mir hatten — ausser daß man es mehr auf mich angesehen hatte, weil ich hitzigen, flüchtigen Temperaments war, an Muth und Stärke alle meines Gleichen übertraf, und weil man wußte, daß mein Herr entlegner war, und sich meiner nicht annehmen konte.

Ich wurde im Mai dieses Jahrs mit mehrern meiner Brüder auf eine Viehweide bei E. gebracht. Hier solte sich mein fürtreflicher Körperbau recht ausbilden. Anfangs war mir mein hiesiger Aufenthalt, wo ich im Ueberfluß unter lauter guten Kameraden lebte, sehr angenehm. Hatten wir uns an dem schönen süßen Futter satt gelabt; so tummelten wir uns weidlich auf der Weide herum, versuchten Wettläufe, und dabei hatte ich fast immer das Glück — den Preis zu gewinnen. Wenn wir uns hierin genug geübt hatten — denn wir hielten es für den Zweck unsers Lebens, einst dem Staate, dem wir dienen solten, recht nützlich und brauchbar zu werden — wälzten wir uns die Weide entlang, und wieherten vor Ausgelassenheit und jugendlicher Munterkeit so laut, daß wir oft die Knaben und Erwachsenen aus der ganzen Gegend herbeizogen, die unserm Spiele zusahen.

Allein, bei dem bloßen Zusehen bliebs nicht lange.

Die Knaben und muthwilligen Jünglinge ließen es sich gar gefallen, auf die Weide zu kommen. Wir stutzten Anfangs, da wir nicht wußten, was für eine Ursach sie hieher trieb. Da wir aber merkten, daß es auf uns gemünzt war, suchten wir uns, so gut wir konten, mit der Flucht zu retten. Aber nun vertraten sie uns gar das schöne Futter, indem sie lange Zeit hinter uns herliefen, uns in ihre Gewalt zu bekommen. Im Wettlaufen hätten wir ihnen gewiß den Preis abgewonnen, und sie hätten uns nicht erwischen sollen — aber so suchten sie uns in eine Ecke zu bringen, und uns so in die Quere zu kommen, daß eins von uns oder mehrere immer richtig gefangen waren. Ich widersetzte mich, so lange es möglich war, aber am Ende blieb doch nichts

übrig,

übrig, als mich zu ergeben, weil man mich in Schlingen fing. Es kostete Mühe, mich erst zu besänftigen. Man streichelte uns, man gab uns die besten Worte. Dies gefiel. Allein, hiebei blieb es nicht. Man setzte sich — das ärgste, was sich denken läßt — auf unsre noch zarte Rücken, und stieß uns dermaßen in die Rippen, daß wir ohne alle Gnade galloppiren mußten, so lange es gehen wolte, bis wir über und über in den heftigsten Schweiß gerathen waren. Und weil ich es nun am längsten unter allen aushielt; so hatte man auch die Freude daran, mich oft noch eine halbe Stunde länger zu quälen als meine Kameraden, die oft niederstürzten, und sich auf diese Art zuweilen eine Zeitlang ihrer Bürde entledigten — aber nun aufs neue gejagt, aufs neue unbarmherzig gequält wurden.

So waren wir manchen Abend ein Spiel dieser Grausamen, die es nicht wissen müssen, wie weh es thut, so über alle Kräfte mitgenommen zu werden. Aber nicht elender waren wir daran, als an solchen Tagen, wo wir es oft läuten hörten. Bei jedem Geläut schoß es uns schon in alle Glieder, aber dann am ärgsten, wenn wir es mehrere mal hörten. Dann ging auch gewöhnlich unsre Marter an, die oft von dem letzten Läuten bis an den Abend dauerte.

Ob dies das Zeichen ist, das sich die muthwilligen Knaben und Jünglinge geben, sich zu diesem Unfug zu versammeln? Sey es, oder nicht — genug, ich bin das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne. Ich leide die unaussprechlichsten Qualen — und wenn ich nun auch durch Zufall oder durch die Selbsthülfe der Natur wieder aufkäme: ich bliebe doch kaum brauchbar für einen elenden Kötherbauern, wo ich nach Tageslast mein Futter auf der Weide kärglich suchen müßte, bis er mich nach kurzen harten Strapazen am Morgen, um mich zu neuer Quaal heimzuholen, auf der Weide todt finden würde — da ich vorher bei aller guten Erziehung mich nicht geschämt hätte, einen General vor der Schlachtordnung her zu tragen. Was half mir nun mein guter Bau, meine starke Gesundheit, meine sich schon zeigende Mannskraft? Was halfen mir meine feinen Schenkel? Selbst die Güte meines Herrn machte mein Unglück. Wäre ich doch nur der Zögling eines mittelmäßigen Ackermanns gewesen: nie wäre ich in solche Gefahren gerathen. Aber so war ich, leider! von dem Adel der Pferde — von seiner Race.

Man erlaube mir also nach vorgebrachter Klage folgende Bitte:

Alle diejenigen, welche junge Füllen nach andern Orten auf die Weide treiben, ersuche ich, ja dahin zu sehen, daß dem Muthwillen der Knaben in solchen Gegenden **vorher** gesteuert werde; daß der Pfänder oder Executant des Orts zu seiner Pflicht gewiesen werde, besonders auf solche Jugend zu achten, und im Betretungsfall sogleich ohne Gnade

1) die Jüngeren an den Prediger des Orts zu bringen, der ihnen ihre Pflicht vorhält, wie es eine schlechte Handlung sey, Thiere, sie gehören Fremden oder Einheimischen, zu quälen.

2) Die Erwachsenern, z. B. Knechte, oder gar die Söhne der Landleute, dem

Ge-

Gericht anzuzeigen, damit sie zur verdienten Strafe gezogen werden können.

3) Müßte es von Obrigkeits wegen bei scharfer Strafe den Aeltern und Hausleuten angesagt werden, daß Niemand sich unterstünde, dergleichen von Kindern oder Dienstboten zu leiden.

Widrigenfalls würde es um den Ruf ihrer und aller derer Weiden, wo dergleichen Unfug gestattet wird, geschehen seyn, und ein jeder würde Bedenken tragen müssen, sein Vieh in solche Weiden zu geben, wo es auf die schändlichste Weise verwahrloset wird.

Und damit hätte ich doch wenigstens durch die Beschreibung meines Unglücks und durch meine Bittschrift einen großen Theil meiner Brüder gerettet.

Und nun sterbe ich mit Vergnügen.

Anfrage.

Wenn man bedenkt, welch eine große Menge Holz durch das Branteweinbrennen verbraucht wird, und dabei den würklich sich nähernden Holzmangel überlegt; so kan man leicht auf die Frage geleitet werden:

Ob es nicht, wenigstens in einigen Gegenden, wo Steinkohlen zu haben sind, thunlich und rathsam seyn mögte, das Distilliren des Branteweins mit diesem Materiale zu bewürken?

Verschiedene befragte hiesige Branteweinbrenner gaben zur Antwort: das gehe nicht; man laufe Gefahr, das Schroot zu verbrennen, und dem Brantewein eine schlechte Qualität und üblen Geschmack zu geben.

Damit muß sich dann gewöhnlich Jemand, der kein Sachverständiger ist, und keine eigene Versuche anstellen kan, zufrieden geben.

Bei zufälliger Einsicht einiger Akten, finde ich, daß die Branteweinbrenner in der Reichsstadt Nordhausen, wo nach dem Urtheile der Kenner ein vorzüglich guter Brantewein gemacht und dieses Gewerbe sehr im Großen betrieben wird, noch vor wenigen Jahren, die Branteweinfabrikanten, eben die Meinung hegten, wie die unsrigen, bis endlich der zunehmende Holzmangel in den benachbarten Ländern, sie zu dem Versuche zwang, die Blasen mit Steinkohlen zu feuren.

Dieses gelang, nach einigen geringen Veränderungen und Vorrichtungen, so glücklich; daß dermalen daselbst die meisten Blasen sehr vortheilhaft mit Steinkohlen betrieben werden, welche man daselbst aus hiesigen Landen, und namentlich aus der Grafschaft Hohnstein, in beträchtlichen Quantitäten erhält.

Man wünscht also, in diesen Blättern folgende Fragen zuverläßig und praktisch beantwortet zu finden:

a) Worin bestehen die Veränderungen und Vorrichtungen, welche zu solcher Steinkohlenfeurung, bei den Blasen oder Feuerheerden zu machen sind?

b) Wie muß während der Distillation das Feuer regiert werden? Und

c) welches sind, nach den verschiedenen Gegenden, und verschiedenen Holz- oder Steinkohlenpreisen, die verhältnißmäßigen Erfordernisse und Vortheile, der einen oder der andern Feurung?

Hannover. J. A. Klockenbring.

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 14ten December 1789.

Etwas über die Triebe der Thiere.

Kennern der Natur ist es nichts unbekantes, daß die mehrsten Thiere, von den ersten Augenblicken ihres Lebens an, nach ihren angebornen Trieben, künstliche Handlungen verrichten, welche zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung nothwendig sind.

Bei dem ersten Anblicke dieser Handlungen muß bei uns Menschen ein Neid entstehen, daß wir nicht gleich, bei dem ersten Auftritte in unser Leben, mit eben solchen körperlichen Vollkommenheiten begabet sind. Viele Thiere machen mit der größten Fertigkeit alsdenn schon Meisterstücke, ohne die geringsten Fehler, wenn sie eben ihr Ei und ihre Puppenhülle verlassen haben. Andere sehen in die Zukunft, sorgen für ihre noch nicht seyenden Kinder und für sich selbst, durch die richtige Wahl solcher Mittel, welche ihnen nur die Vorsicht rathen kan, der die zukünftigen Dinge so bekant, wie die vergangenen sind. Allein, diese thierische körperliche Fertigkeit steigt gar nicht, oder nur sehr selten, zu einer größern Vollkommenheit hinauf. Die Spinne webt kein künstlicheres Neh, die Biene bauet kein richtiger abgemessenes Sechseck, die Ente schwimmet nicht künstlicher rechts, links, vor- und rückwärts, wenn sie ihr vollkommenes Alter erreicht haben, als sie thaten, da sie anfingen zu leben. Die Erfindungskunst ist allen Thieren so verborgen, daß auch der alles nachahmende Affe nicht im Stande ist, einen Funken Feuer hervor zu bringen, oder das schon da seyende zu unterhalten. Jede Thierart bedient sich, in allen Himmelsstrichen, einerlei Mittel zu ihren Absichten. Nimt man ihnen diese von der Natur ihnen angewiesenen Mittel, so ist es ihnen unmöglich, an deren Stelle andere zu setzen, welche, durch einen kleinen Umweg, eben die Würkungen hervor bringen würden.

Wir Menschen gelangen erst, durch eine vieljährige Uebung zu einiger körperlichen Fertigkeit und bleiben doch, gegen die Thiere, nur Pfuscher, wenn wir auch den höchsten Gipfel unserer mechanischen Kunst erstiegen haben. Allein, unser erfinderischer Geist ersetzt jenen körperlichen Mangel hinreichend;

chend; er macht uns zu Herren über die Thiere und die Natur, und bringt uns von Stuffe zu Stuffe, auf eine Höhe, von welcher wir auf unsere Mitgeschöpfe herab sehen, die Weisheit des Allmächtigen, welche in ihnen würket, bewundern, und unsere Vorzüge mit Dank fühlen können.

Dieses Gefühl wird alsdenn vorzüglich rege, wenn wir einige einzelne Handlungen der Thiere, welche aus den ihnen eingepflanzten Kunsttrieben entstehen, aufmerksam betrachten. Viele Seiten, in dem großen Buche der Natur, liegen für viele Menschen nicht immer aufgeschlagen. Diesen mögte es vielleicht nicht unangenehm seyn, aus solchen einige Zeilen hier zu lesen.

Ein Hirtenknabe fand in einem Neste Eier von wilden Enten. Er schlug eins davon auf, um zu sehen, ob sie schon besessen, oder zum Essen annoch brauchbar wären. Wie er in dem aufgeschlagenen Ei ein zum Auskriechen ganz zeitiges Entchen fand, brachte er alle übrigen Eier, in seiner Mütze, ganz warm auf meinen Hof. Meine Kinder legten diese Eier in einen gewärmten zugedeckten Korb, und hatten des folgenden Morgens die Freude, statt der Eier, muntere junge wilde Enten zu finden.

Diese Thierchen hatten ganz gewiß keine Sitte ihrer Aeltern gesehen, auch von ihnen keinen Unterricht erhalten, wie sie sich künftig in der Welt betragen solten. Das gewöhnliche Futter der jungen zahmen Enten, gekrümeltes Brod, wolte ihnen nicht recht schmecken, und sie bequemten sich, nur dann einige Krumen davon aufzunehmen, wenn solche auf das in einer Schale ihnen vorgesetzte Wasser gestreuet wurden. Sie platschten beständig in diesem Wasser, und zeigten dadurch ihren Wunsch an, auf diesem Elemente zu seyn.

Sie wurden des Nachmittags, bei warmem Wetter in einem großen steinernen Troge auf das Wasser gesetzt, auf welches Wasserlinsen und Brodkrumen geschüttet wurden. Hier schwammen sie mit der größten Geschwindigkeit hin und her, badeten sich, haschten mit großer Schnelligkeit nach den Wassermücken, fischten einige Brodkrumen und keine Wasserlinsen auf, und zeigten gar keine Furcht vor den umher laufenden Puttern und andern Hühnern. Viele Zuschauer bewunderten die geschwinde Bewegung dieser Thiere, in welcher sie die zahmen Enten weit übertrafen, und die Geschicklichkeit, ihre Füße auf so manche Weise zu dem Rudern und Umdrehen zu gebrauchen. Wir bemerkten, daß die Freude dieser Thierchen auf einmal gestöhrt wurde. Alle blieben als von einem einzigen Faden angezogen, auf dem Wasser, ohne alle Bewegung, legten den Kopf auf eine Seite, so, daß ein Auge in die Höhe gerichtet war, und in demselben Augenblicke verschwanden alle Entchen. Bald darauf erschienen die Köpfe der kleinen Thiere zwischen den Wasserlinsen, und gleich nachher die ganzen Entchen wieder oben auf dem Wasser.

Kei-

Bible Society, and the Rev. Mr. Pratt, Secretary of the Church Missionary Society, to the Rev. Mr. Dawson, Secretary of the Peruvian Bible Society, at Lima, in Peru, South America.

Mr. Dawson, in his letter to Mr. Pratt, dated Lima, 1st of January, 1827, says, "I have received the Bibles and Testaments, and have distributed them in the manner you desired. I have also received the Prayer Books, and have given them to the Bishop, who is very much pleased with them. I have also received the Bibles and Testaments for the Bible Society

Menge. In der Heckzeit dieser Vögel, werden diese von dem Kuckuck sehr verfolgt. Sie entfernen sich zwar, so weit wie möglich, von dem Orte ihres Nestes, wenn der Kuckuck sie mit einem Besuche beehrt; allein, dieser folgt ihnen von einem Baum zum andern nach, und hält sich oft sehr lange und versteckt in der Gegend auf, wo die Bachstelzen gewöhnlich zu nisten pflegen. Findet man in dieser Gegend alsdenn das Bachstelzennest, so trift man auch gewiß ein Kuckucksei darin an. Niemals habe ich ehender ein Kuckucksei in dem Bachstelzennneste angetroffen, als bis diese ihre Eier völlig abgelegt hatten, und niemals habe ich mehr, als ein einziges Kuckucksei in einem Bachstelzenneste angetroffen. Ich habe mir viele Mühe gegeben, zu erfahren, ob der vornehme Gast der Bachstelze die Ehre erzeigte, bei ihr eine Mahlzeit einzunehmen, und ihre gelegten Eier zu verzehren; allein, dieses ist mir nicht gelungen. Ich habe nur, wenn die Bachstelze ihre Eier abgelegt hatte, in ihrem Neste ein Kuckucksei und einige zerbrochene Schalen von den Bachstelzeneiern bei dem Neste gefunden, aber nicht ausfindig machen können, ob der Kuckuck die Bachstelzeneier ausgesoffen, oder nur entzwei gemacht hatte. Indessen war niemals ein Bachstelzenei bei dem Kuckuckseie in dem Neste gelassen. Der Kuckuck besuchte noch einige Tage nachher, nachdem er das Ei der Bachstelze übergeben hatte, ihr Nest, jagte selbige, mit vielem Lermen von demselben, wahrscheinlich in der Absicht, um zu sehen, ob die Bachstelze einige Eier bei das seinige nachgelegt haben mögte. Daß dieses letztere zuweilen geschehe, und daß alsdenn die mit dem jungen Kukkuck ausgebrüteten jungen Bachstelzen verkümmern müssen, weil entweder die Pflegeältern eine Vorliebe gegen das untergeschobene Kind haben, oder weil dieses durch seine Gefräßigkeit die Alten hindert, auch ihre rechten armen Kinder zu versorgen, haben mich zwar viele Forstbediente versichert, ich selbst habe es aber nicht gesehen.

Der Fall ist bei Vögeln möglich, da wir ihn täglich bei den menschlichen Ammen sehen. Nachdem der alte Kuckuck diese letzte Pflicht gegen sein künftiges Kind besorgt hat, bekümmert er sich nicht weiter darum. Wenn die Bachstelze den jungen Kuckuck ausgebrütet hat, beschäftigt sie und ihr erfreueter Gatte sich den ganzen Tag, die nöthige Speise zuzutragen. Diese Arbeit wird mit jedem Tage, so wie der junge Vogel, größer. Dieser wird nimmer satt, und hört nicht auf, durch ein beständiges Zirpen sein Futter zu erpochen. Er erhält bald die Größe einer jungen Taube, und sein rother gelb gerandeter Rachen ist alsdenn so weit, daß er mit solchem den ganzen Kopf seiner Pflegeältern umfaßt, wenn sie ihm das Futeer reichen. Oft habe ich bemerkt, daß die Bachstelze sich anstrengen mußte, um ihren Kopf aus solchem zurück zu ziehen, und daß sie

alsdenn schnell, wie erschreckt, von ihm abflog. Vielleicht hat dieser Umstand veranlaßt, daß man dem Kuckuck auch die Undankbarkeit zuschreibt, daß er am Ende seine Wohlthäter verschlinge. Nun erhebt sich der junge Herr aus seinem ihm zu enge gewordenen Neste; er begiebt sich auf einen nahen Baum und seine Bedienung folgt ihm. Seine Gemächlichkeit gehet so weit, daß er seinen Kopf kaum nieder beuget, wenn seine Pfleger ihm den Wurm reichen wollen. Ich habe sie drei bis vier mal in die Höhe hüpfen gesehen, ehe sie das Glück erlangen konten, ihm ihre Gabe darzureichen. Sie versorgten ihn auch alsdenn treulich mit Futter, wenn ich den jungen Kuckuck in ein Bauer that und vor mein Fenster hing. Auch hier war Täuschung ein Glück für die Alten und den Jungen. In diesem Jahre hat ein wieder in Freiheit gesetzter junger Kuckuck, noch spät, am Ende des Septembers, da die alten Kuckucke schon lange weggezogen waren, seinen Aufenthalt bei meinem Hause behalten; alsdenn verlor er sich. Er ist wahrscheinlich seinen rechten Aeltern gefolgt, und wird im nächsten Jahre ihre Rolle spielen.

Wer sagt dem alten Kuckuck, daß er bei der Bachstelze die für sein künftiges Kind dienliche Nahrung und ein gutes Herz, solche ihm treulich zu reichen, finden werde? Wer räth ihm an, nicht mehr als ein Ei in das Nest eines Vogels zu legen, welcher nicht im Stande ist, für mehrere Junge von seiner Größe Nahrung zu schaffen? Wer zeigt dem jungen Kuckuck den Weg, den seine rechten Aeltern genommen haben? Niemand anders als der, der mit dem Befehle: Es werden Thiere! auch die Triebe in den Thieren werden hieß.

Springe. O. C. Niemeyer.

Etwas zur Naturgeschichte und Oekonomie des Schwans.

(S. die Anfrage im 84ten Stück dieses Magazins.)

Der Schwan ist der größte unter den Wasservögeln, so wie der Straus der größte unter den Vögeln auf dem Lande ist. Er ist in der ganzen nördlichen Erde zu Hause, und nährt sich von Fröschen, Wasserpflanzen ꝛc. Er hält sich lieber in Seen, in morastigen Teichen, in abgelegenen und einsamen Orten, als in Flüssen auf. Doch giebt es Beispiele, daß sie selbst in den volkreichsten Städten und zugleich auf Flüssen ganz einheimisch waren. So gab es doch vor Zeiten ganze Gruppen dieser schönen Thiere auf der Seine, besonders auf einer Insel nahe an dem Chateau des Thuilleries, welche daher den Namen der Schwaneninsel bekommen hat. Noch jetzt sind die Schwane die größte Zierde in den Lustwassern der rei-

chen und vornehmen Personen. Die Weiße ihrer Federn, ihr majestätischer und angenehmer Gang in den Wassern, geben dem Auge ein sehr angenehmes Schauspiel. Jupiter verwandelte sich nach der alten Fabellehre in einen Schwan, um die Leda zu hintergehen. Dieser Vogel war dem Appollo und der Venus gewidmet. Ein weiß gekleidetes Mädchen mit einem Schwan in den Armen ist bei den Malern ein Sinnbild der Unschuld und der Reinigkeit.

Ob sich gleich keine Analogie zwischen der Harmonie der Verse und den rauhen Tönen des Schwans findet, so hat man doch die größen Dichter nach seinem Namen genennet: Virgil ist der mantuanische Schwan und Pindar der thebanische.

Das klägliche und durchdringende Geschrei, welches dieser Vogel zuweilen mit anhaltender Heftigkeit ausstößt, kostet ihm nicht selten das Leben. Daher — oder vielleicht auch, weil die wilden Schwäne einen hellen, weit schallenden nicht unangehmen Ton von sich geben (S. Blumenbachs Naturgeschichte S. 193.) — ist vielleicht die Fabel vom melodischen Gesang der sterbenden Schwäne entstanden *). Deswegen werden die letzten Verse, die ein Dichter kurz vor seinem Tode gemacht hat, der Schwanengesang genennet. Herr Dulard, (ein französischer Schriftsteller) redet von der falschen Vergleichung, die man zwischen dem Gesange dieses Vogels, und der poetischen Harmonie gemacht hat, also:

„Du falsches Sinnbild jener hohen Gesänge, welche durch die Clio in der Geschichte aufbewahrt werden; du formirest, sagt man, die zärtlichsten Töne, wenn du den letzten Augenblicken deines Lebens nahe bist: aber deine Gesänge, die für uns fabelhaft sind, sind an den Ufern des Mäanders nur dem Gott des Helicons hörbar."

Die wilden Schwane fliegen gemeiniglich in Haufen, und ein jeder legt seinen Schnabel hinten auf denjenigen, der ihm vorfliegt. Wenn der Anführer, welches gewöhnlich ein erfahrner Passagier zu seyn pflegt, müde wird, so läßt er sich von seinem Nachbar ablösen, und nimt den hintersten Platz im Zuge ein; wenn sie im Wasser sind, so breiten sie gewöhnlich ihre Flügel wie Segel aus, damit sie vom Winde getrieben werden. Sie fressen Kräuter, Eier, Körner ꝛc. Man sagt auch, daß sie die Frösche fressen,

*) Sic ubi fata vocant udis abjectus in herbis
Ad vada Maeandri concinit albus olor.
Aelian L. V.

Wenn Ovid anzeigen will, daß er jetzt alt werde, so sagt er: (Trist. L. 4.) Jam mea Cycneas imitantur tempora plumas.

Und im vierzehnten Buche seiner Verwandlungen sagt er von den letzten Gesängen des Schwans: Carmina jam moriens canit exequialia Cycnus.

den Jungen ist er bleifarbig und die obere Spitze auch schwarz.

Der wilde Schwan ist nicht so groß. Sein ganzer Leib ist weiß, er hat dunkelbraune Beine und Füße, und schwarze Klauen.

Ich komme jetzt auf den wichtigen Punkt der Oekonomie des Schwans, seiner Wartung, Pflege der Jungen ꝛc. und hier schmeichle ich mir, da ich alles, was ich sagen werde, theils aus Erfahrung, theils von Männern weiß, die mehrere Jahre lang sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, daß ich dem im 84ten Stücke des so beliebten, als gemeinnützigen hannoverschen Magazins geäußerten Wunsche vollkommen werde Genüge leisten können.

Zuerst ist billig die Frage: welches ist das beste und gewöhnlichste Futter dieser Thiere? und in welchem Maaße muß ihnen dies ertheilt werden? Um hierauf bestimmt genug antworten zu können, unterscheide ich den jedesmaligen **Aufenthalt** der Schwäne. Sind ihrer nur wenige auf einem mit Schilf, Wasserpflanzen und andern, in den stehenden Wassern, Stadtgräben ꝛc. sich gewöhnlich befindenden Dingen versehenen Teiche oder Graben, sind sie ferner an einem Orte, z. B. in der Nähe eines großen Landguts, wo mancher Brodsamen — wenn ich mich so ausdrücken darf, abfällt — denn der Schwan nimt gern mit allerhand Sachen vorlieb — so bedarf es des außerordentlichen Futters schon weniger. Diese Thiere, denen, wie eben beschrieben worden, die Natur, so wie jedem andern Thiere, den zur Herbeischaffung ihrer Nahrung passlichsten Körperbau und die bequemsten Werkzeuge verlieh, wissen sich in ihrem Element, so lange nur Vorrath von den, in den Gewässern gewöhnlich wachsenden Kräutern, Vorrath von Fröschen, Insekten, Würmern und dergleichen vorhanden ist, — denn daß sie nach der Behauptung einiger Schriftsteller auch Fische verzehren sollen, das wollen die Beobachter nicht zugeben — so mancherlei Nahrungsquellen zu eröfnen, daß sie nur da, wo Mutter Natur nicht viel von dergleichen auftischt, oder ihre Gaben schon verzehrt worden sind, der thätigen Hülfe des Menschen bedürfen. Im letzten Fall macht man ihnen einen kleinen Trog (Krippe) befestigt diesen am Ufer, doch so, daß er im Wasser schwimmt, füllt ihn mit Wasser, und giebt einem Paare wöchentlich ungefehr eine Metze **Haber**, den Jungen auch etwas Brod. So bald es Winter wird, erhalten sie, wie andere gefiederte Hausthiere ihren Stall und auch hier fressen sie aus einem Trog, den man aber jedesmal **mit Wasser füllen** muß, weil sie sonst den Haber nicht ohne die größte Schwierigkeit würden auflesen können. Mit dem Frühlinge geben sie wieder auf das Wasser, und man verfährt, bis zum Winter wieder, wie oben erwähnt worden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 18ten December 1789.

Etwas zur Naturgeschichte und Oekonomie des Schwans.

(Schluß.)

Die Begattungszeit der Schwane fällt, je nachdem der Frühling früher oder später eintrit, in den März oder April. Sie wählen den Platz zu ihrem Neste gewöhnlich selbst, und lassen sich nur mit Schwierigkeit von dem Menschen einen Platz anweisen. Man kan ihnen leicht zu Hülfe kommen, wenn man ihnen da, wo sie sich selbst den Platz ausersehen haben, Schilf oder sonst ein Kraut zuwirft, dessen Halm oder Stengel mehr dick und stark, als dünn und weich ist. Stroh, obgleich beim Mangel des Schilfs ꝛc. ganz brauchbar, scheint schon zu weich zu seyn. Man muß alsdenn nur, ehe sie die Eier legen, Acht geben, ob in der Mitte des Nestes so viel von ihren Baumaterialien vorhanden ist, daß die demnächst zu legenden Eier, wie es gemeiniglich der Fall ist, nicht auf die bloße Erde zu liegen kommen. Gewöhnlich pflegen die Schwane sich nur mehr um die Aussenwerke, um die äußere Ründung des Nestes zu bekümmern, kömt man ihnen nun nicht zu Hülfe und belegt die noch leere Stelle in der Mitte nicht gehörig, so läuft man Gefahr, besonders, wo der Erdboden feucht ist, während der Brütezeit die Eier verderben zu sehen. Sie brüten gemeiniglich sechs bis acht Wochen. Das Weibchen unterzieht sich vorzüglich diesem Geschäft. Geht es auf die Nahrung aus, so setzt sich entweder das Männchen auf die Eier, oder, welches mehr der Fall ist, dieses stellt sich während der Abwesenheit der Mutter gleichsam zur Wache dabei. Wenn anders keine widrige Zufälle eintreten, so werden alle Eier ausgebrütet, sonst auch wohl nur zwei, drei oder vier. Die Jungen werden anfangs mit Brod gefüttert, sie fangen aber auch nach einigen Tagen an, Haber zu fressen, und wo Vorrath von Wassergewächsen ꝛc. ist, da begeben sie sich bald dabei, und sie scheinen sehr zufrieden zu seyn, wenn man ihnen gleich im Anfange selbst etwas davon zubringt. Ihr Wachsthum dauert so lange ihre Federn noch nicht die völlige Weiße haben, ungefehr bis gegen das Ende des Junius, bis das

hin haben sie mehr eine graue Farbe. Vor dem Anfange des nächstfolgenden Frühlings oder der ersten Begattungszeit pflegen sie sich nicht von ihren Aeltern zu trennen.

Vielleicht wird man fragen, ob der Schwan gleich andern Hausthieren seinem Eigenthümer treu bleibe, sich nie verfliege? u. s. w. Ueber diesen gewiß nicht unwichtigen Umstand habe ich um so mehr und sorgfältiger Beobachtungen angestellt, weil wir, sobald wir in diesem Stücke nicht gesichert sind, immer in der Besorgniß leben müßten, ein ganz vergebliches und undankbares Unternehmen zu wagen, wenn wir unsere Gewässer mit diesen schönen Vögeln schmücken wollen. — Allerdings bezeigen sie nicht selten, zumal zur Zeit der großen Vögelwanderung, oder wenn sich im Herbste die Zugvögel in Bewegung setzen, große Neigung, sich ebenfalls auf die Wanderschaft zu begeben. Um ihnen diese, ihrem Herrn sehr unwillkomne, Lust zu reisen, zu vereiteln, weiß ich nur zwei Mittel: entweder man stutzt ihnen die mittelsten Federn in den Flügeln, vermittelst des Schneidens ab, oder zieht ihnen, wenn die Federn völlig reif sind, aus jedem Flügel einige ganz heraus, so daß, man mag nun diese oder jene Operation vornehmen, in der Mitte der Flügel eine Lücke entsteht. Dieses setzt sie außer Stand, sich in höhere Regionen zu schwingen. Die verlornen Federn werden ihnen im nächsten Jahre, da die alten Federn ausfallen, sämtlich wider ersetzt.

Es frägt sich nun: Gewährt dieses Thier auch den Nutzen, um für den seinetwegen gemachten Aufwand belohnt zu werden? Ich antworte: Ja! Der Besitzer eines Gartens oder Hofes, der mit einem Wassergraben versehen ist, genießt außer dem schönen Anblick des Vogels noch das Vergnügen, daß er ihm, indem er seiner Nahrung nachgeht, seinen Graben oder Teich tagtäglich von allem sonst so leicht überhand nehmenden Unkraute säubert und ihn vom Frühling an bis zum späten Herbst so rein erhält, als er mit mehrerer Menschen Hülfe nicht seyn würde. Mich dünkt, schon dieser doppelte Vortheil müsse jedem Besitzer solcher Gewässer schon Ersatz genug seyn, und ihn bestimmen, sich das Anschaffen und Halten solcher nützlichen Thiere angelegen seyn zu lassen. — Es giebt aber noch einige andere nicht unerhebliche Vortheile, welche mit dem Besitze dieses Geflügels verbunden sind. Die großen Federn aus den Flügeln sind zum Schreiben sehr gut, und werden von vielen Personen, die viel und anhaltend schreiben müssen, den Gänsefedern vorgezogen; und was nun die übrigen, besonders die sogenannten Pflaumfedern, betrift, so giebt man diesen, in jeder Rücksicht, und es sey zu welchem Gebrauch es wolle, vor den Federn der Gänse einen großen Vorzug. Sie sind sehr fein und warm; und es werden ausser dem gewöhnlichen Gebrauche, den

man

man davon macht, auch Palatine, Puderquäste und andere Dinge daraus verfertiget. Die Louisianer, welche auch das Fleisch des Schwans essen, machen von den Federn des Schwans Diademe für ihre Könige, Hüte, Mänteln ꝛc. Man würde den Schwan gleich der Gans zu gewissen Zeiten eines Theils seiner Pflaumfedern berauben können, da sie aber bisher mehr als **Staatsvögel** angesehen wurden, und als solche natürlicherweise ihres äußern Schmucks nicht beraubt werden durften, so hat man nur bei solchen, die starben, sich des Rechts bedient, das uns ihre Pflege und Unterhaltung auf ihre Federn giebt. Wirklich verliert der Schwan außerordentlich an äußerm Ansehen, wenn er gerupft worden ist. Wem indessen dieser Anblick nicht unangenehm ist, oder das Nützliche auch hier dem Angenehmen vorzieht, der mag ihm immerhin jährlich seinen Tribut abfordern. Man hat zu H*** einmal den Versuch gemacht, ob der Schwan auch ein gutes **Gericht auf der Tafel** abgebe, man will aber wenigstens damals gefunden haben, daß er nicht sehr schmackhaft sey. Vielleicht mögte unter einer andern Zubereitung das Resultat anders ausfallen. Von besserm Geschmacke waren die gekochten Eier. Ich glaube indessen, daß der Vortheil, den diese Vögel bei ihren Lebzeiten ihrem Besitzer leisten, zu groß ist, als daß man, außer in dem Falle, da sie sich an einem Orte zu stark vermehren, darauf bedacht seyn solte, sie sich vermittelst des Abschlachtens nutzbarer zu machen.

So viel glaube ich, durch diese kurze Schilderung der thierischen Oekonomie des Schwans deutlich gemacht zu haben, daß er gleich anderm Hausgeflügel verdient, unter die nützlichsten Thiere gezählt zu werden; und daß er da, wo Lage und Umstände des Orts — denn **Wasser** ist sein Element, und die kleinen Wasserbewohner und Wassergewächse seine Lieblingsnahrung — von der Art sind, daß der Schwan daselbst eine bleibende Stätte finde, mit großem Vortheil könne gehalten werden, des Vergnügens zu geschweigen, welches uns sein Anblick gewährt.

Einige Anmerkungen über die eigenen Namen der Menschen.

Die eigenen Namen wurden in den ältesten Zeiten den Kindern mehrentheils von gewissen Begebenheiten und Dingen beigelegt, um sie zu nennen und von andern zu unterscheiden; und waren ihnen folglich im rechten Verstande ganz allein eigen. Darum findet man so wenige in der Bibel alten Testaments, die einerlei Namen haben; wie man hauptsächlich in den ersten Kapiteln des ersten Buchs der Chroniken sehen kan: und Namen der

vornehmsten Patriarchen und Hauptpersonen, als: Adam, Noah, Abraham, Isaak, Jakob, Moses ꝛc. siehet man daselbst gar nicht wiederholt, oder den Nachkommen beigelegt.

Wofern aber dergleichen geschah, so wurden, um den Unterschied desto merklicher zu machen, die Namen der Väter oder Mütter, und andere Umstände, oft bei den Hebräern hinzugefügt, z. E. Josua der Sohn (Ben) Nun, und Josua oder Jesua, der Sohn Jozadack, der Priester; Jesua, der Sohn Asanja, der Levit; Joab, Abisai und Asahel, heißen die Söhne Zeruja, welches ihre Mutter, und eine Schwester des Königs David war, 1 Chron. 2, 16. Ja in den neuern Zeiten wurde oft das syrische Wort Bar, ein Sohn, vor den Namen des Vaters gefüget, und so Ein Wort daraus gemacht, als, der Apostel Bartholomäus heißet so, weil er ein Sohn (Bar) des Tolmai oder Ptolemäus war, und der vielleicht, wie man nicht ohne Grund muthmaßet, mit seinem rechten Namen Nathanael hieß. Bartimäus, ein Sohn des Timäus, Barsabas, ein Sohn des Sabäus, und andere, als Bar-Jehu, und Bar-Jesu, Bar-Jona; und der Mörder Bar-Abbas, wie er in den besten griechischen und neuesten deutschen Ausgaben des neuen Testaments geschrieben wird, ein Sohn des Abbas a), welcher Name von Bahrdt in seiner Uebersetzung des N. T. mit Barnabas übel verwechselt, geschrieben wird; als welcher Barnabas, sonst Joses genannt, ein Gefährte des Apostels Paulus war, und in der Ap. Gesch. 4, 36. ein Sohn des Trostes ausgeleget wird.

Nachgehends findet man wiederum, daß gelehrte und angesehene Juden das hebräische Ben hinter ihren und vor den Namen des Vaters setzen, als: Moses Ben Maimon, Moses, Maimons Sohn: welches Ben die Araber Ebn aussprechen, z. E. Amru Ebn Bekr, das ist, Amru, Bekers Sohn. Im Gegentheil pflegten die Araber auch von ihren Söhnen einen Beinamen, mit dem Zusatze Abu, Vater, anzunehmen; wie dann Mohammed selbst von Kasem, seinem ältesten Sohne Abu'l Kasem beigenamet wurde. Abu Bekr heißt der Vater des Mägdleins, nemlich der Aischa, durch welche er des Mohammeds Schwiegervater wurde, als welcher dieselbe unter seinen vielen Weibern, als eine Jungfer geheirathet hatte. Sonst hieß dieser Abu Bekr, der nach dem Mohammed, der erste Khalife oder Statthalter des Propheten wurde, mit seinem eigenen Namen Abdalla Ebn Othmann.

Die Griechen und Römer, sonderlich die Dichter, brauchten, um die Nachkommen eines berühmten Mannes

a) Vielleicht auch nur der ungenannte Sohn eines ungenannten Vaters.

nes zu bezeichnen, gewisse Endigungssylben, als Aeneades, des Aeneas Sohn oder Nachkömling, Agenoridos, des Agenors Söhne, alle mit einem kurzen Tone auf der vorletzten Sylbe: welche Sylbe aber lang ausgesprochen ward, wenn sich der Hauptname auf eus, als einen Diphthong, endigte, z. E. des Theseus Nachkommen heißen Thesides, lang gezogen. Auch die weiblichen Nachkommen hatten von ihrem Stammvater ihre Benennungen, und endeten sich solche Namen auf ine, oder one, lang ausgesprochen, als Neptunine, des Neptunus, Akrisione, oder Akrisione'is, des Akrisius Tochter, Danae. Und diese lateinischen Endigungen kommen alle aus dem Griechischen her, und stimmen damit überein. Insgemein aber setzten die Griechen den Namen des Vaters im Genitiv bei den Namen des Sohnes.

So fügen bei den nordischen Völkern einige die Sylbe son hinter den Namen den Vaters, um den Namen des Sohnes anzuzeigen, als Anderson, des Andreas Sohn, Matthesson, des Matthäus Sohn: welches aber oft verkürzet durch sen ausgedrückt wird, als Petersen, und, wie sich der Freiherr von Holberg vor seinem Peter Paars, einem scherzhaften Heldengedichte, nennet, Hañs Michelsen: und diese Namen werden in Deutschland, wann diejenigen, so sie führen, dahin verpflanzt worden, zu ordentlichen deutschen Zunamen. So ist es mit den Zunamen der Leute gegangen, die den Namen des Vaters, z. E. Petrus, Jacobus, Michael, Andreas, behielten, aber denselben hinter ihrem Vornamen nach lateinischer Art in den so genannten Genitiv verwandelten, und Petri, Jacobi, Michaelis, Andreä daraus machten, oder nach deutscher Art ein s hinzusetzten, als zu Peter ein s, so heißt es Peters, zu Friederich, so heißt es Friederichs, nemlich desselben Sohn: es sey dann, daß wir annehmen, es sey z. E. Peters zum andern male aus Peterson und Petersen verkürzt. Daß die Russen hinter ihren eigenen den Namen ihres Vaters mit Anfügung der Sylbe witsch zu setzen pflegen, ist aus dem Namen des russischen Großfürsten Paul Petrowitsch bekannt; wie dann dessen Prinzen wiederum den Beinamen Paulowitsch bekommen: die Frauenspersonen aber erhalten den Beisatz owna zu dem Namen des Vaters, als die Kaiserin Anna Iwanowna, das ist, eine Tochter des Kaisers Iwan Alexiewitsch. Die Zunamen, welche die meisten europäischen Völker, besonders die Deutschen, nach ihren Vornamen führen, und die, außer denen, die von dem Namen des Vaters gemacht sind, von mancherlei Ursachen herrühren, die jetzt unbekant sind, reichen nicht über 800 Jahre hinaus, und erben stets vom Vater auf die Kinder.

Bei den Römern gab es einen Vornamen, (Prænomen) der insgemein nur mit einem oder wenigen Buchsta-

ben geschrieben wurde; dann 2) den Geschlechtsnamen, (Nomen) und 3) den Zunamen, (Cognomen) endlich 4) auch wohl noch einen Beinamen von einer besonders rühmlichen Handlung; (Agnomen) wozu dann bisweilen noch andere Unterscheidungsnamen kamen. So hatte P. Cornelius Scipio Africanus vier Namen: der Vorname P. hieß Publius, der Geschlechtsname Cornelius, weil er aus der vortreflichen Familie der Cornelier herstammte; der Zuname hieß Scipio, und der Beiname Africanus, weil er den Hannibal in Africa überwunden, und den Römern das Uebergewicht über die Karthager zuwege gebracht hatte; und hiezu kam noch der Zusatz major, nemlich der erste dieses Namens, weil er einen berühmten Namensverwandten hatte, der die Stadt Karthago zerstörte, und also P. Cornelius Scipio Africanus minor hieß. Diesen, ob er gleich aus der Familie der Aemilier war, nahm der Sohn des ältern Scipio Africanus, der keine männliche Erben hatte, zum Sohne auf; und so hieß er dann zwar P. Cornelius Scipio Africanus; aber bei der Adoption behielt er zum Zeichen, daß er aus der Aemilier Geschlechte war, doch mit einiger Veränderung, wie es bei solchen Fällen gewöhnlich war, den Namen Aemilianus, an statt Aemilius. Aus diesem scipionischen Stamme führte der Bruder des ältern P. Cornelius Scipio Africanus, L. (Lucius) Cornelius Scipio, den Beinamen Asiaticus, weil er den Antiochus in Asien überwunden hatte: eine Nebenlinie führte den besondern Unterscheidungsnamen Nasica, und einer davon hieß Corculum, und Vir optimus; eine andere Linie hatte so gar den Beinamen Asina. So viel hievon, und vielleicht allzuviel.

Ich komme nun, wie ich droben schon hätte thun können, auf die Aussprache der Namen, die entweder gänzlich lateinisch, oder aus dem griechischen übersetzt sind, und mehr als 2 Sylben haben: weil nicht wenige sind, die in der Aussprache solcher Namen straucheln. Der eben angeführte Name Nasica bringt mich hierauf, als welcher den Ton auf der vorletzten Sylbe hat, den wohl einige verrücken mögten. Viele biblische Namen haben vornemlich dieses Schicksal, daß sie unrecht ausgesprochen werden: denn es legen bei kleinen Kindern mehrentheils solche Lehrer den Grund zum Lesen, sonderlich im neuen Testamente, welche die richtige Aussprache selbst in ihrer Jugend nicht gelernet haben, auch nicht einmal wissen, ob Grundregeln von der Länge und Kürze der Sylben seyn oder nicht; und so bleibet dann die Unrichtigkeit in der Aussprache immer hangen, oder man ist doch bei vielen Namen in völliger Ungewißheit. Wie viele lesen nicht Melchisedek, als wenn es den Ton auf der dritten Sylbe vom Ende hätte? und sie müssen doch wider ihren Willen in einem Gesange, Nr. 301 des hannöverischen und lüneburgischen Gesang-

Forsthaus Act for Essex.

Duke Forsthaus Act for Essex.

Duke Forsthaus Act for Essex.

ein bloßes i verwandelt iſt, dennoch nach der Gleichförmigkeit anderer dergleichen Wörter, allezeit lang bleibet; wie in den Namen Andronicus, Ariſtonicus, Elpinice, Bernice, oder Berenice, die Ap. Geſch. 25. und 26. Cap. vorkömt, und dieſer Eunice oder Eunike zu ſehen oder vielmehr zu hören iſt, als welche alleſamt lang ſind, weil ſie von einem Stamme νίκη herkommen, der lang iſt. Paulus ſagt, nach Luthers Ueberſetzung, der Glaube habe gewohnet in des Timotheus Großmutter Loide und ſeiner Mutter Eunike: und da muß man ſich vorſtellen, daß jene alte Perſon nicht Loide, (welches mit einem kurzen Tone auszuſprechen iſt,) ſondern Lois geheiſſen habe; welchen Namen Luther aber, wie es vormals gebräuchlich war, nebſt jenem, in dem ſogenannten Ablativ im Deutſchen ausgedrückt hat. Mit Berenice, oder, wie es einige ſchreiben, Pherenice, oder Beronica, ſcheinet Veronica einerlei zu ſeyn, welches ſowohl der Name einer gewiſſen Heiligen iſt, in deren Schweißtuch Chriſtus ſein ganzes blutiges Geſicht abgedrucket haben ſoll; als auch ein heilſames Kraut, Veronica mas und femina, auf deutſch Ehrenpreis, oder gar Heil aller Welt, genannt: welches Wort dann, weil es mit den andern gleichſam zu einer Familie gehöret, auch mit einem langen Tone vor dem Ende müßte ausgeſprochen werden; wiewohl ich mir hiebei den Widerſpruch ſowohl der Heiligenſchreiber, als der Kräuterverſtändigen vermuthe. Mit Theſſalonica Ap. Geſch. 20. und andern Namen, die ſich auf nicus und nica enden, hat es gleiche Beſchaffenheit, daß ſie lang müſſen ausgeſprochen werden.

Des Namens **Eutychus**, der Ap. Geſch. 20, 9. vorkomt, muß ich nur noch beſonders erwähnen, weil ich ihn oben vergeſſen habe: er muß mit einem kurzen Tone ausgeſprochen werden, wie der ihm faſt gleiche Name **Eutyches**, von welchem die **Eutychianer** herkommen, die nur eine Natur in Chriſto glaubten. Der Verfaſſer des Liedes Nr. 378. im hannoveriſchen Geſangbuche hat im 5ten Verſe den Namen Eutychus lang gebraucht: **Nicht, wie Euty'chus, ſchläferig die Predigt hör und lerne**; welches leicht zu ändern geweſen wäre, wenn es, richtig ausgeſprochen, geheiſſen hätte: **Wie Eutychus, nicht ſchläferig** ꝛc. Doch nun muß man wohl unrecht mit ſingen b).

b) Das lüneburgiſche Geſangbuch hat dieſe Stelle geändert, und die Namen weggelaſſen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

102tes Stück.

Montag, den 21ten December 1789.

Einige Anmerkungen über die eigenen Namen der Menschen.

(Schluß.)

Wenn auch deutsche Namen, die sich auf wyk und ryk vor diesem, und jetzt auf wig und rich endigen, ins Lateinische übersetzt, in vicus und ricus ausgehen; so werden sie, eben wegen des vormaligen langen Tons, auch im Lateinischen lang in der vorletzten Sylbe ausgesprochen, als: Ludovi'cus, Henri'cus, Frideri'cus, und also von Rechtswegen auch der Name des Vespucci, Ameri'cus; der aber durch einen Misbrauch mit der Zeit seinen langen Ton verloren hat, und mithin auch der vierte Welttheil, America, der von ihm unrechtmäßiger Weise den Namen hat, und welcher richtiger, mit einem langen Tone, Ameri'ca heissen müßte.- Beiläufig ist hier zu merken, daß die eigentlichen deutschen Namen in den alten Zeiten oft jämmerlich sind verdrehet worden, also, daß die lateinischen Uebersetzer deutscher Geschichtbücher oft viele Mühe gehabt haben, zu ersinnen, was sie aus einem solchen verhunzten Namen machen solten. Wer solte unter uns glauben, daß Hezzo, und die Verkleinerungen davon, Hetzilo, Hetzil, Hezel, Hezelin, und mit der lateinischen Endung Hezelinus, auch statt Hezzo wohl Hesso, Esso, Heinz, Hinz, Henz, und wieder verkleinert, Heinzil, lauter Deminutiva aus dem einzigen Namen Heinrich wären, dergleichen einige tändelnde Aeltern damals, gleichwie auch noch wohl heutiges Tages geschiehet, ihren zarten Kindern gaben, um mit ihnen zu spielen? Solche Namen blieben dann den schon erwachsenen Kindern bis in ihr Alter, und wurden auch, wie wir aus den lateinischen Endungen der angeführten Namen sehen, auch von den Uebersetzern gebraucht, wenn sie es nicht besser wußten: einige mal aber findet man, daß zur Erklärung der rechte Name beigefügt ist, als: Henricus, sonst Hezel, Herzog in Baiern. Es mögen auch die Veränderungen den Nutzen gehabt haben, so viele Leute von einerlei bekanten Namen desto besser zu unterscheiden, vornemlich, da noch keine Zunamen

waren. So wird der Name Burchard auch auf mancherlei Weise verändert: z. B. ein Bischof von Halberstadt dieses Namens hieß auch Bucco, welcher sogar von den Kinderwärterinnen in einem Wiegenliede, aber in Mukoh von Halberstadt verkehret, besungen und angeredet wird, er solle, weil er ein großer Kinderfreund gewesen, auch ihrem Kindchen Geschenke bringen. Der Name wird auch andern mit Veränderung gegeben, nemlich Buggo, Bocco, Bukilo, Buzzo, Puzzo, Buzico, *Buccelinus*, Bozo und Busso. Man könte noch von vielen andern die veränderten und verkürzten Namen sammeln; aber es mag dieses genug seyn. Daß in den neuern Zeiten die Namen Friederich in Fritz, Friedel ꝛc. Johannes in Hanns verwandelt worden, ist fast Jedermann bekant; von den letztern aber sagt Johann Leonh. Frisch, in seinem Wörterbuche, daß, nachdem die alten deutschen Namen verächtlich geworden, keiner von den biblischen bei so vielen beliebt gewesen, als der von dem heiligen Johannes. Anfangs, heißt es, hätten ihn, vornemlich als Hanns verkürzt, nur vornehme Leute, besonders vom Kriegsstande, geführet, endlich aber auch gemeine; wie dann in den kaiserlichen Artikelsbriefen des Kriegsvolks von Kleinhanns und Großhanns geredet werde. Heut zu Tage ist freilich Johann noch ein ziemlich allgemeiner Name, den von zehn Leuten immer einer oder zween führen; Hanns aber kam meist unter die Bauern und gemeinen Leute. Da aber viele von denselben, wenn sie studirten, pedantischer Weise sich Herr Johannes nennen ließen; so wolten unter den vornehmen und adelichen Familien sich viele lieber Hanns als Johannes nennen lassen. Es heissen also theils Fürsten und Grafen Hanns und Jürgen; und der große Friederich hielt es sich für keinen Schimpf, wenn er von seinen Soldaten Vater Fritz genannt wurde.

Die Deutschen führen also, neben einigen ursprünglichen deutschen, auch viele biblische Namen, besonders die im neuen Testamente vorkommen, und anderer Heiligen, die in den Kalendern gesammelt, und theils griechischen, theils lateinischen Ursprungs sind, und deren zwar oft eine ganze Reihe, weil es den Aeltern und Gevattern gefallen hat, ihnen so viele Namen beizulegen. Die Engländer haben mehrentheils nur einen Namen, und zwar öfter, als andere Nationen, aus dem alten Testamente, auch neben den gewöhnlichen, Abraham, Isaac, Jacob, Samuel ꝛc. mit unter auch solche, die bei uns fast gar nicht gebraucht und gehöret werden, als Gideon, Simson oder Sampson, Jabdiel, Nathan, Kaleb ꝛc. die ich aus einem Verzeichnisse der Mitglieder der Societät der Wissenschaften in Großbritannien zusammen gelesen habe. Ein gewisser Engländer, Isaac Martin genannt, der sich in Spanien des Handels we-

gen

gen lange Zeit aufgehalten hat, berichtet in der Beschreibung seines Inquisitionsprocesses zu Granada, man habe ihn durchaus für einen Juden halten wollen, weil er Isaac, und sein Sohn Abraham heisse, wobei er umsonst die Gewohnheit seiner Nation vorgeschützet habe; und man sey kaum durch handgreifliche Beweise von dem Gegentheile überführet worden. Auch die Deutschen haben noch vor 200 Jahren mehrentheils nur einen Namen geführet; wovon man sich leicht überzeugen kan, wenn man die in dem Jahre 1581 geschehenen Unterschriften in der sogenannten Formula concordiæ, oder der Sammlung unserer Glaubensbücher, ansehen will. Man wird da, unter mehr als 10000 der unterschriebenen Geistlichen, kaum 9 oder 10 mit einem gedoppelten Taufnamen finden: und es können sich die Leute doch wohl nicht beredet haben, alle nur einen Vornamen zu setzen; sondern es ist daraus zu schließen, daß erst in den folgenden Zeiten die mehreren Taufnamen aufgekommen sind. Unter diesen Tauf- oder Vornamen haben einige Aeltern ihren Kindern solche ganz neuerdachte deutsche Namen gegeben, dabei sich dieselben, nebst dem Taufbunde, auch ihrer Pflichten erinnern sollen. Einiger ältern derselben zu geschweigen, so hatte ein gewisser alter Prediger seinen Sohn mit diesen Namen selbst getauset: **Liebe Christum, Lebe recht**; welche Namen aber der Sohn bei seinen erwachsenen Jahren also schrieb: **Christlieb Leberecht**. Ein Prediger unter den lausitzischen Wenden, Namens **Matthäus Schulze**, hatte eine Frau, die mit ihrem Vornamen **Johanna Tugendreich** hieß, mit welcher er 4 Söhne zeugete, die hiessen: 1) **Johann Traugott**, 2) **Johann Lobegott**, 3) **Johann Hilfgott**, 4) **Johann Liebegott**. Es ist solches als eine besondere Merkwürdigkeit in den Actis historico-ecclesiasticis nostri temporis aufbehalten: und sind vielleicht nachher noch mehrere Johannes erfolget, die eben solche Nebennamen bekommen haben mögen. Ein sonderbarer dergleichen, aber lateinischer, Vorname ist *Quodvultdeus*: diesen führte, nebst dem vorausgehenden Namen Johann, der Mag. **Bürger**, welcher die historische Nachricht von dem Mönchsstande und Klosterleben Lutheri herausgegeben hat. Denselben Mann nennet der Pater **Naisi**, in seinem evangelischen Posthörnlein M. *Johann Quodvultdeus*, einen Bürger und Archidiaconus zu Merseburg; so, daß er seinen Vornamen für den Zunamen, und den rechten Zunamen **Bürger** für ein Appellativum, oder für einen Einwohner gehalten hat; eben, wie in einem berühmten Bücherverzeichnisse aus Joh. Arendt, weiland Generalsuperintendent zu Celle, ein Joh. Arendt **Weiland** gemacht worden. Hiebei will ich von dergleichen Verdrehungen der Namen noch etwas anfügen.

Aus des berühmten Carmeliten Ludov. Jac. a S. Carolo Bibliotheca pontificia,

tificia, ist schon der *Articulus Alsmalcaldus*, Germanus, Lutheranus, (wovon es heißt: edidit de primatu & potestate Papæ librum) bekanter, als der, auf eben der Seite vorkommende, *Benjamin Stares Spiegel*, Germanus, Lutheranus, edidit germanice de Antichristo, Witt. 1608. in 8., worunter **Benj. Starke**, zu verstehen ist, der den Spiegel des Antichrists geschrieben hat. Man findet daselbst noch mehrere verdrehete Namen, die man in **Baumgartens Hall. Bibliothek**, VIII. B. p. 75. mit Vergnügen nachlesen kan. So gar in den meisten Indicibus libror. prohibitorum, wird *Bartholomæus* de Pisi. (Pisanus) mit seinem Geschlechtsnamen *Albizzi*, der den librum conformitatum geschrieben hat, unter den Verfassern gefährlicher Schriften *Bartholomæus Conformi* genannt. **Hall. Bibl.** I. p. 297. woselbst von diesem seltsamen Buche, welches zuerst zu Meiland 1510 herausgegeben ist, und dessen deutschen, französischen und lateinischen Ausgaben oder Auszügen, von p. 286-359. eine weitläuftige Abhandlung, und deren Vertheidigung gegen den Dr. Götz, katholischen Hofprediger zu Dresden, befindlich ist. Es hatte nemlich ums Jahr 1532 **Dr. Erasmus Alberus** (nicht **Albertus**, wie er fälschlich im Indice libr. prohib. genennet wird) **der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran**, mit Dr. Luthers Vorrede, herausgegeben, welches Buch hernach unter dem lateinischen Titel: Alcoranus Franciscanorum, und dem französischen: l'Alcoran des Cordeliers, herauskam; wovon ich das deutsche vom Jahre 1542, und das lateinische, zu Deventer in 12mo 1651 gedruckt, als Raritäten, besitze. Weil diese Bücher nun die Abscheulichkeit und Gottlosigkeit des Libri Conformitatum vitæ b. Francisci ad vitam Domini Jesu Christi klärlich aufdeckten; so schämte sich endlich die katholische Welt dieses sonst so hochgeachteten Buches, und setzte es unter die verbotenen Bücher der ersten Classe mit jenem lächerlichen Namen.

In H. Canisii Lectionibus antiquis wird aus den abgebrochenen Worten Grec. Thuron. (welches den Gregorius Thuronensis, Erzbischof von Tours, der im J. 595 gestorben ist, andeutet) ein unbekanter *Græcus Thoromachius* gemacht, den sogar *Vossius* de Historicis Græcis p. 420. unter dem Namen *Thoromachus* anführet; wie dann auch die im Canisio daselbst vorkommende Nachricht: in Egypto *Dinastia* rex erat, sehr erbaulich und merkwürdig ist. **Hall. Bibl.** VI. p. 256. **Bullinger** gedenket zuerst eines gewissen **Johann, Barfater**, welches letztere Wort ein anderer für den Zunamen gehalten hat; da es doch in der That des guten **Johannes** Ordensname ist, und **Barfüsser** bedeutet. Der Titel seines Buches heißt: Johannis de oppido Winterthur, fratrum minimorum minimi, acta & gesta suorum temporum. **Deutsche** *Acta Erud. CCIV.* p. 872.

So

So werden aus Büchern, aus Oertern und andern Dingen Namen von Schriftstellern oder Heiligen gemacht: wie *Edaa Islandorum* von Bosio in epistolis ad Reinesium p. 361. für den Namen eines Historienschreibers gehalten wird; und Moreri aus des Königs von England Jacob I. Buche Βασιλικον δωρον einen *Basilicus Dorus* erdichtet, oder doch meinet, es habe sich der König unter diesem Namen versteckt. Die Spanier haben aus — S VIAR — in einer verstümmelten Inscription, wo es præfectuS VIARum bedeuten soll, einen Heiligen S. Viar gemacht. J. A. Er. II. p. 1077. In Will. *Lloyd.* Church-government Kap. 7. §. 5. kömt ein heiliger *Amphibalus* vor, welcher der erste Bischof der Insel Man soll gewesen seyn, und es bedeutet dieses Wort doch weiter nichts, als einen Mantel, Decke oder Umhang des heil. Albans. Es giebt diese Verwandlung der heiligen Xynoris, die *Baronius*, aus Unwissenheit des griechischen Wortes, so ein Paar bedeutet, zu einer Weibsperson umgeschaffen hat, an Seltsamkeit nichts nach. Baumgartens Nachr. v. merkw. Büchern VII. p. 264. *Mr. Magdebourg*, der die Antliam pneumaticam soll erfunden haben, für den Bürgermeister zu Magdeburg, Otto Guerike; Rabbinus *Talmud*, *Targum* Hierosolymitanum, für Schriftsteller ausgegeben; *Mantissa* plantarum in einen Auctor verwandelt, der sehr rar sey, sind ganz artige Erscheinungen. Incipit liber evangeliorum primus, domini gratia theodisce conscriptus (ab *Ottfrido*) aus diesem Tittel hat sich *Trithemius* einen *Gratias Theodista* gemacht. In dem prächtigen Catalogus der königlichen Bibliothek zu Paris kömt der hallische Buchdrucker *Orphanotropheus* Glauch vor; und in Jo. Bern. de *Rossi* Variis Lectionibus V. T. ein neuer, uns von ihm geschenkter, deutscher Schriftsteller, *Versuchius*; wie uns von dem letztern die götting. gel. Anz. im Jahre 1786, St. 132. belehren.

Von einer andern Art der Namensveränderung will ich noch hinzufügen, daß in dem 16ten Jahrhunderte viele Gelehrte, besonders solche, welche die griechische Sprache verstunden, ihre deutschen Namen ins Griechische, wenige andere ins Lateinische, verwandelt haben. Um nur einige zu berühren, so ließ sich der berühmte Reuchlin Capnio nennen; und Philipp Melanchthon, der sich aber meistentheils selbst Melanthon schrieb, hieß mit seinem Geschlechtsnamen Schwarzerde. Des Oecolampadius Vorfahren nannten sich Hausschein; und Osiander verwandelte seinen deutschen Namen Hosmann in den besagten griechisch klingenden: Pelargus hieß eigentlich Storch, und Paulus Fagius hieß Büchlein. Der deutsche Name des cellischen Gen. Superint. Urban Rhegius, den der fromme Bekenner und Stammvater des Durchl. Braunschw. Lüneb. Gesammthauses, Herzog Ernst, so lieb hatte, war Kö-

nig. Ja der gelehrte Stifter einer berühmten Familie zu Hannover, Rupertus Erytropilus, der im Jahre erst Conrector, oder zweiter Lehrer, der hiesigen Schule, und bald darauf Prediger an der Kreuz- und dann an der Marktkirche wurde, erwählte, da er das Studiren ergrif, diesen griechischen Namen, an statt des deutschen Rothuet, den sein Vater führte: weswegen die Nachkommen desselben, die sich aber verkürzt Erythropel nennen, einen rothen Hut im Wapen haben. Andere Gelehrte behielten zwar ihre deutsche Namen, setzten aber die lateinische Endigung us oder ius daran, wodurch zuweilen der Name eine ganz veränderte Gestalt bekam.

In den alten Zeiten wurden von den Königen des Orients wohl verdienten Leuten, sonderlich bei neuen Aemtern, auch neue Namen beigelegt. So nannte Pharao den Joseph, bei Uebertragung der Würde eines Statthalters von Aegypten, Zophnach Paneach, (welches Luther übersetzt hat: den heimlichen Rath,) und ließ vor ihm ausrufen: der ist des Landes Vater, oder, wie andere übersetzen: Beuget die Knie. Nehemia, den der König von Persien, Arthasaſta, zum Statthalter über Judäa verordnete, wurde deswegen Hathirsatha genannt; wiewohl dieses Thirsata nur der Amtsname gewesen seyn mag, den auch vor ihm schon Zerubabel geführt hatte: man vergleiche Esr. 2, 63. und Neh. 7, 65. Auch Daniel mit seinen Gesellen wurden von dem obersten Kämmerer des babylonischen Königes, bei Bestellung zu königlichen Edelknaben, mit andern Namen benennet. Ja der König aller Könige gab den Abraham und Jacob, bei neuer Segensverheisung, auch neue Namens: wie er auch Es. 62. und 65. verspricht, daß er seinen Knechten zur Zeit des neuen Testaments einen neuen Namen geben wolle; gleichwie etwa auch den Knechten unter den Griechen und Römern bei ihrer Loslassung, zum Zeichen der Freiheit, von ihren Herren ein andere Namen, meistentheils von den Namen der Herren selbst, gegeben wurden. Wohin gehört, daß die Religiosen der Röm. Kirche, bei Ablegung des Gelübdes, gleichsam zum Zeichen der Absagung ihres vorigen Lebens und Dienſts der Welt, wie auch die Päbste selbst, bei Antretung ihrer Würde, einen neuen Namen empfangen.

Hannover. J. C. Winter.

Edler

Edler Zug im Charakter eines Indianers.

Ein nordamerikanischer Wilder, der auf der Jagd sein gewöhnliches Glück nicht gehabt hatte, ging ganz erschöpft zu einer Pflanzung an der äußern Gränze von Virginien, und als er den Pflanzer vor der Thür sahe, bat er ihn um einen Bissen Brodt, seinen großen Hunger zu stillen. – Der Pflanzer hieß ihn seiner Wege gehen, weil er ihm nichts geben werde. — Nun, wollt ihr mir denn einen Trunk Bier geben? sagte der Indianer. Nein, du bekömst hier nichts! versetzte der Pflanzer. — Aber ich bin ganz erschöpft, erwiederte der Wilde; so gebt mir doch nur einen Trunk frischen Wassers, Pack dich fort, du Hund! von mir kriegst du nichts! rief der Pflanzer. —

Einige Monate nachher ging der Pflanzer mit andern auf die Vögeljagd ins Holz; er verfolgte ein Huhn so weit, daß er von der Gesellschaft abkam und den Weg verlor. Die Nacht brach ein, und er wanderte noch immer im Walde umher, bis er endlich ein indianisches Wigwam entdeckte. Er ging in die Wohnung des Wilden, und bat ihn, ihm doch den Weg zu einer Pflanzung an der Gränze zu weisen. „Diesen Abend ists für euch zu spät, noch hinzugehen, mein Herr, sagte der Indianer; wolt ihr aber mit meinem schlechten Mahl fürlieb nehmen, so seyd ihr mir willkommen.“ — Er setzte ihm nun etwas Wildprett und was er sonst noch von Speis' und Trank vorräthig hatte, vor; breitete einige Bärenfelle zum Nachtlager für ihn auf den Boden, und bat ihn, sich nur zur Ruhe zu legen, da er ihn dann früh Morgens wecken und auf den Weg bringen wolte. — Dies geschah; den folgenden Morgen gingen sie zusammen ab, der Indianer fürte ihn durch den Wald und brachte ihn auf den rechten Weg zu seiner Pflanzung. In dem Augenblicke aber, da er sich von ihm trennen wolte, trat er vor ihm hin, sah ihm starr ins Gesicht und fragte ihn, ob er sich nicht erinnerte, ihn gesehen zu haben? — Schaam und Bestürzung trafen den Pflanzer wie ein Donnerschlag, als er in seinem gütigen Beschützer den Indianer erkante, den er so unbarmherzig abgewiesen hatte. Er gestand, daß er ihn kenne, und wußte nicht, wie er sich über sein brutales Betragen genug entschuldigen solte; worauf aber der großmüthige Indianer blos erwiederte: „Wenn ihr künftig arme Indianer nach einem Trunk kalten Wassers lechzen sehet, so sagt nie wieder: Pack dich fort, du Hund!“ Hierauf wünschte er ihm eine glückliche Reise und verließ ihn.

Sprachbemerkungen über die Wörter an und nicht.

Das Wort an hat bald den Dativ, bald den Accusativ nach sich; je nachdem es der Zusammenhang fordert.

Weil aber unsere Sprachforscher besonders den vernachläßigten Accusativ bei diesem Wort einschärften, z. B. in den Aufschriften der Briefe; an den Herrn — entstand hieraus der neue Fehler, daß man, um gewiß richtig zu gehen, beständig, ohne Ausnahme den Accusativ setzte.

Um hierin nicht zu irren, giebt es zwei Regeln:

1) Man merke auf folgende Fragen: Woran? An wem? An welcher? — Hier muß in der Antwort der Dativ stehen, z. B. „Woran liegt es? — an dieser Sache — An Wem ist die Reihe? — an Dir. An Wem hältst du dich? an Dir." — Oder

2) Ist die Handlung bereits vollzogen oder vorbei: so stehet bei an der Dativ, z. B. es lag an mir. Ist hingegen die Handlung noch künftig: so stehet bei an der Accusativ, z. B. der Brief ist an Dich (gerichtet) Du solst ihn erhalten. Denn, der Brief ist an Dir, das hieße, er hängt an Deinem Leibe. —

Eben so unrichtig wird auch oft das Wort nicht gebraucht, wodurch bisweilen Undeutlichkeit und Doppelsinn entstehet. Z. B. wie groß ist nicht unser Glück! Wie gütig ist Gott nicht! — Man solte denken, der Redner spreche von Kleinheit des Glücks, von Ungüte Gottes. Aber weit gefehlt! Er will die Größe des Glücks, und der Güte Gottes beschreiben. — Warum sagt er nicht deutlich und wahr: wie groß ist unser Glück! Wie gütig ist Gott!? Denn, wenn man diesem bejahenden Ausdruck einen verneinenden Sinn beilegen will: so muß entweder der Ton der Aussprache, oder die Voraussetzung, daß es Spott sey, dieses Absprechende andeuten.

Zwar wissen gebildete Leute auch ohne mein Erinnern den Unterschied zu treffen. Allein, wozu dieser Zwang und diese Mißdeutsamkeit in einer so reichen Sprache? Und sind wir's nicht dem Volk schuldig, wenigstens in öffentlichen gemeinnützbaren Schriften und Reden deutlich und ohne Verwirrung zu sprechen? —

Müller.

Echem.

Hannoverisches Magazin.

103tes Stück.

Freitag, den 25ten December 1789.

Zur Beantwortung der Anfragen im 99ten St. des Magazins, das Branteweinbrennen mit Steinkohlen betreffend a).

Es bedurfte hier im Lande vielleicht nur noch der Veranlassung durch Ihr Magazin, um den Gebrauch der Steinkohlen zum Branteweinbrennen allgemein zu machen. Für thunlich erkante man es allerdings schon lange; und auch lange schon that man es in andern Ländern, besonders in dem uns so nahen Schaumburgischen wirklich. Die Branteweinbrennerei zu Lauenhagen, die das ganze Bückeburgische verlegt, wird schon seit mehr als 50 Jahren einzig und allein mit Steinkohlen geseuert; und im Hessenschaumburgischen geschiehet es bei mehreren kleinern Brennereien auch.

Hier und da hat man zwar das Vorurtheil dagegen, daß nicht nur der Rauch von Steinkohlen sich doch dem Brantewein mittheile, und seinen Geschmack verderbe, sondern auch, daß der Schwefel der Kohlen die kupfernen Blasen angreife. Beides ist aber nicht wirklich. So eine Würkung des Rauchs wäre nur alsdenn möglich, wenn er gar nicht abgeleitet würde, sondern sich im Brennhause verziehen müßte: aber die Ableitung erfordert doch nicht mehr Vorrichtung, als bei der Feuerung mit Holze; und warum solte man also dazu nicht eben so gern einen Schornstein anlegen wollen, als man es bei dieser thut! Die Beschädigung des Kupfers durch den Schwefel der Kohlen, ist, wie ich aus zuverläßiger Erfahrung behaupten kan, gar nicht zu fürchten;

zu:

a) Dieser gütigst eingesandte kurze Aufsatz eines unserer ersten Landwirthe, der große Gelehrsamkeit mit großer Erfahrung verbindet, scheint bereits alles zu erschöpfen, was über den Gegenstand, in der Rücksicht, als er auf das Allgemeine gehet, zu sagen ist; daher die Bekantmachung desselben um so viel mehr beschleunigt wird, damit nicht etwa andere Aufsätze für diese Blätter, zu sehr ins Detail und ins Weitläuftige gehen, indem sie ihre Absicht nur etwa auf Eine Brennerei allein richten. Klbg.

zumal bei unsern osterwalder Kohlen, die beinahe gar keinen Schwefel enthalten.

Die Vorrichtung zur Brennerei mit Steinkohlen, ist äußerst einfach. Es kömt allein darauf an, in dem Heerde einen Rost und darunter einen Kanal anzubringen, wodurch sich die Luft reichlich zum Steinkohlenfeuer hinziehen, und der Kohlenkummer herausgezogen werden kan. Die Steinkohlen bedürfen sehr vieler Luft, wenn sie gut brennen sollen: denn sie haben nicht nur weniger Luft in sich als das Holz; sondern ihr Ruß ist auch schwerer, und es ist also ein stärkerer Luftzug nöthig, um denselben wegzuführen. Damit der Abzug des Steinkohlenrauchs nicht gestöhrt, und alle Hitze gerade dahin geleitet werde, wo sie ihre Würkung thun soll — muß man das Ofenloch so klein machen, als es die Umstände erlauben; und mit einer eisenblechernen Thür, worin nur ein kleines Loch mit einem Schieber seyn darf, wenn man nicht schürt, zuhalten. Beim Schüren wirft man nur wenige Kohlen auf einmal ein; sonst erstickt der starke Rauch das Feuer, oder mindert wenigstens die Intension desselben. Die Entfernung des Rosts von der Pfanne, muß nach der Größe des Brennofens 15 bis 21 Zoll seyn. Die Hitze des Steinkohlenfeuers läßt sich durch die Direktion des Luftzuges viel sicherer leiten als beim Holzfeuer. Wer mit diesen wenigen Grundbegriffen eine Steinkohlenbrennerei besiehet, dem wird es leicht seyn, die Einrichtung ganz zu verstehen, und nach zu machen.

Daß sich auch der Broyhan mit Steinkohlen brauen läßt, ist außer Zweifel, indem der wittenburgische schon seit beinahe vier Jahren damit gebrauet wird; und in dieser ganzen Zeit noch kein Mensch den Wohlgeschmack dieses Getränks geringer als vorhin gefunden hat, obgleich die zärtlichsten und schwächsten Personen, die für jeden Beigeschmack am empfindlichsten sind, den wittenburgischen Broyhan am meisten trinken. Auch die Braupfanne hat in dieser Zeit weit weniger gelitten, als vorhin. Meines Erachtens hat also der Gebrauch der Steinkohlen zum Brauen da, wo man sie wohlfeiler, als Holz haben kan, nicht das mindeste Bedenken b).

W. im Dec. 1789. W.

b) Das vortrefliche englische Bier wird bekantlich auch mittelst der Steinkohlen gebraut. Zur vorzüglichen Schonung der Forsten derjenigen kleinen Städte und Braufleken im hannoverschen, hamelnschen und lauenaulschen Quartier, wo dermalen auf jeden Brau eine gewisse Quantität Holz aus der gemeinen Holzung gut gethan wird, mögte die Feurung mit Steinkohlen beim Brauen um so mehr gereichen, da durch jene Brauholzverloosungen, manche andere Holzverminderungen veranlaßt werden dürften, welche in den Forstregistern nicht allemal zu ersehen sind. Rlbg.

Noch

Noch etwas zur Beantwortung der Anfragen im 99ten Stück des Magazins von diesem Jahre, die Anwendung der Steinkohlen zum Branteweinbrennen betreffend *).

Wenn praktische Branteweinbrenner die Steinkohlen in Verdacht haben, daß bei deren Anwendung zur Feuerung der Brantewein einen übeln Geruch und Geschmack davon überkäme, und die Maische davon anbrenne; so beruhet dieses Vorurtheil auf solchen Thatsachen, die eigentlich nicht zum Muster aufgestellt werden solten. Die wenigen mir bekanten Branteweinbrennereien hiesiger Gegend, welche mit Steinkohlen feuern, und die jenes Vorurtheil veranlasset haben, sind so fehlerhaft angelegt, daß durch die Art und Weise, wie dieses Feuermaterial angebracht wird, jene Fehler eigentlich erzeuget werden. Die Blasen liegen zwar an einer Feuermauer unter einem Rauchfange, aber der Heerd geht in die Brennereien, wodurch denn, besonders bei Steinkohlen, der überhäufte unangenehme empyrephmatische Dampf sich in der Brennerei vertheilt, wo er sich beim Verdicken in die Gährungsbötticke niederläßt, daselbst der Maische Geruch und Geschmack mittheilt, der, vermöge seiner eigenthümlichen Flüchtigkeit, beim Leutern sowohl, als bei der Distillation des Brantweins, mit übergeht, woher denn der üble Geruch, Geschmack und schlechte Qualität entsteht; zugleich hindert dieser sich verdickende und niederfallende Dampf die gehörige Gährung, als die Hauptsache beim Branteweinbrennen, und dadurch wird ganz allein das Anbrennen des Schroots veranlasset. Dieses sind die Irrungen, wodurch die Replik der Branteweinbrenner, ohne darüber nachzudenken, entstanden.

Nachdem ich zuvor mit wenigem die Ehre der Steinkohlenfeuerung beim Branteweinbrennen gerettet, so werde ich nunmehr zu der eigentlichen Beantwortung der aufgegebenen Fragen, übergehen, und a) zeigen, worin die Veränderungen und Vorrichtungen bestehen, um die Steinkohlen mit Nuzzen und mit Verhütung aller angeführten Inconvenienzien bei Branteweinbrennereien anzuwenden, woraus denn die zweite Frage b), wie während der Distillation das Feuer regiert werden muß, sich selbst auflösen wird. Und endlich werde ich der dritten Anfrage c), so viel meine gesammelten Erfahrungen zulassen, durch Anstellung einer Berechnung, zu entsprechen suchen.

a) Eine Branteweinbrennerei, wo mit Steinkohlen gefeuert wird, muß

*) Von einem Chemiker von Profession, der zugleich eine große Branteweinbrennerei hat, gütigst einaesandt — Durch gegenwärtigen und den vorigen Aufsatz, dürfte also dieser Gegenstand für diese Blätter erschöpft seyn. Kbg.

vor allen Dingen so angelegt werden, daß der Feuerheerd nicht in die Brennerei geht, sondern unter ein eingeschlossenes Kamin, wo dem Rauch die Freiheit benommen ist, in der Brennerei sich zu vertheilen. Diesen Zweck erreicht man am ersten, wenn man den Rauchfang auf der Brandmauer ruhen läßt, auf der inwendigen Seite dieser Brandmauer, nemlich in dem Kamin, den Feuerheerd anlegt, die Blase aber auf die andere Seite in die Brennerei legt, und in dem Kamin eine Thür, wie zu einem Zimmer, anbringt, damit es ein eigenes Behältniß ausmacht, hiedurch wird der Zug des Rauchs so sehr vermehrt, daß dieses Behältniß zugleich ein gemächlicher und sehr paßlicher Aufenthalt für den Brenner bei Erholungen wird, wo derselbe des Winters zugleich Wärme genießt, und gute Aufsicht bei Regierung des Feuers anwenden kan, ohne vom Rauch beläſtigt zu werden.

Um jedoch diesen letzten Zweck ganz und gewiß zu erreichen, muß die Blase mit folgenden Vorsichtigkeitsregeln gesetzt und mit Luft- und Feuerzügen angelegt werden. Der Aschenheerd muß 1 Fuß hoch, dabei nicht eingeschränkt, sondern möglichst geräumig seyn, damit der Luftzug Raum behält, und die Asche gemächlich herausgezogen werden kan. Dieser Luft- und Aschenheerd wird mit 2 eisernen wohl passenden Thüren versehen, wodurch jederzeit das Feuer regiert werden kan.

Hierauf folget der Feuerheerd, welcher 1 Fuß hoch, mit gegossenem eisernen engen Rost, die schärfe Kante auswärts gekehrt, belegt, und hinten 2 Zoll höher ist, als vorne bei der Thür; das Einheizeloch wird in der Feuermauer gewölbt, und mit einer passenden eisernen Thür versehen. Nunmehr komt alles auf die wohlangebrachten Feuerzüge an, um eines Theils alle Hitze möglichst zu nutzen, andern Theils aber, den Rauch so hoch in den Rauchfang zu führen, daß derselbe weder dem Brenner, noch der Brennerei, nachtheilig werden kan. Die Blase muß nicht dicht ans Einfaßgemäuer, sondern so gelegt werden, daß das Feuer ganz herum unten 2 Zoll, in der Mitte aber nur 1 Zoll Spielraum behält; alsdenn beginnen die beiden Feuerzüge, welche 4 Zoll Quadrat vorne an dem Blasenofen ihren Anfang nehmen, an beiden Seiten der Blasen sich rückwärts nach der Feuermauer ziehen, durch die Feuermauer sich dergestalt in schräger Richtung erheben, daß selbige 3 Fuß über der Feuerheerdsthür 6 Zoll Quadrat in dem Rauchfange zum Vorschein kommen, und mit 2 eisernen Thüren verwahrt werden können. Wenn diese Vorrichtungen ohne Fehler angebracht sind, so kan man durch mehr oder weniger Oefnen oder Verschließen der Luft- und Feuerzüge die Hitze dergestalt vermehren oder vermindern, daß man selbst bei überflüßigem Feuermaterial auf dem Heerde, durch gänzliche Verschliessung der Züge, die gröſeste Mäßigung in einem Augenblick hervorbringen; hingegen bei mehr oder weniger Oefnen

dieser

dieſer Züge, auch in der äußerſten Geſchwindigkeit, die erforderliche Hize angebracht werden kan.

Aus dieſer Beantwortung der erſten Anfrage wird ein Werkverſtändiger die zweite Anfrage nunmehr ſelbſt auflöſen können, weshalb ich gleich zur Beantwortung der dritten Anfrage c) übergehe.

Um hierauf, ſo viel möglich, ein beſtimmtes Reſultat geben zu können, ſo nehme ich einen Ort an, wo das Klafter büchen Holz, 6 Fuß Quadrat 6 Rthlr., daß Fuder Steinkohlen zu 30 Balgen, mit Fuhrlohn, Zoll und Weggeld 5 Rthlr. 15 mgr., und 1000 ſchwarze Törfe 1 Rthlr. 4 mgr. koſten, wovon ich eine Blaſe, 24 Eimer haltend, regieren laſſe.

In 24 Stunden werden gewöhnlich 6 Blaſen abgetrieben. Dieſe 6 Blaſen erfordern

1) An Torf:

die erſte Blaſe	— 200 Törfe	—	200 Törfe
die 5 übrigen, jede	120 Törfe	—	600
		Summa —	800 Törfe à 4 mgr.

koſtet alſo dieſes Feuermaterial in 24 Stunden auf — 32 mgr.

2) An büchen Holz:

die erſte Blaſe	—	$\frac{1}{2}$ Klafter	— 9 mgr.
die 5 übrigen Blaſen, jede		$\frac{1}{16}$ Klafter	— 30 mgr.

beträgt alſo das büchen Holz in 24 Stunden — 1 Rthlr. 3 mgr.

3) An Steinkohlen.

Die Steinkohlen habe ich zwar ſelbſt beim Branteweinbrennen noch nicht angewandt, jedoch die Brennerei bereits dazu eingerichtet, indem ich nach genauer Erkundigung in einer großen Brennerei, wo ſtets 12 Blaſen von diverſer Größe mit Steinkohlen auf die Eingangs gerügte fehlerhafte Art betrieben werden, erfahren und mich ſelbſt davon überzeugt, daß eine Blaſe von der hier feſtgeſetzten Größe, zu jedem Brande, aufs allerhöchſte $\frac{1}{2}$ Balge Steinkohlen erfordert – folglich würden zu 6 Bränden in 24 Stunden verbraucht

3 Balgen à 6 mgr. 4 pf.

Facit = 19 mgr. 4 pf.

Nach dieſer Berechnung, die jeder aufmerkſame Branteweinbrenner richtig finden wird, zeichnen ſich die Steinkohlen ungemein vortheilhaft aus, und würden bei großen Brennereien von anſehnlichem Nutzen ſeyn **). Das allgemein eingewurzelte ungegründete Vorurtheil der Branteweinbrenner iſt bisher die Urſache dieſer Verachtung geweſen, und weshalb die-

**) Auch bei Bierbrauereien mit Steinkohlen, könte dieſer Aufſatz, in manchem Betrachte, ſchon zur Anweiſung der Einrichtung dienen. Rthg.

dieſes wohlfeilere Holz erſparende Feuermaterial gleichſam als unanwendbar beim Brantweinbrennen behandelt iſt.

Der künftige größere Holzmangel wird den Nutzen der Steinkohlen auf viel und mancherlei Art zeigen. Die Kunſt wird ſelbe durch die Rectification geſchickt machen, ihnen in den Küchen der Großen, wie in England, den Vorzug vor den Holzkohlen einzuräumen, und ſo wird man, beſonders bey Brantweinbrennereien, durch Anlegung beſonderer Oefen, die man faule Heinzen nennt, eine Erſparniß einführen, die noch an die Hälfte des oben angeführten reicht.

W. J.

Etwas über die Steinkohlenfeuerung in Schleſien und England.

Die hiſtoriſche Chronik in den ſchleſiſchen Provinzialblättern, Breslau 1788. 8., theilt in dem Stück vom Monat April Seite 347. f. eine höchſt intereſſante Nachricht über die Steinkohlenfeuerung in Schleſien von 1787 mit, woraus ich hier nur folgendes herſetze. Der Arten dieſer Feuerung waren daſelbſt in bemeldetem Jahr:

102 Bleichen,
224 Brantweinbrennereien,
44 Brauereien,
16 Backöfen,
24 Färbereien,
25 Gelb- und Zinngießer,
53 Seifenſieder und Kalköfen.
2566 Schmieden,
2580 Stubenfeuerungen,
67 Ziegeleien,
64 verſchiedene andere,

Überhaupt 5740.

Es wurden 420,000 Scheffel Steinkohlen verbraucht, und dadurch 80,000 Klafter Holz erſpart.

Bekantlich wird das engliſche Bier und der Brantewein in England bei Steinkohlenfeuerung verfertigt. Nach dem bei Buſſon in Paris 1788 unter dem Titel Londres & ſes Environs, ou Guide des Voyageurs &c. in zwei Octavbänden herausgekommenen vortreflichen Werke aber, und zwar im letzten Kapitel des erſten Theils, wird die jährliche Conſumtion des ſtarken engliſchen Biers in London zu 2,937,384 Fäſſer, die des ſchwachen zu 897,987 Fäſſer, die des Rums, Brantweins und anderer ſtarken Getränke 11,798,765 Gallons, den Gallon zu 4 Cartes gerechnet, der Verbrauch der Steinkohlen hingegen zu 699,783 Voitures, jede Voiture zu 12 Säcken, und jeder Sack zu 3 Boiſſeaux angegeben.

Hannover. G. F. Wehrs.

Bei

Beitrag zu dem Aufſatze im 99ten Stücke dieſes Magazins von dieſem Jahre, den Zuſatz von Bohnen und Erbſen zum Rockenmehl betreffen.

Einer unſerer beſten und erfahrenſten Landwirthe ſchreibt unterm 11ten dieſes:

„Bei Gelegenheit des Aufſatzes über die Zuſetzung von Bohnen oder Erbſen zum Brodkorn, iſt zu bemerken, daß auch ich es thue, daß es in verſchiedenen Gegenden Weſtphalens und in den Marſchländern faſt allenthalben geſchieht; und daß man nirgends irgend einen widrigen Erfolg davon wahrnimt."

W. W.

Induſtrie-Anekdote.

Johann Friedrich Löſeke, ein Zögling der Induſtrieſchule in Göttingen, erhielt am 7ten Oct. d. J. bei der Vertheilungen der Belohnungen in dieſem Inſtitut, wegen ſeines beſondern Fleißes in der Lehrſchule, und zur Unterhaltung und Leitung ſeiner vorzüglichen Betriebſamkeit, ein Bekkerſches Noth- und Hülfsbüchlein.

Ein ſehr belohnender Beweis, daß ich für ihn das rechte Geſchenk gewählt hatte, war es mir, als er vor einigen Wochen zu mir kam, und die Erlaubniß verlangte, den Saamen von den auf dem göttingiſchen Walle ſtehenden Linden ſammlen zu dürfen; weil nach Seite 111 des Buchs die Lindennüßchen gar ein vortreffliches Oel bei ſich hätten, welches ſo theuer als das beſte Baumöl verkauft würde, und er ſchon beobachtet habe, daß noch viele Bäume unſers Walles reifen Saamen enthielten, welcher ſich leicht abklopfen ließe.

Auf meine Anzeige erhielt der Knabe vom hieſigen Magiſtrat die Erlaubniß, den Lindenſaamen zu ſammlen, und brachte bei dieſem erſten Verſuch einen Himten Nüßchen zuſammen, wovon, nachdem die äuſeren Kapſeln auf der Grützemühle abgeſcheelt waren, $\frac{3}{16}$ Theile des Himtens reine Saamenkörner blieben.

Hieraus wurde an Oel geſchlagen $1\frac{1}{8}$ Pfund. Dieſes Oel nebſt zwei Kuchen brachte mit der Knabe mit groſſer Freude, und ich ſchickte ihn damit vor das Magiſtratscollegium, wo er zur Aufmunterung ſeines Fleißes ein Geſchenk und die Erlaubniß bekam, noch mehr Saamen zu ſammlen. Einige Tage hernach hatte er mit ſeiner Mutter in ſechs Stunden $2\frac{1}{2}$ Himten Lindennüßchen geſammlet, und dabei

beobachtet, daß man einen mäßig voll tragenden Lindenbaum wohl auf einen Himten Nüßchen anschlagen könne, und daß bei dem vorsichtigen Abklopfen a) auf ein großes ausgebreitetes Tuch, zwei Personen in einer Stunde, bei hellem Frostwetter einen Himten zu sammlen im Stande wären.

Aus den vorerwehnten $2\frac{1}{2}$ Himten Nüßchen wurden nach dem Zeugniß des hiesigen Müllers Fidler $5\frac{1}{2}$ Pfund Oel geschlagen, so, daß man also den Himten Nüßchen im Durchschnitt auf $2\frac{1}{3}$ Pfund Oel anschlagen kan.

Das Oel klärt sich bald, nachdem es gepreßt ist, und hat einen reinen Geschmack und vorzügliche Fettigkeit, wodurch es zu Saladen und andern Speisen brauchbar wird b).

Zu dem Brennen auf der Lampe empfiehlt es sich ebenfalls sehr durch die weiße Flamme, den wenigen Ruß, welchen es absetzt, und denn besonders dadurch, daß es außerordentlich rathsam brennt. An diesem noch frischen Oel haben Versuche gelehrt, daß es sich gegen gemeines Baumöl in der Dauer wie 3 zu 2 verhalte, da 1 Loth Baumöl 2 Stunden, 1 Loth Lindenöl dagegen 3 Stunden brennet.

Die Kuchen können zu Suppen gebraucht werden, wenn sie nemlich gerieben, und etwas in der Pfanne gebrannt werden, dann das Oel verdunstet.

Wagemann.

a) Das Abklopfen müßte wohl in jedem Betrachte, vornemlich bei dem Lindenbaume, in Hinsicht auf den besondern Wuchs der Saamenkapseln geschehen, wenn man sich in folgenden und vielleicht mehrern Jahren nicht um die Frucht bringen, auch der Schönheit des Baums nicht schädlich werden will. Klbg.

b) Der verdienstvolle Hr. Verf. hat eine kleine Probe davon übersandt. Nach dem Urtheile Verschiedener, die es gekostet, bestätiget sich das, was wegen der Fettigkeit gesagt ist vorzüglich. Aber einen besonders eignen, obgleich nicht unangenehmen Geschmack fand man daran. Klbg.

Anfrage.

In einem Vorrathsschranke, worin verschiedene Sorten Mehl, Grütze und Gewürz aufbehalten werden, hat sich im erstern die Mite, oder nach Frisch Lexicon Seite 665 Miete, ein sechsfüßiger sehr kleiner Wurm, so sich oben auf das Mehl setzt, gezeigt. Da es dasist eine nachtheilige und unangenehme Sache ist; so würden vielleicht mehr andere dadurch verpflichtet werden, wenn in diesem Magazin ein Mittel zu deren Vertreibung von Jemand geneigt angegeben werden könte.

Hannoverisches Magazin.

104tes Stück.

Montag, den 28ten December 1789.

Nachtrag zu der im 53ten Stück dieses Magazins v. J. 1787 gegebenen deutlichen Anweisung, Seife zu sieden.

Ich bin den Freundinnen, welche Gebrauch von meiner Anweisung, Seife zu sieden, gemacht, einige Bemerkungen schuldig, die ich seit dieser Zeit angestellt habe; denn ich mache es mir zur Pflicht, alles mitzutheilen, was ich in diesem Fache neues entdecke, und erwarte von einer jeden aufmerksamen Hauswirthin, daß sie meine Offenherzigkeit belohnen, und auch mir eine Belehrung geben wird, wenn sie eine Erfahrung im Seifensieden macht, die ich noch nicht kenne. Denn ich habe in dieser Wissenschaft kein Geheimniß. Alles, was ich davon weiß, stehet in diesen Blättern, und auch alles, was ich künftig davon erfahre, werde ich denselben anvertrauen, mit der Bitte, daß man der Welt kein Geheimniß aus meinen kleinen Bemerkungen mache.

Ich werde Ihnen meine Bemerkungen so sinnlich und anschaulich vortragen, wie ich sie gemacht habe; denn wir Frauenzimmer können die umständlichen Erzählungen leiden; und da ich nicht für die Herren schreibe, so kan ich meiner Neigung genug thun, und meinen Freundinnen sagen, wie und unter welchen Umständen ich meine Bemerkungen gemacht.

Ich habe erst seit kurzem zwei mal Seife gesotten, und beide mal bin ich mit der Ausbeute und mit dem Ansehn derselben zufrieden gewesen. Da ich sie aber zum Waschen brauchte, so schäumte die eine fast gar nicht, die andere aber sehr gut. Die fehlerhafte solte nach meiner Meinung besser seyn, als die andre, denn sie war von dem schönsten ausgelaßnen Talg gesotten, zu der hingegen, welche vollkommen gut war, hatte ich nur schlechten häutigen Talg gehabt. Ich wolte nun freilich gern den Fehler aufsuchen, aber, wo solte ich ihn finden? Die Seife sahe so schön aus, daß ich gern der Innung dieser Kunst ein Stück zur Beurtheilung übersandt hätte, wenn mir nicht wäre nur allzugut bewust gewesen, daß keine Pfuscher zünftig sind. —

Ich fing freilich nun an, dieses und jenes zu denken, was Schuld an diesem Fehler sey, und da ich nicht weiter kommen konte, mußte der unschuldige Talg den Fehler über sich nehmen. Denn, wer weiß, dachte ich, von welchem Thier Fett darunter ist, das vielleicht keine andere Seife werden läßt. Mich selbst hatte ich nun frei gesprochen, und mein Versehn war es nicht, daß der Seife der Schaum mangelte. Aber empfindlich war es mir, von meinen Waschleuten zu hören: die Seife schäumt nicht — sie mußten mir zwar Proben machen, ob sie den Schmuz wegnahm, dieses that sie, aber dennoch, setzte eine um die andre darzu: ich lobe mir Seife, welche schäumt — doch aber waren ihre Erzählungen von Seife bei andern Leuten, welche auch nicht geschäumt hatte, Balsam für meine Wunde, denn diese war aus Meister Händen gekommen. Nun befestigte ich mir von neuem den Grund, eine gewisse Sorte Talg giebt keine andere Seife. —

Vor einigen Tagen gehe ich zu einer Verwandtin, ich finde sie bei dem Geschäft, daß sie Seife aus dem Kessel tragen läßt. Ich sehe die ausgetragene Seife an, und finde, daß noch Fett auf der Seife stehet. Ich zeigte ihr diese Bemerkung, und sie war eben so sehr in Erstaunen gesetzt als ich, zu sehn, daß der gröste Theil zwar Seife, aber dem ungeachtet noch Talg vorhanden war. Hätten es meine Augen nicht selbst gesehn, so würde ich diese Erscheinung verneint haben, weil ich geglaubt, es könne keine Seife und zugleich noch Fett bestehn. Aber es ist gewiß. Ich gab meiner Frau Muhme den Rath, ihre Seife mit andrer Lauge in den Kessel zu thun, um ihr das Fett zu vertreiben. Dieses konte sie nicht sogleich, weil noch keine Lauge da war, die Seife mußte also kalt werden, ich ließ mir etwas davon geben, und fand, daß sie nicht schäumte. —

Wer war vergnügter als ich, da ich mit Wahrscheinlichkeit sahe, ich hatte einen Schritt in meiner Kenntniß gethan. Ich setzte geschwind ein Stück meiner Seife mit Lauge an das Feuer, und so bald sie zergangen war, denn kochen durfte sie nicht erst, sahe ich, daß noch Fettaugen vorhanden waren, welche man aber, ohne daß man Verdacht hatte, nicht würde bemerkt haben. Aber ganz konte ich mich doch nicht beruhigen, warum sich dieses wenige Fett nicht mit der Seife vermischt hätte. Ich machte Proben. Ich nahm etwas Talg und Lauge, setzte es zum Feuer, nachdem es eine Stunde gekocht, sahe ich, daß ein Theil zur Seife angesetzt hatte. Ich goß mehr Lauge darzu und das Fett nahm ab, aber es blieb noch etwas übrig, welches ich durch das Nachgießen mehrerer Lauge ganz tilgte. Ich schloß daraus, daß ein gewisses Quantum Lauge zu einem gewissen Theil Fett gehört, welches ich aber nicht zu bestimmen vermag. Aber ich muß auch nicht vergessen, zu sa-

gen,

gen, daß meine fehlerhafte Seife durch das Umſieden gut wurde, denn nun ſchäumte ſie wie die andre. Der Schluß davon war, daß ich dem fetten Talg mehr Lauge als dem andern hätte geben ſollen. Ich hatte in eben dieſem Keſſel ſchon 32 bis 34 Pfund Talg zu guter Seife geſotten, und dieſes mal hatte ich nur 26 Pfund, und den Keſſel eben ſo weit voll, ein Beweiß, daß die Lauge nicht ſo kraftvoll geweſen, ob ich gleich eben ſo viel Aſche und Kalk genommen, als zu dem erſten. Hier kan ich noch bemerken, daß, wenn man einigen Verdacht in die Aſche ſetzt, daß ſie nicht beſonders gut ſey, man etwas mehr Kalk nehmen könne, um die Kraft der Aſche zu verſtärken, und der Seife iſt es auch nicht zum Nachtheil, denn ſie wird weißer.

Im Vorbeigehn muß ich noch etwas berühren, das eine Hausmutter in Verlegenheit ſetzen könte, wenn ſich der Fall zutragen ſolte. Eine gemeine Frau, welche ſich einen Theil ihrer Nahrung durch Seifenſieden in anderer Leute Häuſern erwarb, hatte ſchon 2 Stunden lang die Seife geſalzen, um die Trennung zu bewirken, aber ſie konte in der Maſſe keine Lauge bemerken, ſo oft ſie auch welche zum Verſuch heraus nahm. Dieſes arme Weib bat mich ſehr verlegen, ſuchte meinen Rath und zeigte mir eine Probe. Eilf Stunden, ſagte ſie, habe ich nun ſchon geſotten, ſeit zwei Stunden ſalze ich ſchon, und kan es nicht dahin bringen, die Lauge zu ſcheiden. Ich that verſchiedene Fragen an ſie, welche mich durch ihre Antworten belehrten, daß ſie zu wenig Lauge in dem Keſſel hatte, denn in eilf Stunden verſicherte ſie, habe ſie nichts nachgegoſſen, weil der Keſſel ſo groß ſey, daß keine Gefahr zum Ueberlaufen vorhanden geweſen, alſo hätte ſie auch keine Nothwendigkeit zum Nachgießen gefühlt. Ich machte ihr die Nothwendigkeit einleuchtend, und ſagte ihr, ſie würde endlich die ganze Seife verbrannt haben, wenn ſie fortgefahren zu kochen; denn die Lauge wäre durch das lange Kochen aufgezehrt, und die Bemerkung der Trennung würde von ihr unentdeckt geblieben ſeyn, auch vorzüglich darum, weil ſie die Seife von zwei Steinen Talg in dem Keſſel hatte, alſo, wenn auch noch etwas Lauge vorhanden war, ſo war doch der Seife ſo viel, daß ſie nicht bis zu demjenigen Laugenvorrath kommen konte, auch war die Seife ſchon ſo verſalzen, daß ſie wie gerieben Brodt ausſahe. Nun rieth ich ihr, etliche Eimer Lauge zuzugießen, und dieſes noch eine Stunde mit einander kochen zu laſſen, ſo würde ſie die Trennung der Seife und Lauge bald bemerken. Sie folgte meinem Rath, und der Erfolg belehrte ſie, daß er nicht übel geweſen.

Bis jetzt bin ich noch immer ſo glücklich geweſen, einem unangenehmen Vorfall in dieſem Handwerk, bald nach einigen Proben, bald durch reifes Nachdenken abzuhelfen; und ich

läugne es selbst nicht, daß ich oft mit mir selbst zufrieden war, und daß es mir schmeichelte, wenn man sich hier und da mein Gutachten erbat, welches ich immer so glücklich war, mit gutem Erfolg zu geben.

Jetzt schickt mir auch eine Freundin eine Probe ihrer mislungenen Seife zu, und fragt, ob ich nicht wisse, was sie anfangen solle, da sie die Trennung nicht ins Werk setzen könne? Schon die Anfrage von einer Wirthin, welche weit länger als ich in diesem Geschäft geübt war, und mit der ich mich oft über die mannigfaltigen Erfahrungen, welche wir gemacht, besprochen hatte, war für meine Vernunft und Erfahrung was Abschreckendes. Ich besahe diese Probe, und mußte gestehen, dergleichen nie gesehen zu haben. Die Masse sahe aus wie eine Mehlsuppe, nemlich als wenn man Mehl im kochenden Wasser quirlt, ganz so knotig, nur mit dem Unterschiede, daß diese weiß und jenes ganz dunkel aussahe.

Ich ging selbst zu ihr, und wir machten Versuche, aber alle waren fruchtlos; die Masse veränderte ihre Gestalt nicht. Wir wußten nichts mehr, als die Asche müßte Schuld seyn. Jedoch kam auch dieses nicht mit unserer Erfahrung überein; denn, taugt die Asche nicht, so kan die Lauge nicht gut werden, und ist die Lauge nicht gut, so bleibt es Fett. Aber dieses war kein Fett, es hatte mehr Aehnlichkeit mit Seife, nur daß es eine dünne Suppe war. Hier war es, wo meine Seifensiederkenntniß Gränzen hatte, und wo das kleine stolze Gefühl, manchem Rath gegeben, und auch öffentlich belehrt zu haben, ganz demüthig zusammen sank. Nun fühlte ich es, daß ich weder aufgedungen noch losgesprochen war, und empfand nur den Pfuscher. —

Ich ließ mir etwas von dieser Masse in mein Haus bringen, und fing von neuem an, Proben zu machen. Zuerst machte ich Lauge, welche nach meiner Kenntniß sehr gut war; ich setzte diese Masse mit Lauge zum Feuer, sie vermischte sich sogleich damit, ließ sich aber nicht wieder trennen. Ich sahe, daß mein kupferner Kessel, in welchem ich dieses gesotten, so weit die Masse darin in die Höhe gekocht, ganz schwarz aussahe: auch dieses war mir eine neue Erscheinung. Nun fing ich an zu argwohnen, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, und daß sich vielleicht Feen mit ihrer Zauberkunst bis zu einem Seifenkessel herab gelassen. Da aber der Aberglaube kein Erziehungsfehler bei mir war, so überzeugte ich mich bald, daß ohne Hexerei etwas zu der Masse könte gethan seyn, welches diese unangenehme Würkung hervor gebracht.

Zucker und Brod, sagte ich zu mir selbst, soll ja der Seifensiederei so nachtheilig seyn. Dieses besann ich mich von meiner Großmutter, einer sonst sehr braven Frau, gehört zu haben. Ich setzte die verderbte Masse b.: Sei-

te, und fing nun erst an zu versuchen, ob ich solche zum Vorschein bringen könte. Dieses ins Werk zu setzen, setzte ich Talg und Lauge zum Feuer; in einen Theil warf ich ein Stück Zucker, in den andern ein Stück Brod; aber meine Seife gerieth zu meinem größten Unwillen sehr gut. So trägt man sich oft mit Hörensagen, giebt es für Wahrheit aus, ohne es zu prüfen; und wahrscheinlich würde ich auch meinen Kindern die Warnung für Brod und Zucker hinterlassen haben, wenn mich dieser Fall nicht veranlaßt hätte, die Wahrheit zu suchen.

Ich zeigte nun meinem Manne den schwarzen Kessel, und erzählte ihm meine zweifach mislungene Probe. Er war auch nicht abgeneigt, zu glauben, daß etwas Unnatürliches in dieser Seifenmasse sey. Solte wohl Scheidewasser diese Erscheinung hervor bringen? sagte er. Dieser Gedanke war mir so anschaulich, daß ich es für das unfehlbar schädliche Mittel hielt, und es sogleich ergrif. Aber, geirrt! — Ich will eben nicht sagen, daß es beitrug, die Seife schön zu machen, aber es setzte mir kein Hinderniß bei der Trennung in den Weg. Doch ließ ich mich nicht abschrecken, mehr zu versuchen. Vitriol, Alaun, Salpeter, Brantewein, diente nur dazu, meine Kenntnisse zu vermehren, verdarben aber die Seife nicht. Vitriolsäure war ein für mich wundervoller Versuch. Zuerst ließ sie das Fett zu keiner Seife werden, sondern es blieb und war Fett. Nun versuchte ich, und setzte ein Stück reine gute Seife zum Feuer, that etwas Vitriolsäure dazu, und in kurzem sahe ich die Seife in ein garstiges braunes Oel verwandelt, und unter dem Oel sahe es aus, als wenn man Kaffeesatz mit Milch vermischt. Bald war ich nun der Proben überdrüssig, ich ließ wenigstens auf diesen Tag meine chymischen Versuche ruhen. Am andern Morgen fing ich von neuem an, ich sahe, daß die zu Oel gewordene Seife eine feste Scheibe war. Sogleich setzte ich sie zum Feuer, NB. mit Lauge, und sie wurde wieder in Seife verwandelt. Wenn sich ein Chymiker bis zur Durchsicht meines Blattes herabläßt, wahrscheinlich lacht er, daß ich bei der Würkung und Verwandlung der Vitriolsäure so sehr staune, da ihm die Würkung so natürlich ist, als mir der Gedanke, wenn es 10 Uhr geschlagen, daß es auf 11 geht. Aber, lesen Sie nur bis ans Ende, mein Herr, damit Sie meine Bitte, welche ich noch an Sie richten werde, vernehmen.

Ich ergreife nun meine schlechte Masse wieder, um zu erfahren, ob noch ein Mittel in meiner Kraft stehet, sie zu trennen. Zuerst ist mir die Vitriolsäure am wahrscheinlichsten; denn, verwandle ich die Masse in Oel, so habe ich gewonnen; dieses Oel siede ich wieder zu Seife, so habe ich doch einem Spaßvogel seine Schadenfreu-

de, obgleich mit vieler Mühe, zu Schande gemacht. Der Versuch wurde sehr schnell ausgeführt. Allein — er schlug meinen Muth nieder. Diese Säure würkte nichts als gewaltsames Aufbrausen, und nachdem sich dieses verloren hatte, blieb es wie zuvor. Ich klagte diese fehlgeschlagene Freude meinem theilnehmenden Manne, und er rieth mir, trockne Mittel zu gebrauchen, da wahrscheinlich diese Masse durch eine Säure verdorben wäre. Kreide und Magnesia verschlangen weiter nichts, als Feuchtigkeit, und dienten nur dazu, die Masse etwas dicker zu machen. Nun nahm ich meine Zuflucht wieder zu den vorigen Mitteln, womit ich geglaubt hatte, die Seife zu verderben. Also Vitriol, Alaun, Salpeter, Brantewein, Weinessig, alles dieses setzte ich diesem Gift fruchtlos entgegen. Die Hausmittel mag ich nicht einmal alle hier her setzen, welche in meiner Bemühung ohne Nutzen blieben. Noch einen Gedanken lieferte mir mein Mann, welcher eben Lauge von Potasche stehen hatte. Ich versuchte es noch damit, und veranlaßte dadurch doch so viel, daß die Lauge in der Masse sichtbar wurde; es trennte sich auch etwas davon, aber die Masse blieb weich, so viel Mühe ich mir auch noch gegeben habe.

Nun, meine Herren Chymiker, werden Sie mir es doch verzeihen, wenn ich die gefälligsten darunter ersuche, mir und meinen Freundinnen zu sagen, was wohl diese giftige Würkung hervor brachte. Aus meinen angeführten Proben ersehen Sie, daß ich nicht zu geschwind und zu kühn diese Bitte thue. Aber auch in meinem und in meiner Seife siedenden Freundinnen Namen müßte ich Ihre Gefälligkeit, uns die Seife verderben zu lehren, verbitten, wenn Sie uns nicht zugleich das Gegengift, sie wieder gut zu machen, anzeigen. Denn, ich bin nicht abgeneigt, zu glauben, daß die Kenntniß, Schaden zu thun, vielleicht geschwinder ausgeführt werde, als die Anweisung zu einer edlen That.

Hätte sich doch jener berühmte Herr Professor, welcher sich in seiner Uebersetzung um die französischen Seifenkessel verdient macht, und einen Zusatz und Vermehrung von deutschen Seifensiedereien hinzufügt, doch ein Verdienst um uns Hauswirthinnen erworben, und uns Nachrichten mitgetheilt, welche uns jetzt oder bei einem vorfallenden kritischen Falle nüzzen könten. Ueberhaupt mögte ich wohl wissen, für wen der Mann in seinem Zusatze hat schreiben wollen. Einem Laien konten seine Nachrichten nicht dienen; sie sind unvollständig, und gehen auch alle ins Große. Für einen Mann von Profeßion konte er doch gewiß auch die Absicht nicht haben zu schreiben; denn, der Seifensieder wird doch wohl wissen, wie ein Kessel aussiehet, und was er für Schippen und Gefäße zu seinem erlernten

lernten Handwerke braucht; und dann hält ſich der Herr Verfaſſer am längſten beim Ausſchneiden der Seife auf, und dieſes iſt ihm auch am deutlichſten gelungen. Ich muß geſtehen, daß, wenn die Seife erſt bis zum Ausſchneiden iſt, daß ſie gewiß ein jeder ohne Anweiſung zerlegen wird. Dieſes habe ich vorausgeſetzt; denn, in meiner Anweiſung, Seife zu ſieden, habe ich mich darauf nicht eingelaſſen.

Eine chymiſche Bemerkung liefert der Herr Verfaſſer, und dieſes iſt das Fach eines Gelehrten. Er ſagt:

„die blümige Seife, ſo durch und durch wie ein gemohrter Zeug ausſiehet, weißliche Wellen an ſich trägt, und für beſſer als die gemeine Seife gehalten wird, entſtehet von ſelbſt und ohne künſtliche Farbe, wenn man die noch weiche Seife in der Form mit einem Holzſpatel der Länge und der Breite nach durchrühret, und Luft hinein bringt; dieſe Wellen zeigen ſich ſogar an der heiſſen Seife.

Es iſt kühn, dieſe chymiſche Bemerkung zu widerlegen. Aber, ich habe es der Länge und der Queere nach verſucht, meine Seife gerührt, und dennoch erhielt ſie keine Blumen. Es wäre möglich, daß eine beſondere Holzart zu dem Spatel gehörte, aber davon iſt nichts geſagt worden. Ein Gelehrter ſolte ſich, nach meinem Gefühl, nicht eher mit Werkſtätten abgeben, als wenn er dem Handwerksmanne einen Nutzen zuweiſen, einen Schaden verhindern, oder eine neu gemachte vortheilhafte Entdeckung bekant machen könne.

Ich muß es geſtehen, daß ich bitter bin, wenn ſich ein Mann mit Recepten und Nachrichten abgiebt, welche er nicht durch eigene Erfahrung geprüft und für gut gefunden hat. Denn, oft und gröſtentheils haben ſie mit der Prüfung nichts zu ſchaffen, ſondern überlaſſen es demjenigen, welcher Gebrauch von ihren geſammelten Nachrichten macht. So habe ich mich z. B. einmal verführen laſſen, nach eines Gelehrten Recepte Lichter zu gießen. Er ſchlug einige Pulver vor, welche den Talg dem Wachs ſehr ähnlich machen ſolten, und ein ſolches Licht brennte, ich weiß nicht mehr, wie viel Stunden, oder ob es gar Tage waren. Ich folgte der Vorſchrift ſehr getreu, und verdarb mir eine ganze Menge Talg; denn, die Lichter waren gar nicht brennbar. Und eben ſo zuverläßig ſind auch gröſtentheils die Koch- und Wirthſchaftsbücher.

Anekdote.

Der englische Dichter Mallet war ein starker Freigeist, und redete eben so frei als er dachte. Er machte sich kein Gewissen daraus, seine skeptischen Meinungen, wo er nur irgend Gelegenheit fand, anzubringen und auszubreiten. Seine Frau dachte eben so, und bildete sich, (wie freigeisterische Frauenzimmer gewöhnlich thun) nicht wenig darauf ein.

Die vermeintlichen Beweise gegen die Wahrheit der Religion, und die Predigten über das, was ein sogenannter starker Freigeist nicht glauben müsse, wurden so oft von diesem würdigen Paare wiederholt und mit so vielem Ernst und Eifer vorgetragen, daß sie bald alle ihre Bedienten bekehrten, und die geringsten Domestiken eben so geschickt gegen die Religion zu disputiren wußten, als ihre Herrschaft. Der Lakai, welcher bei der Tafel aufwartete, war so völlig überzeugt, daß er wegen der Verbrechen, die er begehen mögte, nie in einem andern Leben zur Rechenschaft würde gezogen werden, daß er den Entschluß faßte, sich diese tröstliche Lehre zu Nutze zu machen, und daher mit vielen Kostbarkeiten seiner Herrschaft, besonders ihrem Silbergeschirr, durchging. Zum Glück holte man ihn noch ein, und brachte ihn mit dem ganzen Raube in das Haus seines Herrn zurück, der ihn denn gleich, in Gegenwart einiger Freunde, verhörte. Der Kerl war anfangs ganz mürrisch, und wolte keine Frage beantworten; endlich drang man so sehr in ihn, den Grund seiner Freveltat anzugeben, daß er ganz entschlossen sagte: „Herr, ich hatte Sie so oft von der Unmöglichkeit eines künftigen Lebens reden, und behaupten hören, daß nach dem Tode weder die Tugend belohnt, noch das Laster bestraft werden würde, daß ich der Versuchung, diesen Raub zu verüben, nicht widerstehen konte." — „Aber, du Schurke! sagte Herr Mallet, fürchtetest du dich denn nicht vor dem Galgen?" — Herr, versetzte der Kerl mit finsterm Blick auf seinen Herrn, was geht es Sie an, wenn ich Lust hatte, es darauf zu wagen? Sie hatten mir die Furcht vor dem größern Uebel benommen; warum solte ich das kleinere fürchten?"

Wem fällt hierbei nicht Gellerts Freigeist ein?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google